

Westermanns Monatshefte

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Dreiunddreißigster Band.

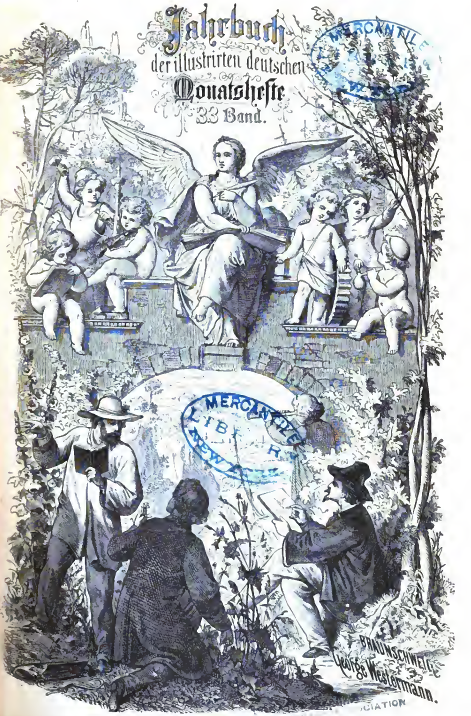
Der dritten Folge erster Band.

October 1872 — März 1873.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1873.


Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
33 Band.
BRAUNSCHWEIG
George Westermann.

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

dreiunddreißigsten (der dritten Folge ersten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Boxberger, Dr., in Erfurt, 444. — Braun-Wiesbaden, Karl, in Berlin, 151. — Fischer, Wilhelm Heinrich, in Breslau, 56. — Förster, Ernst, in München, 213, 430. — Glaser, Adolf, in Berlin, 104, 182. — Grandjean, M. E., in Nassau, 227. — Grosse, Julius, in München, 1, 121, 233. — Hartmann, Robert, in Berlin, 271. — Heine, Wilhelm, in Dresden, 517, 646. — Herrmann, Ludwig, in Aschaffenburg, 654. — Hoefer, Edmund, in Stuttgart, 345, 457, 569, 658. — Hoffner, Wilh., in Breslau, 18. — Klein, Herm. J., in Köln, 175. — Köhler, Louis, in Königsberg, 438. — Kupfer, O., in Berlin, 375. — La Mara, in Leipzig, 90. — Lichterfeld, F., in Berlin, 390, 630. — Mädler, J. H. v., in Hannover, 33. — Maltzan, Heinrich, Freiherr v., in Wiesbaden, 297. — Maercker, K., in Berlin, 264. — Mecklenburg, Th., in Wolgast, 401. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 170. — Noll, F. C., in Frankfurt a. M., 504, 611. — Otto, Franz, in Leipzig, 167. — Ransonnet, E. v., in Wien, 40, 158. — Reis, Paul, in Mainz, 393, 523. — Riegel, Herm., in Braunschweig, 72. — Rosegger, P. K., in Graz, 605. — Sacher-Masoch, L. von, in Graz, 314. — Scholz, Bernh., in Breslau, 686. — Strahlenau, H. von der, in Coburg, 139. — Sugenheim, S., in Frankfurt a. M., 363, 492. — Vogel, August, in München, 173. — Werner, Paul, in Gotha, 544.

Inhalt

des dreiunddreißigsten (der dritten Folge ersten) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum dreiunddreißigsten (der dritten Folge ersten) Bande.

Nro. 97 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 193.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

October 1872.



Zur Todesstrafe.

Novelle

von

Julius Grosse.

Vor dem schönen Palais in der Kronenstraße hält eine schmucklose Equipage, und zwar schon über eine halbe Stunde.

Die glatten wohlgenährten Pferde stampfen zuweilen ungeduldig und wedeln sich in der heißen Morgensonne die Fliegen ab, während der alte Kutscher gemüthlich schläft.

Im Laden gegenüber, wo ein Barbier seine Kunden bedient, hat der kunstfertige und elegante Felix Soufflet, der sich französischer Abstammung rühmt und ein Recht darauf besitzt, als der Antinous des ganzen Stadtviertels zu gelten: — er hat seine Kunden bereits mehrmals geschnitten, weil sein geistvoller Blick immer wieder zu der unbeweglichen Equipage hinüberschweift; dabei findet Herr Felix Soufflet beiläufig Anlaß, wiederholt gewichtige Bemerkungen zu äußern.

„Zum Teufel, was haben Sie denn heute!" ruft das Opfer, welches soeben unter dem Scheermesser blutet, „wenn Sie so fortfahren, muß ich meinen Barbier wechseln."

„Bitte tausendmal um Vergebung, Herr von Heinecke," replicirt Herr Soufflet mit geläufiger Zunge, „ich bin heut etwas nervös — aber der verwünschte Wagen da drüben — —"

„Was ist mit dem Wagen?"

„Es ist die Equipage des Generalarzts Doctor Westernhagen. Ich kenne die Livrée seines Kutschers; früher war sie

violet mit gelb, seit seine Fräulein Schwester zu ihm gezogen ist, ist sie grün mit roth."

„Was kümmert Sie denn die Livrée? Gehören Sie etwa zu den Putern, daß Sie wild werden und blutgierig darauf losschneiden, wenn Sie Roth sehen?"

„Es ist nicht das, mein verehrter Herr von Heinecke," fuhr der Barbier fort, indem er das gefährliche Scheermesser abermals auf dem Streichriemen abzog, „aber die Equipage steht nun eine halbe Stunde vor der Thür, und ich zerbreche mir den Kopf, was der Herr Generalarzt dort oben zu thun haben mag. Dergleichen macht mich nervös und unruhig, denn wir sind ja doch auch ein Stück Mediciner. Sie wissen jedenfalls, Herr von Heinecke, dort oben vis-à-vis wohnt Seine Excellenz, der Herr Justizminister, aber man hat doch nichts davon gehört, daß er krank wäre."

„Ist denn das durchaus nothwendig — wenn man eine so große Familie hat, kann mancherlei vorfallen —"

„Um Entschuldigung, Herr von Heinecke, die Familie ist ganz gesund. Die gnädige Frau fuhr noch gestern mit den Fräulein Töchtern aus, und die Kleinen sind vorher mit der Gouvernante ausgegangen. Nein, hier muß etwas Besonderes dahinterstecken. Ich wette, es ist eine simulirte Krankheit, eine Komödie — Sie wissen, wegen der Zeitungen, wegen des Landtags, wegen des nichtbestätigten Urtheils. Ja wohl, Herr von Heinecke, das ist die allgemeine Meinung. — Und in Wahrheit, es ist ein Scandal! Für solche Willkür müssen wir unsere Steuern bezahlen, und jedes Jahr höhere — aber ich habe es immer gesagt, so kann die Wirthschaft nicht fortgehen. Solch ein grausamer Henker kann kein Justizminister bleiben. Hingerichtet muß ja der Arme doch werden — Sie wissen schon, wen ich meine, wozu also die Verzögerung. Heiliger Gott im Himmel, ein ganzes Vierteljahr auf den Tod warten müssen, das heißt ausgesuchte Folter! Den sollte ich einmal unter meinem Messer haben! O weh — ich bitte tausendmal um Vergebung, es ist nur das Ohr! —"

„Hol Euch der Satan!" rief der Verletzte und sprang auf. „Mir scheint, Sie haben Ihre Carriere verfehlt, denn Sie haben mehr Genie zum Scharfrichter als zum Barbier. Gehen Sie, Herr Soufflet, und lassen Sie sich anwerben vom Schinder, ich muß für solche Behandlung gehorsamst danken!"

„O mein Herr von Heinecke," sagte der Barbier mit dem Pathos der gekränkten Unschuld. „Sie gehen in der That zu weit. Sie verkennen uns und unseren Stand. Wenn wir auch nur Haarkünstler sind, so fühlen wir uns doch als Staatsbürger und wissen unsere Pflichten zu erfüllen als Theilhaber an den allgemeinen und directen Wahlen. Die öffentlichen Fragen außerdem —"

„Haben Euch den Kopf verwirrt," unterbrach ihn der Verwundete, welcher jetzt ein abermaliges Streifchen englischen Pflasters auf die letzte Schnittwunde gelegt hatte. „Es ist ein wahrer Jammer heut," fuhr er fort, „Alle pfuschen hinein in die öffentlichen Fragen, und Keiner thut mehr seine Pflicht, wie er soll. Leben Sie wohl, Herr Soufflet, lesen Sie weniger Zeitungen und bleiben Sie bei Ihrem Leisten — ich meine bei Ihrem Scheermesser. Guten Morgen!"

Sprach's und schloß die Thür hinter sich. Draußen aber blieb Herr Heinecke, in dem wir einen jungen Referendar und Staatsdienstaspiranten kennen lernen, einen Moment stehen. Sein scharfes Auge flog zu den Fenstern des schönen Palais empor, und er lächelte befriedigt, als er hinter den gestickten Vorhängen des Eckfensters eine junge Dame bemerkte.

„Selma ist richtig wieder da, aber ich darf sie heute nicht grüßen, ich muß mit den Pflastern gar zu lächerlich aussehen. Auf ein andermal, mein holder Morgen- und Abendstern!" sagte Leo Heinecke für sich und schritt eilig über die Straße, um so bald als möglich aus dem Gesichtskreis der Beobachtenden zu kommen.

Der junge Mann — was sollen wir es verhehlen — hegte eine schüchterne und glühende Verehrung zu der Tochter seines Ministers, mit der er im letzten Winter einige Mal getanzt hatte. Zu Erklärungen war es nicht gekommen. Der junge Staatsdienstaspirant war bürgerlichen Standes, ohne Vermögen und für jetzt noch ohne Anstellung, obwohl er seine Prüfungen mit Ruhm absolvirt hatte. Unter diesen Umständen betrachtete Leo Heinecke seine Neigung selbst nur als einen schönen Traum,

als ein tiefes Geheimniß, aber er war glücklich, wenn er seine Angebetete zuweilen sehen konnte.

Früher hatte er sich selbst rasirt. Seitdem er aber entdeckt, daß Herrn Soufflet's Laden ein vortrefflicher „Luginsland“ — für ihn ein „Luginsparadies“ — war, gestattete er sich den überflüssigen Luxus, den jungen Bart womöglich täglich dem Messer des Halbfranzosen preiszugeben, der ihn heute so grausam tractirt hatte.

Kehren wir noch eine Weile in die Kronenstraße zurück.

Vor dem schönen Palais stampfen die Pferde immer noch vor der unbeweglichen Equipage, und der Kutscher in seiner grünen Livrée mit Roth schnarcht ganz vernehmlich.

Steigen wir jetzt eine Treppe höher und treten in das Familienzimmer Seiner Excellenz des Justizministers von Holzhausen. Dort steht eine vornehme ältliche Dame am Schreibtisch, und ihre feine Hand blättert emsig in einem Stoß Zeitungen, während sie mit der goldgefaßten Lorgnette dieselben prüft und einige Nummern, in denen sie das Gesuchte gefunden, bei Seite legt.

Eine junge Dame, welche in der Fensternische steht, folgt jetzt den Bewegungen der Ersteren. Lange schon stand sie hinter den Vorhängen und spähte von Zeit zu Zeit hinunter auf die Straße. Dann aber wandte sie sich plötzlich wie enttäuscht und verwirrt ab. „Was kann er nur haben, daß er mich heute nicht zu sehen scheint?“ flüsterte sie vor sich hin und suchte ihre Erregung zu bemeistern. Nach einer Pause, als sie ruhiger geworden war, fragte sie:

„Aber, liebe Mutter, warum hast du denn eigentlich den Arzt holen lassen?“

„Ich fürchte, mein Kind,“ erwiederte diese, „der Vater ist sehr krank, und wir gehen schweren Heimsuchungen entgegen. Bete zu Gott, daß diese Tage vorübergehen. Ich war immer dagegen, daß er dies Portefeuille annahm. Seitdem ist unser schönes Familienglück dahin — und nun kommen auch noch diese verwünschten Angriffe in den Zeitungen. Man möchte an der Gerechtigkeit des Himmels und an der Vernunft der Menschen verzweifeln; doch ich höre den Doctor, bitte, laß uns allein, endlich werde ich Aufschluß erhalten, was wir zu hoffen und was wir zu fürchten haben.“

Während die junge Dame mit besorgten Mienen das Zimmer verließ, öffnete sich die Tapetenthür, welche in die anstoßenden Gemächer führte, und ein alter Herr erschien im Zimmer. Es war der Generalarzt Doctor Westernhagen, ein intelligenter, gemüthvoller, behaglicher alter Herr, in bequemer Kleidung, an welcher die viele weiße Wäsche das einzige Elegante war. Er hielt noch die goldene Dose in der Hand, und seine Augen suchten den weißen Seidenhut, den er vorhin auf dem Piano hier zurückgelassen hatte.

„Endlich, Herr Generalarzt,“ sagte die Ministerin und streckte dem alten Hausfreunde beide Hände entgegen. „Nun, was halten Sie von meinem Manne?“

Eine der beiden schönen Hände ergriff der galante alte Herr und führte sie an seine Lippen.

„Excellenz machen sich, wie ich glauben muß, ganz unnöthige Sorge. Der Herr Minister war erstaunt, mich zu sehen. Glücklicherweise sind wir alte Freunde, und so fand sich leicht ein Vorwand, ihm zu verheimlichen, daß man ihn als einen Patienten betrachte —“

„Aber Sie haben ihn doch untersucht?“ fragte die Ministerin, indem sie den alten Herrn mit einer Handbewegung einlud, Platz zu nehmen.

„O das weiß man schon zu machen,“ sagte der Doctor und öffnete von Neuem seine Dose. „Ich war ja leider über ein halbes Jahr auf Reisen, Sie wissen in der Begleitung des Prinzen Oscar — da fand sich denn allerlei Stoff zu Mittheilungen — zwischendurch und wie zufällig fragte ich dann Ihren Herrn Gemahl nach seinem Befinden, nahm seine Hand, fühlte seinen Puls und lockte so nach und nach Alles heraus, was ich zu wissen wünschte. Unsere Reise berührte auch mehrere Curorte, und die Eigenschaften ihrer Quellen gaben mir zu verschiedenen Fragen Anlaß, die ich an Ihren Herrn Gemahl richten konnte. Er schien aber meine Absicht zuletzt zu merken und lachte mir geradezu ins Gesicht, ob ich ihn wirklich für krank hielte. Nein, Excellenz — der Minister war früher wohl heiterer, als bei seiner jetzigen großen Geschäftslast — auch fand ich ihn ein wenig zerstreut

und nachdenklich, das sind aber keine Krankheiten. Sein Schlaf ist vortrefflich, seine Farbe gesund, in Summa, Ihr Herr Gemahl befindet sich in erwünschtestem Wohlsein, ich kann schlechterdings nichts finden, was Besorgniß erregen könnte."

Die gnädige Frau schien von diesen Mittheilungen, so erfreulich sie waren, dennoch wenig befriedigt. „Ich verkenne Ihre Sorgfalt nicht, Herr Generalarzt, und ebenso wenig ihren scharfen, geübten Blick, und dennoch will mich Ihr Trost nicht beruhigen."

„Erlauben Sie mir nun noch einige Fragen, Excellenz," sagte der Generalarzt, indem er Platz nahm und es sich auf dem sammtenen Armstuhl möglichst bequem machte. „Ich war wirklich überrascht und erschrocken," fuhr er fort, „als ich heute Morgen Ihr Billet erhielt mit dem Wunsche, daß ich schleunigst kommen möchte. Worauf gründet sich nun Ihre Vermuthung? Welche Symptome haben Sie bemerkt, um so ernsthafte Besorgnisse zu hegen? Ich hätte darnach schon vorher fragen sollen, aber ich wollte mich absichtlich nicht präoccupiren lassen und begab mich unmittelbar zum Minister, ohne mich Ihnen vorzustellen. Aber nun bitte ich um ausführlichen Aufschluß —"

Der alte Herr machte dabei eine so skeptische, ironische Miene, als sei er vollkommen überzeugt, daß es sich hier um nichts als um eine jener weiblichen Grillen und Einbildungen handle, womit die Damen die Aerzte so oft vergebens in Bewegung zu setzen lieben; aber der Doctor Westernhagen war ein viel zu feiner Weltmann, um sich nur eine leise Andeutung von Unwillen merken zu lassen.

Die Excellenz übrigens schien von diesem ernsthaften Examen nichts weniger als erbaut zu sein, und fast ungnädig klang der Ton ihrer Stimme, als sie erwiederte:

„Das ist eigentlich schwer zu sagen, Herr Doctor, und ich verließ mich wohl allzusehr auf Ihren ärztlichen Blick. Mit einem Worte, ich erkenne meinen Mann nicht mehr, so sehr hat er seine kleinen Gewohnheiten und sein ganzes Wesen geändert. Daß er unregelmäßig speist und schon seit einigen Wochen nicht mehr am Familientisch erschienen ist, darauf wollte ich nicht einmal viel geben, auch daß er seine Zeit zwischen einer hastigen planlosen Thätigkeit und einer völlig lethargischen Ruhe theilt, würde mir nicht auffällig sein, aber andere Dinge sind wahrhaft beunruhigend. Zuweilen scheint er ganze Tage lang die Sprache verloren zu haben. Dabei starrt er auf einen Punkt und ist durch nichts aus seinem Versunkensein aufzurütteln. Gestern sprach er sogar mit sich selber, ich glaubte, es sei Jemand bei ihm und erschrak, als ich ihn allein fand. Bei Nacht steht er oft mitten ans dem Schlafe auf, geht in der Wohnung auf und ab, läßt seine Koffer packen und packt sie nachher wieder aus. Dabei hat er sich eine ganze Bibliothek alter Folianten kommen lassen, in denen er studirt und sucht, ohne doch das Rechte zu finden. Daneben entwickelt er selbst eine fieberhafte Arbeitsthätigkeit, aber nicht in seiner gewöhnlichen Weise. Ganze Hefte und eine Anzahl von kleinen Blättchen hat er voll geschrieben. Nun, ich denke mir, er ist auch als Minister immer ein Gelehrter geblieben; aber was bedenklicher ist: er fertigt seine treusten Beamten in rauhem Tone ab, die meisten Briefe bleiben uneröffnet, die wichtigsten Decrete unerledigt liegen. Und wie er über die Menschen spricht, im allgemeinen, wie im besonderen, das darf ich gar nicht wiederholen. Sie haben ihn glücklicherweise am Morgen gefunden, da merkt man ihm wenig oder nichts an, aber des Abends und noch mehr des Nachts — o, es ist wahrhaft entsetzlich!"

Die vornehme Dame hatte sich durch diese Explication in eine Aufregung hineingeredet, daß sie förmlich zitterte. Auch der Generalarzt war ernst geworden und sein ironisch skeptischer Zug hatte sich völlig verloren.

„Hm," sagte er und drehte die Dose in der Hand, „das alles ist noch keine erklärte Krankheit, und es bleibt nur eine einzige Annahme übrig. Wenn es nicht ein großes, politisches oder wissenschaftliches Unternehmen ist, welches Ihren Gemahl beschäftigt, so könnte man beinahe auf ein Gemüthsleiden schließen."

„Das ist es ja, was ich meine!" rief die Ministerin mit einem Tone, als wäre sie froh, daß endlich das rechte Wort getroffen sei. „Ja wohl, ein Gemüthsleiden, ein tiefes Gemüthsleiden, das mich mit den schwärzesten Gedanken erfüllt."

„Nur keine unnöthige Sorge, Excellenz,"

sagte der alte Herr, indem er seine Hand erhob. „Sagen Sie mir ganz offen, ist dem Herrn Minister etwas Ungewöhnliches, etwas Aufregendes widerfahren? — sei es in seinem Amt oder in seinem Privatleben, zum Beispiel in seinen Vermögensverhältnissen. Die Frage könnte indiscret erscheinen, aber ich muß alles dies wissen, um mir ein richtiges Urtheil bilden zu können."

„Aufregendes — Ungewöhnliches — das könnte ich eigentlich nicht sagen," erwiderte die Ministerin, „aber diese unselige Schwurgerichtsaffaire, dann das Todesurtheil und jetzt diese insolenten Zeitungen — o, das ist an Allem schuld, das habe ich von Anfang an behauptet!"

„Wenn ich bitten darf, Excellenz," unterbrach sie der Arzt — „womöglich Eines nach dem Andern. Ich erlaube mir zu wiederholen, daß ich beinah ein halbes Jahr abwesend war und von nichts weiß, was inzwischen vorgefallen. Bitte also, mich im allgemeinen zu informiren. Als ich abreiste, stand die Schwurgerichtssitzung noch in ferner Aussicht, so viel erinnere ich mich —"

„Und von jenem Tage an hat seine Krankheit begonnen."

„Wie war doch der Fall?" fragte der Arzt, „ah, jetzt fällt mir Einiges wieder ein. Ich glaube, es stand ein Proceß bevor gegen den unglücklichen Director Falkland wegen Fälschung —"

„Ach nein," erwiederte die Ministerin, „das war leicht abgewickelt, aber der folgende Fall —"

„Dieser ist mir unbekannt geblieben —"

„Ich kann Ihnen auch nicht das Einzelne erzählen," sagte die Ministerin, sichtlich von dem Verhör ermüdet. „Es war eine verwickelte und doch eigentlich sehr einfache Geschichte, ein erschütterndes Drama des Gewissens, wo man so recht das Eingreifen höherer Mächte zu sehen meinte. Genug, der Angeklagte, der den besseren Ständen angehörte, wurde wegen Mordes zum Tode verurtheilt und zwar einstimmig. Später kam das Urtheil in die Hand des Ministers, meines Mannes, der es dem Landesherrn zur Bestätigung vorzulegen hat, bevor es vollstreckt werden kann. Aber sehen Sie, Herr Generalarzt, zu diesem Schritte ist nun mein Mann nicht zu bringen. Dreimal war das unglückselige Papier eingesiegelt, dreimal hat er es wieder geöffnet, und es liegt nun Wochen und Monate lang auf seinem Tisch, ohne daß er einen Entschluß fassen kann. Alle Mahnungen und Winke, selbst von Seiten der anderen Ministerien sind umsonst gewesen und schon beginnen die Zeitungen und selbst die loyalsten, über den Justizminister herzufallen und seinen Namen in den Schmutz zu ziehen. Man klagt ihn der Grausamkeit an und der Willkür, daß er den Armensünder so lange zwischen Leben und Sterben schweben lasse, ohne ihn doch jemals retten zu können oder auch nur retten zu wollen. O diese heillose Geschichte wird noch sein Sturz werden!"

„Hm, erlauben Sie mir noch eine Frage, Excellenz," sagte der Arzt, indem er sein Kinn auf den Knopf seines Stockes stützte. „Hat der Verurtheilte seine That eingestanden?"

„So viel ich weiß, nein; aber er leugnet sie auch nicht, er hüllt sich in Schweigen und scheint stumpfsinnig geworden zu sein."

„Aber Ihr Herr Gemahl, der Minister, zweifelt vielleicht an der Schuld? Auch ein Schwurgericht kann sich irren. Man hat Beispiele davon, und keine menschliche Einrichtung kann sich der Unfehlbarkeit rühmen."

„Gott behüte," sagte die Ministerin. „Mein Mann hält den Thäter unwidersprechlich für schuldig. Die Indicien sind so erdrückend, daß an einen Zweifel gar nicht zu denken ist. Noch keine einzige Stimme hat sich für ihn erhoben."

„Nun also, weshalb in aller Welt zaudert er? Was denken Sie darüber, Excellenz?"

„Ich kann den Grund — den einzig möglichen nur darin finden, daß er überhaupt ein Gegner der Todesstrafe ist und von jeher war."

„Woraus schließen Sie das, Excellenz?"

„Hier lesen Sie," erwiederte die Ministerin und erhob sich. „Ich habe in den letzten Tagen und Wochen eine ganze Reihe kleiner Blätter gesammelt, die der Minister meist bei Nacht beschrieben hat, ohne sich nachher mehr darum zu kümmern. Die meisten Aufzeichnungen scheinen sogar noch aus seinen früheren Studienjahren zu stammen, denn sie haben einen ziemlich jugendlichen Ton, und Papier wie Schrift

sind vergilbt. Einige aber davon sind neu und können erst jetzt entstanden sein. Wie Sie sehen, sind es eigentlich nur Aphorismen und Anfänge, aber sie lassen ahnen, wie tief sein Gemüth zerrüttet ist."

„Bitte, geben Sie," sagte der Arzt und nahm eine Reihe kleiner Blätter entgegen, welche die Ministerin aus ihrer Briefmappe hervorsuchte. Der Generalarzt las die Blätter einzeln und mit größter Aufmerksamkeit durch. Wir können uns nicht enthalten, die hauptsächlichsten hier einzuschalten, denn sie werfen auf das, was in der Seele des Verfassers vorging, ein helleres Licht als jede andere Darstellung.

* * *

„Was thun? Das Portefeuille niederlegen und die Waffen strecken, dann kommt sofort mein Nachfolger und präsentirt das Urtheil, dem Landesherrn. Bestätigung und Vollstreckung muß dann unausbleiblich erfolgen. Mein Rücktritt würde also gerade das herbeiführen, wogegen sich meine ganze Natur sträubt."

* * *

„Oder soll ich wirklich das Todesurtheil an höchster Stelle präsentiren, wie es meine Pflicht ist? — Ein kalter Zug der Unterschrift und der Scharfrichter packt sein Opfer! Das sieht alles so glatt und leicht aus, und kein Anderer vermag die Schwere des Schrittes zu ermessen. Denn es ist ganz gleichbedeutend, ob ich das Urtheil präsentire oder ob ich selbst mit kaltem Blute mein Messer wetze, damit hingehe und einen meiner Mitmenschen abschlachte. Das verlangt man von mir! Nein, das Document kann nicht abgehen!"

* * *

„Allerdings bin ich nicht der Einzige, der die Verantwortung trägt. Die ihn verurtheilten, die Geschworenen wie der Gerichtshof, ich, der das Urtheil vorlegt, wie der Regent, der es unterzeichnet: — wir Alle sind theilhaft und werden zu Complicen des Henkers, der es vollstreckt. Daß die Anderen diese Gemeinschaft nicht fühlen wollen oder nicht zu fühlen scheinen, kann den nicht lossprechen, der diese Schmach auf das tiefste empfindet!"

* * *

„Einen Menschen hinrichten. Wißt ihr, was das heißt? — Er hat in Leidenschaft, in wildem Haß gehandelt und seinem Gegner das Leben genommen. Ihr aber thut dasselbe mit kaltem Blut, mit Vorbedacht und übt legalen Mord mit legalen Ceremonien, wie sie das Harakiri der Japanesen nicht minder verlangt. Und wir glauben, vor diesen Halbwilden etwas vorauszuhaben und ihre grotesken Sitten belächeln zu dürfen?"

* * *

„Einen Menschen zum Tode verurtheilen — ihr, die Solches vollbringt aus Rechtsgefühl, aus Bürgerpflicht und aus Weisheit — würdet ihr denselben Wahrspruch ebenso gelassen fällen, wenn das Gesetz vorschriebe: Nun gehet auch hin und vollstreckt euer Urtheil selbst als Geschworene und Henker in einer Person! Warum schaudert ihr? Warum weigert ihr euch? Warum nennt ihr gleichwohl den ehrlos, der das ausführt, was ihr beschlossen habt? Ihr seid heuchlerische Ungeheuer. Die Todesstrafe wäre sofort abgeschafft, wenn das Gesetz verlangte, daß die Richter auch Henker sein müßten. Jeder würde dann sich gegen solche Verantwortung, gegen solche ehrenrührige Zumuthung verwahren, und Niemand würde mehr den Muth haben, ein derartiges Urtheil zu fällen. Jetzt aber scheint ihr das Ungeheuerliche und Unnatürliche nicht einmal zu fühlen!"

* * *

„Freilich wohl — ihr habt Recht. Unsere Zeit ist noch zu weit zurück, als daß wir die Todesstrafe entbehren könnten! Sie wird erst unnöthig sein, wenn die Menschen einander nicht mehr morden. Ich aber sage, sie wird unmöglich werden, sobald sich im ganzen Volke kein Mensch mehr findet, der sich zu dem ehrlosen Handwerk hergiebt, eine Hinrichtung zu vollstrecken. Die Leidenschaften der Menschen, ihre Verirrungen, Laster und Ver-

brechen werden ewig bleiben oder sich nur zeitweise mindern, und diese Naturphänomene ganz zu unterdrücken wird unmöglich sein. Aber ein Volk durch Bildung und Sitte zu solcher Menschlichkeit zu erziehen, daß es keinen Ehrlosen mehr hervorbringen kann, der um Sold, oder Lohn, oder Gratification seinen Mitmenschen auf legale Weise schlachtet: — dies Ziel scheint mir erreichbar zu sein, und ich halte die Zeit für nicht allzufern, wo wir lesen werden: in diesem Staat mußte die Todesstrafe aufgehoben werden, weil es unmöglich war, einen Henker zu finden."

* * *

„Wohl heißt es: Wer mit dem Schwert getödtet hat, der soll durch das Schwert umkommen. Welche elende Vorstellung von der ewigen Gerechtigkeit! Wenn es wirklich eine himmlische Macht, einen persönlichen Gott giebt, der solche Gesetze für gut befindet, so wird er auch die Macht besitzen, sie selbst zu vollstrecken. Wenn wir wirklich an einen solchen Gott glauben, wären wir Thoren und Heuchler, seine Macht bestreiten oder sie ihm abnehmen zu wollen!"

* * *

„Und es ist auch so. Der ewige Richter tödtet selbst, wir brauchen ihm nicht in den Arm zu fallen oder zuvorzukommen. Er tödtet durch das Gewissen, durch scheinbaren Zufall, durch die Elemente, durch die Folgen der Laster. Wer will behaupten, sein ganzes Arsenal kennen zu wollen? Und wer wäre so vermessen, die Weisheit des ewigen Richters durch sogenannte weltliche Gerechtigkeit ergänzen zu wollen?"

* * *

„Ich weiß nicht, was sich eigentlich in mir so sträubt, dies verhaßte Urtheil zu erledigen. Der Mensch ist schuldig. Sein ganzes Benehmen, der Stempel des bösen Gewissens in seinen verzerrten Mienen bezeugen es, auch wenn sein Stumpfsinn das offene Geständniß zurückhält. Er will offenbar sterben, denn er hat nicht einmal an die Gnade des Landesherrn appellirt. Er betrachtet offenbar den Tod als eine Wohlthat, und dennoch vermag ich es nicht, ihm diese Wohlthat zu erweisen, denn ich habe ebenso wenig Recht dazu, als einem Todtkranken Gift zu geben, weil er ein rasches Ende ersehnt."

* * *

„Der Soldat tödtet in der Hitze des Kampfes und einen Gegner, der selbst bewaffnet ist. Er setzt sein Leben auf das Spiel und schützt mit seinem Blute das Vaterland vor dem Feinde. Deshalb ehren wir ihn. Nun, der Verbrecher ist auch ein Feind; ein Feind, wenn nicht des Vaterlandes, so der ganzen Menschheit. Man soll gegen ihn kämpfen, wohl! und wenn ein Volk in gerechtem Zorne Lynchjustiz geübt, so ist der Gerechtigkeit Genüge gethan. Nennen wir solche Scenen aber Unordnung und Bestialität — wie kann man den Richtern zumuthen, die gleiche Bestialität und Unordnung mit kaltem Blut und unter dem Deckmantel gesetzlicher Formen zu üben. Die Lynchjustiz am grünen Tische ist weit schrecklicher, als die auf offenem Markte."

* * *

Ein Menschenleben opfern, weil es sich durch eine Unthat außerhalb des Rechts und der Menschlichkeit gestellt hat — ganz gewiß haben wir das Recht dazu, um die Gerechtigkeit zu retten, ebenso wie wir Tausende braver Söhne und tüchtiger Männer im Kriege opfern, um das Vaterland zu retten. Wohl, auf das Opfer kommt es nicht an, denn nutzlos und werthlos ist das Leben eines Elenden. Wohl aber auf die Art und Weise kommt es an! Schicke man dem Delinquenten eine Schnur oder einen Becher, wie es die Griechen thaten, lasse man ihm den freien Willen, die Sühne selbst an sich zu vollziehen, und er wird es thun, sobald er die Qualen des Gewissens nicht mehr ertragen kann. Wenn nicht, so ist das ein Beweis, daß der Proceß der Gewissensläuterung noch nicht zur Reife gediehen ist, oder daß die Feigheit größer als die Gewissensqual. Wir haben aber ebenso wenig das Recht, dem Verbrecher jenen Proceß unmöglich zu machen, als seiner Feigheit zu Hülfe zu kommen."

* * *

„Vor zehn Jahren habe ich absichtlich einmal einer Execution beigewohnt, um ihre Wirkung zu erproben. Sie war entsetzlich, denn ich kam mir als ein Mitschuldiger des Henkers vor und konnte Tage und Wochen lang das Bewußtsein nicht los werden, ein Verbrechen begangen zu haben. Und dieser Schauder ist durch die Zeit nicht schwächer, sondern stärker geworden."

* * *

„Ich gehe über dieser heillosen Geschichte noch zu Grunde. Die Menge freut sich auf das Schauspiel und kann dem nicht verzeihen, der sie darum bringen möchte. „Es braust der See und will sein Opfer haben." Wer weiß, ob ich es nicht sein werde."

* * *

„Gestern war ich im Gefängniß, um mir den Verbrecher vorführen zu lassen. Wenn er um Gnade flehen wollte, könnte ich sein Gesuch befürworten und die traurige Sache wäre abgethan, aber mit dem Menschen war nichts anzufangen. So verbissen, ingrimmig und rasend habe ich noch nie einen Verbrecher gesehen. Ich will sterben, rief er — denn ich habe vom Leben nichts mehr, also macht vorwärts! Bluthunde und Schelme seid ihr doch alle! Ich kann die Schmähungen nicht wiederholen, die der Wüthende ausstieß. Hatte ich einen Rest von Mitleid, so ist es bei diesem maßlosen Benehmen geschwunden. Ich will heute noch das Urtheil einreichen. —

Nachts zwölf Uhr. Trotz alle dem und alledem, ich hab' es doch nicht vermocht — nicht seinetwillen, sondern meinetwillen. Ich bin krank und elend darüber, aber ich sehe keinen Weg, mir zu helfen. Gott im Himmel weiß, wie diese Sache enden mag."

* * *

Tiefbewegt legte der Generalarzt die Blätter aus der Hand, nachdem er sie durchflogen. „Es ist erschütternd," sagte er, „eine große und reine Seele vor eine solche Pflicht gestellt zu sehen. Wahrlich, mich selbst könnten diese Ideen anstecken. Vieles darin verdankt der Minister seinen Studien des Marchese Beccaria, und Einiges sind wohl auch unreife jugendliche Schwärmereien seiner Studentenjahre, aber im ganzen spricht sich doch seine gegenwärtige innere Ueberzeugung darin aus. — Ich habe von der falschen Humanität niemals viel gehalten, so kostbar ist das Menschenleben überhaupt nicht, daß man mit einem Mörder noch viel Umstände machen müßte, aber trotz alledem ist in dieser Wärme, in diesem Sträuben vor der blutigen Erfüllung des Rechts etwas Großes und Beschämendes. Ich kann den Minister nicht beneiden, in ein so peinliches Dilemma gestellt zu sein. Aber bei Gott, einen Ausweg sehe auch ich nicht!"

Der Generalarzt war aufgestanden und gab die Blätter zurück.

„Und nun lesen Sie diese Zeitungen," begann die Ministerin wieder erregt, „diese ehrenrührigen Angriffe und Verdächtigungen. Man hält seine Krankheit für Verstellung, blos um die Entscheidung hinauszuzögern. Man fordert ganz offen seine Entlassung und arbeitet mit allen Mitteln an seinem Sturze."

„Und der Fürst selbst?" fragte der Generalarzt, „wie verhält er sich in dieser peinlichen Sache? Ich sollte denken, daß bei ihm allein die Entscheidung läge."

„Das ist eben das Leidwesen," erwiederte die Ministerin. „Natürlich kann oder will der Fürst nicht ausdrücklichen Befehl geben, ihm in dieser Sache Vortrag zu halten und ihm das Urtheil vorzulegen. Dies wäre der kürzeste Weg; da aber kein erdenklicher Grund vorhanden, dann die Bestätigung zu verweigern, so würde mit solchem Befehl der Fürst selbst unmittelbar das Schwert niederfallen lassen. Diese Verantwortung will auch er nicht offenbar tragen. Und so kann es kommen, daß die ganze Sache bis zur Zusammenberufung der nächsten Kammer liegen bleibt, wo der Antrag auf Aufhebung der Todesstrafe noch einmal gestellt werden soll. Inzwischen aber leidet mein armer Mann, und die perfiden Blätter benutzen diesen Fall, um alle erdenkliche Schmach auf seinen guten Namen, auf seine Ehre zu häufen. Sie kennen ja die Taktik dieser Elenden, und leider können wir nichts dagegen machen. Hier haben Sie alle Ursachen seines Gemüthsleidens."

Der Generalarzt hatte zu seinem Hute gegriffen und bewegte sich der Thür zu.

„Hier ist meine Macht zu Ende, Excellenz. Möge Gatt Ihnen helfen. Krank ist Ihr Gemahl nicht, aber, ich gebe zu, er kann es werden. Bitte, lassen Sie mich rufen, sobald sich bedenklichere Symptome einstellen sallten."

Damit küßte er abermals die schöne Hand der Ministerin und empfahl sich mit tiefer Verbeugung. Die besorgte Frau aber blieb noch eine Weile in gebeugter Stellung nachdenkend und sinnend vor dem Schreibtische stehen, in welchem sie die Papiere und Zeitungen wieder verschlassen hatte.

„Es wird nichts übrig bleiben," sagte sie zu sich selbst, „als das Portefeuille wieder abzugeben, aber wie das geschehen soll, ohne feiner Ehre und seinem Selbstgefühl zu nahe zu treten, ich sehe es nicht. Wären wir doch niemals hierher gekommen. Wir waren so glücklich in der Provinz, und lebten in so angenehmen Verhältnissen, da mußte uns die Versuchung nahen, und der arme Mann nahm an, weil er es dem Lande schnldig zu sein glaubte. Ja, opfere man sich nur auf für diese Menschen, man wird niemals Dank davon haben — im Gegentheil — "

In diesem Augenblick tönte die Schelle im Zimmer des Ministers, und seine Gemahlin eilte selbst, um nachzusehen, was es gebe.

Kopfschüttelnd hatte der Herr Generalarzt Doctor Westernhagen inzwischen seinen Wagen bestiegen, der diesmal so ungewöhulich lange Zeit vor dem schönen Palais in der Kronenstraße gewartet hatte.

Die sanderbare Audienz und eigenthümlichen Aufschlüsse, welche er erhalten hatte, wollten dem alten Herrn lange nicht aus dem Kapse und namentlich mußte er auch während seiner ferneren Krankenbesuche auf der Hut sein, seine Zerstreutheit nicht zu verrathen. Der sanderbare criminalistische Fall, dessen Einzelheiten er nach nicht kannte, hielt unausgesetzt seine Gedanken in Bewegung. Noch selten hatte er diese Mühe gehabt, sich zu beherrschen und seiner eigenen Aufgabe gerecht zu werden, sowahl im allgemeinen Hospital, als bei der Gräfin Gorm, die an beständiger Migräne litt und ihre Aerzte förmlich Spießruthen laufen ließ. Der Generalarzt mußte diesmal mehrere bittere Bemerkungen einstecken, ohne die rechte Erwiederung darauf zu finden. Nicht viel besser erging es ihm bei dem Hofrath Bärwald, einem hypochondrischen alten Junggesellen, der jedesmal gesund wurde, wenn er sich nur über sein angebliches Leberleiden gehörig aussprechen kannte.

Fortwährend verfolgte den alten Herrn während dieser Besuche das Bild seines alten Freundes, des Ministers, dessen echte Humanität und hahe Reizbarkeit er seit Jahren kannte, denn sie hatten einst auf der gleichen Universität studirt. Jedenfalls mußte der Criminalfall, der einen gewissenhaften Mann so beschäftigen konnte, ein außerardentlicher sein, und allmälig empfand der Generalarzt, der, wie wir wissen, ein halbes Jahr abwesend gewesen war, das Verlangen, den Thatbestand genauer kennen zn lernen.

Und so sehen wir den alten Herrn gegen Mittag im Lesemuseum, wo er mit hastiger Geschäftigkeit in allerlei Zeitungen blätterte und vom Auffeher auch verschiedene alte, schan zurückgelegte Nummern verlangte.

Aber seine Ausbeute schien keineswegs eine befriedigende. Viele Zeitungen brachten wohl die Geschichte der Schwurgerichtsverhandlungen ziemlich vollständig, andere nur bruchstückweise oder im Auszug, aber keine einzige enthielt eine zusammenhängende Darstellung des Geschehenen.

Plötzlich sah sich der Generalarzt von einem jungen Mann angeredet, der seiner Unruhe, feinem hastigen Suchen schon seit einer Viertelstunde schweigend gefolgt war.

„Sie scheinen etwas zu suchen, Herr Generalarzt," fragte der junge Mann, „kann ich Ihnen irgendwie behülflich sein?"

„Ah, Sie sind es, Herr Referendar," erwiederte der alte Herr erfreut, und begrüßte den jungen Mann, den er schan seit längerer Zeit kannte. Es war Herr Lea Heinecke, dessen Bekanntschaft wir schon am Morgen desselben Tages gemacht haben.

Mit wenig Worten theilte ihm der Generalarzt seinen Wunsch, bezüglich einer Darstellung jenes Criminalfalles mit, der ihm wegen seiner halbjährigen Abwesenheit unbekannt geblieben war.

„Das trifft sich seltsam," sagte der Referendar. „Vielleicht Niemand könnte Ihnen den Thatbestand so genau mittheilen als ich, denn ich fungirte bei jenem Schwurgericht als Protocollführer, und kenne die kleinsten Einzelheiten, denn ich war auch bei der Voruntersuchung betheiligt."

„Ah, dann bitte ich, erzählen Sie, lieber Freund. Ich würde Ihnen sehr dankbar sein."

„Muß es sofort geschehen," replicirte der junge Mann, „so würde ich in Verlegenheit kommen, denn meine Bureaustunde hat bereits geschlagen."

„Nun, so schenken Sie mir heute Abend die Ehre Ihres Besuchs," sagte der Generalarzt, „es liegt mir unendlich viel daran."

Der junge Mann besann sich einen Augenblick, dann fuhr er fast schüchtern fort: „Es gäbe noch einen andern Ausweg, Herr Generalarzt. Ich will es Ihnen gestehen, daß ich Correspondent für juristische Fachblätter bin und ihnen über interessante Vorfälle hie und da Berichte zugehen lasse. Der Fall Ravensbeck indeß hat sich weiter ausgedehnt, als ich glaubte, und jetzt bin ich bereits schwankend geworden, ob ich die Arbeit drucken lassen darf."

„Warum das?" fragte der Generalarzt.

„Es ist so zu sagen eine Criminalgeschichte daraus geworden — es kommen Dinge in der Darstellung vor, die gewisse Charaktere berühren. Sehen Sie, hier ist das Manuscript, aber ich weiß kaum, ob Sie Lust haben werden, dasselbe zu lesen. Auch ist die Auffassung eine ziemlich freie und rücksichtslose. Es könnte mir schaden...."

„Geben Sie, geben Sie nur, und seien Sie meiner strengsten Discretion versichert," sagte der Generalarzt. „Gerade diese Form ist mir die erwünschte, und der neue Pitaval wird Ihnen für diesen Beitrag gewiß sehr dankbar sein. Geben Sie nur, ich freue mich darauf. Hier muß ich in Zeitungen blättern, dies Heft aber kann ich in aller Muße lesen. Wollen Sie heute Abend mein Gast sein', so können Sie das Manuscript sofort zurückerhalten."

Ohne Bedenken sagte Herr Leo Heinecke zu, übergab das Heft und empfahl sich.

Der Generalarzt aber nahm sofort Platz in einem Winkel, brannte sich eine Cigarre an und begann zu lesen. Das Heft, dessen Inhalt wir wortgetreu mittheilen, trug den Titel:

Ravensbeck.

Eine Criminalgeschichte.

I.

Nicht allzuweit von der Hauptstadt, ungefähr zwei Stunden nach Südwesten, liegt der Flecken Schwelmroda. Die anmuthige Lage zwischen dichtem Wald und zahlreichen Wasserarmen, vor allem die reizende Aussicht auf der Höhe, welche den Ort beherrschte, machte die Ortschaft längst zu einem beliebten Ziel für die Ausflüge der Residenzbewohner. Ueber die wohlhäbigen weinumrankten Häuser, die alle von sauberen Gärtchen und hellen Teichen umgeben sind, auf denen es von Enten und Gänsen wimmelt, ragt unweit der Kirche das sogenannte Rabenschloß als fremdartiger Rest verschollener Tage und Jahrhunderte.

Es ist das einzige Rittergut im Ort, und die wohlgenährten zahlreichen Herden in den Ställen, die prächtigen Gespanne, die weitläufigen fruchtgefüllten Scheunen lassen auf umfassenden Grundbesitz schließen. So sauber und musterhaft die Wirthschaftsgebäude, so seltsam vernachlässigt, ja unheimlich erschien das Hauptgebäude. Die Eckthürme mit den Zwiebelkuppeln, das hohe, spitzgiebelige, vielfach ausgebesserte Dach, die Wände mit schadhaftem Bewurf, der innere Hof mit offenen Galerien, deren Holzsäulen halb verfault waren, die breite Einfahrt mit einem baufälligen Luginsland, die uralten, knorrigen Weiden am Wassergraben — wie die halbvermoderten Nußbäume in der Mitte des Hofes: alles das mochte wohl einen malerischen, aber keineswegs einladenden Eindruck machen.

Ja, das ganze Gebäude mit seinen finsteren Mauern, die sich im Wasser spiegelten, mit den geschwärzten, phantastischen Kaminen, Wetterfahnen und Thurmspitzen eignete sich wohl vortrefflich zu einer Illustration für die Zeit der Kriege zwischen Hoeks und Kabbeljaus in den Niederlanden, auch für die Geusenzeit, die Scheuren's geistreicher Griffel so fesselnd zu schildern weiß, aber Niemand hätte geglaubt, daß hier eine Familie des neunzehnten Jahrhunderts hausen, und daß Pracht und Luxus in diesen Räumen herrschen könne.

In der That waren die Zimmer des oberen Stockwerks, welche im ursprünglichen Zustande erhalten waren, reich geschmückt und mit uraltem Väterhausrath behaglich ausgestattet, während das Erdgeschoß unbewohnt stand und zu einem chaotischen Magazin für allerlei Gerümpel geworden war.

Die Geschichte der Familie von Ravensbeck, welcher das Rittergut zugehörte, ist eigentlich höchst einfach, weil sie wenig, ja fast keine Verzweigungen aufweist; und doch

ist sie trotz des stets geringen Personalstandes höchst verwickelt, weil ein abnormer, sich typisch wiederholender Zug sie beherrschte. Dieser Hauptzug — vielleicht für Genealogen nicht uninteressant — war der, daß seit Jahrhunderten der Besitzer fast immer nur eine einzige Tochter gehabt hatte. Man nannte deshalb das Herrenhaus mit Vorliebe das Mädchenschloß, und die seltenen Ausnahmen, daß anstatt der Tochter einmal auch ein Sohn vorhanden war, kamen nicht in Betracht. Heirathete dann jene einzige Tochter, so kam die Besitzung mit jeder Generation wieder an einen anderen Namen, ein Uebelstand, der dadurch ausgeglichen wurde, daß nach den Statuten der Familie die Schwiegersöhne verpflichtet waren, den Namen derer von Ravensbeck anzunehmen, so daß der Familienname des Stammes, trotzdem er durch Aufpfropfung fast ununterbrochen verändert wurde, unverändert erhalten blieb. Doch kamen, wie angedeutet, in jener abnormen Gleichmäßigkeit auch Ausnahmen vor.

So war es vor nunmehr sechzig Jahren gewesen, als der alte Anselm von Ravensbeck als der Erste seit langen Jahren die Freude erlebte, statt der unvermeidlichen Tochter einen Sohn als seinen Stammhalter zu begrüßen. Dieser Sohn, Curt von Ravensbeck, erwuchs zu einem lebenslustigen Cavalier, der vollständig aus der Art zu schlagen schien. Aber diese Abweichung blieb nur eine scheinbare und kurze. Es zeigte sich bald, daß auch er eine Eigenthümlichkeit seines Hauses geerbt, welche seit Jahrhunderten fast alle Erbtöchter ausgezeichnet hatte, nämlich eine seltsame Abneigung gegen ihre Standesgenossen, so daß die Schwiegersöhne selten aus gleichem, in der Regel aus niederem Stande gewesen waren. Curt von Ravensbeck war aber deshalb, weil er die Junker der Umgegend verachtete, nur desto beliebter beim Volke, denn er verkehrte fast ausschließlich mit Jägern und Kohlenbrennern, Floßknechten und Viehtreibern. Es ist unentschieden, ob aus dem Kreise dieser Leute vom Volk oder durch den Spott der Landjunker der alte Spitzname wieder auflebte, den man den Herren von Ravensbeck schon vorzeiten angeheftet hatte. Man nannte den Junker Curt nämlich einfach den „Rabenspeck" und prophezeite dem wilden Reiter und Jäger nichts Gutes.

Curt aber kümmerte sich nichts um solche Neckereien, verbrauste seine Jugend und begab sich auf Reisen, nachdem sein Vater, der alte Anselm, plötzlich gestorben war. Curt selbst war nicht mehr in den Jahren, wo man die Freiheit hat, etwas Unbesonnenes zu thun, um so mehr erstaunte die ganze Umgegend, als der wilde Curt, statt in Paris oder in London zu Grunde zu gehen, eines Tages glücklich heimkehrte und eine junge, reizende Frau als seine Gemahlin mitbrachte.

Die Leute vom Gut erzählten Wunder von der Schönheit und Herzensgüte der neuen gnädigen Frau, und wirklich begann nun eine neue bewegte Zeit für das Rabenschloß. Es zeigte sich bald, daß auch jetzt die Frau, obgleich angeheirathet, so zu schalten wußte, als sei sie die herkömmliche Erbtochter von Ravensbeck. Frau Anastasia war leutselig und lebenslustig, thätig und entschlossen, voll Weltkenntniß und höchster Energie. Sie ließ das Schloß wenigstens von außen restauriren, errichtete zahlreiche Nebengebäude und vergrößerte die Wirthschaft. Dabei hielt sie offenes Haus für Reich und Arm und gewann rasch die Herzen des ganzen Orts. Die vornehmen Nachbarn freilich mochten sich oft lieblose Bemerkungen erlauben, wenn die Rede auf die schöne Anastasia kam und zischelten sich in die Ohren, sie sei eigentlich eine Tänzerin oder Kunstreiterin gewesen, und Curt von Ravensbeck sei wieder einmal dem Familienzug treugeblieben — unter seinem Stande zu heirathen.

Gleichviel, aber auch der Neid mußte anerkennen, daß Anastasia Ordnung in die zerütteten Verhältnisse gebracht, den alten Wüstling und Sportsman an das Haus gewöhnt und in wenig Jahren das Rittergut nicht nur schuldenfrei gemacht, sondern zum blühendsten Flor erhoben und das Haus zur gastlichsten Stätte der ganzen Umgegend verwandelt habe.

Leider sollte diese glückliche Zeit nicht lange dauern. Ritter Curt oder „der Rabenspeck" erlag der ungewohnten Ruhe, vielleicht auch den Folgen seiner wilden Lebensweise. Ungezügelte Naturen, wie die seine es war, können nur selten den Frieden und die Wärme des Glücks lange ertragen. An Sturm und Toben der Elemente gewöhnt, gehen sie im Sonnenschein sorgloser Zustände zu Grunde. Der wilde

Jäger starb nach fünf Jahren einer, wenngleich kinderlosen, doch glücklichen Ehe, und zwar unerwartet, ohne Testament. Da keine weiteren Erben vorhanden, fiel die ganze reiche Besitzung an die überlebende Ehefrau des Verstorbenen, und Frau Anastasia, die einstige Tänzerin und Kunstreiterin, ward somit zur unbestrittenen Herrin des reichsten Ritterguts der Umgegend.

Man muß bekennen, daß Anastasia diese unerwartete Fügung, welche von Vielen als ein Glück gepriesen wurde, das ihr niemals an der Wiege gesungen worden, mit Würde und ohne eine Spur von Ueberhebung ertrug. Die bösen Zungen waren schon längst verstummt und wußten jetzt unparteiisch den Werth, die Charakterreinheit der Vielverläumdeten zu würdigen. Plötzlich indessen gewannen jene Zungen neue Nahrung, als es hieß, Frau von Ravensbeck werde wieder heirathen. Nun war dieser Entschluß für eine junge, schöne, lebenslustige Wittwe an sich nicht wunderbar, und vielleicht hätte manch ein vornehmes Auge sich mit stillen Wünschen und kühnen Hoffnungen nach dem Rabenschloß gewendet. Um so größer war jetzt die Enttäuschung, als es verlautete, daß das Auge Frau Anastasia's auf keinen Anderen, als auf den ersten Verwalter des Gutes gefallen. Dies konnte ihr Niemand verzeihen, und in häßlichen Variationen wußte man auf einmal hundert von kleinen Zügen und kleinen Geschichtchen, warum Frau Anastasia schon zu Lebzeiten ihres Mannes so heiter gewesen, warum der alte Curt von Ravensbeck schließlich wieder ein Säufer geworden, weil er den Undank seiner Frau und seine Schmach nicht ertragen habe. Und in dieser Tonart schwirrte es eine Zeit lang auf allen Gütern der Umgegend durch einander.

Indeß, auch diese bösen Zungen hatten bald ausgezischt, denn im Grunde konnte Niemand etwas beweisen, und die Liebe der Dienstleute und der Armen, wie der hohe Respect, in welchem der Verwalter stand, schlug alle Verdächtigungen zu Boden.

In der That war der Verwalter — seines Namens Herr Friedrich Erdmann — ein stiller, gesetzter, tüchtiger Mann, dem Niemand etwas nachsagen konnte. Der Pfarrer wie der Gemeindevorstand wußten, daß er die eigentliche Seele der Verwaltung gewesen war. Von seinem früheren Aufenthalt in Amerika hatte er einen Unternehmungsgeist zurückgebracht, der vor keinerlei Schwierigkeiten zurückschreckte. Er war noch vollkommen ein Farmer, begeistert, der Wildniß mit eisernem Fleiß die Cultur abzuringen, ein Genie von rastloser Unruhe und unerschöpflich an Anschlägen. Nicht leicht tauchte eine neue Erfindung im Bereich der Landwirthschaft oder Ackerbaukunde auf, welche er nicht probirte, aber er erfand auch selbständig neue Mittel und Wege, wenn die bisherigen Erfahrungen ihn im Stiche ließen. Auf seinen Rath war die Entwässerung versumpfter Grundstücke vorgenommen, sowie die Einführung rationeller Bewirthschaftung nach den Anforderungen der heutigen Chemie. Durch ihn ward der Verwilderung der Waldverwüstung durch eine systematische Forstcultur ein Ende gemacht. Er hatte ebenfalls die Neubauten auf dem Gute geleitet und den Bestand der Herden nicht nur vermehrt, sondern durch Acquisition edlerer Racen wesentlich verbessert — kurz Herr Erdmann war ein ganzer Mann, ein guter Christ, der Sonntags in seine Kirche ging, ohne dabei ein Kopfhänger zu sein — ein bescheidener Mann, der Jedem seinen Werth ließ, ein erfahrener, sachverständiger, humaner Mann, der seine Leute zu nehmen wußte — genug, wenn überhaupt Frau Anastasia ein Verdienst hatte, so war es das entscheidenste, daß sie diesen tüchtigen Mann entdeckt und angestellt hatte. Kein Mensch, der diese Verhältnisse kannte, fand es auffallend oder widersinnig, daß die Gutsherrin die treuen Dienste ihres ersten Untergebenen nun mit ihrer Hand belohnte, zumal Herr Erdmann erst auf der Grenze des reiferen Alters stand. Wenn auch nicht modern elegant und weltläufig, war er doch eine echt männliche Gestalt, und sein gemüthvolles Temperament wußte mit richtigem Tact in jeder Art von Gesellschaft den rechten Ton zu treffen. Wie anerkannt sein Werth bei Hoch und Nieder war, bewies die allgemeine Freude, als er seine Verbindung mit Frau Anastasien in aller Stille feierte. Er hatte den Antrag seiner Herrin ohne Bedenken angenommen und erhob erst Schwierigkeiten, als er nach dem Familienstatut, welches in diesem besonderen Falle vom Landesherrn bestätigt werden mußte, jetzt den Namen derer von

Ravensbeck annehmen sollte. Lange hatte sich der einfache, bürgerliche Mann dagegen gesträubt, aber, als die landesherrliche Bestätigung wirklich eintraf und die Regierung gleichfalls auf der Erfüllung der alten Satzung bestand, blieb ihm keine Wahl. — Und also ward endlich die Familie derer von Ravensbeck, obschon das Rittergut jetzt völlig in „fremden Händen" war, wieder auf gesunden Wurzeln neu gegründet.

Hielt sich auch die Mehrzahl des Adels von diesen „Emporkömmlingen" fern, so gab es doch Einzelne unter ihnen, welche die Würdigkeit des neuen Gutsherrn unparteiisch zu schätzen wußten. Das Glück war wolkenlos, und als am Ende des zweiten Jahres eine Tochter geboren wurde, erschien der alte Glanz des Mädchenschlosses von neuem aufzustrahlen. Die bösen Zungen, welche sich bei mancher Gelegenheit von neuem hatten rühren wollen, verstummten jetzt völlig, und alle Welt mußte anerkennen, daß Herr Erdmann-Ravensbeck der vollkommenste Gutsherr und Ehemann, so wie seine Frau Anastasia die musterhafteste Hausfrau und Gattin sei.

So flossen die Jahre hin, und der abnorme Ursprung ihres Glücks gerieth in Vergessenheit. Die Familie erfreute sich alles Guten, das nach menschlichem Ermessen für sie möglich war. Obschon ohne viel Verbindungen mit ihren jetzigen Standesgenossen nur auf den Flecken und einige bürgerliche Familien angewiesen, fehlte ihrem gastlichen Hause kein Behagen, denn die große Welt und die Freuden des adligen Standes vermißten sie nicht, weil sie dieselben nicht kannten. Dagegen besaßen sie eine Perle, um welche sie von Allen beneidet wurden, die einmal Zeuge ihres Glückes gewesen waren. Diese Perle aber war die einzige Tochter.

Je mehr die kleine Gertrud heranwuchs, welche sich zu einer seltenen Schönheit entwickelte, wurde das früher so verrufene Rabenschloß wieder zum Anziehungspunkt für die ganze Umgegend. Wieder war eine reiche Erbtochter vorhanden, und die alte glänzende Geschichte des Hauses derer von Ravensbeck schien sich erneuern zu wollen. Gesellschaften wechselten mit Landpartien, im Winter Bälle mit Schlittenfahrten. Die Anmuth und der Geist des jungen Fräuleins ward zur Frühlingssonne für die ganze Jugend der Umgegend.

Dennoch konnte man nicht sagen, daß sich irgend Jemand ihrer Gunst zu rühmen hatte. Bewerber kamen, blieben eine Zeit lang und verschwanden dann eben so rasch wieder. Die Meisten allerdings blieben dem Hause befreundet und warteten auf günstigere Zeiten. Manche wohl flüsterten, daß Fräulein Gertrud im Herzensgrunde eine herrische und unberechenbar launische Natur sei. Andere fanden sie zu excentrisch und als getreues Abbild ihrer Mutter, wie diese während ihrer „Künstlerlaufbahn" früher gewesen sein müsse. Noch Andere verglichen sie mit jener Dame vom Kynast, die sich nur jenem Freier ergeben wollte, der dreimal um die Zinnen der Burg reiten werde, und die nichts darnach fragte, wie viele sich dabei den Hals gebrochen hatten. Kurz, das schöne edle Fräulein hatte alle Spießruthen zu laufen, wie jede moderne Turandot, von der man nicht begreifen kann, warum sie sich nicht zur Ehe entscheiden will.

Einige, die sie vertheidigten, und ihre Anzahl wuchs in letzter Zeit, fanden es natürlich, daß die einzige Tochter ganz in der Pflege ihrer alternden Mutter aufging. Und allerdings, Frau Anastasia kränkelte seit einem vollen Jahre und regierte das Gut vom Bett aus. Man wollte also wenigstens ihre Genesung abwarten, bevor sich die Werbungen um die Tochter erneuerten. Aber dazu kam es nicht. Frau Anastasia starb, bevor sie Enkel gewiegt hatte; sie starb heiß beweint von ihrem Mann und ihrer Tochter und ebenso von ihren Gutsleuten und von den Armen des ganzen Fleckens.

Schon während der Trauerzeit richteten sich die Blicke der Freier doppelt sehnsüchtig auf das schöne Fräulein. Fand man es auch natürlich, daß sie dem Vater in seinem Wittwerstande tröstend zur Seite stehen möchte, so erschien andererseits diese Aufgabe noch leichter, wenn ein junger Mann und Schwiegersohn die schöne schweigsame Tochter bei dieser Liebespflicht unterstützen werde.

Zwar wenn die Einen, und zwar die Aermeren, sich abgeschreckt fühlten, ihre Augen zu der reichen, vornehmen Erbtochter zu erheben, so fand die goldene Jugend des Adels, und vor allen ein

Baron von Conring kein Bedenken mehr, um die reiche Tochter einer Abenteurerin zu freien, deren Vermögen seine ruinirten Verhältnisse wesentlich verbessern konnte. Dabei hatte selbst die Chance, einen fremden Namen annehmen zu müssen, noch den großen Vortheil, das Andenken an mancherlei leichte und zweideutige Streiche, die mit dem Namen von Conring verbunden waren, auf immer zu verlöschen.

Eine dritte Klasse von Freiern, welche sich rühmte, die Sache am delicatesten zu behandeln, fand leider, daß die schöne Gertrud, sei es aus Trauer und Gram um den Verlust ihrer Mutter, oder sei es aus falschem Stolz, völlig unzugänglich geworden war und jede, auch die leiseste Annäherung zurückwies.

Abgesehen von jener Trauer war Gertrud in der That jetzt schöner als je. Vornehm und würdevoll, eine zauberhafte Erscheinung für Jeden, der ihr nahte, schreckte sie dadurch doch ebenso zurück, und es schien absichtlich, daß sie den Leuten auswich und still in sich gekehrt die Einsamkeit aufsuchte.

Ueber ihren wahren Charakter ist es schwer etwas zu sagen, da er die widersprechendsten Eigenschaften vereinigt zeigte. Einige Dienstboten wußten über jähzornige Leidenschaftlichkeit zu klagen, andere ihre schrankenlose Herzensgüte zu rühmen. Sie war die verwegenste Reiterin und Schlittschuhläuferin, und doch hielten sie diese amazonenhaften Uebungen nicht ab, für die Armen im Ort Strümpfe zu stricken und den Wöchnerinnen eigenhändig Speisen und Kleidungsstücke zu bringen. Mädchen ihres Alters mied sie fast mit Geringschätzung, aber die alten Frauen des Orts suchte sie auf, um ganze Abende mit ihnen zu verplaudern. Was die Wirthschaft des eigenen Hauses betraf, so führte sie die Zügel straff, aber doch mit sammetenen Händen. Alle Dienstleute vergötterten sie, weil sie jedem Einzelnen durch die Finger sah und das Mangelhafte selbst verbesserte, statt zu tadeln. Durch diese Güte aber erzielte sie es, daß sonstiger Mißbrauch derselben sich nicht mehr hervorwagte. Man that aus Verehrung und Liebe Alles, was man ihr an den Augen absehen konnte, und auch die weniger Selbstlosen — wohin namentlich eine neu angenommene Beschließerin zählte, wagten in Worten oder Thaten nie mehr als einmal Widerstand zu zeigen.

So ging abermals ein volles Jahr hin. Die Bewerber verloren sich und die gespensterhafte Ruhe, wie sie ehedem auf dem unheimlichen Schlosse geherrscht hatte, schien jetzt wiedergekehrt zu sein. Nur Herr von Conring wagte es noch, sich bisweilen zu zeigen, aber auch diese Besuche nahmen ein rasches Ende. Er hatte es gewagt, eines Abends das Fräulein, welches im Erdgeschoß mit dem Sortiren neuer Leinwand beschäftigt war, zu überraschen.

Die Dienstleute hörten ein heftiges Gespräch, und mehr als ein Neugieriger näherte sich der Thür; zufälligerweise kam der neue Verwalter, den man gleichzeitig mit der Beschließerin angenommen, von der Jagd zurück und trieb die Zudringlichen von der Thür, an welcher er selbst jetzt Posto faßte. Erst nach einer Weile ertönte die Klingel, und der Verwalter war der Erste, welcher das Zimmer betrat. Gertrud stand ruhig und hochaufgerichtet an dem Tische, welchen die Leinwand bedeckte, während Herr von Conring in heftiger Bewegung declamirend in dem freien Raum vor dem Tische auf und abging.

„Wollen Sie nicht die Güte haben," sagte Gertrud zum Verwalter, „Herrn von Conring ein Glas Wasser zu bringen — und dann begleiten Sie ihn hinaus," setzte sie in aller Ruhe hinzu, „er scheint sich auf der Jagd übernommen zu haben."

Ohne ein Wort zu erwiedern oder die Erfüllung jener Weisungen abzuwarten, eilte Herr von Conring durch die offene Thür, warf sich auf sein Pferd, das am Hofthor angebunden stand, jagte fort und wurde seit diesem Tage nicht mehr gesehen.

Das war im Herbst. Der Winter ging ganz still und ereignißlos vorüber. Die Strenge der Jahreszeit erschwerte überhaupt den Verkehr, aber für Schloß Ravensbeck hatte der letztere schon längst vollständig aufgehört. Das alte Gebäude schien ausgestorben zu sein, und von Fräulein Gertrud sprach man so wenig, als wäre sie seit Jahr und Tag weggezogen oder in ein Kloster gegangen.

Erst im folgenden Sommer wurden die Zungen der Nachbarschaft wieder lebendig

und beschäftigten sich von neuem mit der schönen Gertrud. Ursache dazu gab das völlig veränderte Benehmen des alten Herrn Erdmann-Ravensbeck. — Er, der nüchterne, gesetzte, sittenstrenge Mann schien plötzlich alle bösen Eigenschaften seiner Vorgänger geerbt zu haben. Er ritt durch Nacht und Nebel in die Wälder, auf die umliegenden Dörfer und oft in das weite Land hinaus. Häufig war er Tage lang abwesend und die bösen Zungen sagten, daß er dann in den Weinhäusern und Winkelkneipen der Hauptstadt zu treffen sei, wo er trank, spielte, fluchte und sein Wesen so arg trieb, wie irgend einer seiner Vorfahren auf Schloß Ravensbeck.

Aber das war nicht Alles. Daß er die Kirche nicht mehr besuchte und seinen besten und ältesten Freunden in der Umgegend auswich, mochte man einer bösen Laune zuschreiben, aber daß er genau wie der wilde Curt nur noch mit Kohlenbrennern, Floßknechten und Wilddieben Umgang pflegte, ja sich unter dem verkommensten Gesindel am wohlsten fühlte, das schien auf eine dauernde innere Wandlung zu deuten, und die Leute hatten nicht Unrecht, wenn sie sagten — nun ist der Herr Erdmann auch ein echter „Rabenspeck" geworden. Zu dieser Verwilderung im allgemeinen gesellten sich noch allerhand Wunderlichkeiten. Daß er sich eine Familiengruft im Garten erbauen ließ und öfter Todesgedanken äußerte, wenn er überhaupt zum Sprechen zu bringen war, das mochte man anfangs wie seine ganze Umwandlung der tiefen Trauer um den Tod seiner Gattin zuschreiben, aber diese Erklärung reichte doch nicht ganz hin. Er hatte ein völlig unstätes Wesen angenommen; er ging, ohne zu sagen wohin, und kam zurück, wenn man es am wenigsten vermuthete, beschenkte Bettler reichlich und enthielt den Dienstleuten ihren Lohn vor, sprach mit sich selber laut, wenn er allein war, und schien taub zu sein, wenn man ihn anredete, er ließ die schönsten alten Bäume fällen und ordnete neue Anpflanzungen an, wo kaum ein Strauch gedieh, gab Befehle und nahm sie in der nächsten Stunde zurück, kurz, er war vollkommen unberechenbar geworden; und wenn die neue Beschließerin sagte: „Beim Herrn muß es rappeln" — so spiegelte sich in diesem Worte nur der allgemeine Eindruck.

Für das Hauswesen zwar erwies sich diese Umwandlung ziemlich gleichgültig. Fehlte auch die strenge Hand des Regenten, so hatte das Händchen der Tochter ihrem Vater das Regiment unvermerkt abgenommen. Allmälig ereigneten sich einige Auftritte, welche die räthselhafte Gemüthsverfassung des alten Herrn in deutlicherem Lichte zeigten.

Eines Tages war es, als Herr von Conring dem Alten im Walde begegnete oder ihn vielmehr auf einem Baumstumpf sitzend antraf. Kaum aber gewahrte ihn der Alte, als er aufstand, ihm den Rücken kehrte und einen Seitenpfad in das Gebüsch einschlug. Herr von Conring ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern holte den Alten ein, der mürrisch und verdrossen die artigen Worte des Cavaliers anhörte, der ihm als Verehrer seiner Tochter wohlbekannt war. Als jener nun wirklich wagte, sich nach dem Wohlbefinden des gnädigen Fräuleins zu erkundigen, wurde der Alte kirschbraun vor Zorn und verbot dem Herrn, von dieser „Person" zu reden.

Herr von Conring war erstaunt und erlaubte sich, die Partei dieser „Person" zu nehmen, ja er glaubte die Gelegenheit benutzen zu sollen, offen um die Hand des gnädigen Fräuleins anzuhalten.

Da aber brach der Alte in ein rauhes, mißtönendes Lachen aus. „Wissen Sie nicht," sagte er, „daß die Ravensbecker Dirnen alle nichts taugen? Wenn Sie aus Ihrem Stammbaum Krücken schnitzen wollen für die Schande, so kommen Sie — sonst überlegen Sie noch einmal. Gott befohlen!"

Mit diesen Worten wandte er sich in den Busch, aber er kam noch einmal zurück und reichte dem Baron seine Hand. — „Nichts für ungut, Baron, aber wenn der Kukuk anfängt im Storchnest zu brüten, so kann der letzte Tag nicht weit sein. Obschon ich weiß, daß Sie ein Lufticus, hätt' ich Ihnen doch das Mädel gegönnt — Ihnen noch lieber, als — — Leben Sie wohl, Baron, das wird noch mein Tod, und daß mein Glück so enden sollte, hab' ich mir auch nicht träumen lassen!" — und mit einem halb unterdrückten Fluch war er im nächsten Augenblick im Walde verschwunden.

Dieser Auftritt, den der Baron zu ver-

schweigen keine Ursache hatte, war das erste Signal. Bald kamen dazu weitere Mittheilungen. Man erfuhr, daß der alte Pfarrer von Schwelmroda eine volle Stunde lang im Schlosse gewesen und mit bedeutungsvollem Kopfschütteln nach Hause zurückgekehrt sei. Auf dem Hofe wollte Einer gehört haben, daß es bei dieser Gelegenheit zu einem heftigen Wortwechsel gekommen sei. Der Geistliche habe nämlich den Gutsherrn zur Rede gestellt, weshalb er nicht mehr in die Kirche komme, und dieser habe ungefähr geantwortet:

„Wenn es wirklich einen Herrgott gäbe, Herr Pfarrer, so würde er dem Teufel sein Handwerk legen. So lange aber Meister Urian seine Macht behält auf Erden, kann ich keinen Respect mehr haben vor Eurem Herrgott! Kann er beweisen, daß er vorhanden, indem er jedem Schurken das Genick bricht, dann will ich an ihn glauben. Für jetzt hat er seinen Credit bei mir verloren — und damit Gott befohlen!“

Der alte Pfarrherr zwar schwieg auf alle neugierigen Fragen, die an ihn gestellt wurden, auch das Gesinde des Gutes wich allen Fragen aus. Obgleich viele von ihnen Knall und Fall entlassen wurden, zogen sie doch ruhig ihres Weges und ließen keine Spur von Groll oder Erbitterung blicken.

Unter diesen Entlassenen war auch jener neue Verwalter, welcher Zeuge des Auftritts mit Herrn von Conring gewesen war. Es war dies ein einfacher, in jeder Beziehung tüchtiger junger Mann, der das Vertrauen der Herrschaft wie die Liebe seiner Untergebenen in gleichem Grade besaß. Herr Wolfram Mark war, man weiß nicht woher, gekommen, so viel aus seinen Papieren hervorging, stammte er aus einer guten bürgerlichen Familie Schlesiens. Seine Haltung war eine halb militärische, sein Benehmen wortkarg und gemessen, sein äußere Erscheinung eine schlichte, echt männliche, ohne hervorragende Vorzüge, aber auch ohne Tadel. Wir werden ihn später noch genauer kennen lernen; hier genügt anzuführen, daß seine Kenntnisse umfassend, seine Anstelligkeit und Umsicht mustergültig, sein Charakter treu wie Gold waren und niemals den geringsten Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten mit der Herrschaft gaben.

Weshalb dieser Treffliche plötzlich mit Schimpf und Schande entlassen wurde, blieb ein Geheimniß, zumal er selbst hartnäckig schwieg und sich vor den Menschen zurückzog, obwohl er im Orte blieb. Ein übelbeleumundetes Subject, seinem Rufe nach ein Wilddieb, erzählte lange nachher, daß er um diese Zeit den jungen Mann eines Tages im Walde angetroffen und zehn Schritt von ihm den alten Herrn Erdmann-Ravensbeck, der auf den entlassenen Verwalter das Jagdgewehr angelegt und gerufen habe:

„Verfluchter Hund, kommst du mir wieder vor das Gesicht!“

„Schießen Sie, gnädiger Herr,“ habe der junge Mann gerufen; „dann ist der Jammer auf einmal aus, ich lasse mit mir Alles machen, aber eines bitte ich mir aus: Mißhandeln Sie Niemand meinetwegen, sonst — wenn Sie das wagen, haben Sie es mit mir zu thun. Jetzt schießen Sie!“

Da habe der Alte das Gewehr sinken lassen und sei mit einem Fluche davongegangen.

Dieser Umstand wurde jedoch erst lange Zeit nachher bekannt. Von dem Betreffenden selbst etwas zu erfahren, war unmöglich.

Weniger verschwiegen war ein Holzhändler aus der Hauptstadt, der eines Tages, es war der 13. Juli, nach Schloß Ravensbeck kam; da er Niemand traf, der ihn bei der Herrschaft anmelden sollte, gelangte er durch verschiedene Vorzimmer im oberen Stock bis in den großen Speisesaal, dessen anstoßende Thür halb offen stand.

Hier hörte der Holzhändler einen heftigen Wortwechsel und erkannte an der Stimme den alten Gutsherrn.

„Ich bin alt geworden mit Ehren!“ rief er, „ich habe meinem Gott gedient und meinen Mitmenschen, so gut ich konnte, und nun soll ich auf meine alten Tage das erleben! — Wahrlich, der alte Fluch scheint wieder lebendig zu werden, der auf diesem verwünschten Neste liegt, warum auch mußte ich es wieder aufbauen. Nun muß ich es büßen!“

„Höre auf, lieber Vater, ich beschwöre dich,“ sagte eine schluchzende Mädchenstimme, „ich kann nicht so gotteslästerliche Reden hören!“

„Aber Gotteslästerliches thun," rief der Alte, „zum Spott für Gott und die Welt!"

„Aber was habe ich denn gethan, lieber Vater," sagte wieder die Mädchenstimme, „doch nichts Anderes, als was einst meine Mutter gethan hat, als sie ebenfalls den Verwalter vorzog — vor allen anderen Bewerbern."

„Rede mir nicht von dem Buben!" — erscholl wieder die Löwenstimme des Alten, „oder es giebt ein Unglück!"

„Aber was hast du gegen ihn, Vater?" kam es zurück. „Wolfram Mark ist ein braver, ehrenhafter Mann, erkundige dich über ihn, wo du willst, so wirst du nur Gutes und Rühmliches erfahren. Und wenn du gegen ihn bist aus blinder Abneigung und mir es verübelst, daß ich keinen Geschmack finden kann an den anderen Freiern, so denke an die Zeit, wo auch die gute Mutter einen schweren Stand hatte, als sie sich für dich entschied."

„Ja wohl, nach der Mutter bist du gerathen, phantastische Närrin!"

„Nichts gegen die Selige!" rief jetzt das Mädchen mit entschiedenem Tone, „das muß ich mir ausbitten als ihre Tochter. — Wir sind ihr beide wohl Dank schuldig" — fuhr sie nach einer Pause fort — „ich, daß ich am Leben bin und du — o, daß eine Tochter daran mahnen muß, ich will mich lieber nicht weiter aussprechen —"

„Sprich nur!" donnerte der Alte, — „ich kenne schon deine Meinung — daß ich ihr das schöne Rittergut verdanke, willst du sagen — daß sie mich armen Teufel aus dem Staube erhob vor allen Anderen, daß sie mich zum Herrn gemacht hat aus ihrem Diener — sprich nur weiter — es war ja die alte Neigung zum Niedrigstehenden, die ihre Blicke auf mich lenkte, sag, es war ja der alte Fluch, der damals schon thätig war und der sich nun heute erneuert — es ist so schön, sich dergleichen von seiner Tochter sagen lassen zu müssen. Nun, ich kann es ertragen, wie ich schon Anderes ertragen habe. Es ist wahr, ich hatte meiner Frau mein Glück zu danken, obgleich ich nicht darnach lüstern war, aber ich nahm diese Fügung an, um das schöne Besitzthum nicht verkommen zu lassen, nachdem ich es neugeschaffen — und außerdem ist doch wohl ein Unterschied zwischen mir und ihm, dem Hergelaufenen."

„Aber ich bitte dich noch einmal, was hast du gegen ihn?" sagte wieder das Mädchen mit eindringlicher, fast zärtlicher Innigkeit.

„Rede mir nicht von ihm," rief der Vater mit Stentorstimme, während er mit großen schweren Schritten das Zimmer maß. „Ein ganzes Rittergut hinwerfen — dem ersten besten Schlucker an den Kopf werfen, weil es einem Dämchen so beliebt — ein Rittergut, das ich neu aus dem Nichts geschaffen, das ich der Wildniß abgerungen wie ein Farmer dem Urwald — und nun wäre alle Mühe vergebens gewesen um einer Laune willen! Unterbrich mich nicht. Ich habe diesen Tag längst kommen sehen, so wenig treue Eltern solchen Widerstand verdienen. — Wie? hast du nicht die feinste Erziehung genossen, hast die Wahl unter den ersten Familien — und was ist nun die Frucht von allen Mühen! — die glänzendsten Partien ausgeschlagen, die bravsten Männer vor den Kopf gestoßen, blos aus purem Eigensinn — aber ich wiederhole es, ich dulde diese Opposition nicht, und von diesem Menschen kann keine Rede sein nun und nimmermehr!"

Es trat eine kleine Pause ein, dann nahm die Mädchenstimme wieder das Wort.

„Wenn ich einst die Erbin dieses Besitzthums bin, das meiner Mutter gehörte, so ist es gewiß keine Unbescheidenheit, wenn ich mir das erste menschliche Recht, das Recht der freien Wahl, nicht rauben lasse. Und was mir einst von selber zufallen wird, lasse ich mir jetzt im voraus nicht verkümmern."

„Einst — ja wohl," fuhr der Alte heraus, „ihr wartet also auf meinen Tod, ich bin euch dankbar für diese Ankündigung, aber ihr könnt euch dennoch verrechnen, meine Guten. Ehe euch dies Glück blüht, daß ich meine Augen schließe, kann ich dich immer noch enterben. Ich wäre ein Narr, so weiter zu leben, von einem Tag zum anderen beobachtet und taxirt, ob ich immer noch nicht reif bin für die Grube. Wahrlich, das hieße seines eigenen Lebens nicht mehr sicher sein!"

Aber diese harten und unbedachten Worte

fanden eine Entgegnung, die ebenso energisch war, obschon sie im unterwürfigsten, fast demüthigen Tone erklang.

„O, wenn du das glaubst und fürchtest, lieber Vater, so ist es besser, du stößest mich aus dem Hause. Ich will ja gern das äußerste Elend ertragen und selbst die Enterbung erdulden, wenn du nur dabei glücklich und ruhig sein kannst —"

Wieder trat eine Pause ein. Man hörte das schwere Athmen des untersetzten alten Mannes.

Abermals begann die Mädchenstimme; aber diesmal mit unsicherem, fast flehendem Ausdruck.

„Stoße mich aus dem Hause, Vater, oder rufe ihn zurück. Du mußt ihn zurückrufen, Vater, unseres guten Namens willen" — und sie fiel ihm schluchzend zu Füßen.

„Hallo!" schrie der Alte laut auf, „auch das also, auch das, und den Hohn der Nachbarn dazu, vor denen man so lange die Nase hochgetragen! O das ist, um sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Wenn ich den Buben treffe, so giebt's ein Unglück. — Weg aus meinen Augen, du —" Das letzte Wort aber erstickte im Uebermaß des Zornes, dem die Stimme versagte. Die Schritte des Alten näherten sich der Thür, aber noch einmal hielten sie ein.

„Gehe nicht im Zorne, Vater!" rief die Tochter, „höre mich erst, bevor du mich verdammst. Ich weiß, du hast mich seit Jahren Diesem und Jenem in der Nachbarschaft zugesagt, ich konnte mich vor diesen Bewerbern wie vor deinen Mahnungen nicht anders retten, als daß ich mich unlöslich mit dem verband, dem mein Herz gehört. Nenne es ein Selbstvergessen — nein, es war kein Vergessen, es war eine Selbstüberwindung, denn nur so konnte ich mich und ihn vor einer ungewissen Zukunft schützen — mich vor der Möglichkeit, deinen Plänen vielleicht in einer schwachen Stunde nachzugeben, und ihn vor der Schwäche, aus Rücksicht oder Furcht vor dir die Stellung aufzugeben und mich im Stiche zu lassen. Jetzt bindet uns die gegenseitige Pflicht und wir können nicht mehr getrennt werden. Nach dem Urtheil der Welt aber habe ich niemals gefragt!"

„Ja wohl, so kenne ich dich von klein auf," sagte der alte Herr, „und ich sehe nun, wohin es führt, wenn man aus Affenliebe den Kindern die Zügel schießen läßt. Darin habe ich diese Schmach mit verdient, aber man irrt sich, wenn man sich einbildet, daß man solcher curiosen Moral das Licht halten soll! Macht, was Ihr wollt. In Gottes Namen vorwärts in die Schande hinein! Aber auf mich rechnet nicht mehr — hiermit ist das Maß voll von dem, was ein Mann tragen kann. Gott befohlen!"

Und im selben Augenblick trat der alte Herr aus der Thür, welche nicht sanft in das Schloß flog, und schritt durch den Speisesaal in die Vorzimmer. Der alte Mann war so erregt, daß er den Holzhändler, der sich in eine der tiefen Fensternischen zurückgezogen hatte, gar nicht bemerkte. Einige Minuten später sah der Holzhändler durch das Fenster, daß Herr Erdmann-Ravensbeck auf dem Hofe seinen alten eisengrauen Hengst bestieg und fortritt, der Richtung nach in die Hauptstadt.

(Forts. folgt.)

Die Reorganisatoren des preußischen Staates.

(1807—1813.)

Von

W. Hoffner.

V.

Scharnhorst.

Scharnhorst hat die Organisation der preußischen Armee gegründet, welche 1813 unser Vaterland befreite, und welche dann, über die nächste Absicht dieses großen Genies hinaus, einer der gewaltigsten Hebel für die Errichtung des deutschen Reichs geworden ist. Wie Luther ging dieser Mann mächtigen Willens und unbeugsamen, massiven Verstandes aus dem Volke hervor.

Jugendjahre.

Ein Ernst Wilhelm Scharnhorst war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach-

dem er als Quartiermeister den hannover'schen Dienst quittirt hatte, auf sein kleines ererbtes Bauerngut, in der Nähe von Hannover, zurückgekehrt und hatte die Verwegenheit, die jüngste Tochter Techtmeyer's, des Besitzers des ritterschaftlichen Gutes Bardenau, zu lieben. Die reichen Eltern des Mädchens verwarfen den Liebhaber und erst als die Tochter, um sich den schlimmen Nachreden der Leute zu entziehen, ihre Heimath längere Zeit verlassen mußte, willigten sie gezwungen in die Verbindung. Ein Mädchen kam und ihm folgte dann in Bardenau am 12. November 1755 der erste Sohn, Gerhard, welcher den Großvater damals ganz aussöhnte und später den Namen der Scharnhorst unsterblich machen sollte.

Er wuchs unter fünf Geschwistern auf einer Pachtung heran und wurde von seinem Vater als Aufseher der Tagelöhner gebraucht. Die Erzählung, daß er die Schafe gehütet habe, eine Erzählung, welche seltsamerweise in der Jugendgeschichte Gneisenau's wiederkehrt, hat nach den Verhältnissen der Familie wenig Wahrscheinliches. Als 1772 ein Proceß über Bardenau zu Gunsten des alten Scharnhorst entschieden war, siedelte man auf dies Gut. Der thatkräftige Wille des alten Scharnhorst hob bald den Ertrag desselben ansehnlich. Nun ward dem Sohn auch gestattet, sich seinem entschiedenen Wunsche gemäß der militärischen Laufbahn zu widmen.

Varnhagen hat ein schönes Lebensbild des Reichsgrafen von Schaumburg-Lippe entworfen, welcher in verkrüppelt kleinen Verhältnissen seine militärischen Ideen zu verwirklichen suchte. Man kann nicht umhin, wechselsweise über ihn zu lächeln und ihn zu bewundern. Er erneuerte in seiner Grafschaft das altdeutsche Gesetz, nach welchem jeder ansässige Einwohner zum Kriegsdienst verpflichtet war, und errichtete mit Hülfe dieser Gewaltsamkeit, der Niemand begegnen konnte, da die Grafschaft keine Landstände mehr hatte, ein Regiment zu Fuß, eine Abtheilung Artillerie und eine Reiterschwadron. Er bildete diese kleine Armee zu einer Mustertruppe und errichtete auf dem Wilhelmsstein musterhafte militärische Anstalten. In diese, welche dem väterlichen Gütchen ganz nahe lagen, trat nun Scharnhorst ein. Der Graf pflegte selber zu prüfen und zu entscheiden. Er bemerkte zwar in den Vorkenntnissen des achtzehnjährigen Jünglings noch erhebliche Lücken; aber ihn erfreute die Reinheit seiner Sitten, sein unbefangenes, bescheidenes Benehmen, seine lebhafte Wißbegierde und die freudige Kriegslust, welche aus den großen blauen Augen und den offenen, edlen Zügen leuchtete.

Die Vorbildung, welche Scharnhorst nunmehr empfing, ward für ihn von bleibender Bedeutung. Es ist ein Werk des Grafen „über den Defensivkrieg" von 1775 erhalten, welches erst einen Einblick in das innere Verhältniß der Leistungen beider Männer giebt. Gneisenau erklärte hierüber an Varnhagen von Ense: „Sie haben den Grafen von Lippe sehr gerühmt, aber lange noch nicht nach Verdienst, er war viel größer noch, als Sie ihn darstellen. Ich habe mich früher eine Zeit lang in Bückeburg aufgehalten und dort im Archive seine Handschriften durchgelesen. Unsere ganze Volksbewaffnung vom Jahre 1813 Landwehr und Landsturm, das ganze neuere Kriegswesen hat der Mann ausführlich bearbeitet, von den größten Umrissen bis auf das kleinste Einzelne, Alles hat er schon gewußt, gelehrt, ausgeführt. Denken Sie nun, was das für ein Mann gewesen, aus dessen Geiste, so weit in der Zeit voraus, die größten Kriegsgedanken sich entwickelt, aus deren späterer Verwirklichung zuletzt die ganze Macht Napoleon's eigentlich zusammengebrochen ist." Der Graf liebte Scharnhorst. Er verlieh ihm die goldne Medaille der Kriegsschule und beförderte ihn zum Offizier untersten Grades.

Leitung der Militärschule in Hannover. Schriftstellerische Arbeiten.

Als der Graf von Schaumburg im Herbst 1777 seiner geliebten Gattin, der Freundin Herder's, nachstarb, meldete sich Scharnhorst zum hannover'schen Militärdienst. Er besaß bereits eine geschlossene militärische Ausbildung. Auch über sie hinaus hatte sein Geist geblickt. Es wird erzählt, daß er mit besonderer Vorliebe Young, Klopstock, Schubert, Lessing und Goethe gelesen habe. So trat er in das 8. hannoversche Regiment von Estorff-Dragoner. Dieser vortreffliche Offizier, General von Estorff, hatte eine Kriegsschule in seinem Regiment für die jüngeren Offiziere er-

richtet. Der Uebergang Scharnhorst's in sein Regiment war ihm besonders erwünscht, weil gerade die Kriegsschule des Grafen von Schaumburg ihm bei seinen eigenen Bestrebungen als Muster vorschwebte. Scharnhorst ging eifrig in seine Pläne ein. Vor kurzem noch Schüler, lehrte er nun mit um so mehr Feuer Mathematik, Artilleriewissenschaft, Fortification. Er ward sofort der Lieblingslehrer der jungen Offiziere. Und daneben fand er noch hinreichend Muße, in den Militärwissenschaften selbständig fortzuarbeiten nnd eine Reihe schriftstellerischer Versuche auf diesem Gebiet theils zu veröffentlichen, theils zu beginnen.

Eine so ernste, gründliche, erfolgreiche Thätigkeit machte Scharnhorst bald auch in Hannover bekannt. Und als man dort eine Artillerieschule errichtete, wurde er als Fähndrich an diese berufen. Eine lange Reihe von Jahren, 1782—1793, sollte er in Hannover zubringen, hier sollte er für seine militärische Ausbildung den Abschluß und für sein Leben die geliebte Gefährtin finden. An der Spitze der Artillerieschule stand Oberstlieutenant von Trew, welcher seine Verdienste vollauf würdigte. Scharnhorst ward die Seele dieses ganzen Unternehmens. Damals verfaßte er ein Handbuch für Offiziere in den angewandten Theilen der Kriegswissenschaften, das seit 1788 erschien. Es ist bezeichnend für ihn, daß der Vorwurf vernommen wurde, er verfahre zu streng wissenschaftlich in seinem Unterricht und er behandle die am Unterricht theilnehmenden Offiziere zu sehr als Schüler, nicht als Offiziere. In der Biographie des späteren hannover'schen Generals Sir Julius von Hartmann, der sein Schüler in der Anstalt und sein Untergebener in der Compagnie war, wird Scharnhorst's Einfluß so geschildert: „Scharnhorst übte schon damals ein außerordentlich großes Gewicht auf seine Umgebung und speciell auf seine Schüler aus. Er bewirkte dies weniger durch seinen Unterricht. Dieser hätte wohl für seine damaligen weniger entwickelten Schüler elementarer sein können. Viel entschiedener wirkten seine große Freundlichkeit und Humanität, sein herablassendes Hineingehen in der jungen Leute Ansichten, welche er in mannigfachsten Richtungen, nicht blos auf dem militärischen Felde, berichtigte und leitete. Bis in seine letzten Lebenstage erinnerte sich Hartmann mit jugendlichem Schwunge der Gespräche Scharnhorst's während der Zwischenstunden mit den Cadets und Offizieren. Besonders interessant waren seine kriegsgeschichtlichen Vorlesungen über den siebenjährigen Krieg, die Belagerung von Gibraltar und andere Ereignisse, bei denen hannover'sche Truppen thätig gewesen waren."

Er war eine Gelehrtennatur, welche durch die militärische Schulung nur jene geschlossene Haltung empfangen hatte, welche an den hervorragenden Mitgliedern dieses Standes so angenehm berührt, und so trieb ihn seine Neigung zu zusammenhängender schriftstellerischer Thätigkeit. Seit 1782 gab er die militärische Bibliothek heraus, welche dann unter dem Titel „Bibliothek für Offiziere" von ihm fortgesetzt wurde; alsdann erschienen 1788 bis 1790 zu Hannover sein „Handbuch für Offiziere", ein Werk, das bis jetzt im Einzelnen erreicht, doch im Ganzen noch nicht übertroffen ist; eine Geschichte der Belagerung von Gibraltar und eine andere, die Veränderung und Einrichtung des schwedischen Kriegswesens durch Gustav Adolf folgten. Am meisten Aufsehen aber machte das Taschenbuch für Offiziere, welches 1792 erschien und versuchte, in der Kürze Alles zusammenzufassen, was dem Offizier im Felde und bei Belagerungen von Nutzen sein kann. Sein Erscheinen traf mit dem Beginn des französischen Revolutionskrieges zusammen. Schon nach einem Jahr war eine zweite Auflage nöthig. Und noch viel später urtheilte Clausewitz, Scharnhorst habe in diesem Taschenbuch über den eigentlichen Krieg von allen bisherigen Militärschriftstellern am besten geschrieben. Friedrich der Große hatte 1762 für seine Offiziere eine „Anweisung zur Kriegskunst für Offiziere" herausgegeben; diese gab nun Scharnhorst 1793 heraus und fügte zahlreiche Zusätze hinzu, theils aus den späteren kriegswissenschaftlichen Werken des Königs, theils Ergänzungen aus seinen eigenen Studien. Durch diese Arbeiten trat Scharnhorst in die Reihe der ersten Militärschriftsteller aller Zeiten.

Bald nach seiner Ankunft in Hannover war sein Vater gestorben und das Gütchen Bordenau war auf ihn übergegangen. Während er für die Ausbildung seiner

Brüder eifrig Sorge trug, hatte er den Haushalt selber ausgelöst, die Ländereien verpachtet. Er hatte dann Urlaub genommen, um auf einer längeren Reise bis Wien die militärischen Verhältnisse verschiedener Staaten aus eigener Anschauung kennen zu lernen. 1785 hatte er sich mit Clara Schmalz verheirathet, deren elterliches Haus er durch ihren Bruder kennen gelernt hatte, welcher damals als Privatgelehrter eine Lebensbeschreibung des Grafen Wilhelm von Bückeburg ausarbeitete. In Bordenau, im Kreise der Verwandten und Freunde, wurde die Verbindung gefeiert. Die weiche, sanfte, zu stiller Beschaulichkeit neigende Gemüthsart seiner Gattin ging hingebend in Scharnhorst's wissenschaftliche Pläne ein; es machte sie glücklich, ihm als Secretär zur Seite zu stehen. Im Frühjahr 1786 brachte sie ihm den ersten Sohn, und um so freudiger arbeitete er nun für Frau und Kind. Er las kein Buch, ohne bei der Lectüre eigene Ideen niederzuschreiben; es war eine im größten Sinne productive Natur. Ich finde unter solchen Aufzeichnungen die Bemerkung: „Es hat mich immer traurig gemacht, daß wir Deutschen so wenige Vaterlandsliebe und so wenigen Nationalstolz besitzen; daß ein Theil unserer feurigsten, unserer vorzüglichsten Schriftsteller sich mit mehr Enthusiasmus für die französische, als ihre eigene Nation interessiren kann." Damals plante er auch eine Erklärung von Cäsar's Commentarien, eine Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Antheil an dem Kriege von 1793.

Während Scharnhorst so in glücklichen Verhältnissen seinen militärwissenschaftlichen Arbeiten und seiner Familie lebte, näherten sich die Gewitter der französischen Revolution immer drohender. Vor dem Schluß 1792 erging an die Mehrzahl der hannover'schen Truppen der Befehl, sich marschbereit zu machen. Am 29. Januar spät Abends traf in Hannover die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's XVI. ein. Scharnhorst hatte, wiewohl mit Vorsicht und Einschränkungen, die Bewunderung der Nationalversammlung getheilt, wie ein Schlözer, Klopstock, Schiller sie aussprachen. Von solchen Gefühlen war nichts mehr bei ihm übrig. Aber er erkannte, daß die Maßregeln des Schreckensregiments und die vereinfachte Taktik der Republik dem französischen Heer entschiedene Vortheile gaben. Mit genialem Blick in die Grundfehler des französischen Soldaten, Eitelkeit und Ungeduld, empfahl er damals: „Daher sollte man in einem Kriege gegen die Franzosen sich zur Grundregel machen, sie stets in Bewegung zu erhalten, besonders bei üblem Wetter, sie beständig anzugreifen, und sie nie ihren eigenen Dispositionen folgen zu lassen, sondern sie zu zwingen, sich nach den unsrigen zu richten. Ihre Ungeduld würde sie bald zu einem Hauptfehler verleiten. Ist aber ihr Anführer klug und schlägt ihnen ihr unvernünftiges Begehren ab, so begegnen sie ihm verächtlich, werden aufrührerisch und gehen davon."

Es ist diesem Zusammenhang fremd, den unglückseligen Krieg der Verbündeten gegen Frankreich von 1793 zu schildern. Scharnhorst nahm als Hauptmann Antheil an demselben. Aus diesem ruhmlosen Feldzuge leuchtet die Vertheidigung von Menin hervor. Diese wurde durch den General von Hammerstein und durch Scharnhorst als seinen ersten Generalstabsoffizier geleitet. Die treffliche Biographie von Klippel giebt ausführlicher die Geschichte dieses ganzen Unternehmens aus dem handschriftlichen Material. Als endlich der größte Theil der Stadt in einen Schutthaufen verwandelt, die spärlichen Lebensmittel unter den Ruinen der Häuser begraben waren, als die Garnison pro Mann nur noch dreißig bis vierzig Schüsse hatte: sammelte der General Abends um 10 Uhr die Commandeure um sich, ihnen mitzutheilen, er sei entschlossen, mit den 2000 Mann sich durch die 20000 Mann starke Armee der Belagerer durchzuschlagen. „Das Zimmer," so erzählt Scharnhorst selbst, „in welchem die Disposition ausgegeben wurde, war mehr durch die Flammen der brennenden Gebäude als der aufgestellten Lichter erleuchtet; die Bomben spielten nach dieser Richtung hin gerade jetzt sehr lebhaft; bald fielen sie auf das Gebäude, in dem sich der General befand, und krachten in demselben, als wenn der Blitz einschlüge, bald crepirten sie in dem Garten, nahe vor den Fenstern. Nach 12 Uhr Mitternachts hatten sich die Truppen versammelt." Der General redete jedes Bataillon einzeln an. „Die unaufhörliche

Unruhe", sagt Scharnhorst, „und die beständige Gefahr, in der die Truppen seit vier Tagen waren, gaben dieser Unternehmung einen eigenen Anstrich. Es schien, als wenn sie glaubten, daß dies der gewöhnliche Gang des Krieges wäre. Man wünschte einander Glück, daß es endlich so weit gekommen, und blos diejenigen waren untröstbar, welche zurückbleiben sollten. Das augenblickliche Bedürfniß reizt im Krieg zu großen Thaten. Man sollte diesen Umstand mehr benutzen, nicht wie Tilly und Trenck, aber wohl wie im Revolutionskrieg die Franzosen." Der Durchbruch gelang unter den furchtbarsten und abenteuerlichsten Wechselfällen. In seiner Relation sagt Hammerstein: „Vor allen Andern halte ich mich verpflichtet, vom Hauptmann Scharnhorst allein Erwähnung zu thun. Dieser Mann hat bei seinem ganzen Aufenthalt in Menin, nachher beim Bombardement und letztlich beim Durchschlagen Fähigkeiten und Talente, verbunden mit einer unvergleichlichen Bravour, einem unermüdeten Eifer und einer bewundernswürdigen Contenance gezeigt, daß ich seiner Anordnung allein den langen Aufenthalt in Menin während des Bombardements und den glücklichen Ausgang des Plans, mich durchzuschlagen, verdanke. Er ist bei allen Ausführungen der Erste und der Letzte gewesen. Wenn je Einem eine Belohnung für etwas Außerordentliches geworden, so verdient sie Hauptmann Scharnhorst im größten Maße." Scharnhorst ward zum Major und zweiten Generalquartiermeister der hannover'schen Truppen ernannt.

Der Krieg neigte sich zu Ende. Scharnhorst fand keine Gelegenheit mehr, sich auszuzeichnen. Er kehrte zu den gewohnten, liebgewordenen Beschäftigungen in Hannover zurück und zu ihnen traten die Pflichten seiner neuen Stellung. Er stieg zum Oberstlieutenant und Generalquartiermeister der Armee auf. Aber er fand jetzt im Frieden sich gegenüber Hemmungen, welche er entschlossen war, nicht gelten zu lassen. Es war für seine pecuniäre Lage entscheidend, wenn er Inhaber eines Regiments wurde; auch war Graf Walmoden durchaus nicht gegen diesen Wunsch; er kannte seine Unentbehrlichkeit. Dagegen erfuhr Scharnhorst unter der Hand aus sicherer Quelle, daß sowohl Geheimrath von Lenthe in London als auch ein paar einflußreiche Männer von Adel in Hannover selber sich mit Entschiedenheit gegen die Erfüllung seines Wunsches erklärten. Seine bürgerliche Herkunft, seine wissenschaftliche Richtung erregten bei ihnen Anstoß. Oefters bereits war von Preußen aus ihm der Wunsch ausgedrückt worden, er möge in die dortige Armee eintreten; jetzt nahm er diese Verhandlungen auf, und als er nach langem Zögern im Mai 1801 seinen Abschied erlangt hatte, trat er in preußische Dienste über.

Preußische Dienste. Die Militärschule in Berlin und die dortige militärische Gesellschaft.

Er brachte vollendete militärische Bildung und Tüchtigkeit aus hannover'schen Diensten mit. „Gewiß," sagt der Biograph des Generals Hartmann, „war Scharnhorst in seiner speciellen wissenschaftlichen Bildung nie als eine besondere Einzelheit zu betrachten, dennoch fußte er ganz in der hannover'schen allgemeinen Bildung, war gleichsam ihre Spitze und bezeichnete ihren Typus. Diesen charakterisirte aber vor allem der gesunde, einfache Menschenverstand, der, fern von den üppigen Wucherungen der Speculation eines Heinrich von Bülow und eines Massenbach die Thatsachen im Lichte der Wirklichkeit prüfte, und aus ihnen die einfachen Regeln für die Praxis zog. Nüchternheit, Ruhe und Gesundheit waren die hervorragenden Eigenthümlichkeiten der militärischen Bildung Scharnhorst's und der hannover'schen Offiziercorps im allgemeinen."

Dreiundzwanzig Jahre hat Scharnhorst dem Dienste des Staates gewidmet, dem er durch seine Geburt und bürgerlichen Verhältnisse angehörte. Mit dem Eintritt in preußische Dienste begann der für die Geschichte des Militärwesens und der Staaten von ganz Europa denkwürdige Abschnitt seines Lebens. Ein dutzend Jahre nur noch sollte ihm vergönnt sein; aber in dieser Zeit gestaltete sein gründlicher und mächtiger Geist das ganze Militärwesen Friedrich's des Großen um.

Seit 1797 regierte Friedrich Wilhelm III. Er war sehr gründlich militärisch gebildet und von klarem, einfachem Blick. „Glauben Sie mir," schrieb einmal Gneisenau, „der König ist der Unterrichtetste von Allen, die ihn umgeben; unglücklicherweise hat er Fremden gefolgt und seine Besseren hint-

angesetzt." Aber indem man in die nächsten Jahre Scharnhorst's in Berlin blickt: sieht man, wie die Intriguen in den militärischen Kreisen den guten Absichten des Königs entgegenwirkten. Scharnhorst leitete die Militärschule in Berlin; er war Präsident der militärischen Gesellschaft; seine Arbeiten sicherten ihm den ersten Rang unter den damals der preußischen Armee angehörigen militärischen Schriftstellern. Aber seine Stellung inmitten der entgegengesetzten Parteien wurde ihm täglich verhaßter. Er hatte anfangs gehofft, durch ruhige Neutralität sich Frieden zu erhalten, aber er hatte es dann unmöglich gefunden. Neid verfolgte ihn. Seine Gattin und seine Tochter starben ihm kurz hintereinander weg und eine andauernde Schwermuth bemächtigte sich seiner nun; er wünschte dringend eine Veränderung seiner Lage. Der gütige König, welcher ihn 1802 in den Adelstand erhoben, versetzte ihn nun in den Generalstab als dritten Generalquartiermeister-Lieutenant. Aus diesen schmerzlichen Jahren sollen ihm eine tiefe Schwermuth, eine vorsichtige Zurückhaltung im Verkehr und eine gewisse Reizbarkeit zurückgeblieben sein, welche sich nicht selten in kurzabfertigender Schroffheit und unnachsichtiger Strenge, zumal im Dienst, äußerten.

Seine Stellung im preußischen Generalstab.

Der Generalstab der damaligen preußischen Armee, welche nunmehr bald in den Entscheidungskampf mit Napoleon eintreten sollte, war wenig homogen zusammengesetzt. An seiner Spitze stand der Kriegsminister selber, welcher der Masse der Geschäfte nicht gewachsen war; er begnügte sich, ein äußeres friedliches Verhältniß mit jedem einzelnen Mitglied des Generalstabs aufrecht zu erhalten. Unter ihm standen die drei Generalquartiermeister-Lieutenants.

Der älteste unter ihnen war der Oberst von Phull. Er galt für einen gründlichen Gelehrten; aber von Natur kalt und in sich verschlossen, war er dem Soldatenleben und der Kameradschaft gänzlich fremd. In dieser unbehaglichen Stellung hatte er versucht, sich der bedeutenden Persönlichkeit des Prinzen Louis Ferdinand und einigen jüngeren Offizieren anzuschließen; er hielt ihnen Vorträge über den Krieg. Geistvoll und wissenschaftlich gebildet, wie er es war, hat er zwar vielen Menschen imponirt, aber wenigen Vertrauen, und keinem Liebe einzuflößen gewußt. Eine solche Persönlichkeit mußte durch ihre Neigung zu frondiren im Kriege sich unheilvoll erweisen. Und der Erfolg wird uns dies bestätigen.

Auf ihn folgte der Stellung nach der Oberst von Massenbach. Auch dieser war ein geborner Würtemberger und aus der Stuttgarter Militärschule. Ein Feuerkopf, reich an Ideen, von einer aufreibenden, aber nie praktischen Thätigkeit. Er war von der Leidenschaft geplagt, Alles um sich her zu regieren; er sprach gern und schön: aber im entscheidenden Augenblick fehlte ihm die courage d'esprit, und seine lebhafte, springende Phantasie zeigte den Sachen gegenüber sich unkräftig, sie zu bewältigen. So geschah es, daß dieser hervorragende Offizier ebenfalls vorzugsweise hemmend wirkte, als es galt, den Feldzug durch rasche und entscheidende Schläge zu eröffnen, und daß er dann Ursache jener schmachvollen Capitulation von Prenzlow ward. Er hat später viele Schriften zu seiner Rechtfertigung herausgegeben. Sie sind alle geistreich, leidenschaftlich, beredt; doch zeigen sie alle nur einen Mann, der sich selbst geltend machen wollte, aber nicht einen Gedankenzusammenhang, auf dessen Grunde Staat und Heer mit Erfolg hätten thätig sein können.

Als Jüngster war nun Scharnhorst hinzugetreten. Seine Thätigkeit war, da man in der Artillerie ihm entgegengewirkt hatte, von 1802—1806 hauptsächlich auf die Schulung der Infanterie- und Cavallerieoffiziere in der Militärschule gerichtet. Er erweiterte den Unterricht, welcher in Berlin schon seit Friedrich dem Großen diesen Offizieren über Kriegskunst ertheilt worden war, und dem bisher ein einziger Lehrer vorgestanden hatte, zu einer wahren Akademie. Er übernahm die Stelle des Directors und lehrte selbst denjenigen Theil der Kriegskunst, der bis dahin auf Kathedern und in Büchern noch wenig zur Sprache gekommen war, den eigentlichen Krieg. So verbreitete sich durch ihn zuerst in der preußischen Armee die Kenntniß der neueren Kriegsart, welche, durch den Revolutionskrieg herbeigeführt, mit Bonaparte ihren Gipfel erreicht hatte. Diese Neuerungen waren der preußischen Armee

fremd geblieben; denn zur Zeit der Feldzüge 1792—1794 hatten sie noch nicht gehörige Reife erlangt gehabt.

Die Bildungsanstalt, welche auf diese Weise durch Scharnhorst geschaffen wurde, besteht noch jetzt in der preußischen Armee und hat den größten Theil der Generalstabsoffiziere gebildet.

Im Generalstab selber standen ihm Phull und Massenbach nach Charakter und wissenschaftlicher Richtung beinahe feindlich gegenüber. Er kannte den Dienst in den verschiedenen Waffen. In seinem ganzen Wesen drückte sich eine fast mit Aengstlichkeit verbundene Bestimmtheit aus, mit der er das durch scharfes Nachdenken Erkannte anwandte. Gesunder, einfacher Menschenverstand galt ihm über Alles.

Kaum hatte die Wirksamkeit von Scharnhorst begonnen, sich bemerkbar zu machen, als ihr der ausbrechende Krieg ein jähes Ende machte.

Beurtheilung seines Antheils am preußisch-französischen Krieg von 1806.

Wie beurtheilte Scharnhorst die Lage Preußens? Er gehörte nicht zu der Partei, an deren Spitze unter den Militärs Massenbach stand, welche an der Möglichkeit, Krieg zu führen, verzweifelte, und demgemäß bis zum letzten Augenblicke Unterhandlungen hinzog. Er hielt den Krieg für eine Nothwendigkeit. Er gehörte ebensowenig zu jener anderen Partei, welche unbesonnen und übermüthig nichts begehrte, als daß der Krieg nur erst erklärt wäre, welche damit die Hauptsache für gethan hielt; es ist bekannt, daß unter den Offizieren der Prinz Louis Ferdinand und seine Kameraden von der Garde diese Ansicht laut und stürmisch aussprachen. Er verlangte umsichtige Vorbereitung, wenn aber erst der Krieg beschlossen sei, raschesten Angriff.

Klippel hat im dritten Bande seiner Biographie Scharnhorst's die beste bis heute vorhandene Zusammenstellung von Thatsachen gegeben, welche die nun folgende Katastrophe erklären. Leider ist seine Darlegung so wenig anschaulich, daß kaum einer seiner Leser ein klares und zusammenhängendes Bild davontragen wird. Die Sache ist für die Würdigung von Scharnhorst von größter Bedeutung. Scharnhorst war der leitende Generalstabsoffizier des Herzogs von Braunschweig; sein Name kann nicht anders als in das allgemeine Urtheil über dessen Kriegsführung mit hineingezogen werden. Der Herzog von Braunschweig fiel mitten im Verlauf der Schlacht von Jena; es scheint, als hätte Scharnhorst die Leitung des Ganzen übernehmen müssen, und die Verwirrung, welche eintrat, scheint auch auf Scharnhorst einen Schatten zu werfen.

Es ist sehr bequem, auf die preußische Armee selber en gros alle Vorwürfe zu werfen, welche der Ausgang dieses Feldzugs aufdrängt. Auch Scharnhorst spricht es aus, daß „die inneren Verhältnisse der Armee keine glücklichen Erfolge zuließen." Aber er sprach jederzeit mit der höchsten Anerkennung von der Bravour und Tüchtigkeit der Truppen und der Offiziere. Er selber, auf dem Flügel, auf dem er die Schlacht leitete, hatte keinen Augenblick Grund, sich über seine Truppen zu beklagen, einen Theil der Cavallerie ausgenommen; ja, er sagt geradezu: „In der Bravour waren wir den Franzosen überlegen." Auch Gneisenau hob die Tüchtigkeit der Offiziere als einzige Hoffnung hervor.

Man lasse also jene allgemeinen Declamationen gegen die preußische Armee von 1806 fallen. Es ist eine Reihe sehr hervorspringender Ursachen, deren Zusammenwirken so verhängnißvolle Wirkungen hatte.

In der Organisation der Armee selber lag die erste Klasse von Ursachen. Gneisenau bezeichnete sie so: „Unser Recrutirungswesen, mit allen seinen Exemtionen, das nur einen Theil der Nation zu den Waffen verpflichtete, dessen Dienstzeit über die Gebühr verlängerte, der folglich mit Widerwillen diente, und nur noch durch die Disciplin zusammengehalten wurde; Einrichtungen, die dem Soldaten erlaubten, sich mit einer Familie zu belasten, deren Schicksal gar oft dem bekümmerten Vater das Ende des Krieges wünschenswerth machte; das Beurlaubungswesen, das den darauf mit seinen Einkünften angewiesenen Compagniechef verleitete, den noch wenig disciplinirten Recruten in seine Heimath zu entlassen, die schlechte Beschaffenheit unserer Regimentsartillerie und unsrer Waffen und die in den zeitherigen Friedensjahren zur Tagesordnung gewordene Beschäftigung mit

nichtswürdigen Kleinigkeiten der Elementartaktik, für die Schaulust des Publicums erfunden, um Alles zu umfassen, unser Eigendünkel, der uns nicht mit der Zeit fortschreiten ließ."

Die zweite Klasse von Ursachen lag in der Führung dieser Armee. Gneisenau faßt diese Klasse einfach zusammen als „Untauglichkeit der meisten unserer Generale." Scharnhorst schreibt darum seinem Sohne, welchen es drängte mitzufechten, nach Ausgang des Jahres 1805, vor Ausbruch des Krieges: „Dies macht deinem Muth und deinem Patriotismus Ehre. Lerne aber, mein Sohn, diese Tugenden früh besiegen. Sie haben mir von jeher und vorzüglich in diesem Augenblick mehr Kummer als irgend ein Laster gemacht. Uebrigens wünsche ich nicht, daß du jemals als Soldat auftrittst; schwerlich würdest du hier Befriedigung finden. Alter, Schwäche, Unthätigkeit, Unwissenheit und Unmuth auf der einen Seite, Thätigkeit und Entschlossenheit auf der anderen. Die preußische Armee wird von dem besten Geiste beseelt, Muth und Geschicklichkeit, nichts fehlt ihr. Aber sie wird nicht, sie soll nicht, sie kann nicht in der Lage, in der sie ist, in die sie kommen wird, etwas Großes und Entscheidendes thun." Näher analysirt Gneisenau die Mängel der Führung folgendermaßen: „Die Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig, einen soliden Feldzugsplan zu entwerfen, die seinem Alter so gewöhnliche Unentschlossenheit, sein Feldherrnunglück, das Mißtrauen der Armee in ihn, die Uneinigkeit der Koryphäen des Generalstabs, die Neutralisirung einiger der fähigsten Mitglieder desselben."



Scharnhorst.

Hier ist ohne Frage in erster Linie Scharnhorst gemeint. Dieser hatte sich am 23. September 1806 als Chef des Generalstabs des Herzogs von Braunschweig in Naumburg eingefunden. Der Herzog war damals 72 Jahre alt, hatte gleichwohl eine merkwürdige Rüstigkeit des Körpers und Frische des Geistes sich bewahrt. Wir haben in diesen Zeiten gesehen, wie wenig berechtigt das Urtheil derer ist, welche das Alter des Höchstcommandirenden und einigerer anderer Generäle als eine hervorragende Ursache des folgenden Unglückes hervorheben. Aber er fühlte sich selber der obersten Leitung einem Napoleon gegenüber nicht gewachsen und hatte sie nur übernommen, weil er immer noch hoffte, dem Krieg ausweichen zu können. Was hiermit zusammenhängt: er hatte alsdann kein Zutrauen zu den Generalen und der Armee. Wenn ihn die Heftigkeit übermannte, nannte er Rüchel einen Fanfaron, Möllendorf einen abgestumpften Greis, Hohenlohe einen schwachen und eitlen Mann. Alsdann erschien seine Natur und Ausbildung wenig geeignet, sich mit der seines Generalstabchefs Scharnhorst zu verständigen. Das Methodische in Scharnhorst's Vortrag war ihm nicht angenehm. Es behagte ihm nicht, daß Scharnhorst bei Meinungsverschiedenheiten in eine strenge, ausführliche Auseinandersetzung eintrat. Er stutzte, wenn ihm Scharnhorst auf diese Weise Vorschläge im Geiste der neueren Kriegsführung machte. Dann recurrirte er gern auf den Scharnhorst beigegebenen Müffling und suchte dieser Scharnhorst's Ideen ihm näher zu bringen, so war er verstimmt. Scharnhorst erlangte von ihm die Gliederung der Armee in Divisionen nach dem französischen Muster, d. h. in selbständige taktische Körper mit eigener Verwaltung nach allen Beziehungen. Er erlangte alsdann von ihm die endliche Feststellung des Feldzugsplanes, welchem gemäß die preußische Armee mitten durch den Thüringer Wald über die französischen Quartiere in Franken herfallen sollte. Hier aber endete sein Einfluß.

Am Abend des 23. September waren der König und die Königin mit Möllendorff und Phull im Hauptquartiere eingetroffen. Auch Massenbach war da. Der Herzog, froh, sich der Verantwortung zu entledigen, begann nun, lange strategische Berathungen zu halten, in welchen Phull, Massenbach, Scharnhorst einander neutralisirten. In einer solchen Berathung, nachdem Massenbach einen langen Vortrag gegen den acceptirten Feldzugsplan vorgelesen und einen Abmarsch über Hof und Baireuth vorgeschlagen hatte und der alte Herzog nun sich an Scharnhorst wandte: „Herr Oberst, was sagen Sie dazu?“ antwortete Scharnhorst in seiner schneidigen Art: „Ich kann zwar dem Vorschlag des Obersten von Massenbach nicht beitreten, indeß darauf kommt es hier nicht an. Denn ob man im Krieg immer das Beste thut, ist die Frage. Das Beste ist aber gewiß, daß man Etwas thut.“ Es war umsonst. Immer noch plante der Herzog Frieden. Gegen Scharnhorst verschloß er sich. Nicht einmal über das Ergebniß des Kriegsraths vom 12. October zu Jena erfuhr Scharnhorst ein Wort. Nun hatte Napoleon den Vortheil der Initiative erlangt, der im Krieg von so hoher Bedeutung ist.

Man sieht, eine dritte Klasse von Ursachen für den schlimmen Ausgang lag darin, daß der Herzog und auch der von Haugwitz beeinflußte König ihre Friedenswünsche in die Vorbereitungen zum Krieg hineinwirken ließen, ja in die ersten so entscheidenden Stadien der Kriegsführung.

Unter so ungünstigen Umständen maß sich die preußische Armee mit der französischen. Und hier haben die Franzosen stets die Berechnung eines letzten Factors unterlassen, welcher ebenfalls von großem Gewicht war. Napoleon pflegte öffentlich zu behaupten, mit einer Minderzahl die weit überlegene Mehrzahl besiegt zu haben. In der That war eins seiner mächtigsten Hülfsmittel, daß er einige seiner wichtigsten Kriege mit großen Ueberzahlen eröffnete. In Bezug auf die Schlacht bei Jena hat er dies Verhältniß später selber zugegeben. Die preußische Armee betrug 238000 Mann, während Napoleon ihr 560000 Mann gegenüberstellte.

Bald nach Beginn der Schlacht wurde Scharnhorst vom Herzog zum linken Flügel geschickt. „Ich mache Sie,“ sagte er ihm, „für Alles, was dort geschieht, verantwortlich.“ Es ist wahrscheinlich, hätte zwischen Beiden das richtige Verhältniß bestanden, so würde Scharnhorst im Mittelpunkt der Leitung geblieben sein. Da er sich nun bei dem linken Flügel unentbehrlich fand, da

der Herzog ihn für dessen Leitung verantwortlich gemacht hatte, blieb er während der Schlacht, und leitete diesen Flügel mit der ganzen gründlichen Sicherheit und Bravour, die ihm eigen waren. „Auf dem linken Flügel," schrieb er nach der Schlacht, „wo ich war, siegten wir, und ich darf sagen, allein durch Bravour und Geschicklichkeit. Man überließ mir alle Anordnungen, und ich habe nie mit mehrerem Vergnügen eine Affaire gemacht." Das Pferd wurde unter ihm erschossen, er selber ward verwundet. Er war einer der Letzten, die das Schlachtfeld verließen, das Gewehr in der Hand, da er sein zweites Pferd dem Prinzen Heinrich übergeben hatte.

Auf dem Rückzug bildeten sich drei Corps. Das eine unter Kalkreuth, das bei Auerstädt gar nicht gefochten hatte, vereinte sich mit dem zweiten, welches Hohenlohe aus den Trümmern seines bei Jena geschlagenen Heeres gesammelt hatte. Das dritte unter Blücher bildete die Arrieregarde und in diesem übernahm Scharnhorst als Chef des Stabs neben Blücher die Führung. Blücher's Rückzug bis Lübeck und die vielen Gefechte, die er auf ihm lieferte, sind ohne Frage das Rühmlichste in dieser Periode; er erhielt seinen Ruf in einer Zeit allgemeiner Auflösung, in welcher so viele militärische Reputationen zu Grunde gegangen sind. Scharnhorst hatte an diesem Verlauf seinen vollen Antheil. Sie sahen sich genöthigt, sich in die Stadt Lübeck zu werfen, und dort ward Scharnhorst gefangen genommen. Als ihn Blücher nach seiner Auswechslung wiedersah, sagte er ihm mit Thränen in den Augen: „Wie Sie gefangen waren, war ich verloren. Sie waren die Seele meines Corps, ohne Sie hatte Niemand mehr Muth, ohne Sie konnte nichts geschehen." Dem König schrieb er: „Der festen Entschlossenheit und dem einsichtsvollen Rath von Scharnhorst muß ein großer Theil des glücklichen Ausgangs meines mühsamen Rückzugs zugeschrieben werden."

In was für einer Stimmung suchte Scharnhorst das Hauptquartier des Königs auf! „Hätte ich nicht," schrieb er seinen Kindern, „den Zweck und die Verbindlichkeit, für Euch zu sorgen, ich würde mich nicht der Verachtung preisgegeben haben, ich würde Gelegenheit gefunden haben, mit Ehren zu scheiden. Schon den 14. war ich dazu disponirt." In Wehlau traf er den König. Dieser empfing Scharnhorst sehr gnädig. Scharnhorst betrieb seine Versetzung zu einem agirenden Corps. „Nur in ununterbrochener Thätigkeit vor dem Feind kann ich in unserm Unglück Ruhe finden." Er ward zum Chef des Generalstabs des Generals von Lestocq ernannt.

Dies preußische Corps war dem russischen beigegeben, das Bennigsen befehligte. Der Ruhm der preußischen Waffen ward durch dasselbe in jener blutigen und unentschiedenen Schlacht von Preußisch-Eylau wiederhergestellt, welche zu den furchtbarsten und hartnäckigsten der neueren Zeit gehört. Beide Parteien, Napoleon und Bennigsen, beanspruchten den Sieg; unbestritten war nur die furchtbare Erschütterung und völlige Erschöpfung beider Theile. Napoleon's Absicht war gescheitert, in erster Linie durch den geschickten Flankenmarsch und das rechtzeitige Eingreifen der Preußen. Dies war das Verdienst Scharnhorst's. Der König verlieh ihm den Orden pour le mérite; Mißhelligkeiten mit seinem unbrauchbaren General bestimmten ihn, sich zum König zu begeben, und bald nach seiner Ankunft machte der Tilsiter Friede auch diesem Theil des Kriegs ein Ende.

Die Aufgabe der Militärreform.

Der König ernannte wenige Tage nach dem Frieden, am 17. Juli 1807, Scharnhorst zum Präsidenten der Militärreorganisationscommission mit dem Rang eines Generalmajors.

Das alte Kriegswesen war im Revolutionskrieg zusammengestürzt. Die Formen des Kriegs sind jederzeit bedingt durch die ökonomischen, politischen und intellectuellen Verhältnisse. Die Franzosen hatten das alte Instrument der Kriegführung mit ihren revolutionären Mitteln wie mit Scheidewasser angegriffen. Der von den Fesseln der bisherigen diplomatisch-militärischen Ueberlieferung befreite Krieg schritt nun mit seiner rohen Gewalt daher. Man sah die alte Kriegskunst in Trümmern; man sah auf der andern Seite unerhörte Erfolge; aber Niemand unterschied noch ein neues System der Kriegführung, d. h. neue, positive Formen im Gebrauch der Waffe.

Und zwar hatte der Krieg eine andere, viel breitere Basis in der Revolution erhalten. Er war gewissermaßen dem Volke wiedergegeben, von welchem ihn die stehenden Heere zum Theil entfernt hatten.

Und während unter den Händen der Revolution in Bonaparte dies ungeheure Instrument nach und nach ganz neue Form empfing, erschienen Systemmacher, welche nach einander ganz verschiedene, aber gleich einseitige Theorien entwarfen, in welchen sie die ungeheure französische Praxis zu erfassen gedachten. So Bülow und Jomini. Während der Krieg selber gewissermaßen auf dem Katheder stand und täglich praktischen Unterricht gab, unternahmen sie vorschnell, ihm seine Lehre vom Munde abzulesen.

Scharnhorst unternahm unterdessen, durch Organisation, durch die Militärschule, durch schriftstellerische Thätigkeit und persönlichen Umgang ein Heer zu bilden, welches den neuen Umständen gewachsen wäre. Ihn berührten jene windigen Systeme gar nicht. Andererseits hemmte ihn jenes alte militärische System nicht, welches in den Revüen und Herbstmanövern des preußischen Heeres überliefert wurde.

Sein positiver Geist zog seine Schlüsse nicht aus den neuesten Begebenheiten, sondern aus der ganzen Kriegsgeschichte seit den schlesischen Kriegen. Von den wirklichen Begebenheiten aus schienen sich so die allgemeinen Grundsätze von selbst zu bilden. So fielen seine Grundsätze mit dem praktischen Kriege selber, wie er sich im neunzehnten Jahrhundert entwickelt hatte, zusammen; obwohl sie im einzelnen viel mehr Elemente von Ueberlegung, Klugheit und List enthielten, als der etwas plumpe Stoßmethodismus der französischen Generäle. Und so förderte er in der Armee jene natürliche und gesunde Verbindung der Wissenschaft mit praktischer Tüchtigkeit, welche ihr so eigen blieb.

So ging seine Thätigkeit für das preußische Militärwesen von der in ihrer ganzen Tiefe verstandenen Aufgabe aus. Und er war ganz ohne jedes Vorurtheil, wenn es nun galt, zur Lösung dieses Problems die Mittel zusammenzustellen.

Diese Mittel ordnet Clausewitz in folgende Hauptpunkte:

1) Eine der neuen Kriegsart entsprechende Eintheilung, Bewaffnung und Ausrüstung.

2) Veredlung der Bestandtheile und Erhebung des Geistes. Daher die Abschaffung des Systems der Anwerbung von Ausländern, eine Annäherung an die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst, Abschaffung der körperlichen Strafen, Einrichtung guter militärischer Bildungsanstalten.

3) Sorgfältige Auswahl der Offiziere, die an die Spitze der größeren Abtheilung gestellt werden. Daher wird das Dienstalter in seinen Rechten beschränkt. Wirklich sind meist unter Scharnhorst's Administration die meisten der Männer zuerst hervorgezogen worden, die später zu den ausgezeichnetsten Führern gehörten.

4) Neue, der neuen Kriegsart angemessene Uebungen.

Der König und die Reorganisations-Commission.

Die Militärreorganisations-Commission wurde zusammengesetzt aus Scharnhorst, Massenbach, Lottum, Bronikowsky, Gneisenau und Grolmann. Die Vertreter des Alten waren anfangs für eine eingreifende Thätigkeit zu stark und so schied auf den Betrieb von Scharnhorst noch in demselben Jahre Bronikowsky aus, während Götzen und Boyen eintraten. Die geistigen Träger der Reorganisation waren Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und Boyen, die Seele des ganzen Scharnhorst.

Der König selber hatte noch vor dem Tilsiter Frieden „Instructionen und Entwürfe“ ausgearbeitet, welche zeigen, wie klar er die Gebrechen der bisherigen preußischen Taktik und Kriegführung durchschaute. Nun legte er der Commission vierzehn Punkte vor, welche bestimmt waren, ihren Arbeiten die Richtung zu geben. Man kann nicht zweifeln, daß er in militärischen Dingen einen gesunden natürlichen und klaren Blick hatte. Er wollte Abschaffung des Ausländer- und Werbesystems, Verminderung der Exemtionen in der Militärpflichtigkeit, Bildung größerer Ersatzbezirke, Abschaffung aller besonderen Einnahmen der Compagniechefs. Damit war die Hand an die nicht mehr haltbaren Grundlagen der Militäreinrichtung Friedrich's des Großen gelegt; das Werbesystem mit all seinen übeln Folgen war aufgegeben und der erste Schritt zu einer nationalen Heereseinrichtung gethan. Damit stand in nothwendigem Zusammen-

hange die Abschaffung der entehrenden Militärstrafen und die Umarbeitung der Kriegsartikel. Alsdann forderte er Reinigung des Officiercorps von unwürdigen Elementen, verbesserte Avancementordnung der Offiziere und freiere Concurrenz der Nichtadligen zu den Offiziersstellen. Endlich, wenn so die Truppenmasse selber und das Officiercorps reorganisirt seien, erstrebte er eine verbesserte militärische Technik dieses Ganzen, Eintheilung in Divisionen, Vereinigung der Cavallerie zu größeren taktischen Körpern, Zusammenstellung der Artillerie in Batterien, Verbesserung der Bekleidung und Verminderung der Bagage, Entwickelung der Uebungen gemäß den neuen Bedürfnissen.

Wohl durfte Scharnhorst an Clausewitz schreiben: „Der König hat nicht allein sich ohne alle Vorurtheile willig gezeigt, sondern mir sehr viele dem Geiste und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen gegeben.“ In Ausführung dieser Ideen arbeitete eine militärische Untersuchungscommission, den Offizierstand zu reinigen und zu heben, und die Militärcommission selber entwarf neue Ordnungen.

Scharnhorst's Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht aller Preußen.

Scharnhorst selber griff noch tiefer in die bisherigen Grundlagen des preußischen Militärsystems. In seinem Kopfe bildete sich der Gedanke eines nationalen Heeres.

Den Gesichtspunkt, von dem er ausging, drückte er in einem Briefe an Clausewitz vom 27. November 1807 so aus: „Wäre es möglich, aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern Alles daransetzen. Aber nur auf einem Wege, mein lieber Clausewitz, ist das möglich. Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.“

Dies war der Gedanke, welcher ihn leitete, als er den 31. Juli 1807 dem König sein Memoire über Landesvertheidigung und Errichtung einer Nationalmiliz vorlegte. In den schlichtesten Worten wurde hier dem König ein Gedanke vorgelegt, welcher mächtiger als irgend ein anderer seit der Reformation auf die Geschichte der deutschen Nation einwirken sollte.

Scharnhorst schlug vor, bei jeder Compagnie einen überzähligen Offizier zu führen, jährlich einen Theil der ausgebildeten Leute zu entlassen und durch neue zu ersetzen. Für die entlassene Mannschaft aber Kleidung, Schießbedarf und Waffen bereit zu halten und sie jährlich in den Cantons zu revidiren. Dies einfache Princip war wirklich das Ei des Columbus, wenn es galt, daß ein Staat von Mittelgröße eine politisch-militärische Stellung behaupte. Er schlug alsdann vor, Alle, welche nicht solchergestalt dem Heere angehörten und doch die Mittel besaßen, sich selber zu bewaffnen, zu einer Landmiliz zu vereinigen. Diese Miliz müßte militärisch gekleidet, geübt und im Schießen tüchtig vorgebildet werden; alsdann würde sie zum Garnisondienst, als leichte Truppe in Verbindung mit dem stehenden Heere zur Vertheidigung der Flüsse, Posten, im durchschnittenen Terrain, endlich im günstigen Moment mit der übrigen Armee zur Landesvertheidigung gebraucht werden können. So gedachte Scharnhorst die Errichtung einer Nationalmiliz vorsichtig und allmälig vorzubereiten.

Der Gedanke fand so beim König noch keinen Eingang. Aber Scharnhorst wußte, was es galt; er trat kaum einen Monat darauf von neuem mit dem „Entwurf einer Verfassung der Reservearmee“ hervor. „Alle Bewohner des Staates, so formulirt er den fundamentalen Satz, sind geborene Vertheidiger desselben.“ Und zwar bilden dieselben die stehende Armee, sofern sie nicht sich selbst zu bewaffnen und zu erhalten vermögen, dagegen die Reservearmee, sofern sie auf eigene Kosten zu dienen im Stande sind. Man bemerkt, wie hier ein wenig angemessener Entscheidungsgrund für die Stellung des Einzelnen in der einen oder anderen Armee aus seiner pecuniären Lage hergenommen wurde.

Die Bedenken des Königs riefen eine neue Erwägung hervor. Nun entstand ein Entwurf von der Hand Scharnhorst's,

welchen auch die Militärcommission zu dem ihren machte. „Für große und reiche, für erobernde Staaten," heißt es hier, „ist die bisherige Verfassung der stehenden Heere vielleicht die beste, sie entspricht aber nicht den eigenthümlichen Verhältnissen der mittleren Staaten. Haben diese eine gute Verfassung, so steht ihnen ein Mittel zu Gebote, welches den größeren, nicht mit Vernichtung bedrohten Staaten fehlt. Dies ist die freiwillige Aufopferung für die Erhaltung des Staats, des Eigenthums und der Rechte der Bewohner desselben. Kein unabhängiges Volk unterwirft sich dem Joch eines andern, ohne seine letzten Kräfte aufzubieten, wenn es gut regiert wird. Die mittleren Staaten können daher in ihrem Innern mit der ganzen Masse ihrer streitbaren Männer auftreten, wenn sie vorher in den Waffen geübt, mit den nöthigen Streitmitteln versehen und mit der unentbehrlichen militärischen Disciplin bekannt gemacht werden." Unter diesem Gesichtspunkt wird der frühere Entwurf wörtlich in den neuen aufgenommen. Auch hier wird als zweckmäßig angesehen, daß das stehende Heer aus den zu eigener Ausrüstung nicht Bemittelten gebildet werde. Seine Größe ist abhängig vom Bedürfniß der politischen Combination und von der Forderung, daß die ganze ärmere Klasse der streitbaren Männer des Staats geübt werde. Wolle man dagegen auch die Miliz durch das stehende Heer laufen lassen, so würde erst nach Ablauf der Dienstzeit in demselben mit Errichtung einer Miliz begonnen werden können. Der große momentane Zweck, daß die Nation mit der Regierung aufs innigste vereint werde, mußte durch die Aufforderung an die Vermögenden, zuerst durch das stehende Heer zu gehen, verfehlt werden. Man bemerkt, wie diese beiden Gründe von entscheidendem Gewicht für den damaligen Moment waren, daß sie aber einer späteren gerechteren Durchführung des Princips der allgemeinen Wehrpflicht nicht in den Weg treten durften.

Durch diese Arbeiten ward Scharnhorst der Schöpfer des preußischen Systems allgemeiner Wehrpflicht. Es darf nicht gezweifelt werden, daß die entscheidenden Gedanken von ihm ausgingen. Gneisenau, Boyen und Clausewitz, mit denen er damals in Memel und Königsberg am vertrautesten verkehrte, denen er öfters diese seine Gedanken aus einander setzte, erklären es einstimmig.

Zeiten des Organisirens und Abwartens.

Nun trat Stein hinzu. Die Reorganisation hatte mit dem Militärwesen begonnen; aber es war nothwendig, die Nation und ihre Verfassung mit den neuen Formen des Heeres in Einklang zu setzen; es war nothwendig, von allen Punkten aus das Nationalgefühl zu wecken. Stein trat in die Militärcommission am 5. October 1808, aber leider wurde er schon den 26. November 1808 durch Napoleon gezwungen, seine Entlassung zu nehmen und Preußen zu verlassen. Scharnhorst hielt sich in allen Verwicklungen, indem er sich stets klugbescheiden zurückhielt und sich von jeder Einmischung in die anderen Departements fernhielt. Er wurde nun bei der neuen Einrichtung des Ministeriums an die Spitze des ganzen Kriegsdepartements gestellt. „Ich habe," schreibt er an Götzen, „nicht gesucht, Kriegsminister zu werden, und ganz entgegengesetzte Projecte gehabt. Ich habe dem König gesagt, ich würde darin das größte Glück sehen, wenn er mich zu irgend einer anderen Anstellung als die jetzige, oder zu einer einstweiligen Invalidität bestimmen wollte — weil ich meiner Verhältnisse müde bin, weil ich die noch zu lebenden zehn oder zwölf Jahre nicht in Verdruß und Cabale zubringen will. — Dies weiß Niemand außer mir und dem König." Der König vertraute ihm, wie keinem der anderen hervorragenden Männer, welche an der Reorganisation des Staats arbeiteten. Einen Augenblick nur erregte ihm der abenteuerliche Zug Schill's auch gegen Scharnhorst Mißtrauen; die Freunde der alten Einrichtungen schürten dies Mißtrauen. Scharnhorst ging sofort muthig zum Angriff über, in einer Vertheidigungsschrift an den König schreibt er: „Die Materialien der Armee und die Nationalstimmung hatten die Richtung zu großen heroischen Thaten, aber die Verfassung der Armee und die Oberbehörden derselben erstickten diese Tugenden, aber hinderten, daß wir von ihnen Früchte sahen, da sie Greise an die Spitze stellten, der Einbürgerung von Eigennützigkeit, welche dem menschlichen Geschlechte eigen ist, freien Lauf ließen, oder sie gewissermaßen beför-

derten und überall einen größeren Werth auf die Form als auf den Geist legten." Und nun deckt er den Inbegriff der niedrigen Beweggründe auf, welche die Vertheidiger des Alten an dieses fesseln; er erklärt dem König, wenn der Weg der Reform verlassen würde, so stünden noch mehrere Schlachten von Auerstädt zu erleben: die ganze männliche Sicherheit seines Wesens tritt schneidig hervor. Der Widerstand war damit vollkommen zurückgeschlagen. Eins blieb seinen Gegnern übrig: sie denuncirten ihn bei dem französischen Gesandten wegen seiner Verbindung mit England. Nun ließ Napoleon dem König seinen Wunsch ausdrücken, daß Scharnhorst nicht länger dem Kriegsdepartement vorstehe, Scharnhorst selbst bat dringend, ihn zu entlassen, und so wurde die Einrichtung getroffen, daß er sich in seine Stellung als Chef des Generalstabs zurückzog, während der neue Chef des Kriegsdepartements, Graf Hake, verpflichtet wurde, sich in allen wichtigeren Fragen nur als ausführend, Scharnhorst aber nach wie vor als den eigentlichen Leiter zu betrachten. Es war Scharnhorst eine besondere Freude, als im Frühjahr 1810 der Organisationsplan der Berliner Militärakademie festgestellt war. Sie ist wesentlich seine Schöpfung; sie ist der Ausdruck jener naturgemäßen und gesunden Verbindung des wissenschaftlichen Geistes mit militärischer Praxis, welche in Scharnhorst so vollendet entwickelt war. Er stellte seinen genialen Schüler Clausewitz an dieser Anstalt an und er selber erschien nicht selten bei dem Unterricht.

Und in dieser schwülen, drückenden Zeit arbeiteten Scharnhorst und seine Freunde Tag für Tag, unablässig, unermüdlich an der Reorganisation des Militärwesens bis ins kleinste Detail. Man muß bei Klippel und Pertz diese riesenhafte Arbeit überblicken. Und sie ward gethan, ohne daß Jemand wissen konnte, ob sie jemals dem König und dem Staat nützen würde.

Sieg und Ende.

Es kam die russische Niederlage, die Convention York's zu Tauroggen. Niemand sollte die mächtige Erzählung dieser Ereignisse in der Geschichte des Jahres 1813, vom General Clausewitz, ungelesen lassen. Kein deutscher Geschichtschreiber ist mit diesem genialen Schüler Scharnhorst's zu vergleichen. Nun ward der große Plan Scharnhorst's, die Gründung der Landwehr, verwirklicht. Schon Anfangs 1813 hatte Scharnhorst seine seit Jahren vorbereitete Arbeit vollendet; nur einzelne nothwendige Verbesserungen wurden bis zu ihrer am 17. März erfolgten Bekanntmachung vorgenommen.

Scharnhorst hatte hervorragenden Antheil an dem Plan des ganzen nunmehr folgenden Feldzugs; aber er empfing gleich in der ersten Schlacht, bei Großgörschen, jene Wunde, der er erlegen ist. Clausewitz schrieb: „Scharnhorst führte hauptsächlich das Gefecht auf dem rechten Flügel. Er war mehrere Male mit gezogenem Säbel an der Spitze der Cavallerie und Infanterie in den Feind gedrungen; er feuerte die Leute an und rief: Es lebe der König, indem er den Säbel schwang. Seine Wunde, die er etwa gegen 7 Uhr erhielt, ist nicht gefährlich. Gneisenau befand sich auf dem linken Flügel und hat an der Spitze der Cavallerie mit eingehauen. Unsere Truppen sind offenbar viel braver als die feindlichen. Scharnhorst vermissen wir alle sehr; er hat sehr in dem Vertrauen der Armee gewonnen und alle Menschen sehen auf ihn als die Seele des Ganzen." Die Wunde Scharnhorst's verschlimmerte sich ganz unerwartet auf der Reise nach Wien. Voll Ungeduld, schreibt er damals seiner geliebten Tochter Julie:

„Könnte ich das Ganze commandiren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da ich das aber nicht kann, so ist mir Alles gleich. An Distinctionen ist mir nichts gelegen. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Commando eines Tages."

Er starb in Prag am 28. Juni 1813, im 58. Jahre seines Lebens, während der ungeheure Kampf um die Existenz Preußens raste, in dem Moment, in welchem man am nöthigsten seiner bedurfte. „Glauben Sie mich," schrieb Blücher, „eine verlorene Schlacht wehre kein größerer Verlust für uns gewest, nu ist Gneisenau noch da, geht der auch ab, so vollge ich lebendig oder todt."

Scharnhorst's Charakter.

Die intellectuelle Ausstattung von Scharnhorst war wohl der jedes großen wissen-

schaftlichen Kapses, den wir in Deutschland hatten, gewachsen. Es war ein ruhiger, wenig beweglicher, aber zu seinem Ziele sicher durchdringender Verstand. Die Bewegungen dieses Verstandes waren mehr innere, als solche, die sich äußerlich zeigten. Er war in einer beständigen inneren Arbeit, aber man wurde es nicht an ihm gewahr.

Zwei Eigenthümlichkeiten dieses Denkens traten hervor. Es war völlig unabhängig von jeder Meinung und von jeder Autorität. Es besaß eine graße Varliebe für die Kraft des histarischen Beweises in allen Gegenständen seines Bereichs. Daher liebte er, selbst wo es künstlich erschien, seine Meinung mit den Handlungen heraorragender Militärs zu vergleichen und durch sie zu rechtfertigen. Spielende Beweglichkeit des Geistes und Glanz der Ideen waren ihm fremd. Es scheint, daß ein solcher Verstand der Kriegskunst besanders entsprechend ist.

Seinem außerordentlich klaren Varstellungsvermögen stand nicht der klare Ausdruck zu Gebote. Wenn er begann, erschien er weitläufig, unbestimmt, langsam. Es war, als ob ihm die Mittheilung der Ideen schwer würde. Daher er im mündlichen Vartrag dem Gedanken dadurch Klarheit gab, daß er verschiedene Farmulirungen desselben sich ergänzen ließ; so war er tratz der Unbehülflichkeit des Ausdrucks ein trefflicher Lehrer. Wenn er schrieb, besserte er, bis der Ausdruck den Gedanken deckte und ausprägte.

Eine große Wirksamkeit um ihrer selbst willen, aus Geistesbedürfniß lieben, war ihm der Stempel des Mannes. Als ein Fremdling im Land und Heer, ohne Familienverbindungen, ohne Talent und Uebung in den Sitten der Höfe, der Rathgeber eines schwer zu gewinnenden Königs zu werden, in dieser Stellung still die Mittel zu einem riesenhaften Widerstande vorzubereiten: zu einem solchen Unternehmen gehört männliche Kühnheit. Auch ging ihm am Soldaten nichts über Tapferkeit im Kriege; und er selber zeigte sich kühn im Gedanken und persönlich tapfer, so oft der Krieg Gelegenheit bot. Einen einzigen Tag gegen Napoleon zu commandiren, dafür hätte er sein Leben gegeben. So erlangen auch Menschen, die vom Glück ungemein begünstigt erscheinen, dach nicht das letzte Ziel ihrer Wünsche.

Er war fest und unbeweglich in dem Verfolgen seiner Pläne. Er besaß vallendete Herrschaft über sich selbst in der Aufwallung und es war, als faste ihn diese auf der Oberfläche seines Geistes herrschende Stille gar nichts. Das Studium der Kriegskunst hatte ihn gelehrt, zu den Mitteln der List zu greifen, und ein feiner Verstand, ein weiches Wesen neigten eben dahin. Neben der List stand unbesiegbare Verschlossenheit, welche sich weder durch eigene Eitelkeit, nach durch fremde Klugheit abringen ließ, was sie zu verschweigen gedachte. Beide Eigenschaften aber bezogen sich nie auf seine persönlichen Verhältnisse, sondern standen im Dienste seiner weitreichenden, tiefgedachten Absichten für das Ganze. Dies gab selbst Eigenschaften, welche sonst zum Kleinen herabzuziehen pflegen, ein graßartiges Gepräge.

Die Menschen urtheilen lieber nach der äußeren Erscheinung als selbst nach festgestellten und zweifellasen Thatsachen. Der Soldat muß sich nach dem allgemeinen Urtheil in kräftigem Auftreten, kühnem Reiten, stattlicher Gestalt zu Fuß und zu Pferde und gebietendem Ton erweisen. Es nützt nichts, daß die Geschichte gerade an einigen der größten Feldherrn das Gegentheil beweist. Es nützt sogar nichts, daß die Thatsachen selber sich zum Beweis ordnen gegenüber der äußeren Erscheinung. Und so ist denn die lässige Erscheinung Scharnharst's, die etwas gebeugte Haltung, der in sich gekehrte Gang, welche mehr den Gelehrten als den Soldaten zu bezeichnen scheinen, dem großen Saldaten stets hinderlich gewesen, sich die Anerkennung zu erringen, welche seine Handlungen fardern durften. Und doch zeigten Menin, Auerstädt, der Rückzug nach Lübeck, Eylau, Görschen, daß er ein geborener Saldat war. Alles, was den graßen Feldherrn macht, besaß er, Kühnheit und Vorsicht, Fassung in erschütternden Mamenten, Fruchtbarkeit an neuen Hülfsmitteln, List, Verschlossenheit, Alles getragen von genialer theoretischer Kenntniß und praktischer Uebung; das Schicksal aber hat ihm nicht verstattet, zu dem Ruhm des größten militärischen Organisators, von dem wir wissen, den eines großen Feldherrn zu fügen.



Ueber Zweckmäßigkeit im Universum.

Von

J. H. von Mädler.

Wenn der Naturforscher sich bestrebt, aus den Erscheinungen der Körperwelt die Gesetze abzuleiten, nach denen sie sich mit Nothwendigkeit richtet, wenn er die Anwendung dieser Gesetze auf die in der Natur gegebenen Verhältnisse untersucht und gegenseitig abwägt, wenn er schließlich auf Grund der ermittelten Thatsachen zu der Ueberzeugung gelangt, daß in allem diesen nicht minder als in der geistigen Welt das selbstbewußte Walten, die nach einem festgeordneten Plane zu bestimmten Zwecken wirkende Macht ihres Urhebers zu erkennen sei, so tritt ihm, und zwar von den verschiedensten Seiten her, lebhafter Widerspruch entgegen. Er darf es nicht beklagen, daß dem so sei; es ist dies zu tief in der Menschennatur begründet, als daß es jemals anders gewesen, jemals anders werden könnte. Nur dann ergiebt sich ein Grund zur Klage, wenn seine Gegner nicht beim wissenschaftlichen Widerspruch stehen bleiben, sondern seine Absichten verdächtigen und ihm Zwecke unterstellen, an die er als redlicher Forscher nie gedacht hat und niemals denken konnte. Und daß dies vielfach geschehen sei, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Zuerst stellen sich die Materialisten ihm entgegen, die durch die Consequenzen ihrer Sätze dahin getrieben werden, den Geist als etwas real Existirendes, und also nothwendig auch den Geist aller Geister zu leugnen. Da die Materie sich nicht selbst geschaffen haben kann, und in ihrem System außer der Materie nichts ist, so bleibt ihnen nur übrig, deren Ewigkeit zu behaupten. In dem Neben- und Nacheinander der Erscheinungen erkennen sie nichts als das Spiel des Zufalls, oder höchstens der unbewußten Gewohnheit. Einer ihrer Koryphäen, Büchner, hebt gerade die nach ihm regel- und ordnungslose Aufeinanderfolge der Planeten als ein, jeden vorbedachten Plan ausschließendes Moment hervor.* Nach ihm hätte jede andere Anordnung der kosmischen Massen, in beliebigster Weise vertheilt, eben so gut als die gegenwärtige bestehen können.

Napoleon fragte einst den berühmten Laplace, ob er in seinen Forschungen Beweise für das Dasein Gottes gefunden habe. „Sire," entgegnete dieser, „noch

* Ganz richtig bemerkt Klügel gegen die, welche eine regelmäßige Aufeinanderfolge in der Größe der Planeten und ähnlichen Beziehungen vermissen: „Symmetrische Abmessungen sind für den großen Urheber der Welt zu kleinlich."

nie bedurfte ich dieser Hypothese bei meinen Untersuchungen." Man kann nun allerdings wünschen, daß Laplace sich anders und besser geäußert hätte. Allein es wird sich bald zeigen, daß seine Antwort das gerade Gegentheil dessen sagt, was sie auf den ersten Blick zu sagen scheint. Er hat der „Hypothese" nicht bedurft. Wie nun aber, wenn er je ihrer bei seinen Rechnungen bedurft hätte, d. h. wenn er auf einen Punkt gestoßen wäre, wo die allgemeinen Gesetze zur Erklärung nicht ausreichten? Dann hätte er eines Einhelfers, eines Correctors bedurft, den er dann als nothwendige Hypothese in seine Untersuchungen hätte aufnehmen müssen, indem ohne eine solche die Ergebnisse nicht würden gestimmt haben.

Ein solcher Fall ist ihm nun nicht vorgekommen. Wohl ihm und wohl uns allen, daß es sich so verhält. Die große Weltuhr ist also unverändert richtig gegangen; kein Gott brauchte sich zu bemühen, sie anders zu rücken und das anfänglich begangene Versehen wieder gut zu machen. Wohl uns allen, sage ich, daß er für das Dasein eines solchen Gottes keinen Beweis gefunden hat. Schon unsere frommen Väter sangen:

Er hat noch niemals was verseh'n
In seinem Regiment,

und diesen Vers hätten wir streichen müssen, wenn der Forscher einer solchen Hypothese wirklich bedurft hätte. Nein, mit einem solchen Gotte ist uns nicht gedient, zu ihm kann die Wissenschaft nicht nur nicht führen, sie wird vielmehr, wo er irgendwie in der Vorstellung existirt hätte, dem Glauben an ihn ein Ende machen.

Aber wenn sie diesem — wahrlich nicht kindlichen, sondern kindischen — Glauben an Gott ein Ende macht, so giebt sie uns dafür einen bessern Gott, indem sie uns die Ueberzeugung gewährt, daß der Kosmos, wie wir ihn mit den Augen des Geistes anschauen, ein planmäßig geordnetes, nach weisen Zwecken organisirtes, und aus der Hand seines Urhebers so vollkommen hervorgegangenes Werk sei, daß er nie, auch nicht in fernster Zukunft, des geringsten Einhelfens und Nachbesserns bedarf. Zu diesem Gott führt die echte und ihres Zieles sich bewußte Naturforschung hin und lehrt ihn, je weiter sie fortschreitet, immer deutlicher, immer besser erkennen. Wer möchte gegen diesen Gott nicht gern eine Laplace'sche Hypothese fahren lassen?

Doch zur Sache. Die Allgemeinheit des Attractionsgesetzes, die für das Sonnensystem längst außer Zweifel ist, hat zur nothwendigen Folge, daß alle Körper ohne Ausnahme und nicht blos die sogenannten Centralkörper auf einander wirken, und diese gleichsam unendliche Combination von Wirkungen verändert in jedem Augenblick die Form und Lage der Bahnen wie die Entfernungen und die Geschwindigkeit der Bewegung. Sind gleich die meisten dieser Veränderungen erst nach sehr langer Zeit merklich, so sind sie doch gewiß vorhanden. Soll nun ein solches kosmisches System, z. B. das unserer eigenen Sonne, welches wir am genauesten kennen, sich dauernd erhalten, so dürfen diese „Störungen" nie so lange und so stark anwachsen, daß sie auflösend und zerstörend wirken; es darf kein Planet seiner Sonne entfremdet werden, keiner seine Selbständigkeit einbüßen.* Bei einer planlosen und dem blinden Zufall überlassenen Vertheilung und Stellung der Massen würde Beides über kurz oder lang stattfinden, und nach einer Dauer von so und so viel Jahrhunderten oder Jahrtausenden das Ganze nicht mehr so verbunden oder so gegliedert bleiben, als es gewesen. Nun sind wir Menschen freilich weder jetzt im Stande, noch darf dies von der Zukunft gehofft werden, daß wir den ganzen Plan in allen seinen einzelnen Beziehungen durchschauen und von jedem besonderen Verhältniß mit Sicherheit anzugeben vermöchten, warum es gerade so und nicht anders sich bilden und gestalten mußte. Nie wird ein endlicher, beschränkter Geist vermögen, den ganzen Plan aufzufassen, die Werke des Unendlichen in ihrem vollen Zusammenhange zu durchschauen. Wohl aber ist uns, so wir uns redlich forschend darum bemühen, Einzelnes zu begreifen vergönnt. Wir gewahren z. B., daß alle größeren, also eben deshalb auch wirk-

* In den Partialsystemen unserer Planeten ist die Isolirung dadurch erreicht, daß die mittlere Entfernung des äußersten der Monde von seinem Hauptplaneten bei Erde, Jupiter und Saturn $^1/_{380}$ der Entfernung dieses Hauptplaneten von der Sonne übersteigt. Bei Uranus und Neptun ist sie viel geringer, allein hier sind uns wahrscheinlich noch nicht alle Monde bekannt.

samеren Massen in nahezu kreisförmigen Bahnen laufen und nur die kleineren (Mercur, Mars und Planetoiden) in sehr excentrischen und stark geneigten Ellipsen. Wir gewahren ferner, daß alle größeren Planetenmassen sich paarweis gruppirt haben (Erde mit Venus, Jupiter mit Saturn, Uranus mit Neptun). Ein solches Paar zeigt stets eine große Aehnlichkeit seiner beiden Glieder an Größe, Masse, Dichtigkeit und sonstiger Eigenthümlichkeit. Die Umlaufszeiten kommen einem einfachen Verhältniß sehr nahe (8 : 13 bei Venus und Erde; 5 : 2 bei Saturn und Jupiter; 2 : 1 bei Uranus und Neptun). Dies alles dient, um einerseits eine zu starke störende Wirkung zu verhindern, andererseits die, welche wirklich stattfinden, so gegen einander abzuwägen und auszugleichen, daß nie und nirgend ein nachtheiliges, verderbendrohendes Anwachsen erfolge.*

Hätte beispielsweise Jupiter eine Bahn, wie die unscheinbar kleine Polyhymnia, so würde er die Bahnform der übrigen Planeten siebzigmal stärker verändern als gegenwärtig. Unsere Erde z. B. würde dann in den einzelnen Jahren schon merklich verschiedene Tageslängen haben; die einzelnen Jahrgänge würden schon von merklich ungleicher Länge sein u. s. w. und die kleinen, dem Jupiter näher stehenden Planeten wären noch weit übler daran.

Noch entschiedener stellt sich die Bedeutung der erwähnten Planetenpaare heraus. Es bildet sich in Folge des so nahe zustimmenden Zahlenverhältnisses eine sogenannte große Periode, d. h. ein Zeitraum, nach dessen Ablauf die gegenseitigen Wirkungen sich umkehren. Sie ist beispielsweise in dem zweiten der oben erwähnten Paare 930 Jahr. Während eines solches Zeitraumes verlangsamert sich die Bewegung Jupiters und beschleunigt sich die des Saturn. Ist sie abgelaufen, so kehrt sich das Verhältniß um; Jupiter beschleunigt seine Bewegung und Saturn verlangsamert die seinige. Die beiden größten Planeten wirken also auf einander im verschiedenen Sinne und heben dadurch ihre Gesammtwirkung fast gänzlich auf. Man kann sie sich vorstellen als zwei kolossale Balanciers, die beide zusammen ein Gleichgewicht erhalten, das jeder einzelne von ihnen unaufhaltsam zerstören würde. Was wir oben von der langsameren oder schnelleren Bewegung gesagt haben, findet auch in Beziehung auf alle übrigen Bahnelemente eines solchen Planetenpaares statt. So wächst die Excentricität der Venus, während sich die der Erde vermindert, und dies wird, aber erst nach Myriaden von Jahren, sich umkehren. Die Neigung der Uranusbahn gegen die allgemeine Grundebene ist im Wachsen, während die des Neptun abnimmt, und auch dies verkehrt sich in sein Gegentheil nach einer sehr langen Reihe von Jahrtausenden, welche näher zu bestimmen der Zukunft überlassen werden muß. Sind dies nicht deutliche Fingerzeige dessen, was dabei beabsichtigt ist, und kann ein System planlos und zufällig entstanden sein, das solche Erscheinungen zeigt?

Es sind namentlich die Untersuchungen Laplace's, die zuerst auf das wichtigste und augenfälligste dieser Verhältnisse, das zwischen Jupiter und Saturn, aufmerksam gemacht haben. Später hat Airy das zwischen Erde und Venus bestehende näher entwickelt; das zwischen Uranus und Neptun konnte erst nach Entdeckung des letzteren Planeten ermittelt werden, welches von mir geschehen ist.

Man könnte nun entgegnen, der Zweck sei freilich erreicht, er hätte sich aber in anderer Weise viel leichter und einfacher erreichen lassen. Wenn z. B. alle Bahnen in gleicher Ebene und streng kreisförmig um die Sonne liefen, auch die Massen der Planeten ganz oder nahezu gleich wären, so müßten ebenfalls die Störungen geringer werden und ihre gegenseitige Compensation in völlig genügender Weise stattfinden. Man kann dies zugeben und sogar die Möglichkeit poniren lassen, daß in anderen, uns gegenwärtig noch unbekannten Systemen eine solche oder ähnliche Einrichtung getroffen sei. Dann aber würde durch alle Glieder des Systems hin eine Uniformität, eine Einerleiheit der Beziehungen herrschen, die augenscheinlich, für unser Sonnensystem wenigstens, nicht in

* Je potenter die Masse eines Weltkörpers ist, desto regelrechter ist seine Bahn, je massenloser, desto größer der Spielraum der Bewegung. Den Kometen, die nichts schaden können, ist deshalb die größte Freiheit der Bewegung, auch selbst eine rückläufige gestattet, während ein einziger rückläufiger Planet über kurz oder lang Alles in ein Chaos zurückstürzen könnte.

der Absicht des Welturhebers lag. Kein einziger Planet ist die Copie eines anderen; jeder einzelne zeigt irgend eine Eigenthümlichkeit, der wir sonst nirgend begegnen, so weit wenigstens, als wir überhaupt im Stande sind, diese Eigenthümlichkeiten zu erforschen.

Auch hat man wohl geäußert, daß beträchtlichere Zwischenräume, also auch weit größere Abstände von der Sonne gleichfalls die Störungen vermindern müßten, so daß sie z. B. bei zehnmal größeren, als wirklich stattfinden, ganz zur Unmerklichkeit herabsinken würden. Richtig, aber die nothwendige Folge wäre dann auch eine entsprechende Verminderung der Erleuchtung und Erwärmung, oder allgemein der wohlthätigen Wirkungen der Weltkörper auf einander, deren es noch manche geben mag, die wir nicht kennen und die dennoch nothwendige Momente in Organismus unseres Sonnensystems darstellen.

Gehen wir zu einem uns speciell betreffenden Verhältniß über, das von Erde und Mond, deren gegenseitige Entfernung 51820 Meilen beträgt. Warum hat die Erde nur einen Trabanten und warum hat er gerade diese Entfernung? Wir wissen, daß der Mond durch seine Anziehung Ebbe und Fluth des Meeres bewirkt und seinerseits durch die Anziehung der Sonne nicht unbeträchtliche Störungen erleidet. Die Stärke der ersteren Wirkung steht im umgekehrten Verhältnisse des Cubus seines Abstandes von der Erde; die andere, im directen des Cubus eben dieses Abstandes, verglichen mit dem Abstande der Erde von der Sonne. Man denke sich nun einen Trabanten, der nur halb so weit als unser Mond von uns absteht, so wird er eine achtmal höhere Fluth bewirken. Sie wird also beispielsweise bei Brest nicht 18½ sondern 148 Fuß, in der Fundy-Bai nicht 60 sondern 480 Fuß hoch steigen. Sie wird sich nicht begnügen, einige Sandplatten an den Küsten periodisch zu benetzen, sondern im gewaltigsten Stoße ganze Länder und Provinzen von 12 zu 12 Stunden mit einer Sündfluth heimsuchen. Das ungeheuere Hin- und Herwogen des Oceans würde jede Schifffahrt, außer auf Binnengewässern, unmöglich machen; wir wüßten nichts von Amerika und kaum etwas von England; der wirklich bewohnbare Theil unserer Erde würde beträchtlich verengert werden. Unbewohnbar wären Holland, Ostfriesland, Meckleuburg und Pommern, sie würden nur Hindernisse des Verkehrs bieten. — Man denke sich zweitens einen Trabanten in der doppelten Entfernung unseres Mondes. Alsdann würden die Störungen, welche der Trabant erfährt, in gleichem Verhältniß wie im vorigen Falle Ebbe und Fluth, also auf das Achtfache anwachsen. Jede regelrechte Bahn wäre aufgehoben, der Trabant, im Zickzack am Himmel herumgeschleudert, würde nicht im Stande sein, uns eine regelmäßige Folge der Phasenerscheinungen zu zeigen; die genaue Vorausberechnung der Finsternisse und anderer Phänomene wäre so gut als unmöglich, und mit einer geordneten Naturökonomie auf der Oberfläche des Trabanten selbst wäre vollends ein solcher Zustand unverträglich. Bedarf es nun noch eines weiteren Nachweises, weshalb die Erde nur einen Trabanten und gerade in diesem Abstande erhalten hat?

Oft ist gefragt worden, warum Mars keinen Mond habe, da er doch, wie Bode meinte, dessen noch mehr als die Erde zu bedürfen scheint. Da hier offenbar nur die Rede von einem Bedürfniß der nächtlichen Beleuchtung ist, so bemerken wir, daß die Nächte nicht deshalb dunkel sind, weil die Sonne so oder so weit entfernt ist, sondern weil sie in einer gewissen Tiefe unter dem Horizont steht. Ist diese erreicht, so ist es ganz einerlei, ob die Sonne eine oder tausend Millionen Meilen weit entfernt ist. Die Tageshelle mag sehr verschieden sein auf Mercur und Neptun; das Nachtdunkel ist auf allen Planeten gleich. Der wahre Grund, weshalb Mars keinen Mond hat, ist seine Kleinheit. Er würde außer Stande sein, einen Mond in der Entfernung unseres Trabanten in einer regelrechten Bahn zu erhalten und eine größere Nähe würde dieselben Wirkungen hervorbringen, die wir im Vorstehenden geschildert haben. Es genügt in solchen Fragen nicht, blos bei einer Relation stehen zu bleiben, man muß sie alle gleichmäßig beachten.

Wiewohl sich noch Manches in gleichem Sinne beibringen ließe, so glauben wir doch nicht, daß das hier am Orte wäre. Lieber sogleich das aufrichtige Geständniß, daß wir, mit dem großen Ganzen ver-

gleichen, nur Weniges auf diese Art sicher zu deuten wissen. Die volle Harmonie zu erfassen, ist uns versagt: nur einzelne Accorde und diese schwerlich ganz rein und richtig, mögen unserm Geiste vernehmbar sein. Dem redlichen Forscher wird sich in Zukunft Eins nach dem Andern enthüllen, denn an seinen Werken, an der Schöpfung der Welt, hat sich, wie der Apostel sagt, Gott zu allen Zeiten den Menschen offenbart. Daran haben David und die Psalmisten, daran haben ihn die großen Männer aller Völker, aller Jahrtausende erkannt, obgleich ihnen die Wissenschaft der heutigen Welt abging. Haben wir diese vor ihnen voraus, läßt sie uns tiefere Blicke thun, als ihnen vergönnt war, so wächst dagegen auch unsere Verpflichtung, denn „wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern."

Genug und mehr als genug, um denen entgegenzutreten, die unter dem Panier des unbewußten Zufalles streiten. Glücklich, wenn die Astronomie wie die Naturforschung überhaupt nur diesen einen Feind zu bekämpfen hätte. Aber von ganz entgegengesetzter Seite kommen uns Angriffe, und gerade in neuester Zeit werden einerseits astronomische und geologische Lehren als „schriftwidrig" verdammt, andererseits das gesammte naturwissenschaftliche Forschen als ein von der Gottheit ab- und zur Vergötterung der Natur, zum Pantheismus* oder Atheismus hinführendes Streben bezeichnet und vor ihm gewarnt. Die vermeintlichen Naturgesetze seien nichts als ein Versuch, die göttliche Allmacht zu beschränken und ihr Vorschriften zu octroyiren, nach denen sie sich richten müsse; oder vielmehr Gott für die doch nun einmal fertige Welt, in der er nichts Neues mehr zu thun habe, ganz zu beseitigen.

Und allerdings ist der Gott, den der Naturforscher anzuerkennen hat, nicht ein Gott der Unordnung, sondern der Ordnung. Ist doch schon bei einem irdischen Herrscher die kräftige Aufrechthaltung der Gesetze ein bei weitem gewichtigerer Beweis wahrer Macht, als es die Uebung von Laune und Willkür jemals sein kann. Und wer hat denn diese „Naturgesetze" gegeben? Der Naturforscher nicht: er hat sie nur in der Natur gefunden, sie aus ihr erlernt. Die Natur selbst nicht, so wenig als sie sich selbst geschaffen hat, sie hat diese Gesetze stets nur befolgt. Wer anders demnach als der Urheber dieser Natur kann Urheber dieser Gesetze sein? Wie wir jedes andere Gesetz nach seinem Zwecke, seinem Gegenstande benennen, so auch hier. Göttliche Gesetze also sind es, die wir suchen, und zwar ist es die specielle Aufgabe des Naturforschers, diese von Gott der Körperwelt gegebenen Gesetze zu erforschen. Das ist unser unverjährtes und unantastbares Recht, ja mehr noch, es ist unsere Pflicht. Wer sich der von seinem Schöpfer ihm verliehenen geistigen Kraft bewußt ist, hat die Verpflichtung, in der Natur zu forschen; die Verpflichtung, seinen Weg zu wandeln unbeirrt um Lob oder Tadel, Beifall oder Mißdeutung. Anderen ist Anderes verliehen, wir streiten nicht, wer das Bessere hat, wir haben nicht unsere Ehre zu suchen, sondern die Ehre dessen, der uns ausgerüstet mit der Kraft, die ihm gefallen hat uns zuzutheilen. Wir wandeln nicht alle auf gleichem Wege und haben dies nicht nöthig; erforderlich ist nur, daß wir uns das gleiche Ziel setzen. Möge nur Keiner von uns einst erfunden werden als ungetreuer Haushalter, möge Keiner sein Pfund vergraben, sein Licht unter den Scheffel stellen.

Also nicht um Gott los zu werden und ihn weiter nicht nöthig zu haben, sondern um ihn immer besser, immer überzeugender kennen und verehren zu lernen, arbeitet der Naturforscher auf dem ihm angewiesenen Felde. So haben unsere großen Vorfahren, wie Copernicus, Kepler, Newton, ihre Aufgabe gefaßt und durchgeführt. „Nicht mein System," sagte Copernicus, als man ihm von der durch ihn ans Licht gezogenen Weltordnung sprach, „nicht mein System, sondern Gottes Ordnung!" Diese Männer sind unsere Vorbilder, von ihnen mögen wir lernen, die Mißgunst, ja wenn es sein müßte, die Verfolgungen der Zeitgenossen zu ertragen in dem Bewußtsein, unsere

* Mit dem Vorwurfe des Pantheismus ist man gewöhnlich sehr rasch zur Hand, sobald in irgend einer Beziehung mit der Allgegenwart Gottes Ernst gemacht werden soll. Namentlich wird mit besonderer Vorliebe die Existenz Gottes außer der Welt hervorgehoben, während doch nur bei Körpern die Frage Wo? einen richtigen, verständlichen Sinn giebt.

Pflicht zu thun und auf richtigem Wege zu wandeln.

Und habe ich nun noch denen zu antworten, die mit Bibelstellen, aus dem Zusammenhange gerissen, unsere Theoreme zu schlagen gedenken. Sie mögen vor allem sich für überzeugt halten, daß auch wir Naturforscher es wissen, daß und wozu uns das heilige Buch gegeben sei. Und wüßten wir es nicht, so würde es uns der Apostel des Herrn mit deutlichen Worten, mit allem Detail sogar gesagt haben. Brauchen wir es dazu, so handeln wir im Geist und Sinn Christi und sein Gebrauch wird uns zum Segen gereichen. Aber wir gestehen auch Niemandem, wer es auch sei, das Recht zu, an der betreffenden Stelle hinzuzusetzen: „zur Astronomie, zur Optik, zur Mathematik u. dgl." Nein, dazu ist uns die Bibel nicht gegeben und nirgend erhebt sie diesen Anspruch; eine andere Offenbarung, nicht minder göttlichen Ursprungs, lehrt uns diese Dinge erkennen, freilich nur dann, wenn wir redlich die Aufgabe vollführen, die uns gestellt ist. Mit gleichem Recht, oder besser gesagt mit gleichem Unrecht, folgert man aus Josua 10 die Ruhe der Erde und aus Psalm 104 ihre Bewegung; aus Genesis 1 die Erschaffung der Sterne nach der der Erde, und aus Hiob 38 ihre Existenz vor der Erde. Faßt man diese und andere sich gegenüberstehende Textesworte in ihrem rechten Zusammenhange auf, so wird eine besonnene Exegese in ihnen keinen Widerspruch finden, den sie überhaupt nur dann hätten, wenn man ihnen die Bedeutung astronomischer Lehrsätze aufzwingen wollte. Denn was anders wäre es, wenn man einem Heerführer mitten im Getümmel einer noch unentschiedenen Schlacht die Absicht unterlegen wollte, seinen kämpfenden Soldaten ein astronomisches Theorem aus einander zu setzen.* Bleibe nur jede Wissenschaft auf ihrem eigenen Felde, maße sie sich nichts an, wozu sie nicht competent ist, und weise sie alle Anmaßungen Unberufener ernst und entschieden ab, so wird Alles im rechten Gleise bleiben. Der Zumuthung einer Umkehr, ja selbst nur eines Stillstandes, wird die Naturwissenschaft sich nimmermehr fügen.

Ein sehr beliebtes Schiboleth war von jeher der Glaube an Wunder. Nun wohl, Niemand hat weniger Ursache, an Wundern zu zweifeln, als der Naturforscher. Die ganze große Schöpfung, das größte aller Wunder, steht vor seinen Augen; alles Einzelne in ihr, Großes und Kleines, ist bewunderungswürdig, wir selber ein göttliches Wunder, und je mehr wir forschen, desto wunderbarer und erhabener steht Alles vor unserm Geiste. „Aber das meinen wir nicht, das ist alles natürlich geregelt, wir fragen" — nun gut. Meint ihr Ausnahmen von der Regel, Abweichungen von der Ordnung der Natur, hervorgebracht durch ein willkürliches Eingreifen, das außer ihrem Gange liegt und diesen stört — dann weiß der heutige Naturforscher von keinem Wunder, und daß er nichts davon weiß und wahrnimmt, das gerade ist ihm das Bewunderungswürdigste und die Allmacht Gottes am meisten Verherrlichende.

* Zu welchen Behauptungen sich die gezwungen sehen, die einen solchen Mißbrauch von Bibelstellen machen, davon hier nur eine Probe. — Der Recensent von Kurtz' „Bibel und Astronomie," in Nr. 193 der Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung von 1858, stellt wörtlich folgende Sätze auf: „Die Theologie hat lange geglaubt, sie habe kein Recht zur Revision der Naturwissenschaften, sie müsse die Resultate derselben unbesehen hinnehmen, während die ungläubige Wissenschaft kramte und wirthschaftete, als sei sie die Inhaberin des göttlichen Gedankens. So wird offenbar die Astronomie, wenn sie nicht umkehren und ihre Wiedergeburt in der Schriftwahrheit suchen will, in der trostlosen Finsterniß der Bessel'schen dunklen Centralkörper, oder in der sich in sich selbst verlierenden Abstraction der Mädler'schen masselosen, idealen Schwerpunkte verkümmern müssen. Wir erinnern hier an einen treffenden Gedanken von Richers, daß auf dem Gebiete der heutigen naturwissenschaftlichen Anschauungen das Richtige zum Gegensatz des Wahren geworden ist. Es ist daher unsere feste Ueberzeugung, daß die Naturwissenschaft, wie sie sich jetzt festgerannt hat, niemals das Richtige gegen das Wahre hingeben, und daß ebenso wenig die Theologie die Wahrheit nie gegen noch so Richtiges eintauschen wird; ja daß Richtiges und Wahres, welches im Verhältniß der gegenseitigen Negation zu einander besteht, niemals auf die Dauer neben einander bestehen kann. Es gilt also hier einen Kampf auf Leben und Tod."

Eines Commentars bedürfen diese Sätze wohl für Niemanden. Was jedoch mich selbst betrifft — denn auch meinem Namen ist ja, wenn auch in ehrenvollster Zusammenstellung, eine Verunglimpfung zutheil geworden — so habe ich, gegenüber solchen Gegnern, nur das Wort Ludwig's XIV.: „Ihr wollt den Krieg; ihr sollt ihn haben!"

Doch, um mit einem Gegenstande zu schließen, der den Gegnern beweisen mag, wie wenig wir gesonnen sind, umzukehren, gedenke ich noch eines Fortschritts neuerer Zeit auf dem Gebiete der Fixsternkunde. Aus Millionen solcher Sonnen bestehend, wie die unsrige eine ist, umfaßt der Fixsterncomplex Räume, die wir nicht mehr mit Erdhalbmessern oder Sonnenweiten, sondern nur mit der Zeit des Lichtstrahls messen. Wie mannigfaltig und groß auch das Sonnensystem sich darstellt, gegen diese Welt gehalten ist es verschwindend klein. Auch war die Constitution des Sonnensystems längst festgestellt, und noch immer herrschte großes Schwanken und Unsicherheit rücksichtlich der Fixsterne. Kepler hielt sie nur für eine Beigabe des Sonnensystems; ihm stand die Sonne in der Mitte des Universums, und die beiläufig alle gleich weit von ihr stehenden Fixsterne bildeten einen in die Tiefe nicht sehr ausgedehnten Nimbus. — Lambert konnte, 150 Jahre später, solche Vorstellungen freilich nicht mehr adoptiren, die ungeheure Entfernung der Fixsterne war nicht länger zu verkennen. Er hielt sich streng an die Analogie des Sonnensystems; nicht nur gab er jedem Stern eine Begleitung von Planeten und Kometen; er zerfällte auch den ganzen Complex in eine Anzahl neben und über einander geordneter Partialsysteme, die zwar an Größe und Reichthum ihrer Glieder, sich sonst aber nicht wesentlich der Form nach unterschieden, und die Milchstraße zerfiel bei ihm in sechs Systeme. Auch diese Vorstellung mußte schwinden, sobald man erkannt hatte, daß coordinirte Systeme nicht anders als in einer ihren Durchmesser vielmal übertreffenden Entfernung von einander selbständig bestehen können. Seitdem suchte man nach einer Centralsonne, die dem gesammten Fixsternheere das sei, was die Sonne den Planeten ist. Da nun eine solche in dieser Art sich nicht finden wollte, so waren Manche geneigt, alle und jede allgemeine Beziehung der Fixsterne zu einander aufzugeben und, etwa mit Ausnahme der Doppelsterne, in ihnen gar kein System, sondern nur einen Complex zu erblicken, in dem wohl Bewegungen stattfinden möchten, jedoch ohne allgemeines Princip. Es war dies gleichsam ein System der Verzweiflung, in dem ein gemeinsamer erster Ursprung zwar noch immer möglich blieb, jedoch nicht mehr nachgewiesen werden konnte. Noch in unserem Jahrhundert ging der berühmte Philosoph Hegel so weit, nur allein das Sonnensystem als einen der Bewunderung würdigen Gegenstand zu erklären, da außer ihm gar keine wirklichen Weltkörper, sondern nur der Lichtäther die Räume erfülle, und die sogenannten Fixsterne nichts seien als ein krankhafter Lichtausschlag, eine blatternartige Verknotung, welches bei weitem erhabener wäre. Derselbe Philosoph hatte früher „bewiesen," daß es nur sieben Planeten geben könne. Aber so geht es, wenn der Mensch sich anmaßt, die Natur a priori zu construiren, und der Forschung vorgreifend, ihr seine Ideen aufzuzwingen.

Nachdem es Argelander's langjährigen Forschungen gelungen war, die Eigenbewegung unserer Sonne, oder vielmehr des gesammten Sonnensystems, im Fixsternraume überzeugend darzuthun und ihre Richtung zu bestimmen, glaubte er auf Grund dieser Thatsache den Versuch wagen zu können, das allgemeine Centrum zu ermitteln. Er selbst gesteht, daß es ihm nicht gelungen sei; es hätte dies damals auch wohl Niemand gelingen können. Erst mußten neue Beobachtungen in bei weitem größrer Zahl hinzutreten, und mit Benutzung aller dieser Ortsbestimmungen habe ich später versucht, die feste Ordnung und Reihenfolge in diesen bisher für beziehungslos gehaltenen Bewegungen nachzuweisen und durch sie, unter Zuziehung aller übrigen Thatsachen, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ein allgemeines Centrum der Anziehung ohne präponderirenden Centralkörper existire, daß es an die Plejadengruppe geknüpft sei, und daß die Eigenbewegungen aller, sowohl einfacher als Doppelsterne, auf diesen Schwerpunkt zu beziehen sind.*

* Und gleichwohl ist noch vor wenigen Jahren von Alexander in Amerika der Versuch gemacht worden, das Fixsternsystem in das alte Chaos zurückzuversetzen. Auf Grund von Beobachtungen des Lords Rosse, über spiralförmige Nebelflecke, glaubt Alexander, unserem Fixsterncomplex, die Milchstraße mit einbegriffen, gleichfalls die Spiralform zuschreiben zu müssen, und er nimmt an, daß ein Gleichgewichtszustand mit dieser Form unverträglich sei. Beides muß bezweifelt werden; mindestens ist das, was Alexander zur Begründung der ersten Behauptung beibringt, sehr ungenügend; und

Mit diesem Resultat ist ein bestimmter Anfang gegeben; die Zukunft wird die weitere Ausbildung, die genauere Bestimmung der Perioden, wie die schärfere des Orts für das allgemeine Centrum und vieles Andere feststellen, was erst im Verlaufe der Jahrhunderte und Jahrtausende sich entwickeln kann. Aber die Formlosigkeit verschwindet; das große Ganze ist nicht ein Diversum, sondern ein Universum; Gesetz und Ordnung herrschen in der Fixsternwelt, wie in der unserer Sonne; und eine Attraction ist es, die hier wie dort ohne Ausnahme waltet. Lange wird es währen, bevor wir die speciellen Verhältnisse dieses großen Systems so durchschauen können, wie jetzt die des Sonnensystems; ja vielleicht wird für unser Erdendasein die Zeit nie erscheinen,* wo dies möglich ist, doch das gesicherte Bestehen einer auf feste Gesetze basirten Ordnung kann schon jetzt nicht mehr bezweifelt werden, und unsere allgemeine Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit des Universums ist zur Genüge begründet.

Und so wird der Naturforschung, möge sie auch fortwährend verdächtigt und befehdet werden, mögen die Angriffe kommen, von welcher Seite es immer sei, unbeirrt ihren Weg verfolgen und ihre Aufgabe fest im Auge behalten, sicher den rechten Weg zu wandeln und sich bewußt eines ihrer würdigen Zieles — der Erforschung der Wahrheit.

---

wie hätten sich ohne Gleichgewicht (also doch auch ohne festen Schwerpunkt) die nach bestimmter Folge fortschreitenden Zahlenverhältnisse der Bewegungen ergeben können, wenn kein Schwerpunkt existirte?

* Wir theilen allerdings nicht die Ansichten derer, welche so gern und so angelegentlich vom nahen Weltende sprechen und deren Lieblingsthema immer und ewig die „Zeichen der Zeit" bilden; aber wir wissen, daß es auch nach Hunderttausenden von Jahren noch immer ungelöste Fragen genug geben wird, wenn wir auch gern glauben, daß die fortschreitende Wissenschaft einst über Mittel gebieten werde, von denen wir jetzt noch keine Ahnung haben.

Reisebriefe
aus
britisch Barmah und Pinang.

Von

E. von Ransonnet.

Akyab, 4. Februar 1869.

Der Dampfer der British India Steam Navigation Company „Burmah" von 1025 Tonnen hatte am 2. Februar nach eintöniger und schwieriger Schifffahrt durch das Ganges-Delta den Hugli verlassen und schon am folgenden Tage lag die reizende viel versprechende Küste von Arrakan vor meinen Augen: sanfte, schöngeformte und anscheinend bis zum Gipfel bewaldete Hügel, vom halbdurchscheinenden Duft der heißen Atmosphäre umschleiert; als Vordergrund auf dem seichten grünlichen Meere zogen Barken mit rothbraunen Segeln, und ein großer barmesischer Küstenfahrer, dessen zwei mächtige Segel gleich jenen chinesischer Dschunken an Fledermausflügel erinnerten. Wir liefen in eine große Bucht, welche auf der einen Seite von der Insel Bolongo umschlossen wird, und gingen dem Städtchen Akyab gegenüber vor Anker.

Die Rhede war nicht gerade belebt und der Ort trug den Charakter einer jungen Ansiedlung. — Es war der erste Punkt östlich vom Baramputer, den ich sah, und schon beim Landen fiel mir der Unterschied zwischen Barmah und Hindustan auf.

Völlig verschieden ist hier die Haltung der Bevölkerung von jener im ganzen westlichen Asien; denn in Barmah verleidet keine Zudringlichkeit und mit schmutzigem Eigennutz gepaarte Kriecherei dem Ankömmling die erwartungsvolle Freude, ein neues Land zu betreten. Eingedenk des kurzen Aufenthaltes, welcher mir in Akyab gewährt war, miethete ich mir rasch eins jener halbeuropäischen Fuhrwerke, welche in ganz Indien von Europäern benutzt werden, und rollte durch die Straßen der Stadt, die mir stets neue Eindrücke brachten.

Von öffentlichen Gebäuden war nichts Bemerkenswerthes, außer einer geräumigen Markthalle nahe dem Meere, wo des Morgens zahlreiche Fische zu Verkauf gebracht werden, dafür aber gab es hübsche Hütten

von Bambusgeflecht, Häuser aus braunen Brettern (vermuthlich des Tiek-Baumes), und theilweise auf hohen Pfählen erbaut,



Die Trommelstraße in Akyab. (Nach einer Zeichnung von E. v. Ransonnet).

wie sie in Hinterindien gang und gäbe, dabei Gärten von zierlich geflochtenen Hecken eingefaßt.

Ein kleiner chinesischer Tempel, dessen Aeußeres jedoch sich wenig von einem Wohnhause unterschied, deutete auf die Anwesenheit von Bürgern des himmlischen Reiches.

Allenthalben sah man die Spuren eines Drehsturms, welcher im November 1868 arge Verheerung angerichtet hatte.

Dem Meere entlang führende Straßen

waren von den Wellen theilweise eingerissen, an vielen Dächern wurden noch die Schäden ausgebessert, und nahe der Stadt sah ich einen Garten mit alten Mangobäumen, welche fast sämmtlich entwurzelt ein Bild schrecklicher Verwüstung darboten.

Besser waren die zähen Kokospalmen weggekommen, deren Kronen aber noch zerzaust genug aussahen. —

Als der Abend hereinbrach, belebten sich die Bazare und den Gebräuchen der Hindu entgegen entfaltete sich hier noch in der Nacht ein buntes Straßenleben; auf einem Platze namentlich ging es heiter zu und die zahlreichen Fisch- und Gemüsehändler boten bei dem Scheine von Lichtern ihre Waaren aus. Hier waren Früchte, namentlich gewaltige Massen von Bananen, dort große Cigarren und keulenförmige aromatische Cigaretten von beinahe 7 Zoll Länge feil, die sich namentlich im Munde kleiner Kinder drollig ausnahmen. Gassenrestaurants boten dort, von keinem Kastenvorurtheil in der Ausübung ihres Gewerbes beirrt, in brüderlicher Nächstenliebe jedem Vorübergehenden ihre Nudeln und andere nicht zu definirende Leckerbissen zum Genusse an. In einer nahen Bude zogen beim Lichterscheine seltsame Büchsen und Schüsseln, roth lackirt, die Augen auf sich. Die ersten Proben der in Ostasien so gepflegten Lacktechnik. In einem dichtgedrängten Kreis von Zuschauern hatte sich mitten auf dem Platz eine 8 Mann starke Musikbande niedergelassen. Die Leute hatten 2 Clarinetten, 2 Paar Cinellen, 2 Doppelklappern aus Bambus und eine große Trommel. Das seltsamste war aber eine Art Paukenclavier, welches die Stelle des Cymbals unserer Zigeunerbanden vertrat; es bestand aus einer Anzahl von kleinen Trommeln, welche auf einem hufeisenförmigen Gestell an einander gereiht waren.* In der Mitte dieses sonderbaren Instrumentes saß der Virtuos wie von einem Wall umgeben, emsig mit dem Stimmen der Trommeln beschäftigt. Letzteres geschah ohne Stimmschlüssel höchst einfach dadurch, daß er einen kleinen Haufen auf das Fell geklebten Reismehlteiges vergrößerte oder verkleinerte. Als die Scala der Pauken den Anforderungen des feinsten Gehöres entsprach, wie die brillanten Läufe bewiesen, welche der Künstler mittelst zweier Klöppel zum Besten gab, sollte das Spiel des Orchesters beginnen. Leider hatten die Vorbereitungen so viel Zeit genommen, daß ich nur zwei rauschende Orchesterstücke anhören konnte, welche indessen meinen auf die Vollkommenheit und Stimmung des letztgedachten Instrumentes gegründeten Erwartungen nicht ganz entsprachen. Die Musik soll übrigens in Barmah nebenbei gesagt eine sehr geachtete Kunst und ganz besonders entwickelt sein, wie dies in den meisten ostasiatischen Ländern der Fall ist. Während ich inmitten der zahlreichen Zuhörer mich befand, hatte ich Gelegenheit, das Benehmen der Barmesen zu beachten, wobei mir ihr männliches und dabei artiges Wesen gefiel, während deren Gesichtsbildung bekanntlich weit weniger einnehmend und fremdartiger ist als die der schönen Hindus, indem jene bereits den Uebergang zu malayischem und chinesischem Typus bildet. Seltsam ist es, daß die Hautfarbe der Barmesen trotz des heißen Klimas eine auffallend hellere ist als die der Hindus, gleichwie auch die Siamesen heller gefärbt sind als die Bewohner der nördlicheren Laos-Länder. Nach längerem Umherschweifen in den dunklen Straßen an Bord zurückgekehrt, fand ich eine heitere Gesellschaft von Europäern am Hinterdeck versammelt, welche der Kapitän eingeladen hatte, der Vorstellung zweier Farbiger aus Nordamerika beizuwohnen. Eine kleine Bühne wurde improvisirt und unter lebhaftem Beifall trugen die beiden Leute in ihrem köstlichen Neger-Englisch Zwiegespräche und Lieder vor. Der eine der beiden Künstler, ein 6 Fuß hoher Mulatte, begleitete den Gesang ganz hübsch auf der Guitarre, und gab auch einige Negertänze zum Besten, wobei er seine ungeschlachten Gliedmaßen mit so komischen schlotternden Bewegungen umherwarf, daß es aussah, als wären seine Knochen wie bei gewissen aus Pappe gefertigten Hanswürsten nur durch Bindfaden verbunden.

Schließlich wurde das bekannte Kunststück der ropetrick ausgeführt, bei welchem es dem von zwei Seeleuten an einen Sessel

* Siam ist besonders reich an Schlag- und Blasinstrumenten, in welchen vorzugsweise die Schönheit des Tones angestrebt wird. In China spielen die lärmenden Schlag- und verschiedenen Streichinstrumente die größte Rolle, während in Japan Guitarre und zitherähnliche Instrumente besonders cultivirt werden. In Siam hörte ich später ganz liebliche Melodien und zwar in Dur-Tonarten.

festgebundenen Mulatten innerhalb der anberaumten Zeit sich zu befreien gelang.

Die Vorstellung dauerte bis tief in die Nacht und endete mit dem beliebten champaign-cup, welchem der Kapitän besonders hold zu sein schien. Die Zeit war indeß rasch und angenehm verflossen; für mich hatte es nur etwas Widerliches, Menschen ihre eigene verkommene Race parodiren zu sehen.

Den folgenden Morgen verbrachte ich mit Zeichnen und Sammeln naturhistorischer Gegenstände, fand aber der trockenen Jahreszeit wegen außer einigen Libellenarten nicht viel, das die Mühe lohnte.

Die Schmetterlinge gehörten größtentheils denselben Arten an, welche ich zur gleichen Jahreszeit in Ceylon gefunden hatte.

In den Nachmittagsstunden wurden die Anker gelichtet und wir verließen die freundliche Rhede von Akyab mit der Aussicht, am 6. Februar Rangun zu erreichen.

Rangun, 7. Februar.

Wesentlich erschwert wird die Schifffahrt an den Küsten von Hinterindien und namentlich britisch Barmah, erstes durch die Seichtigkeit des Meeres, das noch unvollkommen untersucht, sich überdies durch den von mehreren der größten Ströme Asiens zugeführten Schlamm fortwährend verändert — ferner durch die Lage der Handelsstädte an Flüssen weit von der offenen See, was die Passirung von Barken nöthig macht — landeinwärts endlich durch die Heftigkeit der Ebbe- und Fluthströmung, welche das Ein- und Auslaufen nur zu gewissen Stunden erlaubt. Die Schiffe sind dadurch häufig gezwungen, ganz nahe am Ziele vor Anker zu gehen und die günstige Zeit zur Weiterfahrt abzuwarten.

So lagen wir denn von Möven und Seeadlern (Haliastur Indus) umkreis't am 6. Februar vor der Mündung des Rangunflusses, etwa 26 Meilen von der Stadt gleichen Namens, einen halben Tag, ohne daß es der Lootse für gerathen hielt, die letzte Strecke stromaufwärts zu fahren. Eine Stunde um die andere verfloß und stimmte mich ärgerlicher, da bereits die Sonne ihren Höhepunkt überschritten hatte und ich den Tag — angesichts des völlig ebenen Landes, welches mir nicht einmal Stoff zu einer Skizze bot — zu verlieren fürchtete. Endlich hob sich die Fluth und rasch eilte der Dampfer, von ihren Wellen getragen, in das mit niederem Walde bewachsene Land. Nach und nach erschienen in der Ferne die hohe Spitze der berühmten Riesenpagode (Dagop) Ranguns und darauf am Flußufer eine kleinere von blendendem Weiß und von mehreren europäischen Häusern umgeben, hinter welchen die eigentliche barmesische Stadt beginnt.

Bei einem Gang durch die von einer bunten Bevölkerung belebten Straßen, welchen ich noch vor Einbruch der Dunkelheit unternahm, fand ich ähnliche hölzerne Häuser auf Pfählen, wie ich sie in Akyab gesehen hatte. Die breiten Dächer dieser Häuser und die Galerien an ihren Vorderseiten, zu welchen äußere Treppen führen, erinnerten mich lebhaft an die sogenannten Schweizerhäuser. In einem dieser reizenden Gebäude, welches der Firma Buchanan gehört, fand ich gastliche Aufnahme. Die Vertreter des großen Handlungshauses, zwei liebenswürdige Schotten Lochlan und Patterson, waren glücklicherweise noch nicht von der bedauernswerthen Gleichgiltigkeit für alles nicht Geschäftliche angesteckt, welche sich leider nur zu bald der europäischen Handelsleute in den Tropen bemächtigt, im Gegentheil voll des wärmsten Interesses für das von ihnen bewohnte Land, theilten sie mir manches Wissenswerthe mit über Pegu und seine Bewohner, welch' letztere ihnen besonders sympathisch erschienen. Um mich so viel, als die beschränkte Zeit es erlaubte, von Rangun und seiner Umgebung kennen lernen zu lassen, trafen sie für den folgenden Morgen rasch die nöthigen Anstalten zu einem größeren Ausflug, welchen wir in Gesellschaft zweier Freunde und zwar zu Pferde unternehmen sollten.

Rangun, 7. Februar.

Opalfarbener Nebel liegt auf Stadt und Gärten und benetzt den Rasen mit seinem schweren Thau; blutroth erhebt sich die Sonnenscheibe über den Horizont und grünlichblaugrau zeichnen sich die Schattenrisse der Bäume am langsam heller werdenden Himmel. Unsere fünf barmesischen Ponys, kleine Thiere, aber voll Energie und Ausdauer, wieherten bereits auf der Straße, wir schwangen uns in die Sättel

und langsam in Trab übergehend, bewegte sich unser Zug ins Land hinein.

Nach kurzem Ritt sahen wir hohe gerundete Baumwipfel sich erheben; wir kommen näher und ein reizender kleiner See liegt spiegelglatt vor uns von mächtigen Mangobäumen malerisch umrahmt. Noch hat die Sonne die Schatten nicht verscheucht, die auf dem Wasser ruhen, und in den tiefgrünen Laubmassen webt ein Duft von durchsichtiger Bläue, die letzte Spur des sich lösenden Nebels.*

Ein wunderbarer Reiz lag in dem kühlen Morgenduft, im Verein mit der malerischen Wirkung der ersten Strahlen der aufsteigenden Tropensonne, und die romantische Scenerie dieses stillen Wasserspiegels hinterließ mir einen unvergeßlichen Eindruck. Ueberrascht war ich, vom Führer zu hören, daß der See durch Aushebung von Erde entstanden sei,** welche zum Aufbau der sogenannten großen oder goldenen Pagode, von den Barmesen „Schwedagon" genannt, verwendet wurde, deren riesenhafte, weithin sichtbare Kegelgestalt den Schiffern als Landmarke dient.

So entstanden die anziehendsten Punkte Ranguns durch diesen Bau und letzterer seinerseits verdankt seinen Ursprung — wer würde es glauben — einigen Haaren Buddha's, welche daselbst seit dem Jahre 588 vor Chr. unter einem sogenannten Dagop oder Reliquienthurme aufbewahrt werden. Letzterer mußte im Laufe seiner angeblich $2^1/_2$ Jahrtausende zählenden Existenz zu wiederholten Malen restaurirt werden, wurde zugleich vergrößert und wuchs zu seinem jetzigen Umfange heran. Vom See ritten wir stracks zu dieser merkwürdigen Pagode, deren thurmähnliche Spitze bereits vor uns in röthlich goldigem Schimmer (der von dem Ueberzug von Blattgold herrührt) zwischen Baumwipfeln in den reinen Aether ragte. Ein langer, von stufenförmig ansteigenden Holzdächern geschützter Zugang führt über zwei niedrigere Terrassen zum höchsten Platz, auf welchem die Pagode steht. Da wir aber von der entgegengesetzten Seite kamen und den langen Weg vermeiden wollten, suchten wir einen kürzern, wenngleich steilern Aufgang und fanden in der That eine alte, aus Balken gebaute aber sehr steile Treppe. Sie war von zwei niederen Mauern eingefaßt, welche, von oben herablaufend, unten unvermerkt sich zu erschreckenden Ungethümen gestalteten, vermuthlich bestimmt, als Wächter des Heiligthums zu dienen. Spuren der barmesischen Pallisaden waren hie und da am Abhange noch sichtbar, mit deren Erstürmung am 14. April 1852 nach tapferer Gegenwehr, die vollständige Unterwerfung Ranguns beendigt wurde. Waren es die Erinnerungen an diese glänzende Waffenthat der Engländer, welche meine neuen Freunde bewog, ihre kleinen Ponys denselben Weg machen zu lassen, welchen die englischen Bajonette sich gebahnt hatten — ich weiß es nicht; zu meinem Erstaunen nahmen jedoch meine Führer, nach leichter Aneiserung der kräftigen Thiere, ihren Weg die steile Treppe hinauf. Natürlich folgte ich ihnen, aber nach vollbrachtem Wagstück nicht ohne geheimes Grauen in die schwindelerregende Tiefe zurückblickend. Glücklich für uns, daß es einen anderen Rückweg gab, denn hinab wären wir die Stiege nicht ungestraft geritten. Die Großartigkeit des Riesenbaues, welcher jetzt vor mir stand, übertraf in der That meine Erwartungen. Ungeachtet der zahlreichen Gliederung des breiten Unterbaues, und der kranzartigen Blattornamente, aus welchen eigentlich die Spitze emporsteigt, ist es dennoch der schwungvolle Gesammtumriß, welcher den Hauptreiz ausübt, und man könnte sagen, so seltsam dies klingen mag, der Schwedagon vereinige die Schlankheit des Minarets mit der Stabilität und den überwältigenden Massenverhältnissen der Pyramide.* Die schlanke Spitze scheint dem Boden zu entwachsen und das Ganze verkörpert den Gedanken des Himmelanstrebens in einer Weise, wie dies vielleicht bei keinem andern Bauwerk außer Barmah erreicht worden ist. Während nämlich der gothische Thurm, gleich einem Riesenkeil den Stürmen trotzend, in die Lüfte ragt,

* In dieser Jahreszeit, welche die trockene ist (denn die Regenzeit dauert vom Mai bis October oder November), pflegen die Morgen neblig zu sein, wodurch dem Mangel an Feuchtigkeit etwas abgeholfen wird. Das Klima von Rangun kann im allgemeinen gesund genannt werden.

** Wahrscheinlich sind noch mehrere andere Seen gleichen Ursprungs. Sie werden alle zusammen Pagodenseen genannt.

* Nach Sir Emerson Tennent's Berechnung ist der Rauminhalt eines in Anarodjapura auf Ceylon stehenden 229 Fuß hohen Dagops zwanzig Millionen Kubikfuß.

versinnlicht die minder hohe indische Pagode besser die Bewegung des Aufstrebens, denn die Erde selbst scheint gleich einer Riesenwelle sich zu heben, um die schlanke Spitze zum Himmel emporzutragen. Ein den barmesischen Pagoden eigenthümliches Ornament ist der anmuthige, spitz zulaufende Schirm von filigranartiger Metallarbeit (Tih genannt), welcher gleich einer Krone * auf der äußersten Spitze schwebt und an dessen herabhängendem Rande gleich Fransen längliche Metallplatten befestigt sind, welche vom Wind aneinandergeschlagen, klingen. Es ist interessant, die Entstehung und Entwicklung der Pagode oder des Dagops, deren Zweck: in einer gewöhnlich vermauerten Zelle Reliquien aufzubewahren, der schöpferischen Phantasie des Erbauers keine Schranken setzt, in den verschiedenen ostasiatischen Ländern von Ceylon bis Peking zu verfolgen. Buddha selbst, so sagen seine Anhänger, hat als Grab für sein Gebein einen einfachen Hügel, gleich einem Reishaufen, zu errichten angeordnet und man ist daher jedenfalls berechtigt, den Ursprung des Dagops auf den einfachen Grabhügel zurückzuführen. Die Lotosknospe soll bei der weiteren künstlerischen Gestaltung desselben als erstes Vorbild gedient haben, ein poetischer Gedanke und der Erinnerung an Buddha entsprechend, mit dessen Mythe der Name der herrlichen Blume so eng verflochten ist. Die ausgebildete Form des Dagops bestand demnach aus drei Theilen, der eckigen Grundplatte mit der Reliquienzelle, der eigenthümlichen „Glockenkuppel" oder dem zwiebelförmigen Mittelstück (der sogenannten Knospe) und endlich der Spitze. In den Zwiebeldächern unserer Kirchthürme besitzen wir ein Zerrbild dieser Urform. Im Laufe der Zeiten wurde die Gestalt des Dagops eine noch complicirtere und bald die Grundplatte, bald die Spitze ungewöhnlich entwickelt; oder aber man verschmolz, wie z. B. beim Schwedagon, die einzelnen



Rangun von der Flußseite; links im Hintergrunde die Spitze der großen Pagode. (Nach einer Zeichnung von E. v. Ransonnet.)

* Die siamesische Königskrone hat eine ähnliche Form.

Theile zu einem harmonischen, dabei reich gegliederten Ganzen, von mehr oder minder kegelförmiger Thurmgestalt, bei welchem die Wellenlinie des Umrisses nur durch ihre rhythmischen Anschwellungen die Dreitheilung ahnen läßt. Durch Erweiterung des Unterbaues mit der ursprünglich geschlossenen Reliquienzelle zu einer Halle, entstanden aus dem Dagop Tempel und andere großartige Gebäude (namentlich in Siam), ja man kann sagen, daß eine reiche Architektur, welche man füglich die buddhistische nennen könnte, und welche auf die Kunstindustrie nicht ohne Einfluß blieb, sich aus der gedachten Urform entwickelt hat.

Die Pagoden sind in Barmah gewöhnlich in Gruppen vereinigt, und gleich jungen Trieben einer Mutterpflanze, erheben sich auch aus dem Rand des massiven Unterbaues des Schwedagon zahllose kleine Dagops. Der ausgedehnte Platz ringsumher ist außerdem von zahlreichen Nebengebäuden, einzelstehenden Dagops und hölzernen Tempeln bedeckt, welch' letztere durch ihr Schnitzwerk ausgezeichnet sind und steinerne Buddhafiguren enthalten, an welchen ich jedoch einzig und allein das herrliche, alabasterweiße Material bewundern konnte. Eine der größten Glocken Barmahs hängt in einem eigenen, hölzernen Gebäude und ein Hirschgeweih, anscheinend als Klöppel benützt, liegt unter ihr. Die Barmesen sind nämlich, gleich den Chinesen, große Liebhaber von Glocken und Gongs aller Art, wie schon die an der Spitze der Dagops hängenden Metallstücke beweisen. Einen Priester in gelber Toga sah ich auch eine jenen ähnliche dicke Metallplatte von dreieckiger Form mit schnörkeligen Zacken tragen und derselben mittelst eines Holzes gedehnte Töne von wunderbarem Wohlklange entlocken. Die Zeit mangelte leider, all' die Buddha's, Hallen und Kapellen, sowie all' die um die Pagode herum angebrachten, zähnefletschenden Löwen näher zu betrachten und mir ihre Bedeutung erklären zu lassen. Von alledem hat übrigens Bastian* eine ausführliche Beschreibung gegeben. Ich will nur noch seltsamer, schlangenartiger Röhren aus Geflecht erwähnen, welche an den Mangobäumen hingen und deren Zweck mir Niemand genügend zu erklären vermochte. An Verkäufern von auf den Cultus bezüglichen Gegenständen, z. B. Wachskerzen und Papieren mit Goldeinlagen, wie in China, fehlte es in der Nähe der Tempel nicht. Nachdem wir die Aussicht der ausgedehnten Terrassen auf die waldähnliche Ebene in Augenschein genommen hatten, setzten wir endlich unsern Weg fort.

Unweit der großen Pagode ritten wir an einer kleineren vorbei, welche, wohl nicht im Einklang mit ihrer ursprünglichen Widmung, von den praktischen Engländern als Signalmast benutzt und auch signal flagstaff pagoda genannt wird. Jedenfalls ein Beweis der Toleranz der Pundschis oder Priester der Barmesen. Indessen führte unser freundlicher Wegweiser Patterson uns unvermerkt in den Dschungel und zu unserm nicht geringen körperlichen Behagen, zogen wir in einem reizenden Hohlweg durch den schattigen Wald. Anfangs scheint alles wild um uns her; zierliche Schlingpflanzen spinnen die Bäume hinan. Dort hängt eine taudicke Liane von der Krone eines Baumes, oder aber üppige Orchideen (Dendrobium), an einem Astwinkel genistet, strecken uns ihre grünen Zweige entgegen. Nach einer Weile wird es lichter im Unterholz und wir sehen den Boden mit Ananaspflanzen bedeckt. Es sind die Ananasfelder der Eingeborenen, welche sich unter dem Blätterdach des Waldes meilenweit erstrecken. In der That ritten wir etwa eine halbe Stunde fortwährend durch diese Pflanzungen, welche allerdings unsere großartigsten Ananashäuser weit hinter sich zurückließen. Hatten wir uns im Hochwald nicht am Anblick von Blumen weiden können, so fanden wir deren in ungewöhnlichen Massen, als wir in eine leicht hügelige, mit niederem Wald bedeckte Gegend kamen. Wenig größere, echt tropische Formen begegnen uns hier, höchstens ein schlanker Baum mit riesenhaften Blättern, dafür aber sind ganze Büsche und Bäume mit den veilchenblauen und rothvioletten Blüthen von Schlingpflanzen (Congea) überdeckt, wodurch große, farbige Stellen mitten im Grünen entstehen und der Landschaft ein eigenthümliches Gepräge verleihen.

Ein kleines Thal öffnet sich jetzt unsern Blicken, wo an einem Bächlein, von Reisfeldern umgeben, ein Dorf liegt, dessen

* Dr. Adolf Bastian: Reisen in Birma, in den Jahren 1861 bis 1862. Leipzig, 1866.

Dächer von hohen, seltsam verzierten Stangen überragt werden. Freundlich grüßende Leute empfingen uns bei einem der Häuser, wo unser Führer bei seinen Spazierritten sein Pferd zu tränken pflegte und dabei stets die zuvorkommendste Aufnahme gefunden hatte, obgleich für den geleisteten Dienst niemals ein Geschenk angenommen worden war, eine Uneigennützigkeit, welche in Vorderindien wohl zu den Seltenheiten gehört haben würde. Gastfreiheit im weitern Sinne scheint unter dem vorurtheilsfreien barmesischen Volke überhaupt viel allgemeiner zu sein und es sich z. B. von selbst zu verstehen, daß einem Reisenden im Falle eines Unglücks aller mögliche Vorschub zu leisten sei. Die Engländer scheinen überdies hierzulande aufrichtige Sympathien für sich zu haben und dazu ist ihnen Glück zu wünschen, denn knechtisches Wesen ist den Bewohnern Pegu's minder eigen, als dem unter unabänderlichem Kastendruck lebenden Hindu.

Nun galt es zur Abkürzung des Weges mitten durch das Buschwerk eines ziemlich steilen Abhanges zu brechen, und hier war es, wo die Tüchtigkeit der kleinen Rosse sich von neuem in glänzender Weise bewährte. Die Hindernisse schienen ihren Eifer nur zu stacheln, die zwölf in der Hitze zurückgelegten englischen Meilen waren vergessen und in kurzem hatten wir auch die Höhe erklommen, wobei uns allerdings durch die Büsche beinahe die Kleider in Fetzen gerissen wurden. Die Anstrengungen waren bald durch Erreichung einer vortrefflichen Straße mit hohen Bäumen belohnt, auf welcher wir bequem weitertraben konnten. Der feine Staub, noch mehr aber die Sonnenstrahlen begannen jetzt lästig zu fallen und ungeachtet des kuppelförmigen, indochinesischen Hutes, welchen ich trug, schätzte ich mich glücklich, noch vor Mittag die Wohnung meiner Freunde zu erreichen.

Bei der ganzen interessanten Wanderung hatte ich nur die höher gelegenen Landstrecken und somit fast keine Reisfelder gesehen, es mag daher noch zur Charakteristik des Districts von Rangun gesagt sein, daß er jährlich ungefähr 300,000 Tonnen Reis hervorbringt, dessen Verschiffung durch das ausgedehnte Kanalnetz, welches das ganze Flachland durchzieht, sehr erleichtert wird. Bei der Einwohnerzahl von 351,000 Seelen kommt daher fast eine Tonne auf den Einwohner. Da nebenbei sehr erhebliche Fischerei betrieben wird und auch etwa 62,000 Tonnen Salz erzeugt werden, so erscheint die Höhe der gedachten Zahl um so auffallender. Die Zahl der beim Reisbau verwendeten Büffel übersteigt nach statistischen Ausweisen 61,000.*

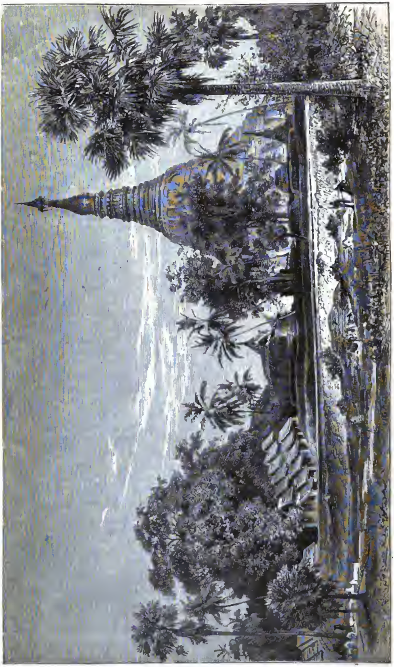
Nach herzlichem Abschied von meinen neuen Freunden begab ich mich um $12^1/_2$ Uhr an Bord, indem ich aufrichtig bedauerte, meinen Aufenthalt nicht verlängern zu können. Erst um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags wurde jedoch der Anker gelichtet und ich fand daher noch Zeit, eine Skizze der Stadt aufzunehmen. Kaum hatten wir aber um sechs Uhr Abends die hohe See erreicht, so hörte ich neuerdings die Ankerkette rasseln und da lagen oder ritten wir (wie die Engländer sagen), kostbare Zeit verlierend, abermals vor Anker, mit der Aussicht erst am folgenden Morgen die Weiterfahrt antreten zu können.

Molmeïn, den 8. Februar.

Wieder liegt die Burmah vor Anker, der reizenden Küste von Tenasserim gegenüber, welche wir nach einer Fahrt von wenigen Stunden heute Morgen in Sicht bekommen haben. Ueppige Laubmassen, welche scheinbar steil ins Meer abfallen, lassen auf reiche Pflanzenwelt schließen. Einige Inseln und die lange Landspitze von Amherst, deren schönes Profil durch eine Pagode am äußersten Ende seinen Abschluß findet, bilden den Vordergrund, während sich im Hintergrund ziemlich hohe blaue Berge erheben, auf deren höchsten Gipfel ein Wölkchen — der sichtbare Theil des lauen hinüberziehenden Luftstromes — schwebt.

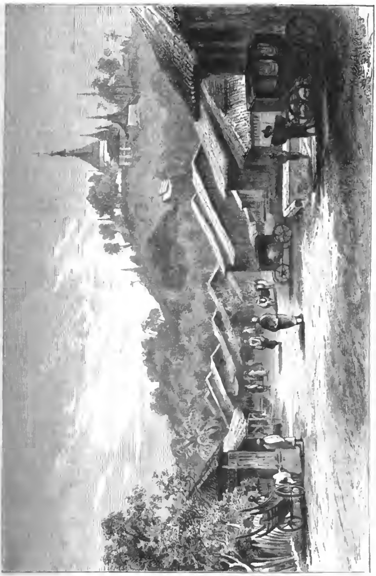
Keine Küste, kaum jene Ceylons, empfängt den nahenden Seefahrer mit einem freundlicheren Bild als jene bei Molmeïn; mit wahrer Freude begrüßte ich daher das ersehnte Signal zur Weiterfahrt. Noch hatten wir eine nicht unerhebliche Strecke zurückzulegen, das Wasser nahm allmälig die Farbe von Milchkaffee an und endlich liefen wir mit der vordringenden Fluth in

* Die Thatsache, daß die Regierung noch Ländereien zu dem Preise von ein bis vier Gulden pro Acre verkauft, ist ein Beweis dafür, daß nur ein geringer Theil des Landes cultivirt ist.



Schwedagon, Pagode bei Rangun. (Nach einer Photographie.)

den Meeres- oder vielmehr Flußarm, welcher durch die, gerade vor der Mündung des Salwehn liegende Insel Bilugyun gebildet wird. Die schönste Stromlandschaft umgab uns nun, und während die fernen Berge dem Schiff zu folgen schienen, entrollte sich zu beiden Seiten des Dampfers ein rasch wechselndes Bild reizender Uferlandschaft. Grün war Alles, aber in den verschiedensten Schattirungen, von der mattesten Färbung bis zum reinsten Smaragdgrün. Ueppiger Wald bedeckte die Insel zur Linken und die malerischen, von Schmarotzerpflanzen bedeckten Stämme



Straße in Molmein, mit dem Pagodenhügel im Hintergrunde. (Nach einer Zeichnung von E. von Ransonnet.)

schienen einander ins Wasser zu drängen. Tiger hausen, so heißt es, in dem Dickicht, allein Rauchwolken, welche anscheinend von brennenden Reisfeldern zwischen den schönen, mannigfach geformten Baumgruppen aufstiegen, ließen auf das Vorhandensein von Ansiedlungen schließen. Das gegenüberliegende Ufer war streckenweise dicht mit der stammlosen Nipapalme bewachsen, deren anmuthige und doch kräftig aufstrebenden, etwa zwanzig Fuß hohen Blätter an unsere Farrenkräuter erinnern. Die Nipa liebt brackisches Wasser, was sie aber nicht hindert, vermöge ihres süßen Saftes Palmwein und Zucker zu liefern. Ein chinesisches Schiff mit den obligaten, auf das Vordertheil gemalten Glotzaugen, welches gleich uns die starke Strömung zum Einlaufen benutzte, überholten wir bald; unmittelbar hinter uns her zog aber eine unermüdliche Schaar von Möven und kleinen Seeadlern, welch letztere mit bewunderungswürdigem Geschick einen oder den andern, aus der Schiffsküche stammenden Fleischbrocken dem Wasser zu entreißen bestrebt waren. Einige Schmetterlinge statteten uns ebenfalls, doch in minder eigennütziger Weise einen Besuch ab (darunter eine Euploea Douponcheli), kühne Flieger, welche den gefährlichen Wasserspiegel nicht scheuen.

Je mehr wir uns Molmeïn näherten, um so reizender wurde die Landschaft und um so zahlreichere Pagoden zeigten sich auf den Hügeln, bald von blendendem Weiß und metallisch glänzender Spitze und Haube, bald altersgrau und im Verfalle begriffen. Von der Rhede aus zählte ich deren sogar neunzehn, die sämmtlich gleichzeitig sichtbar waren, und zwar ohne die kleinen zu rechnen, welche die großen umgaben. Mit feinem Gefühl weiß der Barmese den Platz zu finden, wo er seine anmuthigen Reliquienthürme aufbaut. Hier scheinen sie gleichsam aus den Berggipfeln hervorzuwachsen und wo er die schlanken weißen Spitzen am Ende eines Vorgebirges, oder auf einer Insel errichtet, verleihen sie, im Wasser sich spiegelnd, der Küste oder dem Flußufer einen besonderen Reiz. Ja, schon dem von fern nahenden Seefahrer bietet die, mit der Architektur gleichsam verschmolzene Landschaft Barmahs ein ganz eigenthümliches Bild.

Nun erschienen bereits Masten ankernder Schiffe und die Dächer von Reisenthülsungs- und Sägemühlen, bei welch letzteren Elephanten im Uferschlamme geschäftig waren, Tiekstämme ans Land zu schieben; endlich erblickte ich die Stadt, deren Panorama sich langsam entrollte, während wir unsern Ankerplatz aufsuchten. Mehrere europäische Gebäude lagen am Ufer inmitten einer langen Reihe barmesischer Häuser, hinter welchen der malerische Pagodenhügel sich erhebt. Eine eiserne Landungsbrücke machte mich hoffen, daß wir dort anlegen würden, das geschah jedoch nicht; der heftigen, viermal des Tages wechselnden Strömung wegen hat sich nämlich der kostspielige Bau als unpraktisch erwiesen und zu meinem Leidwesen ankerten wir in der Mitte des Stromes, was den Verkehr mit dem Lande sehr erschwerte. Es war das um so lästiger, als ich die Aussicht hatte, wegen Mangel an europäischen Gasthäusern nicht nur an Bord wohnen, sondern daselbst auch meine Mahlzeiten einnehmen zu müssen. Hübsche den venetianischen Barken nicht unähnliche Boote schossen rasch auf den Dampfer los und harrten des Augenblicks, da es ihnen erlaubt sein würde, anzulegen. Sie waren lang und schmal gebaut, die beiden oben flachen Enden abgestutzt. Manche schienen ganz aus einem Stamme gehöhlt zu sein, während andere mit einem nett aus Brettern gezimmerten erhöhten Bord versehen waren. Ein niederes Dach und quer über die Bänke der Länge des Schiffes nach gelegtes Laufbrett vollendete die innere Einrichtung. Ich sah die Leute stehend alla veneziana und auch sitzend rudern, während der Steuermann mit breitem spitzen Hut auf dem rückwärtigen Ende des Schiffes kauert oder steht. Die Boote sind sehr schwankend und von geringer Tragkraft, jedoch ganz zur Schifffahrt auf dem Flusse geeignet, dessen heftige Strömungen nur scharf gebaute Boote zu jeder Zeit überwinden können. Man sieht, daß die Barmesen ihre Schiffe lieben und häufig sollen auch Wettfahrten bei Molmeïn veranstaltet werden, welche zur Ausbildung der Schifffahrt gewiß beitragen. Gegen die barmesischen Boote stachen die chinesischen breiten Sampans, treffend auch Schuhboote genannt, nicht vortheilhaft ab; dem praktischen Chinesen aber erscheinen sie verwendbarer, indem sie Sicherheit mit

großer Tragkraft verbinden und sogar etwas Wellenschlag auszuhalten vermögen. Gewöhnlich werden sie von einem einzigen Manne mittelst eines Ruders bewegt, welches nach dem Princip des Fischschwanzes hinten befestigt gleichzeitig steuert und vorwärts treibt.

Mittlerweile war die „Burmah" sicher verankert worden, dröhnend entwich dem Kessel der überflüssig gewordene Dampf; ich aber stieg in ein barmesisches Boot, welches alsbald von acht kräftigen Armen getrieben dem Ufer zuflog.

Wenig Städte in den Tropen sind so schön gelegen wie Molmeïn. Kein gefängnißartiges Fort inmitten der sorgsam gepflegten Sahara einer Esplanade, umschließt die europäische Stadt mit seinen geschwärzten Mauern, welche vom Haß der Eingeborenen und der Eifersucht europäischer Seemächte Zeugniß geben. Bunt gemengt sind im Gegentheil europäische Behausungen mit jenen der Eingeborenen und die Bangalos der Kaufleute und Offiziere blinken weit von der Stadt aus dem anmuthigen Grün der Hügel im Vollgenuß der Seebrise, welche sie täglich umspielt. Stadt und Land schien heiter und schön im Glanz der blendenden Sonnenbeleuchtung und doch war der Leichenzug eines Kindes zufällig das Erste, das mir bei einem Spaziergange durch die Stadt begegnete. Kein düsteres Gepräge trug aber der lange Zug, an dessen Spitze der reichgeschmückte Sarg gleich einem Palankin getragen wurde. Geschenke für die Priester, Rollen weißen Zeuges und andere Gegenstände, für Arme bestimmt, sah ich vorbeitragen, auch Buddha-Priester mit geschorenen Häuptern in langer, gelber Toga folgten dem Zuge und endlich eine Musikbande mit Paukenclavier auf einem seltsamen zweirädrigen Ochsenwagen, dessen Leitergestell rückwärts in absonderlicher Weise nach oben geschweift war. Verwandte und Freunde des Kindes fuhren dagegen in Wagen von halbeuropäischem Zuschnitt. Die kleine Leiche war bestimmt, begraben zu werden, denn nur Personen, welche fünfzehn bis sechzehn Jahre erreicht haben, werden verbrannt, und wenn es ein naher Verwandter, namentlich Vater oder Mutter gewesen, wird gewöhnlich die Asche mit Mörtel vermischt zu einem Bildniß des Abgeschiedenen verarbeitet und im Hause aufgestellt. Merkwürdig ist der auch hier herrschende Gebrauch, dem Todten eine Münze als Fahrgeld auf den Mund zu legen.*

An Leben fehlte es übrigens nicht in den Straßen Molmeïns, namentlich unweit des Flusses; doch bot die Bevölkerung nicht den malerischen Anblick wie in Vorderindien. Die Männertracht ist nämlich, so wie bei den Malaien und Singalesen, das lange rockartig um die Hüften geschlagene Tuch, kurze Jacke und ein kleines um den Kopf gewundenes Stück Zeug. Die Frauen, welche man nebenbei gesagt nicht eben schön nennen kann, sind ähnlich gekleidet, doch ist ihre Jacke länger als jene der Männer. Gewöhnlich haben sie noch ein Tuch über die Schultern geworfen, während das schwarze Haar unbedeckt zu bleiben pflegt. In den Ohrläppchen tragen sie zuweilen daumendicke Bernsteinröhren von hohem Werthe, welche gleich den trommelähnlichen Ohrgehängen der Malabarinnen die Ohrläppchen in ungewöhnlicher Weise ausdehnen. Allenthalben sieht man große Hüte im Gebrauch, namentlich bei den Chinesen, von welch letzteren Molmeïn wimmelt. Einfach und praktisch in schwarz oder blau gefärbte Pantalons und Blousen gekleidet, sieht man diese stets emsig ihren Geschäften nachgehen. In vielen Buden findet man sie als Verkäufer und ihre zahlreichen großen Aufschriften auf mennig-rothem Papier fallen allenthalben in die Augen. Bemerkenswerthe Gebäude suchte ich vergebens. Den größten Reiz hingegen übten die Gärten auf mich, deren ich fast in jeder Straße fand, und welche von so schön blühenden Bäumen und Sträuchern erfüllt waren, wie ich sie in solcher Vereinigung noch nirgends gesehen. Fast überall prangte die herrliche Massia, die Königin der blühenden Sträucher mit ihren Trauben glänzend rother Schmetterlingsblüthen. Hier am Rande eines Wassergrabens gedieh das Paritium tiliaceum, während dort ein prächtiger rothblühender Hybiscus rosa chinensis seine großen Blüthen zur Schau trug, oder aber ein blattloser Baum (Dillenia?) durch seine zahlreichen gelblichweißen Blüthen auffiel. Die strauchförmige aroma-

* Unter anderm besteht auch bei den Todha's in den Nilgiris (Vorderindien) eine ähnliche Sitte; auch hat sich selbe in Europa noch unter den Walachen seit der Römerzeit erhalten.

tische Lantana mutabilis (?) wucherte an den Hecken neben schön blau blühenden Schlingpflanzen (Clitoria?) und häufig war die Enphorbia Bojerii mit ihren scharlachfarbenen Blättern zu sehen. Auch eines hohen schlanken Baumes entsinne ich mich, der einzelne weiße Schmetterlingsblüthen von ungewöhnlicher Größe und ebenso unverhältnißmäßig lange aber dünne Schoten trug. Ich will nicht ermüden mit der Beschreibung der vielen anderen herrlichen Bäume und Sträucher, welche in rothem und violettem Blüthenschmuck prangten, deren Namen mir aber leider unbekannt sind. Von Palmen oder anderen größeren Blattpflanzen war in den Gärten dagegen nicht viel zu sehen und die Bevölkerung scheint gleich den Chinesen vorzugsweise die Blumen zu lieben, wie auch die zahlreichen an den Häusern angebrachten Blumentöpfe bezeugen, welche der Stadt ein besonders anheimelndes Ansehen geben. Nun gelangte ich auf meinen Zickzackwanderungen in den Bazar, wo ich die bereits in Akyab gesehenen rothen Lackwaaren* in noch größerer Menge ausgestellt antraf, darunter bemerkte ich Schachteln ohne Zahl in einander, Büchsen und thurmartige Aufsätze, deren Stil an jene der barmesischen Architektur erinnern. Die Eßwaaren schienen mir zwar neu aber nicht reizend, und die seltsamen, schwer zu definirenden Gerüche, welche in der Nähe der Buden barmesischer Delicatessenhändler herrschten und mit dem Duft der Gärten unangenehm im Widerspruch standen, mochten eine gute Vorbereitung der Geruchsorgane für den bevorstehenden Besuch China's abgeben.** Ich muß hier übrigens unter den Eßwaaren des auch von Europäern geschätzten Mangofisches (Polynemus sp.) erwähnen, welcher daselbst von ganz vorzüglichem Geschmacke ist. Fische sind überhaupt hier in Menge zu finden, denn seltsamerweise gehören die Barmesen zu den fischenden und fischessenden Nationen, obgleich die buddhistische Religion ihnen verbietet, Fische zu tödten. Es ist ihnen indessen, wie sie sagen, nicht verwehrt, die Bewohner der kühlen Fluth an die Sonne zu legen, „damit sie sich nach allzu langer Nässe auch einmal der Trockenheit erfreuen können.“ Wenn nun die Fische diese wohlgemeinte Aufmerksamkeit nicht zu würdigen verstehen und sterben, so ist daran nur deren Blödigkeit die Schuld; todte Fische zu essen ist aber keine Sünde.

Der größte Theil der Stadt liegt in der Ebene und hat breite, rechtwinkelig sich durchschneidende Straßen. An den sumpfigen Stellen kommt das Pfahlbausystem sehr zu Statten und da sieht man die braunen Bretterhäuser über dem saftigen Grün der im Sumpfe wuchernden Calladien sich erheben. Dem zeichnenden Künstler ist die sonst wünschenswerthe Regelmäßigkeit nicht willkommen, denn originelles Winkelwerk oder sonst eine malerische Gruppirung der Bauten sucht man da vergebens, wenn nicht die geraden Linien durch Hügel unterbrochen werden. Den reizendsten Punkt der Stadt fand ich in einer schönen Straße, welche sich um den Fuß des mit Dagops bedeckten Pagodenhügels zieht, und das Bild, welches sich hier darbot, war so anziehend, daß ich alsogleich beschloß, die ersten Mußestunden zu dessen Aufnahme zu benutzen.

Als es Abend ward, bestieg ich den erwähnten Hügel, um einen Ueberblick über Stadt und Umgegend zu gewinnen. Eine Stiege, gerade und himmelhoch, führt den steilen Abhang hinauf. Dagops verschiedenster Form bedeckten hier inmitten üppiger Vegetation den Hügel und sind zum Theil anscheinend mit Mosaik aus Spiegelstückchen belegt, was ihnen einen prächtigen Glanz verleiht. Manche stehen dabei auf reichverzierten kapellenartigen Gebäuden von viereckiger Form, in deren thorähnlichen Nischen Buddhafiguren aufgestellt sind. Auch zahlreiche Bauten aus Tiekholz umgeben den Hügel und erinnern seltsamerweise durch ihre pyramidenförmig über einander gethürmten Dächer an die Holzkirchen Skandinaviens. So hat in Barmah wie in Norwegen ähnliches Material die Architektur mit einer gewissen Nothwendigkeit in ähnliche Bahnen gelenkt, ungeachtet Klima und Lebensweise, so wie Abstam-

* Nach Mason (Burmah, its people and natural productions) kommen in Barmah zwei sogenannte Lackbäume vor: Melanorrhea usitatissima und Garcinia Gambogia.

** Ngapie heißt die am meisten berüchtigte barmesische Delicatesse, von welcher Bastian uns ein nicht sehr einladendes Recept gegeben. Wie es möglich ist, dieses Eingemachte von faulen Fischen und ranziger Butter leidenschaftlich zu lieben, ist ein gastronomisches Räthsel, welches unsere Wild- und Käseliebhaber lösen mögen.

mung der gedachten Völker so weit von einander verschieden sind. Auf dem Gipfel des Hügels, welcher durch eine Gruppe prächtiger Dagops gekrönt wird, deren Spitzen gleich schlanken Tannenwipfeln zwischen Fächerpalmen (Borassus) und Mongobäumen emporragen, fand ich eine der reizendsten Rundsichten, deren ich mich entsinne. Ein mächtiger Arm des Salwehn, dessen Wassermasse durch eine bewaldete Punkte des Landes, darunter das einst so bedeutende Martaban mit seinem in den Fluß ragenden Vorgebirge. Weiter landeinwärts werden diese Landmarken spärlicher und im Süden von vier bis fünftausend Fuß hohen Bergen, im Westen aber vom Salwehn begrenzt, dehnt sich eine eintönige Ebene von Reisfeldern, welche bei Hochwasser überschwemmt wird, deren bräunliche Färbung jetzt aber anzeigt, daß



Kajun-ku-Höhle in den Zwa-Kabin-Bergen bei Molmein. (Nach einer Zeichnung von E. v. Ransonnet.)

Inselgruppe (darunter die Bilngyun) getheilt wird, fließt zu den Füßen des Beschauers, den Rand der um den Hügel liegenden Stadt bespülend. Gärten, Tempel, Missionskirchen, Bangalos liegen anmuthig zwischen den kleineren Häusern zerstreut; etwas weiter abseits an einem großen ebenen Platze sieht man die gedehnten Dächer von Casernen und — ein minder erfreulicher Anblick — auch jene der größten Strafanstalt Barmahs. In größerer Ferne endlich bezeichnen Tempel und weiße Pagodenspitzen die bedeutenderen die Ernte längst vorüber ist. Gleich Inseln ragt schroff aus dieser Ebene eine Reihe von Felsenbergen, deren Länge etwa acht englische Meilen beträgt, während ihre höchste Spitze wohl kaum zweitausend Fuß erreicht. Dennoch ziehen diese Berge beim ersten Blick die Aufmerksamkeit durch ihre zackigen Umrisse auf sich, welche von den sanfteren Formen der bewaldeten südlichen Gebirgsketten auffallend abstechen. Duke of York's nose haben die Engländer einen der Berge getauft, was gleichzeitig für dessen sonderbare Form und für

die bedeutsame Ausbildung des herzoglichen Profiles spricht. Denkwürdigere Erinnerungen, und zwar zunächst an mancherlei blutige Ereignisse aus den Kämpfen der Barmesen, Siamesen und Karen knüpfen die Eingeborenen an die gedachten Berge,* eine Sage jedoch, welche in die allerälteste Geschichte der Menschheit zurückfällt, verleiht ihnen noch allgemeineres Interesse. Zwa-Kabin, d. i. Ankerplatz des Schiffes (Mooring of tho ship), nennen die Barmesen diese Berge. „Als nämlich die Welt mit Wasser bedeckt war," so erzählen sie, „trieben die einzigen überlebenden Menschen (ein Gerechter mit seiner Familie) in einem Schiffe gegen selbe und an deren höchsten Punkt, der außer Wasser stand, wurde das Fahrzeug festgemacht." Seltsam berührte mich dieses unerwartete Echo der uralten mosaischen Ueberlieferung im fernen Osten. Zwa-Kabin oder Ararat — Armenien oder Barmah, das änderte am Ende wenig; die Sache blieb doch dieselbe! — Während ich auf der Spitze des Pagodenhügels noch den Blick in die Ferne schweifen ließ, überraschte mich der Sonnenuntergang. Mit rosigem Hauch übergossen, dann violett, endlich aber blaugrau und scharf gegen den Himmel begrenzt ragten die räthselhaften Felsenberge aus der Ebene, auf welcher die Nacht schon zu lagern begann. Im Westen auf dem Salwehn spiegelte sich noch lange das Abendroth des leicht getrübten Horizonts in verschiedenfarbigen Streifen; die Abendbrise fächelte köstliche Kühlung und während sie mit den schimmernden Metallplättchen an den Gipfeln der Reliquienthürme spielte, begann ein leises Klingen, einem fernen Glockenspiele vergleichbar, herabzutönen.

Molmeïn, 2. Febr.

So reizend Molmeïn mit seinen blüthenreichen Gärten war, so zog es mich doch noch mehr nach dem Innern des Landes und wäre ich nicht gebunden gewesen, in Singapur mit der k. k. österr. Expedition zusammenzutreffen, so hätte ich den directen Weg oon hier nach dem Menam und Bankok eingeschlagen. So mußte ich mich leider begnügen, die nächste Nähe Molmeïns kennen zu lernen, und der einzige etwas größere Ausflug führte mich am Tage nach meiner Ankunft zu den erwähnten Zwa-Kabin-Bergen.

Es war noch völlig Nacht, als ich in Gesellschaft zweier Offiziere der Burmah und eines Lieutenants der englischen Armee in Bengalen unsern Dampfer verließ und im Gig des Kapitäns ans Land fuhr. Ein Wagen nahm uns auf und wir fuhren $^3/_4$ Stunden durch die Ebene bis zu einem Fluß, über den wir in einer Fähre setzten. Hier mietheten wir einen Elephanten, in dessen Haudah wir uns zusammenzwängen mußten, während der Mahaut oder Lenker auf dem Halse des Thieres saß. Etwa 3 Stunden ritten wir langsam durch die mit ausgetrockneten Reisfeldern bedeckte Ebene, ohne etwas Bemerkenswerthes zu sehen. Endlich waren wir bei einem der Felsenberge angelangt, der schroff und unzugänglich gleich einer Klippe sich erhob. Ein kleines Dagop auf seiner Höhe bewies zwar, daß das Ersteigen möglich sein müsse, uns glückte es indessen nicht, den verborgenen Zugang zu finden und gegenwärtig scheint der Berg auch nur von Vierhändern und großen, dunkelbraunen Aasgeiern bewohnt zu sein, welche letztere majestätischen Fluges seine Zacken umkreisen.

Die größte Merkwürdigkeit des Berges ist eine Höhle, zu welcher man von der Nordostseite gelangt. Sie wird von den Barmesen Kajun-ku genannt und ist durch eine Buddha-Legende berühmt geworden, daher auch von weit und breit zu ihr gepilgert wird. Man steigt nur einige Schritte zur Mündung hinan, während das Innere völlig eben ist und gegenwärtig als Tempel dient. Schon der enge Eingang ist besetzt von zahlreichen, sitzenden Buddhastatuen, aus weißem Mörtel mit schwarz bemaltem Haar und Kleid, welches quer über die Brust geworfen ist, die langen Ohrläppchen berühren die Schultern und die Glorienflamme erhebt sich auf dem Scheitel, während ein schimmerndes Diadem aus Spiegelstückchen die Stirn ziert. Beim Eintreten in den innern, dunklen Raum mehren sich die Buddhas und endlich befindet man sich zwischen unabsehbaren Reihen sitzender Figuren, in deren Mitte auch zwei liegende, von etwa 30 Fuß Länge,

* Einer dieser Berge trägt am Gipfel ein fruchtbares, schwer zugängliches Thal, wo zahlreiche Karens eine Belagerung durch die Siamesen zu bestehen hatten und größtentheils schließlich verschmachten mußten. Der Berg heißt daher Dong yang, d. i. die weinende Stadt. (Mason).

sich bemerkbar machen. Anfangs wähnt man, die ganze seltsame Sippschaft starre den eintretenden Ungläubigen an, doch bald bemerkt man, daß sämmtliche Buddha's den Blick bescheiden zu Boden senkend, in ihre selige Unbewußtheit versunken sind, wie das sonderbare typische Lächeln ausdrücken soll, welches, nebenbei gesagt, den Zügen einen Ausdruck unbeschreiblicher Blödigkeit verleiht. Der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist hier besonders klein und dennoch ist ein gewisses Etwas, das Einen hindert, in Lachen auszubrechen, und wenn man außer den 300 größeren Figuren noch an Wänden und Decke der helleren Vorhalle mehr und mehr andere kleine $3^1/_2$ Zoll hohe Buddhafiguren aus gebranntem Ton entdeckt, so beſängt es den Beschauer wie ein böser Traum und man freut sich, wieder blauen Himmel statt des düstern Felsendomes mit seinen Fratzen über sich wölben zu sehen. Auf den Kapitän der Burmah schienen die barmesischen Kunsterzeugnisse einen ganz besonders unangenehmen Eindruck gemacht zu haben, weil er einige Wochen früher in derselben Höhle, von Champagner begeistert, 100 Buddhas mit eigener Hand um einen Kopf verkürzte. Eine sinnlose Zerstörung, welcher dieser Herr die Krone aufsetzte, indem er sich derselben mit besonderer Selbstgefälligkeit gleich einer Großthat rühmte.* Nebst den von diesem Vandalismus herrührenden Trümmern fand ich die wohlerhaltenen Köpfe zweier hölzerner Figuren, welche Spuren reicher Vergoldung trugen; da sie etwas mehr künstlerischen Werth zeigten, behielt ich sie als Muster barmesischer Sculpturwerke.

Eine zweite große Höhle, zu welcher eine ganz unscheinbare Oeffnung führt, befindet sich unweit der eben beschriebenen, doch sah ich darin keine Statuen, dafür aber zahlreiche Tropfsteingebilde. Massen mittelgroßer Fledermäuse trieben ihr Wesen in den hohen Räumen und verriethen sich bald durch ihr geheimnißvolles Zischen und Kreischen, noch mehr aber durch den widerlichen Geruch ihres Unrathes, welcher den Boden bedeckte.* Nachdem wir uns der Mittagshitze entzogen hatten, benutzten wir den kühleren Theil des Tages zu einem Spaziergange um den Berg. Ueberhängende Felsen mit Stalaktitenbildungen zeigten allenthalben die eigenthümliche Löslichkeit des Gesteins. Der größte Reiz des Berges aber bestand in dem unberührten üppigen Baum- und Pflanzenwuchs, welcher auf allen Absätzen des grauen Gesteins wucherte und aus dem Felsenberge eine Oase inmitten der fruchtbaren aber derzeit völlig dürren Ebene machte. Unter den verschiedenen Baumformen vertrat der Cycas allein die palmenähnliche Form, allein die malerischen Schattirungen des Grün ersetzten den Mangel größerer Blattpflanzen.

Nachdem wir vergebens den Affen nachgestellt hatten, schoß ich einen der kreisenden Aasgeier. Leider fiel dieser jedoch auf einen Felszacken in so bedeutender Höhe, daß er nur allenfalls besagten Vierhändern zugänglich gewesen wäre. So blieben wir denn heute ohne Jagdtrophäen, und es waren Insecten die einzige, wenn auch ziemliche ergiebige Beute des Tages. Beim Sinken der Sonne weilten wir im Schatten des Berges, schwelgend im köstlichen Duft blühender Sträucher, dem Flöten der barmesischen Nachtigall, der Dicrurus platurus Viell., welcher als der beste Sänger der Wälder Barmahs bezeichnet wird (Mason), und eines anderen Singvogels lauschend, dessen weiche, wohlklingende Laute ich in Ceylon oft gehört, als plötzlich ein seltsames Gebrüll ertönte. Wir wollten schon nach den Gewehren greifen, als wir in der Ferne, nicht etwa einen Tiger, sondern — friedlich grasende Rinder bemerkten, welche in einer bei uns unbekannten Tonart ihren Gefühlen Luft machten.

(Schluß folgt.)

* Gewaltthätigkeiten dieser und anderer Art, welche leider von Europäern aller Nationen im Lande sogenannter uncivilisirter Völker begangen werden, können nicht genug gebrandmarkt werden, da sie die Achtung vor europäischer Gesittung nothwendig erschüttern müssen, und man kann sich in der That nicht wundern, wenn sie blutige Rache herbeiführen.

* Solche von Fledermäusen bewohnte Grotten liefern dem Vernehmen nach bedeutende Massen von Guano, welche namentlich auf den Inseln, z. B. Perforated Island, von den Malaien gesammelt, und vormals zur Salpetererzeugung verwendet wurden. Gegenwärtig wird der Guano von den Pflanzern in Pinang um 25 fl. per Tonne gekauft. Fledermausguano steht übrigens, wie man mir versicherte, dem Vogelguano an Güte nach. Schwalbennester werden in den Kalksteinhöhlen der Inseln an der Tavoyküste ebenfalls in großen Massen gefunden.



Eine Sommernachtstragödie.

Erzählung

von

Wilh. Heinr. Fischer.

I.

Dem Aufstand der Vendée im August des Jahres 1792 hatte sich auch ein Edelmann aus altem bretonischen Hause angeschlossen, Namens Antoine von Frénay. Er verließ seine junge Gattin und einen einzigen Knaben von zwei Jahren, um wie so viele Andere den Fahnen zu folgen, die man für die königliche Sache erhoben hatte. Er kämpfte in den ersten Zusammenstößen glücklich, war bei Torfou an der Seite des Herrn von Lescure, überlebte auch die unheilvolle Niederlage von Savenay — aber als er nach der Schlacht die Gegend in einer Verkleidung durchzog, um nach Hause zu gelangen, wurde er in einem kleinen Weiler von den Truppen erreicht, erkannt und, da er sich zur Wehr stellte, getödtet. Als die unglückliche junge Frau das Ereigniß erfahren hatte, lebte sie fortan nur der Erinnerung ihres Gemahls und der Erziehung ihres Sohnes.

Sie suchte dem Knaben, der wie sein Vater Antoine hieß, unbedingte Liebe für die königliche Sache einzuflößen und hatte auch keine Ursache zur Unzufriedenheit, so lange er, wenig aus dem Bereich des Hauses hinauskommend, wenig auch von dem Zustand der Außenwelt kannte. Als er jedoch das Jünglingsalter erreicht, in der Schule zu Rennes, wohin man ihn geschickt, das neue Geschlecht kennen gelernt hatte, begannen die ersten Mißhelligkeiten sich einzustellen. Wie die Andern berauschte auch er sich an dem Ruhme des Kaisers und die Schwärmerei der Mutter für die Vertriebenen dünkte ihm belächelnswerth. Das Zerwürfniß wurde immer fühlbarer, er entzweite sich gänzlich, und mit zwanzig Jahren trat er in die Armee ein. Er wurde nach Catalonien commandirt in das Corps Duhème's. Die grelle Wirklichkeit machte bald seine Jugendträume erbleichen in einem Lande, wo jedem Einzelnen der Tod meuchlerisch über die Schulter blickte, und er dachte oft zurück an das stille Herrenhaus in der Bretagne und an die einsam weilende, alt gewordene Mutter. Dem herztödtenden Schlachten und Lagergetümmel wurde er einigermaßen jedoch entrückt, als er als Anführer einer Abtheilung in ein kleines Dorf im Segregebirge einrückte. Er hatte sein Standquartier in einem sehr alten Schlosse genommen, einem Gebäude mit grauem Gemäuer, dem nur eine grünende Epheuhülle

an der Außenseite Schein des Lebens gab, mit einem großen Hofe, verlassen und grasbewachsen, mit Gemächern, auf deren Ausstattung der Ernst der Zeit ruhte. Er wohnte in dem hintern Tracte, sein Fenster sah auf einen verwahrlosten Garten, der sich weithin erstreckte und in der Ferne von dem Walde begrenzt war. Mit diesem Theile des Gebäudes hatte auch einst eine Art Kapelle in Verbindung gestanden, die aber nun halbzerstört in sich gesunken war und den Boden wirr mit mächtigen Trümmerstücken bedeckte. Ueber dem Ganzen webte eine Ruhe, die mit seinem Innern harmonirte, in welchem sich die Empfindung verlorenen Glückes, verlorenen Lebens allmälig zu einer sanften Resignation gemildert hatte.

Die Herrin des Schlosses war eine alte Dame mit edlen Zügen, auf denen ein wehmüthig heiterer Ausdruck ruhte. Ihre Manieren wie ihre Sprache schienen einer vergangenen Zeit anzugehören und glichen der Behausung. Sie begegnete ihm anfangs schroff, doch bald fühlte sie sich von seinem gleichmäßig stillen Wesen angezogen und trat in freundschaftlichen Verkehr mit ihm. Nicht so ihre junge Tochter, die Araita hieß, und die den Offizier als Fremden und Franzosen haßte.

Die alte Frau lud ihn später sogar zum Mahle, besonders zu dem Abendtische, der in einem geräumigen hallenartigen Gemache gedeckt wurde, Sommers wie jetzt vor Sonnenuntergang und unter Theilnehmung sämmtlicher Hausgenossen, deren nun allerdings Krieg und Verarmung der Familie nur wenige gelassen hatten. Der junge Offizier liebte es, wenn der hereinbrechende Abend den weiten Raum mit dämmerndem Licht erfüllte. Er saß dann noch oft, wenn die Anderen sich entfernt, mit der alten Dame allein in der tiefen Nische des Bogenfensters, das die letzten Strahlen der scheidenden Sonne empfing. Sie sprach meist von ihrem Haushalte und bat ihn, die geringe Bewirthung zu entschuldigen."

„Es war früher nicht so," sagte sie. „Dieses Haus hat einst das bewegte Leben eines reichen adligen Geschlechtes gezeigt, — aber das ist nun vorbei!"

Er glaubte unbestimmt einen stillen Vorwurf in ihren Worten zu fühlen und sprach in herzlichem Tone den Wunsch aus, daß Gott ihrem Hause eine glückliche Zukunft wiedergeben möge.

„Möge er das thun!" entgegnete sie mit trübem Lächeln. „Aber," setzte sie hinzu, seinen Gedanken errathend, „nicht der Krieg allein hat uns geschadet, — auch andere Dinge. Mein Haus wird nie mehr erblühen, nie mehr erstarken! — Doch dank ich Euch für das Aussprechen Eures gütigen Wunsches. Nein, nicht mehr, — unsere Vergangenheit ist sehr traurig."

Sie erzählte ihm hierauf von ihrem Gemahle, der sich selbst getödtet; von alten Familiensagen, die alle traurigen Inhalts waren; von Ahnungen und trüben Anschauungen, die alle an diesem Orte und zu dieser Zeit in der dämmernden weiten Halle und der alten Frau gegenüber, Wiederklang fanden in seinem Herzen. Gegenwärtig war sie ihres Sohnes wegen besorgt. Dieser war in die Gebirge gegangen und Freischaarenanführer geworden.

„Gott gebe Don Paolo, meinem theuren Sohne, langes Leben," sagte sie seufzend, „aber ich habe allen Grund, das Gegentheil zu fürchten."

Auch über ihre Tochter beklagte sie sich, daß sie so verdrossen, scheu und seltsam sei.

Diese sah der junge Offizier einige Zeit darauf außerhalb des Schlosses zum ersten Male. Es war eine Mädchengestalt, noch den Kinderjahren nahe, wie es ihm schien, denn das dunkle Kleid schmiegte sich um einen jungfräulich schmächtigen Leib. Doch schritt sie mit dem ganzen Stolze einer erwachsenen Dame an ihm vorüber, seinen ehrerbietigen Gruß kaum erwiedernd. Auf einer Streifrunde begriffen, sah er sie das zweite Mal Abends im Walde. Er bemerkte von ferne in der allmälig zunehmenden Dunkelheit zwei Gestalten. Als er näher kam, war die eine verschwunden, in der er eine männliche zu erkennen geglaubt; die andere, das Mädchen, blieb gleichgültig stehen, dem Heranschreitenden den Rücken zukehrend, und die Blätter eines Strauches, der am Wege stand, pflückend. Auf seinen Anruf wandte sie sich um und fragte nach seinem Begehren. Er erkannte sie und entgegnete höflich:

„Ich wußte nicht, daß ich die Tochter meiner gütigen Wirthin vor mir hätte, und ich bitte tausendmal um Vergebung, mein Fräulein, wenn mein Anruf Sie erschreckt hat."

Sie erwiederte: „Ich danke, mein Herr, er hat mich nicht erschreckt."

„Doch hatten Sie," fuhr er fort, „einen Begleiter, der bei meiner Annäherung verschwand —"

„Es war ein Diener," sagte sie, „den ich mit einem Auftrag entsandte."

„Dann bitt' ich noch einmal um Vergebung."

„Ganz gut."

Er grüßte und entfernte sich, gefolgt von seinen Leuten. Als er Tags darauf der Edelfrau von dieser Begegnung erzählt hatte, wurde sie nachdenklich. „Entfernt hätte sich Jemand?" sagte sie. „Es wird doch nicht etwa Paul gewesen sein, mein Sohn!" Sie erhob sich, ging in ein anstoßendes Gemach, kehrte jedoch nach einer Weile zurück.

„Sie ist nicht da," sagte sie; „aber ich habe nach ihr geschickt und werde sie befragen. Ich kann mich nämlich schwer der Befürchtung verschließen, ob nicht Paul der Mann gewesen sei, mit dem sie gesprochen, und es würde mich sehr beunruhigen, wenn dieser sich in die Nähe des Schlosses wagte, und sich der möglichen Gefahr einer Gefangenschaft aussetzte."

„Ich habe keinen Grund," entgegnete der Offizier, „an den Worten des Fräuleins zu zweifeln: und sie hatte mir einen Diener genannt, und nicht ihren Bruder."

Der Edelfrau gefiel die Entgegnung und sie wollte es gerade sagen, als das junge Mädchen hereinkam.

Sie kam herüberschreitend auf ihre Mutter zu, ohne von der Anwesenheit des Offiziers Notiz zu nehmen. Er grüßte, sie dankte mit einem leisen Neigen des Hauptes und blieb dann vor der Edelfrau stehen, ihre Anrede erwartend. Diese fragte sie um die Person, mit welcher sie gestern gesprochen. Sie antwortete, daß es German gewesen sei, der alte Diener, den sie mit einem Auftrage entsandt habe.

Die Edelfrau fragte dann, ob sie etwas von Paul wisse und erhielt keine Antwort darauf. Das Mädchen senkte den Blick.

Die alte Frau wurde ernst.

„Ich weiß nicht, Araita," sagte sie, „ob du mit deinem Bruder in irgend welcher Verbindung durch Mittelspersonen stehst; aber wenn dem so ist, meine liebe Tochter, bitte ich dich, Sorge zu tragen, daß er sich nicht zu uns wage, noch dergleichen unternehme, denn die Besatzung im Dorfe ist stark. Ich sage dir dies in Gegenwart des Fremden, weil er es war, der mir Kunde gegeben von dem fraglichen Umstande, und ich ihn will hören lassen, daß ich für dieses mein verödetes Haus vom Himmel nichts erflehe als Ruhe. Uebrigens hat er deinen Worten Glauben geschenkt, und war ich es, die vermuthete, daß du mit Paul, deinem Bruder, könntest gesprochen haben."

Das Mädchen erhob den dunklen Blick und sagte:

„Es war German."

„Ich glaube dir, meine Tochter," antwortete die Edelfrau, „verzeihe mir!"

Sie stand auf, küßte das Mädchen auf die Stirne, schlang dann den Arm um ihren Nacken und geleitete sie, mit freundlichem Lächeln auf sie herabblickend, bis zur Thür. Dort nahm sie Abschied von ihr und kehrte zurück.

„Ihr müßt mir vergeben," sagte sie, „daß ich sie in Eurer Gegenwart befragt, aber mich drängte es, Gewißheit zu haben."

Er fragte, ob sie ihren Sohn schon lange nicht gesehen, und sie antwortete ihm, daß er mit den Andern in die Gebirge gegangen wäre, vor dem Tage, da die fremde Besatzung eingezogen sei.

„Ich vermisse ihn sehr," sagte sie; „er war immer fröhlich, guter Dinge und liebte mich. Seine Gegenwart war beruhigend für mich und gab dem Hause einen Gebieter. Freilich, mit Araita steht es anders. So zum Beispiel weigert sie sich, an dem gemeinsamen Abendmahle theilzunehmen, seit ich Euch dazu geladen. Doch werdet Ihr diese Abneigung begreiflich finden, vielleicht auch entschuldigen, wenn ich Euch sage, daß sie nicht Eurer Person gilt, sondern Eurer Sache. Denn was die Abneigung gegen Personen anbetrifft, so zieht sich Araita sowohl von aller Welt zurück, als auch von mir, ihrer Mutter. — Nun," fuhr sie fort, „die Hauptsache ist, daß Paul sich nicht in die Nähe des Schlosses gewagt. Und auch für Euch, hoff' ich, daß Ihr hier nicht werdet beunruhigt werden, und daß mein Haus verschont bleibe vom Unglücke eines Kampfes."

Der Offizier glaubte auch keinen Grund zur Besorgniß zu haben. — Der Mensch, ohne Waffen gegen verborgene Mächte, lebt ihrer meist unbekümmert. Gefahr schwebte über dem Lande, aber unsichtbar;

sie spiegelte sich zwar in den finstern Mienen der Dorfbewohner — wie alles Unsichtbare im Sichtbaren wiederscheint —, wurde aber nicht erkannt. In einer der folgenden Nächte jedoch hatte er eine einigermaßen befremdende Erscheinung. Er saß bis in die späten Stunden hinein an seinem offenen Fenster, die erquickende Luft einzuathmen, die vom Walde, von den Bergen herüberwehte. Und wie er in den Garten hinausblickte, löste sich hinter den dunklen Bäumen des Parkes eine Gestalt hervor, deren Schatten über die lichte Fläche des Gartens fiel. Er betrachtete sie aufmerksam, sie schien sich näher zu bewegen, kehrte aber nach einigen Schritten in das Dunkel zurück. Er erzählte es der Edelfrau am andern Tage, und sie meinte, daß es Jemand von den Bewohnern des Schlosses dürfte gewesen sein, nicht leicht aber ein Fremder. Mehr aber als dies beschäftigte ihn nnd erregte sein Interesse, daß die Tochter der Edelfrau anfing, an dem Abendtische theilzunehmen, dem Wunsche der Mutter nachkommend, die sich über die Unhöflichkeit, die in jener Zurückgezogenheit lag, mißbilligend geäußert hatte.

Sie saß ihm gegenüber, aber er begegnete ihrem Auge niemals, und er hörte ihre Stimme selten und nur in einsilbigen Antworten. Er war ein weiches Gemüth und wunderte sich, daß sie, so jung, die Energie des Hasses besäße. Aber trotzdem es auch dem ehrfurchtsvollsten Benehmen nicht gelang, sie zu einem Zeichen der Freundlichkeit zu bewegen, wurde er immer inniger von ihrem stolzen, schwermüthigen Wesen berührt.

Die Edelfrau sagte ihm, als sie allein waren, sie gleiche an Stolz ihrem Vater, und als der junge Mann von der Festigkeit ihres Benehmens sprach, von ihrer ganzen Art und Weise, die so völlig verschieden sei von der anderer Mädchen, die er Gelegenheit gehabt zu sehen, antwortete die alte Frau:

„Es ist nicht zu leugnen, daß das Benehmen meiner Araita nicht das eines Mädchens oder auch einer Dame ist, die es für Pflicht hält, die Sitte der Höflichkeit auch gegen den Gast ans Feindes Volk zu üben; aber es ist diese ihre Festigkeit, wie Ihr es nennt, im Grunde vielmehr eine gänzliche Unbekümmertheit um jegliches, was außer ihr vorgeht, um mich, ihre Mutter, nicht viel minder als um Andere.

„Auch ist sie in ihrer frühesten Jugend allerdings schon insofern ein seltsames Kind gewesen, als sie nicht, wie Kinder pflegen, zutranlich, mittheilsam oder gar geschwätzig war, sondern stets schweigsam. Und diese Eigenschaft steigerte sich mit den Jahren zu völliger Abgeschlossenheit, so daß sie manchmal mit offenen Augen und Ohren dasitzen konnte, ohne zu sehen noch zu hören. So zum Beispiel hört sie meine Ermahnungen geduldig an, ohne jedoch sich nach ihnen zu richten. Nicht, daß sie keinen klaren Geist besäße: ihr Urtheil ist sicher, und sie entbehrt auch nicht der Kenntnisse, die einem Mädchen ziemend sind. Aber die eigentliche Beschaffenheit ihres Charakters oder ihres Gemüthes habe ich selbst trotz aufmerksamer Beobachtung nicht ergründen können; wenn nicht — was Gott verhüten möge! ihr selbst unbewußt — etwas Verborgenes in ihr liegt, was ein Erbtheil ihres Vaters und vieler ihrer Ahnen väterlicherseits sein könnte. — Ja, und das Eine kann ich Euch sagen: ihrem Bruder zeigte sie stets größere Anhänglichkeit als selbst mir, der Mutter. Denn dieser suchte allerwege, da er doch älter war, sich mit der Schwester zu beschäftigen und ihr Freude zu machen, sei es durch liebevolles Wort, oder auch durch freundliche That. So nannte er sie wohl schmeichelnd eine scheue Waldfee und bewies ihr Aufmerksamkeit durch allerlei kleine Geschenke, wie dies einem Bruder wohl ansteht; auch wohl dadurch, daß er sie in Schntz nahm, wenn ich schalt. Und also war sie ihm auch gut, wenn sie es anch mehr mit Blicken als mit Worten zeigte.

„Nicht aber, daß ich sie etwa nicht mütterlich liebte; das sei fern von mir, sie ist mir einzig und lieb; aber man muß Kindern Strenge zeigen!"

Der junge Offizier war ein geduldiger Zuhörer, so oft sie von Araita sprach, und sie erzählte gern von den Ihren. Er hatte nicht Gelegenheit, sich mit irgend Jemand von der Dorfbevölkerung in ein vertrauliches Gespräch einzulassen; er hätte sonst gehört, daß man den Gemahl der Edelfrau für geistesgestört gehalten und jetzt behauptete, Araita sei seine Tochter im tiefsten Sinne des Wortes. Ihm aber wurde das Mädchen immer theuerer.

Eines Abends hatte er wieder, in der gewöhnlichen Nische sitzend, mit der Mutter von ihr gesprochen, und sie hatte ihm Allerlei erzählt. Er blieb, da sie sich entfernt, allein in der Halle zurück. Es war ihm, als könne er hier besser an das sonderbare Mädchen denken, dessen Bild er schon längst in seinem Geiste empfangen, und welches nun in seinem Herzen lebendig geworden war. Die Worte der erzählenden Mutter waren jetzt verstummt; aber es schien ihm, als flutheten die Schallwellen von den hohen Wänden wieder zurück an sein Ohr, und er hörte noch einmal, was sie verschlungen. Die Halle muthete ihn fremdartig an. Ihren untern Theil hüllte schon schwankende Finsterniß ein, während der obere noch schwach beleuchtet war von einem durch das Fenster brechenden Strahl der untergehenden Sonne. Das Geräusch einer Thür, die sich öffnete, erregte seine Aufmerksamkeit, er blickte auf. Er sah durch die Seitenthür Araita hereintreten und durch die Halle gehen, und blieb auf seinem Platze, drückte sich in die Ecke zurück, um das Mädchen unbemerkt betrachten zu können. Doch sie durchschritt die Halle bis in ihre Tiefe, und fing dort an, in der Quere auf und ab zu wandeln, kaum hörbar, mit schwebenden Schritten, wie es ihm schien. Er sah sie nicht eher, als bis sie ihre Richtung änderte und gegen die Mitte vorkam, wo sie dann von dem schwachen Sonnenlichte getroffen wurde, das, immer schräger fallend, so weit einwärts gedrungen war. Dort sah er ihre weiße Stirn mit den seltsamen, dunklen Augen aus der Dämmerung auftauchen, während die übrige Gestalt noch in derselben verschwand. Sie betrachtete aufmerksam die lichten Flecke auf dem Boden, welche der einbrechende Sonnenstrahl zeichnete, und dann den Sonnenstrahl selbst, vortretend und eifrig, als wollte sie die Stäubchen zählen, die darin flimmerten, und kam, seiner Richtung folgend, immer weiter nach vorn, bis sie an dem Fenster angelangt war, welches ihm Durchgang gewährt hatte; und dort angelangt, traf ein fremder Gegenstand ihren Blick, und sie stand plötzlich vor Antoine. Er entschuldigte sich mit zitternder Stimme, sie blickte ihn eine Zeit lang lautlos an, dann schrak sie zusammen. Sie hörte ihn mit gesenktem Haupte an und sagte ruhig, es sei an ihr, sich zu entschuldigen, sie habe nicht gewußt, daß er hier sei, und sie liebe es sehr, zur Abendzeit hier im Saale sich zu ergehen; und darauf entfernte sie sich. Er blieb in der Folge noch öfter allein in der Halle zurück, aber sie kam nicht mehr. Er folgte ihr, als sie das Schloß verließ, und sah, daß sie Nachts im Walde spazieren ging. Die Nächte waren zu Sommernächten geworden, waren mild und sanft. Sie ging immer allein umher, pflegte auch auf dem Stamm eines gefällten Baumes zu sitzen, den Kopf in die Hände gestützt und in das Blätterdunkel blickend, aber meist ging sie. Er redete sie nicht an.

Als die Nächte anfingen, schwüler zu werden, suchte sie freiere Stellen des Waldes auf. Es befremdete ihn, daß sie seine Tritte nicht hörte, wenn er ihr folgte, — denn er konnte nicht immer Geräusch vermeiden — sondern das Haupt erhoben, wie in die Weite schauend, dahinschritt. Einmal, als lieblich helles Licht die schwüle Nacht sanft durchschien, schlug sie einen Weg ein, der pfadlos durch Busch und Strauch führte, tief in den Wald hinein, bis sie an einen rauschenden Bach gelangte, dessen Steine durch das krystallklare Wasser hindurch glitzerten, und den er noch nicht gesehen, da er in entgegengesetzter Richtung vom Schlosse hinabfloß.

Sie schritt am Ufer dahin, seinem Laufe entgegen, bis sie an die Stelle kam, wo das Wasser, aus einer Felsöffnung hervorquellend, in einem weiten Becken sich sammelte, bevor es abfloß. Er sah sie ganz nahe an den Rand hintreten, umhüllt wie gewöhnlich mit dunklem Kleide ihre schlanke jugendliche Gestalt, eine seltsame Erscheinung, wie sie über das Wasser sich hinbeugte. Sie löste ihre Haare, und sie wallten herab. Die Quelle erglänzte wie ein großer heller Spiegel in dem dunklen Rahmen des Waldgrundes, und sie blickte lange hinein. Dann entkleidete sie sich, legte die dunkle Hülle ab, stieg in die Fluth und badete den marmorweißen Leib in dem klaren Naß. Der Wald schlief lautlos unter der drückenden Herrschaft des Sommers, und sie gab sich mit Lust der erwünschten Erquickung hin in der kühlen Fluth der tiefen Felsquelle.

Dann stieg sie an's Ufer, rang das lange triefende Haar aus, und es in wirren Locken über die Schulter werfend, hüllte sie sich wieder in ihre dunkle Kleidung, entfernte sich und verschwand im Walde. An-

toine hatte es versäumt, ihr folgend, den Rückweg zu finden, und befand sich in Ungewißheit der einzuschlagenden Richtung wegen. Doch entschloß er sich, die Quelle abwärts zu gehen, um in ungefährer Zeitberechnung an die Stelle zu kommen, die er früher, aus dem Walde tretend, erreicht unter der unbewußten Führung des jungen Mädchens. Er that so, fehlte aber der Zeit oder des Weges, und irrte pfadlos im Walde umher. Doch wurde er dessen wenig gewahr, denn die Sommernacht barg für ihn ein süßes Geheimniß in ihrem Schoße, das sein Denken und Empfinden einnahm, ihn Zeit und Weg vergessen machte. Das erste Frühroth zeigte ihm die Richtung zum Schlosse.

II.

Er vermied es ferner, ihr zu folgen, und vermochte, wenn er ihr gegenübersaß, nicht den Blick auf sie zu richten, ohne zu erröthen. Eine unbestimmte Reue ergriff ihn, dem wortlos kalten Mädchen gegenüber, und er konnte sich in seinen eigenen Augen nur rechtfertigen, indem er sich gestand, daß er sie liebe, daß er sich mit einer schmerzlichen Sehnsucht nach ihr sehne. Er verließ aber das Schloß nicht mehr und blieb in seinem Gemache.

Eines Abends saß er lange wachend am offenen Fenster. Die Nacht, die sich noch immer ihren blassen Lichtschmuck bewahrt, senkte sich schön herab, und er gedachte der Vergangenheit, der Heimath. Von seiner Mutter hatte er lange nichts gehört; er wußte nicht, ob sie gesund sei, ob sie lebe. Sie war nun eine alte Frau.

Einer Scene erinnerte er sich lebhaft aus ferner, ferner Zeit, da er noch ein kleiner Knabe gewesen. — Er war den ganzen Nachmittag draußen geblieben am Flusse, an der Elorne. Die Knaben pflegten sich dort nach üblicher Weise zu ergötzen, kleine Fahrzeuge den Wellen übergebend, die sie selbst zusammengezimmert, oder mit andern, ähnlichen Dingen. Er aber war gern allein dort und wählte die Zeit, da die Andern, arme Dorfkinder, verhindert waren zu kommen. Ein großer grauer Stein stand dort nicht weit vom Ufer, dem sich die Andern nur scheu näherten, und nur des Tages und nicht des Abends, oder des Nachts. Denn zu Hause hatten sie viel erzählen gehört von dem großen Steine, was ihr jugendliches Gemüth mit Furcht erfüllte. Er aber, wenn er allein draußen war, setzte sich gern an seinem Fuße nieder, lehnte das Haupt zurück und blickte in die vorübergleitende Elorne, oder schloß die Augen. Er hätte auch gern einmal bis in die tiefe Nacht dort bleiben mögen, um die weißen Zwerge zu sehen, die Gorics und Cornandons, wie sie auf dem Rasen ringeltanzten. Einmal nun war er den ganzen Nachmittag draußen geblieben und da es sehr heiß war, eingeschlafen und erst dann erwacht, als keine Sonne mehr da war und Alles dunkel, aber auf dem Flusse ein blasser Lichtschein spielte. Und in dem blassen Scheine glaubte er viele weiße Zwerge tanzen zu sehen auf dem Flusse, und nicht um den Stein, wie die Leute sagten, denn dort blieb alles dunkel. Er sah so lange zu, bis sie ausgetanzt hatten, und der Fluß wieder dahinfloß, wie er pflegt. Dann fiel ihm ein, daß die Mutter besorgt um ihn sein werde, und er erhob sich schnell, um nach Hause zu gehen, indem er sich vornahm, ihr zu erzählen, was er gesehen, damit sie nicht zürne ob des langen Ausbleibens. Als er nach Hause kam und in den Hof eintrat, war Alles still darin, kein Knecht und keine Magd ließ sich sehen, und der Hund bellte nicht. Die Thür war angelehnt, die in das Wohnhaus führte, und er schlüpfte leise hinein. Aber auf dem weiten gewölbten Flur brannte kein Licht, und er wurde ängstlich und dachte, daß es schon sehr spät sein müsse. Er kam an dem Gesindezimmer vorbei; beklommen wollte er hinein sehen; er drückte die Thür auf und sah hinein, aber Alles war dunkel darin; er rief, aber es antwortete Niemand, und Niemand war darin, weder Knecht noch Magd. Dann ging er die Steintreppe hinauf in das Gemach der Mutter, dort war es auch dunkel und Niemand war darin. Er kam wieder heraus und rief nach ihr, ein-, zweimal, aber Alles blieb still. Nun wollte er wieder hinuntergehen und wie er durch den Gang sich eilig hintastete, kam er an die Thür, die in den großen Saal führte und die das ganze Jahr hindurch verschlossen war, und bemerkte einen schwachen Lichtschimmer, der durch das Schlüsselloch fiel. Er versuchte die Klinke, die Thür öffnete sich und er trat ein. Er

war in dem großen Saale, an dessen Wänden die alten seltsamen Rahmen hingen, aus denen die gewappneten Herren herabschauten und die ernsten Frauen. Doch sah er nicht nach ihnen, sondern nach der Mitte; dort stand ein kleiner Tisch, gedeckt mit blendend weißem Linnen, dessen vier Enden in reichen Goldfransen weit herabhingen, und auf dem Tische war ein Mahl aufgetragen und blinkte Wein in krystallnen Flaschen, und an dem Tische stand ein Stuhl, worauf Niemand saß. Aber seine Mutter saß oben in einer Ecke, hatte den Kopf gesenkt und blickte vor sich hin. Er schritt auf den Zehen vor und rief sie an. Sie erhob den Blick, und ohne zu sprechen, winkte sie ihn zu sich, drückte ihn sanft auf einen Schemel nieder, der zu ihren Füßen stand, und ließ ihre Hand weich auf seinem Scheitel ruhen. So saß er zu ihren Füßen, lautlos wie sie, und starrte auf den glänzenden Tisch und vergaß ihr zu sagen, was er ihr sagen wollte. Aber nach einer Weile wandte er sich um und zu ihr aufschauend, fragte er sie, für wen das Mahl sei? und sie antwortete: für den Vater. Dann fragte er sie wieder, warum? und sie antwortete ihm, daß man die heutige Nacht der Todten gedenken müsse. Und als er nach einigem Nachdenken fragte, ob der Vater kommen werde, antwortete sie: ja; und als er weiter fragte, ob er den Vater sehen werde, antwortete sie: nein, und befahl ihm dann, sich still zu verhalten. Er wandte das Haupt zurück und blieb still. Er saß so lange, bis ihn zu dürsten anfing, dann stand er auf und ging leise hinaus; sie bemerkte es nicht oder ließ ihn gewähren. Er tappte nach dem Speisezimmer, wo am Anrichtetisch immer ein Krug stand, gefüllt mit kaltem Wasser, um dort zu trinken. Aber der Krug war umgestürzt und ebenso war in keinem Trinkglase ein Ueberrest von Wasser, denn sie waren alle umgestürzt. Er ging zurück zur Mutter, berührte ihren Arm, daß sie aufschaue, und sagte bittend: Mutter, mich dürstet und ich möchte trinken. Darauf erhob sie sich, nahm ihn an der Hand und ging mit ihm in den Hof hinab zum Brunnen. Dort schöpfte sie Wasser in einen hölzernen Becher, der stets an der Röhre befestigt hing, und gab ihm zu trinken, bis er seinen Durst gestillt. Dann gingen sie wieder hinauf in den Saal, sie setzte sich wieder auf den Stuhl und er auf den Schemel zu ihren Füßen. So saßen sie beide dort, und er blickte auf den glänzenden Tisch und in die Flamme des Lichts, bis seine Augenlider anfingen schwer zu werden. Doch fragte er noch einmal: Mutter, was ist denn heute? und sie antwortete ihm: Die Jahresnacht der Todten. Sei still, mein Knabe. Darauf blieb er still, der Kopf sank ihm schwer zurück auf den Schoß der Mutter, und er entschlummerte, indem er ihre Hand weich auf seiner Stirn fühlte. —

So gedachte er am offenen Fenster, in der lauen Nachtluft sitzend, im Hause der catalonischen Edelfrau der alten einsamen Frau in der fernen Bretagne, und mit ihr dachte er auch an Araita, die Bilder flossen ineinander, und er sah das junge Mädchen wandeln an der Seite seiner Mutter zu Hause auf dem stillen Hofe in der Bretagne. Die Nachtluft umwehte ihn mit schwachem Hauche, der Garten lag in dämmerndem Halblicht vor ihm, weit drüben begrenzt von den dunklen Bäumen des Parkes, ein unbestimmtes, murmelndes Rauschen schlug aus der Ferne an sein Ohr, und müde ließ er sein Haupt auf die Brust sinken. Die Schleier des Schlummers woben sich dichter um ihn und immer murmelnder und süßer klang das Rauschen aus der Ferne, da erweckte ihn plötzlich eine Stimme, unbekannt und doch wohlbekannt, nahe seinem Ohr.

„Schläfst du?“ fragte sie ihn.

Er fuhr auf und sah ein junges Mädchen mit dunklen Haaren und blasser Stirn vor dem Fenster stehen.

„Ich bin heute schon viel herumgegangen,“ sagte sie; „ich war schon viel im Walde, aber heut' beklemmt's mir dort den Athem, als wenn es so eng wäre, und da bin ich hergekommen zu dir und nun sage mir, wie du heißest?“

So sprechend, stieg sie auf ein großes Trümmerstück, eines von der zerstörten Kapelle, das dort unter dem Fenster im Grase lag und auf seiner Fläche einen bequemen Standpunkt bot. Sie reichte nun mit dem halben Oberleib über das Gesimse hinweg und sich mit dem Ellenbogen auf dasselbe stützend, blickte sie ihm, vorgeneigt, ins Gesicht.

Er blieb stumm, und sie wiederholte ihre Frage:

„Sage mir nun, wie du heißest?“

„Ich heiße Antoine," antwortete er.

„Antoine? Gut. — Und ich heiße Araita."

„Ihr Name ist mir nicht unbekannt, mein Fräulein," sagte er.

„So? Nicht unbekannt? — Ja, ich heiße Araita. Eigentlich sollt ich doch auch wissen, wie du heißest, ich sah dich schon vielmal; aber ich habe noch nie zu dir gesprochen. Ich konnte dich ehemals nicht leiden, aber heute komm' ich zu dir, um mit dir zu sprechen. Ich habe dir einmal in die Augen gesehen und dann gemerkt, daß sie nicht böse sind."

„Das war damals in der Halle?"

„Ja," sagte sie; „in unserer großen Halle, als es dunkel war und die Sonne hereinschien. Sie konnte aber nicht weit kommen, nicht über die Hälfte des Zimmers. — Nun, ich will jetzt nichts mehr davon hören, daß du ein Fremder bist. Ich habe gedacht, daß ich dich hassen muß; aber es ging doch nicht. Ich weiß nicht, — aber dich hasse ich nicht. Wenn es so wäre, müßte es mir Freude machen, dich weinen zu sehen. Aber es ist nicht so, ich wünsche dir Gutes."

„Araita!" rief er aus.

„Ich gehe jetzt viel allein umher, und in letzterer Zeit hab' ich mehr an dich gedacht als an Anderes. Es schien mir auch, daß du traurig seiest. Warum? — Bist du das?"

„Nein, ich bin es nicht, Araita, gewiß nicht," erwiederte er, indem er sein Haupt dem ihren näherte. Wie könnt' ich es auch sein, da du so freundliche Worte zu mir sprichst! Im Gegentheil, Araita; ich freue mich; ich bin glücklich."

Sie horchte seiner Stimme noch, als er geendet, dann sagte sie:

„Ich bin müde."

Sie blickte um sich und dann wieder vor sich und schwang sich endlich mit einer leichten Bewegung auf die Brüstung des Fensters, setzte sich, lehnte sich zurück, ließ den Kopf schläfrig auf die Brust sinken und sagte:

„Ich bin doch sonst nie so müde wie heute, und kann viel gehen. Ja, viel gehen. — Aber nun sitze ich lieber, als daß ich gehe."

Dann öffnete sie die Augen wieder und sagte:

„Sieh, wie unartig ich bin! Ich komme her zu dir, um dich zu sehen und zu hören, und bin nun schläfrig wie ein kleines Kind, und es ist doch noch nicht so spät und ich schlafe doch sonst so wenig, mag auch nicht gern viel schlafen."

„Schläfst du nicht gern?" fragte er. „Träumst du nicht gern?"

„Ich träume nicht," antwortete sie; „nein, mein Schlaf ist traumlos. Aber erzähle mir doch etwas von dir, Antoine. Ich möchte so gern etwas von Dir hören."

Sie legte die Hand auf seine Schulter.

„Hast du auch eine Mutter?"

„Ja," sagte er.

„Siehst du deinem Vater mehr ähnlich, oder deiner Mutter?"

„Man sagte, meinem Vater."

„Ich dem meinen auch. Aber der ist todt."

„Der meine auch," sagte er.

„So? Erzähle mir — aber nein, das ist traurig. Siehst du nicht deiner Mutter auch ähnlich?"

„Auch," sagte er.

„Ich möchte deine Mutter gern sehen. Weißt du was? Wir reisen einmal beide zu ihr. Was sagst du zu dem Vorschlag?" fragte sie lächelnd.

„Das wäre freilich allerliebst," antwortete er.

„Nicht wahr? — Aber ach Gott, das ist doch nur ein Scherz. Siehst du, wie ich scherzen kann!"

„Und gelächelt hast du auch!"

„Wirklich! Ei! Und das gefällt dir?"

„O ja, sehr. Und auch, wenn du mich so anblickst wie jetzt," sagte er.

„O, das thu ich doch immer!"

„Immer? Das wohl nicht."

„Du mußt von dem Vergangenen nicht sprechen, Antoine; ich hasse dich ja nicht mehr."

„Araita," sagte er, „ich liebe dich!"

„Ich habe dich ja auch lieb, Antoine."

Er näherte seine Lippen den ihren, bis sie sich fast berührten. Sie beugte sich zurück, doch gleich darauf fragte sie:

„Willst du mich küssen, Antoine?"

„Du willst es ja nicht gestatten," sagte er.

„Da." Sie näherte ihr Haupt dem seinen, ihre Lippen begegneten sich. Sie schwieg eine Weile, dann glitt sie von der Brüstung herab.

„Gehst du schon?" fragte er.

„Nun, ich habe dich geküßt. Ein Kuß ist ein Abschiedskuß. Lebe wohl, Antoine!"

„Ach, wann wirst du wiederkommen!“ rief er aus.

„Wann? Morgen. Gewiß.“ Und sie entfernte sich, leise singend und hie und da sich bückend, um eine Blume vom Boden zu pflücken.

III.

Als er am andern Morgen frühe den Schloßhof betrat, sah er unter der breitästigen Linde am Brunnen, durch deren Laub die Vormittagssonne funkelte, eine schlanke jugendliche Gestalt stehen. Sie stand mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, aber er erkannte sie gleich; es war Araita. Sie sprach mit einer alten Magd, einer Dienerin des Hauses, die dort am Brunnen hantierte, und er näherte sich ihr und wünschte ihr freudig einen guten Morgen. Sie wandte sich um, und den Offizier erkennend, sagte sie in kurzem Tone, guten Morgen, Sennor, und fuhr fort, mit der Dienerin zu sprechen. Als sie ihr Gespräch beendet, wandte sie sich zum Gehen und fand sich mit dem jungen Offizier, der den Ort nicht verlassen, wieder Angesicht in Angesicht.

Sie mit glänzenden Augen betrachtend, rief er aus: „Welch schöner Morgen!“

„Ja wohl, mein Herr, ein schöner Morgen,“ sagte sie und schritt an ihm vorüber, dem Hause zu. Er blickte ihr wortlos nach, bis sie verschwunden war, und Verwunderung und Bestürzung trübten sein freudenhelles Gemüth und verfinsterten ihm den lichten Morgen. Nach dem lieblichen Abenteuer der Nacht, schien ihm das eben Gesehene und Gehörte unfaßbar, jedoch auch in den nächsten Tagen war sie fremd gegen ihn, wie früher immer, und würdigte ihn keines Blickes. Nicht das geringste Zeichen deutete ihm eine Neigung an, von der er glaubte überzeugt sein zu dürfen nach dem holden Geständnisse jener Nacht, und da ihm Zartgefühl verbat, ihr desselben zu erwähnen, zog er tiefbekümmert sich wieder zurück, das Erlebte wie einen lieblichen Traum betrachtend, den er geträumt und den die Morgensonne verscheucht.

Umsomehr erstaunt, erfreut war er, als er in einer Nacht wieder die wohlbekannte Gestalt Araita's hervortauchen sah aus den dunklen Bäumen des Parkes. Ueber die weite helle Fläche des Gartens, oft sich bückend und oft einige Schritte ihres Weges wieder zurückgehend, kam sie immer näher, und als sie an dem Steine angelangt war, sagte sie: „Siehst du, da bin ich wieder, Antoine, wie ich es dir versprochen habe,“ stieg auf den Stein und ihre Hand aufstützend, schwang sie sich auf die Brüstung und setzte sich zurecht, indem sie an ihrem Kleide ordnete, daß es die zarten Füße bedeckte.

„Araita,“ sagte er, „kommst du wirklich zu mir, zu mir?“

„Ja, zu wem sonst!“ antwortete sie. „Und doch hätt ich es bald vergessen, und nur, wie ich soeben im Walde war, fiel mir ein, daß ich zu dir gehen solle. Nun freut es mich aber, daß ich es nicht vergessen.“

„Araita,“ sagte er, „ich weiß nicht, was ich von dir halten soll. Du warst dieser Tage so kalt, so fremd gegen mich, wie nur je früher. Du schenktest mir keinen Blick und sprachst kein Wort zu mir, und nun kommst du wieder und sagst, daß du es gern thust, gern mich siehst. Was soll ich von dir halten, wenn du das eine Mal mit deinen lieben, freundlichen Worten mich beglückst, mich bis ins innerste Herz erfreust, daß ich mich selig fühle, — und das andre Mal — morgen vielleicht, dich wieder kalt von mir wendest, als ob du mich hassest, mich verabscheuest?“

„Ach nein,“ erwiederte sie, „glaube nur das nicht. Ich habe dich immer lieb, auch wenn ich dich zu hassen scheine. Ich weiß das ganz genau.“

„Wie, Araita!“ rief er aus; „also hassest du mich doch?“

„Nein, nein, du Schwätzer,“ sagte sie mit einem leichten Lächeln, indem sie ihm mit der Hand liebkosend über das Haar fuhr, „nein, so ist's doch nicht gemeint. Wie könnt' ich dir böse sein! Aber weißt du,“ sagte sie ernst, „es ist etwas daran, ja wohl. Ich habe mich nicht immer in meiner Gewalt — ich kann nicht immer thun, wie ich will. Jetzt erscheint es mir ganz leicht und wie von selbst, daß ich morgen zu dir sein werde wie jetzt, aber — aber wenn ich's nicht thue, so kann ich es nicht; und deshalb, glaube ich, kann ich es nicht, weil ich dann ganz anders denke als jetzt. Jetzt denke ich, daß du gut und schön bist, daß der Klang deiner Stimme ist, wie ich ihn gern höre, daß — mit

einem Wort, daß du ein Mensch bist, den ich lieb habe; — und da braucht Niemand etwas davon zu wissen, ich habe dich ganz heimlich lieb. Aber sonst, wenn ich nicht da bin, nicht bei dir bin, da kann ich an all das nicht denken, wenn ich auch will und noch so will; dann denk' ich, daß du ein Fremder bist, den ich hasse, ein Feind, und ich mag nicht, daß du zu mir sprichst, ich mag nicht, daß du mich ansiehst, und ich geh' dir aus dem Wege, wo ich nur kann. Nicht wahr? Ach, das weiß ich alles recht wohl," sagte sie wieder lächelnd; „doch glaub' nur nicht, daß ich es mit Willen thue. Nein. Ich thu' es — wie soll ich es nur sagen, — ja — sieh, mein guter Antoine, — und jetzt paß mir nur auf! sieh, ich thu' es wie Jemand, der schläft und träumt und im Schlafe Alles thun muß, und es scheint ihm auch Alles recht, was er thut; und doch geschieht es nicht mit seinem Willen. Aber er weiß es erst, wenn er erwacht ist. Und so scheint es auch mit mir zu sein. Nur wenn ich da bin, bei dir bin, weiß ich, daß ich wach bin, und daß alles Häßliche und Böse, was ich sonst von dir denke, nichts ist als das Blendwerk eines bösen und häßlichen Traumes und nur das Eine wahr, daß ich dich liebe."

„Süße, süße Araita!" sagte er. Er umschlang ihren Nacken, zog ihren Kopf an sich und küßte sie auf die Lippe. Sie zuckte zusammen und entzog sich seinen Händen.

„Ich bitte dich," sagte sie, „küsse mich nicht."

„Du verwehrst es mir?"

„Nein, ich verwehre es dir nicht. Aber küsse mich nicht mehr, wie du es jetzt gethan. Dein Kuß schmerzte mich, that mir weh. Ja. — Küsse mich also nicht mehr so."

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie:

„Weißt du, an was ich jetzt denke?"

„An was?"

„Daran, daß ich eigentlich nicht gern herkam. — Ah, nicht gern? Nein, das ist es nicht. Aber — nun, die Sache war so. — Als ich im Walde war, dachte ich nicht an dich. Viel ging ich umher, dann ward ich müde, des Gehens müde. Ja, — und schlaff und matt und schläfrig, und dann fiel mir ein, zu dir zu gehen. Und sieh, mein guter Antoine, trotz meiner Müdigkeit, daß ich mich so gern ins Gras gelegt, um auszuruhen, trotz meiner Müdigkeit, die mich in allen Gliedern schmerzte, kam ich her. Also that ich es nicht gern und that es doch. Nun, sei es, wie es sei, — man kann doch nicht Alles erklären!"

„Hat dich nicht dein Herz zu mir hergezogen, Araita?" sagte er.

Sie lächelte. „Nun sieh, was plag' ich mich denn lange mit dem Rathen, du weißt doch gleich das Rechte zu sagen, du. Das Herz hat es gethan. Das ist leicht zu erklären! Nun, es wird schon so sein. Freut sich doch das Herz über alles Ding, was ihm lieb, und dann wird wohl zu dem Lieben das Herz uns ziehen wollen, damit es sich freuen kann — und wir müssen gehorchen. Nicht wahr? Ah, das hast du gut ausgeklügelt, du fremder lieber Mann," sagte sie.

„Nein, du hast es ja," entgegnete er.

„Wer? Ich? Ach, ich nicht. Ich kann nicht denken, mir fallen die Augen zu."

„Oeffne deine süßen Augen, Araita," sagte er, indem er ihren Kopf an sich drückte, „es ist so dunkel hier, wenn du deine Augen schließest."

„Du hast recht," sagte sie. „Es ist besser munter, fröhlich sein. — Aber nein — ich kann doch nicht." Sie blieb eine Weile so, dann entzog sie sich ihm plötzlich, glitt von der Brüstung herab und stand draußen im Garten.

„Araita, du gehst schon?" rief er.

„Ja, Antoine, ich gehe jetzt fort. Der Himmel ist schön und draußen weht eine kühle Luft. Im Garten hier ist sie dumpfiger, oder wohl hier an der Mauer, und ich athme beklemmt. Gute Nacht, lieber Antoine, ich werde schon wiederkommen, schon morgen. Gute Nacht!"

„Darf ich dich nicht eine Weile geleiten?" fragte er.

„Nein," sagte sie, „das brauchst du nicht, Antoine. Ich gehe allein. Gute Nacht!"

Er blickte ihr, weit aus dem Fenster gebeugt, nach, kämpfend mit dem Verlangen, ihr zu folgen, und gebannt durch Scheu, ungehorsam zu sein dem Mädchen, das ihm nun das zweite Mal erschienen war in unbegreiflicher Weise, voll kindhafter Liebe und Hingebung. Er blickte ihr nach, bis sie seinem leiblichen Auge entschwunden war, und geheimnißvoll schien ihm die Nacht, süßer, feenartiger Räthsel

voll, und sinnbestrickend wob sie sich um ihn, gedankenwirrend, entrückend, in Schlummer und Zauberträume wiegend.

IV.

Am nächsten Tage sehnte er mit klopfendem Herzen das erste Zusammentreffen herbei, wünschend in ihrem Antlitze, in ihrem Blicke die Geschichte des Vergangenen zu lesen. Aber am Abendtische war sie nicht anwesend und die Edelfrau antwortete ihm auf sein Befragen, sie fürchte, Araita sei krank; sie sei den ganzen Tag über trübsinnig gewesen.

„Ueberhaupt," sagte sie, „scheint es mir zu sein, daß sie sehr die Gewohnheiten ihres seligen Vaters annimmt. Denn dieser war — wie ich Euch wohl schon werde bemerkt haben — von oftmaligem, ja nicht selten stetigem Trübsinne befallen, und so sagte man auch, daß sein Tod die Folge eines solchen gewesen sein könnte. Gott erhalte mir meine Araita, sie ist seit einiger Zeit verschlossener, bleicher als je, und spricht wenig. Nicht aber, daß ich sie ihrem Vater vergleichen wollte in Anderem als ihrer Zurückgezogenheit und trübem Sinn, — denn dieser, der Vater, war überhaupt unzufriedenen Wesens und seltsamer Gedanken voll, die Einige aus Lebensüberdruß entstanden sagten, Andere aus Gelehrsamkeit, und wieder Andere gab es dann, die der Meinung waren, er hätte nicht gedacht, wie man denken solle. Und das ist in der That so. Denn an einem abgelegenen Küstenorte sich Nachts in einen Kahn setzen und hinausfahren ins weite Meer, zwischen Himmel und Wasser ganz allein, und sich dort seinem Schöpfer zurückgeben in der endlosen Wasserwüste, allein unter dem Sternenlicht — welch frevler Gedanke! Doch dem Aehnliches gab es in der Familie stets, nur anders in anderen rauheren Jahren, und meine Mutter erzählte mir oft davon in einer Zeit, als ich noch nicht die geringste Ahnung hatte, wie nah es mich einst berühren werde. So steht es nun damit, und mein seliger Herr Gemahl hat mich doch gewiß sehr geliebt! Doch was erzähle ich Euch da von alten Zeiten! Ihr habt die Geschichte doch zu wiederholten Malen von mir gehört! Nun aber, um von Araita zu sprechen," setzte sie lächelnd hinzu, „so fürchte ich freilich dergleichen nicht."

Er verließ die Edelfrau bald, suchte sein Zimmer auf und brachte die Nacht harrend zu; aber Araita kam nicht. Der Morgen fand ihn erschöpft, unglücklich, verzweifelt. Er wachte die Nacht hindurch wieder lange, und als sie nicht kam, verließ er sein Gemach, durchschritt den breitgewölbten Gang und trat in den Hof hinaus. Das große Eingangsthor war geschlossen, aber ein kleines Pförtchen an der Ostseite, durch welches er oft hatte Araita in das Schloß gelangen sehen, wenn sie spät vom Walde kam, war mit einem leichten Druck zu öffnen. Er schritt durch dasselbe ins Freie und fand sich unter dem weiten dunklen Sternenhimmel, unweit vor ihm die ersten Häuser des Dorfes und noch näher, durch die Nacht herüberschimmernd, das Wachtfeuer seiner Leute. Er umkreiste das Schloß bis an seine Westseite. Dort blickte er nach einem Fenster, welches er als das von des Mädchens Gemach kannte, und sein Auge wurde von einem schwachen Lichtscheine getroffen, der durch dessen geöffnete Flügel drang. Es war nicht sehr hoch über dem Boden, auf welchem er stand; aber diese Seite des Gebäudes hatte noch einen breiten und tiefen Graben — obwohl trocken — bewahrt, der ein Theil des Gürtels war, der einst vollständig um das Schloß sich legte. Er kehrte hierauf durch die Pforte in den Hof zurück, in das Gebäude, tastete sich durch viele dunkle Gänge, suchte sein Gemach wieder auf, blieb dort eine Weile, sprang dann durch das Fenster, durchschritt den Garten bis zum Parke und gelangte von dort in einem zweiten Halbkreis an das noch immer schwach erleuchtete Fenster des jungfräulichen Gemaches zurück. Ein junger Baum hatte im Schloßgraben unten seine Zweige soweit emporgestreckt, daß man mit ihrer Hülfe an den Stamm sich schwingen konnte; er that so, der Zweig brach nicht, den er gefaßt, er gelangte an den Stamm und glitt an ihm hinunter. Er ging auf die Mauer zu. Viele Steine hatten sich aus ihr losgelöst, überall gab es tiefe Lücken bis hinauf, und in diesen Ansatz für Hände und Füße suchend, begann er emporzuklettern. Auch dort gab es Bäume, deren Zweige er als Stütze erfassen konnte mit einer Hand, während die andere manch lockeren Stein

aus seiner Lage entfernte, um aufwärts zu klimmen, und er gelangte auf die Fensterbrüstung. Er reinigte sich Hände und Gesicht. Das Gemach war einsam, eine Nachtlampe brannte auf dem Tische, im Hintergrunde war ein weißes Lager, darauf Araita schlief. Er stieg in das Gemach und näherte sich ihr. Eine leichte Decke von grüner Seide bedeckte sie bis zum Halse. Er betrachtete sie lange; das schöne, bleiche Gesicht, umflossen von den dunklen Haaren, das geschlossene Auge, den blaßrothen Kindesmund. Unendliche Sehnsucht durchschauerte ihn, er beugte sich über sie und fühlte den Hauch ihres Athems. Eine schwache Röthe fing an, ihre Wangen zu durchfließen, ihre Lippen bewegten sich und hingeneigt vernahm sein Ohr fast unhörbare, wie aus dem Herzen gewehte Worte, und verstand sie. Sie lauteten: „Nun — stiegst — du von — dem lich—ten Sterne — An—toine."

Er preßte seine heißen Lippen auf ihr geschlossenes Auge und rief leise ihren Namen; sie erwachte nicht. Er rief wiederholt und lauter; sie erwachte nicht. Er schlug die Decke so weit zurück, daß der weiße Mädchenbusen unter dem feinen Hemde sichtbar wurde, umschlang sie, drückte ihren Kopf an sich, küßte sie wiederholt und rief ihren Namen. Sie athmete schwer, ihre Wangen färbten sich höher; aber sie erwachte nicht. Er legte ihr den Kopf zurück auf das Kissen und bedeckte sie wieder bis zum Halse. Sie erwachte nicht, und er entfernte sich aus dem Gemache auf demselben Wege, den er gekommen, gelangte in den Graben, kletterte an dem Stamme des jungen Baumes empor und schwang sich von dort auf den Wallgrund.

Die folgende Nacht kämpfte er lange mit sich, nicht der Gefährlichkeit des Wagnisses, sondern der Scheu wegen, das Gemach des Mädchens wieder zu betreten; aber die Sehnsucht siegte. Er machte den Weg zum zweiten Male, gelangte in das Gemach; es war dunkel; er näherte sich dem Lager, es war leer, unberührt. Er entfernte sich, legte den Weg wieder glücklich zurück, eilte in das eigene Gemach und brachte dort die Stunden bis zum Morgen wachend zu; aber sie kam nicht.

In einer der folgenden Nächte kam sie. Die Luft war schwül und unbewegt und Gewitterwolken hingen am Himmel, in denen zuweilen ein schwacher Blitz aufflammte, leuchtend — und erlöschend. Sie kam langsam heran, einen Strauß frischgepflückter Waldblumen in der Hand. Sie stieg auf den Stein und sagte:

„Nun, mein guter Antoine, da ist Araita wieder. Mach' ihr nur keine böse Miene und schilt sie nicht, denn ich weiß Alles, was du ihr sagen willst. — Daß sie wieder sehr unhold gewesen ist gegen dich, daß sie ihre Zusage nicht gehalten hat und nicht gekommen ist. Nicht wahr, mein lieber Antoine, das alles willst du ihr sagen? Aber ich bitte dich, thu's nicht. Ich war krank —"

„Ach, du warst krank!" sagte er.

„Krank. Und ich bin noch immer nicht wohl, nein. Deshalb mußt du mir nicht zürnen, Antoine, und mir gut sein. — Willst du?"

„Ach, wie könnt' ich anders, meine süße Araita," sagte er.

„Ich will mich setzen."

Sie versuchte es, stemmte die Hand auf, ließ aber davon ab.

„Bitte, Antoine, hebe mich herauf," sagte sie.

Er beugte sich vor, faßte sie um den Leib und hob die leichte Last zu sich herauf.

„So, jetzt sitze ich wieder. — Ja, ich war krank und im Zimmer. Heute war ich draußen und komme zu dir."

„Was fehlte dir, Araita?" fragte er.

„Ich hatte Kopfschmerz," antwortete sie, „und geschlafen hab' ich auch sehr viel. Und, was seltsam ist, ich träumte wieder, nach langer Zeit wieder. Willst du, daß ich dir erzähle, was ich geträumt? — Ja, ich muß es wohl."

„Freilich, du mußt es wohl. Die sich lieben, müssen sich Alles erzählen."

Er legte den Arm an die Seitenwand der unbekleideten Fensterbrüstung, daß sie sich weich zurücklehne.

„Du verwöhnst mich, Antoine," sagte sie, „ich werde mich an die Mauer lehnen."

Ihr Haupt war dem seinen so nahe, daß er in den dunklen Stern ihres Auges sah und der Athem ihres Mundes ihn berührte.

„Gönne mir doch," bat er, „daß mein Arm dich vor dem Rauhen schütze."

„Nun denn."

„Ach," sagte er, „könnte ich dich so durchs Leben tragen und schützen vor allem

Rauhen und Freudlosen! Ich möchte dich an meiner Brust schützend umfangen, dich schwaches, zartes Kind, dich, meine holde Blume, daß kein rauhes Lüftchen dir die Wange kränke! Araita," rief er aus, „wenn du mein wärst, mein fürs Leben, mein für immer!"

„Wie magst du nur so sonderbar reden," sagte sie mit einem schwachen Lächeln; „bin ich denn nicht dein? Ich will ja keinen Andern als dich, und wenn ich nur erst größer geworden bin, und ihr bösen Leute von unserem Lande weggezogen seid, dann kommst du allein wieder und holst mich, und dann kannst du mich auch schützen vor allem Bösen, denn das ist des Mannes Pflicht. Und dann werd' ich deine Frau, und die bleib' ich mein Leben lang. — Aber ich vergesse doch, ich wollte dir von meinem Traum erzählen! Daß ich es dir nur gleich sage: ich habe von dir geträumt."

„Von mir?"

„Ja. Gewiß. Also höre, wie es war. Mein Traum war gar nicht lang, aber schön. — Unter dem großen Eichbaum lag ich im Walde, in der Nacht, und sah hinauf in den Himmel, und der war voll Sterne. Ich konnte sie aber nicht alle sehen, denn die Zweige des Baumes über mir waren zu dicht. Nun fing der Baum und alle andern an zu gehen und sich von mir zu entfernen, weit weg, und sie blieben erst in weiter Ferne rundum stehen. Da lag ich denn auf einem freien großen Platz und konnte gut in den Himmel sehen. Und nun wurde es auch allmälig lichter um mich her, ein Licht mit silbernem Scheine, denn die vielen Sterne am dunkelblauen Himmel waren alle silbern geworden und alle größer geworden und leuchteten und zogen einer zum andern und klangen an einander, und das gab eine süße, süße Musik. Sie flossen aber allmälig in einen einzigen großen Stern zusammen, der stand mitten am dunkeln Himmel und leuchtete gar wunderbar und köstlich. Und wie ich hinaufblicke, sehe ich eine weiße Gestalt von dem Sterne sich herabsenken, lichthaarig und mit lichten Augen wie ein Engel, aber wie sie schon ganz nahe war, sehe ich, daß es ein Mann war, der eine silberne Rüstung trug, wie ein Ritter pflegt. Meine Augen schließ' ich nun zu vor dem Blenden und Funkeln der Rüstung und doch seh' ich, wie er sich über mich beugt und erkenne ihn. — Wer war es? Du warst es und küßtest mich auf das geschlossene Auge. Was sagst du dazu?"

Sie sprach weiter; Anderes, Kindisches, Unbedeutendes, liebliche Kleinigkeiten, aber bald wurde sie einsilbiger, die Atmosphäre der schwülen Gewitternacht beklemmte ihr die Brust und die Worte glitten ihr schwer von den Lippen. Sie bat ihn, den Arm zurückzuziehen, den er um ihre Schulter geschlungen hatte, sie könne so den Kopf nicht zurücklehnen. Er that es und sie lehnte den Kopf müde zurück, indem ihre Hände mit den Blumen tändelten, die in ihrem Schoße ausgestreut lagen, da sie nicht zu einem Strauße gebunden waren. Er sprach zu ihr, den Mund nahe ihren Wangen, Worte voll Liebe, wie sie ihm sein Herz und die märchenhafte Nacht einflüsterten. Sie hörte ihm zu mit halbgeschlossenen Augen und ein süßes, seliges Lächeln umspielte ihren Mund.

„Du bist mein schöner Ritter," sagte sie, „mit den lichten Haaren und ich sehe dich wieder, wie du von dem funkelnden Sterne herabsteigst."

Er beugte sich über sie und drückte seine Lippen auf ihr geschlossenes Auge.

„Ah," sagte sie, „jetzt hast du mich erweckt. Der Stern ist verschwunden, aber du bist noch da, — bei mir."

„Immer, Araita, bin ich bei dir, immer!" rief er. „Mein Sein umklammert das deinige, sehnt sich nach dem deinigen, ich würde sterben, wenn ich dich nicht hätte, wenn ich dich wieder verlieren sollte, dich, meine Blume, meine Fee, die ich auf meinem Wege gefunden wie einen Sonnenstrahl in der Nacht, wie ein lächelndes, liebliches Glück in des Lebens Oede!"

„Ich habe dich doch gleich lieb gehabt," sagte sie, „das erste Mal, als ich dich sah. Und ach Gott! wie wußt' ich doch damals gar nichts davon! Im Gegentheil, du warst mir wie ein — nun, weiß man doch selbst nie, was im tiefsten Grunde des Herzens ist. Aus gut wird böse, aus böse gut. Aber nun ist ja Alles gut, und ich freue mich, daß du dich freust."

Er schlang heftig den Arm um sie und bedeckte ihre Lippen mit Küssen; sie ließ es geschehen, und ein schwaches Roth fing an, ihre Wange zu umhauchen, bis zur Schläfe hinauf.

Plötzlich raffte sie die Blumen in ihrem

Schoße zusammen und warf sie von sich. Er fragte, warum sie es thue, und sie antwortete:

„Der Geruch ist zu stark. — Ja. — Ihr Duft macht mir Kopfweh."

„Hättest du sie lieber mir gegeben!" sagte er.

„Nein, diese nicht," entgegnete sie. „Ich will dir andere, schönere pflücken, und sie auch zu einem recht schönen Strauße binden. Die fingen schon an zu welken, ich hielt sie immer in der Hand. Ich weiß nicht, warum mir heute die Blumen stärker dufteten als gewöhnlich."

„Es ist heute Gewitternacht," sagte er.

„Ja so. — Ein Gewitter. — Ich fürchte mich nie vor einem Gewitter — und war schon oft im Walde während eines solchen. Ja, ein Gewitter. — Die Nacht ist auch nicht so hell wie sonst."

„Sie ist doch hell genug, um dich zu sehen," flüsterte er. „Ich sehe dich ja, deine edle bleiche Stirn mit den dunklen Haaren, ich sehe dich ja immer vor mir, immer dein dunkles, seltsames, seelentiefes Auge, das auch so trotzig, so kalt blicken kann, das mir schon so viel Schmerz bereitet hat. Ich liebe dich mit einer Liebe, die schon mit Thränen des Schmerzes bitter durchschauert gewesen ist. Ach, wie du mich gequält hast! aber nun fühl' ich es, du bist mein, mein, du süße, süße Blume!"

Sie blieb stumm, und er fuhr fort zu flüstern nahe ihrem Ohr, und als er sie fragte: „Hörst du auch, Araita?" antwortete sie: „Ja, ich höre dich; aber ich bitte dich, sprich nicht mehr, ich will jetzt gehen," und machte eine Bewegung, sich zu erheben, sank aber kraftlos zurück.

„O, du gehst nicht fort!" sagte er.

„Nein. — Ich bleibe doch. — Ja. — Ich kann nicht gehen, nein, — ich bin müde."

Er zog sie an sich und sie glitt widerstandslos in seine Arme; und nun küßte er sie durchschauert von dem Gefühle unsäglichen Glückes und hauchte seine glühende Seele in die ihre, daß die schlummernden Flammen erwachten in ihr, und das Mädchen zum Weibe ward. Er umfaßte ihren jungen Leib und trug sie auf sein Lager.

Sie erwachte in seinen Armen mit einem schrecklichen Schrei. Entsetzt, vor einem Ungeheuerlichen zurückstarrend, kehrte sie in die Wirklichkeit zurück. Mit wildem Schmerze warf sie sich zur Erde, jammernd und klagend. Und so wie sie vor einer schrecklichen, unfaßbaren Erscheinung zu Boden geschmettert bebte, rang auch sein Geist mit entsetzlichen Mächten, die soeben ihr ewiges Dunkel verlassen, und sich in grauer Riesengröße vor seinem Auge aufgethürmt hatten. Verzweiflung, Wahnsinn im Blick, beugte er sich zu ihr nieder, bat, flehte, warf sich auf den Boden neben sie hin und bat und flehte, versprechend, beschwörend und seine Thränen mit den ihrigen mengend. Endlich erhob sie sich.

„Hinaus!" sagte sie. „Um Gotteswillen, laßt mich hinaus!" Und auf die geschlossene Thüre zueilend, rüttelte sie an der Klinke, schreiend: „Macht mir auf, macht mir auf!" Er schloß die Thür auf, und sie enteilte.

V.

Drei Tage brachte sie in der Einsamkeit ihres Gemaches zu, das Licht scheuend, in einer dunklen Ecke sitzend, stumm in sich brütend. Die Mutter kam oft, fragte besorgt, ängstlich, erhielt jedoch keine Auskunft. Sie grämte sich über das bleiche, wortlose Kind, wußte sich aber nicht zu helfen, und nur, als es versicherte, nicht krank zu sein, und einige Speise genoß, beruhigte sie sich, scheinbar ähnlicher Vorfälle gedenkend, die schon früher vorgekommen waren.

Nach drei Tagen schien das Mädchen den unnennbaren, schrecklichen Kampf der Scham und der Verzweiflung ausgekämpft zu haben; sie ließ den alten Diener zu sich rufen.

„German," sagte sie, „schließe die Thür hinter dir, und komm her zu mir."

Er that so; sie ließ ihn ganz nahe zu sich treten und sagte:

„Mache dich auf, German, und gehe allsogleich in die Berge zu meinem Bruder Paul und sage ihm, daß er, sobald das Wort von deinen Lippen entflohen ist, aufbrechen und herunterkommen solle zu uns, den Offizier zu tödten, der in unserm Hause ist."

Der alte Diener erschrak, und sie wiederholte:

„Den Offizier zu tödten, der in unserm Hause ist, denn er hat seine Schwester be-

schimpft, das sage ihm. Also geh'! Und gehe den nächsten Pfad, bis Mitte Tages kannst du dort sein und mit Einbruch der Nacht wieder hier sein mit meinem Bruder Paul."

Der alte Diener machte keine Einwendung mehr und ging. Eine Weile nach seiner Entfernung war sie ruhig; jedoch wie die Stunden des Tages träge dahinschlichen, fiel sie wieder in die Gewalt dunkler, bittrer Gedanken zurück, die, ihren Geist umdüsternd, im Busen nagten. Und wie der Tag seinem Ende zuschritt, wurden sie immer dunkler, gewaltiger, nagender. Sie dachte den Bruder zögernd in weiter Ferne. Sie schritt in dem dämmrigen Gemache mit tiefgesenktem Haupte hin und wieder. Das Gefühl der Schutzlosigkeit, Verlassenheit machte ihre Brust in Weh aufwallen, und tiefe Seufzer entquollen ihr. Plötzlich hielt sie an und stand bewegungslos, sinnend. Dann schritt sie langsam einem Sitze zu, und setzte sich. Sie begrub ihr Gesicht in den Händen und saß lange so, sinnend, brütend und schwer athmend, mit einem Entschlusse kämpfend. Endlich erhob sie sich rasch, zündete ein Licht an und öffnete bei seinem Scheine einen Schrein, der ihre Kostbarkeiten enthielt, — Armbänder, Seidentüchlein und andere Kleinigkeiten, die der Bruder oder die Mutter beschеert hatten. Sie nahm aus dem Hintergrund des Schreines ein Kästchen hervor von feinem Leder, besah es und öffnete es. Ein schön gearbeiteter Dolch lag darin, sie nahm ihn heraus, zu sich, und barg ihn in ihrem Kleide. Dann stellte sie das Kästchen zurück, verschloß den Schrein, löschte das Licht aus, und saß wieder in der Ecke, die Arme auf das Knie gestützt und das Gesicht in die Hände gedrückt, kämpfend, das Herz voll Bitterkeit, die Seele voll trüber Ahnungen. Doch siegte der Entschluß, sie verließ das Gemach und schritt den nächsten Weg dahin durch die Halle dem Zimmer des Offiziers zu.

Dieser schrieb beim schwachen Scheine einer Lampe. Es war ein Brief an seine Mutter, die er lange vernachlässigt, und an die er jetzt wieder mit erneuerter, heftiger Zärtlichkeit dachte. Die plötzliche Erscheinung des jungen Mädchens schreckte ihn empor auf eine sein ganzes Sein mit wehevollem Entzücken erschütternde Weise. Erblassend, zweifelnd und hoffend erhob er sich und eilte ihr entgegen.

„Ach, Araita!" rief er aus, „du bist wieder hier, du bist wieder zu mir gekommen, ach, was soll ich denken!"

Sie antwortete nicht. Er neigte sich zu ihr, schlang seine Arme um ihren Nacken und zog sie heftig an sich.

„Ach, was kann ich denken! Wie kann ich denken, daß du mich nicht liebst! Araita, ich habe dich ja so unaussprechlich, so unaussprechlich lieb. Mir öffnet sich ja wieder eine neue, strahlende, zauberische Welt, nun du wieder da bist, meine süße, süße Lichtgestalt! Welch trostloser, gespenstiger Jammer auf mir lag diese drei Tage hindurch, kannst du dir gar nicht denken! Wie ich mich ausgestoßen fühlte aus der Menschheit, aus dem Paradiese deiner Liebe, wie ich mich elend fühlte, wie ich mich verlassen fühlte! Ich muß es dir sagen, daß ich in meinem Schmerze, in meinem tiefen Grame geweint habe. Ach, ein wunderbares Wesen hatte sich hold zu mir herabgelassen, hatte sich mir geschenkt, und mich dann verstoßen! Ich weiß nicht, etwas Entsetzliches lagerte sich über meinem Sinn, wie riesig schwarze Schatten am Mittagshimmel. Ach, was kann ich denken, Araita! Du bist mir ja so theuer! Zu mir, der ich einsam im Leben stand, dem noch nie ein Frauenauge geleuchtet, nie ein Frauenmund gelächelt, zu mir kamst du wie aus Licht und Duft gewoben, zu mir zog dich der süße Zug deines jungfräulichen Herzens, und mir gabst du dich, mir hast du dein Wesen geschenkt, ach! und wie sollt' ich nicht ewig an dich gefesselt bleiben, ewig dich lieben, ewig nach dir jammern, ewig ohne dich verzweifeln, meine theure, theure, unaussprechlich theure Araita!"

Sie war mit gesenkten Augen und marmorbleicher Stirn in sein Zimmer getreten, aber bei dem ersten Tone seiner Stimme zuckte sie zusammen. Sie ließ es geschehen, daß er sie an sich zog und von seinen Armen umschlossen, mit dem Kopf an seiner Brust ruhend, schlugen die Schläge seines Herzens wie Klang und Sinn seiner Worte gleichzeitig an ihr Ohr. Eine schwache Röthe fing an, ihre Schläfe zu umhauchen, ein beseelendes Frühlingswehen zog durch den ganzen eisigen Körper, und sie war keine Heroine mehr, sie war wieder ein Mädchen.

„Ach, sprich doch!“ sagte er.

Er schloß sie fester an sich und drückte seine Lippen an ihr Ohr. „Jetzt bist du wieder in meinen Armen, mein schutzloses holdes Mädchen, jetzt halte ich dich wieder und ich werde dich nie mehr von mir lassen! Ach, Araita, wenn wir einmal zu Hause sein werden in meiner düsterschönen Bretagne, wenn dich meine liebe Mutter lächelnd begrüßen wird und dich aufnehmen wird in ihr Haus als geliebte Tochter, ach, dann werden wir erst glücklich sein! Unser altes Herrenhaus am Ufer der Elorne wird dir gut gefallen, meine süße Araita. Du wirst sehen. Wälder haben wir keine, aber eine weite, weite Haide und das Meer. Da wird es auch geheimnißvoll um deine Stirn wehen, und die Nacht ist dort auch schön. Ach, und wenn ich dir dort in die wunderbaren dunkeln Augen schauen werde, meine süße Fee, werde ich nicht glauben, daß mir Gott ein unbegreifliches Wesen gesendet, ein wonniges Glück, um mich auszuzeichnen mit seiner Gnade vor allen andern Menschen auf seiner weiten, weiten Erde? Ach, siehst du, so vermessen könnt' ich denken! Aber mein Herz hat sich nun an dich geklammert, daß ich aufschreien müßte in meinem Schmerze, eine jämmerliche Creatur, wenn du mir noch einmal entschwändest, noch einmal! Aber nein, du bist ja wieder da, ich halte dich in den Armen, ich höre dein Herz an meiner Brust schlagen, ich blicke dir in die Augen, — ach, ich bin doch glücklich, unaussprechlich glücklich!“

Er richtete ihr sanft das Haupt empor, sie sah auf, ihr Blick begegnete dem seinen, der in innigster Liebe erglänzte, und wenn auch widerstrebend, hingerissen, stumm und schauernd ließ sie es geschehen, daß er sie wieder umfaßte, sie wieder an sein Herz drückte.

„Nein, du darfst mich nicht fliehen, Araita!“ sagte er. „Du bist mein. Unsere Seelen haben sich gefunden, haben sich verbunden, sind in Ewigkeit eins. — Laß mich dich wieder freundlich sehen, wie in jenen seligen Nächten, als du zu mir kamst, in kindhafter Unbewußtheit dem Zuge deines Herzens folgend! Sei wieder gut, sei wieder lieb, sei wieder du selbst, du, meine Araita!“

„In welchen Nächten?“ murmelte sie.

Die Lampe erhellte mit schwachem Scheine das weite Gemach und konnte die Dämmerung nicht vertreiben, die darin lag; nur durch das Fenster drang das ungewisse Licht des Abends herein und erhellte einen kleinen Raum vor demselben. Dieser wurde plötzlich durch einen hereinbrechenden Schatten verdunkelt; eine männliche Gestalt stand am Fenster, in der Hand glitzerte ein Flintenlauf. Ein Zornesschrei scholl herein. „Araita,“ rief der Draußenstehende, „was machst du hier?“

Sie erkannte die Stimme ihres Bruders und erinnerte sich in einem Augenblicke des Geschehenen und der Sendung German's. Der Bruder machte ihr Zornesvorwürfe und befahl ihr, sich von dem Offizier zu entfernen. Sie sah, daß er das Gewehr auf diesen anlegte und schrie entsetzt auf. Sie warf sich vor ihn und bat flehend den Bruder, ihn nicht zu tödten. Der erstarrte Offizier wußte sich die Gefahr anfangs nicht zu deuten, als er aber sah, daß das Mädchen sich vor ihn gestellt, um ihn mit ihrem Leibe zu schützen, kam er zur Besinnung der Lage und sich von ihr losmachend, war er mit einem Sprunge an dem Tische, darauf seine Pistolen lagen, doch ehe er noch dieselben erfaßt, schoß ihn der Draußenstehende durch die Brust. Das Mädchen stieß einen schmerzlichen, dumpfen, angstvollen Wehruf aus.

Der Freischaarenanführer war von dem abgesandten Diener geleitet mit seinen Leuten in das Schloß und Dorf eingedrungen und während der eben erzählten Scene hatte der Kampf mit der Besatzung begonnen. Er mußte sich seiner Schaar anführend zugesellen — und mit Erschütterung das gegen jeden Ruf und jedes Wort unempfindlich gewordene Mädchen an der Leiche des Offiziers lassen. Er sah sie auch nicht mehr wieder, denn er fiel im Kampfe; seine Schaar jedoch siegte und die Fremden wurden vertrieben aus dem Dorfe, wie bald darauf aus dem Lande. Die aufgescheuchte Ruhe breitete sich wieder aus in dem alten Schlosse und Schweigen herrschte, denn die Edelfrau sprach nicht mehr viel und Araita auch nicht.

Seit die Leiche des fremden Offiziers in die Erde gesenkt war, hatte das Mädchen kein Zeichen tiefen Grames mehr geäußert. Man sah sie oft im Walde gehen

und an sonnigen Stellen sitzen, und die Leute sagten, daß sie in stillem Wahnsinn dahinlebe. Doch als der Sommer schwand und die Luft von den Bergen rauher zu wehen anfing, starb sie. Die Edelfrau ging einsam im Schlosse umher. Auch in dem Herrenhause in der Bretagne ging eine andere alte Frau einsam umher und dachte des Sohnes, der in fernen Landen gefallen war.

Zur Erinnerung
an

Julius Schnorr von Carolsfeld.

Von

Herman Riegel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Wenn ich es unternehme, mit diesen Zeilen ein Blatt der Erinnerung auf das Grab des vor wenigen Monaten dahingeschiedenen Meisters, Julius Schnorr von Carolsfeld, niederzulegen, so glaube ich mich hierzu besonders aufgefordert, weil ich das Glück hatte, dem edlen Manne näher zu stehen, und so in den Besitz mancher Kenntniß gelangt bin, welche besonders berechtigen darf, Zeugniß für ihn abzulegen. Zwar, was bedürfte er wohl meines oder sonst irgend eines Zeugnisses, er, über den das Urtheil der Zeitgenossen feststeht, und dessen Name der spätesten Nachwelt in unsterblichem Glanze leuchten wird? Nun wohl, so will ich es nicht Zeugniß nennen, so will ich es ansehen als den Zoll der Verehrung und Freundschaft, den ich dem Andenken des Trefflichen darzubringen mich nicht enthalten kann. Und ich thue dieses mit reiner und wahrhafter Freude, denn Schnorr war ein Mann, dessen ganzes Wesen von Liebe und Lauterkeit, Redlichkeit und Treue durchdrungen und getragen war. Diese vorzüglichen Eigenschaften im Vereine mit einem umfassenden, tief gebildeten Geist und dem großen, künstlerischen Talente, das die gütige Natur ihm verliehen hatte, stellten in ihm eine geschlossene Persönlichkeit von seltenen, ja einzigen Vorzügen hin. Es ging von ihm eine Kraft aus, die Alles, was sich ihm in offener Weise nahete, mit dem Geiste wahrer Humanität berührte, und die Herzen in dauernder Gesinnung an ihn fesselte. Darf man ihm einen Vorwurf machen, so ist es der, daß er seine Güte und Freundlichkeit ohne Wahl austheilte, daß er kostbare Zeit und inhaltreiche Reden an Unverständige verschwendete, daß er mit mittleren und mäßigen Talenten allzu kühne Hoffnungen verband, daß er erheblicheren Talenten durch allzu warme Anerkennung bisweilen schadete. Doch dieser Vorwurf würde ja nur neue Vorzüge seines Herzens begründen, das so reich war an innerem Gehalte. Schnorr von Carolsfeld war eine durchaus edle und innerlich gereifte, auf der Höhe seiner Zeit stehende Persönlichkeit, ein deutscher Mann im echtesten Sinne dieses Wortes. Und so war er denn geehrt und geliebt von Vielen, wie selten ein Mensch, und ich glaube Manchem unter diesen Vielen eine Freude zu bereiten, wenn ich hier einige Charakterzüge zum Bilde des Heimgegangenen zu zeichnen suche.

Ich darf die Nachrichten über sein äußeres Leben, die in jedem geeigneten Nachschlagebuche sich finden, hier nicht wiederholen, aber ich darf auf die anziehende Schilderung von des Meisters „Lehr- und Wanderjahren“ hinweisen, die Max Jordan im zweiten Bande der „Zeitschrift für bildende Kunst“ veröffentlicht hat. Ich glaube, nur an einige wenige Angaben hier wieder erinnern zu sollen. Schnorr war am 26. März 1794 zu Leipzig geboren, er besuchte die dortige Thomasschule und bezog im Jahre 1811 die Kunstakademie zu Wien, von welcher ein Jahr vorher Overbeck, wegen der neuen Kunstrichtung, die in ihm sich ankündigte, verwiesen worden war. Schnorr kam innerlich und künstlerisch wohl vorbereitet dorthin, und ich kann hinzufügen, daß es ganz besonders zwei Bücher künstlerischen Inhaltes waren, welche auf die Kunstbegriffe und Ziele des Jünglings einen maßgebenden Einfluß geübt hatten. Ich kann dies mit des Meisters eigenen Worten beurkunden, die er mir im Jahre 1867, als ich ihm das von mir neu herausgegebene und ihm gewidmete Fernow'sche Buch über den Altmeister und Vorkämpfer Carstens übersandt hatte, unter anderem schrieb: „Ich habe seit den wenigen Tagen, in welchen ich der Besitzer des Werkes geworden bin, nicht die nöthige Ruhe ge-

funden, um darin zu lesen. Ich darf Ihnen aber sagen, daß das Buch in der alten, durch Fernow ihm gegebenen Form in den Jahren 1808 bis 1810, nebst Lessing's Laokoon, das Hauptbuch für mein Studium war und daß bei der erneuten Begegnung mit dem Werke mir eine unerwartete, hohe Freude geworden ist." Diese frühe Bildung an klassischen Büchern über Kunstdinge ist jedenfalls beachtenswerth, nur möchte es auffallen, daß Winckelmann's Schriften nicht mit in den Kreis der Studien gezogen waren. Wir finden dann Schnorr in Wien einer Richtung hingegeben, die von derjenigen, welche auf jenen klassischen Kunststudien beruht, sich zu entfernen scheint, und deren Hauptdenkmal das zu Leipzig befindliche Gemälde des heiligen Rochus ist. Dieses sehr schöne Werk athmet ganz eine romantische Empfindung und zeigt einen Rückgang auf mittelalterliche Kunstart deutlich an; und dabei ist es so tief, innig und edel in allen Theilen gefühlt, es strebt durchweg auch nach reiner Vollendung der Form, und verräth den hingebendsten, liebevollsten Fleiß. Es führt ganz in die Sinnesweise und das Gemüth des damals vierundzwanzigjährigen Künstlers ein. Nach Vollendung dieses Werkes ging Schnorr im Jahre 1817 nach Rom, wo er Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck, Koch und so viele andere bedeutende Männer fand. Er schloß sich eng an Cornelius und Overbeck an, und erblickte in diesen fortan, sein ganzes Leben hindurch, seine eigentlichen Lehrer und Führer. So ist er denn auch kunstgeschichtlich vorzugsweise als ein Genosse von Cornelius anzusehen, ja er ist es im eigentlichen Sinne, durch welchen bis in diese Tage die Cornelius'schen Grundsätze den jüngeren Künstlern in lebendiger, selbstständiger Frische immer von neuem und neuem übermittelt worden. In Rom erhielten Cornelius, Overbeck und Schnorr vom Marchese Massimi den gemeinsamen Auftrag, in dessen Villa beim Lateran drei Zimmer mit Frescodarstellungen aus den drei großen Dichtern Italiens, Dante, Ariosto und Tasso, zu schmücken. Es fiel Schnorr der große, für den Ariost bestimmte Mittelraum zu und er unterzog sich seiner Aufgabe mit aller Kraft bis zur Vollendung des Werkes, während Cornelius nur bis zu vorbereitenden Arbeiten kam, da der an ihn ergangene Doppelruf ihn bald von Rom hinweg nach Düsseldorf und München führte, — Overbeck aber die Mithülfe seines Schülers Führich in Anspruch nahm. Ich will nnd kann hier nicht auf eine Schilderung und künstlerische Würdigung der Schnorr'schen Malereien in der Villa Massimi eingehen, aber ich kann in Bezug auf die nächste große Wendung im Schicksale unseres Meisters einige beachtenswerthe Urkunden beibringen, die ich der Güte des Verewigten selber zu verdanken habe, und deren Mittheilung mir wichtiger scheint als die Besprechung schon so oft besprochener und allgemein bekannter Werke. Diese Urkunden bestehen in dem Briefwechsel, der zwischen Cornelius und Schnorr stattfand in den Jahren 1825 und 1826, als es sich um Schnorr's Berufung nach Düsseldorf und München handelte, und den ich um so lieber veröffentliche, als mir Schnorr denselben auf meine Bitte schon vor einigen Jahren „zu völlig freier Benutzung ganz nach meinem Ermessen" mitgetheilt hatte.

Nach dem im Jahre 1824 erfolgten Tode des Münchener Akademie-Directors Langer hatte Cornelius nämlich den Antrag erhalten, die Directorstelle in München, wo er ja die großen Malereien in der Glyptothek ausführte, zu übernehmen, und er hatte sich hierzu bereit erklärt. Demgemäß wurde die Düsseldorfer Directorstelle, die er bis dahin inne hatte, frei und sie mußte neu besetzt werden. Cornelius verwendete sich aufs nachdrücklichste dafür, daß Schnorr ihm zum Nachfolger gegeben werde, damit die von ihm am Rheine gepflanzte schöne Saat in demselben Sinne und Geiste liebevoll weiter gepflegt werde. Aber dem Einflusse der Schadows in Berlin gelang es, diese glückliche Maßnahme zu kreuzen und zu bewirken, daß mehrere Berliner Maler mit Wilhelm Schadow an der Spitze nach Düsseldorf geschickt wurden. So ward Wilhelm Schadow Director der Kunstakademie zu Düsseldorf und der Gründer der seitdem allgemein sogenannten Düsseldorfer Schule.

Nachdem somit diese Stelle in Düsseldorf für Schnorr verloren gegangen war, bemühte sich Cornelius, den Freund nach München zu ziehen, und er empfing hierzu die Ermächtigung Seitens des Königs Ludwig. In den hier nun sogleich nach-

folgenden Briefen findet sich anfangs eine Unklarheit, welche daraus entsprungen war, daß Cornelius an Schnorr in Rom den Antrag in Bezug auf München machte, ehe er ihm das Scheitern der Düsseldorfer Absichten gemeldet hatte. Dies erläuterte Schnorr selbst in einigen Zeilen, mit denen er die Uebersendung dieser Briefe an mich begleitete, und die in der Hauptsache so lauten: „Meine Briefe an Cornelius werden Ihnen, was die ersten anbelangt, nicht gleich ganz verständlich sein. Der Brief vom 26. Januar 1826 wird Ihnen aber zeigen, daß ich von Anfang an wußte und erstrebte, was ich wünschte und wollte. Cornelius hat zuerst an die Düsseldorfer Stelle für mich gedacht und Veranlassung gegeben, ohne irgend eine Anregung von meiner Seite, daß Niebuhr und Bunsen sich für mich verwendeten. Als Cornelius vom König Ludwig den Auftrag erhielt, mir die Münchener Stelle anzubieten, vergaß er, was er für Düsseldorf gethan hatte, und er setzte mich in die peinliche Lage, ohne meine Schuld zwischen zwei Stühle zu kommen. Der Brief vom 26. Januar 1826 wird, wie oben gesagt, die wahre Lage der Verhältnisse Ihnen deutlich machen. Sollte dieses noch nicht der Fall sein, so bitte ich, mich davon zu unterrichten. Ich werde dann die nöthigen Erläuterungen geben. Der edle Cornelius war unfähig eines doppelten Spieles, konnte aber über neue Gedanken leicht die alten vergessen und geschäftlichen Wirrwarr anrichten, der eine consequente Redlichkeit in die entsetzlichsten Verlegenheiten brachte." Gewiß hat Schnorr mit dieser Erklärung, daß Cornelius die Düsseldorfer Angelegenheit augenblicklich vergessen hatte, in gewissem Sinne Recht, aber mir scheint eher, daß Cornelius annahm, Schnorr sei bereits durch die öffentliche Kunde oder durch Berliner Briefe von Schadow's Berufung unterrichtet worden, und daß er jene Angelegenheit deshalb um so lieber nicht erwähnte, weil er über ihren Ausgang beschämt und erzürnt war. Diese Stimmung wird aus dem herben Briefe, den Cornelius unterm 10. Februar 1826 schrieb, völlig ersichtlich.

Eingeleitet wird nun der Briefwechsel durch ein Schreiben von Schnorr, welches den Blick in die auf Düsseldorf bezüglichen Vorverhandlungen öffnet und allerdings darthut, daß Schnorr eine besonders warme Neigung für diese Angelegenheit nicht gehabt zu haben scheint. Hiermit stimmt es überein, wenn Schnorr mich in den oben mitgetheilten Zeilen darauf aufmerksam macht, daß er von Anfang an in seinen Wünschen und Absichten klar und fest gewesen sei. Daß diese Wünsche sich nach München richteten, wo ihm an Cornelius' Seite ein großes Feld geöffnet werden konnte, wird aus den weiteren Briefen ganz klar. Das erste einleitende Schreiben ist folgendes:

„Durch eine schriftliche Mittheilung unseres Freundes Ringseis habe ich erfahren, daß du eine deutlichere Erklärung von mir verlangst als die, welche ich in jenem Briefe gegeben habe; welche allerdings kein entschiedenes Ja oder Nein enthielt, indem ich darin die Sache also stellte, daß die Entscheidung nicht wohl von mir selber abhängen sollte, als davon, ob du mich selbst für den rechten Mann hieltest, und dir es möglich wäre, mir die Stelle zu verschaffen.

„Ich wollte, es hätte bey dieser ersten Erklärung bleiben können, die, so unbefriedigend sie auch für dich war, doch meiner ganzen Lage am besten entsprach. (Denn wie sollte ich eine entschiedene Erklärung in einer Sache, die ich selbst noch gar nicht übersehe, nicht soviel als möglich vermeiden und lieber auf einen Punkt hinausschieben, wo meine Verhältnisse sich mehr entwickelt haben und die Sache mir selber näher getreten?) Doch da du eine bestimmte Antwort willst, so gebe ich sie hiermit ohne Umschweife:

„Kannst du mir die Stelle unter günstigen Bedingungen verschaffen (worunter ich besonders die größtmöglichste Freyheit verstehe, in vorkommenden Fällen, auch an anderen benachbarten Orten mit Zöglingen der Akademie Arbeiten ausführen zu dürfen), so nehme ich sie gerne an. Zu gleicher Zeit gebe ich dir hiermit das Versprechen, in dem Falle, daß mir die Stelle würde, sie mit Eifer und Treue und nach Kräften gut zu versehen.

„Damit dir aber keine der Schwierigkeiten, die Sache durchzusetzen, verborgen bleibe, muß ich dich auf eine aufmerksam machen, welche (was mich betrifft) mir die größte scheint. Soviel ich aus den Aeußerungen unseres Freundes R. habe schließen können, gedenkst du im Frühjahre 1825

deine Verhältnisse abzubrechen. Ich kann Rom auf keine Weise eher verlassen, als im Frühjahre 1827; denn so lange bin ich durch meine Arbeit hier gebunden. Da liegen nun zwey volle Jahre dazwischen. Wie soll da geholfen werden?

„Was Begasse* betrifft, so habe ich für besser befunden, ohne bestimmten Auftrag von deiner Seite, ihm nichts von dieser Sache mitzutheilen. So viel ich über seine Gesinnung und über seine Verhältnisse zu urtheilen vermag, glaube ich sagen zu können, daß er die Stelle annehmen würde. Was seine Tüchtigkeit angeht, so bin ich überzeugt, daß er der beste für sie wäre."

Zwischen diesem und dem folgenden Schreiben liegt der Abschluß der Düsseldorfer Angelegenheit in dem von Cornelius nicht gewünschten Sinne. Cornelius, der nun ausschließlich zu München sich befand, faßte dort seine neuen Verhältnisse sogleich scharf ins Auge und suchte geeignete Kräfte zur Neubildung der Akademie an sich zu ziehen. Daß er hierbei vor allen Anderen zuerst an Overbeck und Schnorr dachte, ist ganz selbstverständlich. Mit Ermächtigung und im Auftrage des Königs Ludwig richtete er dann an beide Meister Aufforderungen, von denen die an Schnorr gesandte wie folgt lautet:

München, d. 13. Dezember 1825.

„Theuerster Freund und Genosse!

„Du sprachst einmal bei mir den Wunsch aus, an meiner Seite für die Sache der vaterländischen Kunst tapfer mitwirken und die Philister in die Flucht schlagen zu helfen; diesen guten Wunsch hat Gott vollkommen erhört und alles geht nun in Erfüllung, was dein muthiges Herz verlangt.

„Mein theurer König und Herr trägt mir auf, dich einzuladen, Theil zu nehmen an großen ruhmwürdigen Unternehmungen für vaterländische Kunst auf vaterländischem Boden durch Werke und Lehre; er läßt dir die Stelle eines Professors mit dem etatsmäßigen Gehalt von 1150 Fl. nebst der Aussicht auf eine große Thätigkeit in der Kunst, welche deinem Sinn und Talent angemessen sein und verhältnißmäßig honorirt werden wird, anbieten.

„Der König wünscht so bald als möglich deinen Entschluß zu wissen, und daß die Sache geheim gehalten werde vor der Hand; auch möchte der König wissen, bis wann deine Arbeit bei Massimi vollendet sein wird. Berathe dich mit Overbeck, an ihn ist derselbe Ruf ergangen. Gott möge deinen Geist erleuchten, damit du das Beste für dich und die Kunst erwählen mögest! von mir aber glaube, daß keiner dich mehr lieben und dein herrliches Talent mehr schätzen kann. Grüße mir alle Freunde, besonders Bunsen, und den ehrlichen treuen Plattner; ihm darfst du schon alles sagen, er wird sich herzlich freuen. Nun Gott befohlen, du treues Herz! schreibe recht bald deinem Cornelius."

Hierauf antwortete Schnorr:

Rom, d. 31. Dezbr. 1825.

„Theurer Cornelius!

„Meine ganze Antwort auf deinen lieben Brief würde in nichts anderem als einer freudigen Einstimmung in die Absichten Sr. Maj. des Königs bestehen, wenn ich nicht die Verbindlichkeit anerkennen müßte, von Seiten der preußischen Regierung eine bestimmte Antwort hinsichtlich der Düsseldorfer Stelle abzuwarten; eine Verbindlichkeit, die ich seit der Zeit mir auferlegt habe, in welcher ich mich durch eine wiederholte Aufforderung von dir bestimmen ließ, die Annahme dieser Stelle zuzusagen für den Fall, daß man sie mir unter günstigen Bedingungen geben wollte: durch welche Erklärung ich nicht nur dich ermächtigte, mich vorzuschlagen, sondern auch die Veranlassung gab, daß dein Vorschlag auch von andern Seiten her unterstützt wurde. (Niebuhr, Bunsen.)

„Um nun bald meines Schicksals gewiß und im Stande zu sein, dir eine entschiedene Antwort geben zu können, so werde ich mir aus Berlin binnen zwey Monathen eine Entscheidung erbitten. Gott gebe, daß sie also ausfalle, wie sie meinem Berufe am angemessensten ist. Meine Wünsche sind unbedingt auf München gerichtet, hoffentlich werden Beruf und Wünsche diesmahl auf einen Punkt führen.

„Meine Arbeit in Villa Massimi werde ich, wenn ich gesund bleibe, zu Anfang des Jahres 1827, also von jetzt an in einem Jahre, gewiß beendigt haben. Höchstens nur ein Paar Monathe länger könnte sie mich beschäftigen, wenn ich einen früheren Plan ausführte, nehmlich in den Monathen

* Aeltere Schreibweise des Namens der Künstlerfamilie Begas.

Juni bis November eine Reise nach Deutschland machte, einen Plan, den ich aber gewiß aufgeben werde, sobald ich meiner Sache in Betreff Münchens gewiß bin. In diesem Falle würde ich die Sommermonathe zu einer Reise nach Neapel benutzen, um dort die alten Fresken, Vasengemälde ꝛc. zu studiren, da ich nach den Absichten des Königs mich wohl in der alten homerischen Welt würde bewegen müssen.

„Ob dieses Schreiben ein Brief von Overbeck begleiten wird, kann ich noch nicht sagen. Der Antrag hat ihn gewiß ebenso erfreut wie mich, doch fürchte ich, sind die Hindernisse, die ihm im Wege liegen, allzugroß, als daß er seinem Herzen nach in dieser Sache entscheiden kann.

„Gott führe uns Alle gnädiglich und womöglich also, daß wir einst ihm gemeinschaftlich für seine Führung danken können."

Der Leser ersieht aus diesem Schreiben, daß Schnorr, wie bereits gesagt, zu dieser Zeit, als der Münchener Antrag an ihn gelangte, vom Ausgange der Düsseldorfer Angelegenheit noch keine Kenntniß hatte. Er glaubte, daß Cornelius die Dinge verwirre, und antwortete ihm deshalb mit jenen Vorbehalten. Allein der jetzt mitzutheilende, schon erwähnte Cornelius'sche Brief vom 10. Januar 1826 zeigt, daß Cornelius voraussetzte, Schnorr sei bereits von Allem unterrichtet.

„Es ist mir, mein theuerster Freund, unerklärlich, daß du noch nicht über den wahren Stand der Dinge in Bezug auf deine Verhältnisse mit Preußen unterrichtet bist; ich mußte nach den aufrichtigsten und eifrigsten Bemühungen die Sache aufgeben; um dich zu überzeugen, füge ich eine Stelle aus dem Schreiben des Ministers Altenstein bey; sowohl Niebuhr als auch das Curatorium der Düsseldorfer Akademie haben sich eben so fruchtlos als ich für dich verwandt, sie wollen in Berlin nur einen königlich preußischen Raphael dort hinsetzen, wie sie denn überhaupt so viel nordische Hungerleider als möglich an den schönen Rhein zu impfen suchen, die dann sich aber auch nachher wie die Filzläus dort einfressen. — Nun aber habe ich aus Briefen aus Düsseldorf und Bonn erfahren, daß Schadow dieser königlich preußische Raphael sein soll, ich fürchte, er wird dort eine traurige Figur machen.

„Wie dem auch sei, so komme ich auch diesmahl wieder im Auftrage meines theuren Herrn, der dir sagen läßt, dich so bald als möglich zu entscheiden; ihm ist der größere Theil der hiesigen Professoren zuwider und wünscht, daß die Schule ein Ganzes bilde und etwas daraus hervorginge, was das Tageslicht nicht zu scheuen braucht; ich selbst will dich nicht ungewarnt lassen, damit du dich nicht zwischen zwei Stühle setzest. — Grüße den lieben theuren Overbeck und ermuntere ihn, mir bald etwas erfreuliches zu schreiben, möchte es der Himmel fügen, daß wir hier vereint den Acker der Kunst bearbeiten, denn vereinzelt ist auch der Tüchtigste nur ein Halber; die Veranlassung ist gegeben, die Umstände sind günstig, die Ernte reif: wo bleiben die Schnitter?

„Nun Gott befohlen, grüße die gemeinsamen Freunde und behalte mich in freundlicher Erinnerung Dein

P. Cornelius."

München, d. 10. Jenner 1826.

Die in dem Briefe genannte Anlage, die einem Schreiben des Ministers von Altenstein an Cornelius entnommen war, ist diese:

„Mit aufrichtiger Erkenntlichkeit habe ich Ihre Mittheilung über die Fortführung Ihrer Schule in Ihrem Geiste empfangen. Es war mir solche ein neuer Beweis Ihres mir so schätzbaren Vertrauens und der Liebe, mit welcher Sie Sich der Gründung der dortigen Kunstschule hingegeben haben. Um auf Ihre Idee vollständig und zweckmäßig eingehen zu können, war erforderlich, Seiner Majestät dem Könige über diesen Gegenstand ausführlichen Vortrag zu halten und hierauf die Allerhöchste Entschließung zu erwarten, nach deren Eingang ich Ihnen nunmehr folgendes erwidern kann. Da Seine Majestät sich nicht dafür haben erklären wollen, daß bei der dortigen Kunstschule nach Ihrem Abgange die Malerei al Fresco als Hauptstudium betrieben werde, und da aus diesem Grunde der Maler Julius Schnorr — dessen Tüchtigkeit in der al fresco Malerey ich mit Ihrer Empfehlung bemerkt hatte — nicht näher berücksichtigt, — — —

„Sie würden mich daher sehr verbinden, wenn Sie mir in dieser Beziehung Ihre Ideen mittheilen und Ihre Meinung auch darüber äußern wollten, welchem Berliner

oder anderm einheimischen Künstler Sie wohl zutrauen ꝛc. ꝛc."

Ein Punkt möchte hier besonders noch zu erörtern sein, nämlich die Mißstimmung bei Cornelius, die sich in dem spottenden Ausdrucke „königlich preußischer Raphael" ausspricht. Cornelius hatte während seiner Amtsführung in Düsseldorf mit der Staatsregierung in den besten Verhältnissen gestanden, sich eines unbedingten Vertrauens und sehr großen Entgegenkommens zu erfreuen gehabt. Man bedenke nur, daß er regelmäßig während des Sommerhalbjahres nach München zur Ausführung der Malereien in der Glyptothek beurlaubt war. Diese wohlthuende und auszeichnende Behandlung erkannte Cornelius vollkommen an und erwiederte sie durch eine treue Anhänglichkeit an den preußischen Staat, die, als es sich im Jahre 1841 um seine Niederlassung in Berlin handelte, sich von nicht geringem Einflusse erwies. Aber freilich, das kannte Cornelius nicht begreifen, daß man das am Niederrhein aufblühende Kunstleben nicht anerkennen, daß man die dort in Uebung stehende Monumental-Malerei nicht weiter ausgeübt sehen wollte. Man erblickt in dieser Thatsache den Widerstreit, welcher die neuere deutsche Kunst so vielfach von Anfang trennte und der vorzugsweise in Gottfried Schadow und in dessen Sohne Wilhelm gegenüber den Meistern der klassischen Kunst von Carstens bis Rauch und Schnorr, sich verkörperte; und man wird daneben sich wundern müssen, daß in einem Falle, wo es sich um große Lebensfragen der Kunst handelte, von maßgebender Stelle aus die Wahl auf einen Berliner oder anderen einheimischen Künstler eingeschränkt wurde, zumal von eben dieser Stelle aus zehn Jahre früher die nachdrücklichsten Schritte zur Gewinnung des französischen Altmeisters Jacques Louis David wiederholt gemacht worden waren. Wenn man damals sich nicht scheute, ein Glied des fremden Volkes, das eben siegreich niedergeworfen worden war, in eine hohe, ehrenvolle Stellung zu berufen, so scheute man sich jetzt, über den allerengsten Kreis hinauszugehen. So hatte sich der Wind gedreht. Die tieferen Ursachen liegen gewiß in den allgemeinen politischen Wandlungen, aber die eigentlich wirkenden Umstände kann und darf man ausschließlich in dem Einflusse der Schadows, besonders des Vaters suchen, welcher letztere vielfachen persönlichen Verkehr mit dem Hofe hatte und beim Könige beliebt war. Will man eine Vorstellung von diesen Beziehungen Gottfried Schadow's bekommen, so darf man nur dessen Buch „Kunstwerke und Kunstansichten" durchblättern. Dabei würde man auch hinreichende Gelegenheit finden, sich von Schadow's Stellung zur gesammten klassischen Kunstrichtung, wie seiner feindseligen Stimmung gegen die Personen eines Carstens, Cornelius, Overbeck, Thorwaldsen und anderer bedeutender Künstler zu überzeugen. Diese Verhältnisse kannte Cornelius und offenbar kränkte es ihn, daß seine wohlerwogenen, nur der Sache gewidmeten Vorschläge unbeachtet blieben, jenen Einflüssen aber Thür und Thor geöffnet wurde. Dieser Stimmung machte er in obigem Briefe Luft; er verspottete zugleich die Engherzigkeit der Anstellenden und die ungeeignete Persönlichkeit des Angestellten, indem er diesen als „königlich preußischen Raphael" bezeichnete.

Ich komme jetzt wieder auf die weiteren Verhandlungen zurück und lasse Schnorr's Antwort auf den Cornelius'schen Brief folgen:

Rom, 26. Januar 1826.

„Theuerster Cornelius!

„Nach deinem letzten Briefe muß ich glauben, daß du meine Antwort nicht so genommen hast, wie sie gemeint war. Du scheinst das Zurückhalten einer entschiedenen Einstimmung in die Absichten Seiner Majestät des Königs entweder leeren Bedenklichkeiten oder gar einem Schwanken in meinen Wünschen und Willen zuzuschreiben. So war aber die Antwort nicht gemeint und so konnte sie ihrem Inhalte nach gar nicht genommen werden. Sie sprach das aus, was ich jetzt von neuem ausspreche: daß der Antrag des Königs mich nicht nur höchlich erfreut, sondern das erfüllt hat, was ich mir schon seit vielen Jahren sehnlichst wünschte, und worauf ich mit ganzer Seele eingehe, sobald ich meine Freiheit wieder habe; und diese Freiheit habe ich wieder in wenig Wochen; sobald nehmlich die nach Berlin abgegangenen Briefe beantwortet sind.

„Ich versichere dich, daß es mir sehr schwer geworden ist, die Verbindlichkeit anzuerkennen, die mir mein früher **dir** gegebenes Wort auferlegte und indem ich mich den nun einmahl eingetretenen Umständen unter-

warf, hatte ich das Gefühl, als ob ich das Glück meines Lebens (welches sich für mich nun einmahl an die für München gewonnenen Aussichten geknüpft hat) auf das Spiel setzte, um das zu erfüllen, was die Pflicht zu fordern schien. Hätte dein erster Brief den Auszug aus Altenstein's Brief enthalten, so wäre alles sogleich beendigt gewesen, du hättest mit umgehender Post ein freudiges Jawort erhalten; nun aber war mir nicht die mindeste Antwort auf deinen Vorschlag an das preußische Ministerium bekannt geworden, war es zu umgehen, diese Antwort mir zu erbitten? — Bunsen übernahm es, in dieser Angelegenheit an Altenstein zu schreiben. Ich verlangte in zwey Monaten Antwort zu haben, versprach aber natürlich bis dahin mit meiner Entscheidung zu warten; muß ich nun nicht diese Antwort abwarten, obwohl deine, leider um 10 Tage zu spät angekommene Mittheilung mir die Gewißheit einer gewünschten abschlägigen Antwort giebt?

„Ich bitte dich, theuerster Freund, du wollest mich nicht kränken, indem du meine große Freude bezweifelst, die die zu hoffende nahe Erfüllung so großer und schöner Hoffnungen mir gemacht hat, du wollest die Umstände anerkennen, die mich nöthigten so zu handeln, wie ich handelte, du wollest (wenn die Gelegenheit sich biethet) dem König die Lage der Sachen erklären und ihn bitten, mir es nicht entgelten zu lassen, daß ich meine Pflichten gegen Andere erst treulich erfülle, ehe ich ihm meine Dienste zusage, sage ihm, daß ich mich sehne danach, mich seinen Diener nennen zu können, und daß von dem Augenblicke an, in welchem ich ihn meinen König und Herrn nenne, ich Bayern als mein Vaterland betrachte, zu dem ich mich mit allen Kräften und Wünschen sehne. —

„In wenigen Wochen gewiß, vielleicht mit umgehender Post, bekomme ich meinen Bescheid aus Berlin. Unmittelbar darauf schreibe ich dir wieder und dann steht mein Schicksal in deines Königs Händen.

„Grüße den lieben Ringseis und seine Frau und bleibe du getreu deinem treuen Freunde

Julius Schnorr."

Cornelius ließ nun die von Schnorr geforderten zwei Monate Wartezeit verstreichen und überraschte ihn dann mit einer Ernennung, in welcher auch hinsichtlich des von Schnorr geäußerten Wunsches, zunächst die Arbeiten bei Massimi beendigen zu müssen, in vorsorglicher und ehrender Weise Bedacht genommen war. Cornelius schrieb:

„Abschrift: Sobald Julius Schnorr in diesem oder im nächsten Jahre hier eintrifft, wird derselbe Professor bei der hiesigen Akademie der Künste. Den ausgezeichneten Künstler, den rechtschaffenen Mann in meinem Dienst zu haben, sehe ich als wahren Gewinn an. Dem Marchese Massimi werde ich meinen Wunsch wissen lassen.

29. März 26. Ludwig."

„Dieses sind die Worte meines und (hoffentlich) deines Königs auf deinen letzten Brief als Antwort und somit wünsche ich dir und uns Glück; ich habe durch Gottes Hülfe vorgearbeitet, vereint werden wir die Philister gänzlich überwinden, und dann fängt das Rechte erst an, — möchte es mir gelingen, Overbeck hierher zu bringen, ich gebe die Hoffnung nicht auf, obschon sie sehr schwach ist. — Nun Gott befohlen, erhalte mir deine Freundschaft und dein Vertrauen.

München, den 30. März 1826.

P. v. Cornelius."

Die nunmehr endgültig zusagende Antwort von Schnorr liegt mir leider nicht vor, doch kann sie, soweit die Angelegenheit der Berufung hier in Frage kommt, Neues nicht enthalten haben. Es folgt nur noch ein Brief von Cornelius, der nicht einmal mehr eigenhändig geschrieben, sondern nur von ihm unterzeichnet ist, der aber in anziehender Weise die Rücksichtnahme veranschaulicht, mit welcher damals von Seiten des Königs Ludwig die Künstler behandelt wurden. Später hörte dies bekanntlich auf, ja, es schlug selbst in das Gegentheil um. Der Brief lautet:

„Lieber Freund!

„Wegen deines Eintrittes in unsere Akademie ist mir von Seiten Seiner Majestät des Königs geäußert worden, es sey nöthig, daß du vorher um das Indigenat anhieltest. Der König wünscht ausdrücklich, du möchtest dieß nicht als eine unnöthige Belästigung oder vielleicht gar als dem bisherigen Gang der Unterhandlung und deinem Standpunkte unangemessen betrachten; es

sey eine in der Verfassung vorgeschriebene Formalität, die deshalb nicht umgangen werden könne. Um dir keine Mühe mit diesem Gegenstande zu machen, ist das Gesuchs-Formular bereits ausgefertigt worden und wird dem officiellen Ruf beigelegt werden, welchen du durch das Ministerium des Auswärtigen erhalten wirst, so daß du nur deinen Namen darunter zu setzen und es durch die Gesandtschaft zurückzusenden brauchst.

„Mit herzlicher Freundschaft
P. v. Cornelius."

München, den 4. December 1826.

So hatten Schnorr's Wünsche denn eine glückliche Erfüllung erreicht und der treffliche Meister fand sich im Jahre 1827 zu München ein, um an der Seite von Cornelius rüstig mitzuwirken an dem von mächtigen Hoffnungen und großen Kräften gestützten Baue der deutschen Kunst. Reich mit Schätzen, die seine Hand gefördert, kehrte Schnorr in das Vaterland heim, er zeigte in diesen schon seine seltene Vielseitigkeit, seine gediegene Sicherheit in den Hülfswissenschaften seiner Kunst, seinen unermüdlichen, großen Fleiß. Seine Landschaftszeichnungen offenbarten ihn als einen Meister stilvoller Auffassung der Natur, der neben Koch und Schinkel ebenbürtig in den Reihen der älteren Landschafter unserer neudeutschen Kunst obenan steht. Die Bildnisse zahlreicher Freunde ließen sogleich seine sichere Auffassung des Lebens, die das Wesentliche des Charakters hervorzuheben suchte, erkennen, seine Architekturen zeigten ihn als Meister der Perspective im Besitze der verständnißvollsten Kenntniß architektonischer Stilformen und baulicher Bedingungen. Seine Studien bezeugten die sich nie genug thuende Arbeitslust und seine Erfindungen legten eine selbständige und bedeutende dichterische Kraft dar, die überall, wo sie sich hinwendete, sich auch bewährte. Neue große Aufgaben traten nun Schnorr in München entgegen und er löste sie alle in würdigster und ausgezeichnetster Weise. Besonders seine Nibelungensäle im dortigen Schlosse müssen selbst dem Widerstrebenden Anerkennung und Bewunderung abnöthigen, denn sie sind als Ganzes ein entschieden ergreifendes Werk, das ein großes, allseitiges Talent mit voller Tüchtigkeit erfunden, entwickelt und ausgeführt hat. Das vaterländische Heldengedicht ist uns Nachgeborenen hier in lebensvollen, sprechenden Gestalten und Handlungen vor Augen gebracht und wir sehen uns inmitten einer sagenhaften, lange verklungenen Zeit wie dahin gehörig und heimisch. In dem Ausbau der architektonischen und landschaftlichen Hintergründe bewährte auch hier Schnorr seine ganze Meisterschaft, wie denn auch die technische Ausführung gleichmäßig, kräftig und harmonisch ist, obwohl nicht durchweg alle Localtöne lebendig und frisch genug erscheinen. Es ist ein gewaltiger Schritt, den der Meister von dem Ariostsaale der Villa Massimi zu diesem Werke hin gethan hat!

Die zweite große Unternehmung Schnorr's in München sind die Kaisersäle, allein diese Malereien rühren mit Ausnahme eines Bildes nicht von des Künstlers eigner Hand her und die fremden Hände reichten nicht an des Meisters Absichten, so daß die Ausführung allerdings an vielen Mängeln leidet, sowohl in geistiger Hinsicht als in technischer. Zudem sind die im enkaustischen Verfahren ausgeführten Bilder durchweg sehr gelb und dadurch sehr unharmonisch geworden. Das erwähnte einzige Bild, das Schnorr selbst gemalt hat, „Rudolf von Habsburg, wie er dem Priester sein Roß gegeben" sticht gewaltig aus den übrigen Arbeiten heraus. Es ist sehr erfreulich, daß die sächsische Regierung schon vor einigen Jahren sich in den Besitz der Cartons zu den Malereien in diesen Kaisersälen wie in jenen Nibelungensälen gesetzt hat und nun deren Aufstellung im alten Galeriegebäude zu Dresden vorbereitet.

Neben diesen großen Arbeiten gingen zahlreiche kleinere und eine äußerst erfolgreiche Thätigkeit an der Akademie her, aber nachdem Cornelius in dem Jahre 1841 München verlassen hatte, brachen die schon seit einiger Zeit wirkenden, aber bis dahin zurückgehaltenen Gegensätze, die künstlerischer und persönlicher Art waren, mit Gewalt hervor und erzeugten allmälig Zustände, in denen Schnorr sich nicht mehr wohl fühlen konnte. Ich werde weiter unten eine Ansprache mittheilen, die Schnorr in jener Zeit hielt und in der er seine künstlerischen Grundsätze als eine Verwahrung gegen die hereinbrechenden Uebelstände

niederlegte. Für Schnorr endigte der unerquickliche Kampf damit, daß er Cornelius' Beispiel befolgte und das Feld in München räumte. Er ging im Jahre 1846 nach Dresden, wo er die Leitung der dortigen Gemäldesammlung und ein Lehramt an der Akademie übernahm.

Die Dresdener Zeit bot Schnorr allerdings nicht Gelegenheit zu großen monumentalen Werken, aber sie ist reich an mannigfachen, hervorragenden Denkmälern, unter denen obenan die schon früher begonnene, aber nun zum Abschluß gebrachte „Bibel in Bildern" steht; ein Volksbuch edelster Art von durchaus deutschem Geiste und deutschem Wesen, das unter seinen 240 Darstellungen allerdings auch schwächere Blätter, aber eine große Fülle der ausgezeichnetsten Erfindungen und eine erhebliche Zahl ganz vollendeter Compositionen enthält. Die hierin sich ankündigende Ungleichheit mag überraschen, allein wenn man Schnorr's Gesammtthätigkeit überschaut, so wird man sie vielfach wieder antreffen und sie in Verbindung mit einem zeitweisen Schnellarbeiten als die eigentliche schwache Seite in dieser so groß und edel angelegten Künstlernatur erkennen. Man wird bei Schnorr Werke finden, die an Höhe der Erfindung, an bedeutender Entwicklung und stilvoller Durchführung, an Kraft und Tiefe nahe zu Cornelius hinreichen, — man wird in der Gesammtheit seiner Leistungen die schon gerühmte Vielseitigkeit, die sichere und umfassende Herrschaft über die Mittel der Darstellung, worin ihn Cornelius keineswegs erreichte, freudig erkennen, — aber man wird auch Arbeiten antreffen, die den Stempel einer gewissen Flüchtigkeit nicht verleugnen. Doch diese Arbeiten treten zurück und aus dem Gesammtbilde von Schnorr's künstlerischer Wirksamkeit leuchtet hell und rein die edelste und treueste Hingabe an die Kunst hervor.

Ich muß es mir versagen, auf die zahlreichen Werke Schnorr's einzugehen. Es entstanden immerfort unter seiner nie ruhenden Hand Oelbilder und Zeichnungen; jene gingen theils in öffentliche Sammlungen über, wie z. B. das eine der Vorbilder zu den Glasfenstern in St. Paul zu London für die Dresdener Galerie erworben wurde oder wie das Wormser Reichstagsbild für das Münchener Maximilianeum bestellt worden war; — diese bereicherten die Mappen manchen Verehrers unseres Meisters. Namentlich zeigte sich hier Leipzig, Schnorr's Vaterstadt, im glänzendsten Bestreben und vom glücklichsten Erfolge, so daß dort mehrere Hundert meist ganz hervorragender Zeichnungen seiner Hand sich im Besitze verschiedener Kunstfreunde vorfinden. Alle diese Werke selbst nur im allgemeinen zu besprechen, würde neue sehr umfangreiche Einzelstudien erfordern, und die Arbeit würde zu einem dicken Buche anschwellen. Bleiben wir also hier bei unserm nächsten Vorhaben und kehren wir wieder zu der Persönlichkeit des herrlichen Mannes zurück.

Ich hatte Schnorr im September des Jahres 1865 kennen gelernt, als er sich auf einige Tage zum Besuche bei Cornelius in Berlin befand, und dabei sogleich in seinem liebenswürdigen Verhalten gegen den älteren Freund auf rührende Weise seinen innern Adel erkennen können. Auch manche seiner Ansichten und Grundsätze gelangten in den Gesprächen zur Mittheilung, so daß, als er schied, ich mich zu ihm aufrichtig hingezogen fühlte. Während er in künstlerischen Dingen mit Cornelius stets übereinstimmte, fanden einige zum Theil schroffe Abweichungen in Sachen der Politik und der Kirche statt. Cornelius war bis zu den Ereignissen von 1866 entschieden groß-deutsch und in Bezug auf Italien antinational, Schnorr huldigte den gerade entgegenstehenden Ansichten; Cornelius war katholisch, Schnorr protestantisch. Man begreift, daß diese Gegensätze in den Unterhaltungen zum Ausdruck gelangen mußten. Ich erinnere mich beispielsweise, daß Schnorr einmal während des Mittagstisches von der damals gerade erschienenen Schrift Röckel's „Die Erhebung Sachsens und das Zuchthaus zu Waldheim" erzählte und über das in diesem Buche geschilderte gleißnerische Benehmen der Geistlichen sprach. Da wies Cornelius auf Silvio Pellico, als auf den erfreulichsten Gegensatz hin und lobte die katholische Geistlichkeit sehr; er ging dann auf die Confessionen über und verhandelte mit dem Professor Wittig aus Düsseldorf, der auch zugegen war, ziemlich scharf über den Werth des Protestantismus. Wir anderen schwiegen still; endlich sagte Schnorr zu Cornelius: „Lieber Cornelius, du hast jetzt gesprochen,

aber es ist nicht so, wie du sagst. Dies muß ich dir erklären; ich muß für mich und die Meinigen eintreten. Du stehst in einem anderen Lager." Cornelius sah die Berechtigung dieser Worte ein und suchte einige Härten seiner Rede dadurch zu mildern, daß er Mancherlei aus seinem früheren Leben erzählte, das beweisen sollte, erzählte mir nachher, daß er ein Jahr zuvor in Dresden mit Cornelius heftig über dieselben Gegenstände gestritten, daß Jeder seinen Standpunkt festgehalten und vertheidigt habe; keiner aber habe zuletzt nachgegeben und so sei nach Beendigung dieses Gespräches eine Spannung der Gemüther zurückgeblieben. Darauf seien beide



Julius Schnorr von Carolsfeld.

wie er die Menschen nie nach den Confessionen beurtheilt habe. Er sagte unter anderem, daß die deutschen Katholiken die protestantische Bildung nicht entbehren oder abweisen könnten, und daß er dies stets erkannt habe, so daß er einmal zu Veit gesagt: „Wenn der letzte Protestant katholisch wird, werde ich protestantisch." Damit wurde dies Gespräch abgebrochen, das unfruchtbar und gefährlich erschien. Schnorr mit ihren Damen spazieren gefahren und während der Fahrt habe sich Cornelius im Wagen plötzlich erhoben und sei, innig gerührt, Schnorr mit den Worten: „Mein Bruder! Mein Bruder!" um den Hals gefallen. So löste sich selbst bei den schroffsten Gegensätzen in Dingen, die beiden Männern gleich hoch und heilig waren, der Widerstreit, zuletzt durch die Liebe gebändigt, in innige Versöhnung auf. Aber

Beide hielten doch ihren Standpunkt fest, und Schnorr theilte bei solchen Gelegenheiten wohl gern mit, wie schon ehedem in Rom der von ihm so hochverehrte Overbeck oftmals Versuche gemacht habe, ihn zu bekehren, aber wie er stets standhaft geblieben sei, und wie er auch aus zwei Disputationen, die er aus Freundschaft zu Overbeck mit einem gewissen Pater Kohlmann und einem Jesuiten des Collegium Romanum angenommen habe, siegreich hervorgegangen sei.

Seit dieser ersten persönlichen Beziehung zu Schnorr habe ich ihn oft wieder gesehen, zu Dresden, zu Berlin, zu Leipzig, und ich hatte sehr bald das Glück, daß er mir eine herzliche und freundschaftliche Gesinnung zuwendete. Es wäre nicht wohl thunlich, hier auf die Stunden gemeinsamen Umganges zurückzukommen und von den inhaltreichen Gesprächen, die sich meist ergaben, zu berichten; nur dies will ich hervorheben, daß sein Haus eine Stätte war, wo der Geist wahrer und hingebender Liebe in Stille und Demuth waltete, und daß deshalb Jeder, der empfänglich ist für diesen Geist, sich dort wahrhaft wohl fühlen mußte. Aus unserm brieflichen Verkehr aber darf ich Einiges hier wiedergeben, das ich glaube Perlen vergleichen zu dürfen in dem reichen, edlen Kranze, den Schnorr in seinen schriftlichen Aeußerungen sich selbst bereitet hat. Ich sehe von ein paar anziehenden Stellen in einem früheren Briefe ab und komme sogleich zu demjenigen, welchen er mir schrieb, als ich im Spätsommer 1866 ihm mein zu dieser Zeit erschienenes Buch über Cornelius gesandt hatte. Wenn ich diesen Brief mittheile, so geschieht dies nur mit Ueberwindung eines Gefühles, das mir sagt, es könne Mancher als Beweggrund dieser Mittheilung eine gewisse schriftstellerische Eitelkeit annehmen. Allein ich sage mir, daß, da ich mich völlig frei von solchem kleinlichen Beweggrunde weiß, mich eine derartige Unterstellung gar nicht berühren könnte, und daß demnach das Bedenken gegen eine Veröffentlichung dieses Briefes, der so wahrhaft bezeichnend für Schnorr ist, von selbst hinfällig wird. Schnorr schrieb mir unterm 26. September 1866:

„Wie kann ich Ihnen sagen, welche Freude Ihr herrliches Buch und Ihr lieber Brief mir gemacht haben und wie kann ich Ihnen genug danken? — Hätten Sie hereinblicken können in unser stilles Haus und sehen können, wie wir versunken sind in der Welt des Geistes, die Sie uns erschlossen haben, als Sie die Pforten des Campo Santo vor uns aufthaten, so würde es der Worte nicht bedürfen, unsere Freude und unsern Dank Ihnen zu schildern. — Und ein Urtheil über Ihr Buch, wie könnte ich es aussprechen, ehe ich das ganz begriffen habe, was Cornelius in seinem Werke der Welt gegeben hat?

„Nehmen Sie also einstweilen die Versicherung an, daß Sie mich sehr glücklich gemacht haben und daß das ganze Haus an meiner Freude den tiefsten Antheil nimmt.

„Wie gern wäre ich am vorigen Sonntag* nach Berlin gekommen, um den Freund und den Meister zu begrüßen. Mir fehlte in letzter Zeit die Rüstigkeit, die zu raschem Entschluß und rascher Ausführung nöthig ist, und so mußte ich mir versagen, was ich so gern gethan hätte. Im Geiste war ich aber bei Euch um dem zu danken, der bei der ersten Begegnung in Rom mir sagte: er habe mich geliebt, noch ehe er mich gesehen, und der nun noch nach mir fragt und mich noch einmal sehen möchte! Ich könnte diese Liebe, diese Güte nicht ertragen, wäre ich mir nicht bewußt, daß auch ich ihn treu geliebt habe, daß nie ein unlauterer Gedanke gegen ihn in mein Herz gekommen ist. Unvergeßlich sind mir die Tage und Stunden, die ich hier und noch im vorigen Jahre bei ihm in Berlin verlebte. Gott schenke mir noch einmal ein so schönes Wiedersehen, wie im vergangenen Jahre es mir zu Theil wurde.

„Grüßen Sie von mir und den Meinen den edeln Meister und seine liebe Signora. Bringen Sie ihm noch nachträglich meinen Glückwunsch zu seinem Geburtstage! — O wüßte er, wie ich ihn liebe und wie hoch ich ihn halte!

„Daß in den letzten Tagen meine Gedanken von Ihrem Buch oft in eine frühere Zeit zurückschweiften, daß ich mich fragte: Was hast du gethan den Kunstjüngern gegenüber, welche dir vertrauten und von

* Es war der Geburtstag von Cornelius, der letzte, den er erlebte. Cornelius hatte oft den Wunsch geäußert, Schnorr doch noch einmal zu sehen und zu sprechen.

dir hören wollten, was du von den Meistern hältst? — Das werden Sie begreifen. Daß ich Ihnen genug Theilnahme zutraue an meinem Treiben, um eine Antwort auf solche Frage anzuhören, die zu hören Sie nicht begehrten, werden Sie mir nicht als eine zu große Anmaßung anrechnen. Darum darf ich es wohl wagen, in der beifolgenden Abschrift eines von den Zeugnissen Ihnen als Erinnerungsblatt an mich vorzulegen, welches ich im Jahre 1844 vor meinen Schülern und Genossen ablegte. Wie ganz anders hätte ich mich aussprechen sollen, wie anders würde ich mich jetzt aussprechen, nachdem ich mehr und mehr zu verstehen beginne, wie unergründlich und unerreichbar die Höhen und Tiefen sind, welche die Gnade Gottes den Auserwählten zugänglich gemacht hat.

„Da es mir immer Ernst war, in dem Geringen treu zu sein, das Gott mir beschieden hat, so schäme ich mich nicht, die geringe Gabe Ihnen zu bieten.

„Die Meinen lassen Sie durch mich bestens grüßen. Wie sehr würden Sie uns erfreuen, wenn Sie sich recht bald und recht oft bei uns in Dresden einstellten.

„In aufrichtiger u. s. w."

Ich lasse hier sogleich das von Schnorr diesem Briefe angeschlossene „Zeugniß" folgen; es ist dasselbe, das ich schon oben als eine werthvolle Urkunde in Hinsicht der künstlerischen Grundsätze unseres Meisters bezeichnete und auf das ich schon dort hinverwies. Es lautet nebst den einleitenden Worten, die Schnorr demselben voranschickte, wie folgt:

„Es nahet nun bald die Zeit, in welcher meine Wirksamkeit als Lehrer ein Ende nehmen wird. Ich überblicke oft den langen Weg, den ich zurückgelegt und frage mich allen Ernstes: wie ich des Amtes gewartet habe. Die alte Gewohnheit, meine Gedanken schriftlich niederzulegen, giebt mir hinreichende Mittel an die Hand, mir selbst und Andern diese Frage zu beantworten. Eines von diesen Zeugnissen, das ich vor 20 Jahren mir selbst geschrieben, ist in der nachfolgenden kleinen Schrift niedergelegt. Sie mag denen zur Verfügung stehen, welche aus dem einen oder anderen Grunde von meiner Weise zu schaffen und zu lehren Kenntniß nehmen wollen. Aus den einleitenden Zeilen ist zu entnehmen, was mich zu ihrer Abfassung bewogen hat."

Dresden, am 29. April 1865.

„Meine verehrten Freunde!

„Die Benachrichtigung von Ihrem Vorsatze, auch in diesem Jahre eine festliche Zusammenkunft mir zu Ehren zu veranstalten, erregte das Verlangen in mir, mein Herz wieder einmal gegen Sie auszuschütten. Weil ich mir aber nicht zutraute, aus dem Stegreif klar und kurz mich auszudrücken, habe ich meine Gedanken niedergeschrieben und bitte um Erlaubniß, lesen zu dürfen.

„Geehrte Freunde!

„Was ist es, das uns hier vereinigt und sonst im Leben zusammenhält, anders, als ein Verhältniß gegenseitigen Vertrauens, und zwar bei uns Allen ein frei erwähltes? Viele von Ihnen sind längst aus dem Schülerverhältniß zu mir herausgetreten und gerne suche ich mit diesen die Stellung gleichmäßiger Gegenseitigkeit einzunehmen, eine Stellung, in der auch mir Rath und That zu Gute kommen kann. Andere der verehrten Theilnehmer an dem heutigen Feste standen niemals als Schüler mir zur Seite; es vereinigt uns das Band der Kunstgenossenschaft und Freundschaft. Sowohl diese aber als jene sehen mich als einen Lehrer und Führer an, wenn auch nicht als den ihrigen. Ich mag wollen oder nicht, als ein Führer muß ich gelten und zwar vorzugsweise bei der heutigen festlichen Gelegenheit. Es läge nun nahe, mich darüber zu erklären, was ich als solcher zu erreichen gesucht, wie ich dieses meines Amtes und Berufes gepflegt habe, um entweder noch ein näheres Verständniß zu Gunsten einer bessern Wirksamkeit herbeizuführen; oder gegen Mißverständnisse mich zu verwahren; oder auch zu rechtfertigen gegen etwaige Beschuldigungen. Das bleibt aber heute ferne von mir. Daß Sie mich hierher gerufen haben und wir so fröhlich beisammen sind, das ist ja ein Beweis, daß wir uns verstehen und daß ich nicht erst nöthig habe, mich zu rechtfertigen.

„Angemessen scheint es mir aber gerade in der jetzigen Zeit, in welcher der Umschwung der Ideen und Ansichten so lebhaft ist, Veränderungen in der Zeitstimmung so rasch vor sich gehen, mit Keckheit

und Bitterkeit das angetastet wird, was noch vor Kurzem unantastbar galt, Einiges zu sagen über den Charakter und die Erfolge der Bestrebungen derjenigen Männer, welche vorzugsweise als Führer, ja als Anführer bei den großen Bewegungen, die wir auf dem Gebiete der Kunst erfahren und erlebt haben, von uns angesehen werden.

„Soweit ich hierbei als betheiligt erscheinen mag durch meine Uebereinstimmung mit den Ansichten derselben, so ferne ich diesen Ansichten treu geblieben und ihnen gemäß gewirkt habe, wird sich das Verständniß meiner Bestrebungen und die Rechtfertigung für die Ausübung meines Lehramtes von selbst ergeben, was aber den oben bezeichneten Gegenstand meiner heutigen Ansprache betrifft, so werde ich mich mit der Andeutung der Hauptzüge begnügen und eine weitere Ausführung Ihren eigenen Gedanken überlassen. Dieses erscheint um so geeigneter, als ich den Jüngeren unter Ihnen gern eine Anregung geben möchte, für die Angelegenheiten der Kunst sich selbst die Anhaltspunkte zu suchen, von denen aus sowohl der zurückgelegte Weg beurtheilt, als der zu verfolgende erkannt werden kann.

„Was ich über die Bestrebungen und Erfolge jener Männer sagen werde, wird mit einer Abwehr der Angriffe sich verbinden, die so häufig und erst vor kurzer Zeit in feindseligster Weise gegen uns gerichtet worden sind.* Ohne zu bedenken, welche Hindernisse überwunden werden mußten, um in der Tiefe den Grund zu gewinnen, auf welchem das Heiligthum der Kunst in reiner Gestalt sich erheben konnte, verklagt man jetzt schon die Bauleute, weil ihr Werk noch nicht vollendet ist. Ohne zu begreifen, weshalb die Maler vor Allem eine stilvollere Formenentwickelung und zwar in einer innigeren Verbindung mit der Architektur und Plastik erstrebten und die sich bietende Gelegenheit zur Ausführung monumentaler Werke mit Eifer ergriffen, wirft man ihnen den Mangel an dem sicheren Gebrauch der Farbe vor und will beweisen, daß ihre Bestrebungen verfehlt und nichtig sind gegenüber den Erfolgen anderer Schulen, welche ihre Vorbilder und die Wahrheit nur in der uns umgebenden Natur suchen.

„Nun, meine Freunde, um neue Entdeckungen, welche wir von diesen anzunehmen etwa verschmäht hätten, handelt es sich wahrlich nicht. Unsere Führer erkannten die Wahrheit in des Wortes tiefster Bedeutung, sie kannten auch das Element der Farbe, des der Malerei allein eigenthümlichen und nur ihr zugewiesenen Trägers des allgemeinen Kunstgeistes, wenn sie dieses Darstellungsmittel auch nicht beherrschten. Sie kannten die alten Meisterwerke und verstanden namentlich die noch immer unerreichten Leistungen der venezianischen Schule, die neben der Farbe noch durch eine das gesammte Kunstgebiet durchdringende und belebende schöpferische Kraft getragen werden. Wo aber hätten sie die Werkstätte finden können, in welcher ihnen das gelehrt worden wäre, was man allerdings lernen muß, wenn man ein Maler werden will? In den Kunstakademien gewiß nicht. Und wäre bei der damaligen Beschaffenheit der Kunstzustände es wohl recht gewesen, ihre Kräfte zu zersplittern und dem dort winkenden Ziele nachzujagen, da es galt, den Boden zu bereiten, auf welchem die Kunst frisches Leben und Gedeihen finden konnte? Das was Noth that, suchten unsere Meister wo anders und, in Wahrheit, es lag auch wo anders.

„Leben, Geist, Wahrheit, Ernst, Tiefe und Innigkeit der Empfindung, nicht weniger als alles war abhanden gekommen. Kalte Nachahmung antiker Formen oder gemeine Modellwahrheit sammt dem leeren Schlendrian der Kunstschulen mußte niedergeworfen werden, um zum Leben durchzudringen. Und als der rechte Ackergrund gefunden war, fand man ihn da, wo für alles Leben, nicht blos für das Leben in der Kunst, allein fester Grund und Sicherheit gefunden wird, in der Erkenntniß des Verhältnisses des Menschen dem Ewigen gegenüber. Nur von da aus versteht der Mensch die Geschichte, das Leben, von da aus begreift sich das Sehnen des Menschen nach etwas Höherem, das Bedürfniß seines Herzens und Geistes. Da wurzelt auch alle wahre Begeisterung, Poesie und jegliche Kunst.

„So stark war die Empfindung, daß nur

* In der Schrift von einem gewissen Izelsheimer.

von dem Standpunkte wiedergewonnener Pietät allein eine Wiederherstellung der Kunst möglich sei, daß jene Führer vor Allem in einer Veredlung ihres innern Menschen die Bürgschaft für den Segen im Berufe erkannten. Man mag hierüber denken wie man will, zugeben muß man aber, daß die Gesinnung, in welcher solche Ansichten wurzeln, eine edle sei, gewiß eine edlere, als die so häufig wahrnehmbare Sinnesart, welche mit innerer Zerrissenheit unter Spott und Hohn ihre Wege zum Ziele finden und andern zeigen will; zugeben muß man, daß, abgesehen von dem Gewinne des innern Menschen, die Werke, welche aus der vorhin bezeichneten Gesinnung hervorgegangen sind, den Ausdruck der Innigkeit, wahrer Frömmigkeit und des Friedens an sich tragen, welchen der bloße Vorsatz, auch des geübtesten und talentvollsten Künstlers, steht er nicht auf gleichem Grunde, nicht zu geben vermag.

„Und hiernach wird man auch zugeben müssen, daß der gesuchte und nach Kräften eingenommene Standpunkt wenigstens in dieser Beziehung sich gerechtfertigt habe.

„Wie steht es nun aber jetzt bei denen, welche von diesem Standpunkte ausgegangen sind? Haben sie etwa auf engem Raum sich eigensinnig abgegrenzt, oder gewannen sie nicht vielmehr einen freieren Einblick in die Unendlichkeit der Welt des Geistes, indem inneres Leben überhaupt sich erschloß? Hat das Gebiet der Geschichte wie der Offenbarung sich nicht aufgeschlossen vor den Blicken dieser Männer? Wann wären wohl die erhabenen Schilderungen patriarchalischer Zeiten, die Mythen der Hellenen und Germanen, die großen Dichtungen eines Homer, Dante, Göthe oder selbst die heitern Seiten des Lebens tiefer, besser verstanden worden als von ihnen? Hat sich ein mächtiges Wachsthum an allen Kräften nicht kundgegeben von dem Augenblicke an, da es gelang, mit erneuertem Sinne den Standpunkt der, wie es Vielen schien, kindischen alten Kunst wieder zu gewinnen? Folgte nicht Sieg auf Sieg? Hat die im Ganzen so gesunde und lebenskräftige Bewegung nicht jede Schranke durchbrochen, die der Eigensinn oder die Beschränktheit Einzelner einer weiteren oder vielseitigeren Entwickelung in den Weg legen wollte?

„Man erlaube mir hier ein paar Stellen aus den Briefen eines ruhmgekrönten, edlen, durch seinen außerordentlichen Scharfsinn ausgezeichneten deutschen Gelehrten und Staatsmannes, der während der Jahre 1816 bis 1823 als preußischer Gesandter sich in Rom aufhielt, anzuführen, um zu zeigen, daß nicht etwa blos in meinem Kopfe die Dinge sich so zeigen, wie ich sie geschildert habe. Niebuhr schreibt in einem Briefe vom Februar 1817 an Savigny: „Die hiesigen Maler sind entschieden in zwei Partheien getheilt, die eine besteht aus unsern Freunden und denen, die sich an sie anschließen; die andere ist die zusammenhaltende Phalanx derer, die um das Feuer in den Büschen auf dem Blocksberge sitzen. — Jene sind von exemplarischem Lebenswandel; hier blüht die alte Liederlichkeit der deutschen Maler zu Rom wie vor dreißig Jahren." In einem andern Briefe von dem nämlichen Jahre schreibt er: „Ich gehe mit denen am meisten und beinahe allein unter den Künstlern um, die zur religiösen Parthei gehören, weil die, welche ganz fromm sind und die, welche nach Frömmigkeit streben, bei weitem die edleren und auch die geistreicheren sind.

„Wie in jeder mächtiger sich entfaltenden Kunstperiode, so hat auch in dieser der G e i s t die Bahn gebrochen und festhaltend an dem einmal gewonnenen Kern, hat sie auch einen immer freieren, unabhängigeren und eigenthümlicheren Charakter angenommen. Und ich sage Euch, man hat gearbeitet, zu lernen gesucht und sich nicht begnügt, in weichlichen Gefühlen dahin zu dämmern. Könntet Ihr nur sehen die Studien eines Overbeck und anderer nach dem Acte, dem Gewande und der Anatomie! Was Zeichnung anbelangt, so habe ich noch nichts Gründlicheres gesehen. Oder hätte man etwa Wahrheit und Natur bei der Formengestaltung verschmäht und verabsäumt? Was ist Naturwahrheit im Gebiete der Kunst? Etwa die schwielige Hand des Lastträgers? Wo sehet Ihr auf den Straßen die Vorbilder der Helden, der Apostel und Propheten? Sind die Apostel eines Guercino wahrer als die Propheten des Michel Angelo, weil sie scheinbar wirkliche Runzeln haben? Sehet Michel Angelo's Adam, ob das nicht der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes ist, also der

wahre Mensch? Man verwechsle doch die Wahrheit nicht mit dem Schein der Wirklichkeit, der bloßen Modellwahrheit. Kann der schöpferische Geist die Kunstwahrheit nicht aus sich gebären, wie Jupiter aus seinem Haupte die ausgestaltete Minerva entsteigen ließ, dann verzichte die Kunst nur von vorn herein auf ihre edelsten Gebilde! Ihr Engel und Heiligen und ihr Helden der Vorzeit, ihr seid für uns verloren, denn ihr erscheint freilich nicht zum stündlichen Gebrauche im wohleingerichteten Atelier mit dem Lichte von oben! — Oder gebricht es an dem Sinne für Anordnung, an Mannigfaltigkeit und Reichthum der Gestalten und Motive? Auch da sind die Werke unserer Führer Zeugen ihrer Kraft, die von den Eulen der Nacht sich nicht verscheuchen lassen. Von welcher Seite ist neues Leben in die Architektur gedrungen und hat die starren Bollwerke hergebrachter Formen niedergeworfen und neue, lebendigere, unserem innersten Wesen angemessenere zur Geltung gebracht? Wer hat den reichen, mannigfaltigen Schmuck der Räume wiedergefunden, wer der Arabeske neues Leben eingehaucht, den heitern sprudelnden Witz, die tiefsinnige Glosse der Randzeichnung aus dem Schlafe erweckt? Wo haben selbst die reproducirenden Künste, die Kupferstecher- und Holzschneidekunst ihre erfolgreichen Bestrebungen angeknüpft, als an jenen allgemeinen Mittelpunkt alles Lebens?

„Sollte nun aber gar nichts mehr zu thun sein, das sich der Rede und Anstrengung werth fände, wäre die Kunst erschöpft und der Nachwuchs sollte die Hände entweder in den Schooß legen oder läge ihm nichts anderes ob, als die Väter an- und ihnen nachzubeten? Das zu behaupten wäre eine Thorheit. Nur heran, ihr jungen Helden, die Waffen geschwungen! Noch giebt es genug zu kämpfen und zu erobern. Leben und Kunst sind reich genug, um immer neue Seiten, neue würdige Aufgaben hervorzukehren, durch deren Lösung man Kränze erringen kann. Aber Eines sollen diese Helden bedenken: sie sollen nicht vergessen, was ihre Alten gethan und was sie diesen zu verdanken haben; sie sollen nicht, blos weil sie die Nachgeborenen sind, nach Hottentotten- und Buschmänner-Art die ergrauten Führer den Wölfen und Raben des Undanks und des Hohnes preisgeben, um über kurz oder lang dasselbe Schicksal von ihren Nachfolgern zu erfahren. Sie sollen, nach einem leeren Scheine jagend, nicht verlieren und daran geben, was sie besitzen, sondern das einmal gewonnene Gebiet nach Kräften behaupten und auf der ererbten Grundlage weiter bauen.

„Und glücklich dann, wer einst sagen kann, wir haben soviel hinzugethan, als wir empfangen haben, auch unsere Werke sind Zeugen unserer Ehre!

„Wer die Fortschritte mit Unbefangenheit und Gerechtigkeit würdigt, welche in der letzteren Zeit auf dem Gebiete der Malerei im engeren Sinne gemacht worden sind, wer es anerkennen will, wie viel größere Sicherheit in der Behandlung der Farbe gewonnen worden und wie mehr und mehr die Beherrschung dieses, der Malerei allein eigenthümlichen und ihr als vorzüglichsten Träger des allgemeinen Kunstgeistes zugewiesenen Elementes sich vorbereitet, wird nicht bange sein noch zweifeln, daß unsere, d. h. die gesammte von jenen Führern vor Anderen ins Dasein gerufene deutsche Malerschule auch diese Krone noch erringt. Sie wird sie erringen und zwar als eine ihrer Kunstart und dem deutschen Geiste angemessene, weil organisch entwickelte Zierde. Auf der anderen Seite kann man aber auch wohl ohne große Prophetengabe voraussagen, daß diejenigen aus unserer Schule, welche die an andern Schulen mit Recht bewunderte Beherrschung der Farbe gleichsam sprungweise erhaschen wollen, oder alles Uebrige über Bord werfen und an diesem Schatz genug zu haben vermeinen, nicht nur das verlieren, was sie sich sonst schon angeeignet, sondern auch das, nicht organisch von innen und von der Basis aus entwickelte nicht gewinnen werden.

„Meine verehrten Freunde!

„Ich kann mich darauf berufen, daß ich bei allem Festhalten an dem unveräußerlichen, edelsten und höchsten Rechte der Kunst: schöpferisch zu gestalten, doch jederzeit auf Wahrheit, auf Natur und auf die unabweisliche Nothwendigkeit einer entwickelten Fähigkeit sie darzustellen, hingewiesen habe. Noch im vorigen Jahre

habe ich im Einklang mit den von jeher gehegten Ansichten an dieser nämlichen Stätte als meine Ueberzeugung es ausgesprochen, daß die höchste Kunst nur in der vollendetsten Form zur Erscheinung kommen könne. Darum dürfte ich mich wohl so lebhaft gegen die Gefahren einer Abirrung von dem als richtig erkannten Wege erklären, ohne Besorgniß, bei Ihnen einem Mißverständniß mich auszusetzen. Vor allem aber hoffe ich darauf rechnen zu können, daß Sie überzeugt sind, Niemand werde sich herzlicher freuen, Niemand es lieber anerkennen als ich, wenn ich's erlebte, daß die Jünger ihren Meistern weit voran eilen. Aber gerade dann, wenn Sie dem erhabenen Ziele noch um so viel näher gerückt sind als jene älteren Führer, dann werden Sie auch gerne bekennen, gut geführt worden zu sein. Dann werden Sie aus eigenem Antriebe jenen Ruf anstimmen, zu welchem heute ich Sie noch auffordere, zu dem Rufe:

„Hoch leben unsere Altmeister, unsere Führer: Cornelius und Overbeck!!!"

München, am 11. April 1844.

Man erkennt in dieser Rede den auf der Höhe wahrhafter Bildung stehenden Mann, der für die Grundsätze, welche ihn sein Leben lang geleitet haben, in schonender, aufklärender und belehrender Weise auftritt, der diese Grundsätze in den beiden Altmeistern und Führern verkörpert sieht, und auf die Namen derselben trotz seiner eigenen großen Leistungen alle guten Vorsätze vereinigt. Das ist so ganz in der durchaus edlen und humanen Art Schnorr's. Wie anders würde Cornelius sich in gleicher Lage benommen haben, wie anders hat er wirklich in gleicher Lage gesprochen! Man erinnert sich jenes Trinkspruches auf den Schützer der Kunst, den König Ludwig, welchen Cornelius auf der Durchreise in München im Jahre 1853 ausbrachte und an den er jenes „Pereat auf die Schacherjuden in der Kunst" hängte, das damals ein so großes Geschrei veranlaßte. Nicht in Schnorr's human vermittelnder Weise ging Cornelius vor: er lobte, was zu loben war, mit Stolz und Freude und verwarf, was gegen den Sinn und die Bedeutung seines künstlerischen Lebens feindlich gerichtet war, mit aller Leidenschaftlichkeit und Schärfe. Für ihn gab es da keine Vermittelung und Verständigung; „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich," dies war seine Meinung, während Schnorr in ruhigerer Weise auch dem irrenden Freunde noch mit Liebe und Hoffnung folgte. Nicht die Einsicht in das Richtige, nicht die Grundsätze waren bei beiden Männern verschieden, sondern das natürliche Temperament und die Bildungsart waren es, die bei Beiden verschiedene Charakteräußerungen hervorbrachten. Schnorr ähnelte in diesen Stücken unter allen neueren Künstlern am meisten Schinkel, mit dem er auch nicht nur, wie sich von selbst versteht, in den allgemeinen Kunstanschauungen, sondern auch in der großen Vielseitigkeit seines künstlerischen Talentes übereinstimmte. Ein Zusammenwirken Beider hätte, so weit menschliches Urtheil reicht, zu dem innigsten Verständniß, zu den schönsten Früchten führen müssen, und es ist auch in dieser Hinsicht noch jetzt zu beklagen, daß die Berufung Schnorr's nach Düsseldorf fehlschlug, denn, einmal in Düsseldorf, hätte er leicht und sicher mit Schinkel, der in Berlin am Mittelpunkte sich befand und einen erheblichen Einfluß auf die Kunstangelegenheiten des Staates übte, dahin gelangen müssen. Andererseits wird man aber wohl kaum bestreiten können, daß Schnorr zu München an der Seite von Cornelius sehr an seinem Platze war, vielleicht mehr als in Berlin, auf einem Boden, wo selbst die so fest stehenden Schinkel und Rauch durch die Machenschaften der gegnerischen Richtung, deren Spitze Gottfried Schadow noch lange blieb, viel und vielerlei Widerwärtigkeiten hinnehmen mußten. Wir dürfen deshalb wohl alles in allem auch in der Gestaltung der neueren Kunstgeschichte einen bestimmten Gedanken und einen leitenden Geist erkennen.

Wenn wir durch diese Rede Schnorr's wieder zurückversetzt worden waren in des Meisters Münchener Zeit und in die Wandlungen, welche dessen Abgang von dort veranlaßten, so will ich jetzt die Mittheilung der Briefstellen wieder aufnehmen und gebe hier ein paar Zeilen aus einem Schreiben vom 26. Mai 1867, die wichtig sind, weil sie den Kern seines künstlerischen und persönlichen Charakters so schön und klar darlegen. Die Veranlassung und den Zusammenhang desselben muß ich über-

gehen. Schnorr schrieb mir: „— — — Ich habe bereits ein langes Leben hinter mir. Was ich als treibende Kraft in diesem Leben nennen kann, es ist der gute Wille, den hohen Vorbildern, die ich als leitende Sterne mir erwählt habe, treulich nachzufolgen. Die Frucht meines Lebens wird, so hoffe ich zu Gott, in dem Bewußtsein liegen, daß ich nach dem Maße meiner Kräfte treulich gearbeitet und gerungen habe — — —" Gewiß, für ihn war dies Bewußtsein der reiche und reine Lohn eines treuen und arbeitvollen Lebens, aber uns Andern, die wir auf den Inhalt und Werth dieser Arbeit sehen, erscheinen die Werke des Meisters als die große und äußerliche Frucht seines Lebens. Nur ganz in sich selber und im eigenen Gemüthe suchte Schnorr die Grundlage seelischer Befriedigung und Ruhe: und auch dies ist gewiß ein treffendes Zeichen seines tief geläuterten, wahrhaft christlichen Wesens. Dabei war er, was sehr natürlich, durchaus nicht gleichgültig gegen äußere Anerkennung, wenn sie in der rechten Weise geschah. Denn blindes Loben und nebliger Weihrauch sind jedem ernsten, in sich selbst ruhenden Manne zuwider; ein eingehendes Hervorheben der Lichtseiten seiner Werke oder auch nur eine von Herzen kommende allgemeine Anerkennung werden aber ihre wahrhaft wohlthuende und erfrischende Wirkung nicht verfehlen. So auch bei Schnorr. Ich will einen solchen Fall hier berichten, der ihm dauernd die Quelle einer innigen Freude wurde und den er wiederholt erzählt hat. Es war das erste Mal nach den Ereignissen des Jahres 1866, daß König Wilhelm die sächsische Hauptstadt besuchte. Der König ließ sich bei Schnorr zur Besichtigung der Galerie anmelden und bewillkommnete den mit dem Orden pour le mérite geschmückten Meister als einen alten Bekannten. Schnorr aber bemerkte dagegen, daß er bis dahin nie die Ehre gehabt, den König zu sprechen, worauf dieser in der liebenswürdigsten Weise erwiederte, daß sie von nun an aber persönliche Bekannte wären und daß er, der König, ihn schon immer hoch geschätzt habe. Nach beendigtem Rundgange verließ der König in Gemeinschaft mit seinem Wirthe, dem König Johann von Sachsen, und in Begleitung eines zahlreichen Gefolges das Museum, während Schnorr, der sich dem Schwarme der Umgebenden entzogen hatte, an der Ausgangsthür zurückgeblieben war. In demselben Augenblick aber schon meldete ihm ein Adjutant die Entschuldigung des Königs, daß er sich ohne Dank und Abschied entfernt habe, und das Ersuchen, ihm einige Schritte entgegenzukommen. Im Zwingerhofe war der König, sein Gefolge verlassend, zurück auf ihn zugeschritten und richtete nun, Schnorr's Hand mit seinen beiden Händen ergreifend und haltend, die herzlichsten und ehrenvollsten Worte an ihn. Es standen sich so der höchste und erhabenste Mann im deutschen Lande und das erhabenste Haupt unter den lebenden Männern deutscher Kunst im feierlichen Augenblicke gegenüber. Sie schieden und in Schnorr's Seele blieb die Erinnerung dieses Augenblickes in leuchtenden Zügen unvergeßlich eingeschrieben. Zu der Verehrung, mit der er bis dahin zu dem tapferen Preußenkönige und dem mächtigen Wiederhersteller deutscher Größe emporgeblickt hatte, war seitdem eine rückhaltlose Begeisterung für des Königs edle Persönlichkeit, durch dessen Art und Worte Schnorr sich als Künstler und Mensch gleich geehrt fühlte, getreten. Niemals hat er dieses Augenblicks ohne innige Rührung gedacht.

Anfangs September 1870, während der Tage, wo die Nachrichten über die Schlacht bei Sedan einliefen, war ich kurze Zeit in Dresden und sah Schnorr während derselben wieder häufig. Natürlicherweise vereinigten jene gewaltigen Ereignisse alle Gedanken auf sich, doch blieb auch noch Muße zu Gesprächen künstlerischen Inhaltes und zu Mittheilungen persönlicher Art. Schnorr sagte mir da unter anderm, daß er ein Schuldbewußtsein gegen mich empfinde, weil er mir so lange nicht geschrieben habe, daß aber dieser Druck vor seinem Gewissen in etwas dadurch erleichtert würde, daß er wenigstens einen Brief angefangen habe. Ich bat ihn, diesen angefangenen Brief mir als ein theures Andenken zu überlassen, was er nach einigem Widerstreben mir auch zusagte. Diese köstlichen Zeilen legen ganz die heitere Liebenswürdigkeit seines Wesens dar, aber sie zeigen zugleich, daß er unter der Last der Geschäfte und Obliegenheiten seufzte. Ich entschließe mich aus diesem Grunde, dieselben hier mitzutheilen, obwohl es mir als ein nicht unerhebliches

Opfer erscheint, an einem Besitze, der für mich einen so hohen persönlichen Werth hat, sogleich die Oeffentlichkeit Theil nehmen zu lassen. Aber diese Mittheilung kann ja nur dazu dienen, bei dem Leser die Verehrung für den heimgegangenen Meister zu stärken und zu vermehren, und so möge sie denn geschehen. Diese Zeilen, welche dem August 1870 zugehören, sind die folgenden:

„Lieber theurer Freund!

„Ich habe mir ernste Vorwürfe zu machen, daß ich Ihren gütigen und herzlichen Brief, welcher die Rücksendung der Ihnen mitgetheilten Briefe von Cornelius begleitete, so lange unbeantwortet ließ. Kleine aber unabweisbare Geschäfte, welche die Aemter und meine Stellung mit sich bringen, beunruhigen mich unaufhörlich, lähmen meine Arbeitskraft und dämpfen meinen sonst guten Humor; so daß ich manchmal fürchte, meine Nerven halten die fortwährende Ueberreizung nicht mehr lange aus.

„Handelte es sich darum, den Doctor zu finden, der mir eine wirksame Medizin verschrieb, so wollte ich wohl der Doctor selber sein. Ein paar Wochen im Böhmerland, das ich noch nie gesehen; oder ein wenig in der Lausitz nach Lust und Laune umhersteigen; zum Schluß nach Leipzig in den Kreis der Freunde! Und wäre ich nun bei euch, wie wollte ich da sogleich gesund und lustig bis zum Muthwillen sein.

„Doch halt! es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht — —"

Hier bricht der Brief ab. Niemand, der Schnorr kannte, wird gewiß die letzten Worte ohne Rührung lesen können. „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!" Einige Monate darauf legte der treffliche Mann seine Aemter nieder, er beendete noch ein Gemälde, das ihn lange Jahre in Erinnerung an eine ihm früh entrissene Tochter beschäftigt hatte, — und dann, am 24. Mai 1872, gab er seinen edlen Geist auf. „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!" — Ich sah Schnorr zuletzt im September vorigen Jahres, und schied allerdings von ihm nicht ohne eine gewisse Besorgniß, daß dies Wiedersehen das letzte sein könnte, denn die Tage des Alters hatten es dem sonst so rüstigen Mann doch ziemlich stark angethan. Trotzdem machten wir einen Spaziergang ins Freie und hierbei kam denn die Holbeinsfrage, die damals in Dresden die Tagesfrage war, zur Sprache. Ich verhehlte nicht, daß ich das Dresdner Exemplar der heiligen Jungfrau nicht mehr für eine eigenhändige Arbeit Holbein's halten könne, daß aber das Bild nach wie vor den nämlichen künstlerischen Werth für mich behalte und daß der Meister desselben ein Künstler von hervorragendem Geiste gewesen sein müsse. Schnorr zeigte sich durch diese Meinung befriedigt. Er sagte dann weiter, daß ja Niemandem einfiele, einer wahrhaft wissenschaftlichen und reifen Kritik sich entgegenzustellen, daß aber die Dresdener Kunstfreunde durch die bekannte Erklärung des sogenannten Holbeincongresses, welche trotz Mangels ausreichender Gründe die Form eines nicht mehr anzufechtenden gerichtlichen Erkenntnisses annehme, sich tief verletzt fühlten, — noch mehr aber zugleich dadurch, daß einige Anhänger jener Erklärung nun auch die künstlerische Bedeutung des Gemäldes vernichten möchten. Denn, meinte Schnorr, von Seiten der Dresdener Kunstfreunde, die zum Theil seit so vielen langen Jahren das herrliche Bild unzählige Male gesehen und jedes Mal im Anschauen desselben eine wahrhafte Erhebung, eine stets neue Bewunderung des Meisters empfunden hätten, habe sich ein tiefwurzelndes Pietätsverhältniß gebildet, und sie sähen sich durch so manche Aeußerung scharf absprechender Art ähnlich berührt, als wenn ihnen über einen Mann, den sie lange als Freund und Vorbild in höchsten Ehren gehalten, nun plötzlich erklärt würde, daß er unecht und hohl sei. Da diese Ansichten im ganzen und großen mit den meinigen übereinstimmten, so führte die Unterhaltung zu dem angenehmsten und erfreulichsten Ausgange, doch glaube ich auf den Inhalt derselben — da über die Holbeinsfrage bis zum Ueberdruß geschrieben worden ist, und da augenblicklich neue Thatsachen nicht beizubringen sind, so daß die Acten bis auf weiteres als offen stehend angesehen werden müssen — nicht weiter eingehen zu sollen.

Es kam dann weiter die Rede auf Schnorr's Ausscheiden aus seinem amtlichen Wirkungskreise und dabei auch auf ein Gerücht, nach welchem er durch persönliche Unannehmlichkeiten zu diesem Schritte veranlaßt worden sei. Schnorr konnte die

sehr beruhigende und erfreuliche Erklärung abgeben, daß von keiner Seite her auch nur das Geringste geschehen sei, was ihn hätte unangenehm berühren können, daß vielmehr Alle, die amtlich mit ihm zu thun gehabt, sich ihm gegenüber in der zuvorkommendsten Weise benommen hätten. Er ergriff diese Gelegenheit, um mir diejenigen Schreiben mitzutheilen, welche vom sächsischen Ministerium, von der Dresdener Kunstakademie u. s. w. aus Anlaß seiner Versetzung in den Ruhestand an ihn gelangt waren, und deren schöner und würdiger Inhalt ihn mit sichtlicher Genugthuung erfüllte.

Doch ich eile zum Schlusse dieser Aufzeichnungen. Sie haben nur den einen Zweck, eine liebevolle Erinnerung zu sein an den dahingeschiedenen trefflichen Meister, der als Künstler und Mensch so hoch stand. In diesem Sinne werden sie den Verehrern Schnorr's eine Freude bereiten müssen, und sie werden dazu beitragen können, das reine und edle Bild, welches von ihm unter den Zeitgenossen lebt, in diesem seinen Charakter nur noch mehr und bestimmter auszuführen. Vieles ließe sich ja noch hinzufügen, aber ein jedes Ding verlangt sein Maß und sein Ende. Nehmen wir also Abschied von dem verehrten Manne in der Hoffnung, daß sein Geist noch lange Zeiten hindurch in den Jüngern der Kunst wie im Volke lebendig und fruchtbringend wirke, zur Wahrung und Hebung echter und tiefer Kunstanschauungen, zur Förderung würdiger und hoher Ziele im künstlerischen Schaffen, zur allgemeinen Läuterung und Veredelung der Gemüther. Möchte dieses in heilsamer Fügung uns beschieden sein!

Robert Franz.

Skizze

von

La Mara.

Ist zum Verdruß unsrer zeitgenössischen Künstler oft genug die Behauptung aufgestellt worden, daß wir in einer Periode musikalisch-poetischen Epigonenthums leben und daß die gegenwärtige Epoche sich zur klassischen verhalte, wie der zu Thale leitende Abhang einer Berghöhe zu deren himmelanragendem Gipfel, so hat man, selbst von conservativster Seite, mindestens die Vervollkommnung einer Kunstgattung als Gewinn moderner Bestrebungen anerkannt: das Lied wenigstens, wird gesagt, führten neuere Meister über den von den Klassikern erreichten Standpunkt hinaus. Wohl haben unsere Sangesfürsten Beethoven und Goethe uns, wie allenthalben, so auch auf dem Gebiet der Lyrik vollendetere Gaben gereicht als je ein Andrer, der vor ihnen kam. Nichtsdestoweniger vermochten sie ihre Mission nicht in Ausbildung der reinen Empfindungspoesie zu erblicken; sie überließen die Pflege und Entwicklung des Liedes den Nachgeborenen. Und in der That, wenn man in den verschiedensten Richtungen das kostbare Erbgut dieser Erhabenen ausgebeutet, im Bereich des Dramas und der Symphonie, des Epos und der Kammer- wie der Kirchenmusik emsig ihren Spuren nachgegangen, so hat sich die moderne Zeit doch keiner von allen Kunstarten mit gleicher Vorliebe bemächtigt als der des Liedes. So thatkräftig sich unser Geschlecht in der Jüngstvergangenheit erwiesen, und so sehr dies vielmehr auf einen Aufschwung der dramatischen Schöpferkraft im deutschen Volke schließen läßt — wir haben in den fünf letzten Decennien doch nur in einer vorwiegend lyrischen Periode musikalischer und dichterischer Entwicklung gelebt. Die besten unter den neueren Dichtern, von Uhland, Rückert, Eichendorff, bis auf Heine, Lenau, Geibel u. A., haben sich im Lied ihren eigentlichsten Ruhm gewonnen.

Ganz ähnlich ist es im Reiche der Tonkunst bestellt. Als Vertreter des musikalischen Dramas nach Beethoven bleiben uns wenig mehr als die drei glänzenden Namen: Weber, Marschner und Wagner, zu nennen. Weiter schon dehnt sich der Kreis der jüngeren Symphoniker; auch an Kirchencomponisten und musikalischen Epikern fehlt es nicht. Sie alle aber haben sich ausnahmslos auf dem Feld der Lyrik den immer grünen Lorbeer gepflückt.

In eben dieser Erscheinung: der Rückkehr von Poesie und Musik zu ihren ersten Ausgangspunkten, den naiv-lyrischen Elementen, die freilich nun von

bewußteren Grundlagen getragen werden, erblicken kunstphilosophische Geister, wie Robert Franz, die Vollendung des Kreislaufes der bisherigen Kunstentwicklung, den Abschluß des ganzen bisherigen Kunstschaffens. Sie erwarten erst von neuen, die jetzige Weltanschauung umgestaltenden Ideen das Wiedererwachen der Künste zu selbständigerem Leben.

Wer dieser Ansicht beipflichtet, wird nothwendig in der modernen Lyrik, namentlich im Liede, ein sehr ernstes Moment erkennen müssen. Gewinnt dasselbe, auf diese Basis gestellt, doch ohne Zweifel an tiefer Bedeutung. Aber auch für diejenigen, die an eine Weiterentwicklung der gegenwärtigen Kunstphase zuversichtlich glauben, die sich der lyrischen Glanzepoche nicht nur als eines schönen Schlußtableaus, des Abglanzes einer vergangenen Herrlichkeit freuen — und wir bekennen uns selbst zur Zahl derer — wird ein kurzer Rückblick auf ihr Wesen und Werden immerhin der Mühe lohnen.

Naturgemäß zog die dichterische Blüthe des Liedes auch die musikalische nach sich. Die in schöner Form sich offenbarenden Empfindungen des Poeten weckten ein Echo in der Seele des Tonkünstlers und begeisterten ihn, was Jener gesungen, in seiner Sprache nachzudichten. So borgte Einer von des Andern Kunst; der Dichter ward zum Sänger, der Componist zum Tondichter. Die Beziehungen zwischen Beiden knüpften sich inniger, wie die Beziehungen des Künstlers zu dem von ihm behandelten Stoff überhaupt engere, intimere wurden.

Immer subjectiver gestaltete sich demgemäß im Laufe der Zeit auch die lyrische Tonpoesie. Von der Objectivität Mozart's, seiner künstlerischen Selbstlosigkeit, wenn wir so sagen dürfen, sind wir weit abseits gekommen. Minder entsagungsvoll, nicht mehr allein an dem absichtslosen Tonspiel an und für sich Genüge findend, verhält sich der neuere Componist dem Kunstwerk gegenüber; ein Stück seiner selbst, ein mehr oder weniger vollständiges Bild seiner eigenen Individualität begehrt er darin niederzulegen. Schon Beethoven hatte in seinen späteren großen Werken subjective Bahnen eingeschlagen. Die Einigung zwischen Wort und Ton, die er voll Energie und bewußter Absicht anstrebte und die in der Missa solemnis zu erhabenstem, überwältigendem Ausdruck gelangt, erzielt bereits in dem unvergänglich schönen Liederkreis: „An die entfernte Geliebte“ tiefgehendere Wirkungen als irgend ein derartiges Sangesproduct sie vordem erreicht. Und dennoch bezeugte sich sein Genius im Liede weniger freischöpferisch, als in jeder anderen von ihm behandelten Kunstform; die italienische Arie äußert noch hier und da auf ihn ihren Einfluß. Seiner auf das Erhabene gerichteten Natur lag überhaupt die engumgrenzte Lyrik ferner.

Auch Karl Maria von Weber, obwohl manche seiner Gesänge als Volkslieder im Munde der Deutschen fortleben, gewann für die Entwickelung des Liedes nur insofern nachhaltigere Bedeutung, als er die ihm eigenthümliche Grazie und reizvolle Rhythmik, den schmeichelnd süßen Wohllaut, der Allem, was er schrieb, eignet, auch dieser Kunstgattung einflößte, hiermit für seine Nachfolger eine dem Liedcharakter wesentliche Anforderung feststellend.

Zu höherer Vollendung führte Franz Schubert das Lied, ja man hat ihn schlechthin nicht nur als den Schöpfer, sondern als den Vollender des modernen Liedes bezeichnet, je nach dem Standpunkt, den man bestimmten Kunsttendenzen gegenüber einnimmt. Gewiß ist, daß seine Lieder vor allem ihn zum Liebling des deutschen Volkes gemacht, daß er durch sie demselben ans Herz gewachsen ist. Wo auch fände sich ein Lied, das sich an Popularität mit dem „Erlkönig“ oder dem „Wanderer,“ dem „Ständchen“ oder den „Müllerliedern“ messen dürfte?

Mit unerschöpflicher Sangeslust begabt, über einen Melodienschatz verfügend, dem sich an Unversieglichkeit kaum ein anderer als derjenige Mozart's vergleichen läßt, flossen seine Lippen über von Liedern ohne Ende. Jeder Vers, den seine Hände berührten, verwandelte sich zum fertigen Tongebild. Fast wahllos gestaltete er aus der Ueberfülle eines nahezu unbegrenzten Vermögens heraus, das ihn nirgends an Beschränkung mahnte. Nicht Reflexion oder ästhetische Speculation führte ihn dazu, das Wesen des Liedes zu vertiefen, seinen Inhalt geistig zu erweitern, es nach der Seite der Charakteristik und lyrischen Dramatik hin auszubauen: ihn leitete dabei

einzig der ihm eingeborene künstlerische Instinct. Eine unglaublich üppige, leidenschaftlich erregte Phantasie, eine eigenthümlich malerische Gestaltungsgabe drängte zum Ausfluß; sie verlangte so zu sagen die Inscenirung jedes Sujets; das Lied erweiterte sich ihm unwillkürlich zur Scene, ohne darum doch seines lyrischen Grundcharakters verlustig zu gehen. So schuf er auf inneres Geheiß, voll jener Naivetät und Unmittelbarkeit, die den Genius unbewußt das Rechte treffen, ihm Glück und Schmerz zum künstlerischen Segen, zum Gewinn für sich und die Nachwelt gedeihen läßt.

Viel reflectirter, moderner Art gemäß, schufen Mendelssohn und Schumann ihre Lieder. Standen bei Schubert Text und Musik nicht immer im rechten innerlichen Verhältniß zu einander, ja erscheint die letztere von dem ersten oft himmelweit überragt, also daß das Wort nur zur Folie dient für das zum Hauptfactor erhabene rein Musikalische, so verfuhren die späteren Meister bei weitem sorglicher in der Wahl ihrer dichterischen Grundlagen. Während aber Mendelssohn, im Aufblick zu Reichhardt's und Zelter's Vorbild sich begnügte, der gesungenen Melodie durch das Clavier das nothwendige Geleit zu geben, ohne die Begleitung jemals das absolut musikalische Gebiet überschreiten zu lassen, ordnet Schumann das Accompagnement dem Gesang als ein Gleichberechtigtes bei. Er erstrebt die sich zur Aufgabe gestellte Einheit zwischen Dicht- und Tonwerk weniger auf melodischem als rhythmischem, harmonischem Wege; durch erhöhte Feinheit der Charakteristik, die sich hauptsächlich in einer ebenso geistvollen als inspirirten Behandlung des Pianofortes kundgiebt. Diesem letzteren überträgt er die individuellere Auslegung und Ergänzung des Textes, den die Stimme in ausdrucksgemäßer Declamation vermittelt. Seinem durchaus dichterisch angelegten Naturell gilt im Gegensatz zu Schubert die poetische Intention als Hauptsache, der gegenüber er der rein musikalischen Form minderes Gewicht beilegt.

Bei gleicher Gemüthsfülle und Tiefe ist Schumann bei weitem geistreicher als sein großer Vorgänger Schubert; dieser dagegen naiver, ursprünglicher, melodisch reicher. Er ist ein reines, gottbegnadetes Naturkind neben Jenem, der ihm verglichen, ernst und tiefsinnig, ein stiller, in sich versunkener Denker und Kunstphilosoph erscheint. Darum entscheidet auch individuelle Neigung allein die müßige, wiewohl häufig aufgeworfene Frage, wer der Größere von jenen beiden Großen? Ihnen aber, den vornehmsten Förderern des Liedes, schließt sich seit einigen Jahrzehnten ein Andrer an, dessen Name oft und mit Recht in engster Verbindung mit jenen genannt wird: Robert Franz.

Er ist der eigentliche Liedersänger der Gegenwart. Wenn Andere, wie Liszt, Rubinstein, Brahms, sich inmitten einer vielseitigen künstlerischen Wirksamkeit auf zeitweise, gelegentliche lyrische Spenden beschränkten und noch beschränken, so hat das Schaffen dieses Meisters ausschließlich in dieser einen Sphäre Bedeutung gewonnen. Der Kunstart, die seinen Namen zuerst der musikalischen Welt bekannt machte, ist er mit seltener Beharrlichkeit treu geblieben, denn mit Ausnahme zweier Compositionen für Kirchenchor, einer Anzahl Vocalquartette und Bearbeitungen älterer Kirchenwerke, hat er uns nur Lieder geschenkt. Diese kleinen Gaben freilich umschließen eine Probenreihe von so hohem Werth, daß sie ihrem Schöpfer einen Platz im Kreise der edelsten Genien der Tonkunst zu erkaufen vermochten.

Neben Franz Schubert und Robert Schumann, die Meistersänger unseres Volkes, aus deren Vornamen sich durch ein wunderliches Spiel des Zufalls sein eigner Name zusammensetzt, darf Robert Franz sich als ein würdiger Genosse stellen. Sie, die als strahlende Vorbilder ihm vorangeleuchtet auf der erwählten Bahn, haben entscheidenden Einfluß auf seine künstlerische Entwickelung geübt. Schubert'sche Naivetät mit Schumann'scher Innerlichkeit im Bunde bildeten das Fundament, auf dem die Entfaltung seiner vollen Eigenthümlichkeit allein möglich geworden. Nicht dramatisch zwar wie Schubert, auch nicht declamatorisch-pathetisch wie in der Hauptsache Schumann faßte Franz das Lied. Er setzte das Wesen desselben mehr noch in die innerste Tiefe der Empfindung hinein, er verinnerlichte es in einem Grade, der eine Steigerung darüber hinaus nicht wohl zulassen wird. Lyriker im eigentlichsten und engsten Sinne will er allenthal-

den bleiben. Seine Lieder sind, so bezeichnete er sie jüngst noch selbst, Monologe, die die Empfindung mit sich selber hält.

Fast spröde und schmucklos stellen sie sich, trotz des ihnen innewohnenden Kunst- und Gefühlsreichthums, zuerst dem Blicke dar; es bedarf eines sicheren, am Kunststudium geschärften Auges, um ihren Werth alsogleich voll und ganz in sich aufzunehmen. Erst nach und nach gewöhnen sich Hörer und Sänger an diese stilleren Herzenslaute, an diese träumerischen Stimmungsbilder, die mehr dem Dunkel der Nacht als der sonnigen Helle des Tages abgewonnen scheinen und gleicherweise der frischen Sinnlichkeit Schubert's entbehren wie des berückenden Zaubers Schumann'schen Tongewebes. Was dem Kunstwerk im Publicum unwiderstehlich Eingang verschafft, der breite, fortreißende Gefühlsstrom, der mit überwältigender Macht die Herzen überfluthet, das geht ihnen ab. Beobachtet doch der Componist in seinem Kunstausdruck eine merkliche Zurückhaltung. Dem Erfahrungssatze gemäß, daß, je feingebildeter Geist und Herz des Menschen sind, sich um so feiner und mystischer die Kreuzungslinien der Empfindung gestalten — so daß die Freude einen leisen Beigeschmack von Wehmuth annimmt, den Schmerz ein sanfter Strahl der Hoffnung durchzieht — treten auch bei Franz die Stimmungen mehr gemischt auf und scheinen an erschütternder Gewalt zu verlieren, was sie an intensiver Eindringlichkeit gewinnen. Nicht Jeglichem enthüllen seine Lieder ihre zarte keusche Seele. An die Höchstgebildeten nur wenden sie sich; tiefpoetischer Sinn, künstlerische Feinfühligkeit, oder zarte Herzenseinfalt allein vermögen ihnen gerechte Richter und dankbare Empfänger zu sein.

Mehr im engeren Freundeskreis als vor dem großen Concertpublicum, am eigentlichsten im stillen Selbstgenusse, entfalten sie ihren wahren Reiz. Ihre Zeichnung ist zu detaillirt, ihr Colorit zu fein, um gegenüber den größeren Dimensionen des Concertsaales und einer aus ungleichartigsten Elementen gemischten Zuhörerschaft nicht ein gutes Theil ihres Eindrucks einzubüßen. So ist auch die ihnen eigene, mehr stille als begeisternde Wirkung ihrer Popularität nicht eben förderlich gewesen. Trotz des Bekannt- und Beliebtseins einzelner dieser Gesänge, werden sie im allgemeinen noch immer keineswegs nach Verdienst geschätzt, und die ihm gebührende Stellung ist ihrem Schöpfer bis heute in der öffentlichen Meinung nicht voll und rückhaltlos eingeräumt worden. Bestätigt aber die Erfahrung alltäglich die niederschlagende Wahrnehmung, daß gerade den edelsten und bedeutungsvollsten Ergebnissen des Menschengeistes Verständniß und Dank der Mitwelt am längsten und hartnäckigsten vorenthalten bleiben, so erwächst es umsomehr zur Pflicht, die Mitlebenden vor solcher Versäumniß zu bewahren und in Zeiten daran zu mahnen, was sie dem Genius schulden.

Robert Franz ist im Jahre 1815 am 28. Juni in Halle an der Saale geboren. An seiner Wiege ward ihm nichts gesungen von dem dereinstigen Künstlerthum, und keinerlei Vorspiel kündigte seiner Kindheit die spätere klangreiche Zukunft an. In der schlicht bürgerlichen Sphäre des Elternhauses galt nur das Nützliche als das Rechte, die Welt des Schönen hatte in der Enge derselben nicht Raum: ja der Vater bekannte sich offen als einen abgesagten Feind aller sogenannten unnützen Dinge und brotlosen Künste. So fehlte es der musikalischen Befähigung des Knaben an jedweder Gelegenheit sich zu bethätigen; ungeahnt schlummerte sie, bis er sein vierzehntes Jahr erreicht, und nur einer zufälligen Veranlassung hatte er es zu danken, daß sie endlich geweckt ward. Er entdeckte nämlich bei einer Verwandten ein uraltes „Pantalon," ein spinettartiges Möbel, nicht beledert, sondern bekielt und ohne Dämpfung, das sein kindliches Interesse in höchstem Maße erregte. „Damit war mein Schicksal entschieden," erzählt Franz selbst, laut biographischen Mittheilungen, die sich in der „Deutschen Musikzeitung" von 1860 veröffentlicht finden.

Unaufhaltsam brach nun die Liebe zur Tonkunst in ihm hervor. Sich selbst überlassen, bemühte er sich, die Geheimnisse der Notenschrift auf eigene Hand zu entziffern. „Mit der rührendsten Ausdauer," sagt er, „plagte ich mich tapfer mit Hindernissen herum, über die glücklich hinausgekommen zu sein mir heute noch ein wahres Räthsel ist." Als seine Neigung immer offenkundiger hervortrat, ließ der Vater sich nach langem Widerstand durch die Fürsprache der Mutter endlich bestimmen, das ge-

liebte Instrument für acht Thaler preußisch Conrant käuflich zu erwerben. Seinen unermüdlichen Bitten gelang es sogar, durchzusetzen, daß, freilich mit möglichster Beobachtung von Billigkeitsrücksichten, ein etwas musikkundiger Verwandter als Claviermeister für ihn engagirt ward. Nur zu bald jedoch hatte der talentvolle Schüler diesem die ganze Summe seines Wissens abgelauscht und ein Wechsel im Unterricht machte sich nöthig. Dies wiederholte sich öfter, dergestalt, daß binnen einer Zeit von vier Jahren der junge Franz bei sämmtlichen Musikpädagogen in Halle studirt und von Jedem sein Bestes profitirt hatte, ohne darum doch über ein nennenswerthes, oder nur einigermaßen geordnetes Kapital von Kenntnissen verfügeu zu können. In dem fortgesetzten Verkehr mit künstlerischen Mittelmäßigkeiten weder Genüge noch den gehofften Nutzen findend, gewöhnte er sich frühzeitig daran, seinen eigenen Weg zu gehen und, wie Liszt sagt, „in der Wahl der Stoffe wie der Form seiner Gedanken nur den individuellen Trieb entscheiden zu lassen, statt, wie so manche Talente, seinen Geist der Nachahmung zu bequemen.“ Voll des lebhaften Dranges, Musik zu hören und selbst zu musiciren, warf er sich mit Eifer auf das Orgelspiel und lief des Sonntags von einer Kirche zur anderen, um die Organisten für einzelne Choralverse abzulösen. Als eine hohe Vergünstigung besonders empfand er es, als Abela, der Cantor des Waisenhaus-Gymnasiums, welches er, nachdem er die Bürgerschule absolvirt, besuchte, um sich daselbst für irgend ein Fachstudium vorzubereiten, ihn zum Accompagnateur ernannte. Zu ihm, der eine wöchentliche Chorstunde für die begabteren Zöglinge eingerichtet hatte, fühlte sich Franz dankbar hingezogen, froh, in ihm wenigstens einen Protector seiner von allen Seiten nur mit mißbilligenden Blicken betrachteten Kunstleidenschaft zu finden. Er bekennt, daß diese Chorübungen auf seine spätere Entwicklung einen wesentlichen Einfluß geübt. „Mozart und Haydn'sche Cantaten, Händel'sche Oratorien und Psalmen concentrirten meine auseinanderfahrenden Interessen und bildeten einen haltbaren Kern für ein zukünftiges Wachsthum. Zwar blieb ich nach wie vor Autodidakt, aber doch jetzt in einer Form, die mich vor einem lächerlichen Ende bewahren mußte.“

Durch diese klassischen Tonschöpfungen entzündet und zu eigenem Schaffen begeistert, wagte er nun auch, wiewohl ohne alle theoretischen Vorkenntnisse, ja selbst ohne das Bewußtsein von der Nothwendigkeit derselben, seine ersten Versuche in der Composition. Kein Lehrer und Berather stand ihm dabei zur Seite und half ihm die Wirren seiner Ideen ordnen und lichten: wiederum mußte er auf eigene Verantwortung experimentiren. „Meine Compositionsversuche,“ lautet sein eigenes Urtheil, „trugen alle Mängel der thörichten Selbsthülfe, verriethen weder formales Talent, noch idealen Gehalt. Stellte sich mir heute ein junger Mensch, der das nämliche leistete, was ich damals vermochte, mit dem Wunsche vor, daß ich ein entscheidendes Wort über seine Zukunft spräche: ich würde ihm eher zu allem Anderen rathen, als zu einem künstlerischen Beruf.“ Nichtsdestoweniger trat der Drang zur Production fortan bei ihm so gänzlich in den Vordergrund, daß er, ungeachtet ernstester Vermahnungen, selbst häufigen Spottes von Eltern, Lehrern und Genossen, seine Gymnasialstudien darüber zu vernachlässigen begann. Harte Kämpfe zwischen kindlichem Gehorsam und zwingendem Naturgebot, zwischen der ihm angebornen Schüchternheit und dem sich immer lauter kundgebenden Künstlerberuf, durchkämpfte er in seinem Innern, und „nur dem naiven, aber unerschütterlichen Glauben an seine Bestimmung war es möglich, in dieser Misère auszuharren.“ Am Ende aber trug doch seine unüberwindliche Liebe zur Tonkunst den Sieg über die Einwände und Bedenken der Eltern davon. Man willigte, wenn auch mit Widerstreben, ein, daß Robert Franz das Gymnasium und damit zugleich seine Vaterstadt verließ und sich nach Dessau begab, um unter Friedrich Schneider's Leitung eine neue, künstlerischen Zielen zugewandte Studienzeit zu beginnen.

Was er gesucht: eine freie, ideale Kunstauffassung, eine unbeengtere, poesiegetränkte Atmosphäre, wie sie ihm Bedürfniß, das fand er freilich auch in Dessau nicht. Die Regeln und Theorien, die man ihm in trockner Weise vermittelte, gaben seinem Verstande vollauf zu thun; sein Phantasie- und Empfindungsleben aber darbte dabei. Genug, es währte nicht lange, so verfolgte

er, seiner Art und Gewohnheit getreu, auch hier unter den Augen des Meisters, selbständige Bahnen. Hatte er den Schülerpflichten nur halbwegs genügt, so hielt er sich schadlos, indem er seinen eigenen Eingebungen Gehör gab und nach Herzenslust im Geheimen seine gestaltende Kraft erprobte. Die Frische und Anregung, die er im Verkehr mit dem Lehrer entbehrte, fand er in einem Kreise jugendlicher Gesinnungsgenossen, der sich behufs freierer Kunstübung unter dessen Jüngern gebildet hatte. Hier auch erschlossen sich ihm die Sympathien, die Schneider seiner eigenthümlichen, unabhängig gearteten Individualität versagte. Franz selbst bekannte, daß die unter jenen Mitstrebenden eingeathmete Luft das einzige, seinem wahren Fortschritt günstige Element gewesen sei.

Was er im übrigen in Dessau erlernt, all die harmonische und contrapunktische Weisheit, die er daselbst in sich aufgenommen, ward ihm erst später flüssig, nachdem sein Genie sein natürliches Fahrwasser gefunden, das allerdings weit abseits leitete von den dort sanctionirten Zielen. Einstweilen componirte er Vielerlei: Claviersonaten, eine vollständige Messe u. s. w., was über den Charakter von Versuchen nicht hinauskam, aber, wie Liszt in seinem genialen Aufsatz über Franz bemerkt, das mühsame Winden einer jugendlichen Phantasie unter dem Schulzwang und dem Bedürfniß, denselben abzuschütteln, in interessanter Weise verfolgen läßt.

Nach zweijährigem Aufenthalt in Dessau (1835 bis 1837) in das elterliche Haus zurückgekehrt, begann für ihn erst seine eigentlichste Prüfungszeit. Da man handgreifliche Erfolge seiner bisherigen Studien sich noch nicht einstellen sah, wurden in seiner nächsten Umgebung die alten Zweifel an seiner künstlerischen Begabung und rücksichtslos geäußerte Vorwürfe laut; um so empfindlicher für ihn, als er ein ziemlich entwickeltes Selbstvertrauen aus der Fremde mit heimgebracht hatte.

Der Versuch, sich demzufolge anderwärts — in Schönebeck — eine wenn auch noch so bescheidene Stellung zu gründen, scheiterte an seinem Unvermögen, sich in den dasigen kunstwidrigen Verhältnissen zurechtzufinden. Er mußte, so schwer es ihm auch ankam, im Vaterhause ausdauern, wo er von Allen, nur nicht von seiner guten, sanften Mutter, als verlorener Sohn betrachtet ward. Nur ihrer liebevollen Weise gelang es, ihn zu trösten und zu stützen, wenn Leid und Unmuth ihn zu übermannen drohten, wenn's ihm an Kraft und Ausdauer gebrechen wollte.

Denn auch eine Periode künstlerischen Zweifels an sich selber blieb ihm nicht erspart. Durch einen ihm befreundeten Musikkreis — beim Landgerichtsdirector Schröner — lernte er um jene Zeit eine ihm bis dahin fremde Art des Kunstcultus kennen. Die Dilettanten, auf deren Treiben er im Bewußtsein seiner musikalischen Gelehrsamkeit vornehm herabblickte, öffneten ihm zuerst die Augen für das geistige Wesen der Kunst. Sie belehrten ihn, daß alle Kenntniß der Formen und Gesetze nur Mittel zum Zweck sei, daß es „auf die Erkenntniß des idealen Gehaltes eines Kunstwerks, nicht auf dessen formalen Werth ankomme, welcher letztere sich bei einem wirklichen Kunstwerk ganz von selbst versteht."

Gleichzeitig ward ihm auch das Bekannt- und Vertrautwerden mit Bach's und Händel's, wie Franz Schubert's Genius vermittelt. Ganz erstaunt schaute er plötzlich in eine Welt, von der seine Seele sich nichts hatte träumen lassen, und einen „erschütternden Eindruck" brachte vor allem Schubert's „Feuerseele" auf ihn hervor; ja die leidenschaftliche Beschäftigung mit dessen Schöpfungen machte sein Nervensystem dermaßen reizbar, daß es nur zu empfänglich für ein Gehörleiden wurde, dem Franz inzwischen mehr und mehr zur Beute verfallen ist. Eben diese Bekanntschaft mit den großen Meistern aber wurde für seine Meinung von den eigenen Leistungen verhängnißvoll. Der an Jenen gewonnene Maßstab wollte für diese letzteren nirgends passen. Was er selber zu sagen hatte, schien ihm von ihnen schon vieltausendmal besser gesagt: genug, er zog einen Strich durch seine Vergangenheit und gab Alles, was er bis dahin geschaffen, mit strenger Unerbittlichkeit der Vernichtung preis. Damit zugleich aber schwand auch sein Muth, der Glaube an die eigene Productionsfähigkeit.

Fünf Jahre lang ungefähr enthielt sich Franz jeglichen Schaffens. Keine Note ward in dieser Zeit von ihm geschrieben. Er war einzig auf die Erweiterung seines Ideenkreises, auf Förderung seiner allge-

meinen Bildung bedacht, vermöge deren er seiner Mission als Künstler umsomehr gerecht zu werden hoffen durfte.

Die damalige Atmosphäre in Halle war dieser Bildungsarbeit überaus günstig. Lag auch das öffentliche Musikwesen daselbst ziemlich im Argen, so bot doch die Universität um so mannigfaltigere Elemente geistiger Nahrung dar. Der frischen Bewegung wissenschaftlichen Lebens, wie sie, von der Philosophie ausgehend, sich zunächst an den Begründer der Halle'schen Jahrbücher, Ruge, und dessen Anhang knüpfte und allmälig alle Gebiete geistigen Lebens durchdrang, blieb auch Robert Franz nicht fern. Seiner Natur nach ohnehin zu ernstem Sinnen, zum Analysiren und Reflectiren, zu tiefem, philosophischem Denken geneigt, ward er ein wenn auch stummer, so doch eifriger Theilnehmer an den philosophischen Debatten und Untersuchungen. Die gewonnenen philosophischen, ästhetischen und kritischen Resultate fanden auf seine künstlerischen Interessen Anwendung und trugen zur Klärung und Bestimmung seiner Kunstprincipien Wesentliches bei. Vor allem ging ihm die Erkenntniß auf von der Nothwendigkeit der Einwirkung der herrschenden Temperatur der Ideen auf die Kunst; des Zusammenhangs dieser letzteren mit dem großen Ganzen, in dessen Mitte wir leben; zugleich aber auch von der Berechtigung der Individualität, dem Kunstwerk ihr Wesen und ihre Eigenart aufzuprägen.

Und seine Individualität suchte nicht lange nach der ihr gemäßesten Form. Nachdem er in unermüdlicher Arbeit der Vervollkommnung seines geistigen Selbst obgelegen, bot sich ihm ohne Mühe das Gefäß, darein er dasselbe am entsprechendsten auszuströmen vermochte. Eine Herzenserfahrung süßschmerzlicher Art kam hinzu und rührte die lang versäumten Saiten seiner Seele zu neuem Klange. Ein kurzer Liebestraum, reich an Glück und Leid, entlockte ihm jene ersten Gesänge, die Robert Schumann, der immer bereite Freund und Förderer künstlerischer Talente, mit so warmer Anerkennung in die Oeffentlichkeit einführte (1843). Eine längere Reise nach Salzburg und Tirol, die er aus Gesundheitsrücksichten für sein in Folge eines Pfiffs einer Eisenbahnlocomotive leidendes Gehör unternommen, wirkte zudem heilend und kräftigend auf sein ganzes Wesen: genug, seine so lange zurückgehaltenen Fähigkeiten kamen jetzt um so stürmischer zum Durchbruch. Er mußte componiren, weil er nicht anders konnte. Von da an datirt er seine eigentlichen Studien: er lernte den Kunstausdruck an sich selbst. Mit jedem neuen Lied wuchs sein Vermögen, und er gewann in Formen Gewandtheit, die ihm bis dahin weit ab lagen.

Gleichwohl hatten jene sich auf das Allgemeine beziehenden Studien ihn der musikalischen Gegenwart keineswegs entfremdet. Wie er einst von Bach und Schubert das seinem Naturell Zusagende sich assimilirte, so hatte er inzwischen auch den hervorragenden Zeitgenossen seine vollste Aufmerksamkeit zugewandt. Vorzüglich Schumann brachte Vieles in ihm zur Reife, was bisher nur dumpf in ihm gährte; an ihn zunächst schloß er sich auch im eigenen Schaffen an. Dem seine schöpferischen Leistungen im hohen Maße fördernden Bedürfniß, sich stets über sich selbst klar zu werden, verband sich eine natürliche scharfe Beobachtungsgabe, die ihn nie blind genießen ließ, so daß er sich immer über die Gründe seines Behagens oder Mißbehagens an den Objecten selbst Aufschluß zu geben suchte. „Diesem harmonischen Gleichgewicht zwischen Verstand und Gefühlsleben" dankt er seinen eigenen Worten zufolge zumeist, was er geworden. „Dazu kommt," fügt er hinzu, „noch ein gesunder Instinct, mich nur mit Dingen befaßt zu haben, die meinem Sinn und Wesen entsprachen, und absolut liegen zu lassen, was sich im Widerspruch zu meiner Persönlichkeit befand. Im Genießen habe ich stets gelernt, und das ist bis auf den heutigen Tag meine Lebensweisheit geblieben."

Fern von dem Gedanken an Veröffentlichung, nur zur Befreiung seines Selbst schrieb Franz seine ersten Lieder; „seine kleinen Leiden und Freuden im echten Künstleregoismus darin abschüttelnd." Die Herausgabe derselben erschien ihm zwar zuerst wie eine Profanation seiner heiligsten Gefühle, endlich aber gab er dennoch dem Drängen seiner Freunde nach und sandte einige Hefte an Schumann, der sich auf das lebhafteste dafür interessirte und sogleich auch für einen Verleger sorgte.

Jenem ersten Schritte schloß sich ein zweiter und dritter an: Mendelssohn und

Gade folgten Schumann's Beispiel und vertraten Pathenstelle an seinen nächsten Werken. Der persönliche Verkehr mit ihnen gewann Franz das wankend gewordene künstlerische Selbstvertrauen zurück und bestärkte ihn in der Ueberzeugung, mit der eingeschlagenen Bahn die seiner Begabung angemessenste in der That ergriffen zu wiedergeben möchte", das Charakteristische der Lieder, „deren einzelne feine Züge anzuführen man nicht fertig werden könne." Auch Franz Liszt's feurige Anerkennung des Franz'schen Genius ist schon lange bekannt. Schumann's an eben jener Stelle ausgesprochene Mahnung, sich „durch Ergreifen neuer Kunstformen vor Einseitig-



Robert Franz.

haben. Die Besten seiner Zeit hießen ihn freudig willkommen auf dem begonnenen Wege. „Mögen Sie sehr, sehr viele Werke, ebenso schön gefühlt, ebenso fein ausgeführt, ebenso eigenthümlich und so reich an Wohlklang diesem folgen lassen!" schreibt Mendelssohn in einem Briefe (1844), darin er dem Componisten für das ihm dedicirte Liederheft (op. 3) dankt, und Schumann rühmt den „Fleiß der Auffassung, der den Gedanken des Gedichtes bis auf das Wort keit und Manier — der Gefahr der Erfolge in kleineren Genres — zu schützen und „sein reiches Innere auch anders auszusprechen als durch die Stimme" blieb allerdings — ebenso wie Liszt's öffentlich bezeugte Meinung, daß er auf jeglichem Gebiete Ausgezeichnetes zu leisten im Stande sei — fruchtlos gegenüber der Ueberzeugung des Meisters, daß gerade in der Liedform „sein eigentlichster Inhalt culminire." Grundsätzlich verließ Franz darum

diese Bahn nicht wieder und nimmer vermochte er sich zu entschließen, sein Heil auf andern Wegen zu suchen. „Meine Anschauungen sind so mit mir verwachsen, daß ich sie nur mit dem Leben aufgebe. Irrte ich — so war meine Existenz verfehlt;" — schreibt er einmal einem Freund, und anderwärts: „Sie kennen meinen Grundsatz, nichts zu machen, was ich nicht machen muß, und ich glaube, daß Alles so Entstandene die Garantie innerer Nothwendigkeit in sich trägt."

So blieb es denn dabei; Franz verharrte in den sich freiwillig auferlegten Schranken. Außer einem vierstimmigen Kyrie, einem achtstimmigen Psalm (117) und zwölf Vocalquartetten, die, sämmtlich a capella, in den fünfziger Jahren erschienen, hat seine Muse nur in Liedern zu uns geredet. Welch ein Lieder-Segen aber ist von ihren Lippen geflossen! In zweiundvierzig Heften halten wir einen Schatz von einigen zweihundertfünfzig Gesängen in den Händen. Was der Componist mit einer derartigen Vertiefung in ein einziges und zwar specifisch deutsches Kunstgenre erreicht, ist im Wesentlichen die Vertiefung und Verinnerlichung des Kunstgenres selbst. Wenn Schubert und selbst der träumerische, in sich versenkte Schumann in der Wahl des Stoffs wie des Ausdrucks directer mit der Außenwelt in Beziehung treten; wenn — wie die überwiegenden Situationsbilder des Einen und die vorherrschend declamatorische Weise des Andern dies mit sich bringen — wir bei Beiden häufigen Tonmalereien begegnen, so eignet Franz, bei dessen Kunstausdruck es sich fast ausschließlich um innere Processe handelt, ein mehr psychisches Colorit. Selbst die der Natur entnommenen Bilder führt er uns mehr im Reflex seiner Dichterseele als im lebendigen Schein der Wirklichkeit vor Augen. Tritt bei dem ältesten der drei Meister das rein Musikalische, bei seinem Nachfolger die poetische Intention in den Vordergrund, so erstrebt der jüngste derselben vielmehr ein vollkommenes Gleichmaß zwischen Poesie und Tonkunst, derart, daß nirgends ein Uebergewicht der einen über die andere fühlbar, und etwa der musikalische Ausdruck als solcher dem des Wortes aufgeopfert werde. „Illustrationen des dichterischen Wortes," wie er selbst, voller Bescheidenheit, die ein Schmuck seines Wesens, seine Lieder nennt, sind sie es eigentlicher im innerlichen als im äußerlichen, im bildlichen als im buchstäblichen Sinne. Vielmehr als tiefsinnige, tondichterische Auslegungen denn als malerische Beigaben möchten sie uns erscheinen. Sagt aber schon Schumann in seiner Besprechung der ersten Franz'schen Lieder: „Er will mehr als wohlklingende oder übelklingende Musik, er will uns das Gedicht vielmehr in seiner leibhaftigen Tiefe wiedergeben," so bezeichnet er damit den Gesichtspunkt, von dem aus der Componist selbst seine Schöpfungen betrachtet wissen will. Ihm sind sie einfach nur „Producte der Poesie"; „ein erweitertes Leben" dem Worte durch den Ton in ihnen gewonnen zu haben, ist Alles, darauf er Anspruch macht. „Zur vollen Blüthe soll das Wort im Tone ausbrechen," lautete einer seiner schönen Aussprüche bei einer Begegnung, die uns jüngst mit ihm vergönnt war und die uns in der Erinnerung immer theuer bleiben wird.

Ist es nur dem Geweihten, dem Tondichter von Gottes Gnaden gegeben, jenen gewissen musikalischen Keim, die geheime Melodie, die in jedem rechten Gedicht — es ist hier nur von dem lyrischen die Rede — schlummert, zu wecken und künstlerisch zu verkörpern, so dürfen wir Robert Franz getrost unter diese Begnadeten zählen. Wie unwillkürlich nimmt die Poesie ihm Tongestalt an und weckt ihm eine Welt des Klanges, wenngleich seine Erzeugnisse keineswegs den Anschein tragen, als seien sie leichte Ausgeburten eines flüchtigen Schaffensprocesses. „Musterhaft," sagt Liszt, „ist Franz in der wahrhaft keuschen, innig hegenden Aufnahme des dichterischen Worts an das musikalische Herz."

In ähnlicher, weiblich selbstloser Weise hat sich noch kein Componist dem Dichter angeschmiegt als er: eben in diesem seinem Verhältniß zu Jenem hauptsächlich will Franz als eine neue, eigenthümliche Erscheinung betrachtet sein. So völlig weiß er sich der Individualität desselben anzupassen, daß beispielsweise seine Goethelieder sich bestimmt und klar von den Heine'schen und diese wiederum von denen Lenau's u. s. w. unterscheiden; so daß eine jede dieser Gruppen im Ganzen den Stempel ihres dichterischen Ursprungs trägt, während den Liedern im Einzelnen zugleich ihr besonderer Charakter aufgeprägt bleibt.

Ein feiner Instinct läßt ihn selbst nationale Elemente richtig treffen, wie die Lieder von Burns u. A. beweisen.

So voll und ganz sich aber auch Franz unter den Einfluß des Dichtergeistes stellt, Spur für Spur diesem nachgehend, nirgends sehen wir ihn darum doch der angeborenen Eigenart Gewalt anthun oder die geringste Untreue gegen sie verschulden. Im Gegentheil: sein eignes Angesicht blickt allenthalben hervor, auch wo es sich hinter dem Poeten zu verstecken meint. Franz bleibt immer er selbst, und wir danken es ihm: ist es doch ein schönes Selbst, das er uns enthüllt. Gern sehen wir durch seine Dichteraugen und lassen uns seine Lieblinge von ihm deuten, der mit seiner Hand die edelsten Blüten deutscher Dichtung auszulesen und mit höheren Reizen zu umkleiden verstand. Seine Textwahl ist wohl ausnahmslos eine glückliche. Trivialitäten, wie sie sich vielfach bei Schubert, Sonderbarkeiten, wie sie sich hier und dort selbst bei Schumann, dem feinen Aesthetiker, eingeschlichen, schlüpfen bei ihm nirgends mit unter und hemmen uns im reinen Genusse. Mit besonderer Vorliebe neigt er sich Heine, Lenau, Eichendorff, Burns, Osterwald zu. Ihre Namen sind am häufigsten vertreten; doch begegnen wir auch Goethe, Geibel, Mörike, Waldau u. A. in seinen Liederheften. Im Ganzen herrschen die schwermüthigen Stoffe vor. Das Still-Träumerische — wie „Aus meinen großen Schmerzen" op. 5, „Bitte, Wasserfahrt" op. 9, „Ein Friedhof" op. 13, „Widmung" op. 14, „Herz, ich habe schwer an dir zu tragen" op. 27 — klingt am ehesten mit seiner Natur zusammen. Weniger steht ihm die jubelnde Lust der Lenzverkündigung zu Gesicht, da seine Freude mehr nach innen als nach außen strahlt; indessen gelingt ihm auch köstlich Naives, wie „Ihr Auge" op. 1, „Ich habe mir Rosmarin gepflanzt" op. 13, und das entzückende „Gleich und gleich" op. 22. Auch auf Erzählendes treffen wir ab und zu; freilich hält sein durchaus undramatisches Genie sich auch hier an die lyrischen Momente und geht aller scenischen Behandlung sorgsam aus dem Wege. Zu leidenschaftlichem Aufschwung, wie er uns bei Schumann oft überwältigend berührt, fühlt Franz sich selten gestimmt, und doch gehören „Er ist gekommen" op. 4, und „Gewitternacht" op. 8, zu seinen ergreifendsten und wirkungsreichsten Gebilden. An Volksthümlichem dagegen — z. B. das ganze op. 23 — ist kein Mangel; die schlichte, melancholische Weise der Volkspoesie heimelt ihn an und entspricht verwandten Seiten seines Wesens. Darum greift er auch neben wirklichen Volksliedern so gern nach Burns' und Osterwald's Versen, durch die, mehr oder minder vernehmlich angeschlagen, immer der Volkston hindurchgeht.

Aus Franz' Neigung für das Volkslied auch erklärt sich zunächst seine häufige Anwendung der Strophenform, recht im Gegensatz zur Art der Modernen, die doch zumeist „durchcomponiren". In überaus sinniger Weise versteht er dann den poetischen Grundgedanken des Ganzen auch musikalisch einheitlich zusammenzufassen, bei den Wiederholungen im Anschluß an den Text, scheinbar geringfügige, in Wahrheit aber bedeutsame und überraschende Veränderungen anbringend. Eine eigenthümliche Elasticität seiner Themen macht es ihm zudem leicht, dieselben den verschiedenen Nüancen der Stimmung dienstbar zu machen, und die Polyphonie seines Claviersatzes mit ihrem zarten, sich verschlingenden Geäder, erweist sich als besonders geeignet, auch die geheimsten Empfindungen zum Ausdruck zu bringen.

Der musikalische Kern eines jeden Liedes ist einfach; um so größer die Feinheit und Sorgsalt der künstlerischen Ausführung. Sie zog dem Tonsetzer sogar den öfteren Tadel allzu complicirten, ja raffinirten Schaffens zu, während man sich von anderer Seite bemühte, ihn als Naturalisten hinzustellen. Die Schlichtheit seiner Natur, wie die universelle Bildung seines Geistes haben ihn indessen, allen gegentheiligen Meinungen zum Trotz, glücklich vor beiden Extremen bewahrt; wiewohl — bei der ihm eigenen philosophischen Richtung — ein bestimmter Einfluß der Reflexion auf seine schöpferische Thätigkeit umsoweniger ausgeschlossen bleiben konnte, als die Art der letzteren ihm ohnedies anhaltende Selbstvertiefung zur Aufgabe machte. Wer auch wollte dem heutigen Geschlecht die Reflexion nehmen? Genug, wenn sie sich nicht zum Schaden der Inspiration im Kunstwerk fühlbar macht!

Welcher der in ihm wirkenden Hauptfactoren: natürliches Talent, erworbene Bildung und individueller Geschmack der wirk-

samste sei, das entzieht sich, dem Zeugniß des Künstlers zufolge, seiner eigenen Beurtheilung. Wie soll die Kritik es wagen, in die geheime Werkstatt des Genius einzudringen und entscheiden zu wollen, wo die Grenzen jeder einzelnen dieser gemeinsam thätigen Kräfte beginnen, wo sie sich berühren und ergänzen, wo die eine an die Stelle der andern tritt? Reicht überhaupt die Berechtigung der Kritik bis jenseits der klarliegenden Wirkungen hinüber in das dunklere Gebiet der Ursachen?

Nur in ihrer Totalität, also — es kann dies nicht oft genug wiederholt werden — in engster Beziehung zur dichterischen Grundlage, als ein untheilbares Ganze mit dieser betrachtet, können Franz' Lieder allein gewürdigt werden und zu ihrer rechten Wirkung gelangen. Das ist's, was ihnen neben ihrem wenig entgegenkommenden, das Conventionelle eher meidenden als suchenden Charakter, den Eingang im Publicum seit jeher wesentlich erschwerte. Man hatte sich seit langem gewöhnt, den Text als eine ziemlich überflüssige Zugabe zu betrachten. Allem voran stand das melodische Begehr. War dieses befriedigt, war das Ohr mit Wohlklang gefättigt, ja trug man gar eine melodische Erinnerung mit davon, so hatte man seinem musikalischen Bedürfniß genug gethan. Anderes bietet und fordert Robert Franz. Seine Melodien sind nicht um ihrer selbst willen da — das melodische Interesse tritt in seinen Liedern eher hinter dem modulatorischen, harmonischen zurück — nicht vom Worte losgelöst offenbaren sie ihre wahrste Wirkung; wir genießen sie nur als den verklärten Ausdruck des letzteren, und ohne dichterisches Verständniß bleibt uns ihre innerste Bedeutung, ihre eigentlichste Schönheit unerschlossen.

Nimmt Franz demnach die Bedeutung eines Dichterinterpreten, nicht mehr und nicht weniger in Anspruch, so geschieht das keineswegs in der Meinung, Neues, nie Dagewesenes hiermit zu geben oder zu repräsentiren. Was seine musikalischen Ideale, die ihm in mannigfacher Hinsicht verwandten Händel und Bach, vor mehr als anderthalb Jahrhunderten auf kirchlichem Gebiet vollbracht, das trachtete er auf die profane Sphäre der Lyrik zu übertragen. Und ist es nicht in der That, als ob nicht nur in dem reinen, Wort und Ton in einander webenden Geiste, dem gewissen ethischen Zug, sondern auch in der strengen Art der Factur, der maßvollen Haltung, der Kunst der polyphonen Arbeit die ehrwürdigen Züge dieser seiner Vorbilder uns aus Franz' Schöpfungen entgegenblickten? Als ob dieselbe Keuschheit, die Frömmigkeit und Herzensandacht, die Tiefe erfüllten, auch aus den Werken des Jüngeren athmete? Ganz deutlich tritt in dem Letzteren ohnedies, in Anklängen an das uralte Volkslied, wie in Beziehungen zu der großen altitalienischen Schule mit ihren tiefsinnigen Kirchentönen, eine lebhafte Hinneigung zur älteren Tonpoesie zu Tage. Es ist ist dies nichts Zufälliges, sondern hervorgegangen aus dem Bedürfniß, an das Zeitlose, ewig Dauernde in der Kunst anzuknüpfen und es zur Basis der eigenen Bestrebungen zu machen.

Ein neuer Dichtergeist war freilich inzwischen, während die erhabenen Denkmale Bach'schen und Händel'schen Genies für die Kunst ungenutzt lebendig begraben lagen, mit Beethoven in die Tonwelt eingezogen. Er war am energischsten unter allen seinen Nachfolgern von Schumann aufgenommen worden: oder ist nicht die innigere Annäherung der Schwesterkünste, Musik und Poesie, deren wir Heutigen uns freuen, sein herrliches Vermächtniß? Wie dann nach Schumann's Vorausgange Neuere weiterschritten, die Consequenzen seiner Principien immer schärfer ziehend, so ist auch Robert Franz zu einem seiner Erben geworden. Sein ungleich weniger expansives Genie freilich wählte sich aus dessen weitumfassendem Wirkungskreis ein kleines, engumgrenztes Gebiet. Nur von einem Theil der Schumann'schen vielseitigeren Lyrik — dem Stimmungslied, das auch der ältere Meister mit Vorliebe hegte und dem er einen dem jüngeren fremden romantisch-schwärmerischen Reiz verlieh — ergriff er Besitz, als von einer ihm erbeigenthümlichen Domäne. Was er hier erreicht, wie er groß geworden in seinem kleinen Genre, dessen wurde bereits gedacht. Mögen wir immerhin die Leistungen der Lebenden hoch genug anschlagen: es giebt in dem Bereich des Liedes zur Zeit keinen größeren als Robert Franz.

Tief bedauerlich um so mehr ist es,

daß, obschon die Besseren, Kunstverständigeren die Gesänge des Meisters längst als klassische Blüthen deutscher Tonkunst anerkennen, das Publicum denselben augenscheinlich fremd gegenübersteht. Mag Franz, der echt deutsche Idealist, von den höchsten Kunstprincipien ausgehend, jede Concession an eine niedrigere Anschauungsweise, als eine Sünde wider den heiligen Geist der Kunst, streng von sich abweisen; mag er auch in der bei aller Bescheidenheit doch vornehmen Exclusivität seiner Künstlernatur, wie er in seinem Schaffen sich an die Höchsten anschloß, sich auch mit demselben nur an die Höchstgebildeten wenden: wie viele selbst von diesen ahnen kaum die Fülle und Bedeutung seiner Gaben! Wie viele, denen Gesang gegeben, ja denen er zum Beruf geworden, übersehen undankbar einen Schatz, von dem Besitz zu ergreifen ihnen und der Kunstwelt nur zum sicheren Gewinn gereichen würde! „Zum Vortrage dieser Lieder gehören Sänger, Dichter, Menschen," sagt freilich Schumann — und der Dichter unter den Sängern sind leider nicht all zu viele! Stellt gleichwohl jede gehaltvolle Tonschöpfung an die Reproduction die Forderung der Nachdichtung, so wird dies bei Franz' Werken — wie überhaupt bei den neueren Meistern, Schumann, Liszt — geradezu zur unerläßlichen Bedingung. Dringend bedarf ihre innerliche Weise des Nachempfindens und Nachlebens, soll ihnen die Möglichkeit der Wirkung nicht von vornherein benommen sein. Selbst schauen im Seelenspiegel des Tongedichtes muß sich der Sänger, wenn er den reichen Inhalt in voller Tiefe erfassen und für Andere erfaßbar machen will; und es ist eine Eigenthümlichkeit der Franz'schen Gebilde, daß sie nur dem reinen schönen Gemüth ein reines schönes Antlitz entgegenspiegeln. Wer aber über einen Fond an tieferer Empfindung zu gebieten hat, der säume nicht, sie sich zu eigen zu machen; reicher Lohn ist ihm gewiß. Dafern er Sänger von Beruf, wage er auch getrost, was bisher nur mit Zurückhaltung geschehen: er trete mit ihnen vor die Oeffentlichkeit. Die Berechtigung des Liedes im Concertsaal einmal zugegeben, wird und kann es auch der Franz'schen Muse bei richtiger Auswahl (wir erinnern nur an: „Er ist gekommen," an „Gewitternacht," „Waldfahrt") an Dank und Beifall nicht fehlen.

Technische Schwierigkeiten giebt es dabei mehr für den Clavierspieler als den Sänger zu überwinden. Dem begleitenden Pianoforte ist, wie in Schumann's Liedern, ein wichtiger Antheil zugefallen, und die Errungenschaften der modernen Technik desselben hat der Componist in Mitthätigkeit gezogen. Gleichwohl findet sich auch eine reiche Anzahl kurzer Stimmungslieder, die selbst für mäßige, nur einigermaßen mit polyphoner Schreibart vertraute Spieler zugängig sind und sich besonders zum Selbstmusiciren und »accompagniren eignen. Hinreichende Gelegenheit ist auch dem Begleiter — namentlich in den die Rundung eines jeden Liedes harmonisch vollendenden Vor-, Zwischen- und Nachspielen — allenthalben geboten, poetischen Sinn und warmes Gefühl zum Ausdruck zu bringen. Wollen darum Sänger und Spieler nur erst offenen Auges an die so seltsam gemiedenen Kunstwerke herantreten: dauernd sie zu fesseln wird jenen zweifellos gelingen!

Leider hat die Kritik, die erwähnten Koryphäen der Tonkunst und eine Anzahl Kenner und Freunde des Meisters ausgenommen, diesem gegenüber, dafern sie überhaupt von ihm Notiz genommen, mit Vorliebe ihre negativen Rechte geübt. Sie hat ihm seine Beschränkung auf ein engeres Kunstgebiet ohne Unterlaß zum Vorwurf gemacht und sich nicht erinnern wollen, daß die Geschichte der Tonkunst aus alter und neuer Zeit ihm in dieser Beziehung gar manches Beispiel zur Seite zu stellen hat. Wir begnügen uns hier nur an Chopin's naheliegende, im Bereich der Claviermusik nicht minder exclusive und dennoch laut anerkannte Erscheinung zu gedenken. Ueberdies haben Franz' schon erwähnte Bearbeitungen älterer Vocalwerke den Beweis geliefert, daß sein künstlerisches Wissen und Können nicht, wie man meint, an enge Grenzen gebunden, sondern vielmehr zur Behandlung breiter umfangreicher Formen wohl ausreicht.

Einen bedeutenden Theil seines Lebens und seiner Kraft hat Franz dem Bestreben geopfert, die uns in unvollendeter Gestalt überkommenen Meisterschöpfungen Bach's und Händel's, dem Geiste Jener wie den modernen Bedürfnissen entsprechend, zu ergänzen. Bekanntlich befinden sich in den

Originalpartituren der genannten Meister viele skizzirte Stellen, die auf die Mitwirkung des Accompagnements, welches damals die Orgel oder das Cembalo auszuführen hatten, berechnet waren.

Da die Componisten die Aufführung ihrer Werke persönlich von einem jener Instrumente aus zu leiten pflegten, genügte ihnen ein bezifferter Baß, die kurze Andeutung eines musikalischen Schlagwortes für den eigenen Gebrauch; das Uebrige konnten sie der Eingebung des Moments und ihrer sicheren Kunstfertigkeit überlassen. An dem tausendstimmigen Riesen-instrument der Orgel sitzend, mit ihrer eigenen künstlerischen Riesenperson — wir bedienen uns hier eines Ausdrucks des geistreichen A. W. Ambros — allenthalben mächtig eingreifend, beherrschten sie die ganze Musik als deren Seele. Ihr Accompagnement, der Hauptträger des Ganzen, unterstützte den Sänger, ergänzte den mangelhaften Klangkörper des ihnen zu Gebote stehenden Orchesters, verlieh dem Werk erst jene Abrundung und vollendete Gestalt, nach der wir heute uns vergebens sehnen. Die Sorge, einem nachkommenden Geschlecht ihre Schöpfungen in fertiger Form zu bequemem Genusse zu hinterlassen, lag den alten Meistern fern. Nicht für den Druck bestimmten sie dieselben, sie blieben ihrer Außengestalt nach eben nur Skizzen, zu deren jedesmaliger Ausführung und Verlebendigung es ihrer eigenen nachschöpferischen Hand bedurfte: einer Improvisationskunst, die uns Gegenwärtigen nicht nur minder geläufig, sondern eben so völlig verloren gegangen ist als die lebendige Tradition, die der Praxis etwa zu Hülfe kommen könnte. Sind doch zumal die Bach'schen Werke unter hundertjährigem Staub verborgen, vor wenigen Jahrzehnten erst gewissermaßen neu entdeckt worden.

Daß die uns überkommenen Partituren Bach's und Händel's, und zwar in erster Linie die Solonummern, demnach nicht in ihrem Wortlaut nach ihrem vollen Werth zu begreifen sind, sondern, sollen sie anders lebendig wirken, eine Ergänzung fordern, ist eine allseitig zugestandene Thatsache. Nur über das Maß und die Methode dieser Ergänzungen gehen die Meinungen auseinander. Während die Einen ihre Pietät für die Meister durch eine Enthaltsamkeit bethätigen zu müssen glaubten, die selbst das Vorhandene uns nicht vollständig zu überliefern wagt, meinten Andere ihrer Verehrung besser zu genügen, indem sie durch stilgerechte, reconstruirende Bearbeitungen die Erzeugnisse einer vergangenen großen Kunstepoche dem Verständniß der Neuzeit möglichst nahe rückten. In der That kann es, der Natur des Gegenstandes gemäß, hier nur eine zweifache Möglichkeit des Verhaltens geben: entweder man läßt die alten Werke völlig in der überlieferten Gestalt und sucht, so gut es eben gehen will, durch eine freie Improvisation nachzuhelfen, oder man liefert eine Arbeit, die allen Ansprüchen, welche hier an Stil und Tonsatz zu stellen sind, vollkommen genügt. Unter denen, welche den letzteren Weg eingeschlagen, behauptet neben Mozart und Mendelssohn, die bereits hier und dort mit nachhelfender Hand eingegriffen, Robert Franz den vornehmsten Platz. Wie er, zu Gunsten einer früheren Kunstepoche auf das Glück eigenen Schaffens mehr und mehr Verzicht leistend, der schwierigen Aufgabe der Wiederherstellung alter Partituren eine lange Reihe von Jahren gewidmet, wie er, nicht mit der äußeren Formengewandtheit eines musikalischen Handwerkers, sondern mit der Feinfühligkeit des echten Tondichters zu Werke gehend, jene Denkmale alter Herrlichkeit unserm frischen Kunstgenuß zurückgewonnen und eine Brücke hinüber geschlagen von der Gegenwart in die Vergangenheit: davon geben diese letzteren selbst ein vielstimmiges Zeugniß. Durch eine Fülle contrapunktistischen Wissens ausgezeichnet, so daß Bach und Händel sich seiner als eines Zeitgenossen schwerlich zu schämen gebraucht hätten, scheint Franz mehr als Andere zu der erwählten Aufgabe berufen. Mit der polyphonen Schreibart vertraut wie Wenige, fand er, nachdem er auf anderem Wege (durch accordische Ausführungen) sein Ziel vergeblich zu erreichen gestrebt, in ihr das Mittel, das ihn zum Zwecke führte. Dabei wählt er die Motive seines Tonsatzes nicht etwa willkürlich, sondern er versteht sie sinnreich genug aus dem in den behandelten Stücken gebotenen Material (der Structur des Basses, dem Figurenwerk der Cantilene) zu formen. Er selbst berichtet uns in interessanter Weise

über die angestellten Versuche in dem „Offenen Brief an Eduard Hanslick über Bearbeitung älterer Tonwerke," den er 1871 veröffentlichte, wie er schon früher (1863) höchst dankenswerthe „Mittheilungen über Joh. Seb. Bach's Magnificat" herausgegeben hatte. Hier legt er die Principien dar, die ihn bei seinen Ergänzungen leiteten und weist u. a. nach, wie die Rücksicht auf unser durch das moderne Orchester verfeinertes Ohr neben anderen praktischen Gründen ihn bestimmte, das eigentliche Accompagnement (also den aus den Baßsignaturen gezogenen Tonsatz) statt der bisher gebräuchlichen Orgel oder dem alten Cembalo, vielmehr dem Orchester zu übertragen. Der Vortheil mannigfaltigerer Klangfärbung und Fülle kommt nun den Werken zu Gute und macht sie um einen Reiz jugendlicher Frische und blühenden Wohllauts reicher.

Gegen diese seine Orchesterbehandlung hauptsächlich aber wendet sich die Polemik, die sich aus dem Kreise der historischen Schule heraus gegen Franz' Bearbeitungen erhoben und der er selbst in seinem „offenen Briefe" mehrfach zurechtweisend begegnet. Sie hat ihn, den zart Gewissenhaften, der Willkür und der modernisirenden Neigung geziehen und ihm die Früchte redlicher Arbeit zu vergällen und zu verkümmern gesucht, statt sich ihrer vielmehr dankbar zu freuen. Hoffen wir, daß dem Künstler auch in dieser Beziehung die zukünftige Kritik gerechter werde als die gegenwärtige es ist!

Werfen wir einen Blick auf die Fülle klassischer Gaben, die er der Welt von neuem geschenkt, so gewahren wir, außer einem Stabat mater und Magnificat der italienischen Meister Astorga und Durante, zehn Bach'sche Cantaten, eine große Anzahl von Arien, sechs Duette, sein Magnificat, die Trauerode und die Matthäus-Passion; desgleichen von Händel zwölf Opernarien für Sopran, zwölf für Alt und zwölf Duette, das Jubilate und l'Allegro, il Pensieroso ed il Moderato. Und alles das ward unter den Hemmungen eines Gehörleidens vollbracht, das sich mit den Jahren immer grausamer fühlbar machte, während sein ohnehin nur zu reizbares Nervensystem bei fortwährender übermäßiger Anspannung allmälig die Widerstandsfähigkeit verlor. Seine anhaltende Beschäftigung mit Bach, sein inniges Hineinleben in dessen complicirtes, vielstimmiges Tongewebe, sein Wiederschaffen in dessen Geiste beförderten ohne Zweifel, selbst mehr noch als das eigene freie Produciren, die Entwicklung des Uebels. So fand sich denn Franz gezwungen, seiner praktischen Thätigkeit zu entsagen und die Aemter niederzulegen, mit denen seine Vaterstadt, nachdem ihr die Erkenntniß seiner künstlerischen Bedeutung aufgegangen, ihn betraut hatte. — Er war nach und nach zum Organisten an der Ulrichskirche, zum Dirigenten der Singakademie und der „Berg- und Museumsconcerte" und später zum Universitäts-Musikdirector ernannt worden, wie die philosophische Facultät, in Anerkennung seiner Verdienste um Bach und Händel ihn auch durch Verleihung des Doctortitels auszeichnete.

Gegenwärtig steht sich Franz sogar der bittern Nothwendigkeit unterworfen, die ihm so liebgewordene Beschäftigung mit Händel und Bach zeitweise zu meiden. Nicht nur, daß die Tonwelt äußerlich für ihn verstummte, sein Nervenleiden führt auch eine periodische Arbeitsuntüchtigkeit herbei, der gegenüber sich selbst seine starke Willenskraft als ohnmächtig erweist.

Kann es ein herberes Geschick geben als das seine, das den reichen Geist in der Fülle der Manneskraft vielfältig zur Thatlosigkeit verdammt, das ihm Feierabend gebietet, noch bevor die Stunde der Ruhe für ihn gekommen? Selbst auf sein häusliches Glück sind die Schatten dieses Leides gefallen. In das Haus, das er sich im Jahre 1848 durch seine Verheirathung mit Marie Hinrichs begründete und das seither allen Kunstfreunden und Genossen von fern und nah freundlich geöffnet war, ist der finstere Gast der Sorge eingekehrt, seit er mit der Ausübung seiner Thätigkeit zugleich auf seine gesicherte Lebensstellung verzichten mußte. Erscheint es im Hinblick dessen nicht gerade jetzt mehr denn je an der Zeit, dem kranken Sänger, der den von unserem Volke so hochgehaltenen Tonschatz um viele seiner unvergänglichsten Gebilde bereicherte, endlich die alte Dankesschuld zu entrichten und ihm ohne Säumen den Lorbeer zu reichen, der ihm nicht nur in kargen Zweigen, sondern im vollen Kranze gebührt?!

Doctor Helmond und seine Frau.

Dem
Holländischen des J. J. Cremer nacherzählt
von
Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

„Abscheulich! abscheulich!“ brach Eva mit bebender Stimme los, „mein Gott, welch ein Ton! Dem Mammon dienen! Er wagt, davon zu sprechen! Er, der selbst im Dienste des Geldteufels steht!“

„Frau, schweige!“ rief Helmond mit kräftiger Stimme dagegen, „wenn du mich wirklich lieb hast, so vergreife dich nicht wieder aufs neue an dem Manne, den ich verehre und der das Gute will. Er hat Recht, wir sind auf einem falschen Wege!“ Und indem er Eva fest anblickte, so daß sie heftig erschrocken einen Schritt zurücktrat, fuhr er mit erhobener Stimme fort:

„Ich sage dir, Eva, der Mann hat wahrhaftig Recht; mit diesem verfluchten Geist, dieser Sucht nach Vornehmheit, dieser Erhebung über unseren Stand muß gebrochen werden! Sieh mich nicht so erschreckt an, mein Zorn gilt in erster Linie mir selbst, ja mir ganz allein, ja wahrhaftig, Eva, ich — ich war irrsinnig.“

Großer Gott, dachte Eva, wie verändert blickt er mich an! Sollte er wirklich irrsinnig sein? Nein, nein, seine Stimme klang wieder zärtlich wie früher, als er nun ermahnend zu ihr sprach. Aber doch kehrte er gleich einem Wahnsinnigen immer wieder auf denselben Punkt zurück, daß man umkehren müsse zu der einfachen Lebensweise, auf welche der Pflegevater so viel Gewicht legte.

„Aber August, so wahr ich lebe, der Brief ist von Jemand geschrieben, der — “

„Der das Gute will, und der begreift, daß ich mein Weib, meinen Schatz nicht mit derjenige Treue bewahre, die ich geschworen habe. Von einem Manne, dem unser Verderben zu Herzen geht, der mich erkennen läßt, daß ich zu schwach war gegenüber meiner Frau. Aber das soll enden, so wahr als ich dich lieb habe, soll das enden. Die Operation ist schmerzlich, aber heilsam. Wir müssen das Ultimatum erfüllen, die Gesellschaft für morgen wird abgesagt.“

Eva mußte sich mit beiden Händen an dem Tische fest halten. Ihr Mann machte sie besorgt, denn was er sprach, schien ihr sinnlos. Die Gesellschaft absagen; sollte er es ernsthaft meinen? Helmond nahm eine Anzahl eben geschriebener Briefe, die schon zusammengefaltet waren, aus der Tasche und sagte:

„Sieh, Eva, hier hast du den Beweis, daß ich es gut mit dir meine. Diese Briefchen wollen wir womöglich heute Abend noch versenden. Als Ursache habe ich ein Unwohlsein deinerseits angegeben, denn deine Enttäuschung kann wohl als Unwohlsein gelten.“

Eva sah ihn mit ängstlichem Blicke an und sagte dann mit erblaßten Lippen:

„August, mir wird wirklich bange. Du bist doch nicht krank? Der abscheuliche Mensch wird dich noch irrsinnig machen!“

„Nein, Eva, er wird mich gesund machen. Wir müssen thun, was er verlangt, und du wirst noch einsehen, daß er es gut mit uns meinte.“

„Du sprichst also mit deinem vollen Verstande, August, und willst diesem unsinnigen Briefe Folge leisten! Aber das ist ja unmöglich, vollständig unmöglich! Wahnsinn steht in dem Briefe zu lesen. Wir sollen in das alte Haus zurückkehren und dies Haus öffentlich innerhalb vier Wochen verkaufen. Oeffentlich verkaufen und uns öffentlich an den Pranger stellen, heißt hier ganz dasselbe. Gesetzt den Fall auch, daß wir wirklich auf etwas zu großem Fuße gelebt hätten, wie könnte ein verständiger Mensch auf ein solches Ultimatum verfallen? Nichts als Haß und Mißgunst spricht aus diesem Schreiben.“

„Eva, du kennst meinen Pflegevater nicht, er war von meiner Jugend an — “

„Deine Vorsehung, ich weiß es wohl, aber jetzt ist er ein mißgünstiger Mensch, der — “

„Ich sage dir, schweige, Eva!“

Ein Blick der Wuth strahlte aus seinem Auge, so daß Eva zurückfuhr und in ängstlicher Haltung zu ihm sagte:

„Ist das deine Liebe, August? O Gott, wer hätte das denken sollen! Am Vorabend des Festes, auf das ich mich so gefreut und das er mir so herzlich gönnte! Aber ich sehe es, wirkliche Liebe besteht nicht mehr,

man kann Niemand, selbst dem edelsten Manne nicht vertrauen! o Gott!"

„Weine nicht Eva, weine nicht, ich werde dir zeigen, daß ich dich lieber habe als jemals, lieber als mein Leben."

„Versteh ich dich recht, August; willst du mich wirklich glücklich machen, so kann es nur geschehen, indem du diesen wahnsinnigen Brief verbrennst und mir das Vertrauen wieder giebst auf dein Wort, denn du kannst mich nicht betrogen haben, das weiß ich, mein lieber, lieber Mann."

Helmond hatte bei diesen Worten das Gefühl, als ob ihm das Herz zu Stein erkalte; er sah ein, daß er sich mit Eva nicht mehr verständigen konnte, und daß sie sich nie mehr glücklich fühlen würde, wenn er sie zwang, den Rückweg mit ihm zu gehen. Die kleine Wohnung, an die sie sich unter anderen Umständen gewöhnt haben würde, konnte ihr jetzt, wenn sie dahin zurückkehren mußte, nur wie ein Grab erscheinen. Wie sollte er sich retten, mit ihr retten, ohne sie zu verlieren? In den wenigen Monaten hatte er sich bereits tief in Schulden gesteckt und die Darlehen, die er von verschiedenen Seiten, namentlich von Major Kartenschlag, entnommen hatte, waren größtentheils mit der Aussicht auf die Erbschaft des Onkels gegeben worden und diese Aussicht verlor er, wenn er nicht sofort von dem bisherigen Wege umkehrte! Es blieb keine Wahl, er mußte zurückkehren an das Herz des Pflegevaters, der ihm gerade mit jenem strengen Briefe einen Beweis seiner wahren Liebe gegeben hatte. Nur ein rascher Entschluß konnte Alles zum Guten wenden.

„August — wo gehst du hin?" fragte Eva ängstlich, als sie ihn zur Thür eilen sah.

„Ich will gut machen, was ich verfehlt habe. Ich gehe, um wirklich für dein Glück zu sorgen."

„Wie meinst du das?"

„Ich will diese Brieschen sofort besorgen lassen und telegraphisch Alles abbestellen, was auswärts für unser Fest in Auftrag gegeben ist."

Es kam Eva vor, als ob Funken von allen Seiten auf sie zu tanzten und die Decke schien sich herabzubeugen.

Wenn Helmond nicht auf dem entsetzlichen Wege war, irrsinnig zu werden, dann hatte er sie betrogen und belogen. Aber nein, das war nicht denkbar, es war nur der Einfluß jenes entsetzlichen Despoten, der ihren Mann wieder von sich abhängig machen wollte, und gegen dessen Absichten sie mit aller Gewalt ankämpfen mußte. Sie sah ein, daß sie alle ihre geistigen Kräfte zusammennehmen mußte, um den Entschluß ihres Mannes zu ändern und den öffentlichen Scandal zu verhüten. Sie wollte ruhig bleiben, das würde das Beste sein.

„Weißt Du nicht mehr, August," sagte sie, „was mich in der letzten Zeit so besonders glücklich machte? Es war das volle, unumwundene Vertrauen auf meinen Mann. Seit jenem Briefe von Jacoba hattest du Wort gehalten und wenn du einmal in Schwanken kamst, so geschah es nur in Folge des Einflusses, den der alte einseitige Mann auf dich ausübte."

Helmond fühlte wieder jenes schmerzliche Klopfen im Kopfe. Wie verführerisch klang die süße Stimme, aber er mußte sich ihrem Einflusse entziehen.

„Eva," sagte er, „später werden wir über dies Alles ausführlich sprechen und uns dann ganz verstehen, und in der Folge einander lieber haben, als jemals, aber jetzt ist die höchste Zeit und ich muß die Briefe besorgen, ehe es zu spät wird."

Eva bewahrte scheinbar ihre Ruhe.

„Wenn die Briefe wirklich abgesendet werden, so geht daraus hervor, daß der Mann, der so handelt, wenn er nicht irrsinnig ist, seine Frau Wochen und Monate lang b e t r o g e n hat. Und," setzte sie stolz und mit Empfindung hinzu, „das ist nicht der Fall, es kann nicht sein, so wahr ein Gott im Himmel lebt. Sprich, August, willst du, daß ich dich für einen schwachen Mann halten soll, der kein Vertrauen verdient? Nein, das kannst du nicht wollen."

„Doch Eva," entgegnete er tonlos, „ich wiederhole es, ich habe dich betrogen. Seit Wochen schon lebte ich wie ein Thor und steckte mich in Schulden, während ich vorsichtig hätte sein sollen und bescheiden — " er wollte weiter reden, aber er brach plötzlich ab, denn Eva, die ihn eine Weile mit todtenblassen Lippen angehört hatte, brach plötzlich in ein seltsames Lachen aus, das immer schallender und lauter sein Ohr traf.

„Eva, Kind!" rief er, „fasse dich! Lache nicht so wunderlich, du regst dich so sehr auf. Eva! Eva!"

Aber vergeblich suchte Helmond sie zu beruhigen, es half nichts; der Schreck den er ihr beigebracht hatte, war heftiger gewesen als er erwartete und hatte zu diesem entsetzlichen Lachen Veranlassung gegeben. Einige Secunden später folgte heftiges Weinen darauf, aus dem sie in eine Art von Abspannung gerieth, die dann durch ruhiges Einschlafen abgelöst wurde.

So lag sie auf dem Sopha; Helmond suchte ihren Kopf durch Kissen zu unterstützen. Ein immer schwächer werdendes Schluchzen bewegte noch zuweilen ihre feingeformten Lippen und nahm immer mehr ab; er hoffte, daß sie endlich ganz einschlafen werde.

Nach einem langen Seufzer flüsterte sie seinen Namen.

„Was hast du, Liebste, hier bin ich."

„Bist du da, August, das ist gut. Wo warst du? Morgen, o, wie herrlich, morgen!"

Noch ein Seufzer und bald verrieth die tiefe und regelmäßige Athemholung, daß Eva eingeschlafen war.

Helmond bewachte ihren Schlummer und je länger er die geliebte Frau betrachtete, um so mehr erschien es ihm, als habe sie in vielen Dingen Recht. Die Bedingungen des Onkels waren zu schroff und es würde allerdings ein öffentlicher Scandal daraus werden, wollte man alles das ausführen, was er verlangte. Nach und nach kam es Helmond vor, als könne er des Onkels Härte noch mildern. Wenn er morgen früh mit Eva nach dem Sonnenberg ging, so hoffte er, daß der Onkel und Pflegevater diesen Schritt anerkennen und Bedingungen mit ihm verabreden würde, wodurch man sich nicht gerade lächerlich machte. Am besten war es, wenn Helmond dem General den Vorschlag machte, sich in einer anderen Stadt als Arzt niederzulassen.

Eva schlief ruhig, das zarte Roth war auf ihren Wangen zurück gekehrt und Helmond strich mit seiner Hand leise darüber hin.

Durfte er darauf rechnen, daß Eva auf seinen Plan eingehen und morgen mit ihm den Onkel besuchen werde? Nur durch eine List hoffte er, daß es ihm gelingen werde, sie dazu zu bewegen, und ihr zugleich die Meinung, daß der Onkel geizig sei, zu benehmen. Sein rathloser Zustand brachte ihn auf eine Idee, die mehr seinem guten Willen als seiner Einsicht und Menschenkenntniß Ehre machte.

Wenn er ihr morgen, so dachte er, die Ueberraschung bereitete und ihr den so sehr gewünschten Diamantschmuck scheinbar im Auftrage des Onkels durch einen fremden Boten überbringen ließ, so durfte er hoffen, daß sie mit Freuden auf seinen Vorschlag eingehen und den greisen Wohlthäter herzlich begrüßen werde.

Kaum war Helmond zu diesem Entschlusse gekommen, als ihm der Besuch von Archibald Hardenberg angemeldet wurde. Er empfing ihn in seinem Zimmer, wo der junge Offizier mit betrübter Miene seinen späten Besuch damit erklärte, daß er auf dem Sonnenberg zu Tisch gewesen sei und vom General vernommen habe, die Geburtstagsgesellschaft werde morgen wahrscheinlich nicht stattfinden.

Einen Augenblick zögerte Helmond mit der Antwort, dann aber schien er einen Entschluß gefaßt zu haben und sagte:

„Nein, verehrter Herr, davon kann nicht die Rede sein; wahrscheinlich hat der Onkel gemeint, daß er selbst nicht kommen würde, weil er sich nicht wohl genug fühle. — Wie fanden Sie sein Aussehen?"

Nach einem Ausruf freudiger Ueberraschung wegen der Nachricht, entgegnete Archibald:

„Wie der General aussah? Die Wahrheit zu sagen, ich weiß wohl, daß er seinen Degen und die Epauletten nicht trug, aber im Uebrigen habe ich mehr nach dem allerliebsten bleichen Töchterchen gesehen. Ich kann Ihnen jedoch sagen, mein verehrter Lebensretter, daß ich mit allerlei Hoffnungen auf den Sonnenberg ging und daß für mich dort Alles aus und vorbei ist. Ich gab dem Gespräch eine gewisse Wendung — Sie verstehen mich wohl — und mußte so beiläufig vernehmen, daß die bleichen Lippen es für Sünde erklärten, wenn ein schwaches und kränkliches Mädchen, die Hand eines — kurzum, es kam verschleiert, aber deutlich hervor, ich würde besser daran thun, gar nicht anzufragen, da ich sonst doch keinen erwünschten Bescheid bekäme."

„Ich hatte geglaubt, lieber Lieutenant, daß Sie Fräulein Marie von Narval —"

„Still, still, bester Doctor. Papa hatte mir drei Vorschläge gemacht, und seltsamer-

weise hatte ich zuerst Sympathie für das bleiche Gesichtchen gefühlt; aber im Grunde war es wohl ein Irrthum. Nun, ich denke, auf Ihrem Feste werde ich die beste Gelegenheit haben, das andere reizende Kind, von dem ich allnächtlich träume, zu einer günstigen Antwort geneigt zu finden. A propos, kommt Ronner, der alte Kater, auch auf das Fest?"

„Wer sagen Sie? Ronner? — "

„O Sapperlot, ich meinte Katzenschlag!"

„Der Major Kartenschlag? Ja gewiß!"

„Sagen Sie, finden Sie nicht, daß der Bursche gemein aussieht?"

„Gemein? Das heißt, nobel ist anders, aber gemein — "

„Wahrscheinlich kommt es mir so vor wegen der famosen Aehnlichkeit mit dem Kerl, den ich in Batavia sah, als er sich einschiffte; ich meine Ronner. Ein größerer Schuft und ein größerer Poltron hat nie den Degen getragen. Man ließ ihn seiner Mutter wegen laufen. — Aber ich sehe, ich halte Sie auf, Sie haben gewiß noch mancherlei zu besorgen und die reizende Frau Doctor Helmond wird wohl auch sehr beschäftigt sein. Sie Glücklicher! Ich sagte noch heute früh zu meinem Vater, wenn Helmond Dummheiten dieser Frau wegen begeht, würde ich ihm von ganzem Herzen mein Compliment machen."

„Helmond! Helmond!" klang es in diesem Augenblick draußen und überrascht blieb Eva in der geöffneten Thür zu ihres Mannes Zimmer stehen, als sie den Lieutenant bei ihm sah. Als sie erwacht war, hatte sie anfangs nicht gewußt, ob Alles ein Traum gewesen, was sie erlebt habe, und als sie nun hörte, daß Helmond dem Lieutenant beistimmte, als dieser ihm die Versicherung gab, seine Frau werde morgen die schönste Festkönigin sein, fühlte sie sich erleichtert in dem Bewußtsein, daß alles ein Traum, oder doch wenigstens eine Verwirrung der Sinne, ein Mißverständniß gewesen sei. Der häßliche Brief des ausgedienten Generals hatte August für einige Augenblicke in seine gewöhnliche Wahnidee verfallen lassen, aber an dem, was er jetzt in Uebereinstimmung mit dem Lieutenant sprach, bemerkte sie wieder, daß er nicht arm und sie die glücklichste Frau auf der Welt war.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Schon am frühen Morgen des achtundzwanzigsten September war eine große Regsamkeit im Helmond'schen Hause. Die Menschen schlichen zwar alle auf den Zehen, aber nichtsdestoweniger rührten sie sich tüchtig und es währte nicht lange, so war das ganze Haus festlich geschmückt. Der fremde Blumenhändler, mit welchem Eva wegen des Arrangements gesprochen und dem sie ihre Wünsche in Bezug auf den Ballsaal mit dem Orchester so im allgemeinen mitgetheilt, hatte sie ersucht, ihm nur Alles ruhig zu überlassen, und Helmond mußte gestehen, daß der Mann jede Erwartung übertroffen hatte. Der glückliche Gatte war nämlich bereits durchs ganze Haus gegangen, um einen prüfenden Blick auf Alles zu werfen, und hatte sich dann auf sein Zimmer begeben, wo er ein Schmuckkästchen aus seinem Schreibtisch nahm und dasselbe öffnend, den Inhalt noch einmal sorgsam betrachtete. Eilig wickelte er dann das Kästchen in Papier und machte ein Päckchen daraus, auf welches er mit verstellter Hand die Adresse „Frau Doctor Helmond geb. Armelo" schrieb und die Worte: „Zu ihrem Geburtstage" beifügte. Mit diesem Päckchen in der Tasche ging er darauf in den Garten, wo gerade der fremde Gärtner beschäftigt war, und begab sich dann durch die kleine Hinterforte für einige Augenblicke auf die Straße, die dort vorbeiführte.

Gleich darauf wurde an der Hausthür geschellt und als Busch dieselbe öffnete, überreichte ein Junge das Päckchen mit dem Auftrage, es der Frau Doctor zu übergeben. Busch fragte, woher das Päckchen komme, worauf der Junge den Bescheid gab, so viel er wisse, sei es vom Sonnenberg gesandt.

In dem Zimmer, welches nach dem Garten ging, wo die beiden jungen Eheleute zu frühstücken pflegten, stand nun Helmond mit einem wundervollen Bouquet in der Hand, um auf seine Frau zu warten.

Und sieh, nun flog sie mit dem Erröthen der Freude auf dem Gesichte in das gleichfalls festlich geschmückte Zimmer und auf ihren Gatten zu:

„O lieber, bester Mann," rief sie fast weinend vor Freude, „das ist zu viel! Wirklich, es ist mehr, als ich zu hoffen wagte."

„Liebes Kind," entgegnete er, „wenn es dir Freude macht, bin ich doppelt zufrieden, aber du bist so hastig, daß du mir gar nicht einmal Zeit läßt, dir von ganzem Herzen Glück zu wünschen."

„Es ist so prächtig, wie ich es mir kaum zu wünschen gewagt hätte. Nun wird die Frau Gräfin Löen andere Augen machen, als damals."

„Aber liebes Kind, was meinst du denn? Du hast ja gar noch nicht gesehen, was ich für dich bestimmt habe. Es ist nur ein kleines Geschenk, siehst du, ein Medaillon mit meinem Porträt."

Eva betrachtete das Medaillon flüchtig, dann sagte sie: „Wenn du mich verwöhnst, August, dann ist es deine Schuld. Also dies artige kleine Ding soll ich auch noch haben, aber hier — " sie holte aus der Tasche ihres Kleides das Kästchen mit dem Diamantschmuck — „hier hast du mir das Schönste gegeben, was ich wünschen konnte, ja schöner und herrlicher, als ich es mir je gedacht habe."

„Aber, das ist ein Irrthum, liebe Eva."

Die junge Frau wurde plötzlich ganz blaß. „Ein Irrthum?" sagte sie. „Sollte das Päckchen irrthümlich an mich gelangt sein?"

Helmond suchte sich schnell zu verbessern. „So meine ich es nicht," sagte er „aber du bist im Irrthum, wenn du glaubst, daß es von mir kommt." Und indem er das Papier des Päckchens genau besah, setzte er hinzu: „Die Schrift ist mir bekannt und je länger ich sie betrachte, je mehr komme ich auf den Gedanken, daß der Onkel dir diese Ueberraschung bereitet hat."

Kaum hatte er dies gesagt, als Eva in ein lautes Gelächter ausbrach, welches eine ganze Weile anhielt und nach welchem sie laut ausrief: „Eine Ueberraschung von deinem Onkel! Aber, August, wie kommst du auf diesen Einfall?"

Helmond begann einzusehen, daß sein Plan auf ziemlich losen Grund gebaut war. Etwas zögernd entgegnete er:

„Aber, Eva, gesetzten Falls nun, der Schmuck käme vom Onkel, würdest du dann nicht — "

„Dann würde ich denken, daß die Steine falsch wären, und falsch oder nicht, jedenfalls würde ich sie zurückschicken."

Vergeblich versuchte Helmond seine Frau auf einen falschen Weg der Vermuthung zu führen, sie blieb dabei, daß der Schmuck nur von ihm und in keinem Fall von dem General von Barneveld sein könne. Anstatt sie zu überzeugen, erreichte er gerade das Gegentheil, denn plötzlich sprach sie den Gedanken aus, daß sie nun glaube, die ganze Geschichte mit dem Ultimatum des Onkels sei ebenfalls nur von ihm ausgeheckt und durchgeführt worden. Heute, an ihrem Geburtstage wolle sie die Sache nicht so ernst nehmen, meinte sie, und immer wieder scherzend und lachend, verließ sie ihn endlich, um Toilette zu machen und sich den Vorbereitungen zu dem Feste zu widmen.

* * *

„Wo gehst du hin, Papa?" fragte Coba ihren Vater, der plötzlich Miene machte, zu ungewöhnlicher Abendstunde das Haus zu verlassen.

„Ich?" antwortete er, „ich gehe aus, Coba."

„Aber es ist schon so spät."

„Das Wetter ist heute Abend gelinde."

„Es war kühl heute. Bleibe lieber zu Hause, Papa."

„Nein, ich habe das Bedürfniß, noch ein wenig in die Luft zu gehen, ich will sehen —" das Wort stockte dem alten General in der Kehle und als ärgere er sich darüber, stieß er mit seinem Stock auf den Boden.

„Papa, ich gehe mit!"

„Du gehst nicht mit, Coba, du bleibst zu Hause."

„Aber ich bitte dich, Papa, du warst diesen Mittag wieder so erkältet."

„Das ist nun besser und gerade deshalb ist es gut, daß ich ein wenig in die Luft komme."

Nach einem Augenblick der Stille wendete sich der General noch einmal zu Jacoba und sagte:

„Ich vergaß dich zu fragen, Kind; du weißt also sicher, daß sie ihre Gesellschaft abgesagt haben?"

„Ich? — Ja, Papa, gewiß, lieber Papa, ich weiß es sicher."

„Du weißt es von — "

„Von Pastor Hogerberg. Ja, ich weiß es ganz sicher."

„Der Doctor ist krank, nicht wahr?"

„Ganz recht, Papa, der arme August

ist krank; er würde sonst jedenfalls heute hier gewesen sein, aber da er krank ist, nicht wahr, lieber Papa?"

„Natürlich, darum eben, Coba, habe ich beschlossen, meinen kranken Pflegesohn zu besuchen."

Jacoba fühlte ihre Kräfte schwinden, aber sie ließ sich nichts merken.

„Du vergißt, Papa, daß der Notar heute Abend zu dir kommen wollte."

„Weshalb, Jacoba? Sollte es Zeit sein, das Testament zu verändern? Ich sage dir, daß er nicht kommen wird, weil ich ihn nicht rufen ließ. Adien!"

„Aber Papa, um Gotteswillen!"

„Gottes Wille ist, nicht zu lügen, Coba, darum verschone mich. Du weißt, was ich meinem einzigen Kinde zu vergeben habe, seitdem ich das Notenbuch gefunden. Laß mich gehen und halte mich nicht zurück."

„Ach, Papa, mein lieber Papa," weinte Jacoba.

„Gott wird dir vergeben, Coba. Er trat zwischen euch, indem er den jungen Mann fortnahm, aber das sage ich dir, Kind, dieses Menschen, dieser Passion wegen würdest du deinen Vater gehaßt haben, wenn er dir entgegengetreten wäre."

Jacoba konnte nichts Anderes hervorbringen, als: „Aber bester Vater!" Denn sie dachte in diesem Augenblicke nur daran, daß dieser, wenn er ging, um den kranken August zu besuchen, das unselige Fest in vollem Gange finden würde, und sie zitterte für den geliebten Vater, dem sie jederzeit all ihr Hoffen und Wünschen gern geopfert hätte.

„Laß mich, Coba," sagte er noch einmal, „laß mich gehen."

* * *

Ganz Romphausen war auf den Beinen, denn es war ein ungewöhnliches Schauspiel, daß in dem alten Bürgermeisterhause alle Fenster hell erleuchtet waren und die Musik weit hinaus erklang. Mancherlei Bemerkungen wurden von der Straßenjugend zum Besten gegeben. Man sprach von dem ungeheuern Reichthum, den der Doctor besitze, oder wenigstens zu erwarten habe. Die ankommenden Gäste wurden sämmtlich gemustert und bewundert oder verhöhnt, jenachdem es sich machte. Man drängte bald nach dieser, bald nach jener Seite, wo man etwas Besonderes zu sehen glaubte, und so war es auch gekommen, daß sich ein kleiner Auflauf an der Treppe des Nachbarhauses bildete, wo ein alter Herr, der über den Marktplatz gekommen war und sich das hellerleuchtete Haus ebenfalls angesehen hatte, in einem plötzlichen Anfall von Schwindel zusammengesunken war. Niemand hatte ihn in der Dunkelheit und dem Drängen erkannt und er war, von einem der Männer unterstützt, schon wieder weggegangen, um sich in der Apotheke ein Stärkungsmittel geben zu lassen, als plötzlich einige der Leute sich darauf besannen, daß es Niemand anders gewesen sein könne als der General von Barneveld. Der Schlachter Dick wußte genau Bescheid, er hatte von Herrn Gimpel erfahren, daß der General, der ein ganz specieller Freund des Herrn Gimpel war, mit dem großen Aufwand des Doctors sehr unzufrieden sei, da er sein Geld nicht für solche Festlichkeiten hergeben wolle. Wenn nun auch die meisten Leute bezweifelten, daß ein Mann wie der General wegbleiben werde, wenn bei seinem nächsten Verwandten ein fetter Bissen zu holen sei, so konnte man sich doch keinen rechten Vers auf die Geschichte machen und es wurde bald diese, bald jene Vermuthung ausgesprochen und weitergetragen.

* * *

Herr von Barneveld fühlte sich, wie er versicherte, wieder viel besser, er wünschte nun mit einer Vigilante bis in die Nähe des Sonnenbergs zurückzufahren, aber nicht weiter, denn er fürchtete, seine Tochter zu erschrecken.

Der alte General hatte, so gut wie möglich, der freundlichen Frau Hake gedankt und sich wegen der Störung bei ihr entschuldigt, dann ersuchte er Thomas nochmals dringend, Doctor Helmond von diesem Unfall nichts zu sagen, und sollte derselbe durch Andere davon hören, so möge er ihm von jedem Besuche auf dem Sonnenberg abrathen. „Ich würde Ihnen dies nicht auftragen," setzte er zum Schluß hinzu, „wenn ich nicht wüßte, daß Sie der Vertraute seiner geheimsten Angelegenheiten sind. Sagen Sie, daß ich einer Luftveränderung dringend bedarf und daß ich diesen Abend in die Stadt gekommen sei, um

den Notar aufzusuchen, mit welchem ich über den Verkauf des Sannenbergs zu sprechen hatte."

Frau Hake näherte sich dem tiefbewegten Greise und schien ihm etwas sagen zu wollen. Da sie noch zögerte, kam er ihr mit den Worten zuvor: „Ich wünsche Ihnen, daß Sie Freude an Ihrem einzigen Sahne erleben mögen, Frau Hake. — Gute Nacht."

Bald darauf hatte Thomas dem alten Herrn in den Wagen geholfen und als dieser zur Stadt hinausfuhr, drangen die Töne der Musik aus dem Bürgermeisterhause leise bis zu ihm hin. Barneveld drückte sich in die Ecke und preßte die Hand auf sein heftig klopfendes Herz.

* * *

Eva Helmond hatte dafür gesorgt, daß ihr Fest nicht hinter dem des Baron von Debecke zurückstand. Hätte sie die Anordnungen ihrem lieben August überlassen, dann würde nicht viel herausgekommen sein, so aber hatte sie selbst Alles in der Stille vorbereitet. Sie kannte ihn ja und wußte, daß wenn man ihn zum Beispiel fragte, ob Kerzen zu vier oder sechs aufs Pfund genommen werden sollten, so würde er gewiß für die kleinste Sorte gestimmt und dann doch nachher über das schwache Licht geklagt haben. August hatte zum Exempel nichts gesagt und schien doch sehr zufrieden, als er die reiche Ausschmückung mit Blumen sah. Freilich, was er bestellt hatte, würde auch gar zu armselig ausgesehen haben.

Die Gesellschaft wogte bereits in den festlich geschmückten Räumen auf und ab. Frau van Narval fand Alles reizend und unterhielt sich mit Fräulein von Blankensee über das geschmackvolle Arrangement der Blattpflanzen vor einem Spiegel, während die Gräfin Löen mit dem Major Kartenschlag eine ziemlich lange Unterhaltung pflegte, in welcher der Letztere, der an diesem Abend seine Uniform trug, allerlei gehässige Anspielungen auf Helmond's Verhältnisse und auf die überladene Pracht des Festes machte.

Inzwischen hatte Eva ein einfaches Lied gesungen und der größte Theil der Gesellschaft war mit entzücktem Beifall in die Nähe des Instruments getreten.

„Ich habe es meiner Frau Tochter immer gesagt," bemerkte Frau Armela im einnehmendsten Tone zu ihrer Nachbarin, „daß sie besser thun würde, nur italienische Arien zu singen. Ich halte nichts von solchen Liedern, die man überall auf dem Leierkasten hört. Aber eine schöne Stimme hat sie, und sehen Sie, Frau Baronin, ich sage immer, wenn man es so haben kann wie meine Frau Tochter, dann —"

Die Baronin von Narval wurde in demselben Augenblicke von Herrn von Debecke angeredet und sie fand daher keine Schwierigkeit darin, sich mit einem distinguirten Lächeln von der Mutter der Hausfrau abzuwenden und sie einer der alten Fräulein von Winthem zu überlassen. Das Fräulein besaß wohlwollende Geduld genug, um die lange Rede mit anzuhören, in welcher die zukünftige Gräfin von Armelo ihr mittheilte, daß es ein großes Opfer für sie gewesen sei, dem Drängen ihrer Frau Tochter nachzugeben und der Gesellschaft beizuwohnen, während der Hauptmann und ihre Tochter Louise einer leichten Unpäßlichkeit wegen nicht an dem Feste theilnehmen konnten. „Ich wäre gern zu Haus geblieben," sagte sie zum Schluß, „aber Sie wissen, Fräulein von Winthem," und hierbei drückte sie die Hand auf den Busen, „eine Mutter kann viel, sehr viel für ihr Kind thun."

Ganz entzückt hatte der junge Hardenberg Eva die allerglänzendsten Lobeserhebungen über ihren Gesang ausgesprochen, aber die junge Frau war trotzdem nicht unempfänglich für die Ehre, daß auch die Gräfin Löen ihr einige Worte der Anerkennung sagte und dabei bedauerte, daß sie selbst durch starke Migräne am vollen Genusse des Festes gehindert sei.

Daß die Gräfin während des Gesprächs sich angelegentlich nach den Angehörigen von Eva's Mutter erkundigt hatte, störte für einen Augenblick die Stimmung der jungen Frau, aber dies ging bald vorüber, und wenn sie bedachte, daß nach dem Souper, während der zweite Theil des Festprogramms zur Ausführung kommen sollte, die größte Freude ihrer warte, dann war sie mehr als glücklich. Der Major hatte ihr nämlich versprochen, als Geburtstagsgeschenk ihr alsdann die unwiderleglichsten Beweise einzuhändigen, daß sie eine geborene Gräfin von Armelo sei.

Sie näherte sich mit einem etwas erkünstelten Lächeln dem Major und sagte: „Ei, Herr Major, ich fühle mich geehrt, daß Sie zu unserer einfachen Soiree in Uniform erschienen sind, obwohl ich nicht hoffe, daß dies in feindlicher Stimmung geschah.“

„Reizende Hausfrau,“ entgegnete er, „ich hatte mir vorgenommen, nur dann die Uniform wieder anzulegen, wenn mir noch einmal die Ehre zutheil würde, an den Hof befohlen zu werden, aber diesen Abend —“

„Sehr liebenswürdig, Herr Major,“ entgegnete Eva, indem sie die Augen niederschlug, und ohne den Blick von dem glatten Parquet zu erheben, setzte sie hinzu: „Wie sehr bedaure ich, daß Sie so viel Mühe meinetwegen haben. Ich hoffe, daß einer der Bedienten den Weg nach Ihrem Hause für Sie machen kann.“

Kartenschlag schien die Anspielung nicht genau zu verstehen, wenigstens starrte er eine ganze Weile wie in Gedanken vor sich hin, und zwar gerade auf Eva's weißen Busen, was ihr — und es genirte sie selbst — diesen Abend häufig begegnet war. Aber was war zu thun, da die Modistin ihr die feste Versicherung gegeben hatte, daß die Damen bei Hofe den Ausschnitt noch einige Centimeter tiefer trügen!

Genug, dieses Hinstarren gefiel Eva nicht, sie machte eine Bewegung nach seitwärts, als wolle sie die Schleppe ihres prächtigen lilaseidenen Kleides wenden, und sagte dann schnell:

„Ich meine, Herr Major, daß man die bewußten Schriftstücke für Sie holen lassen könnte.“

„Ah so!“ machte der Major, und dann setzte er der schönen Hausfrau aus einander, daß man solche werthvollen Papiere doch nicht so liegen lasse, um sie Jedermann zugänglich zu machen. Uebrigens verdrieße ihn die Mühe keineswegs, wenn es sich darum handle, ihr einen Gefallen zu erzeigen, und es bleibe daher bei der Abmachung. Während des zweiten Tanzes nach dem Souper werde er ihr in einem bekannten Pavillon des schön erleuchteten Gartens das gewünschte Geburtstagsgeschenk überreichen. Aber natürlich, ihr allein, ganz allein, denn der Major wiederholte, daß er das Document nur ihr zu Liebe der Familie des Hauptmanns zukommen lasse, die es ohne ihn nie erhalten konnte und ihm wirklich wenig Ermuthigung für seine Mühe habe zutheil werden lassen.

* * *

„Ohne Frage, lieber Helmond, das Geburtstagsfest Ihrer liebenswürdigen Frau ist für mich ein Tag des Glanzes und der Freude. Ich muß hier einmal mit Ihnen reden, gerade in dieser Ecke, hinter den schönen Camelien, denn ich muß Ihnen sagen —“

„Darf ich Ihnen gratuliren, lieber Hardenberg?“

„Drücken Sie mir nur beide Hände, bester Doctor, und als Pulsführer von Profession sollten Sie eigentlich von selbst merken, daß diese Hände während des reizenden Gesanges Ihrer schönen Frau mit einer anderen Hand heimlich einen Bund geschlossen haben, der mir jedenfalls zur Freude und zum Segen gereichen wird.“

„Ei, ei,“ versetzte Helmond, indem er herzlich Hardenberg's Hände drückte, und fragend fügte er hinzu: „Fräulein Marie von Narval?“

„Sie sind der Erste, der es weiß,“ erwiederte Hardenberg lachend, „aber Sie dürfen uns nicht darauf ansehen. Finden Sie nicht, daß Rosa ihr reizend steht? Sie ist bis auf Eine die Schönste heute Abend. Sie sehen, daß die Liebe mich nicht blind macht. Ihr Weibchen gleicht diesen Abend einer Hebe. Aber dieser Bursche, dieser Katzenschlag —! Sehen Sie ihn dort? er reicht ihr gerade den Arm. Bah! Es thut mir leid, daß sie ihn annimmt.“

„Eva wird ein klein wenig bestochen sein durch die schöne Uniform, die der Major heute trägt. Der Mann ist immer so außerordentlich höflich, daß sie seinen Arm nicht gut ablehnen kann.“

„Wissen Sie sicher, daß dieser Mensch nicht Ronner heißt?“

„Gewiß, wenigstens —“

„Ich muß Ihnen bekennen, daß ich auch nicht begreifen könnte, wie er es wagen dürfte, sich in diese Uniform zu stecken, denn die Aehnlichkeit wird dadurch sicher noch frappanter. Ich habe nach Indien geschrieben und erwarte bald sichere Auskunft. Sollte er es aber sein, dann — na warte!“

„Aber was war's denn mit diesem Ron-

ner?" sagte Helmond, während er sah, daß Eva plötzlich Kartenschlag's Arm losließ und sich unter die Gäste mischte, die gerade einen Herrn veranlaßt hatten, sich auf dem Flügel hören zu lassen.

„Das kann ich Ihnen hier bei Licht nicht erzählen, kommen Sie mit in die Veranda, dort herrscht die nöthige Dämmerung."

Die beiden Herren setzten sich in der Veranda nieder und kaum hatte Archibald Einiges über Ronner mitgetheilt, als Helmond ihn mit den Worten unterbrach:

„Aber, wenn der Mann ein solcher Schurke wäre, hätte er sich hier nicht so lange als ein — ziemlich anständiger Mensch behaupten können, außerdem war Ronner Hauptmann, wie Sie sagen, und Kartenschlag ist als Major pensionirt, mir scheint also —"

„Nachdem er die schändliche Rolle gespielt," fuhr Hardenberg in seinem Berichte fort, „und sich nicht nur das ganze Vermögen seines Freundes durch falsches Hazardspiel angeeignet, sondern auch die Ehre der jungen Frau desselben auf die gemeinste Weise compromittirt hatte, versuchte er dasselbe bei der Frau eines anderen Kameraden; hier aber kam er übel an und darauf fand eben das Duell statt, von dem ich Ihnen erzählte, infolge dessen er als gemeiner Schuft fortgejagt wurde."

„Aber der Major Kartenschlag trägt doch Uniform," versetzte Helmond.

„Ich spreche von Ronner," entgegnete Archibald. „Gewiß trägt Kartenschlag die Majorsuniform, aber da Ronner anscheinend freiwillig seinen Abschied nahm und man allerlei Rücksichten zu nehmen hatte, so wurde er ohne Pension mit dem Titel eines Majors entlassen und hat das Recht, die Uniform zu tragen."

„Aber, lieber Hardenberg, es ist nicht in der Ordnung, Jemanden ohne Beweise verurtheilen zu wollen," eiferte der Doctor. „Weil sich zwei Menschen ähnlich sehen, darf man nicht die Gemeinheiten des Einen dem Andern auf die Rechnung setzen. Kartenschlag ist —"

„Ihr Gast, ganz gewiß!" unterbrach ihn Archibald. „Ich werde das nicht vergessen, und Sie sind ein nobler Mensch, Helmond. Ich will erst die Antwort aus Indien abwarten, denn dort weiß man sicher, ob er in Romphausen wohnt oder nicht. Inzwischen werde ich aber doch mein liebes Mädchen ersuchen, den Herrn zu meiden, denn wenn er wirklich derjenige ist, für den ich ihn halte, so ist jede Berührung mit ihm gleich einem Flecken auf einem weißen Blatt."

* * *

Nachdem das Souper im Königssaal beendet war, vertheilten sich die Gäste, bevor der Ball wieder begann, größtentheils im Garten, wo Busch durch bengalisches Feuer allerlei zauberhafte Effecte hervorrief.

Während einige Herren, die im Hause geblieben waren, dem Champagner zusprachen, als wäre er unschuldiges Wasser, wurde draußen im Garten der Thee herumgereicht und mit einem Enthusiasmus angenommen, als ob man alles Vorhergehende nur so zum Scherz genossen hätte.

Der Herr des Hauses hatte sich einen Augenblick auf sein Zimmer zurückgezogen, wo er vor dem geöffneten Schreibtische saß, aber selbst nicht wußte, was er eigentlich nachsehen wollte. Allerlei wüste Gedanken wühlten in seinem Gehirn; er verwünschte den Champagner, der seine Sinne fast umnebelt und sein Blut in Wallung gebracht hatte. Endlich fiel ihm ein, weshalb er sich hierher zurückgezogen hatte. Der Narr, der Erzschwätzer, der Händedrücker hatte ihm unter der Versicherung, daß er über Alles entzückt sei, mitgetheilt, es sei noch eine Ueberraschung zu erwarten, es handle sich um eine Charade. Gimpel hatte die Verabredung erlauscht, daß Frau Doctor Helmond den Major Kartenschlag während des zweiten Tanzes nach dem Souper im Gartenpavillon finden werde. Jedenfalls handle es sich um eine Charade, hatte Gimpel gemeint, denn die Gräfin Löen hatte der Baronin Narval ebenfalls gesagt, man werde noch Mancherlei zu sehen und zu hören bekommen.

Nach und nach fiel Helmond Alles wieder ein. Während der alberne Schwätzer, entzückt über die Neuigkeiten, die er aufgefangen hatte, sich in weiteren Exclamationen über die wundervolle italienische Nacht ergangen hatte, mußte Helmond sich die größte Gewalt anthun, seine Haltung zu bewahren. Es würde ja die größte Thorheit gewesen sein, den Schwätzereien dieses albernen Tropfes den geringsten Werth beizulegen!

Helmond fühlte, daß ihm die Stille wohlthat. Es war lächerlich, wenn er bedachte, weshalb er eigentlich auf sein Zimmer geeilt war. Er hatte an seine Pistole gedacht, aber der wahnsinnige Gedanke war verflogen. Wie war es möglich, daß seine Eva mit diesem Major —! Er machte sich Vorwürfe über seine aufgeregten Gedanken und es schien ihm in der That, daß er in letzter Zeit seiner Gesundheit zu wenig Rechnung getragen hatte. Gleich nach der Festlichkeit wollte er aber auch achtsamer sein und sich selbst einmal ärztlich behandeln.

Nach einigen Augenblicken glaubte er, daß seine Ruhe wieder vollständig zurückgekehrt sei, und er beschloß, sich wieder zu den Gästen in die Festräume zu begeben.

* * *

„Ich habe mich überall nach dir umgesehn, liebster Mann,“ sagte Eva an der Ausgangsthür nach dem Garten, während sie Helmond verstohlen einen Kuß auf die Wange drückte.

„Du wirst dich erkälten, liebes Kind,“ entgegnete er besorgt, während er ganz gegen seine menschenliebende Art die Centimetre-Modistin zum Teufel wünschte.

Eva war nicht ängstlich, aber doch nahm sie in Folge der Warnung des Gatten einen Foulard um.

„Du siehst etwas bleich aus, liebster Mann, es fehlt dir doch nichts?“

„Mir, Eva? Nein. Bist du recht zufrieden mit deinem Feste?“

„O unbeschreiblich. Ich höre überall sagen, daß es noch animirter sei als bei den Debeckes, und —“

„Nun, und?“

„Ich habe noch etwas zu erwarten.“

„Was meinst du?“

„Ein Geschenk. Eine Ueberraschung. Mehr sage ich dir nicht. Nein, lieber Mann, mehr sage ich nicht.“ Und Eva eilte fort, da sie noch etwas anzuordnen vergessen hatte.

Sie schickte nämlich sowohl an Frau Hake wie an ihren Papa Einiges von den Resten des Soupers und beauftragte das Röthige selbst.

Inzwischen war der Augenblick herangekommen, wo sie sich nach dem Gartenpavillon verfügen mußte, und ihr Herz klopfte heftig, als sie die nun wieder leeren Wege durchschritt. Dort erwartete sie der Major bereits. Hatte sie gut gethan, in seinen Wunsch zu willigen? Warum sollte sie es nicht gethan haben! Ohne ihr dringendes Ersuchen würde der Major wohl nie dazu gekommen sein, ihr die Papiere zu übergeben, und sie durfte nicht länger zögern, denn er selbst hatte gesagt, daß das wichtigste der Schriftstücke eine Curiosität von großem Werthe sei. Wie leicht konnte er es verkaufen, etwa an ein Museum. Eva glaubte die Sache sehr gut eingefädelt zu haben. Heute, an ihrem Geburtstage, hatte der Major ihr die Bitte nicht abschlagen können und sie erreichte somit, durch die Art, wie sie die Sache behandelte, den Besitz der Papiere, die unter anderen Umständen Hunderte und Tausende werth waren. Obschon Eva den Weg sehr gut finden konnte, war es ihr doch unangenehm, daß die Laternen bereits überall nicht mehr brannten. In der Nähe des Pavillons sah sie keine einzige mehr, nur ganz in der Ecke war noch eine vereinzelte blaue und etwas entfernter eine rothe zu erkennen.

Es kam ihr doch sonderbar vor, daß ihr Herz so klopfte, und sie verfiel in allerlei wunderliche Gedanken. Sollte der ehrgeizige Trieb, dem sie folgte, wirklich eine Sünde sein? War es eine Beleidigung gegen Gott, wenn sie einen Rang erstrebte, der ihr doch mit Recht zukam? Sie schalt sich selbst ein albernes Kind und versuchte ihre Furcht zu überwinden. Sie bemerkte, daß sich irgend etwas nach der Seite des Pavillons bewegte und darin verschwand. Vorwärts, Eva, nicht gezögert, heute ist dein glücklichster Tag, Gräfin von Armelo!

* * *

Doctor Helmond war auffallend zerstreut, während Frau von Stolper ihn auf den jungen Hardenberg und die Baronesse Narval aufmerksam machte, von denen man, wie die Dame sagte, bald mehr hören werde.

Wo war Eva? Er sah sie nicht.

„Wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen, gnädige Frau, ich habe —“

Mit eiligem Blicke durchforschte er die Säle. Der Walzer hatte gerade begonnen. Wußte denn der Capellmeister nicht, daß er gerade diesen Walzer aus dem Faust nicht spielen sollte? Eva hatte es ihm doch selbst gesagt. Wo war sie denn nur? Und er — der Major — ?

„Haben Sie meine Frau hier nicht gesehen, Hardenberg?“

Die Baronesse Marie Narval antwortete, während ihr Geliebter forschend umhersah:

„Ich sah Ihre liebe Frau vor einigen Augenblicken die große Saalthür hinausgehen. Sie sieht zum Küssen aus. Vorhin erzählte sie mir, daß sie Ihnen mit dem Lila-Kleide eine Ueberraschung bereitet habe. Ich sagte eben noch zu Archi — zu dem Herrn Lieutenant, sie sieht aus wie eine Fürstin, sie hat —"

„Sie entschuldigen mich wohl, gnädiges Fräulein —"

„Wie sieht der Doctor aufgeregt aus und schrecklich bleich," sagte Archibald's Geliebte zu diesem, als der Doctor sich eiligst entfernt hatte.

Die Musik zu dem Walzer klang rauschend ins Freie, als Helmond hinausschritt, um sich dem Pavillon zu nähern. Plötzlich fühlte er seine Hand ergriffen und heftig gedrückt und geschüttelt.

„Ah, mon ami! Göttliche Soiree! Göttlich ist das rechte Wort; Parole d'honneur! Ich bin in gespannter Erwartung. Es wird jetzt wohl losgehen. Ich sah Ihre Frau schon durch den Garten eilen. Ja wohl, sie ging hinaus. Charmante Frau! Eine Charade, nicht wahr? Ja wohl, der Major wartet schon mit den Costümen. Hinten im Garten. O, ich habe Alles bemerkt. Es war vielleicht nicht recht von mir, aber so bin ich einmal. Es giebt doch eine Charade, nicht wahr?"

„Ja, freilich, und ich muß dabei sein," antwortete Helmond sehr rasch und eilte in den Garten.

* * *

„Aber wir könnten wohl außen bleiben, Herr Major. Ich mag meine Gesellschaft —"

„Natürlich nicht so lange verlassen, natürlich! Aber was ich Ihnen zur Erklärung zu sagen habe, schöne Frau, möchte ich nicht gern belauscht wissen. Seit dem Vorfalle in Ihrem Hause —"

„Ich denke, das ist vergessen, Herr Major!"

„O, vollkommen, aber die Umstände rechtfertigen doch einigermaßen meine Vorsicht und ich bitte, nicht zu vergessen, daß die ganze Sache mich große Ueberwindung kostet. Ihre Gäste werden Sie um so kürzere Zeit vermissen, je rascher Sie sich entschließen. Wenn nicht, so kehren wir, ohne über diese Angelegenheit weiter zu sprechen, zur Gesellschaft zurück und betrachten dann die Sache als abgethan."

Wenige Augenblicke später standen Eva und Kartenschlag im Pavillon einander gegenüber, nachdem der Major vorher die Thür verschlossen hatte. Um die Papiere einzusehen, bedurfte man Licht. Der Major hatte dafür gesorgt. Auf dem Tische brannte eine kleine Laterne.

Eva durchflog rasch die Papiere, es genügte ihr zu wissen, daß das letzte Schriftstück — durch einen gewissen Ronner unterzeichnet und mit allerlei Stempeln und Wappen versehen — das Document war, wodurch man Alles beweisen konnte.

Der Major ist doch wirklich ein gutherziger Mann, dachte Eva; es war kindisch, einen Augenblick Besorgniß zu hegen. Und während er ihr nun die wichtigsten Papiere überreichte und die Aufklärung daran knüpfte, daß es ihm bei seinem Einfluß in der Residenz wohl gelingen werde, für Helmond die Erlaubniß zu erwirken, den Titel seines Schwiegervaters annehmen zu dürfen, nun wäre es doch zu weit getriebene Ziererei, wenn sie sich weigern wollte, ihm mit einem freundlichen Händedruck ihren innigen Dank zu bezeugen und zu sagen —

Aber, Gott, was war das? Was beabsichtigt der Mann? Wie hält er ihre Hand so wunderlich lange und fest in der seinen. Was verlangt er als Lohn? —

Die Gier des Tigers ist um so größer, je länger er auf seine Beute lauern mußte. Lange hatte er seine Wünsche zurückgehalten, aber nun, da er endlich mit ihr allein ist, nun —

„O Gott, Mensch, was wollen Sie!" rief Eva mit heftigster Angst.

„Nichts weiter, als einen zärtlichen Kuß zum Dank für das Ronner'sche Document, reizendes Wesen!"

Eva stieß ihn heftig von sich, der Ausdruck seiner Blicke steigerten ihre Angst und außer sich rief sie aus:

„Elender! Rühren Sie mich nicht an. War dies Ihre Absicht?" Und indem sie gegen die Thür eilte, rief sie laut um Hülfe.

Kartenschlag folgte ihr nach, ergriff nochmals ihre Hand und flüsterte: „Verlange ich zu viel für den Titel Gräfin?"

In der höchsten Angst ergriff Eva das Packet und mit einem gellenden: „Hier, nehmen Sie es zurück, anstatt des Lohnes!"

warf sie ihm dasselbe in das Gesicht und rief dann noch lauter als vorher: „August! August! Hülfe! Hülfe!"

Ein dröhnender Schlag ließ den ganzen Pavillon zittern, die Scheiben an einer der Thüren zerbrachen und fielen klirrend zu Boden. Mit heftiger Kraftanstrengung war es Helmond gelungen, die geschlossene Thür einzutreten.

„Gott sei Dank!" rief Eva, indem sie in höchster Aufregung auf Helmond zueilte.

Kartenschlag war im ersten Moment sowohl durch den Wurf mit den Papieren, als auch durch Helmond's Ankunft verwirrt und stand einen Augenblick wie erlahmt, dann aber war sein Entschluß gefaßt.

„Ihre Frau spielt eine seltsame Rolle, Herr Doctor," sagte er, „kaum vermuthete sie, daß ihr Mann in der Nähe sei, so stellt sie sich an, als ob —"

„Mein Gott! August, wie ist es möglich!" rief Eva fast weinend aus.

„Elender Feigling!" sagte Helmond, während er Eva fest an seine Brust drückte und Kartenschlag mit einem Blick voll Verachtung und scheinbar ruhig anstarrte.

„Es wird die Frage sein, wer von uns Beiden mit Recht ein Feigling heißt," entgegnete Kartenschlag voller Wuth.

Eva zitterte an allen Gliedern. Doctor Helmond konnte sich kaum beherrschen, aber er durfte sich jetzt nicht durch einen Gewaltstreich erniedrigen. Leise, aber mit Nachdruck, sagte er daher:

„Wenn Sie wüßten, was jetzt in meiner Seele vorgeht, so würden Sie sich verwundern, daß ich Ihnen nicht mit diesem Stuhl den Kopf zerschmettere. Aus Schonung für meine Frau, die ich Ihren gemeinen Blicken nicht länger aussetzen mag, vergönne ich Ihnen, von hier fortzugehen. Wir sprechen uns später."

Kartenschlag bebte innerlich vor Ingrimm und da er nun doch einmal überzeugt war, daß er sein Spiel in dieser Sache verloren hatte, so versuchte er, sich durch niedriges Schimpfen zu rächen. Er nannte Helmond den größten Feigling, da er seiner eitlen Frau wegen seine Pflicht versäume, seine Kranken verwahrlose und sich in Schulden stürze, in der Aussicht auf den Tod seines Pflegevaters.

Eva's Entrüstung kannte keine Grenzen mehr. Als sie den Schurken — den sie von Anfang an wirklich nur geduldet hatte, um durch ihn zu einem höheren Range aufzusteigen und der ihre Ehre so frech angetastet hatte — nun auch ihres Mannes Ehre angreifen hörte, rief sie mit funkelndem Blick im höchsten Zorn:

„Das ist gelogen, das ist himmelschreiende Verläumdung. August, rufe unsere Gäste hierher. Der Mensch könnte uns wahnsinnig machen." Und, indem sie sich weinend an Helmond's Brust warf, rief sie: „O Gott, wie kann Jemand es wagen, von meinem guten, edlen Mann so zu sprechen!"

Und was entgegnete Doctor Helmond?

„Sei still," sagte er zögernd im inneren Widerstreit, „ja gewiß, es ist unwahr. Gewiß, Eva, er lügt." Und dann wendete er sich mit halb ängstlichem, halb gebietendem Tone an Kartenschlag, der sich schon der Thür näherte: „Wir alle sind Schuldner, aber Mancher kann in Ewigkeit seine Schuld nicht tilgen."

„Halt, Ronner!" rief in diesem Augenblick Archibald Hardenberg, während er dem Major den Ausgang versperrte.

„Ronner? — Was meinen Sie? Ich will verdammt sein, wenn ich weiß, was Sie damit sagen wollen."

„Ich meine und weiß, daß Sie der feige Schelm, der Räuber an Geld und Ehre sind, unwürdig, die Epauletten zu tragen!" fuhr Hardenberg fort, indem er mit raschem Griff zufaßte und ihm eine Epaulette von der Schulter riß. Während er ihm dieselbe vor die Füße warf, sagte er: „Falle nun wieder auf die Kniee, Feigling, und bitte wie damals um dein Leben, deiner armen alten Mutter wegen, die längst nicht mehr lebt. Falle nieder vor diesem Engel von Frau und vor meinem edlen Freunde und bitte um Verzeihung, wenn du nicht willst, daß ich dich wie einen Hund behandeln soll."

„Nein, Hardenberg," wehrte Helmond ab, „das wollen wir nicht."

„O!" rief Hardenberg, „er ist es gewohnt, so behandelt zu werden." Dann auf Helmond und Eva zeigend, fuhr er fort: „Der Mann ist zu gut und seine Frau zu sehr ergriffen, um dich hier länger zu dulden. Auch ist jetzt keine Zeit, wenn die Gäste nicht die Abwesenheit bemerken sollen. Gott sei Dank, daß ich im rechten Moment hierherkam. Vorwärts, marsch! Ist es nicht komisch, daß der Major Poltron durch einen Lieutenant außer Dienst commandirt wird?"

Dies Letzte war doch zu stark für Kartenschlag. Mit einer Verwünschung ergriff er den Stuhl und würde den jungen Offizier damit getroffen haben, wenn Helmond ihm nicht in den Arm gefallen wäre.

Die furchtbare Aufregung, verbunden mit der Kraftanstrengung, bewirkte bei Kartenschlag, was er längst befürchtet hatte. Sein hochroth gefärbtes Gesicht wurde plötzlich von bläulicher Farbe überzogen, er wankte, versuchte sich am Tisch festzuhalten und würde in einem Anfall von Schwindel zu Boden gefallen sein, wenn Doctor Helmond nicht eilends hinzugeeilt wäre und ihn vor dem Fall behütet hätte.

Bei einer Frau wird selbst der heftigste Abscheu durch Mitleid besiegt, sobald sie ihren Feind von einem Unglück betroffen sieht. Für Eva kam noch hinzu, daß sie die Genugthuung hatte, zu bemerken, wie ihr Mann um des Menschen willen, der ihm vorhin den Vorwurf gemacht hatte, daß er aus Rücksicht für seine eitle Frau seine Pflicht versäume, dieselbe Frau und Alles um sich her vergaß. O Gott, konnte es einen edleren Mann auf der Welt geben!

Und Eva beschloß, sich seiner würdig zu zeigen; sie versprach, Alles in den Pavillon zu senden, was ihr Mann verlangte. Hardenberg sollte bei ihm bleiben. Sie selbst wollte allein zur Gesellschaft zurückkehren und ihren Mann und sich selbst damit entschuldigen, daß das Unwohlsein eines Gastes sie einen Augenblick in Anspruch genommen habe.

Bevor Eva sich beeilte, diesen Beschluß so rasch auszuführen, wie er entstanden war, wendete sie sich nach einer Ecke des Pavillons, raffte dort ein weißes Packet vom Boden auf und ließ es unbemerkt in die Tasche ihres lilaseidenen Kleides gleiten.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich v. Stockmar. Zusammengestellt von Ernst Freiherrn von Stockmar. Braunschweig, Vieweg.

Auf dem Coburger Friedhof befindet sich die Familiengruft, in welcher die Leiche des Mannes ruht, dessen Denkwürdigkeiten hier durch seinen Sohn der Oeffentlichkeit übergeben worden. Das Innere der Gruft ist nach einem von der Kronprinzessin von Preußen ausgegangenen sinnigen Entwurf künstlerisch reich geschmückt. Ein Altar in carrarischem Marmor mit Engelsgestalten, von Professor Hagen's Meißel, steht an der Hinterwand. Eine Gedenktafel trägt die Inschrift: „Dem Andenken des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar, geboren 22. August 1787, gestorben 9. Juli 1863, gewidmet von seinen Freunden in den regierenden Häusern von Belgien, Coburg, England und Preußen. Sprüche Salom. 18. V. 24. (Ein treuer Freund liebet mehr und stehet fester bei denn ein Bruder.)“ In der That, dies Denkmal stellt nicht nur dem Manne, dem es gewidmet, sondern auch den Fürsten, die es gestiftet, ein ehrenvolles Zeugniß aus, und Stockmar widerlegt glänzend die Worte des Prinzen in „Emilia Galotti“: „Fürsten können keinen Freund haben.“ Als Leibarzt des Prinzen Leopold von Coburg, der zuerst Hoffnung hatte, Prinz-Gemahl von England zu werden und nach dem Tode seiner Gattin, der Prinzeß Charlotte, König von Belgien wurde, kam Stockmar nach England, und wie er zuerst der wahre Freund des Königs Leopold war, so wurde er später der Vertraute des Prinzen Albert und im wahren Sinne des Wortes ein Hausfreund der königlichen Familie von England. Selbstverständlich griff seine Einwirkung von den Personen auch auf die Staatsverhältnisse über. Prinz Albert's Position in England war bekanntlich nicht immer beneidenswerth, und nicht selten wurde der Coburger Einfluß, den man dem Baron Stockmar zuschrieb, stark angegriffen, namentlich, als es sich um Palmerston's Sturz handelte. Stockmar war übrigens auch für Deutschland von Bedeutung, direct als Publicist, sowie als Bundestagsgesandter und Parlamentsmitglied im Jahre 1848, dann aber auch durch persönlichen Verkehr und seine Correspondenz mit den hervorragendsten Leitern seiner Richtung in der damaligen Bewegung. In jüngeren Jahren war er mit Friedrich Rückert, seinem Landsmann, sehr befreundet. Das Buch ist eine Quelle der interessantesten Einzelheiten über Alle, denen Stockmar nahe stand. Es wird so viel Staub um die hohen und höchsten Personen aufgewirbelt; ihr Bild tritt so oft in einen Nebel von Neid und Unzufriedenheit vor die Oeffentlichkeit, daß es doch wohl auch zuweilen durch die Augen eines nahestehenden, von inniger Verehrung erfüllten und dabei doch wahrheitsliebenden Mannes gesehen werden muß. Insofern hat das Buch historischen Werth und wirkt wohlthuend und versöhnend, wie der Charakter des Mannes war, dessen literarisches Denkmal es ist.



Neuestes aus der Ferne.

Die Grotte von Monsummano.

In dem schönsten Theile der Appenninen, in dem Thale des Nievole bei Pistoja, wurde im Jahre 1849 beim Steinbrechen der Eingang zu einer Höhle entdeckt, welche Stalaktiten und Stalagmiten von merkwürdiger Formation enthält; der Tropfstein hängt nicht, wie in der Adelsberger Höhle, in langen Zapfen von der Decke herab, sondern bildet runde Auswüchse, ähnlich riesigen Schwämmen. Die Höhle besteht nicht aus einem einzigen großen Gewölbe, sondern aus mehreren Gängen, welche sich von oben nach unten hinabsenken, und deren längster 420 Ellen messen soll, bei einer Breite von ungefähr 20 Ellen. In diesen Gängen befinden sich drei Teiche, mit einer Temperatur von 24, 26 und 28 Grad Reaumur.

Die Luftwärme beim Eintritt in die Höhle ist + 22 Grad; je weiter man aber hineingeht, desto wärmer wird die Luft, und man hat noch lange nicht das Ende erreicht, als man schon beginnt, sich eines Kleidungsstücks nach dem andern zu entledigen; der wärmste Theil der Gänge hat + 29 Grad R. Die Luft ist feucht, athmet sich leicht und angenehm, das Licht brennt hell und klar in dieser Atmosphäre. Nach 10 Minuten beginnt man zu schwitzen, man fühlt sich jedoch wohl dabei und in diesem Stadium fangen die Heilkräfte der Höhle an, ihre Wirkungen auf den Körper zu äußern; ob elektromagnetische Fluida mitwirken, oder was sonst — das ist bisher noch nicht aufgeklärt, auch wohl noch nicht gründlich untersucht worden; der warme Luftstrom kommt aus der Tiefe eines Kalkgebirges, und der feuchte Niederschlag an den Wänden benimmt der heißen Luft die Trockenheit. Im Winter ist dieser Niederschlag so bedeutend, daß der hinten gelegene Theil der Gänge unter Wasser steht und nicht besucht werden kann. Die Curzeit ist deshalb auch vom 1. Juni bis 1. September festgesetzt, doch kann man auch zu anderer Zeit, selbst im Winter, Zutritt erlangen, allein der Badearzt ist nur während der angegebenen Zeit in Monsummano anwesend.

Im Jahre 1852 hatte der Besitzer des Berges, der italienische Dichter Giusti, ein kleines Curhaus unmittelbar vor der Grotte errichtet; nach seinem Tode hat seine Schwester, die edle Dame Rencini-Giusti, jetzt Eigenthümerin der Anstalt, dasselbe vergrößern lassen. Es enthält unten die Zellen zum Entkleiden und oben recht freundlich eingerichtete Logirzimmer für 20 Curgäste, nebst einem Speisezimmer, welches zugleich den Conversationssaal bildet. Die hier wohnenden Curgäste können sich in ihren Zimmern entkleiden und durch einen eigenen Gang unmittelbar in die Grotte gelangen, wodurch jeder Erkältung vorgebeugt wird. In der nahe gelegenen kleinen Stadt Monsummano wohnen auch stets noch Curgäste; in der Hauptsaison baden im ganzen etwa täglich 1000 Patienten. Die Curzeit dauert in der Regel 8 bis 10 Tage, während welcher Zeit täglich ein Luftbad von 20 Mi-

nuten bis $1^1/_2$ Stunden genommen wird; die Dauer bestimmt der Badearzt Dr. Turchetti in Florenz, welcher jeden Curgast zu behandeln verpflichtet ist. Ueber 14 Tage hinaus erstreckt sich niemals eine Cur; in der Regel tritt schon nach dem achten Bade Heilung ein.

Statistisches über die Einwanderung in Amerika.

Nach einer Aufstellung des statistischen Bureaus in Washington sind seit den letzten 52 Jahren u. a. folgende Angehörige fremder Sprachen in die Vereinigten Staaten eingewandert: Deutsche (aus Preußen und anderen Staaten, jetzt vereint als deutsches Reich) 2 475 684, aus Oesterreich 14 168, aus der Schweiz 64 396 (wovon etwa drei Viertel deutscher Zunge, 48 297); zusammen 2 538 149. Dagegen Einwanderer französischer Zunge: aus Frankreich 251 592, aus Belgien 17 446, aus der Schweiz 16 099; zusammen also 285 137. Skandinavier (aus Dänemark, Norwegen und Schweden) 202 665. Aus diesen Zahlen, sagt der Vorsteher des Bureaus, ergiebt sich, daß in dem letzten halben Jahrhundert über $2^1/_2$ Millionen Deutsche ihre Angehörigkeit diesem Welttheil übertragen haben, deren materieller Werth für unser Land sich auf 2000 Millionen Dollars beläuft, wie in dem Betreffenden dargelegt worden ist. Selbst wenn nicht zu erwarten ist, daß in Zukunft die Einwanderung aus Deutschland hierher der von 1852, 1853 und 1854, wo 145 918, 141 946 und 215 009 Personen von deutscher Abkunft unserer Bevölkerung sich anschlossen, gleichkommt, darf man doch annehmen, daß jährlich mindestens 125 000 Deutschredende nach hier übersiedeln.

Wohnungsverhältnisse.

Wenn man die Wohnungsverhältnisse der fünf größten Städte Europa's zusammenstellt, so ergiebt sich mit mathematischer Sicherheit der übergroße Einfluß, den die Wohnungen auf den moralischen und physischen Zustand der Bevölkerung ausüben. In London kommen auf ein Haus 8 Personen, in Berlin 32, in Paris 35, in Petersburg 52 und in Wien 55. In demselben Maße, wie die Zahl der Bewohner in einem Hause zunimmt, steigt auch die Sterblichkeit; denn von 1000 sterben in London 24, in Berlin 25, in Paris 28, in Petersburg 41 und in Wien 47. Auch die Zahl der unehelichen Geburten, der beste Maßstab für die Moralität, folgt dieser Reihe; in London betragen sie nämlich 4 Procent, in Berlin 16, in Paris 20, in Petersburg 26 und in Wien 51. Die Kosten der Wohnungen absorbiren vom Einkommen: in London $^1/_{10}$ bis $^1/_8$, in Berlin $^1/_5$ bis $^1/_4$, in Paris über $^1/_4$, in Wien $^1/_3$. Wie die Wohnungsverhältnisse in Berlin vor etwa 100 Jahren standen, darüber giebt eine Nummer des Berliner „Intelligenzblattes“ aus dem Jahre 1785 einige Notizen. Es werden darin Wohnungen, bestehend aus Stube, Kammer, Küche, Holzgelaß, zum jährlichen Miethpreise von 20 bis 25 Thlr., größere Wohnungen von 40 bis 50 Thlr. angeboten. Nach einer in demselben Blatte enthaltenen Brot-, Fleisch- und Mehltaxe wog damals eine Dreiersemmel 7 Loth, ein Viergroschen- (5 Sgr.) Brot $9^1/_2$ Pfund. Die Metze Mehl kostete 2 Groschen ($2^1/_2$ Sgr.), das Pfund Rindfleisch $1^1/_2$ Sgr.

Volksbildung und Unterrichtswesen im Orient.

Das Unterrichtswesen im Orient hat nicht immer so darniedergelegen wie in den letzten Jahrhunderten und bis in die Gegenwart hinein. Es war um vieles anders und besser damit bestellt in den ersten Zeiten des Islam, in jenen Zeiten seiner ersten Kraft, des lebendigen, ja leidenschaftlichen Vorwärtsstrebens, das er den Völkern einhauchte, und das zugleich die großen Regenten erfüllte, wie er deren so manche hervorgebracht hat.

Die niedere oder Volksschule darf man sich entfernt nicht denken wie die bei uns zu Lande bestehenden Schulen dieses Namens, die nach einem bestimmten Plane organisirt und unter einer sachkundigen Leitung zusammengefaßt sind, und in denen mit dem Unterricht im Lesen und Schreiben zugleich der in anderen Elementen des Wissens ertheilt wird. Die orientalische Volksschule wird ins Leben gerufen, indem irgend Jemand, der sich dazu befähigt hält, eine Anzahl von Kindern um sich sammelt und sich selber den Namen Fiki, Lehrer, beilegt; oder sie besteht auf Grund einer Stiftung an einer Moschee, aus welcher ein Lehrer fortdauernd, aber meistens überaus dürftig, besoldet wird. Sie hat kein

anderes Ziel als das, an der Hand des Koran die Jugend lesen und schreiben zu lehren, und sie thut das nach einer Methode, welche es mit sich bringt, daß das, woran diese Lese- und Schreibstudien gemacht werden, zugleich vollkommen auswendig gelernt wird. Unablässig wird von der ganzen Schaar der auf einer Matte hockenden Schüler in dem Tone lauten Singens oder Plärrens und unter dem dafür traditionellen Hin- und Herschaukeln des Oberkörpers, der Koranabschnitt recitirt, der den Gegenstand der augenblicklichen Uebung bildet. Dabei ist aber wohl zu bemerken, daß das Auswendiglernen, überhaupt die gesammte Behandlung des Koran, eine absolut mechanische ist, indem eben Alles nur dem Gedächtniß eingeprägt, aber nicht die geringste Erklärung gegeben, also der Lernende nicht im mindesten in ein religiöses oder auch nur überhaupt sachliches Verständniß des Gelernten eingeführt wird. Es kann ein Knabe nach vollendetem Unterricht den größten Theil des Koran auswendig wissen, ohne doch im geringsten von Sinn und Bedeutung des Gewußten Rechenschaft geben zu können. Das Einzige, was er außer dem mechanisch Erlernten aus der Schule mitnehmen mag, wird das äußerlich fanatische Festhalten am Islam und der Haß gegen die Ungläubigen sein, da Beides nebenher mit Eifer beigebracht zu werden pflegt. Es ist deswegen auch nur in einem sehr limitirten Sinne richtig, wenn so häufig gesagt wird, das ganze mohammedanische Schulwesen habe religiösen Charakter; bei den niederen Schulen wenigstens beschränkt sich der religiöse Charakter lediglich entweder auf den äußeren Zusammenhang mit der Moschee, oder auf den ebenso äußerlichen Umstand, daß der Koran das einzige Lern- und Lesebuch der Schüler bildet.

Mehr Wahrheit hat diese Bezeichnung für die höheren Schulen. Diese haben, so wie sie stets mit den Moscheen verbunden sind, so auch fast ausschließlich die Religions- und Gesetzeswissenschaften zu ihrem Gegenstande. Es handelt sich dabei fast nur um die Auslegung und Erklärung des Koran, zunächst nach seinem religiösen Inhalt, dann nach seiner Anwendung auf das Recht, und endlich auch nach Seiten seiner sprachlichen Abfassung; die Sprache des Koran gilt als das durch nichts zu übertreffende Muster des Arabischen, und so kommt es, daß zu den auf die Religionsurkunde bezüglichen Studien auch das Studium der arabischen Sprache und Grammatik gehört.

Aegypten hat das Glück, eine der größten, angesehensten und besuchtesten Hochschulen des Islam zu besitzen; die Moschee El-Azhar (d. h. die blühende) in Kairo. Sie erfreut sich eines alten und weitverbreiteten Ruhmes, und aus ganz Afrika und Vorderasien, ja aus Indien und den Ländern Binnenasiens kommen Tausende von Studenten, die hier ihre Studien machen, zum großen Theil übrigens aus den Erträgen der alten Stiftungen auch ihren Lebensunterhalt empfangen. Diese Anstalt ist mithin die höchste Spitze des gesammten moslimischen Unterrichtswesens in Aegypten, und gleichwohl, welch einen kläglichen Eindruck erhält man selbst hier von dem Geiste, der Befähigung und den Resultaten desselben! Abgesehen von der Beschränktheit der Lehrgegenstände und dem Ausschluß so vieler Gebiete des Wissens und der Bildung, die nach unseren Begriffen in den Bereich einer Hochschule nothwendig hineingehören, ist auch hier die Methode des Lehrens und Lernens derart, daß von eigentlich wissenschaftlichem Verfahren nicht die Rede sein kann. Seitens der Lehrenden besteht fast die ganze Thätigkeit in dem Vorlesen ihrer Hefte, die sie aus den über die verschiedenen Materien vorhandenen, wahrhaft zahllosen Commentaren und sonstigen Schriften berühmter Gelehrten aus vergangenen Zeiten zusammengestellt haben, manchmal auch nur in dem Vortrage dieser Schriften selbst, unter Beifügung einiger Explicationen und Erörterungen. Von eigenem Produciren, von einer wissenschaftlichen Arbeit ist bei diesen Professoren des heutigen Orients in den seltensten Fällen etwas zu finden. Auf Seiten der Studirenden ist das Verfahren ein ebenso mechanisches; es handelt sich für sie fast nur um das Auswendiglernen. Sowohl der Koran selbst, als die beim Unterricht zu Grunde gelegten gedruckten Werke, als auch die schriftlichen Aufzeichnungen, die sie sich nach dem Vortrage ihrer Professoren machen, werden von den Schülern mit ängstlicher Sorgfalt dem Gedächtnisse eingeprägt. Der Gelehrteste ist schließlich, wer am meisten auswendig weiß; der beste

Theolog, wer am genauesten Bescheid weiß in den Suren und Versen des Koran und in den angesehensten Commentaren desselben; der beste Rechtsgelehrte, wer mit seinem Gedächtniß über die größte Menge von Aussprüchen und Meinungen anerkannter Autoritäten disponirt, und am genauesten die für die rechtliche Praxis wichtigen Sätze der Traditionen von Gewährsmann zu Gewährsmann aufwärts, wo möglich bis zum Propheten selber, zu verfolgen weiß.

Darauf beschränkt sich also, auch in den besten Fällen, die Ausbildung derer, die einen manchmal viele Jahre dauernden Cursus an der berühmten El-Azhar-Universität durchgemacht haben. Von sonstigem Wissen, von einer Ausbildung in anderen Fachwissenschaften, ebenso wie von Alledem, was wir zur sogenannten allgemeinen Bildung rechnen, wenig oder gar nichts; nichts von Kenntniß der Geschichte oder der Geographie (von denen man oft die kindischsten Vorstellungen bei den Leuten findet), oder der Naturgeschichte, oder fremder Sprachen, vor allem aber keine Idee von wirklicher Wissenschaft, von wissenschaftlicher Art und wissenschaftlichem Verfahren, keine Fähigkeit und auch kein Bedürfniß kritischer Betrachtungsweise, kein wirkliches und selbständiges Urtheil. Das Selbstdenken, die eigene Forschung und Kritik, die eigene geistige Arbeit ist dem heutigen Islam abhanden gekommen; man hat kein anderes Streben mehr, als das einmal abgeschlossene System zu kennen, die Meinungen vergangener Geschlechter sich einzuprägen und sie als todten Besitz auch wiederum künftigen Geschlechtern zu hinterlassen. Das Einzige, was die Schüler außer dem Wust ihrer stupiden Gelehrsamkeit davontragen, ist der religiöse Fanatismus und eine wahrhaft staunenswerthe Einbildung und Selbstüberhebung; eine europäische Wissenschaft existirt nach ihrer Meinung gar nicht, sondern nur eine arabische, und auf Alles, was darüber hinausliegt, schauen sie mit äußerster Geringschätzung herab.

Chinesische Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nach amtlichen Berichten landeten von 1854 bis 1871 115 582 Chinesen in San Francisco. Die Berichte des Zollhauses differiren freilich hiermit etwas, indem sie 118 553 als angekommen, und 42 437 als abgereist angegeben. Nach dem Census von 1850 befanden sich in diesem Jahre 768, im Jahre 1860 35 565, im Jahre 1870 60 264 Chinesen in den Vereinigten Staaten. Oregon zählte 1870 3300 und Californien 49 310 Chinesen. Eine sorgfältige Durchsicht der statistischen Berichte über Eintreffen und Abreisen dieser Bevölkerung zeigte eine durchschnittliche jährliche Sterblichkeit unter den Chinesen, während der Zeit von 1860 bis 1870, von 2,04 Procent per Jahr. Bei solcher Berechnung kann also die Anzahl dieser Race im December 1867 nicht über 62 100 betragen haben. Vom 1. Januar 1867, wo die China-Postdampfer-Linie eröffnet wurde, bis zum 31. December 1871, also in fünf Jahren, betrug die Gesammtzahl der in San Francisco eingetroffenen Chinesen 45 005, die Zahl der abgereisten 19 370. Die Auswanderung in Hongkong beginnt sofort nach der Feier des chinesischen „neuen Jahres," im Januar oder Februar, und endigt im Mai oder Juni. Der Rückstrom beginnt von San Francisco aus im September oder October und endigt im December, wo dann die letzte Gelegenheit gegeben ist, China noch vor Beginn der Neujahrsfestlichkeiten zu erreichen.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 2 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 194.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

November 1872.



Zur Todesstrafe.

Novelle

von

Julius Grosse.

(Fortsetzung.)

Kopfschüttelnd und erschrocken trat jetzt der unfreiwillige Zeuge seinen Rückzug an, 'mlich durch die Vorzimmer und gelang. ungesehen vor das Hauptportal des Rittergutes. Eine Minute lang stand der Holzhändler dort still, als schien er zu überlegen, was jetzt zu thun sei, dann schritt er eilig zu der Dorfschenke, welche nicht allzuweit an der großen Landstraße lag. Dort nahm er im Eckzimmer am Fenster Platz und blätterte in seiner Brieftasche. Als der Wirth gelegentlich in das Zimmer trat, um Kreide für eine Kegelgesellschaft zu holen, ließ sich der Holzhändler in ein Gespräch mit ihm ein und suchte ihn unvermerkt auf den Gutsherrn von Ravensbeck und sein Familie zu bringen. — Aber der Wirth wich aus und schien große Eile zu haben, kam aber nachher zurück, nachdem er seine Kegelgesellschaft befriedigt hatte.

„Was ich Euch fragen wollte," sagte der Holzhändler, „ist nicht auf dem Rittergute ein Mann, Namens Mark? Ich höre, er sei entlassen worden, und möchte wissen, wo ich ihn treffen kann." Jetzt wurde der Wirth aufmerksamer und trat dem Tische näher.

„Was wollen Sie von Herrn Mark?"

„Reden möcht' ich mit ihm, weiter nichts; aber ich kenne ihn noch nicht, und möcht' auch wissen, was an dem Manne ist — ob man sich auf ihn verlassen kann und so weiter."

„So," sagte der Wirth, „Herr Mark ist ein kreuzbraver Mensch, oder er war es vielmehr. Seit er auf das Rabenschloß gekommen, ist er ein Duckmäuser geworden. Ich habe ihn immer gewarnt vor dem verfluchten Hause und den curiosen Herrschaften, aber er hat nicht hören wollen und ist in sein Unglück hineingetappt. Nun hat er die Bescherung. Mit Schimpf und Schande haben sie ihn davongejagt. Ja, mit solchen Herrschaften ist nicht gut Kirschen essen, und was er eigentlich verbrochen haben mag, weiß kein Mensch zu sagen."

„Kann ich ihn nicht sprechen?" fragte der Holzhändler.

„Wartet einmal," erwiederte der Wirth. „Der arme Teufel wohnt jetzt noch im Ort und läßt sich zuweilen hier sehen — ah, da sitzt er ja," rief er, nachdem er sich aus dem Fenster gebeugt, „richtig, da sitzt er schon seit einer Stunde, ich glaubte, er sei wieder fortgegangen. Seht ihn nur an, schaut er nicht aus, als wenn er aus dem Narrenhause entsprungen wäre?"

Neugierig trat auch der Holzhändler an das Fenster und sah am letzten Tische, halb verborgen von einer Laube, einen anständigen jungen Mann sitzen, der unbeweglich vor sich hinstarrte, den Kopf auf die Hand gestützt. Wie um nach dem Wetter zu sehen, trat jetzt der Holzhändler auf die Landstraße hinaus und wußte in die Nähe jenes letzten Tisches zu kommen.

„Ihr Diener, Herr Mark," sagte er dann und wandte sich zu dem jungen Manne.

Dieser aber warf kaum einen argwöhnischen, scheuen Blick auf ihn, ohne ihn der mindesten Antwort zu würdigen. Sein Gesicht hatte einen trotzigen, ja fast drohenden Ausdruck.

„Nichts für ungut, Herr Mark," sagte der Unermüdliche, „ich bin der Holzhändler Petermann aus der Stadt und habe von Zeit zu Zeit mit Baron von Ravensbeck zu thun. Sind Sie nicht der neue Verwalter auf dem Schlosse?"

„Ich war es," erwiederte der Angeredete und strich seinen Bart, indem er den Zudringlichen mit mißtrauischen Blicken maß.

„So ist es also wirklich wahr, daß Sie wieder fort sind. Mein Gott, was die Herrschaften doch für wunderliche Launen haben. Indeß, was thut es Ihnen. Ein tüchtiger junger Mann findet immer wieder einen guten Posten. Ich zum Beispiel hätte einen Holzschreiber nöthig, einen Mann, auf den ich mich verlassen kann."

Aber Herr Mark fand es nicht für angezeigt, auf dieses ziemlich verständliche Anerbieten zu antworten.

„Wie wär' es," fuhr der Holzhändler mit cordialem Tone fort, „wenn Sie bei mir eintreten wollten. Ich heiße Petermann, und meine Firma ist bekannt."

„Ich bei Ihnen," erwiederte der junge Mann erstaunt. „Sie kennen mich ja gar nicht."

„Thut nichts, Herr Mark, aber ich habe so manches Gute von Ihnen gehört und, offen heraus, Sie gefallen mir. Ich könnte sagen, Sie thun mir leid, und ich mag's nicht mit ansehen, daß Sie den Kopf hängen lassen. Courage, junger Mann, auf Regen folgt Sonnenschein, und dem Rabenspeck drehen wir eine Nase. Wann werden Sie die Stelle antreten?"

Diese Worte waren so herzlich und rückhaltlos gesprochen, daß Wolfram Mark sichtlich ergriffen war und die dargebotene Rechte des braven Holzhändlers ergriff.

„Sie meinen es gut, Herr Petermann, und Ihr Vorschlag in allen Ehren; aber ich kann ihn doch nicht annehmen. Das Warum kann ich Ihnen heute nicht sagen."

„Nun, so will ich es Ihnen sagen, Herr Mark," erwiederte der Holzhändler und nahm neben ihm auf einem Gartenstuhle Platz. „Sie hätten es wohl nothwendig, die Stelle anzunehmen, aber Sie wollen nicht fort von hier, weil Sie ein gewisses Verhältniß bindet."

„Woher wissen Sie —?" fuhr der junge Mann auf, und seine Augen blitzten.

„Nun, das ist ganz einerlei," sagte der Alte. „Darüber machen Sie sich keine Sorge. Treten Sie nur getrost ein. Mann und Frau können leben. Es ist doch besser, als ins Elend zu ziehen, und ehrlich durchzukommen ist heut ein saures Stück Arbeit. Sie starren mich immer noch an; na, im Vertrauen, ich weiß um Ihre ganze Geschichte, wie ich dazu gekommen bin, ist wie gesagt einerlei, wir reden bei Gelegenheit noch darüber. Und wenn Sie sich jetzt noch besinnen wollen, so begreife ich Sie nicht. Ich weiß wohl, Sie denken, ein

Junggesell hilft sich leicht durch für einige Zeit, aber an Eines scheinen Sie wohl nicht gedacht zu haben, daran nämlich, daß das gnädige Fräulein selbst aus dem Hause gestoßen werden könnte. Ja wohl, so ist's!" fuhr der alte Holzhändler fort, als der junge Mann ihn heftig am Arme packte. „Und was wollen Sie dann thun, wenn dieser Fall eintritt? In der Stadt etwa auf bessere Zeiten warten und die Hände in den Schooß legen, nein, das ist eines Mannes unwürdig, der arbeiten kann, also nehmen Sie die Stelle an und ziehen Sie zu mir. Alles Andere wird sich finden."

Wolfram Mark war aufgestanden. Seine verbissene drohende Miene hatte sich längst verloren, und mit unverhohlener Innigkeit drückte er dem alten Manne die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Petermann. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ich kenne Sie nicht, aber Sie müssen ein Ehrenmann sein. Ich danke Ihnen nochmals, so liebevoll hat noch kein Mensch mit mir gesprochen; denn meine Eltern sind früh gestorben, ich habe weder Vater noch Mutter gekannt und fremde Leute haben mich im Waisenhaus aufziehen lassen. Dennoch kann ich Ihren edelmüthigen Vorschlag nicht annehmen, wenigstens heut noch nicht. Lassen Sie mir noch einige Tage Zeit. Sollte das Schlimmste eintreten, was Sie erwähnt haben, wohl, so nehme ich an, darauf gebe ich Ihnen heut mein Wort. Aber zuvor muß ein letzter Versuch gemacht werden. Nein, so schlimm darf es nicht kommen, zuerst muß man sich selbst helfen! Leben Sie wohl, Herr Petermann. Morgen, längstens übermorgen sage ich Ihnen Antwort, heut habe ich noch einen wichtigen Gang zu thun. Auf Wiedersehen, Herr Petermann, auf Wiedersehen."

Und eilig schritt er nach den letzten Worten davon. Der Holzhändler wußte nicht, was er aus dem seltsam aufgeregten und unsteten Menschen machen sollte; sein ganzes Benehmen kam ihm fahrig und unheimlich vor, aber wer kann in die Tiefen der Seele blicken; er hatte mit bestem Willen das Seinige gethan, um einen Unglücklichen zu retten. Das Uebrige mußte er nun der Zeit überlassen.

Halb unwillig über sein übereiltes und und deshalb abgelehntes Anerbieten machte sich der alte Holzhändler wieder auf den Heimweg in die Stadt.

Unterwegs — dort, wo ein Seitenweg zur Abdeckerei abbiegt, wo auch der Scharfrichter wohnt, begegnete der Holzhändler dem alten Herrn von Ravensbeck, der auf seinem eisengrauen Schimmel aus der Stadt zurückkam.

Herr Petermann grüßte, aber der alte Herr, der ihn als langjährigen Geschäftsfreund kannte, schien heute keine Notiz von ihm zu nehmen, sondern wandte sein Gesicht von ihm ab und spornte sein Roß zu größerer Eile.

Es ist das letzte Mal gewesen, daß der Holzhändler den gnädigen Herrn auf dieser Welt gesehen hat.

Dienstleute haben später erzählt, daß Herr Erdmann-Ravensbeck am Nachmittag wirklich wieder auf dem Schlosse angekommen sei und mehrere Stunden auf seinem Zimmer sich zu thun gemacht habe. Gegen Abend habe er befohlen, ihm ein Nachtessen aufzutragen. Fräulein Gertrud habe es ihm hineingeschickt.

Gleich darauf sei der alte Herr mit einer Büchse über der Schulter ausgegangen, und zwar nach dem Walde zu. Es war eine dunkle stürmische Nacht, und Einige wollten behaupten, daß Herr Wolfram Mark ihm in den Wald nachgegangen sei, sowie daß der junge Mann stundenlang zuvor in dem Schlosse verweilt habe.

Die genaue Geschichte aller Vorgänge an jenem verhängnißvollen Tage erschien von Anfang an dunkel, verworren und widerspruchsvoll; und ihr Zusammenhang sollte erst allmälig aufgehellt werden.

Als Resultat aber blieb, daß Herr Erdmann Ravensbeck seit jenem Abend nicht wieder nach Hause gekommen, und daß jede leiseste Spur seines Verbleibens in räthselhaftester Weise verloren war.

Einige Tage wartete man, in der Hoffnung, daß der Verschollene von selbst wieder auftauchen werde. Man wußte, daß es seine Gewohnheit war, allein zu Fuß oder zu Pferde Tage lang die Wälder und Berge zu durchstreifen, und man war an solche unregelmäßige Lebensweise schon seit geraumer Zeit gewöhnt.

Endlich nach Verfluß von beinah einer Woche hielten es die Nachbarn des Herrenhauses doch für ihre Pflicht, Anzeige zu machen; als sie aber zur Ortspolizei kamen, fanden sie bereits Fräulein Gertrud anwesend, welche aus eigenem Antriebe in

gleicher Absicht gekommen war, um von dem Verschwinden des alten Herrn Anzeige zu machen und die Hülfe der Gendarmerie zur Auffindung des Verschollenen, vielleicht Verunglückten, in Anspruch zu nehmen.

II.

Da sich die Eigenheiten der menschlichen Natur da am schlagendsten zeigen, wo sie das Gewöhnliche vom Ungewöhnlichen nicht unterscheiden kann und nach beiden Seiten zu Uebertreibungen geneigt wird, müssen wir noch einige Zeit bei den ersten Tagen nach jenem Vorfall verweilen.

Man kann nämlich nicht behaupten, daß das Verschwinden des alten Herrn gleich anfangs besonderes Aufsehen erregte. Man hatte ihm bei seinem wüsten Lebenswandel längst ein unglückliches Ende vorausgesagt. Jene Nacht war, wie angegeben, stürmisch gewesen, und der Reichthum von zahlreichen Wasserarmen im unwegsamen Walde ließ sein Verunglücken als sehr denkbar erscheinen. Wie leicht war es möglich, daß der alte Herr, wie so manchmal, in berauschtem Zustande von der kleinen Kneipe in Habichtshausen jenseit des Waldes, wo ein Schlupfwinkel von allerlei landfahrendem Gesindel war, heimgekehrt und auf einem der zahlreichen Stege und Brücken das Gleichgewicht verloren hatte. Ebenso denkbar war, daß Einer oder Mehrere von jenem Gesindel sich die Einsamkeit zu Nutz gemacht hatten, zumal der alte Herr eine bedeutende Geldsumme bei sich getragen haben mußte, wie aus verschiedenen Umständen später hervorging.

Nur das Eine war und blieb verdächtig, daß auch nicht die geringste Spur des Verschwundenen aufzufinden war. Wie in ähnlichen solchen Fällen geschah von Seiten der Landpolizei alles Erdenkliche. Fräulein Gertrud drang, wie wir wissen, bei der Gendarmerie auf sorgfältigste Nachforschung und setzte eine bedeutende Summe als Belohnung für den Nachweis des Verschwundenen aus.

Man suchte am Stromufer, man leitete die Kanäle ab, man verhörte die Wirthe der ganzen Umgegend, es wollte sich nichts ergeben, außer daß es wahrscheinlich blieb, daß der alte Herr wirklich in Habichtshausen gewesen sei, doch waren die Angaben darüber nur unvollständig und unbestimmt.

So gingen mehrere Wochen hin. Man bedauerte den Verunglückten und gönnte zugleich seiner Tochter die erfreuliche Fügung, so von dem Tyrannen befreit worden zu sein. Endlich sprach man nicht mehr von ihm, und die Sache schien bereits in Vergessenheit zu gerathen. Daß das gnädige Fräulein wie ihr zukünftiger Erwählter durch den unerwarteten Zwischenfall aller Verlegenheiten enthoben wurden, darin fand merkwürdigerweise Niemand etwas Auffälliges und auch nicht eine Stimme wagte einen Verdacht zu äußern. Ein fremder Gendarm, der in Gegenwart mehrerer Bauern sich eine derartige Bemerkung zu erlauben wagte, ward augenblicklich überschrien und sogar mit Thätlichkeiten bedroht. Fräulein Gertrud war und blieb der angebetete Engel des Dorfs, verehrt von den Armen wie von den Reichen, und was Herrn Mark betraf, so hatte früher schon sein würdiges, männliches Benehmen ihm alle Herzen gewonnen. Man gönnte ihm die Gunst des Fräuleins und fand eine Genugthuung darin, daß ein Mann aus dem Volke die schöne, reiche Erbtochter heimführen sollte.

Damit in Einklang stand auch das jetzige Benehmen der Beiden. Gertrud war im Anfang wie aufgelöst von Jammer und Schmerz; sie ging in tiefster Trauer und zwar nur zur Kirche, sonst ließ sie sich nirgends blicken. Herr Wolfram Mark war endlich wieder auf das Rittergut gezogen und hatte die verwaiste Wirthschaft mit unbeschränkter Vollmacht übernommen. Allerdings war dieser Schritt nicht ganz unmittelbar geschehen, und auch jetzt behielt Wolfram seine Wohnung, nach wie vor, außerhalb des Herrenhauses bei einem alten Krämer. Im Uebrigen war er noch verschlossener und einsilbiger als früher und mied die Menschen in auffallender Weise.

In der ersten Zeit, das heißt einige Tage nach dem Vorfalle, war Wolfram Mark plötzlich bei dem Holzhändler in der Hauptstadt erschienen und hatte ihm erklärt, daß er jetzt die angebotene Stelle bei ihm annehmen wolle.

Auf die Bemerkung des Alten, daß er dies jetzt wohl nicht mehr nöthig habe, denn ein Hinderniß seines Glückes bestehe

nun nicht mehr, war Herr Mark, wie es schien, in sichtliche Aufregung gerathen. Er könne doch aus dem schweren Unglück nicht sein Glück machen, sagte er, ja er gäbe Tausende darum, wenn das Unheil nicht passirt wäre, denn nun sei ihm das Fräulein für immer verloren.

Alle Gegenreden des Holzhändlers schienen vergeblich. Wolfram Mark bestand auf seiner Absicht, bei ihm einzutreten, und blieb in der That einige Wochen bei dem Holzhändler, der ihn wirklich liebgewann und mit seinen Leistungen völlig zufrieden war. Endlich kam Fräulein Gertrud selbst in die Stadt und verlangte Wolfram zu sprechen.

Der Holzhändler ahnte wohl, welche dringende Gründe das arme Mädchen hatte, und ließ Beide zur Unterredung allein. Was damals zwischen dem Paare verhandelt worden, ist lange ein Geheimniß für Jedermann geblieben, aber den Tag darauf verließ Wolfram die Stadt, um wieder nach Schwelmroda zu ziehen und die Verwaltung des Rittergutes zu übernehmen.

Etwas klarer wurde dieser Schritt etwa vier Monate nach dem Vorfalle, und um diese Zeit wurde abermals die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bewohner des Rabenschlosses gelenkt. Es war die Zeit näher gekommen, wo die Verbindung von Gertrud und Wolfram zur Nothwendigkeit wurde. Als Beide bei dem alten Pfarrer des Ortes erschienen, um ihr Aufgebot zu bestellen, machte der alte freundliche Herr zwar keine Umstände, aber er fragte nach dem Consens des Vaters des Fräuleins. Da dieser verschollen, müßte er wenigstens gerichtlich als todt erklärt sein, erst dann habe die Tochter vollen freien Willen.

Nun begannen die Nachforschungen von neuem. In der Zeitung erschien ein öffentlicher Aufruf an den Verschollenen, Nachricht von seinem Aufenthalt zu geben, widrigenfalls er nach Ablauf einer gewissen Frist als todt werde erklärt werden.

Diese Proclamation erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Umgegend, und namentlich auch der Adelsfamilien, mehr als alles Frühere, zumal man den Grund und den Zweck derselben, das heißt die bevorstehende Vermählung des Fräuleins mit ihrem ersten Verwalter erfuhr. Wie bekannt, befand sich unter jenen Familien mancher abgewiesene Freier Gertrud's, und es sollte sich bestätigen, daß gerade aus diesem Kreise eines Tages ein anonymer Brief bei Gericht einlief, und zwar mit der Anfrage, ob man schon auf dem Rittergute selbst Nachsuchung gehalten habe. Wenn ein Verbrechen möglich, so sei es unumgänglich, daß man auch die nächste Nähe erforsche.

Dieser heimtückische Streich eines abgewiesenen Nebenbuhlers — man nannte sofort den Namen des Herrn von Conring, desselben, der jenen Auftritt mit Herrn Erdmann-Ravensbeck im Walde gehabt — sollte übrigens eine ganz andere Wirkung haben und gerade das herbeiführen, was er verhindern wollte.

In Folge jener Denunciation erschienen eines Morgens Gerichtspersonen auf dem Schlosse selbst, und diesmal unter großem Zulauf des Volks, welches nichts weniger als eine Verhaftung des Paares befürchtete und deshalb eine drohende Haltung annahm. So groß war das Ansehen des Fräuleins, daß der geringste scheinbare Angriff auf sie die ganze Bevölkerung des Ortes in Empörung und Aufruhr versetzte.

Gertrud erschrak bis zum Tode, als sie von dem Austrag der Gerichtscommission und der bevorstehenden Haussuchung erfuhr. Indeß erholte sie sich sofort und empfing die Herren mit würdevoller, stolzer Haltung, ja sie schritt denselben in alle Räume des Schlosses voran, welches sie völlig zur Verfügung der Commission stellte. Einige laute Bemerkungen des Unwillens von Seiten des Gesindes verwies sie mit Ernst und Strenge und befahl, dem Commissär alle Schlüssel auszuliefern.

Wolfram Mark, welcher herbeigerufen worden war, wurde inzwischen von Polizeidienern beobachtet und zur Begleitung auf den Kreuz- und Querzügen der Commission aufgefordert. Sein Benehmen war gedrückt und verschlossen, aber fest und fern von jeder Unruhe. Zuweilen ruhte sein Auge mit dem Ausdruck von Sorge, Mitleid und Angst auf der Gestalt der Geliebten. Dann war er wieder geschäftig und hastig, alle möglicherweise übersehenen Oertlichkeiten und Räume anzugeben, als läge ihm selbst daran, daß die Untersuchung so vollständig als möglich durchgeführt werden möge. Er machte auf die Kamine

und Bodenräume, auf Ställe und Scheunen aufmerksam und schien zuletzt selbst zum Führer der Commission geworden zu sein. Die Untersuchung dauerte einen vollen Tag.

Man grub in den Kellern, man untersuchte die Fässer, man prüfte verschiedene neugegrabene Stellen im Garten, wie im Park, man pumpte den Brunnen aus und leuchtete mit Fackeln hinunter, man untersuchte die sämmtlichen Wandschränke, Vorrathskammern, Schlafzimmer und Garderoben. Man constatirte noch einmal die Ereignisse jenes Unglückstages bis in das kleinste Detail und zum Schluß ging man auch die Hauptbücher der Gutsverwaltung durch.

Dabei bestätigte sich, daß, worauf übrigens Gertrud zuvor schon aufmerksam gemacht hatte, eine Summe von sechshundert Thalern fehlte, die am Tage vor jenem Unglücksfalle für Korn eingegangen waren. Außerdem fehlte eine beträchtliche Reihe von Werthpapieren, und es schien wahrscheinlich, daß Herr Erdmann-Ravensbeck nur deshalb noch einmal in die Stadt geritten war, um diese Papiere umzusetzen. Ein bestimmter Aufschluß konnte darüber nicht gewonnen werden, ebenso wenig, ob er jene Papiere, sowie jene Summe etwa in der Stadt deponirt habe.

Im Uebrigen fand sich Alles in musterhafter Ordnung, selbst die Garderobe des Verschollenen befand sich bis auf die Kleidungsstücke, die er an jenem Tage getragen, complet vor. Der Verdacht, daß auf dem Gute selbst ein Einbruch stattgehabt haben könne, wobei jene Summen und Papiere abhanden gekommen, fand keinerlei Anhaltspunkte, aber auch die Vermuthung, daß der alte Herr gerade dadurch, daß er jene bedeutende Werthsumme bei sich getragen, das Opfer eines Raubes geworden sein könne, erwies sich als unhaltbar, denn zu welchem erdenkbaren Zwecke sollte der alte Herr auf seinem Ausflug in den Wald eine so bedeutende Summe mitgenommen haben?

Alles zusammengefaßt war das Resultat der Nachforschungen gleich Null. Der Eifer der Commission wie der Gendarmen erlahmte plötzlich, und die anfängliche Absicht, die beiden Verdächtigen, sowohl die Tochter als Herrn Wolfram Mark, dennoch zu verhaften, scheiterte an der drohenden Haltung des Volks, welches die Thore des Hofes belagert hielt und die Wächter der Justiz mit Verhöhnung und Schimpfreden, ja mit Insulten empfing, sobald sie sich blicken ließen, so daß die bedrängte Commission schließlich keinen Ausweg sah, als in einem geschlossenen Wagen und mit gestrecktem Trabe durch die Menge zu brechen und ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Der erste Sturm also war glücklich abgeschlagen, und nach keiner Seite hin von Entscheidung. Desto entscheidender aber waren die Folgen dieses Tages für Gertrud und Wolfram.

Mühsam hatte die Herrin des Schlosses Ravensbeck ihre Fassung gegen die heilige Hermandad behauptet und nicht einen Augenblick ihrer Würde etwas vergeben. Nachdem aber der Sieg errungen, traten die Folgen der Aufregung und niedergehaltenen Empörung hervor. Gertrud erkrankte in der folgenden Nacht, und bevor der Morgen herankam, war sie von einem Knaben entbunden. Wir übergehen die Scenen der Ueberraschung und Verwirrung, welche dies unerwartete Ereigniß, das nicht verschwiegen werden konnte, unter den Dienstleuten des Schlosses hervorrief.

Der bedenkliche Zustand der Leidenden machte schnelle Hülfe nothwendig, aber sowohl die „weise Frau“ des Orts, wie der Landarzt wußten keinen Rath; im Gegentheil machten sie gegen Wolfram die bedenklichsten Mienen und sagten ihm, er möge sich auf Alles gefaßt machen, das Kind könnte davonkommen, aber die Mutter sei verloren.

Aufschreiend vor Schmerz stürzte Wolfram in das Zimmer zurück und umschlang Gertrud, als könne er die Dahinscheidende mit Gewalt in diesem Leben zurückhalten.

Gertrud lächelte über dies Uebermaß von Furcht und sagte — die „weise Frau“ des Orts, welche anwesend war, hat es später erzählt:

„Rege mich nicht unnöthig auf, Wolfram. Der liebe Gott wird es schon wissen, warum er es so mit uns macht und mich vielleicht vor der Zeit zu sich ruft. Ich büße meine Sünden damit, aber leid thut es mir um dich und um unser Kind.“ Dann hielt sie erschöpft inne und begann erst nach einer langen Weile wieder mit schwacher Stimme:

„Ich bitte dich, schicke die Leute hinaus. Ich habe dich noch etwas zu fragen, ehe ich vor Gott stehen werde."

Die „weise Frau" verließ auf diesen Wink das Zimmer, es wurde ihr unheimlich, wie sie später erzählte; zwar strengte sie sich an, draußen an der Thür etwas zu hören, aber es war unmöglich, die Beiden sprachen zu leise und zu rasch. Endlich nach Verlauf einer halben Stunde trat sie wieder herein und war erstaunt über die Gruppe, welche sich ihr bot.

Gertrud, obschon mit verweinten Augen, saß wie verklärt im Bette, umschlungen von ihrem Geliebten und im Arm das schlummernde Kind. Auf einmal richtete sie ihr glänzendes Auge empor zu ihm.

„Laß uns nun auch noch an das kleine unschuldige Ding denken. Ich darf nicht so von dir gehen, so nicht. Du kennst meinen Wunsch, laß dem Kinde seinen ehrlichen Namen."

Wolfram verstand ihre Bitte, erhob sich und ging. Gertrud aber ließ sich im Bett bräutlich wie zur Hochzeit und wie zum Tode schmücken. Ihre Bläße und ihre weihevolle Stimmung gaben ihr gleichsam ein überirdisches Aussehen.

Nach einer halben Stunde kam Wolfram zurück in Begleitung des alten Pfarrherrn, des Küsters, der ein Crucifix trug, nebst einigen anderen Personen, welche offenbar noch nicht wußten, zu welcher Handlung sie beigezogen werden sollten.

So wurden Gertrud und Wolfram getraut. Der alte Pfarrherr machte die Sache kurz und bündig und doch nicht ohne gewisse Feierlichkeit und Herzenswärme. Mit lauter Stimme sprach er die vorgeschriebenen Formeln und segnete nach vollzogener Trauung die Neuvermählten. Zeugen dieses Actes waren außer dem Landarzt und der „weisen Frau" nur der Wirth vom Gasthaus an der Landstraße und außerdem die Dienstleute, denen die Thüren geöffnet wurden.

Vor dem Schluchzen dieser Leute konnte man die Worte des Geistlichen fast nicht verstehen. Kaum zehn Minuten dauerte die ganze Ceremonie, welche im Fall des Ablebens Gertrud's Wolfram zum Herrn des schönen Ritterguts machen sollte. Mit leise scheltenden Worten vertrieb jetzt der Landarzt die weinenden Dienstleute, welche nicht anders glaubten, als daß das letzte Stündlein ihrer geliebten Herrin bereits gekommen sei.

Gertrud sank nach dieser letzten Erregung zurück und fiel in einen tiefen ohnmachtähnlichen Schlaf. Wolfram aber begleitete den Pfarrer und die Zeugen hinaus bis vor das Thor des Gutes, dann bis auf die Landstraße, um dort noch einen unerwarteten Eindruck zu haben.

Dicht neben dem Garten des Gasthauses, an derselben Stelle, wo der Holzhändler dem hoffnungslosen, weggejagten Verwalter damals seine edelmüthigen Vorschläge gemacht hatte, hielt jetzt Herr von Conring zu Pferde und sprach mit einigen Bauern, welche abwechselnd auf seine Fragen antworteten. Der vornehme Herr schien wie aus Zufall des Weges gekommen; aber seine Fragen, was es denn eigentlich gestern und heute im Orte gegeben habe, verriethen den Späher, der sich über den Erfolg seines Bubenstückes unterrichten wollte.

Die unerwartetste Antwort gab ihm jetzt der Landarzt, welcher mit dem Wirth und Wolfram Mark unvermerkt herangekommen war und dem neugierigen Cavalier von der soeben stattgehabten Vermählung Gertrud's Kenntniß gab.

Mit einem Fluch auf den Lippen und mit dem widerwilligen höhnischen Wort: „Meinen Respect zu vermelden!" gab der Baron seinem Gaul die Sporen und sprengte davon, als wenn der böse Feind auf seinen Fersen wäre.

Der Edle hatte sich jetzt unzweideutig verrathen, und gerade das, was er verhindern wollte, war verwirklicht worden.

Auch das Schlimmste, was noch zu befürchten war, verlief anders.

Das Kind zwar starb schon in der folgenden Nacht, nachdem es kaum gelebt hatte; aber Gertrud erwachte erst am Abend des anderen Tages aus ihrem tiefen, todtengleichen Schlafe. Statt zu sterben, erholte sie sich langsam und schon nach einigen Monaten war sie außer aller Gefahr. Wolfram wich nicht von ihrem Bette und pflegte die Genesende Tag und Nacht. Den Landarzt hatte man schon nach einigen Tagen abgedankt, als man sah, daß die Natur selbst ihr Heilamt so energisch übernommen; und mit den ersten schönen Frühlingstagen führte Wolfram seine junge Frau hinunter in den Garten, wo die Be-

randa wie die große Laube festlich zu ihrem Empfange geschmückt waren. Der alte Pfarrer, wie der Wirth von der Landstraße und der Holzhändler aus der Hauptstadt hatten sich zu diesem Feste als Gäste einfinden müssen.

Gertrud war heut schöner und blühender als je, selbst der leise Zug von Schwermuth und Trauer, der über die einst so Eigenwillige und Unlenksame ausgegossen schien, gab ihr einen unsagbaren Zauber holdseliger Weiblichkeit und rührender Hülflosigkeit.

Von diesem Tage an schien ein neuer Lenz des Glückes für das junge Paar aufzublühen, und wenn sie es auch nicht für nothwendig hielten, die früheren Verbindungen mit den Gutsnachbarn und dem Adel der Umgegend wieder anzuknüpfen, so entschädigte sie reichlich ein behagliches Stillleben und schwärmerische Verehrung ihrer Untergebenen.

Man konnte eigentlich nicht sagen, daß der Adel der Umgegend sich gegen die neue Herrschaft des Schlosses Ravensbeck abschloß. Zufällige Berührungen und Besuche wurden auf das zuvorkommendste erwiedert, auch wenn ein guter Theil Neugier dabei im Spiele war. Aber Gertrud wie Wolfram hielten sich selbst zurück, und ihr Umgang bestand zuletzt ausschließlich aus der Pfarrerfamilie und einigen Beamten von Schwelmrada, unter denen der Oberamtmann und der Steuereinnehmer an der Spitze standen. Auch der Forstmeister von Habichtshausen sprach zuweilen zu; kurz, die Familie des Herrenhauses war ganz bürgerlich geworden, und daß Herr Mark der Erste war, der nicht den Namen derer von Ravensbeck annahm, gefiel allgemein. Glücklicherweise war auch in den Regierungskreisen ein momentaner Umschwung eingetreten, so daß man nicht mehr so streng auf der Erfüllung jener Formalität bestand wie früher.

So verflossen beinah zwei Jahre in völlig wolkenlosem Glück, und wenn man von einer gewissen Stille, Gemessenheit und Sparsamkeit auf dem Rittergute absah, so hätte kein Mensch auf Erden eine Veränderung gegen früher wahrnehmen können.

Hörte man freilich die Stimmen in der vornehmen Gesellschaft der Umgegend, so war es unmöglich, in dem Gezisch der bösen Zungen nicht ein gewisses System zu erkennen; doch hatte diese Bosheit keinen anderen Grund als den der Rache gegen die freiwillige Abschließung und Zurückhaltung der Gutsherrschaft. Die Gesellschaft duldet es nicht, daß man sie verachtet, und wer ihr nicht die gebührenden Ehren erweist, wird bald zur Eule, um welchen die anderen Vögel mit herausforderndem Lärm und Gekrächz fliegen. Da das eheliche Leben der Glücklichen keinen Stoff zu übler Nachrede bot, so kam man beharrlich auf die Vorgeschichte zurück, und da Niemand widersprach, bildeten sich allmälig gewisse Sagen und Legenden als fester Kern der sogenannten öffentlichen Meinung aus.

Die Einen fanden, das Rabenschloß sei ein unheimlicher, wüster Bau, und verglichen es mit dem fluchbeladenen Königsschloß irgend einer Tragödie oder romantischen Ballade. — Herr Mark, hieß es, vermeide durch den Wald zu reiten, und daß er mit allen möglichen Mitteln sich seiner Pflicht entzogen, nämlich die Stelle eines Geschworenen in der Hauptstadt einzunehmen, habe offenbar keinen andern Grund, als daß er überhaupt nicht gern an die Justiz erinnert sein wolle. Andere wollten wissen, und namentlich nahmen sich geistreiche Damen des Gerüchts an, daß Frau Gertrud als „Lady Macbeth“ bei Nacht umgehe und die entsetzlichsten Scenen aufführe, wogegen andere wieder behaupteten, daß sie aus Verzweiflung und Gewissensangst zu einer fanatischen Frömmlerin geworden sei, was sich dadurch zu bestätigen schien, daß Frau Gertrud stets in Trauer gekleidet jeden Gottesdienst mit peinlicher Regelmäßigkeit besuchte.

Allmälig begannen solche Gerüchte ihren Einfluß im öffentlichen Verkehr zu zeigen, und Herr Mark mußte die Beobachtung machen, daß man ihm wie seiner Frau bei Erntefesten auswich. Bei landwirthschaftlichen Ausstellungen, wie auf dem Wallmarkt in der Hauptstadt schien man ihn nicht zu kennen. Das Gleiche geschah auf dem großen Pferdemarkt in einer nahen Landstadt, wo es ihm zuerst begegnete, daß man aufstand, als er an einem Tische Platz nahm, und seinen Gruß völlig unbeachtet ließ. Bei den Landwehrübungen, die im Herbst stattfanden, brachte man die Fahne des Bataillons nicht wie früher im Schlosse

Ravensbeck ein, sondern anderswo; infolge davon unterblieb auch die Einladung und Bewirthung der Offiziere, sowie die Serenade, die man früher dem Schloßherrn gebracht hatte.

Nun, dieses sonderbare Benehmen, welches ihn wie einen Verpesteten ächtete, schien Wolfram Mark anfangs leicht zu verschmerzen, da er darin mehr die Wirkung junkerlichen Hochmuths gegen seinen bürgerlichen Stand als irgend eines geheimnißvollen Verdachts sah. In Folge davon zog er sich aus Stolz noch mehr zurück und ließ seine Geschäfte lieber durch Andere besorgen, als sich der Gefahr solcher unangenehmen Berührungen auszusetzen. Als dies jedoch nichts half und anonyme Winke ihn über die wahren Gründe jener socialen Mißhandlung nicht mehr in Zweifel ließen, beschloß er, das umgekehrte Verfahren einzuschlagen und sich so oft als möglich öffentlich zu zeigen.

Auf dem Wollmarkt wie auf dem Pferdemarkt trat er mit Ostentation auf. Beim Schwurgericht in der Hauptstadt nahm er seine Stelle ein und setzte es durch, zum Obmann gewählt zu werden, ebenso trat er bei den Landtagswahlen als Bezirksvorstand in den Vordergrund und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um der öffentlichen Meinung eine freie Stirn zu zeigen und jenen geheimen Gerüchten zu trotzen. Zuweilen sogar übertrieb er diese Absicht, suchte Versammlungen auf, wo er gewiß sein konnte, den Adel der Umgegend zu treffen. Dann schlug er einen herausfordernden kühnen Ton an, behandelte seine Gegner mit bürgerlicher Verachtung und brüskem Hohn; und wenn er es durchsetzen konnte, auch seine Frau trotz ihres Widerwillens zu solchen öffentlichen Versammlungen zu ziehen, so hielt er seinen Triumph für vollständig.

Wunderbar war es, daß Wolfram Mark bei dieser gefährlichen Opposition nicht sofort in die bedenklichsten Conflicte gerieth. Im Gegentheil schien es, als ob man seinem Muthe Anerkennung zolle und seine Energie fürchte. Außerdem übte die Zeit ihr Recht, und es waren, wie gesagt, beinah zwei Jahre seit jenem Vorfall vergangen, der jetzt völlig in Vergessenheit gerathen zu sein schien, als plötzlich ein neues Ereigniß abermals alle Zungen entfesselte und auf eine drohende Entscheidung hintrieb. In Wirklichkeit war dieser neue Vorfall nur eine Nachwirkung jener nur scheinbar zur Ruhe gebrachten und überwundenen Macht der bösen Zungen, die bis jetzt zwar geschwiegen, aber nur auf neuen Stoff gewartet hatten, um ihre Revanche zu nehmen.

In Habichtshausen nämlich war eine wandernde Schauspielertruppe eingetroffen und kündigte eine Reihe von Vorstellungen an. Da Wolfram und Gertrud bei der rauhen Witterung des März seit letzter Zeit wenig Zerstreuung hatten, folgten sie der Einladung des Forstmeisters von Habichtshausen, welcher von diesen Vorstellungen Wunderdinge erzählte, um so lieber, da auch der Oberamtmann, der Steuereinnehmer und einige andere Familien aus Schwelmroda sich der Partie anschlossen.

Die Vorstellungen der wandernden Truppe, welche mit Einschluß des Directors aus sieben Köpfen bestand, sollten im Saale des „Wilden Mannes" stattfinden, des einzigen anständigen Gasthauses von Habichtshausen, das, wie wir wissen, außerdem noch mancherlei Spelunken zählte. Als Stück war eine „schöne Rosamunde" angekündigt.

Man fuhr im offenen Wagen durch den Wald nach Habichtshausen, und eine Anzahl Neugieriger folgte zu Fuße nach. Wie auf Verabredung waren eine beträchtliche Anzahl von adligen Familien aus der Umgegend erschienen, weniger aus Interesse an der zweifelhaften Kunst als aus Langeweile oder aus einem andern noch verschwiegenen Grunde.

Als Wolfram Mark mit Frau Gertrud eintrat, erhob sich ein allgemeines Flüstern des Staunens. Er aber schritt mit erhobener Stirn durch die Reihen und nahm auf der ersten Bank in einer Art improvisirten Loge Platz, wo ihn Alle sehen konnten.

Das Stück gehörte zu den stelzenhaften Tragödien aus der nachschillerischen Zeit, wo die Körner'schen Dramen und die Anfänge der romantischen Schicksalstragödien in Flor waren. Es war indeß nicht etwa die Geschichte des Longobardenkönigs Alboin, der den Vater der schönen Rosamunde erschlagen und die Tochter zwingt, aus dem Schädel des im Kampfe Gefallenen zu trinken. Der unbekannte Verfasser hatte sich vielmehr einen erfundenen Stoff zurechtgemacht.

Die Hauptfiguren sind ein ungarisches Magnatenpaar, welches durch eine schwere

Schuld an einander gekettet ist, denn der Vater der Gräfin ist auf geheimnißvolle Weise ermordet gefunden worden. Gräfin Ilona, die moderne Rosamunde, kommt allmälig dahinter, daß ihr eigener Gatte der Schuldige ist. Ihre Vorwürfe aber werden von dem Grafen zurückgewiesen, der sie selbst im Verdacht der That hat. Beide Gatten beginnen sich gegenseitig zu fürchten und zu beobachten. Um Gräfin Ilona bewirbt sich gleichzeitig ein fremder Abenteurer, der den Bruch zwischen den Gatten zu benutzen sucht. Um seiner Verführung noch mehr Nachdruck zu geben, läßt er den Geist des Ermordeten — natürlich durch einen Helfershelfer des Complots dargestellt — auftreten, welcher den Grafen des Mordes beschuldigt und seine Tochter zur Rache auffordert. Gräfin Ilona willigt unter dem Eindruck dieser Schreckensscene in die Entführung, macht jedoch zur Bedingung, daß er, der Verführer, die Vollstreckung der Rache übernehmen müsse. Das Ende des Schauerstücks selbst war ein wildes Durcheinander, denn fast sämmtliche Personen bleiben todt auf der Scene.

Wer jemals solche herumziehenden Schauspieler, die Nachfolger von Meister Squenz und Genossen, gesehen, kennt auch den Eindruck, den die Leistungen eines derartigen „Meerschweinchens", wie der Kunstausdruck für solche Truppe ist, zu machen pflegen. Das Charakteristische für das betreffende Stück war außerdem, daß fast sämmtliche Rollen in Husarencostüm gespielt wurden, entweder weil es das anständigste war, welches man besaß, oder weil man dies für das am meisten ungarische hielt.

Der heitere Eindruck, den solche Travestien der hohen Kunst in der Regel erwecken, wollte sich übrigens diesmal nicht einstellen. Als im ersten Act Gräfin Ilona ihren großen Monolog hielt, der mit den Worten schloß:

„Hochheiliger Gott, wie schön ist deiner Erde Pracht,
Doch kommt der Reue Grau'n zurück in jeder Nacht,
Und träufelt Schlangengift in tiefe Seelenwunden,
Daß ich mit einem Mörder mich verbunden —
Mit einem Mörder — ach — verschwieg'ner Mondenschein.
Du siehst die Thränen mein, die ganze Seelenpein!
Was hab' ich doch gethan, mich so zu ketten
Auf Lebenszeit. Nichts kann mich mehr erretten.
Erst blendete mich ganz verruchte Leidenschaft,
Im Thäter ehrt' ich blind verwegene Heldenkraft —
Nun wacht die Reue auf und das Entsetzen,
Und immer hör' ich schon das Richtbeil wetzen.
Ich scheu' den hellen Tag. Verrath weht in der Luft —
Ich scheu' die dunkle Nacht wie eine große Gruft,
Wo Geisterstimmen wie mit Sturmesheulen
Um diese Säle weh'n und hohen Säulen.
Ich zittre vor der Hand, auf der das Blut noch glüht,
Ich bebe vor dem Blick, der gleich wie Dolche sprüht.
Mit Schrecken flieh' ich vor dem Gatten,
Denn zwischen uns steht ein befleckter Schatten,
Und seine Fackeln zeigen frei und frank
Des Abgrunds Tiefe ganz, wo ich hinuntersank!"

richteten sich die Augen der meisten Anwesenden auf die Loge, wo Wolfram mit seiner Gattin saß. Man bemerkte, daß Herr Mark in Unruhe gerieth und rasch einige Worte zu Frau Gertrud sprach, die jedoch völlig unbeweglich und ruhig blieb. Als aber im dritten Acte der untergeschobene Geist des Ermordeten selbst auftrat, tönte plötzlich ein Schrei der Entrüstung. War es Zufall oder Absicht, die Gestalt des Geistes, die in einem großen ungarischen Schafpelz auftrat, sah flüchtig dem alten Erdmann-Ravensbeck ähnlich.

Gertrud war in Ohnmacht gefallen und vom Stuhle herabgeglitten.

Es gab im Zuhörerraum ein Durcheinander, welches jeder Beschreibung spottet. Man rief nach Hülfe, man kletterte über die Bänke, man schrie und lachte, lärmte und tobte, und der Scandal wuchs in unerhörter Weise. Der Vorhang mußte fallen. —

Als Wolfram an allen Gliedern bebend mit Hülfe seiner Schwelmroder Freunde die Ohnmächtige hinausschaffte, glaubte er in einem Winkel das spöttische Gesicht des Herrn von Conring zu sehen. Er meinte jetzt zu wissen, wem er diesen neuen Streich zu danken hatte. Mitten unter wüstem Gedränge und anzüglichen Redensarten ward die leblose junge Frau zum Wagen gebracht. Von dieser Stunde an war es mit dem wolkenlosen Glück im Herrenhause Ravensbeck zu Ende, und vor Aller Augen trat mehr und mehr die Gewißheit zu Tage, daß hier ein schreckliches Geheimniß verborgen sein müsse. —

Begreiflicherweise machte dieser Vorfall in Habichtshausen das größte Aufsehen in der ganzen Umgegend, und nicht bloß in den Palästen des Adels, sondern diesmal auch in den Hütten der Armen.

Wolfram war einen Tag lang wie gelähmt, dann aber packte ihn ein namenloser Grimm, ein heiliger Zorn, der es ihm als

Pflicht vorschrieb, diese Schmach nicht ohne weiteres über sich ergehen zu lassen. Leider sollte der Aermste die seltsamsten Erfahrungen machen. Zuerst eilte er zu seinem Freunde, dem Oberamtmann, und verlangte eine strenge Untersuchung dieses ehrenrührigen Angriffs, aber der alte Freund war merkwürdig kühl und rieth ihm, die Sache auf sich beruhen zu lassen, um nicht noch mehr Staub aufzuwerfen.

Nun beschloß er, sich selbst Licht und Recht zu verschaffen, und ritt nach Habichtshausen hinüber, um den Director der Schauspielertruppe aufzusuchen und von diesem Bestrafung des Schuldigen zu verlangen. — Aber er kam um einen Tag zu spät. Von den sieben Mitgliedern waren fünf bereits und und unter ihnen der Director in der verflossenen Nacht abgereist, die übrigen zwei waren im Begriff, die sämmtlichen Effecten der Gesellschaft einzupacken, und machten dabei noch höhnische Mienen, als sie das Verlangen Wolfram's vernahmen.

Jetzt blieb ihm nichts übrig, als an Herrn von Conring zu schreiben und von ihm eine Erklärung seines auffallenden Benehmens zu fordern, eventuell ihn zur Rechenschaft mit der Waffe in der Hand zu ziehen. Aber Herr von Conring zog es vor, ihn überhaupt gar keiner Antwort zu würdigen, dagegen präsentirte er jenen Brief in den vornehmen Kreisen, theils als Curiosum, theils als Document eines schuldbeladenen Gewissens.

Von dieser Zeit an begann für Wolfram und Gertrud ein leidvolles, dornenreiches Leben. Mit dem Trotze des Gutsherrn, der der Welt die Stirn geboten und das Licht der Sonne gesucht hatte, war es jetzt für immer vorbei. Er ließ sich nirgends mehr sehen und brach mit seinen ältesten Freunden, wenn er überhaupt deren gehabt hatte. — Eine Unmasse unheimlicher und bösartiger Gerüchte tauchte jetzt wieder auf, wuchernd wie ein giftiges Unkraut, und hielt die ganze Umgegend in Athem.

Die Dienstboten blieben jetzt nicht lange mehr auf dem Rittergut, sondern wechselten in rascher Folge, und jedes von den Entlassenen und Weggejagten wußte neue und auffallende Dinge zu erzählen.

Was außerdem der Nachtwächter, die alte Nähterin, die bisweilen auf dem Schlosse arbeitete, der Gemeindeschäfer und der Kuhhirt, sowie zahlreiche frühere Dienstboten flüsterten, das ging auf wie ein weiter Rauch, der die Gegend erfüllte und der auf einen bösen unlöschbaren Brand deutete.

So wurde laut, daß die beiden Eheleute nicht mehr zusammenlebten, und zwar schon seit längerer Zeit. Gertrud hatte den linken Flügel des Schlosses, der Herr dagegen die Oberstuben im Mittelbau bezogen. Eine Zeit lang speisten sie noch zusammen, aber Herr Mark berührte die Schüsseln nicht, und aß zuletzt gewöhnlich außer dem Hause. Frau Gertrud, hieß es, werde häufig von Krämpfen befallen und hüte oft Tage lang das Bett. Die Seltenen, welche vorgelassen wurden, trafen sie mit verweinten Augen. Und wie sollte man es sich erklären, daß sie nie anders als bei verriegelten Thüren schlief. Der Schmied im Orte hatte es selbst erzählt, daß er zwei große Eisenstangen habe machen müssen, die eine vor den Schreibsecretair der gnädigen Frau, die andere vor ihr Schlafzimmer. Eine Magd, die zuletzt als Stubenmädchen auf dem Schlosse gedient hatte, erzählte, daß Frau Gertrud das Cassenwesen wieder ganz in ihre Hand genommen habe; und daß alle Zahlungen von Seiten der Pächter, Handelsleute, Vieh-, Korn- und Holzhändler direct in ihre Hand gingen, war bekannt.

Dazu kamen kleine charakteristische Züge, die an sich unbedeutend, doch mächtig auf die Phantasie derer wirkten, die etwas daraus zu machen wußten.

So war das lebensgroße Porträt des alten Herrn Erdmann-Ravensbeck, welches im großen Sale hing und seit seinem Verschwinden mit schwarzem Flor bedeckt war, jetzt von seiner Stelle verschwunden; und wie es hieß, sei es auf den obersten Speicher gebracht worden, weil es durch einen Hieb oder Schnitt zerstört worden sei. Die Störche, welche seit undenklichen Jahren immer auf dem Herrenhause genistet, hatten sich in diesem Frühjahr nicht wieder eingestellt, sondern waren weitergezogen; selbst die Bettler und Landstreicher mieden jetzt die gastliche Thür, wo sie sonst ein reiches Almosen empfangen hatten. Früher war die Gutsherrschaft fleißig in der Kirche erschienen: seit jenem Vorfall nicht mehr, und der geschäftige Mund der Leute machte sofort daraus eine Geschichte zurecht. In der Osterwoche nämlich war der alte Pfarr-

herr zufällig leidend, und ein anderer jüngerer Prediger aus einer benachbarten Gemeinde hatte für ihn vicarirt. Dieser fremde Pfarrer aber habe, so hieß es, die Gutsherrschaft warnen lassen, nicht in der Kirche zu erscheinen, denn er werde ihnen das Sacrament des Abendmahls verweigern müssen. Aus Unwillen über eine solche Excommunication habe die Gutsherrschaft überhaupt die Kirche nicht wieder betreten. Was an diesem Gerücht wahr oder übertrieben war, ist nicht aufgehellt worden, doch gewann es dadurch noch eine besondere Färbung, daß Einige wissen wollten, jener fremde Pfarrer habe sich in früheren Jahren selbst um die Hand des schönen Fräulein Gertrud beworben, sei aber abgewiesen worden.

Soviel jedoch war allen Augen klar, daß der Verkehr der Gutsherrschaft auch mit dem alten Ortspfarrer, ebenso wie mit dem Oberamtmann, vollständig aufgehört hatte. Frau Gertrud's Antlitz war hart und bleich, ihre Gestalt zu einem wandelnden Schatten geworden. Was Wolfram betraf, so lag er den ganzen Tag auf dem Pferde und schien die wilden Sitten seiner Vorgänger anzunehmen. Er bekümmerte sich nicht im mindesten mehr um die Verwaltung des Guts, lebte draußen in Wald und Haide, in verrufenen Schenken oder trieb sich in den Weinhäusern der Hauptstadt umher.

Mit Recht fagte der alte Schäfer: „Siehe, die Zeit ist wieder erfüllt, wo auch Herr Mark wird zum Rabenspeck werden, das heißt, diesmal werden ihn die Raben wirklich fressen. Schade um den jungen Mann, er machte mir Freude und ließ sich brav an, aber den alten Fluch zu lösen, ist er doch zu schwach gewesen, nun schlingt er auch den hinunter."

Auf diese Weise erhielt der Adel der Umgegend täglich neue Geschichten. Es ward offenbar, daß sich die beiden Gatten bis auf den Tod haßten und mieden; wollten doch mehrere entlassene Knechte schon längst von Zeit zu Zeit leidenschaftliche Auftritte zwischen den Eheleuten gehört haben. Die innere Ursache des Zerwürfnisses berührte Niemand, aber die Mienen sagten, daß die Gedanken aller Welt in diesem Punkte einig waren.

Auch das war jetzt nicht mehr auffallend, daß dieser Zustand wie eine verborgene Krankheit eigentlich schon Jahr und Tag vorhanden gewesen sei — aber der Vorfall in Habichtshausen hatte die Krisis zum Ausbruch gebracht, ohne daß jedoch damit der Justiz ein Anlaß geboten war, von neuem einzuschreiten. Dazu bedurfte es wohl noch einer neuen besonderen Veranlassung. So lagen die Dinge im Hochsommer des gewitterreichen Jahres — und wie ein Gewitter auch hing die Zukunft in tiefschwarzen Wolken über den Bewohnern des Herrenhauses. Jedermann fühlte, daß diese unerträgliche Schwüle nicht mehr lange dauern könne.

Und plötzlich, obschon erwartet, dennoch in der Art, wie es geschah, unerwartet, sollte sich das Verhängniß entladen.

III.

Der alte Pfarrherr von Schwelmroda hatte oft mit seiner ehrsamen Hausfrau die wunderbaren Veränderungen besprochen, welche mit der Gutsherrschaft vorgegangen waren; jedoch geschah dies seinerseits stets in versöhnlichem, christlichem Sinne, und wenn ihm seine Hausehre allzu eifrig zutrug, was die Leute sagten und lästerten, so pflegte sie der würdige Seelsorger stets mit salbungsvollen Worten zur Ruhe zu verweisen.

So war es eines Sonnabends Nachmittags, als der greise Pfarrherr mit seiner Ehehälfte und den jüngsten Kindern in der schattigen Gartenlaube saß. Der alte Herr rauchte seine Pfeife, küßte seine Goldköpfchen und memorirte seine Predigt für den morgenden Tag. Die Frau Pfarrerin strickte, nachdem das Kaffeegeschirr auf die Seite geräumt war. Im Sonnenschein auf dem Mäuerchen schnurrte der alte Hauskater, und zu den Füßen des Tisches lag unbeweglich der treue Phylax, seines Zeichens ein lahmes Wachtelhündchen.

Soeben war eine momentane Stille eingetreten. Noch vor einigen Minuten hatte die Pfarrerin die Zustände im Rabenschloß besprochen und abermals einige Neuigkeiten berichtet, wie sie in der Leute Mund umliefen, und die öffentliche Meinung immer mehr erhitzten.

„Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden," sprach der würdige Pfarrherr, „Gott allein prüft Herzen und Nie-

ren. Wir sollen uns seine Allwissenheit nicht anmaßen. Ich halte die Aermsten immer noch für schuldlos und kann ihr Loos nur beklagen. Es ist ein Leidwesen, daß sie unser Haus so ängstlich meiden, ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß die Herrschaft meine, es werde hier lieblos über sie gesprochen, ich bitte dich deshalb, den Leuten dein Ohr zu verschließen und mich mit solchen Mittheilungen in Zukunft zu verschonen. Dauert übrigens die Entfremdung noch länger fort, so wird es meine Pflicht sein, die armen verirrten Schafe selbst aufzusuchen."

Nach diesen Worten war jene momentane Stille eingetreten. Plötzlich schlug das lahme Wachtelhündchen an und bellte heftig gegen die Gitterthür des Gartens.

„O Jesus, da kommt sie selbst! Deine Mühe kannst du dir sparen!" rief die Frau Pfarrerin mit unterdrückter Stimme — „aber ich kann sie nicht sehen, noch sprechen — nicht um Alles in der Welt!" — eine Bekräftigung, welche die fromme Frau offenbar von ihrem Gatten angenommen hatte.

Mit diesen Worten stand die Frau eilig auf und entwich mit den Kindern aus dem Garten; um der Verhaßten nicht zu begegnen, nahm sie ihren Weg durch einen anstoßenden Holzschuppen.

Wirklich schritt in diesem Augenblick eine Dame in tiefer Trauer den kleinen engen Weg herauf, der den Pfarrgarten von dem anstoßenden trennte, und trat eine Minute später durch die große Einfahrt in den Hof.

Der Pfarrherr fühlte sich von diesem bevorstehenden Besuche eigenthümlich bewegt. Nur mit Mühe brachte er den noch immer bellenden Hund zur Ruhe und schritt der verehrten Gutsherrin entgegen.

„Welch' seltener Besuch, gnädige Frau."

„Ich muß Sie endlich sprechen, Herr Pfarrer, aber nicht hier. Bitte, führen Sie mich in Ihr Zimmer," sagte Frau Gertrud, indem sie die dargebotene Hand des alten Pfarrers mit einer gewissen Hast ergriff und festhielt. Der Geistliche sah jetzt, welche zerstörenden Veränderungen die Erlebnisse der letzten Monate auf dem noch schönen, anmuthigen Antlitz der einst Gefeierten angerichtet hatten.

Erschüttert führte er die Dame in sein Studirzimmer, welches im Erdgeschoß des Pfarrhauses lag. Dort angekommen, ließ sich Gertrud, als wäre sie schwer ermüdet, auf einen der Ledersessel am Fenster nieder. — Der Pfarrer fürchtete, es würde nun sofort ein Ausbruch des Seelenleidens folgen, und er gönnte dem gequälten Gemüth eine derartige Erleichterung; allein Frau Gertrud blieb ganz ruhig, ihr thränenloses Auge war mit starrem Blick gerade vor sich hin gerichtet und mehrere Secunden vergingen, bevor ihre Lippen das erste Wort fanden.

Der würdige Geistliche war tief ergriffen, seine einstige Schülerin und Freundin in solchem Zustande tiefsten, wortlosen Grams zu sehen. Er stellte seine lange Tabakspfeife in die Ecke, nahm das Sammetkäppchen vom Haupte, setzte sich dann langsam auf einen Sessel der Dame gegenüber und faltete seine Hände.

„Zuerst, Herr Pfarrer, meinen innigen Dank für alle Ihre Liebe und Treue," begann Frau Gertrud nach einer Weile, „Sie denken besser von uns, als die falschen Menschen, die unser Leben zerstören."

„Ich kenne Sie ja von Jugend auf, meine liebe, gnädige Frau," sagte der Pfarrer, „ich habe Sie immer verehrt und hochgeschätzt, das wissen Sie."

„O, sagen Sie das nicht," unterbrach ihn hastig Frau Gertrud, indem sie ihre Augen senkte. „Ich habe Ihre Achtung längst verloren seit jenem Fehltritt, den ich mir Zeit meines Lebens nicht verzeihen kann — und Sie haben mich nicht einmal gescholten."

„Wohl habe ich getrauert um Sie, gnädige Frau," erwiederte der Pfarrer nicht ohne eine gewisse Verlegenheit. „Indeß, wurde ein Fehler begangen, so ist er ja gesühnt worden, und der Herr hat Sie wieder auf den rechten Weg zurückgeführt. Lassen Sie uns dies nicht mehr berühren. Ich habe Ihnen mein Vertrauen und meine Freundschaft nie entzogen, auch wenn es Ihrerseits in letzter Zeit nicht mehr so schien."

„Ich weiß, ich verdiene Ihren Vorwurf, Herr Pfarrer," erwiederte Gertrud stockend, „ich hätte längst schon zu Ihnen kommen, Ihnen offen mein Herz ausschütten sollen. Aber glauben Sie mir, ich wagte es nicht. Mir schien es ein schwerer Frevel, ein unverantwortlicher Schritt, mit einem unvorsichtigen Wort vielleicht ein schweres

Verhängniß zu entfesseln. Mir schien es Pflicht, lieber schweigend zu tragen und zu dulden, statt die Nemesis herauszufordern. Außerdem hielt mich auch das Mitleid mit einer Person zurück, über die ich zu urtheilen mir kein Recht zusprechen durfte. Jetzt aber ist das Maß voll, und ich habe keine Rücksichten mehr zu achten."

„Sie erschrecken mich mit einem solchen Anfang, was werde ich hören müssen!" rief der alte Pfarrherr, und seine Hand entzog sich unwillkürlich der Gertrud's, welche fortfuhr:

„Ach Gott, es wäre vielleicht Alles anders und besser, wenn ich Katholikin wäre und Sie ein katholischer Priester. Warum haben Sie die Beichte abgeschafft? Ihnen kann ich zuletzt doch nicht Alles so anvertrauen, wie ich möchte und sollte."

Der alte Pfarrer erbebte. Es lief ihm eiskalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß die gnädige Frau selbst ein Verbrechen zu beichten habe. Mit scheuen und vorsichtigen Worten suchte er dies anzudeuten.

„Nein, nein," erwiederte Frau Gertrud ganz gelassen, „machen Sie die Dinge nicht noch schlimmer, als sie ohnehin schon sind. Meine Person ist nur Nebensache bei dem, was ich Ihnen zu sagen hätte. Ich erwähnte die Form der Beichte nur, weil sie mir beruhigender sein würde. Alles, was man im Beichtstuhl bekennt, hat man gleichsam nur dem lieben Gott selbst geklagt. Man kann der Verschwiegenheit sicher sein, weil sie eine heilige Pflicht ist, aber bei Ihnen —?"

„Meine liebe gnädige Frau," erwiederte der Pfarrer mit Salbung, „Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß die evangelische Religion das alte segensreiche Institut der Beichte abgeschafft habe. Wir haben nur die zwangsweise Verpflichtung aufgehoben und es dem freiwilligen Ermessen jedes Einzelnen anheimgestellt, ob er von dieser Wohlthat Gebrauch machen wolle oder nicht. Wir sind die Seelsorger unsrer Gemeinde und nehmen gern die Beichte derer entgegen, die sich dazu gedrungen fühlen. Wollen Sie mich zum Vertrauten Ihres Kummers, Ihrer Sorge machen, so sollen Sie einen liebevollen Vater, einen treuen Freund und Berather an mir finden. Noch lieber freilich wäre es mir, wenn ich Ihnen nicht bloß mit tröstlichen Worten, sondern durch thätigen Beistand, durch hülfreiche Vermittelung in Ihren schwierigen Lebensverhältnissen förderlich sein könnte."

„Ja wohl, darum handelt es sich," sagte Frau Gertrud. „Und damit ich meine Wünsche gleich in ein Wort zusammenfasse, so verlange ich von Ihnen die Scheidung meiner Ehe. So, wie ich jetzt lebe, kann es nicht fortgehen, keinen Tag länger! Und sehen Sie, Herr Pfarrer, jetzt bin ich wieder froh, daß ich keine Katholikin bin, für die eine solche Rettung unmöglich wäre. Nein, lieber den Tod, als unlösbare, ewige Fesseln; ich sehe kein anderes Ende, wenn eine Scheidung unmöglich wäre. Noch eine Scene wie gestern, und sie brächte mich unter die Erde!"

Sie schwieg einen Moment erschöpft, während der Pfarrer bekümmert und erschrocken sein Haupt wiegte, und vergebens nach Worten suchte.

Dann fuhr sie in ruhigerem Tone fort: „Sie müssen wissen, daß ich die Verwaltung des Gutes wieder in meine eigene Hand genommen habe. Sie können denken, weshalb. Meinem Manne gehorcht Niemand mehr. Er ist so gut wie überflüssig geworden, seitdem ein gewisses Geheimniß in aller Leute Mund ist. Es war durchaus nothwendig, daß ich selbst wieder das Regiment übernahm, sonst wäre Alles zu Grunde gegangen, aber das empört ihn nun, das sieht er nicht ein, und er geht so weit, mir vor den Dienstleuten eine Scene zu spielen, die Herausgabe der Schlüssel zu verlangen und auch wirklich zu erzwingen, ich werde krank, wenn ich es nur erzähle. — Zwar, ich sehe es Ihnen an, Herr Pfarrer, Sie halten diese Klagen nur für einen Vorwand, um Ihnen den eigentlichen Grund zu verheimlichen. Nein, ich will nichts mehr verschweigen. Sehen Sie, Alles, was ich Ihnen geschildert, ist ja nur das äußere Elend, die äußere Folge von schlimmeren Dingen. Ich wollte ja gern Alles tragen, gern mich in mein Joch ergeben und selbst meines Lebens nicht sicher sein vor ihm, wenn nur der Ruf des Hauses rein geblieben wäre, ach, mein lieber Herr Pfarrer, dieser Zustand ist grauenvoll! Sie können sich nicht vorstellen, was es heißt, keine Ruhe mehr zu haben im Gewissen. Trockenes Brot wollte ich lieber essen und betteln gehen mit meinem Mann, wenn mir nicht ein Gedanke täglich wiederkehrte

— ein Gedanke, der mir noch das Hirn sprengt und mich rasend macht: der Gedanke, der, mit dem du lebst, ist der Mörder deines Vaters!"

„Also doch!" rief der Pfarrer und stand auf, um das Fenster zu schließen. Man konnte jedes Wort der aufgeregten Frau auf der Straße hören.

„Schließen Sie nicht die Fenster!" rief Frau Gertrud. „Es ist doch umsonst, bald wird es alle Welt wissen, denn die Todten ruhen nicht, bis sie gesühnt sind. Wer hätte es gedacht, daß es dahin kommen sollte mit uns — daß ich zu meinen Ehemann einen solchen Menschen wählen mußte. Gott im Himmel weiß, ich habe ihn heiß geliebt, ich habe ihm Alles zum Opfer gebracht, was ein Weib zum Opfer bringen kann. Ich habe mir selbst jeden Verdacht ausgeredet, ich habe mir gesagt, es ist ein Wahn, ein fremdes Gift, eine ungeheuerliche Lästerung, ich habe mich betäubt in Liebe und Leidenschaft und habe mich selbst verwünscht, wenn jener schreckliche Gedanke wieder kommen wollte. Nur so ist es mir gelungen, ihn zu verscheuchen und einzuschläfern, aber an jenem Abend in Habichtshausen hat man es mir öffentlich sagen müssen, zu welchem unnatürlichen verruchten Geschöpf ich herabgesunken bin. Seitdem bin ich innerlich getrennt von ihm, und jeder Tag hat die Kluft zwischen uns erweitert. Es muß zum Ende kommen, oder soll ich noch einen Tag länger mit einem Verbrecher leben, an dessen Hand vielleicht das Blut meines Vaters klebt. Ach, ich bin ohnehin genug gestraft durch den Tod des Kindes und die Verachtung der ganzen Welt."

Der Pfarrherr hatte die Erregte ruhig ausreden lassen, in der Hoffnung, daß sie ihr wundes Gemüth durch offenes Bekenntniß etwas erleichtern könne. So tief er erschüttert war, wollte es ihm doch vorkommen, als sei in der Anklage der Unglücklichen etwas Selbstquälerisches, Unklares und Uebertriebenes. Schrecklich — dachte er — wenn zwei sonst edle und tüchtige Naturen sich durch leeren Verdacht so das Leben vergiften könnten.

„Aber um des Himmels willen, gnädige Frau," sagte er, indem er seine Brille mit einem seidenen Tuche putzte, „haben Sie denn Beweise zu einer so furchtbaren Anklage?"

„Nein, beweisen kann ich nichts. Gott im Himmel kennt allein die Wahrheit," sagte sie tonlos, „aber es giebt Dinge, die sich von selbst durch den Zusammenhang beweisen — und jene Tage — wie stehen sie unauslöschlich vor meiner Erinnerung! Zuerst die schimpfliche Entlassung, dann die Begegnung im Walde, wovon ich sofort erfuhr, ferner mein Auftritt mit dem Vater am letzten Tage, und meine flehenden Bitten, mein peinliches Geständniß, das ihn in namenlosen Zorn setzte, ach, hätte ich ahnen können, daß es die letzten Worte waren, die ich mit ihm reden sollte. — Gleich darauf ritt der Vater in die Stadt. Eine halbe Stunde später sah ich Wolfram heimlich im Gartenhause. Er kam in großer Aufregung, denn er wollte von einem Holzhändler erfahren haben, ich solle aus dem Hause gestoßen werden; außerdem hatte ihm der Mann Anerbietungen gemacht. Ich konnte Wolfram nichts mehr verschweigen und sagte ihm offen, wie die Dinge standen; er gerieth in die verzweifeltste Stimmung und schien zu Allem fähig! Damals habe ich mich vor dem Menschen wahrhaft gefürchtet. — Gleich darauf kam der Vater unerwartet zurück, aber Wolfram wollte trotz meiner Bitten das Gut nicht verlassen. Ich war jeden Augenblick auf das Schlimmste gefaßt. Gegen Abend ging der Vater wieder fort und zwar nach dem Walde zu. Meine eigenen Augen haben es gesehen, daß Wolfram ihm folgte. Vergebens versuchte ich ihn zurückzuhalten. ‚Was willst du thun?' fragte ich. Er preßte mich an sich. — ‚Uns Beide retten, so oder so! — Laß mich nur machen!' rief er und fort war er und ging denselben Weg, den der Vater gegangen war, nach dem Walde zu.

„Seitdem habe ich den Vater nicht wieder gesehen. Wolfram kam spät in der Nacht noch in das Schloß, um zu fragen, ob der Vater nicht zurückgekommen sei, er schien sehr verstört und unruhig, die Tage darauf war er in der Stadt, bis ich ihn selbst von dem Holzhändler zurückholte und auch damals blieb mir sein scheues Benehmen unerklärlich. Heut freilich nicht mehr, wenn ich den Zusammenhang übersehe. Können Sie selbst noch zweifeln, daß ein Verbrechen begangen worden und daß er der Thäter ist?"

Der Pfarrer hatte aufmerksam zugehört

und auch die Brille aufgesetzt, als wenn er so die Thatsachen und ihre Verkettung besser sehen könnte.

Eine Weile schwieg er, das Gewicht des Gehörten erwägend, dann fragte er: „Haben Sie denn Ihren Gemahl niemals direct gefragt, ob er sich etwas vorzuwerfen habe?"

„Wie oft habe ich es gethan," antwortete sie, „denn ich hielt ihn wirklich für schuldlos; er aber wich meinen Fragen allezeit aus und in so seltsamer Manier, daß es mir endlich auffallen mußte. Und dann sein späteres Benehmen. Er ließ das Bild meines Vaters entfernen, weil es ihn genire, und als ich mich weigerte, that er einen Hieb nach dem Bild, so daß er seinen Willen durchsetzte. Dann erschoß er den Lieblingshund des Vaters wie aus Versehen, die Leute meinen heut, er habe das Thier als Mitwisser gefürchtet. Die Dienstboten behandelte er jähzornig und heftig und jagte sie bei dem geringsten Anlaß aus dem Dienst, kurz, er brachte sich namentlich im letzten Jahr mit einer Art von Absichtlichkeit um den ganzen Respect bei den Leuten. Seitdem ich nun wieder das Heft ergriffen habe, damit nicht Alles zu Grunde ging, seitdem ist er auch gegen mich brutal geworden, angeblich, weil ich die Ursache der Verwirrung sei. Ich fühle mich meines Lebens nicht mehr sicher neben ihm. Sie müssen die Ehe lösen, noch heute!"

„Meine liebe, arme gnädige Frau," sagte der Pfarrer tiefbekümmert, „wie sehr beklage ich Ihr schweres Lebensverhängniß, aber ich muß Sie doch von Amtswegen darauf aufmerksam machen, daß, wenn Sie Ihres Verdachtes ganz sicher sind, Sie auch die Pflicht haben, den zuständigen Behörden Anzeige davon zu machen."

„Nein!" rief Gertrud, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, „das kann ich nicht und will ich nicht, um keinen Preis darf ich es! O, ich sehe es Ihnen an, Sie wären im Stande, selbst den Verräther zu spielen, ach, warum fand ich keinen katholischen Priester, dem ich mich ohne Gefahr anvertrauen konnte, aber das sage ich Ihnen, Herr Pfarrer, wenn Sie sich einfallen lassen sollten, Gebrauch von meinen Mittheilungen zu machen, so bin ich fähig, Alles abzuleugnen und Sie als Verläumder hinzustellen. Nichts habe ich zu Ihnen gesagt, nichts in der Welt, und lieber will ich so weiter leben in meinem Elend, als das Entsetzliche öffentlich aufgedeckt zu sehen. Hat Mark die That vollbracht, und es ist leider mehr und mehr meine Ueberzeugung geworden, so geschah es doch aus Leidenschaft, aus Liebe zu mir. So sehr es meine heiße Sehnsucht ist, mich von ihm zu trennen, so wenig darf ich mich an ihm auf solche Weise rächen, daß ich die Angeberin spiele. — Bin ich doch selbst die eigentliche Ursache der ganzen unheilvollen Verwicklung."

„Meinen Sie wirklich, gnädige Frau, daß die Justiz und das Gesetz solche Erwägungen anerkennen wird?" fragte der Pfarrer.

„O, mit der Justiz habe ich vorläufig nichts zu schaffen!" rief Gertrud, „und das Gesetz wird es nicht verhindern, daß ich meinen Mann, falls er überhaupt will, nach Amerika entfliehen lasse. Vielleicht ist dies der beste Ausweg, um ihn in Sicherheit zu bringen. Nachher können Sie reden, wenn Sie glauben, daß es Ihre Pflicht sei."

„Gut," sagte der Pfarrer nach einer Pause. „Ich verspreche Ihnen, gnädige Frau, bis dahin zu schweigen. Wir sind durchaus nicht verpflichtet, Beichtgeheimnisse sofort an die große Glocke zu schlagen."

„Aber die Scheidung, Herr Pfarrer —"

„Wird dann nicht mehr nöthig sein, wenn Ihr Gemahl die Flucht vorzieht. Bliebe er hier, so müßten wir auch an einen Scheidungsgrund denken, der dem Consistorium anzugeben wäre."

„Können Sie nicht sagen, er habe mich mißhandelt? Sagen Sie, was Sie wollen, nur von meinem Verdacht, von meiner Furcht, meinem Entsetzen vor ihm, bitte ich, nichts zu erwähnen."

„Wozu diese Umwege, gnädige Frau. Böswilliges Verlassen ist hinreichender Scheidungsgrund, und ist ihr Herr Gemahl einmal fort, so ist diese Thatsache evident und beweisend."

„Gut," sagte Frau Gertrud nach kurzem Besinnen. „Sie befreien mich von einer schweren Last, Herr Pfarrer; aber ich habe noch eine dringende Bitte an Sie. — Ich kann meinen Mann nach den gestrigen Auftritten wirklich nicht mehr sehen. Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, die Verhandlungen mit ihm zu leiten? ich meine, wegen der Reise in das

Ausland. Ich gebe Ihnen die Vollmacht, ihm auch die nöthigen Mittel in sichere Aussicht zu stellen."

Der Pfarrer erschrak: Ich biete ihr den Finger, und sie nimmt die ganze Hand, dachte er bei sich. — Zugleich fiel ihm die Sorge schwer auf das Herz, welche Verantwortung er auf sich nehmen, in welche Gefahren er sich verwickeln werde, wenn er selbst dazu beitrug, einen Verbrecher der Gerechtigkeit zu entziehen. Gleichwohl überwog schließlich das tiefe Mitleid mit der Aermsten, die sich selber keinen Rath wußte.

„Wohlan!" sagte der Pfarrer. „Ihr Wunsch hat zwar seine bedenklichen, ja gefährlichen Seiten, gnädige Frau, indeß versprerche ich Ihnen, im Lauf des morgenden Tages mit Ihrem Gemahl zu reden."

Bei diesen Worten erhob er sich, als sehe er nun die Unterredung als beendet an.

Aber Frau Gertrud machte noch keine Miene, sich zu entfernen. Sie blieb unbeweglich sitzen und betrachtete den Pfarrer mit scheuen, man könnte sagen, mit sehnsüchtig bittenden Augen, ohne daß sie es wagte, ihr Anliegen in Worte zu fassen.

„Haben Sie noch etwas auf dem Herzen, gnädige Frau?" fragte der Pfarrer.

„Ich sagte Ihnen schon," erwiederte Frau Gertrud langsam und stockend, „daß ich meinen Mann nicht wiedersehen mag, bevor die Angelegenheit geordnet ist, am liebsten gar nicht wieder. Weiß ich doch nicht einmal, ob er unsere Vorschläge annehmen wird. Bis dahin aber werde ich gezwungen sein, eine kleine Reise zu machen, wenn Sie mich nicht behalten können oder wollen. Und bitte ich auf jeden Fall um Ihre offene und rückhaltlose Erklärung."

Auch das noch! dachte der alte Pfarrherr in seiner Noth. Sein braves Herz wie seine alte Verehrung sagten zwar unbedingt Ja; aber ein Schrecken überkam ihn, wenn er an den Widerspruch seiner Frau dachte. In seiner Verlegenheit setzte er sein Sammetkäppchen auf und nahm es wieder ab, tastete an verschiedene Gegenstände, die auf dem Tische standen, und veränderte ihre Stellung.

„Am besten ist es wohl," sagte er dann wie nach einem heroischen Anlauf aufathmend, „ich versuche gleich jetzt die Sache zu Ende zu bringen. Ja wohl, ich will sofort mit Ihrem Herrn Gemahl reden, auf daß wir heute noch eine Entscheidung haben. Glauben Sie wohl, daß ich ihn zu Hause antreffen werde?"

„Er ist heute Mittag fortgeritten, aber ich denke wohl, daß er jetzt zurück sein wird," erwiederte Gertrud.

„Gut, gut," sagte der Pfarrer, indem er zu Hut und Stock griff, „so gehe ich sofort. Sie können inzwischen hier bleiben, gnädige Frau, längstens in einer halben Stunde bin ich zurück."

„Wie soll ich Ihnen danken, Hochehrwürden!" rief jetzt Gertrud mit überströmender Empfindung, „Sie erlösen mich von unsäglichem Elend."

„Nun, nun, wir wollen nicht zu früh triumphiren," sagte der Pfarrer, indem er die Thür öffnete und einen Blick in den Hausflur warf. „Ich gehe schon," fuhr er fort, „aber ich rathe Ihnen, die Thür von innen hinter mir abzuschließen und sich ruhig hier zu verhalten, damit kein Aufsehen entsteht. Hier sind Zeitungen, Bücher, Journale, dort finden Sie einige Kupferstiche, damit Ihnen die Zeit nicht allzulang wird. Vor allem würde ich rathen, im Gebet bei sich selbst einzukehren und den Beistand des Herrn anzuflehen, ohne den alle Menschenhülfe und Menschenweisheit vergebens ist. Gott behüte Sie."

Eine Minute später war der alte Pfarrherr auf dem Wege. Er war über den Hof durch das Hinterpförtchen am Garten gegangen oder eigentlich geschlichen, ohne seiner Frau ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen und in der Hoffnung, daß in seiner Abwesenheit Niemand sein Zimmer betreten oder den fremden Besuch darin entdecken werde. Noch nie in seinem Leben hatte der würdige Pfarrherr einen so sauren Gang gewagt, der nicht nur gefährlich war, sondern eigentlich auch seinem Amt widersprach. Sonst war die Versöhnung und Tröstung seine Aufgabe, hier sollte er trennen, und der weltlichen Gerechtigkeit einen Streich spielen. Indeß, wenn er bei diesen Bedenken Reue fühlte, so kam sie zu spät; der alte Mann hatte sein Wort gegeben, und außerdem überwog die alte väterliche Liebe zu der Unglücklichen alle unfruchtbaren Zweifel und sonstigen Erwägungen.

Als der Pfarrherr auf dem Rittergut ankam, wunderte er sich, daß ihm Niemand

entgegentrat. Die Höfe standen menschenleer und öde, die Thüren des Schlosses wie des anstoßenden Seitenbaues waren offen. Auch der Taubenschlag in der Mitte des Hofes schien wie ausgestorben, ebenso wie die Hürde für den Viehstand.

Verwundert trat der Pfarrer in das Schloß und durchschritt mehrere Treppen und Zimmer, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Wie im Schlosse Dornröschens schien hier der Schlaf zu herrschen und der Fluch. Endlich kam er auf einer anderen Treppe wieder in den Garten herab und hörte eine Art wüsten Gesangs.

Diesem Schalle ging er nach und kam so zur Verwalterwohnung in einem Seitengebäude, dort, wo Wolfram Mark sonst gewohnt hatte, bevor er Schloßherr geworden war. Schon aus der Ferne scholl dem Pfarrer Lachen und Gläserklang entgegen. Er sah durch die offenen Fenster drei oder vier Knechte mit ebenso viel Dirnen, welche bei Kaffee und Branntwein sich einen frohen Tag machten.

Die Mäuse, welche tanzen, wenn die Katze fort ist! dachte der Pfarrer. Dies Bild der Auflösung der Ordnung, des Verfalls und Ruins erschütterte ihn tiefer als alles Vorige.

Als er anpochte, kam keine Antwort, aber die Thür öffnete sich, und ein paar Knechte von ziemlich verwildertem Aussehen fragten ihn, was er wolle.

„Ich suche den gnädigen Herrn," sagte der Pfarrer.

„Ist nicht zu Hause," war die Antwort, „und wer weiß, ob er wiederkommt," krähte eine Mädchenstimme.

„Ihr solltet euch schämen," sagte jetzt der Pfarrer, dessen Unwille die Ueberhand gewann, „den Arbeitstag so zu entweihen und drauf los zu prassen, wider alle christliche Zucht und Ordnung. Aber das Auge des Herrn wacht überall und wird die faulen Knechte zu finden wissen!"

Kaum aber waren diese wohlmeinenden Worte gesprochen, als dem würdigen Herrn unziemliche Redensarten von allen Seiten entgegenflogen, so daß er es für das Beste hielt, sich auf das schleunigste zu entfernen; dabei war er noch innerlich froh, daß die freiwillige Flucht des Gutsherrn, worauf jene Worte der Knechte hindeuteten, ihn in erwünschtester Weise seines Auftrags entledigten.

Er beschloß demnach, sich auf den Rückweg zur Pfarre zu machen und der gnädigen Frau Kenntniß von der jetzigen Lage der Dinge zu geben. Hatte sich Wolfram Mark wirklich für immer entfernt, so konnte sie ruhig auf das Schloß zurückkehren, ohne Sorge, ihm zu begegnen. Mit diesen tröstlichen Gedanken wandte sich der Pfarrer vor der Pforte des Schloßhofes nach dem Dorfe zu.

Aber er kam nicht so weit. — —

Wo war Wolfram Mark geblieben? Die Voraussetzung des alten Pfarrherrn war leider keine richtige, und müssen wir hier einen Auftritt einschalten, der einige Stunden zuvor im Bureau des Rechtsanwalts Doctor Borkrum in der Hauptstadt stattfand.

Doctor Borkrum, mit welchem eine neue Person auf den Schauplatz der Handlung tritt, war ein lebenslustiger, fahriger Herr, seines Standes noch ein Junggesell, leider ohne viele Geschäfte, trotzdem aber begabt mit einem ungemessenen Ehrgeiz und zugleich mit einem Scharfsinn, der sich einbildete, erforderlichenfalls auch um die Ecke sehen zu können. Er theilte die Menschen in zwei Klassen ein, in Verbrecher und solche, die es werden können. Nach seiner Theorie gab es in dem Kampfe um das Dasein ebenfalls nur zwei große Klassen: Diejenigen, welche verzehren, und die anderen, welche verzehrt werden. Zwischen diesem Kampf der Wölfe und Füchse gegen die Lämmer fiel der Justiz die Rolle der Hunde zu, und Doctor Borkrum schmeichelte sich, in dieser Beziehung eine der feinsten Spürnasen zu besitzen. Es versteht sich, daß er bei solcher Charakteranlage nichts schwerer ertrug als Widerspruch. Die meisten Zeitereignisse der Gegenwart hatte er seit Jahren vorausgesagt, und täglich wußte er seinen Freunden mit Bestimmtheit die bevorstehenden Kriege und Umwälzungen auf staatlichem und kirchlichem Gebiete zu verkünden. Dabei war er Mitarbeiter vieler gelehrten juristischen Zeitschriften und verachtete als Autorität in seinem Fach die geschmacklose Zeit- und Kraftvergeudung seiner Collegen, die ihre schönsten Jahre an unbedeutende Processe verschwendeten, ohne jemals zu einer cause célèbre zu gelangen. Ja die cause célèbre war der höchste Gipfel aller seiner geheimen Wünsche, und außer den Vidocq,

Fouché, Savary, Pietri und Stieber war vor Allen Jules Favre sein Ideal, daneben allenfalls noch die englischen Detectives, deren Einführung in Deutschland er bisher vergebens erstrebt hatte. Wolfram Mark kannte diesen weltkundigen Herrn, der daneben auch ein Lebemann war, aus früherer Zeit, als er sich zur Vollendung seiner Agriculturstudien eine Zeit lang in der Hauptstadt aufgehalten hatte. Er wußte, daß Doctor Borkrum damals zu den glühendsten Verehrern und Bewerbern um Fräulein Gertrud von Ravensbeck gezählt hatte. Seit er abgewiesen worden, hatte er sich in Schwelmroda nicht mehr sehen lassen. Wolfram Mark jedoch suchte ihn vor seiner Heirath von Zeit zu Zeit in der Hauptstadt auf und äußerlich waren sie die besten Freunde geblieben, da Wolfram erst mehrere Jahre, nachdem Borkrum abgewiesen, auf das Gut gekommen war. Ohnehin kein Menschenkenner, hatte Mark in seiner schlichten Einfachheit keine Ahnung davon, welche arge Dämonen in der Seele dieses Menschen schlummerten, der, zur Zeit vielleicht ungefährlich, dadurch einer der gefährlichsten war, daß er darauf lauerte, bis seine Stunde gekommen war. Seit mehreren Jahren hatten sich die Freunde nicht mehr gesehen.

(Schluß folgt.)

Johann Casimir,

Herzog zu Sachsen.

Von

H. v. d. Strahlenau.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die beiden Söhne des infolge der Reichsacht in kaiserlicher Gefangenschaft befindlichen Herzogs Johann Friedrich, des Mittleren, Johann Casimir und Johann Ernst, hatten durch den Speierschen Reichstagsabschied vom Jahre 1570 den Besitz ihrer väterlichen Lande wieder erlangt.

Sie waren damals noch minderjährig und der Kaiser Maximilian setzte deshalb die Kurfürsten von der Pfalz, Sachsen und Brandenburg zu ihren Vormündern ein, mit dem Befehl, die Abtheilung der gesammten Ernestinischen Lande mit dem Herzog Wilhelm zu Weimar vorzunehmen, indem er zugleich den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg und den Landgrafen Wilhelm zu Hessen zu kaiserlichen Commissarien ernannte und diese mit der Leitung beauftragte.

Die beiden Prinzen erhielten die ganze Pflege Coburg, mit Ausnahme des Amtes Königsberg, welches schon durch die Wittenbergische Capitulation an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg hatte abgetreten werden müssen, sowie mehrere thüringische Aemter und Städte. Auch wurde ihnen das Einlösungsrecht an den assecurirten Aemtern Weida, Arnsburg, Ziegenrück und Sachsenburg überlassen, welches ihr Oheim, der Herzog Johann Wilhelm zu Weimar, dem Kurfürsten August zu Sachsen wegen der auf die Belagerung Gotha's verwendeten Kriegskosten eingeräumt hatte.

Die vormundschaftliche Verwaltung endigte im Jahre 1586 mit dem Eintritt der Volljährigkeit des Herzogs Johann Casimir, der nun für sich und seinen Bruder die Regierung der gesammten Lande übernahm, und bis zur Erbtheilung mit seinem Bruder im Jahre 1596, bei der er das Fürstenthum Coburg erhielt, mit vieler Umsicht und Weisheit fortführte.

Johann Casimir war ein Fürst von hoher geistiger Begabung und einer für jene Zeit ungewöhnlichen Bildung, die er besonders am kurfürstlichen Hofe zu Dresden und durch dreijährige Studien auf der Universität zu Leipzig erlangt hatte.

Er trat die Regierung mit dem redlichsten Willen und jugendlicher Energie an, aus der eine rastlose, unermüdliche Thätigkeit hervorging, die er auch von allen seinen Dienern unbedingt verlangte und die sich auf die erfolgreichste Weise in einer großen Anzahl der manigfaltigsten Anordnungen und Verfügungen zur Hebung der Wohlfahrt seines Landes, in der Gründung und Vervollkommnung von Anstalten, die zur geistigen und sittlichen Bildung des Volkes, zur Förderung religiösen Lebens dienen, kund gab.

Tiefe Betrübniß und schwere Sorge verursachte ihm die mißliche Lage, in welche sein Land durch die unverantwortliche

vormundschaftliche Verwaltung gerathen war.

Obwohl er über diese bei seiner Einsicht und Umsicht, von vorn herein zu vollkommener Klarheit gekommen war, hatte er doch nach dem Eintritt seiner Volljährigkeit für sich und seinen Bruder einen förmlichen Revers ausgestellt, wodurch die Vormundschaft gegen alle Ansprüche aus ihrer Verwaltung gesichert wurde.

Es war dies aber wohl nur aus Rücksichten der Courtoisie geschehen, die ihn bestimmt hatten, unangenehme Weiterungen zu vermeiden.

Casimir hatte sich nämlich noch kurz vor seinem Regierungsantritt mit der Prinzessin Anna, der jüngsten Tochter des Kurfürsten August von Sachsen, seines Vormundes, verlobt und am 16. Januar 1585 vermählt.

Dieses Verhältniß dürfte es nun allein gewesen sein, welches den ritterlichen Fürsten abhielt, die vormundschaftliche Verwaltung seines Schwiegervaters anzugreifen. Denn später, als diese Rücksichten nicht mehr bestanden, sprach er rückhaltlos aus: „daß er bei dem Antritt seiner Regierung gefunden habe, wie übel während seiner Minderjährigkeit gehaushaltet und sein Interesse vernachlässigt worden wäre."

Dem Statthalter, Grafen von Barby, machte er sogar öffentlich vor dem versammelten Landtag ganz unumwunden den Vorwurf: „er habe eine stattliche Summe Geldes von 75,000 Gulden aus den Kammereinkünften zu sich genommen und in seinem eigenen Nutzen verwendet, die Schulden aber, die davon hätten abgetragen werden sollen, ihnen auf dem Nacken sitzen lassen."

Wie die Lage des Landes nun einmal war, mußten Einschränkung, Sparsamkeit und eine zweckmäßige Verwaltung als unumgängliche Erfordernisse geboten sein, um einige Ordnung in die zerrütteten Finanzverhältnisse zu bringen.

Immerhin gehörte aber Mühe und Zeit dazu, um einen ersprießlichen Erfolg zu erzielen, zumal die Vermählung des Herzogs wesentliche Hindernisse in den Weg legte.

Der kursächsische Hof war damals einer der glänzendsten in Deutschland.

Die Prinzessin Anna war unter dem Glanz und den Freuden dieses Hofes erzogen. Es war natürlich, daß sie, die kein anderes Leben kannte, mit nicht geringeren Erwartungen dem jungen Herzog in seine Residenz folgte.

Dieser bot denn auch anfangs Alles auf, diese Erwartungen seiner jungen, schönen und lebensfrohen Gemahlin nicht zu täuschen, vielmehr ihre angeborene und anerzogene Neigung zu äußerem Glanz, zu Lustbarkeiten und wechselnden Vergnügungen möglichst zu befriedigen.

Sein Hof wimmelte von Hofjunkern, Edelknaben, adeligen Damen, Kammerfrauen, Kammerdienern, Trabanten, Thürhütern und einer Menge von Officianten, nebst fünf Hofnarren, die alle, zusammen 213 Personen, nach der Sitte der damaligen Zeit, nur am Hofe lebten und täglich an vierundzwanzig Tafeln gespeist werden mußten.

Bei dem ungeheuern Aufwand, welchen eine solche Hofhaltung erforderte, konnten die Landeseinkünfte, wenn sie auch über 300,000 Gulden betrugen, nicht ausreichen, noch weniger Schulden abgetragen werden; es mußten viemehr neue gemacht werden.

In dieser Bedrängniß schrieb der Herzog 1589 einen Landtag aus, stellte der Ritterschaft seine Geldnoth vor und begehrte neue Steuerbeiträge.

Die Stände bezeigten sich auch zu deren Bewilligung zwar nicht abgeneigt, legten aber dem Herzog die Nothwendigkeit der Beschränkung seines übermäßigen Hofstaates so dringend an das Herz, daß der einsichtsvolle Fürst keinen Augenblick Anstand nahm, von seinem Kammerjunker, Ulrich von Lichtenstein, eine neue Hofordnung entwerfen zu lassen, durch welche der Hofstaat von 213 Personen auf 108 und der Marstall von 130 Pferden auf 71 vermindert wurde.

Um recht sicher zu gehen, legte er dieselbe sogar noch seinen Räthen zur Begutachtung vor.

Diese verbreiteten sich denn auch in einem sehr freimüthigen „Bedenken," welches den wackeren Männern zur Ehre gereicht, über die Form einer zweckmäßigen Staatsverwaltung, über den Zustand der coburgischen Finanzen, über die Art und Weise der Verwaltung und legten auf Grund der Rechnungen für das Jahr 1587 dar, daß der Aufwand für den Hofstaat, die Dienerschaft, den Marstall, die Jagd u. s. w. allein

169,737 Gulden betragen habe, und überhaupt eine Mehrausgabe von 161,612 Gulden gegen die Gesammteinnahme der Landeseinkünfte gemacht worden sei. „Ein Haushalt der Art," sagten sie, „müsse zum gänzlichen Verderben führen." Sie stimmten daher einmüthig für eine noch ungleich größere Verminderung des Hofstaates und schlugen vor, daß lediglich ein Hofmarschall zur Besorgung des Hofwesens und der Haushaltung, ein Aufseher über das Hofgesinde und ein Kammerjunker zur Aufsicht über den Marstall angestellt, die übrige Hofdienerschaft aber auf 49 Personen und der Marstall auf 38 Pferde herabgesetzt werde.

Dieses Gutachten scheint indessen den Beifall des Herzogs und eine Berücksichtigung denn doch nicht erhalten zu haben; denn es findet sich demselben die Bemerkung hinzugefügt: „Seine fürstliche Gnaden, als Sie das Bedenken gelesen, wären sehr offendiret und vor den Kopf gestoßen gewesen und Alles ersitzen blieben."

Gleichwohl nahmen die rauschenden Lustbarkeiten allmälig ab und es trat an deren Stelle die natürliche Einfachheit und Stille einer kleinen Residenz, eines kleinen Hofes.

Wie groß nun auch der Abstand war, so würde doch die junge, lebenslustige Herzogin diesen vielleicht weniger empfunden haben, wenn nur der Herzog mehr Sinn für häusliches und eheliches Glück gehabt hätte. Daß sie ihm mit aufrichtigster Liebe und herzlichster Zuneigung ergeben war, geht besonders aus so manchem ihrer Briefe an ihn, die heute noch vorhanden sind und Zeugniß dafür ablegen, auf das unzweideutigste hervor.

So schrieb sie ihm, als er sich einmal nach Eisfeld begeben hatte, wörtlich:

„Ich habe nicht unterlassen können, meinem Schatze zu schreiben, denn, Gott weiß, wenn ich meinen Herrn eine Stunde nicht sehe, so ist mir die Weil so lang; ach, ich bitt, mein Schatz woll sich so viel der Weil nehmen und woll mir wiederum schreiben, wie mein Schatz ist gegen Eisfeld kommen und woll meiner ja nicht vergessen — Und befehlen Euch dem lieben Gott, der behüte Euch vor allem Unfall und helf meinem Schatz bald wieder in meine Arme. Gute Nacht!"

Ein anderes Mal:

„Meinen freundlichen Gruß mit Erbittung meines schuldigen Gehorsams zuvor, hochgeborener Fürst, freundliches, herzallerliebstes Herz! Ich habe Euer Schreiben heut Morgen um vier Uhr bekommen und mit großen Freuden verlesen, daß Ihr, Gott sey Lob und Dank! zu Eisenach frisch und gesund seyd angekommen, welches mir eine große Freude ist zu hören, denn es kann meinem Schatz nicht zu wohl gehen, ich wünsche es Euch viel tausendmal mehr. — Ich bitte Euch, Ihr wollt nur so oft an mich denken, als ich an Euch gedenke, so wird mein Schatz meiner nicht vergessen. Zu tausend guter Nacht und befehl Euch dem lieben Gott. Datum in Eil."

Allein für die zärtlichen Gefühle, für das Sehnen und den Drang eines jugendlichen Frauenherzens hatte der Herzog Casimir durchaus kein Verständniß.

Von Natur ernst und ruhig ging ihm überhaupt die Neigung zu den stillen Freuden, die ein liebendes, zärtliches Weib zu gewähren vermag, gänzlich ab, wenn er auch einem derben Spaß keineswegs abhold war und sogar nicht Anstand nahm, einen solchen durch Münzen zu verewigen, deren er so manche schlagen ließ.

Dazu kamen die Sorgen der Regierung und der Umstand, daß seine Neigungen überhaupt eine andere Richtung hatten.

Er belustigte sich gern und viel mit Scheibenschießen, stellte regelmäßige Uebungen der verschiedenen Schützencorporationen an, denen er beizuwohnen pflegte, und veranstaltete öfter sehr großartige Schützenfeste. Er gefiel sich bei Schmausereien und Trinkgelagen, und liebte einen Trunk, so daß er selbst bei der Erbauung des Regierungsgebäudes zugleich auf die Anlegung einer Trinkstube in diesem bedacht war. Vor allem aber war es die Jagd, der er sich mit der vollsten Leidenschaft hingab. Er veranstaltete sogar öfters Lustjagen auf dem Marktplatz seiner Residenz, wobei Hasen, Füchse, Dachse, Hirsche, wilde Schweine, Wölfe und Bären ihr Fell zu Markte tragen mußten und die fünf Hofnarren des Herzogs in rothen Gewändern eine Rolle spielten, um die Zuschauer durch ihre Possen zu belustigen, und es nahmen fürstliche und adelige Personen um so lieber daran Theil, als sie gewöhnlich mit einem fröhlichen Gastmahl endigten.

So zog er im Lande und bei den Nach-

barn umher, ohne im entferntesten an die Lage seiner jungen Gemahlin zu denken, die sich allein und einsam in der öden und stillen Ehrenburg befand.

Desto drückender empfand diese ihre Vernachlässigung und Vereinsamung selbst.

Schon in den ersten Jahren ihrer Ehe traten in ihren Briefen an den Herzog Klagen über seine häufige und lange Abwesenheit hervor, jedoch immer noch unter den herzlichsten Versicherungen ihrer zärtlichen Liebe zu ihm.

So lautet ein Brief:

„Meinen freundlichen Gruß und Wünschung aller glückseligen Wohlfahrt zuvor: Ich habe nicht unterlassen können, Euch zu schreiben, damit Ihr sehet, daß ich Euch nicht vergessen habe, wie Ihr meiner vergessen habt; aber ich muß es Gott befehlen, denn ich habe seit vierzehn Tagen kein Schreiben bekommen und durch den Boten, den ich Euch geschickt, hab ich auch nicht Antwort. Ich thue Euch zu wissen, daß ich im Bett liege, aber ich muß Gott befehlen, wer Ursache meiner Krankheit ist, aber ich bitt Euch, Ihr wollt um Gotteswillen nicht lange ausbleiben und wollt doch meiner nicht gar vergessen, dann ich sonst elend bin, und bitt Euch, Ihr wollt mir nur ein Wort wieder schreiben, daß ich mich ein Wenig zu trösten habe."

Ein anderes Mal schrieb sie bei längerer Abwesenheit des Herzogs an ihn:

„Ich habe Euer Schreiben mit Freuden verlesen und bedanke mich zum allerfreundlichsten wegen des Ringes und will es mit meinem Gehorsam wieder verdienen. — Ich bitt, Ihr wollt wiederum zu mir ziehen oder mich holen, dann mir die Weil gar so lang ist, daß ich nicht weiß, was ich vor langer Weil anfangen soll."

Manche Briefe sprachen noch deutlicher das Verlangen der jungen, feurigen Fürstin aus.

Einmal zog sie ihren frostigen Gemahl scherzhaft damit auf, erließ einen lustigen Fehdebrief mit förmlicher Herausforderung und unterzeichnete „Euer ungehorsam Weib."

Alles dieses machte aber nicht den gewünschten Eindruck auf ihren Gemahl und blieb ohne den geringsten Erfolg.

So konnte es nicht fehlen, daß ihre verschmähte Liebe sich allmälig verminderte, Mißmuth und Verdruß sich zur Langeweile gesellte und ihrer Seele bemächtigte, sie am Ende jede Gelegenheit ergriff, die ihr irgend eine Zerstreuung darbot.

Unter diesen Umständen fügte es sich, daß auf eine Einladung des Herzogs ein Italiener, Jeronimo Scoto, am Hofe desselben erschien und die gastlichste Aufnahme fand.

Scoto war ein Abenteurer aus Piacenza, gab sich für einen Grafen aus und hatte sich in Deutschland, wo er umherzog, durch mancherlei Künste, Taschenspielerstückchen und Gaukeleien bereits den Ruf eines Zauberers, eines Mannes, der in tiefere, geheime Wissenschaften eingeweiht war, zu erwerben gewußt.

Auch der Herzog Casimir, so hochgebildet er war, hatte sich doch keineswegs von den Banden des Aberglaubens, welcher die damalige Zeit so arg bestrickte, zu befreien vermocht. Wurde doch unter seiner Regierung noch so mancher Hexenproceß geführt und so manches arme Weib, durch die Martern der Tortur zum Geständniß des Umgangs mit dem Satan und getriebener Teufelskünste gebracht, zum grausamen Tod auf dem Scheiterhaufen verurtheilt und dieses Urtheil dann unerbittlich vollzogen. Ja, selbst Knaben traf dieses fürchterliche Schicksal.

Er glaubte an verborgene Künste und geheime Wissenschaften, und sie übten einen mächtigen Reiz auf seine Wißbegierde.

Es konnte daher dem schlauen und gewandten Italiener nicht eben schwer fallen, das Vertrauen des Herzogs schnell genug im vollsten Maße zu gewinnen und ihn mit Arglist zu umstricken, zumal er ihm versprach, ihn in seine geheimen Wissenschaften einzuweihen und dadurch reich zu machen.

Natürlich hatte er noch ungleich leichteres Spiel bei der weniger aufgeklärten, jungen, leichtgläubigen und gelangweilten Herzogin.

Durch mancherlei Taschenspielerkünste gewährte er ihr einen willkommenen und angenehmen Zeitvertreib, dem sie sich begierig hingab. Das geheimnißvolle Wesen des berühmten Mannes übte eine unwiderstehliche Zauberkraft auf sie aus. Das Unfaßliche und Wunderbare seiner Kunst erregte ihre Bewunderung und bestärkte sie in dem Glauben an seine höhere, übernatürliche Kraft.

Ihre Begierde nach immer neuen Proben seiner Wunderkraft, nach neuer Kurzweil, wodurch einen ungekannten Reiz ihre sonst so drückende Einsamkeit gewann, führte zu täglichem, unbewachtem Verkehr mit dem listigen Gaukler und es fiel dem arglosen, vertrauensvollen Herzog so wenig ein, diesen zu stören, daß er vielmehr der Herzogin empfahl, ihn, wie eine Tochter ihren Vater, zu ehren.

Bei einem solchen fortwährenden, vertraulichen Verkehr fielen allmälig die Schranken, welche die Sitte zwischen Scoto und der erlauchten Fürstin aufgerichtet hatte, zumal der Herzog selbst so hülfreiche Hand dabei gewährte.

Als Scoto die Zeit gekommen glaubte, brachte er zum öfteren mit vielem Geschick das Gespräch auf das Verhältniß zu ihrem Gemahl, welches ihm nicht entgehen konnte. Er fand die häufige Abwesenheit des Herzogs und dessen Vernachlässigung einer so jungen und reizenden Gemahlin unbegreiflich, bedauerte sie mit sichtlicher Theilnahme, als sie im Drang ihres Herzens darauf einging und sich in Klagen ergoß, ließ vorsichtig durchblicken, daß ihre Kinderlosigkeit einigen Antheil an der Entfremdung habe, die Geburt eines Prinzen ihr sicherlich die volle Liebe ihres Gemahles wieder zuwenden werde, und machte endlich, mit aller Behutsamkeit, leise Andeutungen, daß seine Wunderkraft auch im Stande sei, die geheimen Wünsche der Herzogin in Erfüllung zu bringen.

So regte er die Phantasie der reizbaren, jungen Fürstin auf. Der Gedanke, die volle Liebe ihres Gemahles zu erlangen und des Glückes der Mutterfreude theilhaftig zu werden, wonach sie sich so lange vergebens gesehnt, übte eine verlockende Gewalt auf sie aus, beschäftigte sie unablässig und nahm ihren Geist unwiderstehlich gefangen.

Der schlaue Italiener beobachtete den Kampf in ihrem Innern. Er lächelte im stillen mit der Befriedigung sicheren Erfolges. Ruhig ließ er die Wirkung des süßen Gifttrankes, den er gereicht, gewähren.

Die Herzogin kam in der That bald genug und öfters auf seine verführerischen Andeutungen zurück und ließ allmälig den Wunsch durchblicken, seine Wunderkraft zu erproben.

Mit scheinbarem Bedenken wegen der Schwierigkeit des größten Wunderwerkes seiner übernatürlichen Macht, mit einem feierlichen, geheimnißvollen und zurückhaltenden Wesen regte er ihr Verlangen, dem er so gern und bereitwillig entgegenkam, nur noch gewaltiger an.

Arglistig zaudernd zeigte er sich nur allmälig nachgiebig, machte nur noch die Nothwendigkeit großer Vorbereitungen und des tiefsten Geheimnisses geltend, verhehlte auch nicht, daß das Wunderwerk nicht durch bloße Zaubermittel zu vollbringen sei, vielmehr die höhere Macht sich seiner selbst als vermittelnden Werkzeuges bediene.

Das Verlangen der jungen Fürstin besiegte alle Bedenken.

Nach kurzer Zeit zeigte er ihr, während der Abwesenheit des Herzogs, an, daß alle Vorbereitungen getroffen seien, stellte ihr vor, daß dies zur nothwendigen Bewahrung des Geheimnisses, wie zur Vermeidung aller Störung und Gefahr nur in seinem eigenen Zimmer habe geschehen können, und forderte sie auf, um Mitternacht sich dorthin zu begeben.

Unter Bangen und Verlangen zählte sie die verrinnenden Stunden.

Allgemach erloschen die Lichter in den Gemächern des Schlosses, der Schlaf umfing die Bewohner. Die Stille des Grabes herrschte in den weiten Räumen der Ehrenburg. Nur der Tritt der wachehaltenden Trabanten unten im Hofe ließ sich hie und da vernehmen.

Die Stunde der Mitternacht nahte endlich heran.

In dunklem Gewande und verschleiert trat die Herzogin behutsam aus ihrem Gemach und schritt zitternd, mit klopfendem Herzen durch die öden Gänge nach dem Gemache des Wundermannes.

Zagend und nach Fassung ringend blieb sie einen Augenblick hier stehen.

Da verkündeten die Töne der Glocken und der Ruf des Wächterhornes Mitternacht.

Die Herzogin schrak zusammen und betrat mit raschem Entschluß die Schwelle, auf der ihr Fuß zögernd weilte.

Wohlgerüche drangen ihr sinnebefangend entgegen. Magische Dämmerung herrschte in dem Gemach. Auf einer Art kleinen Altares in der Mitte desselben, behangen mit einer himmelblauen seidenen Decke, welche

mit silbernen Sternen und fremdartigen Charakteren verziert war, flackerte in einer kunstvollen Ampel eine blaue Flamme, die allein mit ihrem matten Schein den Raum erhellte. Vor derselben lag ein aus Pappe geschnittenes Kreuz, gleichfalls mit fremden Charakteren versehen und mit einem Drath belegt.

Hinter dem Altar stand schweigend, mit feierlicher Miene und auf der Brust gekreuzten Armen, die Augen wie in stillem Gebet emporgerichtet, in langem schwarzen Talar Scoto.

Mit aller Berechnung ließ er so einige Augenblicke den sichtlichen Eindruck des Magischen auf die Herzogin einwirken.

Dann ging er langsam auf sie zu, reichte ihr schweigend die Hand und führte sie vor den Altar, wo er sie auf einen Schemel niederknien ließ. Er selbst trat wieder hinter den Altar, faltete die Hände und verharrte eine Zeit lang wie im Gebet.

Mit feierlicher Stimme fragte er sie darauf: ob sie noch ernsten Willens und bereit sei zur Vollendung des großen Werkes?

Als sie mit versagender Stimme leise bejahte, legte er ihre Hand auf das Kreuz und murmelte unverständliche Worte, die er mit dem Ausruf: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!“ schloß.

Der Eindruck, den Alles auf die Herzogin machte, war bewältigend. Ihrer Sinne nicht mehr mächtig, sank sie betäubt und bewußtlos zusammen.

Ein unheimlicher Blitz zuckte in den dunkeln Augen des Italieners, ein teuflisches Lächeln zog über seine Mienen. Er hob die Herzogin auf und trug sie nach seinem Ruhebett. Die Flamme der Ampel erlosch. —

Ein Uhr verkündeten die Glocken und der dumpfe, gezogene Ton des Wächterhornes von dem Thurm der nahen St. Morizkirche durch die Stille der Nacht.

Da flammte es auf in der Ampel, die Herzogin erwachte aus einem Halbschlummer. Scoto saß neben ihr und hielt ihre Hand sanft in der seinigen.

Er wünschte ihr Heil und Segen zu dem begonnenen Werk, dessen Fortsetzung er zu sicherem Erfolg als nothwendig bezeichnete.

Die Herzogin erhob sich schweigend und begab sich nach ihren Gemächern zurück. —

Das einmal begonnene Werk wurde fortgesetzt und ging bald in ein natürliches, vertrautes Verhältniß über, das von allem Wunderbaren entkleidet wurde.

Eine geraume Zeit hatte es gedauert, als es dem spürenden und vorsichtigen Italiener denn doch nicht mehr geheuer schien. Er glaubte Ursache zu haben, eine Entdeckung fürchten zu müssen, und hielt es für gerathen, dieser zeitig aus dem Wege zu gehen.

Er theilte der Herzogin mit, daß er eine Reise an den Hof des Markgrafen Georg Friedrich zu Ausbach zu machen habe, aber bald wieder zurückkehren und sie eines großen Glückes theilhaftig machen werde.

Zugleich redete er ihr ein, daß das begonnene Werk nicht unterbrochen werden dürfe, weshalb von ihm ein würdiges Werkzeug an seiner Statt ausersehen und geweiht worden sei.

In der That führte er ihr den Kammerjunker und Vicemarschall Ulrich von Lichtenstein zu, dem er gesagt hatte, daß die Herzogin ihn lieb habe, fügte Beider Hände zusammen und sprach in fremder Sprache eine Art von Segen über sie.

Hierauf verließ Scoto Coburg, geachtet und geehrt, reich beschenkt von dem Herzog, und versehen mit einem Theil der Kleinodien der Herzogin, welche er ihr abgeschwindelt hatte, um einen Verkauf an den Markgrafen zu vermitteln.

Der Junker von Lichtenstein, aus einer alten und begüterten fränkischen Familie, mit dem Herzog erzogen und ein Liebling desselben, überdies dessen Vasall, schreckte wohl anfangs zurück vor einem Verhältniß, welches seinen Gesinnungen widerstrebte und ihn den größten Gefahren aussetzte.

Allein die Reize der jungen Fürstin, die Beweise ihrer Zuneigung, der Druck ihrer schönen Hand, die kleinen Liebeständeleien und ihre Küsse entflammten den jungen Mann, warfen alle Vorstellungen der Vernunft über den Haufen und rissen ihn unwiderstehlich hinein in den Taumel der Leidenschaft.

Ein so vertrautes Verhältniß konnte aber bei der Unbesonnenheit Beider, dem Mangel an Selbstbeherrschung und hinreichender Verstellungskunst, um die gegenseitige Zuneigung zu verbergen, nicht lange unbemerkt und unbeachtet bleiben.

So kam es, daß schon im Jahre 1590 die Schwägerin der Herzogin, die Kurfürstin Sophia von Sachsen, den nachfolgenden, äußerst ehrenrührigen Brief an die Herzogin richtete, welcher zugleich die rauhe Art und Weise und die Bildungsstufe selbst fürstlicher Personen damaliger Zeit charakterisirt und deshalb wörtlich mitgetheilt werden mag. Er lautet:

„Liebe Schwester! ich kann dir nicht fürhalten, wie das ich in Erfahrung bin kommen, daß du ein solch unhöflich und unforstlich Wesen solt treiben, die einer erlichen Forsten nicht geziemen. Du dich ofte solt ferkleiden in Bergers Kleidern und solt so nüber Hof zum Gunker lofn vnd solt so leichtfertig Dienk dreiben, das nur Schaude iß, das Ich michs scheme zu schreiben, ge in dein eigenen Gewiesn, so virst du vohl wisen, wie es ist, vnd vill dich noch dismal zum Ueberfloß ewarnt haben, das du solch leichtfertiche Hirrse sachen abegest, oder du solt das wiesn, wen ichs vieder fon dir erfarre, so sollt du das wiesn, das Ich dir die Brike nimmermer nicht mer for dir niedertretten, sondern ich will die erste sein, die deine Forretern sein soll gegen meinen Herrn, deinen Bruder, vnd verwarne dich noch durch Gottes ere willen vnd deiner selbn Seliekeit willn, das du solche sachen abestehst, oder du solt wol sehn, vie dirs gehn sol, das sich jedermennigklich daran spigeln soll, du darfst nicht gedenken, weil niemant fon hierhin bei dir ist, das deine tück ihn ferschwiegen sein — vnd so du dich nicht wirst biekeren, so hast du nicht nur hie zeitlichen Spott und Strafe, sondern dort auch die ewige Strafe, denn du weiß, das vnser Herre Krists, der Mund der Wahrheit, spricht: kein Horrern noch ebrecherin solln das Reich Gottes ererbn. Du wilt jemmer Kiender haben, vnser Hergott möcht dir se vol gebu, weil du ein solch gottloses Lebn fürfirst — vnd wen ich wiesen solte, das Dausgeret, das ich dir geschickt hatte, das solche lose Kiender darin gedeft solte werden, so schicks mir er wieder, den Ich gedenk dir nicht zu lassen, du magest sehn, wo du sonst was kriegst, vnd so du dich an der Warnung kerst, so miefte mirs go Leit sein, das ich ein Wort oder einen Bukstaf darvmme ferloren hette.

Deine getreige vnd vngetreige Schwester weil ich Lebe vnd du dich darnach helst.

Sophia, Curfürstin zu Sachsen."

Die Herzogin Anna, verletzt und gereizt durch den Ton dieses Briefes, entgegnete denselben auf eine nichts weniger als würdigere Weise, so daß ihr Bruder, der Kurfürst Christian, sich veranlaßt fand, sich seiner Gemahlin anzunehmen, und ihr seinen Unwillen unter anderem in den Worten eines Briefes vom 16. April 1590 zu erkennen gab:

„Daß sie auf seiner Gemahlin ganz wohlgemeinte und gutherzige Erinnerung mit so stacheligen, unbescheidenen und unziemlichen Reden geantwortet und daß die Kurfürstin ihr Schreiben nicht aus eigenem Fürwitz und boshaftem Gemüthe, sondern vielmehr auf sein Geheiß und Befehl in guter Wohlmeinung abgefaßt habe."

Dies bestimmte die Herzogin, in einem höflichern Brief an ihren Bruder die gegen seine Gemahlin gebrauchten „stachlichten und unziemlichen" Reden möglichst zu entschuldigen. Sie schrieb:

„Soll das Schreiben, so Ewr. Libden Gemahlin ahn mich gelangen lassen, nicht aus einem fürwitzigen und boshaften Gemüthe, sondern auf Ewr. Libden Geheiß wohlmeinend geschehen sein, das gebe Ewr. Libden ich als dem Verständigen selbsten zu erachten, ob ich nicht vf ein so heftig Schreiben wohl Vrsache gehabt, mich gegen Ewr. Libden anders zu verantworten — wie ich dan doch nicht glauben kan, daß Ewr. Libden derselben Gemahlin, mir also zu schreiben, befohlen. Da ich nun vf das schmeheliche an mich ausgegangene Schreiben vngebürlich geantwortet, das gib Ewr. Libden ich, als meinem herzlieben Bruder, selbsten zu erkennen; da ich vnrecht gethan, laß ich Ewr. Libden richter sein. Das ich aber bei Ewr. Libden durch falsche Zungen eingelappet, muß ich Gott befehlen vnd der Hoffnnng leben, das solche Leuthe zu Schanden, ich aber eine ehrliche Herzogin zu Saxen leben und sterben will, wie dann Ewr. Libden mir die Pesohnen, Ihren selbst freundlichen Erbieten nach, namhaft machen werden. Da ich mich nicht verantworten kann, sollen Ewr. Libden mich vor dieselbige halten, als ich in Schreiben außgerufen. Datum Coburg den 27. April 1590. Anna, H. z. S."

Sie fand es aber auch für gerathen, ihren Gemahl von diesen Vorgängen selbst in Kenntniß zu setzen und ihn zur Rettung ihrer Ehre aufzufordern.

Der arglose Herzog nahm sich auch in der That seiner Gemahlin gegen die schnöden Angriffe auf ihre Ehre unverzüglich an.

Er äußerte in einem Schreiben vom 16. Mai 1590 an den Kurfürsten sein Befremden über die schweren Anschuldigungen, welche seiner Gemahlin gemacht würden, und verlangte die Namhaftmachung derjenigen Personen, von welchen die argen verläumderischen Gerüchte verbreitet worden seien.

Allein der Kurfürst wies dieses Ansinnen zurück und begehrte die Zurückgabe des obigen Briefes seiner Gemahlin.

Der Herzog Casimir beanstandete diese und übersendete dem Kurfürsten nur eine Abschrift, mit dem wiederholten Verlangen, die Verläumder seiner Gemahlin namhaft zu machen, indem er die Versicherung hinzufügte, daß er keinen weiteren Gebrauch davon machen werde.

Der Kurfürst schlug dies jedoch wiederholt rundweg ab und beharrte bei seinem Verlangen, auf Zurückgabe des Originalbriefes, mit dem Zusatz: „Wenn diese unterbleiben sollte, so mögen Ewr. Liebden und Ihre Gemahlin solch Schreiben behalten und es sieden oder braten und es bei Ihr verderben lassen."

Hatte auch der Herzog bisher nicht im entferntesten, bei seiner eigenen Ehrenhaftigkeit, an die Möglichkeit gedacht, daß seine Gemahlin ihre fürstliche Ehre so weit vergessen könne, wie das Gerücht ihr nachsagte, und sich derselben deshalb so eifrig angenommen, daß ein vollständiger Bruch der Familienbeziehungen entstanden war; so konnten doch die schweren Anschuldigungen, welche seiner Gemahlin von so nahen Verwandten auf das unzweideutigste gemacht wurden, nicht ohne allen Eindruck an ihm vorübergehen. Etwas bleibt ja in ähnlichen Fällen immer hängen. Der unwillkürlich wiederkehrende Gedanke daran regte einen peinlichen, wenn auch leisen Argwohn in ihm an, dem er vergebens widerstrebte, und führte zu einer vollständigen Erkaltung gegen seine Gemahlin.

Die gänzliche Entfremdung, welche auf diese Weise eintrat, war wenig geeignet, die leidenschaftliche junge Herzogin von ihren Verirrungen abzubringen und die vorangegangenen Umstände mahnten nur dringend zu größerer Vorsicht.

Unglücklicherweise fügte es sich aber, daß ein ähnliches Verhältniß zwischen der Kammerfrau der Herzogin und dem Hofjunker Conrad von Vitzthum zu Tage kam.

Der strenge Herzog ließ sofort Beide in Haft bringen und eine Untersuchung gegen sie einleiten.

Die Kammerfrau war von der Herzogin sowohl, als auf deren Veranlassung auch von dem Kammerjunker von Lichtenstein zur Vertrauten bezüglich ihres eigenen Verhältnisses gemacht worden.

In ihrer Angst und vielleicht um sich selber zu helfen, machte sie nun bei ihrem Verhör auch Eröffnungen über das zwischen diesen Beiden bestehende Verhältniß.

In Folge derselben ließ der Herzog sofort auch seine Gemahlin und den Kammerjunker von Lichtenstein im September 1593 verhaften, ordnete eine Untersuchung über sie an und setzte dazu eine eigene Commission ein.

Diese Commission beeiferte sich, dem Herzog willfährig zu sein, und verfuhr mit aller Strenge und Rücksichtslosigkeit.

Die Herzogin bekannte zunächst in mehreren Briefen an ihren erzürnten Gemahl aufrichtig und reuevoll ihre Schuld und bat ihn auf das flehentlichste um seine Verzeihung. „Sie sei," sagte sie, „eine arme verlassene Waise; er möge sie doch nicht ihre jungen Tage im Gefängniß zubringen lassen. Sie verlange nicht, ferner so stattlich gehalten und so großer Ehre wie bisher theilhaftig zu werden; der Herzog möge sie als seine arme Dienerin, als seine Magd halten, nur solle er sie nicht verstoßen. Dem Lichtenstein möge er das Leben schenken, sonst würde sie sein Blut auf sich haben."

Auch bei den Verhören vor der Untersuchungscommission legte sie ein umständliches, in alle Einzelnheiten eingehendes, freimüthiges Geständniß ab.

Während Lichtenstein keinen Anstand nahm, der Herzogin alle Schuld aufzubürden und diese als seine Verführerin darzustellen, indem er aussagte: „Sie hätte sich mit Spielen und Handdrücken also gegen ihn erzeiget, daß er wohl abnehmen können was sie gemeint, hätte es aber nicht geachtet und sich entschlagen wollen," maß diese alle Schuld dem „Schelm" Scoto bei, der sie betrogen und verführet habe, „zum Dank und Lohn, daß der Teufel zu

Gaste geladen worden," erzählte ausführlich und rückhaltlos den ganzen Hergang und bat weinend: „Ihr Gemahl möge Alles ihrem Unverstand zurechnen und ihr Verzeihung angedeihen lassen; weiter als Gnade wolle sie nichts."

Nach den vorliegenden unumwundenen Geständnissen trug der Herzog, der zu nichts weniger als zur Milde und Gnade geneigt war, bei seinem Consistorium auf Ehescheidung an und befahl, die Herzogin vom Kirchengebet auszuschließen.

In dem zur Sachverhandlung anberaumten Termine war der Herzog durch den Dr. Wolfgang Maßlitz, als seinen Bevollmächtigten, vertreten. Die Herzogin erschien persönlich mit dem ihr als rechtlicher Beistand zugeordneten Kammerrath Moriz von Heldritt.

Durch einen am 12. December 1593 eröffneten Consistorialbescheid wurde die bisher zwischen beiden fürstlichen Ehegatten bestandene Ehe aufgelöst, dem Herzog das Heirathsgut seiner Gemahlin zugesprochen, mit der Verbindlichkeit, sie nothdürftig zu erhalten, und ihm die Befugniß ertheilt, sich anderweit zu vermählen.

In einem besonderen Schreiben vom nämlichen Tage bat übrigens das Consistorium den Herzog, die unglückliche Fürstin nicht mit lebenslänglichem Gefängniß zu bestrafen.

Auch des Herzogs Vater, der in kaiserlicher Gefangenschaft befindliche Herzog Johann Friedrich der Mittlere, dessen Rath sich Jener in der für das ganze Haus Sachsen so ärgerlichen Angelegenheit erbat, war der Meinung: „Man solle die Herzogin wieder in ihr Nest zurückschicken und, was den Lichtenstein anlange, mit dem armen Tropf Mitleid haben, sonderlich weil der Teufelsdiener Scoto, auf dessen Habhaftwerdung man allen Fleiß anwenden solle, es ihm angethan habe."

In Bezug auf die geschiedene Herzogin Anna war der Herzog Casimir nicht abgeneigt, den Rath seines Vaters zu befolgen.

Er wendete sich deshalb an den Vormund der Söhne des inzwischen verstorbenen Kurfürsten Christian von Sachsen, den Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar.

Dieser erklärte jedoch, „daß ihm nicht zuzumuthen sey, die Herzogin wieder in die kursächsischen Lande aufzunehmen und seinen Mündeln eine solche Last aufzubürden." Uebrigens nahm er hierbei zugleich Gelegenheit, sich ebenfalls gegen den Vollzug der Todesstrafe an Lichtenstein auszusprechen, schon um deswillen, weil er bei der Habhaftwerdung Scoto's, falls dieser leugnen sollte, zur Confrontation nöthig sein dürfte.

Unter diesen Umständen blieb dem Herzog, dem sie zu großer Unzufriedenheit gereichten, nichts übrig, als die unglückliche Anna in der Gefangenschaft zu behalten.

Er ließ sie deshalb, um wenigstens von ihrer Nähe befreit zu sein, am 28. December 1593 nach Eisenach bringen, nachdem er in einem Rescript vom 16. desselben Monats seinem Kammerrath Moriz von Heldritt, der beauftragt war, sie dahin zu geleiten, ausdrücklich eingeschärft hatte: „darauf Acht zu haben, daß sie nicht etwa auf dem Weg ankommen möge und ein Spott daraus entstehe — daher sie, vmb mehrer Sicherheit willen, die Fesseln bis nach Eisenach anbehalten solle."

Diesem harten Befehl gemäß wurde die im Glanz und unter Freuden erzogene, so verwöhnte fürstliche Frau, mit Ketten belastet, im strengen thüringischen Winter, unter Bewachung von Reisigen nach Eisenach gebracht, wo sie in dem Zollhof, dem nachmaligen Regierungsgebäude, ein Gefängniß angewiesen erhielt, in dem sie ihr junges Leben bei spärlicher Verpflegung in Einsamkeit und Trauer hinbringen sollte.

Viel weniger noch zu einiger Milde geneigt war der Herzog Casimir in Bezug auf Ulrich von Lichtenstein.

Es scheint vielmehr, daß er Willens war, sogar ohne vorhergegangenes rechtliches Erkenntniß die Todesstrafe an ihm vollziehen zu lassen.

Jedenfalls besann er sich aber doch eines Besseren, um sich nicht dem Vorwurf eines unregelmäßigen und willkürlichen Verfahrens auszusetzen.

Er befahl nämlich unterm 18. December 1593 seinen Räthen, ein Gutachten darüber abzugeben, „was der von Lichtenstein nach Ordnung der Rechte verwirkt und auf was Maße, auch zu welcher Zeit die ihm in Rechten zuerkannte Strafe zu vollstrecken, desgleichen, wie es nach beschehener Execution mit seinem Cörper zu halten."

Hieraus sowohl, als aus dem Eingang

des Rescriptes, wo es heißt: „daß er sonder Zweifel das Leben verwirkt," geht deutlich hervor, daß der Herzog nur die Todesstrafe im Sinne hatte und an nichts Geringeres dachte.

Seine Räthe lehnten jedoch in einem „rechtlichen Bedenken" vom 22. Februar 1594 das an sie gerichtete Ansinnen ab, indem sie sich dahin äußerten: „Daß die Beurtheilung dergleichen peinlicher Fälle außer ihrem Wirkungskreis liege," und riethen, „wegen besorglicher Nullität," ohne vorhergegangene rechtliche Sentenz nichts zu unternehmen, vielmehr die Sache an den Schöppenstuhl in Jena, der in peinlichen Fällen zu sprechen habe, zum Erkenntniß abzugeben.

Dies geschah denn mit Beifügung einer weitläufigen Urtelsfrage vom 28. Februar 1594, worin alle Belastungsmomente zusammengefaßt waren, und besonderes Gewicht auf die Stellung Lichtenstein's zu dem Herzog gelegt wurde.

Allein ganz anders, als der Herzog sicher erwartet hatte, fiel das Erkenntniß aus.

Der Schöppenstuhl in Jena erkannte nämlich:

„Obwohl der von Lichtenstein nach Schärfe der Rechte die Todesstrafe verwirkt, so erscheint doch aus allen angezeigten Umständen soviel, daß er diesfalls damit zu verschonen, aber gleichwohl der tragenden Lehne verlustig gemacht und mit ewigem Gefängniß belegt wird."

Inzwischen hatte sich nicht allein des Herzogs eigener Vater und der Herzog von Weimar für den armen bethörten Lichtenstein verwendet, sondern es war dies auch von den mächtigen Bischöfen von Bamberg und Würzburg, sowie von der fränkischen Ritterschaft und den Verwandten Lichtenstein's geschehen.

Selbst der Kaiser Rudolf nahm sich desselben an und beantragte bei dem Herzog Casimir, er solle ihm eine von drei Bußen auferlegen, die er in Vorschlag bringe. Lichtenstein solle nämlich entweder während seiner Lebenszeit auf eigene Kosten gegen den Erbfeind der Christenheit streiten — oder seinen Verwandten gegen hinreichende Caution zu ewiger Verwahrung ausgeliefert — oder von dem Herzog selbst auf Kosten der von Lichtenstein'schen Familie in ewiger Gefangenschaft gehalten werden.

Der Herzog entschied sich für den letzten der kaiserlichen Vorschläge und ließ sich von der Lichtenstein'schen Familie einen besonderen Revers ausstellen, wonach diese, bei Verlust ihrer sächsischen Lehngüter, sich verpflichtete, Ulrich von Lichtenstein wieder an ihn auszuliefern, falls er jemals entspringen sollte.

Zum Gefängniß für Lichtenstein bestimmte er einen Thurm der äußeren Stadtmauer, an der Ecke des Gottesackers.*

Lichtenstein begrub sein junges und so hoffnungsreiches Leben mit vieler Gelassenheit im einsamen Kerker.

Auch die Gefangenschaft der jungen und schönen Herzogin erregte allenthalben die größte Sensation und die lebhafteste Theilnahme, gepaart mit Mißbilligung der Härte des Herzogs gegen die unglückliche Frau.

Selbst der damalige Superintendent in Eisenach, Nicolaus Rebhan, äußerte: „es wäre besser gewesen, der jungen Fürstin ihren Fehler zu verzeihen und sie mit ihrem Gemahl zu vertragen; denn Alle, die dem Fürsten die Ehescheidung gerathen hätten, wären bald hernach entweder gestorben oder in Unglück gerathen."

Wie weit jene Theilnahme sich erstreckte und wie wenig sie eine bloße Gefühlssache geblieben sein mag, geht daraus hervor, daß der Amtmann zu Eisenach am 20. Juni 1596 an den Herzog berichtete: „Es wolle verlauten, der junge König von Dänemark wolle sich der gefangenen Herzogin annehmen und ihre Befreiung bewirken," worauf der Herzog am 27. Juni befahl: „der Amtmann habe den Grund des Gerüchtes zu erforschen und auf die Gefangene aufmerksam zu sein, damit ihm nicht etwa ein unversehener Schimpf hierinnen begegnen möge."

Fehlen auch nähere Nachrichten, so scheint die Sicherheit des Gewahrsams der Herzogin doch gefährdet gewesen zu sein; denn der Herzog ließ sie von Eisenach nach dem Schloß Calenberg bei Coburg bringen und von da wieder bereits am 16. September in das Kloster Sonnenfeld, endlich aber 1608 auf die Veste Coburg, wo sie

* Dieser Thurm war noch bis vor einigen Jahren vorhanden, unter dem Namen „Lichtensteins-Thurm." Auf der Grundmauer desselben ist jetzt das Haus des Generalintendanten und geheimen Cabinetsrathes Freiherrn von Meyern-Hohenberg erbaut.

unter strengster Aufsicht gehalten werden sollte.

Besonderen Anlaß zu der letzten Maßregel hatte der Umstand gegeben, daß sich allmälig auch der kursächsische Hof für die unglückliche Fürstin zu interessiren schien. Namentlich war es eine Aeußerung des jungen Kurfürsten Christian II., „er wolle seine Muhme, die gefangene Herzogin, sammt ihrem Heirathsgut, Kleinodien und Schmuck, so man auf hunderttausend Thaler schätze, abholen und sie dafür statt der Zinsen erhalten," welche Jener dem coburgischen Edelmann Niklaus von Nußwurm gegenüber that, als dieser im Jahr 1602 sich in Dresden befand, und dem Herzog hinterbracht wurde.

Es scheint, daß die Herzogin selbst diesen Planen nicht fremd war; denn bald nach ihrer Ankunft auf der Veste Coburg äußerte sie: „Wenn sie von Hofstätten* nicht wäre weggeführt worden, so wolle sie jetzt an einem andern Orte sein."

Durch dergleichen Vorkommnisse wurde die Erbitterung und Strenge des Herzogs nur noch mehr erhöht.

Wie groß diese war, geht daraus hervor, daß er, als er eines Tages durch das innere Thor in die Veste einritt und die Herzogin ihm aus dem Fenster ihr Taschentuch zuwarf, worauf sie einige Worte geschrieben hatte, jenes Thor sofort zu vermauern befahl.

In dem Herzen der Gefangenen erlosch indessen so wenig der Drang nach Freiheit, wie die Hoffnung auf diese, und ihr Sinnen und Trachten war fortwährend darauf gerichtet, sie herbeizuführen, gleichviel durch welche Mittel und Wege.

So suchte sie den Wachtmeister Nikolaus Zoller durch ein freundliches, herablassendes Wesen für sich einzunehmen und für ihre Zwecke zu gewinnen.

Zoller war ein roher Soldat. Er kannte natürlich die Ursache der Gefangenschaft der Herzogin und zog deshalb weniger deren hohen Rang, als das schöne Weib in Betracht, das seiner Obhut anvertraut war, wenn auch der Eindruck, den sie auf ihn machte, dadurch vermehrt werden mochte, daß es eine so hohe Gefangene war, die auf traulichem Fuß mit ihm verkehrte.

* Flecken, bei welchem das Kloster Sonnenfeld liegt.

Er ließ sich unschwer durch sie gewinnen, versprach, ihr Dinte und Feder zu verschaffen, um an ihre Freunde zu schreiben, und für die richtige Bestellung ihrer Briefe zu sorgen.

Der Verkehr wurde immer häufiger, denn der Wachtmeister Zoller benutzte die Umstände, zu jeder Zeit bei ihr einzutreten, aber auch immer ungezwungener und traulicher, so daß der rohe Soldat sich mancherlei unpassende Reden und Geberden erlaubte, welche die Herzogin übersehen zu müssen glaubte, weil er sich für ihre ersehnte Befreiung gefällig bewies und sie seiner dazu bedurfte.

Außer der Herzogin befand sich noch der Kammerrath Zech als Staatsgefangener in der Veste, theils wegen Verletzung seiner Dienstpflicht, theils wegen ehrenrühriger Aeußerung über den Vater des Herzogs Casimir, Herzog Johann Friedrich: „Er habe als Aechter gelebt, sey als Aechter gestorben und als Aechter begraben worden; man dürfe sich nun nicht mehr vor ihm fürchten, es wäre denn, daß Kunz von Grumbach's Beine wieder auferständen — dann würde Herzog Casimir Principal werden."

Dieser Zech ließ ihr eines Tages durch den Wachtmeister Zoller sagen, daß der Erzherzog Maximilian von Oesterreich sich ihrer annehmen und sie in Freiheit setzen würde.

Die neue Hoffnung, welche in dieser Mittheilung lag, entflammte den leichtgläubigen Sinn der Gefangenen.

Zoller mußte eine Unterredung über die so wichtige Angelegenheit zwischen ihr und dem Kammerrath Zech bewerkstelligen.

Hierbei vertraute Zech der Herzogin, er habe von einem vornehmen kursächsischen Rath gehört, der Erzherzog Maximilian habe es bei ihrer Freundschaft dahin gebracht, daß er sie lösen sollte, und diese darein gewilligt, ihm jährlich 200,000 Gulden aus der kurfürstlichen Kammer zahlen zu lassen, wenn sie mit ihm männliche oder weibliche Erben bekäme."

Durch diese Mittheilung, welche die Herzogin keinen Augenblick bezweifelte, war auch eine Verbindung zwischen ihr und dem unruhigen, ränkevollen Zech angebahnt. Er ward der Dritte im Bunde.

Wenn auch der häufige Verkehr mit dem Wachtmeister Zoller weniger Auffallendes

hatte; so konnte doch der Verkehr mit dem Kammerrath Zech, einem Gefangenen, und die pflichtwidrige Vermittlung durch den Wachtmeister nicht lange unbemerkt bleiben, zumal eine nicht eben große Vorsicht beobachtet wurde.

Der Herzog erhielt Kenntniß davon und befahl ohne Verzug eine strenge Untersuchung.

Die Herzogin bekannte die Beziehungen zu Zoller und Zech und namentlich auch die Mittheilung, welche ihr von dem Letzteren gemacht worden war.

Bei den verschiedenen Verhören mußte sie sich sogar Fragen über intimere Beziehungen zu Zoller und Zech gefallen lassen, insbesondere auch über die unzüchtigen Reden und Geberden des Ersteren, Fragen, die für eine Dame, und vollends für eine fürstliche Dame, so unzart waren, daß sie im höchsten Grade das weibliche Schamgefühl verletzen mußten. Indessen wurden sie von ihr ohne Anstand und oft mit Ausdrücken beantwortet, die ebenso von der Roheit des Zeitalters zeugen, als sie nur in dieser ihre Erklärung finden können.

Am Schluße der Untersuchung wurde von dem Schöppenstuhl zu Coburg dem Wachtmeister Zoller wegen seiner Dienstverletzung die Strafe des Schwertes zuerkannt und diese auch am 8. September 1603 an ihm vollzogen, nachdem der Herzog durch ein Rescript vom 3. desselben Monats befohlen hatte, „daß der Kopf Zoller's auf der Bastei der Veste nach der Stadt zu an einem langen Spieß herausgesteckt und eine blecherne Tafel angehängt werde mit der Inschrift: ‚Claus Zoller hat seinen Ayd und Artikulsbrief gebrochen.'"

Der Kammerrath Zech dagegen wurde zu ewigem Gefängniß verurtheilt.

Die Herzogin Anna starb endlich, nach zwanzigjähriger Gefangenschaft, am 27. Januar 1613. Ihr Leichnam wurde nach dem Kloster Sonnefeld gebracht, wo ein denkwürdiger Grabstein die Ueberreste der ebenso unglücklichen als schönen Fürstin bedeckt.

Nach ihrem Tod bat Ulrich von Lichtenstein um seine Befreiung, allein der unversöhnliche Herzog schlug sie ihm auch jetzt noch ab.

Als endlich auch der Herzog Casimir selbst, welcher sich im Jahre 1599 anderweit mit der Prinzessin Margaretha von Braunschweig vermählt hatte, im Jahre 1633, unter den Wirren des dreißigjährigen Krieges, die auch seine Lande arg heimgesucht hatten, gestorben war, ohne Leibeserben zu hinterlassen, und sein Bruder, der Herzog Johann Ernst zu Eisenach, in der Regierung Coburgs ihm nachfolgte, erneuerte Lichtenstein sein Gesuch bei diesem, indem er insbesondere vorstellte, daß er nach der Einnahme der Stadt Coburg im vergangenen Jahr durch die kaiserlichen und baierischen Kriegsvölker seine Freiheit hätte erlangen können, aber sein gegebenes Wort nicht hätte brechen wollen.

Diesem Gesuch, seine wenigen noch übrigen Tage auf seinem Gute Ipesheim zubringen zu dürfen, wurde auch am 5. December 1633 stattgegeben.

Allein, ehe er noch zum Genuß der vierzig Jahre lang entbehrten Freiheit gelangt war, starb er im Gefängniß. Sein Leichnam wurde seinen Verwandten zur Beisetzung in der Lichtenstein'schen Familiengruft verabfolgt.

Von allen Betheiligten hatte nur den Urheber allen Unglücks, Scoto, der Zorn und die Rache des Herzogs nicht zu erreichen vermocht.

Casimir erließ zwar, auf besonderes Anliegen seines Vaters und des Herzogs von Weimar, Steckbriefe und wirkte sogar von dem Kaiser Rudolf ein Patent aus, in welchem männiglich im heiligen römischen Reiche die Verhaftung des Italieners und dessen Auslieferung an den Herzog befohlen wurde.

Allein alle Maßregeln waren erfolglos. Ueberall fand der Tausendkünstler Freunde, die ihm anhingen und ihn verehrten, ihn deshalb zeitig warnten und Vorschub leisteten, so daß er stets Zeit und Gelegenheit fand, einer Verhaftung zu entgehen.

Nahmen doch selbst die guten Väter der Stadt Hamburg keinen Anstand, dem abgesendeten Commissär des Herzogs, der die Verhaftung des dort weilenden Italieners bei dem Magistrat betrieb, auf seine Beschwerde über die Verzögerung bemerklich zu machen: „Der Name Scoto sey berühmt und er selbst stehe mit dem Kaiser, mit Königen und Fürsten in guter Freundschaft."

So entkam Scoto auch hier.

Der Vergeblichkeit aller gegen ihn ergriffenen Maßregeln fügte er sogar noch den Hohn hinzu.

Von verschiedenen ungenannten Orten schrieb er Briefe an den Herzog, in denen er ihm seine eigene Lebensweise entgegenhielt und ihn daran erinnerte, daß er ihn selber gesucht, der Herzogin zugeführt und ihn genöthigt habe, ihr die Hand zu geben, mit der Aufforderung, „ihn als ihren guten Vater anzusehen und sich als seine Tochter zu beweisen, wie er ihn selbst als seinen guten Vater ansehn und allezeit Vater nennen werde."

Schwer trafen diese Vorwürfe den ohnehin erbitterten Herzog mit der ganzen Wucht der Wahrheit; denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er mit maßloser Verblendung und Unvorsichtigkeit einem fremden Abenteurer und frechen Betrüger sein vollstes Vertrauen gewährt und, so zu sagen, mit eigener Hand seine jugendlich unerfahrene Gemahlin ihm überliefert hatte.

Sie vermehrten nur seinen Grimm gegen diesen, der ihn, den klugen und besonnenen Mann, überlistet, betrogen und vor aller Welt in so empfindlicher Weise bloßgestellt hatte, ohne daß ihm die Möglichkeit gegeben wurde, seinen Grimm an ihm auszulassen und an ihm die vollste Rache zu üben.

Scoto war bald spurlos verschwunden und genoß wohl die Früchte, die er auf dem Felde fremder Thorheit geerntet, in stiller Zurückgezogenheit. Man hörte niemals wieder von ihm.

Auf dem Memeler Leuchtthurm.

Von

Karl Braun.

Wenn ich meine aufrichtige Meinung ohne alle Umschweife sagen soll, so haben meine verehrten deutschen Brüder und Reichs-Mitbürger sehr Unrecht, immer nach Süden und Westen zu reisen, und nicht auch nach Osten und Norden.

Schon der Abwechslung wegen könnte man es doch auch einmal mit den anderen Weltgegenden probiren, anstatt immer und ewig im Gänsemarsche nach dem Harz, nach Thüringen, nach irgend einer der vielen Diminutiv-Schweizen oder -Schweizchen und Schweizleinchen Deutschlands, oder nach der wirklichen Schweiz, oder nach Tirol, nach dem Salzkammergut u. s. w. zu wandeln.

Vor allem empfehle ich den deutschen Nordosten! Es giebt nur wenig Süddeutsche, welche ihn kennen; und diese wenigen sind als Zollparlaments- und Reichstags-Abgeordnete hingeleitet worden, was ihr Verdienst schon etwas vermindert.

Es ist wahr, die Ostsee hat weniger Salzgehalt und weniger Wasserpflanzen als die Nordsee, und infolge dessen auch wohl weniger Fische. Aber eine frische Flunder, leise geräuchert, ist nicht zu verachten; und ein Ostsee-Häring, frisch auf dem Roste (der Grillage) gebraten, ist sogar für gebildete Esser eine Delicatesse.

Die Ostsee hat nicht Ebbe und Fluth und ihre Wellen sind kürzer. Aber dafür hat sie vor allem den Bernstein und prachtvolle Ufer; — Ufer mit Wald, der sich in der See spiegelt; mit jenen steilen Abfällen, wie bei der Stubben-Kammer auf Rügen; mit jenen tiefen, weit in das Land hineinreichenden malerischen Schluchten, wie im Samland in Ostpreußen; mit jenen wundervollen Spitzen, wie die von Hela und Brüsterort; mit jenen merkwürdigen Landzungen, welche man „Nehrung" nennt, und mit jenen „Haffs", jenen großen Süßwasser-Seen, welche den Uebergang zwischen Fluß und See, zwischen Land und Meer bilden und auf welchen noch die Elemente mit einander in den Haaren liegen, so daß das Nasse und das Trockne noch nicht recht von einander geschieden, und die Verheißung im ersten Buch Moses (Kapitel 1, Vers 9 und 10) noch nicht vollständig erfüllt ist.

Wo findet ihr so etwas im Süden und Westen? Die schönen Häfen und Buchten von Flensburg und Kiel, die hochgefeierte und liebenswürdige Hansastadt Lübeck, das monumentale ehrwürdige Danzig mit seiner berg- und waldreichen Umgebung und dem lieblichen Bade Zoppot; das industrielle Elbing mit seinem frischen Waldgebirge und seiner interessanten „schiefen Ebene"; die große Königsstadt am Pregel, die Wiege der „reinen Vernunft"; das freundliche Samland mit seinen naturfrischen Bädern,

wo noch ein wirklich feines und anständiges Publicum, ohne fremde Beimischung, existirt und man noch „Europa's übertünchte Höflichkeit" (mitinbegriffen Halb-Welt und Spiel-Nomaden) nicht kennt; die interessante Frische und Kurische Nehrung; das alte und doch so regsame Memel, das den Grafen Moltke in den Reichstag gewählt hat und treue Wacht hält an der durch Schutzzölle und Polizeiplackereien schlimmster Art gesperrten russischen Grenze: — wahrlich, das verdient gesehn, besucht, ja studirt zu werden.

Gewöhnlich lassen sich die Touristen abschrecken durch die Behauptung, es sei „furchtbar theuer" im Nordosten. Dies ist eine Verleumdung oder wenigstens ein Mythus. Die Preise stellen sich nachgerade — ich möchte sagen nach den Gesetzen der Hydrostatik — überall ins Niveau in den, durch Verkehrsmittel aller Art so eng mit einander verbundenen, einzelnen Theilen des alten Europa. Jedenfalls lebt man im Nordosten billiger als am Rhein und in der Schweiz; und zwar schon deshalb, weil man hier einfacher lebt, weil hier weniger Consluxus und Luxus. Im Uebrigen kann ich, der ich längere Zeit im Nordosten gelebt habe, versichern, daß ich hier nirgends geprellt worden bin, eine Behauptung, welche sich von manchen anderen Gegenden des lieben deutschen Vaterlandes mit dieser apodiktischen Bestimmtheit schwerlich aufstellen lassen dürfte.

Was Land und Leute, Natur und Cultur anlangt, so erlaube ich mir, Weiteres vorbehaltend, hier ein Blatt aus meinem Reisetagebuch zu geben, — ein Bild aus dem äußersten Nordosten, dicht an der russischen Grenze. Hoffentlich gelingt es damit, den Appetit deutscher Touristen ein wenig zu reizen.

* * *

Die Aussicht von dem Memeler Leuchtthurm ist höchst originell. Freilich glauben die Memeler, man scherze, wenn man das sagt. Ich muß mich daher näher expliciren.

Die Stadt Memel theile ich in vier Theile; wenn man nämlich im Kurischen Haff nordwärts fährt, kommt man zuerst an eine Reihe stattlicher Windmühlen, welche das Holz, einen Haupthandelsartikel dieser Stadt (außerdem ist dies noch Flachs, Hanf und Getreide) zerschneiden. Sie liegen zwischen „der Schmelz," einem Hafen, und der Stadt, und bilden gleichsam die Vorrede zu letzterer. Das erste Kapitel der Stadt heißt „die Altstadt." Sie ist weniger schön und schließt die Citadelle in sich, welche bescheidene Dimensionen hat und von einigen Schanzen drüben auf der Kurischen Nehrung secundirt wird. Der schönere Theil, das zweite Kapitel der Stadt, heißt „die Neustadt." Sie hat einen trefflichen Winterhafen und ist (Folge eines Brandes) größtentheils neu aufgebaut. Trotz dieser Novation kann sie jedoch auch heute noch nicht ihren ursprünglichen Charakter verleugnen. Dieser ist nämlich, obgleich deutsch, doch von der einen Seite etwas englisch-holländisch angeweht, und von der andern Seite ein bischen russisch. Das Holländische zeigt sich in der Reinlichkeit; das Englische in der Solidität der Einrichtungen und in manchen feinen blonden Damenköpfen; das Russische in der Einrichtung mancher Höfe, welche mit einem hohen Bretterzaun umgeben sind und darin eine Thorfahrt haben, mit einem hölzernen Galgen darüber, wie ein russisches Blockhaus. Auch einzelne neue Häuser haben die deutsche Bauart der Hansa-Städte, wie wir solche in Lübeck, Danzig, Greifswald rc. finden, beibehalten und erneuert, nämlich einen hohen der Straße zugewandten Giebel mit allerlei Zacken und Zinken oder sonstigen gothischen Formen. Zwischen der Altstadt und der Neustadt fließt die Dange (sprich: Dannje), ein wasserreicher Fluß von kurzem Laufe (er kommt aus Rußland), der hier große Schiffe trägt. Eine alte, aber wie es scheint, in neuerer Zeit etwas vernachlässigte Lindenallee erinnert ebenfalls an niederländische Städte mit ihren „Boompjes" (Bäumchen).

Verlassen wir, immer nach Nord-Nord-Westen steuernd, die eigentliche Stadt, so kommen wir nach der Vorstadt „Vitt" und dann nach der „Bommels-Vitt," bewohnt von Fischern und Schiffern. Zwischen beiden liegt die Navigationsschule, ein geschmackvolles Gebäude am richtigen Ort. Von hier beginnen die Molen, die auf beiden Seiten des Tiefs laufen, welches letztere die Haff-Wasser der See zuführt. Die eine Mole heißt die „Norder-Platte," die andere die „Süder-Platte." Beide erstrecken sich noch weit in die See,

um die Einfahrt zu erleichtern und vor Versandung zu schützen. Es ist schön zu sehen, wie die blaugrüne See wider die Molen braust und ihren weißen Schaum darüber wirft.

Die Molen sind aus dicken erratischen Blöcken construirt, aber dem Meer, und namentlich dem Eis, vermögen sie nicht zu widerstehen. Es unterwühlt sie und dann kollern die dicken Steine aus einander und durch einander.

Man tadelt hier allgemein die Technik dieses Molenbaues. Ich glaube, nicht mit Unrecht. Ich habe die See-Molen in vielen Ländern Europa's observirt und gesehen, daß man dort anders baut. Man legt dort Eisböcke oder ähnliche Spitzen



vor die eigentliche Mauer, damit jene die Wellen und das Eis brechen, bevor diese, die Mauer, von ihnen getroffen wird. Dann schichtet man beim Mauern nicht einfach die Steinblöcke auf einander, sondern man behaut die Steine keilförmig und stellt dieselben so gegen die Fluth, daß diese, wenn sie anprallt, die Keile immer noch fester in einander und in das dahinter aufgehäufte Erdreich hineintreibt. Also etwa in obiger Form.

„Ich dächte, man brauchte sich nicht zu schämen, im Hafen- und Molen-Bau etwas von England zu lernen," sagte ich.

„Ach, das wäre gar nicht einmal nöthig," meinte mein Memeler Mentor.

„Wie so?"

„Nun, man brauchte nur hier die Schiffer zu fragen. Die verstehen sich auf Brandung und Eisstrom besser als alle Geheimräthe in Preußen."

„Ja, das glaub' ich auch. Es erinnert mich an eine Geschichte aus dem Herzogthum Nassau, wo ich damals Präsident des Abgeordnetenhauses war. Wir machten die Lahn schiffbar und legten dort Schleusen für die Lahnkähne an, wo der Fluß zu seicht war. Allein das Werk mißlang. Man baute die Schleusen sehr schmal, damit nur schmale nassauische Lahnkähne, aber nicht auch die breiteren preußischen Rheinkähne hinein könnten. Allein der Bergbau und der Hütten-Betrieb hob sich. Der Verkehr wuchs. Man mußte, um ihn zu bewältigen, größere Kähne bauen; und als man größere Kähne hatte, mußte die Regierung auch die schmalen Schleusen einreißen und breite bauen; so bestrafte sich der neidische Particularismus. Damit aber nicht genug. Eine der neuen Schleusen war zwar äußerlich sehr schön. Sie hatte jedoch einen Fehler. Der Strom trieb von ihr ab nach der andern Seite. Man konnte nicht hinein. Man hatte eben nicht die Schiffer befragt. In dem Landtag gab es darüber ein großes Geschrei. Der Regierungscommissarius rutschte allemal wie ein armer Sünder auf der glühenden Höllenbank hin und her, wenn die Rede auf die Schleuse „am Hollerich" kam. Endlich faßte er sich ein Herz:

— „Meine hochgeehrtesten Herren," sagte er, „die Regierung muß sich in solchen Sachen auf ihre Techniker verlassen. Die Herren Techniker sind seit langen Jahren erprobte und bewährte Leute, erprobt zu Wasser und zu Land. Diese Herren Techniker erklären die Schleuse für gut, und die Herzogliche Regierung ist überzeugt, daß dies richtig ist. Denn die Herren Techniker haben die Schleuse gebaut und kennen sie ohne Zweifel am besten."

Im Landtag saß damals ein kluger alter

Bauer von der Lahn, Namens Just Schmidt. Der erhob sich darauf und sprach die geflügelten Worte:

„Ich aber bin der Meinung, die Regierung würde besser daran thun, wenn sie nicht bloß Techniker zu Rathe zöge, sondern auch Sachverständige."

Unter den „Technikern" verstand Just Schmidt die Regierungs-Baumeister, unter „Sachverständigen" aber die Schiffer.

Und er hat Recht. Denn nachdem einmal die Zünfte abgeschafft sind, prüft man nicht mehr den Schuster, sondern die Stiefel, die er gemacht hat. Man fragt nicht mehr die Producenten, sondern auch die Consumenten; und man sucht die Wohnungsfrage dadurch zu lösen, daß man baut nach dem Wohnungsbedürfniß und nicht mehr nach den Ideen der Bauräthe und der Baupolizei-Leute.

* * *

Der Memeler Leuchtthurm liegt an einer Biegung der „Norderplatte." Er ist roth von Kopf bis zu Fuß, wie der Prinz von Arkadien, und sein Rothkäppchen leuchtet weit in die Welt hinein.

Ich komme nun auf die Aussicht zurück, und warum sie interessant ist. Man übersieht hier nämlich auf einen Blick ein großes Schlachtfeld, auf welchem ein riesiger Kampf entbrannt ist schon seit Jahrhunderten, nämlich der Kampf zwischen Cultur und Wildniß, zwischen den Menschen und den Naturgewalten, zwischen dem Land, das auf der Seite des Menschen steht, und dem Wasser, dem Wind und dem Sand, welche für die ursprüngliche Wildheit sich schlagen. Der Feldzug ist noch unentschieden. Auf dem einen Flügel hat die Cultur gesiegt, auf dem andern die Uncultur, im Centrum ist das Gefecht zum Stehen gekommen.

Auf jenem Flügel liegt die Stadt Memel, ein alter Sitz der Cultur, erbaut unter Konrad von Feuchtwangen, dem Meister des Lievländischen Ordens, späterm Hochmeister der „Deutschen Herren," im Jahre 1279, und dann 1312 befestigt durch Konrad von Joock, den Landmeister der „Schwertbrüder," befestigt nicht nur gegen Sand, Wind und Wellen, sondern auch gegen wilde Thiere und noch wildere Menschen. Wo jetzt die Festung steht, lag ehedem ein slawisches Raubnest, Kleupeda geheißen; die „Deutschen Herren" brachen das Raubnest und bauten die Burg, „welche" (wie es in dem interessanten Sammelwerke „Erläutertes Preußen" heißt — der vollständige Titel lautet so:

„Erläutertes Preußen, oder auserlesene Anmerkungen über verschiedene, zur Preußischen Kirchen-, Civil- und Gelehrten-Historie gehörige besondere Dinge, woraus die bisherigen Historienschreiber theils ergänzet, theils verbessert, auch viele bisher unbekannte historische Wahrheiten ans Licht gebracht werden. Königsberg, Anno 1728, zu finden bei sel. Martin Hallervords Erben")

„welche wegen der guten Situation des Orts, als wo nämlich das süße Wasser des Kurischen Haffes sich mit der gesalzenen Ostsee konjungiret, nachmals zu einem Schloß und einer berühmten Festung gediehen, so daß auch Philippus Cluverus dieselbe eine gegen Norden sehr stark befestigte Citadelle (arcem versus septentrionem munitissimam) nennt und Pastor Hennenberger in der preußischen Landtafel sie wegen ihrer gewaltigen Wälle und Gräben ziemlich erhebet."

Abgesehen von einigen älteren Straßen, in welchen zwischen einem antediluvianischen oder wenigstens pfahlbäuerlichen Pflaster ein idyllisch-bukolisches Gras wächst, sieht man im übrigen, Dank der wiederholten Feuersbrünste, von welchen die Stadt in alter und neuer Zeit heimgesucht worden ist,* der Stadt ihr sechshundertjähriges

* In dem bereits citirten Sammelwerk „Erläutertes Preußen," Band IV., S. 247 und ff., ist hierüber Folgendes zu lesen:

— „Die Stadt hat unterschiedene Feuersbrünste erlitten. Anno 1323 ist selbe sammt den Schiffen von den Zamaiten ganz verbrannt, das Volk theils erschlagen, und das Uebrige gefänglich weggeführet worden. 1379 ist der Comthur Gallus von Teichrichwald mit vielem Volk von den Zamaiten erwürget und die ganze Stadt abermals verbrannt worden. Anno 1389 erschlugen die Zamaiten 800 Mann, so die Stadt unmittelbar neu erbauet hatten, und machten Alles zu nichte. Weil die Danziger den russischen und polnischen Hanf- und Flachshandel von Memel abziehen und durch den Weichselstrom nach Danzig hinziehen wollten, so brannten sie Memel halb aus, nahmen beim Schloß ein Schiff mit Wein, Schmacken und andere Gefäße weg. Imgleichen gibt man den Danzigern schuld, daß sie die Mündung der Dange mit Steinen, welche sie in vier Schiffen heimlicher Weise zugeführet,

Alter nicht allzusehr an. Ihre ungünstige Lage beginnt sich zu bessern. Die Eisenbahn nach Tilsit ist bereits in Angriff genommen, eine bessere Verbindung mit Rußland kann nicht ausbleiben. Handel und Verkehr sind im Aufblühen. Man findet auch im häuslichen Leben mancherlei Comfort, wie er nur beim Wehen der Seeluft gedeiht. Jedenfalls rechne ich von meinem Standpunkte unter diesen bemerkenswerthen Comfort auch echte und gute Südweine, sonst eine Seltenheit im deutschen Reiche. Doch vertiefen wir uns nicht in Details. Jedenfalls bietet uns die Stadt mit ihrem breiten Fluß, ihren frisch verputzten Häusern, ihrem regen Handel und Wandel, dem Mastenwald in dem Hafen und auf der Dange ein Bild des Lebens.

Die gegenüberliegende Kurische Nehrung aber ist das Bild des Todes. Während um die Stadt herum das Getreide strotzt auf schwellenden Hügeln, die Wälder gedeihen, die Straßen mit hübschen Bäumen bepflanzt sind und einzelne schöne laubige und lauschige Anlagen, wie das „Königswäldchen", sich aus der Ebene abheben, sieht man vom Leuchtthurm aus auf der Nehrung nur Sand, Sand und abermals Sand. Ein paar kleine Verschanzungen, der Sandkrug, eine Hütte des Zwerg-Fährmanns, auf der Seeseite ein Fischerhäuschen, das ist Alles. Selbst mit dem trefflichen Fernrohr des Leuchtthurms sieht man drüben nirgends eine menschliche Seele. Ein paar Netze flattern im Winde, aufgehängt über Stangen. Ein paar Strandläufer, schwärzlich-braune kleine Vögel, hüpfen im Sande und stoßen einen mehrmals wiederholten schrillen Ruf aus. Sonst herrscht die tiefste menschenleerste Einsamkeit auf dieser Nordspitze der Kurischen Nehrung. Man sieht dieselbe vom Leuchtthurm nicht von ihrer dem Haff zugekehrten Ost-, sondern von ihrer dem Meere zugewandten Westseite. Hier ist Alles Sand von dem Strand bis zum obersten, wellenförmig geschwungenen Grat der Hauptdüne. Oestlich und südlich von der „Gricin," dem Sandberge mit dem Vermessungs-Dreispitz, ragt der dunkele Wald von Schwarzort hinter dem weißen Sande hervor. Aber wer weiß, ob die nächste Generation sich noch dieses tröstlichen Anblicks erfreuen, ob nicht bis dahin der Sand die Bäume zerstören, durchfeilen, begraben, verschütten, ersticken wird? Ob nicht alsdann das Ganze nicht mehr eine Wohnstätte für Menschen, sondern nur noch eine Ruhebank sein wird für Seehunde, welche von den West- und Nordweststürmen ermüdet und zerschlagen, sich auf dem warmen Sande sonnen, um neue Kraft zu gewinnen; oder für die Carmorans, für jenen schwerschnabeligen Vogel, Mittelding zwischen Pelikan und Gans, welcher mit seinem schwarzen Gefieder, seinem Nacken-Federbusch und seinen unheimlich grünen Katzenaugen aussieht wie der leibhaftige Satan? Er kommt aus Schweden, um hier Fischfang und Sommer-Villeggiatur zu halten.

Seit 1827 hier der Eilwagen mit Mann und Maus im Sande ertrunken (sit venia verbo!), wagt nicht leicht Jemand zu Pferd oder Wagen diese Sahara zu passiren. Er läuft die Gefahren von Scylla und Charybdis auf festem Lande. Hier oben auf dem Grat der Flugsand. Dort unten am Strande der Triebsand. Der Triebsand ist der gefährlichere wegen seiner täuschenden Decke. Es verhält sich mit ihm ähnlich wie mit dem „Piezloch" im märkischen Moorgrund, dessen unheimliches Verhängniß uns Franz Ziegler, der wackere Oberbürgermeister der Stadt Brandenburg und — was mehr sagen will — der große Novellist der Mark Brandenburg, mit gewohnter poetischer Kraft und Anschaulichkeit beschrieben. Der Triebsand vereinigt

---

verschüttet, verfüllet und zur Einfahrt auf lange Jahre untüchtig gemacht. Inmaßen denn auch bis auf den heutigen Tag (1726) dieser Strom noch 216 Fuß lang und 108 Fuß breit mit Steinen angefüllet, daß das Wasser kaum 7 Fuß hoch über denselben stehet. Anno 1540 brannte diese Stadt, unter des Preußenherzogs Albert I. Zeiten, abermals ganz ab. Nur 6 Häuser blieben stehen. Auf Jacobi 1660 litt die Festung gleichfalls großen Schaden durch einen Brand. Anno 1669 am Johannis-Abend flog das angezündete Speck aus der Büttelei, nahe am Schloßgraben, nach dem Schlosse hin, in welchem Brand die Festung den größten Theil ihrer Gebäude einbüßte, so daß kaum der Pulverthurm mit vielem Löschen erhalten wurde. Der letzte Brandschaden (vor 1726) geschah 1678, den 17. November, beim Einfallen der Schweden unter Karl XI., da die Stadt, außer einigen wenigen Häusern, welche nach dem Schlosse zu stehen, nebst Kirchen und Pfarrhäusern ganz abgebrannt, so daß noch heute (1726) davon leere Brandstätten zu sehen sind." —

Dies ist nur ein dürftiger Auszug aus der Leidensgeschichte Memels. Auch während des siebenjährigen Krieges hat es in Folge der russischen Occupation Schweres erduldet. Br.

sich nämlich am Strande mit dem Wasser, um einen Strudel zu bilden, in welchem man keinen Grund findet. Dieser Strudel ist überdeckt mit demselben angefeuchteten grauen Sand, wie die übrige Spülung des Strandes, von welcher er sich in keiner Weise unterscheidet. Tritt man in gutem Glauben auf diese trügerische Decke, so versinkt man in dem Strudel, um nie wieder „das rosige Licht" zu schauen. Vor einigen Jahren ritten drei Herren van Bad Schwarzort auf der Ostseite der Kurischen Nehrung, am Haff-Strande, gen Norden. Im Anfange ging es recht gut. Der von der Brandung angefeuchtete Sand trug. Die Pferde hatten nicht so mit dem Sande zu kämpfen, wie man es vermuthete. Auf einmal versinkt das Pferd in der Mitte bis an den Hals. Der Reiter durchschaut sofort die Gefahr. Mit einem Schrei der Verzweiflung hebt er sich aus dem Sattel und wird so von seinem Nachbarn links aufs Feste gehoben, während der Nachbar rechts dem nunmehr erleichterten Pferde in die Zügel greift und es mit Macht aus dem Loche reißt, in welchem ahne den Beistand Dritter Roß und Reiter auf Nimmerwiedersehen verschwunden sein würden.

Kurz nach dem großen Memeler Brande fuhr ein kleines Dampfboot von Pillau nach Memel. Es war befrachtet mit wallanischen Backsteinarbeitern nebst deren Werkzeugen. Sie wollten beim Wiederaufbau Memels helfen. Das Schiff strandete an der „Südspitze," d. h. an dem nördlichen Ende der Kurischen Nehrung. Hier warf es der Sturm an eine Stelle, wo sich ein kolossaler Triebsandstrudel gebildet hatte, — eine dickflüssige, ungreifbare, zähe Masse, welche gleich dem Bruchschlamm des Torfmoores nichts wieder herausgiebt, was sie einmal erfaßt hat. Das Schiff begann in dieser Masse zu sinken. Keine Anstrengung half, weder die der Menschen, nach die der Maschine. Je mehr man arbeitet, desto mehr beschleunigt man das Sinken. Alle Versuche, sich zu retten, sind vergeblich. Jeder Versuch beschleunigt nur die Katastraphe. Vergebens sind alle Nothsignale. Es wagt sich Niemand heran. Was können hier die Lootsen helfen? Sie würden nur selber mit ihren Kuttern unrettbar in das Verderben gerathen. Auch die Leute auf dem Schiffe ermatten. Resignirt und verzweifelnd legen sie die Hände in den Schoaß. Wer kann gegen die Macht der Elemente? Einige beten, Andere fluchen. Dann wird es still. Vier Stunden, nachdem das Schiff gestrandet, ist es im Triebsande verschwunden. Man hat nie einen Knochen von der Mannschaft, nie eine Planke des Schiffes wiedergesehen. Vielleicht in hundert Jahren wird man beim Bernsteinbaggern oder beim Bernsteingraben wieder etwas davon finden. „Unter dem Mist," so lautet der technische Ausdruck. Unter „Mist" versteht man nämlich das große Lager van allerlei alten und kleinen Halztrümmern, womit der Baden des Haffs bedeckt ist. Ein Palier von den wallonischen Backsteinmachern hatte in Pillau das Baot verlassen, weil er am Lande etwas zu thun hatte; er kam über Königsberg, Cranz, Bek und die Kurische Nehrung nach Memel, um dort zu vernehmen, daß er seine Landsleute im Diesseits nimmer wiedersehen werde.

Die Vegetation auf der Nehrung kann nur gerettet werden, wenn man mit ängstlichster Sorgfalt die Waldungen conservirt. Kein Thier darf zur Weide hinein, kein Baum darf gefällt werden, wenn ihn nicht schon das Alter zum Tode verurtheilt. Nur Blender-, aber keine Schlagwirthschaft.

Die Memeler Kaufmannschaft thut das Ihrige auf der Spitze der Nehrung. Sie ist unablässig bemüht, auf derselben Pflanzungen van Strandhafer, und später, wenn dieser einmal Fuß gefaßt hat, auch van Kiefern anzulegen und dadurch den wallenden Sand festzulegen und Humus zu erzeugen. Der Erfalg kann nur ein langsam und allmälig fortschreitender sein. Für den Augenblick ist er kaum sichtbar, und die Ausgaben sind graß. Trazdem ist die Anlage rationell; denn sie schützt das Tief und den Hafen von Memel vor der Versandung.

Blicken wir nun, immer von dem Leuchtthurm aus, nachdem wir das östliche Ufer, auf welchem die Cultur, und das westliche, auf dem die Uncultur siegreich, gesehen, nach Norden. Dort sehen wir auf einer graßen Fläche, welche ehedem auch wüste lag, die „Memeler Stadt- und Kaufmanns-Plantage", einen jungen Wald, der trefflich gedeiht und den Beweis liefert, daß es bei einem tüchtigen Aufwand van Verstand, Zeit und Geld doch möglich ist, die Wüste zu bannen.

Während wir den Wald von oben observirten, trat auf der Seeseite ein Reh aus demselben hervor, betrachtete sich mit Gemüthsruhe den Leuchtthurm, die Norder-Platte und die See, und kehrte dann mit demselben vertrauensvoll-langsamen Schritt in die Plantage zurück, mit dem es gekommen.

Was soll aus der Kurischen Nehrung noch werden? Ich weiß es nicht. Nur so viel steht fest, sie ist noch nicht fertig; und so, wie sie im Augenblick ist, kann sie schwerlich bleiben. Entweder wird sie, immer mehr von den Gewässern unterwühlt und weggefressen, dereinst gänzlich verschwinden, so daß das Haff, welches jetzt hinter ihr liegt und mit dem Süßwasser der Flüsse gefüllt ist, sich mit der Salzfluth vereinigt. Oder die Westwinde, welche hier dominiren, treiben all die enormen beweglichen Sandmassen der Nehrung hinüber in das Haff, so daß letzteres immer stärker versandet und sich, berieselt durch die aus Litauen kommenden Flüsse und Bäche, zuerst in einen Sumpf und dann in fruchtbares Marschland verwandelt. Kurz, die Landzunge wird entweder zu Festland oder zu Wasser; das Haff wird entweder zur Salzfluth oder zu Land werden.

Da wir aber so lange nicht warten konnten, bis das Eine oder das Andere geschah, so begaben wir uns nach der Weinschenke, welche am Fuße des Leuchtthurms liegt, tranken dort eine vortreffliche Flasche Portwein und traten dann den Rückzug an.

Jedenfalls glaube ich den Beweis geliefert zu haben, daß der Leuchtthurm bei Memel für culturwissenschaftliche Betrachtungen einen vorzüglichen Standpunkt bietet.

Literarisches.

August Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Fünfte, umgearbeitete Auflage. Von K. Bartsch. Leipzig, Vogel.

Das berühmte Werk Koberstein's, das als Product gründlicher Forschung und gewissenhafter Gelehrsamkeit in dieser Richtung längst gewürdigt ist, tritt hier in einer neuen Bearbeitung auf, die wir einem Manne verdanken, der ganz geeignet war, in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten. Koberstein hatte in den letzten Jahren seines Lebens bereits die Vorarbeiten zur fünften Auflage seines Werkes gemacht, aber bevor er diese sorgfältige Revision und Ergänzung zu Ende geführt hatte, rief ihn der Tod von seiner Thätigkeit ab. Daß Karl Bartsch die Umarbeitung dann übernahm, ist schon an und für sich ein Verdienst, da er im voraus sich sagen konnte, daß man von vielen Seiten Ausstellungen erheben werde. In solchem Falle geht der Bearbeiter dem Einen zu weit, dem Andern nicht weit genug in der Aneignung der Grundsätze, welche der ursprüngliche Verfasser in seinem Werke zur Geltung gebracht. Dazu kam hier noch, daß die Vorarbeiten, welche Koberstein hinterlassen, dem Bearbeiter Rücksichten auferlegten und ihn in der freien Behandlung des eigentlichen Materials beschränkten. Glücklicherweise hat sich jedoch Karl Bartsch bereits einen so hochgeachteten Namen unter den Erforschern der deutschen Literaturgeschichte errungen, daß es sich wohl um entgegenstehende Ansichten, aber nicht darum handeln kann, ob er überhaupt berechtigt war, eine so bedeutende und für die betreffende Wissenschaft maßgebende Arbeit zu übernehmen. Ein positives Verdienst hat er in der Veränderung der Form, da er viele der Anmerkungen, welche Koberstein in den früheren Auflagen beifügte, dem Texte einverleibt hat und dadurch das Werk für den praktischen Gebrauch viel geeigneter erscheinen läßt. Dies ist namentlich in Bezug auf das biographische Material und die angezogenen Urtheile geschehen.

Kunstnotiz.

Im Verlage von Ernst Arnold in Dresden ist ein berühmtes Bild des Velasquez, das **Porträt der Infantin Margarethe**, in Stahlstich erschienen, welches nicht nur allen Liebhabern von historischen Porträts, sondern überhaupt allen Kunstfreunden auf das wärmste empfohlen zu werden verdient. Der ausgezeichnete, mit Geist und technischer Meisterschaft gearbeitete Stich ist unter Eduard Mandel's Direction von **Hans Meyer** ausgeführt und wird in verschiedenen Ausgaben versandt. Das anziehende und charakteristische Kinder-Porträt dürfte jedenfalls für die Mappe jedes Sammlers, aber auch als geschmackvolle und kunstverständige Zimmerzierde überall willkommen sein.



Reisebriefe aus britisch Barmah und Pinang.

Von

E. von Ransonnet.

(Schluß.)

Molmeïn, 12. Februar.

Nachdem ich während der ersten Tage wegen Mangel an Gasthäusern von meinem Rechte, an Bord der Burmah zu wohnen, Gebrauch gemacht hatte,* folgte ich der Einladnng eines Mr. Fortyth, Gesellschafters und Vertreters der großen Firma Buchanan und Comp., sein Bangalo zu beziehen.

Das gastliche Haus war im landesüblichen Stil aus Tiekholz und auf Pfählen gebaut, und sehr hübsch auf einem Hügel südlich von Molmeïn gelegen. Die Aussicht von der Terrasse auf den Fluß und ferne blaue Berge war reizend, die Seebrise erfrischend, und der Comfort im Hause wie man ihn nur wünschen konnte. Einer eigenthümlichen Zierde des luftigen Salons will ich noch erwähnen, blühender parasitischer Orchideen nämlich, welche von ihrer heimischen Rinde getrennt, an den Wänden einfach aufgehängt waren und in der feuchten Luft ohne irgend welche Pflege sich vortrefflich befanden. Von diesen echt tropischen Gewächsen fand ich in einem nahen Gehölze die Stämme über und über bedeckt, und ich hatte in Kurzem eine kleine Sammlung derselben angelegt, welche ich von Singapur aus an den botanischen Garten in Wien zu senden gedachte.*

Mein Wirth lag unglücklicherweise beinahe fortwährend am Fieber darnieder und so hatte ich Muße, die umliegenden Hügel zu durchstreifen. Die Gegend entsprach indessen nicht ganz meinen Erwartungen und namentlich war es die Ausgedehntheit der völlig dürren Reisfelder, wie überhaupt die große Trockenheit der Jahreszeit, welche dem Lande viel von seinem Reiz genommen hatten. Dennoch war die Insectenwelt besser vertreten als in Rangun und Akyab und ich bereicherte meine Sammlung ohne viel Mühe durch herrliche Lycäniden, darunter eine Art mit herrlich schillernden Schwingen, welche den Garten des Bangalos belebte. Am stärksten vertreten war das Geschlecht der Ameisen in der Nähe des Hauses, ja, eine sehr belebte Ameisenstraße führte durch meine Veranda. Die Bäume des Gartens waren überdies von sehr merkwürdigen Colonien einer Ameise (Cremastogaster Kirbyi Sykes) besetzt, welche unsern Wespennestern von kugelar-

* Dort langten sie im besten Wohlsein an, obgleich sie über 2 Monate unterwegs gewesen. Ein Megaclinium und Dendrobium Farrianum befanden sich unter denselben.

tiger Gestalt nicht unähnlich waren. Myriaden von Ameisen bewohnten diese Colonien und bei leichter Erschütterung der Bäume, auf welchen sie sich angesiedelt hatten, pflegten Tausende, einem Regenschauer gleich, herabzustürzen und ihre vermeintlichen Feinde mit den schmerzhaftesten Bissen zu bedecken. Einen indischen Diener bewog ich, einen dieser Bäume zu besteigen, von den erbosten Insecten jedoch angegriffen, verlor er alle Lust, ein Nest zu erobern. Ich war daher genöthigt, selbst das kleine Wagniß zu unternehmen, welches vom besten Erfolg gekrönt war. Meine Haut war indessen bös mitgenommen, und ich verargte es in der That nicht dem braunen Kerl, welcher allen wissenschaftlichen Eifers baar zu sein schien, auf die verheißene Belohnung verzichtet zu haben. Schleuniges Wechseln meiner von Ameisen wimmelnden Kleidung war natürlich das Erste gewesen, was ich nach vollbrachter That bewerkstelligte. Ein Fläschchen Benzin genügte hierauf, um die gesammte Einwohnerschaft des kopfgroßen Nestes für immer unschädlich zu machen.

Das Tiekholz (teakwood), welches nebenbei gefagt bis auf etwa 80 englische Meilen den Salwehn aufwärts beinahe ausgerottet ist,* spielt in Molmeïn eine große Rolle und die Firma Buchanan & Comp. beschäftigt sich in hervorragender Weise mit der Ausfuhr dieses ausgezeichneten Baumaterials. Mr. Forsyth gab mir Gelegenheit, das großartige Etablissement (die teak timber yards & saw mills) seiner Firma am Flusse unter Begleitung des Werkführers in allen Einzelheiten zu besichtigen.

Zwei der gewaltigsten Kräfte der Natur, welche der Mensch sich dienstbar gemacht hat, sieht man dort in Thätigkeit. Den Dampf und die Muskelkraft gezähmter Elephanten. Sechs Dampfsägen, darunter zwei Circularsägen, bearbeiten ganze Berge großer Tiekstämme, die auf dem Salwehn herabgeflößt werden. Sechs Elephanten, unter welchen ein wahrer Koloß, schleppen die Stämme aus dem Fluß, schichten sie auf oder führen sie den Maschinen zu und vermitteln schließlich deren Verschiffung. Es ist höchst merkwürdig, die großen Thiere die schweren Stämme mit Leichtigkeit schleppen, rollen und mittelst der Stoßzähne aufschichten zu sehen. Alles dies geht spielend vor sich und kaum bemerkt man ein Wort oder eine Fußbewegung des Lenkers, welcher während der Arbeit seinen Platz auf dem Nacken des Thieres nicht verläßt. Für den Fremden ist es nicht immer rathsam, dem Elephanten zu nahen, denn gar häufig macht ihn die unablässige Arbeit unwirsch und da pflegt er Rüsselschläge auszutheilen, die dem Empfänger übel bekommen.* Der Elephant arbeitet von 6—11 Uhr Morgens und von 1—6 Uhr Abends, dazwischen ist ihm aber Ruhe vergönnt und früh und Abends genießt er die ihm unentbehrliche Wohlthat des Bades. Der Werth der Elephanten wechselt nach Stärke und Gelehrigkeit. Kräftiges Genick, niederes Hintertheil und starke Stoßzähne zum Heben der Stämme, sind Haupteigenschaften des Körpers; ist auch gute Abrichtung damit verbunden, so wird ein solches Thier mit 3000 Fl. bezahlt, während ein neu eingefangener Elephant etwa den zehnten Theil dieser Summe werth ist. Der Mahaut oder Lenker ist fast ausnahmslos ein Inder aus der Präsidentschaft Madras, während die Elephanten von sehr verschiedener Herkunft sind.

Wenngleich Thiere und Dampf viel Menschenkraft ersetzen, finden dennoch außerdem 126 Eingeborene in der gedachten Anstalt Beschäftigung, zumal alles krumme, für den Schiffbau so werthvolle Holz mit der Hand gesägt werden muß.

Das Tiekholz hat bekanntlich die Eigenschaft, sich sehr leicht bearbeiten zu lassen, es spaltet sich nie, erhärtet an der Luft, brennt nicht leicht, giebt aber, einmal in Brand gesetzt, auch ein gutes Feuer. Die Tiekstämme haben den Nachtheil, selten ohne Fehler zu sein, dafür aber hat das Holz von Termiten nichts zu fürchten, liegt viele Jahre unversehrt in der Erde und Eisennägel sind in selbem dem Rosten nicht unterworfen. Diese lange Reihe guter Eigenschaften machen das Tiekholz, außer zum Schiffbau, zu vielen anderen Zwecken tauglich und giebt ihm namentlich in den Tropen, wo alles Holzwerk so bald der Zerstörung anheimfällt, einen außerordent-

* Pflanzungen von Tiekbäumen werden jetzt glücklicher Weise so wie in Vorderindien auch in Barmah angelegt.

* Arbeiter werden nicht selten durch bösartige Elephanten getödtet.

lichen Werth. Der Verbrauch desselben im Lande selbst ist daher ein sehr großer und dessen Unverwüstlichkeit hat den in Barmah und Siam herrschenden Holzstil der Architektur, sowie den Schiffbau zu überraschend hoher Entwickelung gebracht. Ich will hier nur nebenbei eines Fahrzeuges erwähnen, welches 110 Jahre lang seine Seetüchtigkeit bewährte, ohne daß es, wie die Schiffe der englischen Marine, wiederholt neugebaut und nur der alte Name allein unverändert geblieben wäre. Obwohl mir diese Geschichte glaubwürdiger erscheint als die Fabel vom 40 Fuß langen, im Salwehn lebenden Krokodil, so dürfte der schlagendste Beweis für die Dauerhaftigkeit des Tielholzes die Thatsache sein, daß aus diesem Material verfertigte Dachschindeln sich in Molmein dreißig Jahre lang so zu sagen unverändert erhalten haben.



Aussicht vom Bangalo des Herrn Forsyth in Molmein auf den Salwehn. (Nach einer Zeichnung von E. von Ransonnet.)

Die Firma Buchanan führt aus Molmeïn jährlich an 10,000 Tonnen Tiekholz zu den nachfolgenden Preisen* aus, welche vielleicht für Fachleute von Interesse sein dürften:

Viereckig zugeschnittene Balken (fine squarelogs), etwa 24 Zoll, 19 Zoll im Geviert, die Tonne 6 Lstr.; runde Balken (roundlogs), die Tonne 4 Lstr.; Bretter, die Tonne 6 — 6½ Lstr.; 1000 Stück Schindeln (15 Zoll, 5 Zoll, ¾ Zoll am dicken Rand) 1 Lstr.



Der Salwehn bei Molmeïn; im Hintergrunde links das Vorgebirge Martaban, rechts die Zwa-Kabin-Berge. (N. e. Z. v. E. v. Ransonnet.)

Pinang,* 17. Febr.

Am 13. Febr. hatte ich Molmeïn nach fünftägigem Aufenthalt, an Bord des

* Für Fracht und Assecuranz einer Tonne viereckiger Balken entfallen 3 — 4 Lstr.

* Pulo Pinang oder Penang, eine ungefähr 18

Dampfers der British India St. Nav. Comp. Cheduba* verlassen. Das Schiff war klein (667 Tonnen), und außer mir befanden sich nur zwei Passagiere erster Klasse an Bord, liebenswürdige und gebildete Engländer, gegen deren Gentleman-Manieren die gesuchte Flegelei des Kapitäns gewaltig abstach, welcher, wie er selbst erzählte, ein paar Jahre in den diggings, den Goldwäschereien Australiens, nämlich sein Glück versucht und von dort seinen eigenthümlichen Schliff geholt hatte. — Das Meer war herrlich blau und ruhig, gleich dem Mittelländischen, die Luft so köstlich mild, daß ich mich keiner angenehmeren Fahrt zu entsinnen weiß. Einzelne Inseln, von Wolken beschattet, zogen vorbei — eine willkommene Unterbrechung der großen Wasserfläche, und einige Mal hatte ich Gelegenheit, die von den Seeleuten tide rips genannten Erscheinungen zu beobachten, welche in diesen Gewässern besonders häufig sind. Namentlich konnte ich eine derselben gut beobachten, welche ich am 15. Febr. um 10 Uhr Morgens sah, als wir uns schon der breiten Wasserstraße zwischen Sumatra und Malakka näherten. Das Wetter war schön und beinahe windstill, als ein langer, aber schmaler Streifen Meer, welcher von kurzen schäumenden Wellen, wie von einem heftigen Windstoß, bedeckt war, in der Ferne erschien. Unser Cours führte uns gerade hindurch, die Wellen waren ungeachtet ihres Ungestüms so klein wie auf einem Binnensee und das Schiff regte sich nicht, die Luft war noch immer fast ruhig und zahlreiche Schaaren fliegender Fische zeigten sich zugleich. In wenigen Minuten hatten wir das tide rip durchfahren und befanden uns auf einmal wieder in glatter See. Kein Land war in der Nähe und die Farbe des Meeres verrieth keine Untiefe.

Am 17. Februar früh Morgens fuhr die Cheduba in die Meerenge von Pinang und suchte ihr Fahrwasser zwischen den zahlreichen Bambusstaketen der Fischer, welche aus dem seichten Wasser hervorragten. Die schönen Hügel der Insel waren bewaldet und prächtige Wiesen prangten auf der Höhe in lange entbehrtem Grün. Als endlich der Dampfer vor Anker ging, war es $7^1/_2$ Uhr Morgens und ich hatte den langen Tag vor mir, den ich auch gehörig auszunutzen gedachte. Mit einem meiner Reisegefährten, einem Mr. Bland, ließ ich mich ans Land setzen und fuhr bald darauf zu Wagen durch die geraden, freundlichen Straßen von Georgetown. Mir war es zu Muthe, als wäre ich mit einem Mal in den Frühling gekommen, solche Frische athmete Alles um mich her. Keine Spur von Trockenheit und Staub, wie in Barmah, war hier zu bemerken, sondern frisches Gras bedeckte den Boden und die Baumstämme waren mit parasitischen Farnkräutern förmlich überwuchert. Kokospalmen, sowie auch Brotfruchtbäume mit ihren großen glänzenden Blättern erfüllten die Gärten, und daß die Arekapalme, von welcher der malayische Name der Insel stammt, zahlreich vertreten war, brauche ich nicht zu sagen. Mir war's, als wäre ich wieder nach Ceylon versetzt, wo ich vier Jahre früher bei Beginn des Nordostmonsuns gelandet war und die üppige Tropennatur mich zum ersten Male umgeben hatte. Freudig begrüßte ich die mir wohlbekannten Vegetationsformen, in welchen ich mich sofort heimisch fühlte. Nur die nahen Berge hatte Georgetown vor Point de Galle auf Ceylon voraus und diese Nähe ermöglichte es uns, in einem Tage die verschiedenen Zonen bis zu einem der höchsten Punkte der Insel zu durchstreifen. Hecken von kleinblättrigem Bambus, von weiß blühenden Ipomöen übersponnen, begleiteten die Straßen, als wir die Stadt im Rücken hatten, und wie in Ceylon, gedieh auch hier die zierliche Lantana mixta mit ihren braunen und goldgelben Blüthen. Als die Fahrstraße ihr Ende erreicht hatte, schlugen wir zu Fuß den Weg zum berühmten Wasserfall ein, dessen Schönheit von Reisenden vielfach übertrieben worden ist, während den übrigen Naturschönheiten Pinangs nicht genug Bewunderung gezollt werden kann. Der Wasserfall stürzt in nicht unbeträchtlicher Höhe über einen fast senkrechten Felsenabhang, umgeben vom Grün eines jugendlichen Waldes. Es ist eine reizende Vignette,

engl. Meilen lange Insel, liegt unter 5 Grad 25 Min. nördl. Br. Sie wurde 1786 dem Radjah von Keddah durch die ostindische Compagnie abgekauft. Die Einwohnerzahl beträgt jetzt etwa 40000. Die Hauptstadt Georgetown ist der Sitz der Regierung für die englischen Besitzungen an der Meerenge von Malakka.

* Kurz darauf, nachdem ich dieses Schiff verlassen, erfuhr ich, daß es mit einer großen Zahl Passagiere verbrannt sei.

jedoch ohne Großartigkeit und specifisch tropischen Charakter. Die Umgebung war aber reich an schönen Schmetterlingen und neben den Weltbürgern der Lepidopteren, den Danaiden,* segelten große schwarzgrüne Papilioarten und im Grün, zwischen den Büschen, eine Euploea mit tiefbraunen Flügeln von seidenartigem Schimmer, aus welchen, von den Sonnenstrahlen getroffen, ein wunderbares Blau unerwartet hervorschimmert.** Auf Ponies begannen wir nun unseren Weg zum Flagstaff Hill, welcher sich ungefähr 2500 Fuß über das Meer erhebt. Anfänglich ritten wir in einem Hohlweg, der theilweise in eine lateritähnliche Schicht eingeschnitten war und den junger, von hohen Farnkräutern erfüllter Wald umgab; später führte dann der Weg durch herrlichen höchststämmigen Gebirgswald, wo wir aus freier Wahl zu Fuße weiterwanderten, um die Pflanzenwelt besser bewundern zu können. Schmarotzerfarne nisteten in großen Klumpen in den Baumkronen, Massen von rankenden Freycinetien schlangen ihre dichten grünen Gewinde regelmäßig um die säulenartigen Stämme von riesenhafter Größe und zahlreiche andere Schlinggewächse, mit den verschiedenartigsten Blättern, oder auch ganz blattlos, von seilartigem Aussehen, hingen an den Bäumen. Im Unterholz entwickeln die Blattpflanzen ihre Pracht: so z. B. ein hoher großblättriger Pandanus, zierlicher Rotang und andere Palmen, deren große anmuthige Wedel mitten im tiefen Grün zu schweben scheinen. Die feuchten Abhänge an der Straße endlich überziehen gleich zarten Stickmustern die niedlichen Lycopodien, Farn und hundert anderen Pflanzen, die ich nicht näher zu bezeichnen vermag. Plötzlich tönte ein heller Pfiff aus einer dichten Baumkrone, welcher, in die erste und dann endlich in die folgende Terz hinaufgezogen, längere Zeit fortklang. Es war eine Cicade, welche aus unerreichbarem Verstecke ihren Part im Tedeum des Waldes spielte, welches alltäglich vom tausendkehligen Sängerchor der Thierwelt angestimmt wird.

Halben Weges zu unserem Ziele rasteten wir bei einer von einem Bächlein durchzogenen Waldwiese. Ein Haus steht an diesem idyllischen Platze neben einem fließenden Brunnen, von blühenden Sträuchern umgeben. Während wir im köstlichen Schatten der Ruhe pflegen, beobachten kleine Affen uns von den Bäumen herab; ein goldgelber Oriolus erscheint plötzlich in der Lichtung und ein schwarzer Vogel (Dicrurus) mit zwei langen, dünnen Schwanzfedern, welche nur an ihrem Ende ein Stückchen Fahne tragen, zeigt sich unter dem Blätterdach des Waldes. Auch das Insectenleben, welches sich in der Mittagsgluth entfaltet, ist sehr reich, und in einer Stunde zeigte sich hier mehr, als ich während ganzer Tage meiner bisherigen Reise seit Bombay zu sehen bekommen. Vor allem entzückend sind die Schmetterlinge. So z. B. die 5 Zoll breite Hestia und eine Papilio von erstaunlicher Größe, ähnlich dem Helenus, sammtschwarz mit hellgelben Flecken. Die tieferen Regionen beleben die Lycaeniden, blau schillernden Euploeen und Libellen mit feuerrothem Leib. — Ich will nicht ermüden durch Aufzählung all der reizenden Geschöpfe der Tropen, welche in unserer Nähe die Blumen umgaukelten, ohne uns ruhen zu lassen.

Weiter geht's also durch den herrlichen Wald auf dem stets höher sich schlängelnden Weg, der uns bereits hin und wieder einen Durchblick auf die duftig-blaue Tiefe gewährt. Schon deuten schöne Farnbäume auf größere Höhe, es mindert sich die Zahl der Waldbäume, Gärten und Bangalos erscheinen — wir haben den Gipfel erreicht und die entzückendste Rundsicht, der Lohn der Anstrengung, läßt uns Müdigkeit und Hitze vergessen. Da schwelgt das Auge in den zartesten Farbentönen, die Himmel und Meer im fernen Dufte verschmelzen. Im Osten zieht der Meeresarm als schmaler Streif zwischen Festland und Insel und unscheinbar zeigen sich die Schiffe des Hafens. Zu den Füßen und um uns her ist Alles üppige Pflanzenwelt. Von der Küste sanft sich hebend, steigen die schönen bewaldeten Hügel und Thäler, vom Duft der Ferne verklärt und durch bläuliche Wolkenschatten malerisch im Farbenton wechselnd; immer steiler werden die Hügel, und immer bestimmter Form und Farbe, bis die höchsten Gipfel, bedeckt von kräftigem Walde, stolz und klar vor uns stehen. Im Vordergrunde aber wuchert und glänzt die Vegetation in einem Grün,

* Danais Plexippus und Chrysippus.
** Euploea Rhadamantus.

welches dem Malachit entlehnt zu sein scheint. Einige Kokos- und Arekapalmen — Seltenheiten in dieser Höhe — erheben sich schlank aus den Gärten, um letztere schließt aber die wilde Pflanzenwelt ihren Kreis, an die gesetzten Schranken sich drängend, und aus ihrem wirren Dickicht steigt die Krone der Blattpflanzen: der Farnbaum, die Anmuth der Palme mit dem frischen Grün und der Zartheit des Farnkrautes vereinend.

Nachdem das erste Entzücken vorüber war, begannen Müdigkeit und Durst sich doppelt fühlbar zu machen. Auf gut Glück näherten wir uns einem Bangalo, welches äußerst günstig am Rande des Abhanges gelegen schien und bei welchem wir weiße Bewohner wahrgenommen hatten. Unsere bescheidene Bitte, im Schatten der Veranda etwas rasten zu dürfen, wurde aber wider Erwarten anfänglich sehr trocken abgewiesen, da uns, wie sich später herausstellte, die Frau des Hauses für durchreisende englische Unteroffiziere hielt. Erst als sie sich von ihrem Irrthum überzeugt hatte und durch den unverhohlenen Ausdruck unserer Enttäuschung erweicht, gestattete sie uns den Eintritt in die Veranda, deren wahrhaft herrliche Aussicht uns nach alledem, was wir bereits gesehen hatten, noch überraschte, obgleich es nur eine Variation über dasselbe Thema: grünes Hügelland in allen Schattirungen und Fernsicht auf Land und blaues Meer war. Völlig weh ward mir's ums Herz, als ich daran dachte, diesen Punkt bald wieder verlassen zu müssen, welcher vielleicht der schönste war, den ich je in den Tropen gesehen. Die glücklichen Bewohner des Bangalo in dieser unvergleichlichen Lage schienen dagegen unsere Begeisterung kaum begreifen zu können. Die gute Frau sah bleich aus und mußte schon lange in den Tropen geweilt haben; auch die auf der Insel geborenen Kinder waren unheimlich blaß, dabei jedoch ganz munter und ihre Mutter versicherte uns, das Klima sei da oben ganz erträglich kühl und bekomme den Kleinen vortrefflich, nur zu rothen Wangen könnten sie es nicht bringen. Ihr Mann, welcher die Stelle eines Schulmeisters in Georgetown bekleide, habe das Bangalo für die warme Jahreszeit gemiethet und reite täglich zur Stadt hinab. Als die Frau sich vollends überzeugt hatte, daß sie von uns nichts zu fürchten habe, entschuldigte sie sich für die ungastliche Weise, in der sie uns empfangen habe; öfters sei sie jedoch von Offizieren heimgesucht worden, welche sich in ihrem Hause wie in einer Schenke geberdet hätten. Es war kein schmeichelhaftes Zeugniß, das sie damit ihren Landsleuten gab und welches sich wohl nur auf eine Sorte roher Unteroffiziere bezogen haben mochte, von welchen ich selbst in Indien allerdings einige abschreckende Exemplare zu Gesicht bekommen und die leider zum Aergerniß der Eingebornen jährlich aus England nach dem Osten ziehen, aber nach welchen man die Söhne Albions nicht beurtheilen darf. Indessen waren wir so sehr in der Achtung der Hausfrau gestiegen, daß sie in ihrer Gutherzigkeit uns sogar mit Thee bewirthete, welcher den brennenden Durst am besten zu löschen geeignet war. Ein schweres Gewitter thürmte sich im Norden auf und zögernd nahmen wir Abschied von der gutmüthigen Hausmutter und der herrlichen Aussicht. So stiegen wir also wieder durch den großartigen Wald hinab, neue Einzelnheiten entdeckend und Alles unter veränderter Beleuchtung bewundernd. Als der größte Theil des Weges zurückgelegt war und das Gewitter noch mit dem Losbrechen zu zögern schien, blieb ich in einem Hohlweg zurück, um noch eine Skizze zu entwerfen. Während ich zeichnete, begannen die Cicaden ihr Nachmittagsconcert; es war ein rastloses Geigen, Schnarren, Pfeifen und Kreischen, für dessen treffende Bezeichnung die Sprache der Ausdrücke entbehrt. Das betäubende Schnarren ist noch am besten mit dem Geräusch beim Messerschleifen zu vergleichen, während andere Töne an Clarinette oder Kindertrompeten erinnern. Ein griechischer Schriftsteller preist die Cicaden glücklich, weil sie stumme Weiber hätten, jedenfalls wäre die Geschwätzigkeit der letzteren, wenn sie die der Männchen überträfe, kaum zu ertragen.

Immer drohender hatte sich einstweilen das Gewitter gestaltet und so mußte ich endlich doch an die Heimkehr denken und als ich die Stadt erreicht hatte, da erfaßte auch schon der Sturm die Wipfel der Cocospalmen, deren Grün in unheimlich fahler Beleuchtung seltsam vom dunkelgrauen Himmel abstach. Dennoch ließ der Regen noch



Hohlweg auf Pinang, mit der Küste von Malakka im Hintergrunde. (N. e. Z. v. E. v. Ransonnet.)

immer auf sich warten und ich fand noch in der eingetretenen Pause unerwartet Muße, der Stadt einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Hübsche, breite Straßen und schöne Gärten geben ihr ein gar freundliches Ansehen. Von malayischen Elementen war nicht viel zu merken, um so breiter machte sich dafür das chinesische Viertel. Hier sah ich zum ersten Male einen bedeutenderen chinesischen Tempel, welchen die bezopften Jünger Buddha's mit großem Aufwande errichtet hatten. Die Grundform des Gebäudes war einfach. Säulen und gerade Mauern trugen den unverkleideten Dachstuhl. Der Hauptreiz aber bestand in der Ausschmückung des Ganzen. Vortrefflich verstehen es die Chinesen, das Auge zu blenden und mit den unscheinbarsten Mitteln etwas Anziehendes zu schaffen. Neben Flitterwerk ist übrigens auch sehr Werthvolles vorhanden, das den Liebhaber des Barocken mit Bewunderung erfüllen könnte. So wird z. B. das Dach am Eingange durch zwei Granitsäulen getragen, welche mit wahrer technischer Meisterschaft gearbeitet sind. Beim ersten Blick erscheinen sie aus unförmigen Dingen zusammengeballt, bald wird man aber gewahr, daß sie aus Drachengestalten gebildet sind, welche aussehen, als wären sie, ähnlich den in Spiritusgläsern der Museen erstarrten Eidechsen, in hohen Cylindern zum Versteinern gebracht worden. Zahlreiche bunte Laternen von wunderbaren Formen hängen an der Decke und der ganz China eigenthümliche Geruch der Sandelholzrauchstäbe, welche in sandgefüllten Vasen vor den Altären glimmen, durchzieht die Räume. Schönes durchbrochenes, bemaltes und vergoldetes Schnitzwerk verziert die Füllungen des Gebälkes; am reichsten geschmückt aber war der Altar mit den Götterfiguren.

Während mir Alles von dem Priester auf das zuvorkommenste gezeigt wird, nähert ein Chinese sich dem Altar und befragt das Orakel, indem er durch Schütteln des aus Bambus verfertigten Orakelköchers eines der darin befindlichen und mit Nummern bezeichneten Stäbchen zum Herausfallen bringt. Die Nummer des Hölzchens bezeichnet dann unter einem großen Pack gedruckter Orakelsprüche, welche für den Bedarf stets vorräthig gehalten werden, denjenigen, welcher für den vorliegenden Fall angezeigt erscheint. Praktische Chinesen! Sie bauen ihren Göttern prächtige Häuser, unter der Bedingung jedoch, daß sie in zweifelhaften Fällen ihren Rath erbitten können.

An den Haupttempel stieß ein Hof mit einem zweiten Tempel, in dessen Seitenkapelle ich ein vortrefflich modellirtes Götterbild fand. Eine kreisrunde Thür führte endlich zur benachbarten Schule.

Indessen war es spät geworden, der Regen floß in Strömen, ich eilte durch die dunkel werdenden Straßen, in welchen von der gemischten malayisch-malabarisch-chinesischen Bevölkerung nur vereinzelte Leute sich zeigten und beschloß den Tag im heiteren Kreise von Landsleuten im gastlichen Hause des Consuls Herrn Hasche.

Es war tiefe Nacht und noch lagerten schwarze Regenwolken über dem frischgetränkten Lande, als ich mich anschickte, an Bord zurückzukehren. Ein Sampan mit chinesischem Ruderer nahm mich auf, die kleinen Wellen rollten mit bläulich glühendem Kamm über die schwarze Fläche des Meeres und lichtsprühend trieben die Ruder das Boot in die Dunkelheit hinaus. Mit Mühe fand der Schiffer den Dampfer und rasch ordnete ich an Bord noch in der Nacht die Ausbeute des Ausfluges, die sichtbare Frucht eines der schönsten Tage meines Lebens. Am folgenden Morgen nahm ich von der herrlichen Insel nochmals Abschied und, indem ich ihre reizenden Ufer schwinden sah, mußte ich mir sagen, daß ich nie mehr Naturschönheiten auf so engem Raume vereinigt gefunden, als auf dem kleinen aber paradiesischen Pinang.

Nach ruhiger Fahrt längs der bis zum Meere bewaldeten Küste Malakka's und kurzem Aufenthalte in der Stadt gleichen Namens erreichte ich am 20. Februar Singapur. Hier dachte ich die Schiffe der österreichisch-ungarischen ostasiatischen Expedition zu finden, auf deren einem ich die Reise nach Siam, Cochinchina, China, Japan und Südamerika machen sollte. Stürme und sonstige Hindernisse hatten jedoch die Fahrt der Kriegsschiffe verlangsamt und infolge des längeren Ausbleibens der beiden Fahrzeuge war es mir noch beschieden, sechs Wochen in Singapur und seiner Umgebung zu verweilen. Dieser gezwungene, allein dabei äußerst willkommene Aufenthalt sollte überreich werden an Ein-

drücken mannigfaltiger Art. Auch war mir ein größerer Ausflug von Singapur aus in das Innere von Djohor (Halbinsel Malakka) bald zu unternehmen vergönnt, welcher mich, indem er meine Mappen und Sammlungen wesentlich bereicherte, die Schönheiten tropischer Wälder in vollen Zügen genießen ließ.

Robert Kretschmer.

Zur Erinnerung an einen deutschen Künstler.

Von

Franz Otto.

Unsere Leser werden öfters und mit steigendem Interesse den Darstellungen eines Künstlers in diesen Heften, sowie den vornehmsten illustrirten Zeitschriften Deutschlands gefolgt sein, dessen eigenthümliches Talent hauptsächlich darin bestand, die belebte Natur mit liebevollem Eingehen auf ihre Einzelnheiten und stets in Verbindung mit den charakteristischsten Hauptformen des Pflanzen- und vornehmlich Thierlebens, und im Hinblick auf die verschiedenen Gestaltungen des Bodens, worauf beide gedeihen, dem Auge des Beschauers vorzuführen. Außer der Heimath in ihren Beziehungen zu Jahreszeit und anderen Bedingungen des Gedeihens und Ablebens, waren es besonders die heißen Gegenden des tropischen Afrika, welche uns die geschickte Hand Robert Kretschmer's darstellte und wo er, wie auf seiner Domaine, zu Hause war.

Am 31. Mai 1872 hat man die irdische Hülle dieses namhaften Künstlers, dessen Talent von Jahr zu Jahr sich ausgiebiger erwies, seit er zuerst durch seine Illustrationen zu Brehm's „Thierleben" die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und sich Tausende von Freunden erworben, dem Schooße der Erde zurückgegeben.

Dieser liebenswürdige, bescheidene Künstler war am 29. Januar 1818 in Berghoff zu Schweidnitz in Schlesien, als Sohn eines intelligenten Landwirths, geboren; er ist also etwas über 54 Jahre alt geworden. Robert und seine Geschwister verloren früh den Vater und Ernährer. Von demselben wird gerühmt, daß er ein überaus geschickter Zeichner gewesen, der es verstanden, prächtige Silhouetten herzustellen, weiterhin habe er sich auch auf allen Musikinstrumenten zurechtzufinden gewußt, kurz, er hätte für einen sehr begabten Mann gegolten. Die Quintessenz seiner vielseitigen Befähigung scheint vornehmlich auf seinen zweiten Sohn übergegangen zu sein. Nach dem Tode des Vaters wuchsen die Kinder unter sehr bescheidenen Lebensverhältnissen auf. Doch beseelte die Geschwisterschaar ein eigenthümlicher Zug nach höherer Lebensgestaltung. Von vier Brüdern suchten drei in der Richtung der Kunst die Ideale des Lebens, die Schwester in der Verbindung mit einem hochbegabten Dichter, Adolf Böttger, ihre Bestimmung; zwei der Brüder sind zu Ruf und Ansehen gelangt. Zunächst unser Robert, der „Thier-Kretschmer," dann der jüngste, Albert, der „Costüm-Kretschmer," welcher als Herausgeber eines großen „Trachtenbuches," sowie durch ein zweites Prachtwerk in großem Stile, „Deutsche Volkstrachten," sich einen geachteten Namen erworben.

Robert Kretschmer empfing, nachdem er seiner Dienstpflicht obgelegen, auf der Akademie zu Berlin, unter Professor Kolbe, seine erste künstlerische Ausbildung. Es waren saure Lebenstage: die Jahre der Lehrzeit. Denn der Künstjünger konnte nur nebenbei studiren, in der Hauptsache mußte er dem Brote nachgehen. — Der Tod des verdienstvollen Zeichners und Malers J. J. Kirchhoff, unter welchem bis zum 30. December 1848 das Zeichnungswesen der „Illustrirten Zeitung" stand, führte Robert Kretschmer nach Leipzig in die vacant gewordene Stellung des Vorhergenannten. Doch nach Verlauf von acht Jahren sah Jener ein, daß die Fixirung der Tagesereignisse durch das denselben rasch auf dem Fuße folgende Bild, nicht das Bereich sei, auf welchem er die Eigenart seiner künstlerischen Befähigung zur Geltung zu bringen vermochte, und so legte er im Jahre 1857 die Directorstelle im Weber'schen Atelier nieder und trat als artistischer Mitleiter in das schon zu Ruf gelangte lithographische Institut von J. G. Bach ein, um im Vereine mit dessen Besitzer, E. Störmer, namentlich den Kunst- und Buntdruck

zu pflegen. Aber auch hier befand sich Kretschmer nicht im rechten Fahrwasser. Der immer erregter gewordene Strom seines Wissens, Wollens und Könnens verlangte aus der Enge heraus nach einer breiteren Fahrstraße selbstständigen Schaffens. Was er gewollt, und damit sein ganzes productives Vermögen, gewann er, als er sich seit 1857 mehr dem Studium der Natur, dem Leben in Thier- u. Pflanzenwelt zuwandte. Das ihm angeborene Talent getreuer, ja peinlich-sorgsamer Wiedergabe der mit kritischem Blick aufgefaßten und mit der Zähigkeit des Schlesiers festgehaltenen Gegenstände landschaftlicher Scenerie, fand nun reiche Nahrung und es trat dies bald auch zur Befriedigung vieler Freunde der Natur zu Tage, als ihm die dankenswerthe Aufgabe ward, die oben erwähnte Naturgeschichte des Thierreichs zu illustriren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Gangbarkeit von Brehm's „Thierleben" durch die meisterhaften Illustrationen R. Kretschmer's außerordentlich gefördert worden ist; ebenso gewiß verdankt aber auch unser Künstler seinen Ruf den für jenes Prachtwerk ausgeführten Arbeiten.

Wiewohl eine allgemeine und gediegene Kunstbildung ihn alles Schöne und Ideale empfinden ließ, und er daher ein warmes Interesse für jede Art künstlerischen Schaffens sich erhielt, so ist Kretschmer seitdem fast ausschließlich nur auf dem Gebiete der Darstellung von Typen aus der Thier- und Pflanzenwelt thätig gewesen. Von Jahr zu Jahr vertiefte er sich mehr ins Studium der Natur, deren Eigenthümlichkeiten er bis in die geringsten Einzelnheiten mit liebevollem Verständniß nachging. Von der Treue seiner Auffassung und sorgsamen Durchführung seiner Bilder, wobei ihm in der Regel werthvolle Studien nach der Natur — solcher hat er Tausende hinterlassen — oder ein Schatz vorzüglicher anderweitiger Vorlagen zur Hand waren, zeugt die Menge trefflicher von ihm herrührender Illustrationen, zerstreut in den vornehmsten illustrirten Zeitschriften Deutschlands: der „Illustrirten Zeitung," Hackländer's „Ueber Land und Meer," Westermann's „Monatsheften," „Gartenlaube," „Daheim," den „Stuttgarter Bilderbogen," sowie in vielen Büchern, vornehmlich des Verlages von F. A. Brockhaus, Otto Spamer u. A. Insbesondere ließen sich seine Leistungen geradezu mustergültig nennen, wenn er die Thierwelt, oder Scenerie aus Afrika's Wüsten- und Tropenstrichen, oder Charakterbilder aus den zoologischen Gärten auf Grund von eigenen Studien darzustellen hatte. Durch alle seine Zeichnungen geht ein gewisser „gelehrter" Grundzug, wie er sich denn auch am liebsten mit solchen Aufgaben beschäftigt sah, bei denen sein reiches Wissen zur Anwendung und seine kritische Ader zur Lebensäußerung gelangen konnte, oder wo es ihm möglich ward, lang gehegten eigenen, oder ihm warm entgegengebrachten Ideen Anderer Ausdruck und Gestalt zu verleihen. Letzteres ist ihm vergönnt gewesen bei einem zweiten, gleichfalls Epoche machenden Werke des Geh.-Raths H. Settegast, Akademie-Director in Proskau. Nicht nur die 130 Illustrationen von dessen „Thierzucht" hat Kretschmer mit seltenem Verständniß aufgefaßt und im Sinne des Herausgebers gezeichnet, sondern auch den Holzschnitt (wovon Schreiber dieses oft Zeuge gewesen) mit einer Hingabe und Selbstlosigkeit geleitet, wie es nur ein Künstler vermag, der sein Tagewerk wie ein Priesteramt verrichtet.

Kretschmer's offenes und empfängliches Gemüth, sein sinnender Geist verlangte nach Mittheilung. Wie nicht wenige seiner Umgangsgenossen, so verdankt sein Biograph der Anregung unseres vielseitigen Künstlers gar Manches, ja sein stets klarschauender Freund ist ihm in politischer Beziehung nicht selten ein Mentor gewesen. Sein immer waches Interesse an allen Vorgängen des öffentlichen Lebens zeigte sich besonders lebendig im letzten Jahrzehnt. Während des deutschen und französischen Krieges hat er durch seinen Stift nichts Bedeutendes zu Tage zu fördern vermocht: denn all sein Denken concentrirte sich im Verfolge des Verlaufs jenes gewaltigen Stücks Zeitgeschichte. Niemand konnte von dem endlichen Siege der nationalen Ideen, vor allem aber von der Unbesiegbarkeit der deutschen Waffen fester überzeugt sein als unser Künstler, „der ja auch im Uniformkittel gesteckt.".

Seine Ansichten in Bezug auf das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Kunst wußte er trefflich aus einander zu setzen, und er gewann dafür selbst Koryphäen der gelehrten Welt. Unter denen, welchen er

mancherlei Anregung verdankte, nannte er oft und anerkennend Reisende wie Kersten, Gerstäcker, dann die Professoren Bastian und R. Hartmann, den Geh.-Rath Settegast, die Directoren Bodinus, Schlegel und noch manche andere Mitglieder gelehrter Körperschaften.

Der rastlos thätige Künstler führte auch Erst als sich dazu die ersten Anzeichen der Lungenschwindsucht gesellten und heftige Blutstürze eintraten, wurden ernstliche Befürchtungen rege. Dennoch fuhr Kretschmer fort zu sinnen und zu zeichnen.

Das letzte Werk, welches den mittlerweile ernstlicher Erkrankten bis zur Aufregung beschäftigte, waren „Ideen eines



Robert Kretschmer.

eine äußerst gewandte Feder. Zu vielen seiner Illustrationen schrieb er den Text und meist zu denselben erläuternde Randglossen.

Ein anfänglich nicht recht beachtetes Leiden am Knie ergriff während der letzten Jahre nach und nach das ganze linke Bein des Künstlers und erschwerte das Gehen. Doch trübte dieses Uebel in nichts den lebhaften Geist des eifrigen Mannes.

Künstlers über Beziehungen der Naturwissenschaften zur Kunst" (betreffend die Behandlung und Darstellung der Natur, insbesondere der Thier- und Menschenwelt in Rücksicht auf wissenschaftliche Fragen und Zwecke, vornehmlich auf Maßverhältnisse). Damit befaßte sich sein nimmer rastender Geist selbst noch in den Irrgängen des Fieberkranken.

Den Keim zu jenen Leiden, welche die

Gesundheit des bis vor wenig Jahren noch so kräftigen Mannes untergruben, mag Kretschmer schon während der vielbesprochenen afrikanischen Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha nach den Bogosländern im Jahre 1862 gelegt haben. Doch lieferte ihm dieselbe als Künstler mannigfache reiche Ausbeute; sie schärfte sein Auge und erweiterte seinen Gesichtskreis, auch vermehrte sie das reiche Material seiner Mappen, gesammelt auf Ausflügen und längeren Reisen im Inlande, sowie nach Frankreich, Belgien, Holland und England, vornehmlich zum Behufe der Sammlung von Charakterbildern von Bewohnern der Thiergärten Deutschlands und des Auslandes. Die schönen Originale, welche das 1864 herausgekommene herzogliche Reisealbum schmücken, befinden sich noch im Besitze der Familie des Künstlers.*

Es wäre, beiläufig gesagt, außerordentlich beklagenswerth, wenn der Kunstnachlaß Kretschmer's, ein Schatz von vielen Tausenden lebensvoller Charakterbilder, Skizzen und eingehender Studien aus dem Thier- und Pflanzenreiche, sowie menschlicher Racentypen, wenn die Menge meist sorgfältig durchgeführter und überaus werthvoller Aquarellen — alles dieses nach der Natur gezeichnet — den Weg nach dem Auslande suchen müßte, wie dies leider häufig bei solchen Sammlungen deutscher Künstler, Kunstfreunde und Gelehrten zu gehen pflegt.

Robert Kretschmer war seit dem Jahre 1852 verheirathet und erfreute sich bis in die letzten Tage des Lebens seiner Verhältnisse als Gatte und Vater. Eine zärtlich-besorgte Hausfrau und vier liebliche Töchter beweinen den treuen Gründer und Behüter ihres stillen Familienglücks. Wie viel Liebe der bescheidene Künstler unter seinen näheren Freunden genoß, geht aus dem Nachrufe hervor, welchen einer seiner intimsten Umgangsgenossen dem Heimgegangenen im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ gewidmet hat.

Mit den Worten Otto Spamer's schließen auch wir diese Lebensskizze eines trefflichen und reichbegabten Menschen: „Er war als Künstler, als Gatte und Vater, als Bürger und Patriot ein ganzer Mann.“

* Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha nach Aegypten und den Bogosländern. Mit 20 Zeichnungen, nach der Natur aufgenommen von Rob. Kretschmer, 4 Photographien nach Zeichnungen Ihrer Hoheit der Herzogin. Album-Format. Leipzig. 1864. Arnold'sche Buchhandlung.

Der Meerschaum.

Von

Jakob Nöggerath.

Nicht der eigentliche Schaum des Meeres ist es, von welchem hier die Rede sein soll, sondern von der Mineralsubstanz, der Stein- oder Erdart, aus welcher die Köpfe zum Tabakrauchen hergestellt werden. Freilich ist in der heutigen Zeit das Rauchen aus Pfeifen durch die Cigarre sehr verdrängt worden, aber dabei wird doch der Meerschaumkopf von vielen Tabakrauchern noch sehr in Ehren gehalten, was die fortgesetzte Zunahme des Begehrs dieser Waare beweist. Wie mancher Raucher erfreut sich, wenn sein kostbarer Meerschaumkopf nach und nach beim Rauchen durch das Zunehmen der kastanienbraunen und lichter nüancirten Färbung an Schönheit und Werth gewinnt, und im Orient steht die Liebhaberei für künstlich gearbeitete oder eigenthümlich geformte Meerschaumköpfe noch in voller Blüthe. Giebt es doch auch bei uns noch Liebhaber von prachtvollen Meerschaumköpfen, welche die Wände ihrer Arbeitszimmer damit verzieren und auf sie und ihre kostbaren Beschläge — selbst mit Edelsteinen — belangvolle Summen verwenden. Der Meerschaum ist daher noch lange nicht ein werthloser Stoff geworden, er ist vielmehr noch immer der Gegenstand einer belangvollen Industrie und seine Geschichte, von den naturhistorischen, technischen und industriellen Seiten aufgefaßt, dürfte Interesse genug darbieten, um eine bezügliche Mittheilung zu rechtfertigen.

Der Name Meerschaum für unser Mineral, geht in vielfacher Uebersetzung durch viele Sprachen, — im Französischen écume de mer, im Englischen Seafoam, im Italie-

nischen schiuma del mare u. s. w. In Natolien, aus welchem Lande er uns zugeführt wird, heißt er Myrsen, und aus diesem, freilich nicht ganz ähnlichen Worte mit Meerschaum soll, nach der Angabe vieler Autoren, sein Namen entstanden sein. Es ist dieses aber wenig wahrscheinlich, vielmehr sollte man glauben, die weißliche Farbe, der lockere Zustand, die geringe Schwere, das sanfte und fettige Anfühlen der Substanz habe, in Vergleich mit dem Schaume des Meeres, den Namen Meerschaum erzeugt, vielleicht um so leichter, als das Material bei seinem ersten Bekanntwerden in Europa für das Product des Meeres ausgegeben sein mochte. Eine solche Mystification hätte auch die Bezugsquelle verheimlichen können.

Der Meerschaum, so wie er als rohe Waare zu uns gelangt, ist nicht mehr in der natürlichen Consistenz, wie er auf seiner Lagerstätte vorkommt. Er hat schon mehrfache Umarbeitung erlitten, und daher rührt es auch, daß man nur selten echten rohen Meerschaum in den Mineraliensammlungen findet; es sind meist Stücke, welche schon die erste Bearbeitung im Ursprungslande erlitten haben, und selbst von Chemikern sind Analysen von solchem bereits umgearbeiteten Meerschaum veröffentlicht worden, die daher auch etwas abweichende Resultate gegen die des rohen Meerschaums ergeben haben.

Das Charakteristische des rohen Meerschaums ist Folgendes. Er ist weiß, auch mit einem Stich ins Gelbe, Rothe und Graue, im Bruche ziemlich eben, ins Flachmuschelige und Erdige übergehend, undurchsichtig, matt und milde, erhält beim Ritzen etwas Glanz und ist weicher als Kalkspath, härter als Gyps, fühlt sich mager an, klebt stark an der Zunge, indem er seiner poröser Beschaffenheit wegen das Wasser einsaugt; in Wasser zergeht er und bildet damit einen Teig. Auf dem Wasser schwimmt er, wenn er aber dasselbe eingesogen hat, so beträgt seine specifische Schwere 1,27 bis 1,6.

Seinem chemischen Bestande nach besteht der Meerschaum aus Magnesia, Kiesel und Wasser und ist daher ein wasserhaltiges Magnesiasilicat. Der ältere verdienstvolle Chemiker Klaproth hatte angebliche Meerschaume analysirt, welche keine echten orientalischen gewesen sein konnten, da er darin auch eine belangvolle Quantität Kohlensäure gefunden hat. Es sind später viele Analysen des Minerals von bewährten Chemikern gemacht worden, keine hat aber darin Kohlensäure nachgewiesen.

In den Lehrbüchern der Mineralogie werden ziemlich viele Fundorte des Meerschaums angegeben, aber es scheint, daß nur derjenige aus Natolien in Kleinasien die gehörige Beschaffenheit hat, um sich zur Herstellung von Meerschaumpfeifenköpfen, Cigarrenspitzen und dergleichen zu eignen. Die Gruben befinden sich in diesem Lande zu Eski-Schoher, und sollen für Christen nur äußerst schwer zugänglich sein. Er soll nur wenige Fuß tief unter der Dammerde vorkommen. Auch in Griechenland kommt Meerschaum vor, über dessen Verwendung nichts bekannt zu sein scheint; wenigstens kommt er nicht in den Handel. Vallecas, nahe bei Madrid, liefert nur unreinen Meerschaum, welcher zur Porcellanfabrication und zur Darstellung von leichten feuerfesten Steinen verwendet wird. Der Meerschaum, welcher in Mähren zu Hrubschitz ein Lager im Serpentin bildet, läßt sich auch nicht wie der natolische benutzen. Noch einige andere angegebene Fundorte des Materials sind problematisch.

Der Meerschaum ist ein in der Erde auf chemischem Wege umgewandeltes Gestein. Das beweisen die zu Vallecas darin vorhandenen pseudomorphischen Krystalle nach Kalkspath, welche früher wirklicher Kalkspath gewesen und jetzt, wie die ganze Masse, in Meerschaum verwandelt sind. Es bietet sich darin eine Analogie des Meerschaums mit dem ihm chemisch und mineralogisch nahe verwandten Speckstein dar, welcher ebenfalls solche Pseudomorphosen nach Krystallen von Bitterspath, Bergkrystall und anderen Mineralien enthält. Der Meerschaum von Vallecas ist eine sehr junge Bildung, da Schneckenschalen von Helix darin vorkommen, vielleicht ist Ersteres auch bei dem natolischen der Fall, doch läßt sich dieses nur vermuthen, da seine Lagerungsverhältnisse nicht bekannt sind.

Um welche Zeit der natürliche Meerschaum zuerst nach Europa gebracht und angewendet worden ist, scheint nicht bekannt zu sein. Agricola, der Vater der Minera-

logie aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, führt ihn noch nicht an, und ferner wird erst gedacht bei mineralogischen Schriftstellern aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Folgendes Verfahren wird zunächst, nach dem Ausgraben an Ort und Stelle, bei dem natolischen Meerschaum angewendet. Er wird in ausgemauerten Gräben mit vielem Wasser dünn eingerührt und die flüssige Masse einige Zeit stehen gelassen. Sie kommt bald in eine Art von Gährung und entwickelt dabei einen Geruch nach Schwefelwasserstoff. Die übelriechende Substanz kann nur in der Gebirgsfeuchtigkeit des Meerschaums enthalten sein und wird durch die Manipulation ausgelaugt. Seltsam ist es aber, daß keine Analyse dieselbe nachgewiesen hat. Wenn sich der Geruch verloren hat, wird die Masse noch mehr mit Wasser verdünnt und geschlemmt. Die späteren Absätze der Flüssigkeit geben immer feinere Massen und man sagt, daß die feinsten Massen nicht außer Landes versandt, sondern zur inländischen Fabrication von Meerschaumköpfen ausschließlich verwendet werden. Die durch Schlemmen gewonnene Masse wird etwas ausgetrocknet und in messinge Hohlformen, welche die rohe Gestalt von Pfeifenköpfen haben, gepreßt, und nach einigen Tagen werden die so geformten Meerschaumköpfe ziemlich enge ausgebohrt und ganz getrocknet.

So wird die zur Versendung ins Ausland bestimmte Waare in Kisten gepackt und nach Constantinopel, dann über Triest nach Leipzig zur Messe befördert. Der Preis dieser rohen Waare ist gegen früher bedeutend in die Höhe gegangen. Die weitere Verarbeitung der Meerschaumköpfe findet wohl am großartigsten in Ruhla in Thüringen statt, mehr untergeordnet in Lemgo in Lippe-Detmold, aber auch in neuerer Zeit in Wien und Paris.

Die Kisten mit rohen Meerschaumköpfen enthalten jede 60 bis 200 Stück, große und kleine durcheinander. Sie werden im Ganzen verkauft, und der Fabrikant weiß daher nicht, ob er bei einem solchen Ankauf einen guten Handel macht oder nicht. Die Köpfe werden zunächst sortirt, nach den verschiedenen Sorten der Waare, welche daraus dargestellt werden können. Es ereignet sich nicht selten, daß sich erst bei der Bearbeitung Höhlungen oder eingesprengte harte Steine in der Masse der Köpfe finden, wodurch sie unbrauchbar wird. Auch werden aus einem rohen großen Kopf mitunter zwei, selbst drei kleine Köpfe gearbeitet, welches bei der ursprünglichen engen Ausbohrung möglich ist. Ein geringer Theil der Köpfe wird, nachdem sie ihre gehörige Form erhalten haben, nicht weiter präparirt und kommt so in den Handel; aus solchen Köpfen schmeckt der Tabak am besten. Die meisten Köpfe werden aber zu Wachs- und Oelköpfen bearbeitet, entweder nur einfach abgedrechselt oder auch vom Meerschaumkopfschneider mit Reliefbildwerken, Jagdgruppen, Thieren, Wappen, Arabesken u. dgl., zum Theil sehr kunstvoll ciselirt. Dann werden die Wachsköpfe in lauwarmem Rindstalg gesotten, abgeschabt und mit Unschlitt polirt, getrocknet, nochmals gesotten und in siedendes weißes Wachs, dem Wallrath und Gyps zugesetzt ist, gehalten, um die Poren zu füllen. Nun folgt die schwierige Operation des Putzens, worauf viele Sorgfalt verwendet werden muß, erst mit Wolle, dann mit Bimsstein und zuletzt mit englischer Kreide. Nur die schlechtern und nicht ganz weißen rohen Köpfe werden zu Oelköpfen verwendet, welche ebenfalls erst nach verschiedenen Manipulationen unter Anwendung von Leinöl ihre rothe und gelbe Farbe, die erste durch Drachenblut, letztere durch Gummigutti erhalten.

Der bei der Herstellung der Meerschaumköpfe entstehende Abfall wird zur Verfertigung unechter Köpfe mit großem pecuniären Vortheil verwendet. Von Ruhla aus wurden dieselben im Jahre 1771 zuerst auf den Markt gebracht. Ihre Fabrication besteht in Anfertigung eines Teigs aus gestoßenem und gemahlenem Meerschaum, welcher mit Alaun und Leinöl gekocht und, wenn er etwas fest geworden, geformt und wie echter Meerschaum behandelt wird. Ehe man aber diese Köpfe aufsieden kann, müssen sie zur Erlangung größerer Dauerhaftigkeit gebrannt oder durch Ueberguß (Lackirung) mit Kopallack haltbarer gemacht werden. Von dem neuen Abfall werden abermals Köpfe angefertigt, und diese Fabrication aus dem ferneren Abfall wird so lange fortgesetzt, bis die Masse beim Trocknen in Folge des gänzlichen Ver-

lustes an Kieselsäure haltlos zerfällt; so kommt es, daß die unechten Meerschaumköpfe in erste-, zweite-, dritte-, vierte- und fünftemassige u. s. w. unterschieden werden. Man kann annehmen, daß ein reiner echter Meerschaumkopf eben so theuer ist als ein ganzes Dutzend unechte.

Ruhla, mit zehn bis fünfzehn Dörfern in seiner Nähe, fabricirt aber nicht allein Meerschaumköpfe, sondern auch Tabakpfeifen aller Art, überhaupt jeglichen Tabakraucherapparat für jedes Land nach seiner Sitte und Mode im größesten Umfange. Die hier bestehende zweckmäßige Theilung der Arbeit macht es möglich, daß die Waaren sehr billig geliefert werden können. Den jährlichen Absatz dieser Artikel kann man auf anderthalb Millionen Thaler anschlagen.*

* Die außerordentlich große Stückzahl verschiedener Sorten von Waaren, welche jährlich in Ruhla und seiner Umgegend fabricirt werden, findet man angegeben in einem Vortrage, welcher in der „Zeitschrift des Vereins der deutschen Ingenieure" (Band VI., Heft 1) abgedruckt ist. Wir haben diesem Vortrage auch Einiges in der vorstehenden Mittheilung, welches speciell die Ruhlaer Industrie betrifft, entnommen.

Einige Beziehungen des Lichtes zur Pflanzenwelt.

Von

August Vogel.

In welcher bedeutungsvollen Beziehung das Licht zur Vegetation steht, — es ist eine bekannte Thatsache. Wir wissen, ohne Licht erscheint das Pflanzenwachsthum gar nicht denkbar, wir betrachten die vegetabilen Gebilde als Kinder des Lichtes. Und doch, auffallender Weise, sind gerade unsere Kenntnisse über den speciellen Einfluß des Lichtes auf die Pflanze sehr mangelhaft. Die Beziehungen der Wärme, der Luft, des Wassers, des Bodens auf das Pflanzenleben, — sie sind uns weit weniger verschlossen, als die Beziehungen des Lichtes zur Vegetation.

Wenn man sich fragt, woher die Unsicherheit in der Beurtheilung dieses Verhältnisses rührt, so ergiebt sich eine Antwort hierauf, wie ich glaube, zunächst wohl daraus, daß wir es hier mit einem unwägbaren Körper zu thun haben. Das Licht ist nicht faßbar, wie Luft, Wasser und Erde, daher nur erkennbar aus seinen Wirkungen. Freilich muß man dagegen einwenden, daß die Wärme ebenfalls ein unwägbarer Körper ist, und doch gerade die Beziehungen der Wärme zur Vegetation — sie gehören mit unter die klarsten Capitel des vegetabilen Lebens. Wir wissen beinahe von jeder Pflanzengattung, welcher Summe von Wärme sie zu ihrer vollen Entwicklung bedarf. Dies ist aber unschwer zu begreifen; wir besitzen für die Wärme einen sicheren, leicht zu handhabenden Maßstab — einen Maßstab, welchen uns die Wärme darbietet in ihrer bekannten Eigenschaft, alle festen und flüssigen Substanzen auszudehnen und zwar regelmäßig auszudehnen. Für die Beurtheilung des Lichtes haben wir kein dem Thermometer auch nur entfernt ähnliches Instrument. Die Apparate und Vorrichtungen, die unter der Bezeichnung Lichtmesser oder Photometer im Gebrauch stehen, haben eine, wie man weiß, ganz andere Bedeutung, sie beziehen sich zumeist nur auf den technischen Vergleich der Lichtstärke verschiedener künstlicher Leuchtmaterialien. Die chemischen Methoden der Lichtintensitätsbestimmung, wie wir solche neueren Forschungen verdanken, so interessant sie in wissenschaftlicher Hinsicht zu werden versprechen — sie sind bis jetzt noch weit davon entfernt, dem Praktiker auch nur einigermaßen zugänglich zu sein.

Was die Studien des Lichteinflusses auf die Vegetation noch erschwert, das ist der Umstand, daß dieser Einfluß offenbar als ein doppelter sich geltend macht: er ist ein physikalischer und ein chemischer. Der physikalische Einfluß des Lichtes auf die Pflanze — man könnte ihn auch den mechanischen nennen — besteht darin, daß die lebende Pflanze mit unwiderstehlicher Gewalt vom Lichte angezogen wird. Sie trägt in sich eine nicht zu unterdrückende Liebe zum Lichte, sie strebt dem Lichte zu mit einer ungewöhnlichen Energie. Die zur Winterszeit in Kellern aufbewahrten Wurzelgewächse strecken im Frühling ihre Ausläufer sehnsüchtig aus, um Licht zu finden. Wir

kennen das Beispiel der berühmt gewordenen Kartoffel, die im Winkel eines dunkeln Kellers vergessen, ihre Ausläufer erst 20 Fuß auf dem Boden hin gegen die Thür trieb, dann aber an der Wand noch in die Höhe rankte, um das einzige Lichtloch des Gewölbes zu erreichen — einen Lichtstrahl zu erhaschen. Blattpflanzen an das Fenster gestellt, wenden ihre Flächen dem Lichte zu und diejenigen Blätter, welchen nicht Lebenskraft genug innewohnt, um die ihnen instinktive Bewegung auszuführen, sterben ab. Wenn wir sagen, die Pflanze strebt mit Gewalt dem Lichte zu, so ist der Ausdruck nicht übertrieben, denn — Versuche haben es bewiesen — sogar durch angehängte Gewichte, welche das der Pflanze um das Zehnfache übersteigen, läßt sie sich nicht anhalten, ihrem inneren Drange Folge zu leisten. Die Zweige mancher Pflanzen sind in so hohem Grade lichtbedürftig, daß sie im Sommer dem Laufe der Sonne in der Zeit eines Tages folgen. Ebenso bedarf es kaum noch der Erwähnung, daß unter dem Einflusse des Sonnenlichtes sich die scheinbar verschiedensten Organe in einander umwandeln lassen, daß Bäume, deren Wurzeln man theilweise ausgräbt, während man einen Theil der Zweige eingräbt, nach und nach geradezu sich umkehren können, indem sich aus den Wurzeln Zweige und aus den eingegrabenen Zweigen Wurzeln entwickeln.

Betrachten wir nun die chemische Bedeutung des Lichtes für die Pflanze etwas näher, so tritt uns sogleich bei der ersten Entwicklungsstufe der Pflanze — beim Vorgange des Keimens — eine merkwürdige Ausnahme entgegen. Während zum Gedeihen, zum Wachsthume der jungen Pflanze das Licht eine unentbehrlich nothwendige Bedingung ist, erscheint das Licht bei dem ersten Vorgange des Pflanzenlebens — der Keimung — ganz gleichgültig. Man hatte früher geglaubt, daß das Licht sogar nachtheilig auf den Keimungsproceß einwirke. Da das Licht so innig mit dem Wärme- und Feuchtigkeitsgrade der atmosphärischen Luft zusammenhängt, so waren entscheidende Versuche hierüber nicht so leicht auszuführen, als man annehmen sollte. Wir wissen aber jetzt bestimmt, daß das Licht weder einen förderlichen, noch nachtheiligen Einfluß auf den Keimungsproceß ausübe.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß auf den photographischen Bildern von Landschaften die Baumblätter ein eigenthümliches Verhalten zeigen; sie fallen stets ganz gleichmäßig schwarz aus. In früheren Jahren, da zur Erzeugung von Lichtbildern noch eine längere Dauer der Exposition nothwendig war, konnte man geneigt sein, diese auffallende Erscheinung der unausgesetzt fortgehenden Bewegung der Baumblätter zuzuschreiben, da dieselben bekanntlich auch bei vollkommener Windstille doch stets einen geringen Grad von Beweglichkeit zeigen. Nachdem aber der Photographie schon längst momentane Aufnahmen gelungen sind, mußte selbstverständlich diese mechanische Erklärung unzureichend werden. Man hat sich daher nach einem anderen Grunde der Erscheinung umsehen müssen und erklärte die Sonderbarkeit dadurch, daß man annahm, es fehlten dem von grünen Pflanzentheilen zurückfallenden Lichte die chemischen Strahlen, indem sie zu chemischer Arbeit im Innern der Pflanzenzelle verwandt worden seien. Diese allerdings geistreiche Erklärung hat in neuerer Zeit noch eine weitere Stütze gefunden durch die photographische Copirung sogenannter bunter Blätter. Setzt man nämlich Blätter, welche nur theilweise grün gefärbt sind, wie z. B. einige Münz- und Pelargoniensorten, auf einer empfindlichen photographischen Unterlage dem Sonnenlichte aus, so tritt in der Regel unter dem Grün kein Lichteindruck auf das lichtempfindliche Präparat ein, während unter allen anders gefärbten Theilen der lichtempfindliche Ueberzug zersetzt wird.

Hiernach sollte man meinen, die Erklärung lasse nichts mehr zu wünschen übrig. Aber wie es denn so geht, gerade wenn man recht sicher zu sein wähnt, so muß immer etwas dazwischen kommen, was uns von neuem zweifelhaft macht. Der violette Strahl, welcher wegen seiner bekannten energischen Förderung chemischer Vorgänge als der vorzugsweise chemische und daher auch photographische betrachtet wird — dieser gerade ist gar nicht im Stande, eine Wirkung auf das Pflanzenleben auszuüben. Wir wissen, die Hauptaction des Lichtes auf die Vegetation ist und bleibt doch immer die Zersetzung der Kohlensäure unter Beihülfe der grünen Pflanzentheile. Und diese wichtige Arbeit wird, wie gesagt,

von dem violetten Strahle nicht verrichtet. Die Zersetzung der Kohlensäure durch grüne Pflanzen, wenn sie im Tageslichte lebhaft vor sich geht, hört sogleich auf im blauen nnd violetten Strahle. Die Vergleichung der Kohlensäuremengen unter den einzelnen farbigen Theilen des Spectrums ergab die Kohlensäureentwicklung bei weitem am stärksten im gelben und orangen Lichte, sehr gering im blauen nnd grünen Lichte, ganz verschwindend im äußersten Roth, im Indigoblau und Violett. Daß dem wirklich so ist, geht auch aus dem Verhalten der Wasserpflanzen in Wasser, welches gelöste Kohlensäure enthält, unter farbigen Gläsern dem Sonnenlichte ausgesetzt, hervor. Myriophyllum spicatum zeigt sogar unter dem Reflex von weißen und grauen Wolken die stärkste Zersetzung der Kohlensäure, während diese sogleich völlig aufhört, wenn der Himmel wolkenleer wird und ein rein hellblaues Licht sich verbreitet. Da aber der par excellence chemische Strahl — der violette — für die Vorgänge der Vegetation plötzlich und unerwartet aus seiner Rolle fällt und nun auf einmal ganz wirkungslos erscheint, so ist doch in der That nicht einzusehen, weshalb transparente grüne Blätter auf photographischen Präparaten keinen Eindruck hervorbringen sollen; gerade der photographisch wirksame Strahl, der violette, wird ja von der vegetabilen Thätigkeit gar nicht in Anspruch genommen und hätte daher ungestört volle Gelegenheit, photographisch-chemisch zu wirken. Es muß weiterer Forschung vorbehalten bleiben, diesen Widerspruch, der vielleicht nur ein scheinbarer ist, zu lösen.

Die Sonne.*

Von

Hermann J. Klein.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Unter allen Weltkörpern im unermeßlichen Oceane des Raumes besitzt die Sonne für uns die weitaus wichtigste Bedeutung. Sie ist das Centralgestirn, um welches der Erdball unaufhörlich seine Bahn beschreibt, und sie ist der Urquell, von dem seit Jahrhunderttausenden alle Kraft herabströmte, deren Thätigkeit wir hier unten wahrnehmen. Merkwürdigerweise aber ist die wahre Natnr der Sonne bis fast vor einem Decennium für nns vollkommen räthselhaft geblieben; ja alle Bemühungen, sie näher kennen zu lernen, haben bis dahin zu mehr und mehr irrthümlichen Vorstellungen geführt. Erst das gewaltige Hülfsmittel der Spectralanalyse ermöglichte es, den Schleier zu zerreißen, hinter welchem das leuchtende Tagesgestirn seine Geheimnisse verhüllte, und uns eine Welt des Wunderbaren zu eröffnen, welche weitaus Alles übertrifft, was sich die kühnste Phantasie nur immer vorstellen kann. Wenn man erstaunt und betroffen bei dem grausenhaft-großartigen Bilde verweilt, welches uns die Wissenschaft von dem heißflüssigen Urzustande unserer Erde entrollt; wenn man versucht, sich den wilden Kampf der chaotischen Erdmaterie in den Zeiten, welche den ersten sedimentären Bildungen vorausgingen, vorzustellen: so hat man doch nur ein schwaches Abbild von jenen Zuständen, welche noch heute auf der Sonne stattfinden und die ein Blick durch das Telespectroskop uns vorzuführen vermag. Ein Ball von jener ungeheueren Größe, die das Volum von acht Kugeln, deren jede die Entfernung des Mondes von der Erde zum Halbmesser hat, kaum erreicht, im höchsten Stadium der Gluth, umgeben von einer glühenden Wasserstoffatmosphäre, die unaufhörlich von Stürmen bewegt wird, gegen welche unsere wüthendsten Orcane nur wie ein sanfter Windhauch sich ausnehmen: so rollt die Sonne, gefolgt von ihren Planeten durch das Universum ihre weite Bahn!

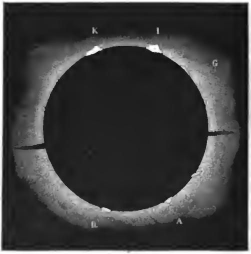
Unter den neueren Beobachtern der Sonne nimmt P. Secchi in Rom eine hervorragende Stelle ein. Unermüdlich und mit Hülfe der ausgezeichnetsten Instrumente, durchforscht er Tag auf Tag die ungeheure Sonnenoberfläche. Eine lange Reihe wichtiger Entdeckungen hat seine Thätigkeit belohnt und uns Einblicke in das Wesen der Sonne gestattet, an die man vordem nicht wagen durfte zu denken. Es ist natürlich, daß, bei einem gewissen

* Secchi-Schellen, Die Sonne. Autorisirte deutsche Ausgabe und Originalwerk. Braunschweig, Verlag von George Westermann. 1872.

vorläufigen Abschlusse seiner Untersuchungen angelangt, ein solcher Forscher das Bedürfniß empfand, die Ergebnisse seiner Forschungen, vereint mit denjenigen anderer Beobachter, zu einem Bilde zusammenzustellen, welches den Sonnenball nach allen seinen Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten darstellt. So entstand seine große Monographie der Sonne, zuerst in französischer Sprache, aber nunmehr, Dank der Bemühungen und der Umsicht des Dr. Schellen, auch in einer deutschen Ausgabe vorliegend, die, mit Rücksicht auf die zahlreichen Zusätze und Veränderungen, mit Recht als deutsches Originalwerk betrachtet werden darf. Es ist schwer, von dem reichen und jedem Gebildeten hochwichtigen Inhalt eines solchen Buches auf beschränktem Raum eine Vorstellung zu geben; man muß es eben selbst lesen. Hier soll an der Hand Secchi's eine kurze Uebersicht dessen, was man gegenwärtig über die Sonne weiß, gegeben werden.

Zuerst ist, wie bereits hervorgehoben wurde, zu bemerken, daß die Sonne eine glühende, nicht feste Masse von ungemein hoher Temperatur ist, deren Bestandtheile, die Metalle und mehrere andere bekannte Stoffe, sich beständig in einem dampfförmigen Zustande befinden. Die sichtbare Grenze dieser Kugel befindet sich da, wo durch die Condensation der Dämpfe, die Durchsichtigkeit der darunterliegenden Gasschichten aufgehoben wird. Man nennt diese äußere Schicht die Photosphäre. Oberhalb dieser Schicht breitet sich eine weit ausgedehnte Atmosphäre rund um die Sonne aus, bestehend aus einer niedrigen Schicht von eben denselben metallischen Dämpfen, welche durch ihre absorbirende Wirkung die dunkeln Fraunhofer'schen Linien erzeugen, und aus einer gasigen Schicht, deren Hauptbestandtheil das Wasserstoffgas und vielleicht noch ein anderes uns unbekanntes Gas ist. Letztere Hülle, welche Chromosphäre genannt wird, hat die verhältnißmäßig geringe Dicke von 1000 bis 1500 Meilen. Sie geht über in eine andere, weit dünnere Schicht, welche nur zur Zeit totaler Sonnenfinsternisse sichtbar ist und dann die sogenannte Corona, einen Strahlenkranz von großer Ausdehnung bildet.

Fig. 1.

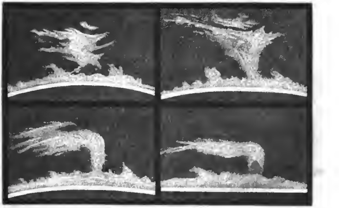


Die äußere Begrenzung der Corona erscheint keineswegs regelmäßig, aber erst nachdem es gelungen, photographische Aufnahmen zu erhalten, erkannte man das Gesetzliche in diesen Unregelmäßigkeiten. Es hat sich auf diese Weise ergeben, daß die Corona in ihrem ganzen Umkreise die

Sonne nicht ganz gleichförmig umgiebt, sondern daß sie in der Nähe der Sonnenpole zwei ungefähr 50 Grad sich ausdehnende Regionen geringerer Höhe hat; daß sie andererseits die größte Ausdehnung zeigt an zwei Stellen des Sonnenrandes, die einen Polarabstand von ungefähr 25 Grad haben, und schließlich von hier gegen den Sonnenäquator hin abnimmt. Die vorstehende Figur (1) zeigt die Corona, wie sie sich bei der totalen Sonnenfinsterniß des Jahres 1860 zeigte; sie ist nach einer Photographie angefertigt. Die dunkele Querlinie ist der Schatten des in dem Fernrohre ausgespannten Fadens, der sich Wirkungen sich aber bis an die Oberfläche fortsetzen und hier ein Emporheben der photosphärischen Massen und der Chromosphäre oft in weiter Ausdehnung und bis auf beträchtliche Höhen mit entsprechenden Senkungen und Vertiefungen der Oberflächenbegrenzung hervorbringen. Aus diesen gewaltigen Revolutionen entstehen die Protuberanzen, die Sonnenfackeln und die Sonnenflecke.

Die Protuberanzen sind wahrhafte Eruptionen aus den oberflächlichen Theilen des Sonneninnern. Sie bestehen aus glühendem Wasserstoffe und erheben sich bisweilen bis zu 20000 Meilen über die

Fig. 2



natürlich bei der photographischen Aufnahme mit abbildet.

Die Sonnenfinsterniß vom 12. December 1871, bei welcher die Beobachter ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich der Corona zuwendeten, hat ergeben, daß die gesammte Strahlenmasse dieser letzteren in keinem näheren Zusammenhange mit der Chromosphäre steht und daß die Corona ein eigenthümliches, grünliches Licht ausstrahlt. Aber die Natur der grün leuchtenden Substanz, aus welcher die Corona vorzugsweise besteht, ist uns noch räthselhaft, da ihre Spectrallinie nicht mit irgend einer bekannten Linie eines irdischen Stoffes zusammenfällt.

Das Sonneninnere ist der Schauplatz gewaltiger Umwälzungen, die wir zwar direct nicht wahrzunehmen vermögen, deren

Sonnenoberfläche, also fast bis zur halben Distanz des Mondes von der Erde. Diesen ungeheueren Erhebungen entspricht die Mächtigkeit solcher Gebilde, sie übertreffen fast stets den Erdball um ein Vielfaches an Volumen. Durch die wichtigen Vervollkommnungen, welche Lockyer, Huggins und Zöllner in der Spectraskopie der Sonne dadurch anbahnten, daß sie die Wege zeigten, auf denen es möglich ist, die Protuberanzen zu jeder Zeit bei vollem Sonnenscheine wahrzunehmen, haben unsere Kenntnisse des Baues und der Veränderungen jener Gebilde in kürzester Zeit eine überraschende Ausdehnung erlangt. Die obenstehende Figur (2) zeigt die Veränderungen, welche eine große Protuberanz, die Professor Young am 7. October 1869 beobachtete, in weniger als $1^1/_4$ Stunde erlitt.

Die Höhe dieser Protuberanz betrug mehr als 7000 deutsche Meilen. Im Innern dieses riesenhaften Gebildes gab sich eine nahe horizontale Bewegung der einzelnen wolkigen Massen kund. Gegen Ende der Erscheinung, wo die Protuberanzmaterie nicht mehr unter gewaltigem Drucke zu einer bedeutenden Höhe aufwärts geschleudert wurde, unterlag dieselbe augenscheinlich einer tieferen Strömung in der Sonnenatmosphäre, welche sie rauchartig seitwärts bog. Die Protuberanzen sind eruptiver Natur, sie bestehen aus dem glühenden Gase, welches die Chromosphäre bildet. Indem sich diese Gase in größerer Höhe über der Sonnenatmosphäre abkühlen, entstehen wolkenartige Gebilde, die in einem dünnen und leichten (glühenden) Medium schweben, noch eine Zeit lang sichtbar bleiben und dann sich zerstreuen. Dieses Medium besteht wahrscheinlich aus Wasserstoffgas und bildet einen Theil der Corona. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Protuberanzmaterie emporschießt, ist eine enorme, in einzelnen Fällen beträgt sie nach den Beobachtungen von Respighi 600 bis 800 Kilometer in der Secunde. Bei einer solchen Schnelligkeit ist es nicht unmöglich, daß Theile der Sonnenmaterie gar nicht mehr auf die Sonne zurückfallen, sondern in die planetarischen Räume eindringen. Wir stehen hier vor einer in vielfacher Beziehung sehr wichtigen Frage, deren Beantwortung der Zukunft vorbehalten ist.

Betrachtet man die Sonne durch ein gewöhnliches Fernrohr, welches zum Schutze der Augen mit einem geeigneten Dämpfglase versehen ist, so bemerkt man bekanntlich auf ihrer Oberfläche dunklere und hellere Stellen von verschiedenartiger und veränderlicher Gestaltung. Die dunkeln Flecke sind die sogenannten Sonnenflecke, die hellen, häufig aderartigen, die Sonnenfackeln. Bei Anwendung von starken Vergrößerungen zeigen die Flecke eine merkwürdige und charakteristische Structur, von der Figur 3 eine gute Vorstellung giebt.

Es ist nicht möglich, hier auf die Einzelheiten specieller einzugehen, welche eine längere und genauere Beobachtung der Sonnenflecke kennen gelehrt hat; doch muß hier wenigstens hervorgehoben werden, daß die Flecke neben der gemeinsamen Bewegung in Folge der Sonnenrotation auch eigene Bewegungen zeigen, welche auf außerordentlich stürmische Vorgänge an der Sonnenoberfläche schließen lassen. Darauf deuten nicht minder die unaufhörlichen und raschen Veränderungen in Größe und Gestalt der Flecke. Die Frage nach der eigentlichen Natur, dem Wesen der Fleckengebilde, ist äußerst schwierig zu beantworten und ist gegenwärtig in dieser Beziehung noch keineswegs eine Einigung unter den Forschern erlangt worden. Secchi entscheidet sich dafür, daß die Sonnenflecke einfach solche Stellen sind, wo infolge der sehr hohen Temperatur der aus dem Innern der Sonne hervorbrechenden Gase, die photosphärischen Dampfmassen vergast und aufgelöst worden sind. Die Dunkelheit dieser Stellen rührt dann einfach daher, daß einestheils hier die leuchtende photosphärische Nebelmasse zum Theil fehlt und durch wenig leuchtende Gasmassen ersetzt ist, anderntheils daß diese letzteren in dem Maße wie sie größere oder geringere Tiefen der Höhlungen ausfüllen, mehr oder minder stark auf das Licht der noch darunter liegenden photosphärischen Schicht absorbirend wirken. Das ist, wie hervorgehoben, die Theorie, welche Secchi auf Grund seiner Beobachtungen von der Natur der Sonnenflecke aufgestellt hat; neben ihr verdient hauptsächlich noch eine andere Erwähnung, deren Urheber Professor Zöllner in Leipzig ist und welche in den Sonnenflecken schlackenartige Producte erblickt.

Neben den Sonnenflecken und fast stets in der unmittelbaren Nachbarschaft derselben ziehen die hellen Stellen der Sonnenscheibe, die sogenannten Fackeln die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich. Diese Fackeln zeigen sich bei directer Untersuchung im Fernrohre nur selten und nur unter ausnahmsweisen Verhältnissen als Erhöhungen und Hervorragungen aus der photosphärischen Schicht. Die spectroskopische Beobachtung lehrt, daß sie zum größten Theile massenhaften und oft auf die weitesten Verbreitungskreise sich erstreckenden Ausbrüchen oder Emporhebungen der weißglühenden Materie, aus der Photosphäre und Chromosphäre zusammengesetzt sind, ihre Entstehung verdanken. Die Dimensionen der Fackeln sind oft ganz enorm; Secchi hat Gebilde dieser

Art beobachtet, welche wie ungeheuere Lichtwellen die Hälfte der Sonnenscheibe einnahmen. Wie die Flecke, scheinen auch die Fackeln hauptsächlich in gewissen Zonen auf der Sonne am zahlreichsten aufzutreten, aber diese Zonen sind ausgedehnter als die Fleckengürtel. Letztere zeichnen sich aus durch die außerordentliche Heftigkeit der Eruptionen, durch den lebhafteren Glanz ihrer Flammen, sowie durch die Mannigfaltigkeit der in ihnen vorkommenden Stoffe, von denen das Spectroskop zeigt, daß sie vielfach identisch sind mit denjenigen, welche in der Photosphäre vorkommen. Secchi hebt mit besonderem Nachdrucke hervor, daß der Hauptvorgang der Erscheinungen, welche wir an der Sonnenoberfläche wahrnehmen, in dem allgemeinen Emporheben oder Hervorschleudern der Massen besteht, welche die Protuberanzen bilden. Der Umkreis der hierdurch gestörten und aufgewühlten Oberfläche ist stets bedeutend größer als bei den dunkeln Stellen, die mit Unrecht bisher am meisten die Aufmerksamkeit der Beobachter auf sich gezogen haben.

Man kann die Frage aufwerfen, in welchem Aggregatzustande sich die Materie in der Tiefe des Sonnenkörpers befinde? Die richtige Beantwortung dieser schwierigen Frage ist von größter Bedeutung für die auf die letzten Ursachen zurückgehende Erklärung aller derjenigen Erscheinungen, welche wir an der Sonnenoberfläche kennen lernten. Durch directe Beobachtung läßt sich das Problem nicht entscheiden, denn selbst die so mächtige Spectralanalyse vermag doch nicht bis in die Tiefen des Sonnenkörpers vorzudringen. Nur auf dem Wege logischer Schlußfolgerungen ist es möglich, etwas über die Zustände der Materie im Innern des Sonnenkörpers zu ermitteln. Gewiß ist, daß dort eine Temperatur herrscht, hoch genug, um jede Substanz zu vergasen; andererseits aber wächst mit zunehmender Tiefe der Druck der überlagernden Massen ebenfalls in ungeheurem Maße. Dieser Druck erscheint von einer gewissen Tiefe ab mehr als hinreichend, um der Wärmeausdehnung entgegenwirkend, die Materie entweder in den flüssigen Zustand zusammenzupressen oder, wie Secchi glaubt, in jenen intermediären Zustand, den man weder als Flüssigkeit noch als Gas bezeichnen kann. In diesem kritischen Zustande, sagt der römische Astronom, wo die kleinsten Veränderungen in der Temperatur oder im Drucke die bedeutendsten Störungen des Gleichgewichts zur Folge haben, ist das Wasserstoffgas den größten Veränderungen des Volumens und des Drucks ausgesetzt und es ist leicht möglich, daß in diesen Schwankungen des Gleichgewichts die Ursache für die aus der Chromosphäre selbst stammenden Protuberanzen zu suchen ist.

Die Sonne strahlt ununterbrochen Wärme in den Weltraum aus. Gewisse Beobachtungen haben ergeben, daß die Wärmemenge, welche die Erde trifft, äquivalent ist der mechanischen Arbeit von 228000 Millionen Dampfmaschinen, deren jede 1000 Pferdekraft hat. Nichts destoweniger ist dieses ungeheuere Wärmequantum nur der 2300millionte Theil derjenigen Wärme, welche die Sonne überhaupt in den Weltraum hinaussendet. Wo ist der Ursprung dieser ungeheueren Wärmemenge zu suchen? Wo die Quelle, aus der sie seit Millionen von Jahren fortwährend unterhalten wird? Sir William Thomson hat durch Rechnung bewiesen, daß, wenn die Sonne aus der besten englischen Steinkohle bestände, dieselbe höchstens für 8000 Jahre Wärme spenden könnte und am Ende dieser Zeit erloschen sein müßte. Im Gegentheile sehen wir aber, daß die Sonne trotz ihrer ungeheueren Wärmespenden keine nennenswerthe Abnahme ihrer Activität zeigt. Wenn es demnach kein gewöhnlicher Verbrennungsproceß sein kann, der die Sonnenwärme hervorruft, so lassen sich nur zwei andere Ursachen hierfür denken. Entweder liegt die den Verlust an Wärme deckende Quelle in der Sonne selbst, unterscheidet sich aber wesentlich von dem, was wir Verbrennung nennen, oder sie liegt außerhalb derselben. Robert Mayer, der geniale Begründer der mechanischen Wärmetheorie, war der letzteren Ansicht. Nach seiner Meinung wären es die in ungeheueren Mengen auf die Sonne niederstürzenden Meteorite, welche durch Umsetzung ihrer Massenbewegung in Molecularbewegung den Strom der Sonnenwärme unterhielten. Diese Theorie ist freilich nicht haltbar, denn der Zuwachs, den die Sonne auf diese Weise an der Masse er-

hielte, müßte sich in gewissen anderen astronomischen Erscheinungen verrathen, was ganz entschieden nicht der Fall ist; aber Mayer war insofern doch auf dem richtigen Wege, als er in der Gravitation die Quelle der Sonnenwärme sah. Gestützt auf diese Ansicht Mayer's ging Helmholtz weiter, indem er annahm, daß die stets sich erneuernde Wärme der Sonne nicht durch das Niederstürzen von Meteormaterie, sondern durch das fortwährende Fallen der eigenen Sonnenmaterie nach dem Mittelpunkte hin, oder durch die beständige Verdichtung der Sonne entstehe.

Die Kant-Laplace'sche Theorie der Entstehung unseres Sonnensystems verknüpft in befriedigendster Weise den Ursprung der Sonnengluth mit der Erhaltung derselben bis zum heutigen Tage. Diese Theorie ist gegenwärtig zu bekannt um hier specieller darauf einzugehen. Es genügt, daran zu erinnern, daß nach Laplace die Sonne ursprünglich den centralen Kern eines ungeheueren Nebelfleckes bildete, der von West nach Ost rotirte. Dieser Nebelfleck oder diese Gasmasse befand sich im höchsten Stadium der Gluth. In Folge der durch die Wärmeausstrahlung entstehenden Abkühlung trat nach und nach Verdichtung und Condensation an der Oberfläche des Gasballes ein, es lösten sich endlich durch die Drehung dieser Gaskugel in Verbindung mit der Zusammenziehung derselben am Aequator Ringe los, die anfänglich noch um den Hauptkörper rotirten, dann aber im Laufe der Zeit in Folge der ungleichen Geschwindigkeit der äußeren und inneren Theile zerrissen und sich zu neuen, von der Centralkugel isolirten Kugeln ausrollen und sich zusammenziehen mußten. So entstanden aus dem Urnebel die centrale Sonne und die sie umkreisenden Planeten, und ebenso durch weitere Ringbildung und Theilung aus den Planeten die Trabanten. Nach Helmholtz geht in der glühenden Sonnenkugel noch heute dieselbe Verdichtung vor sich, die im Laufe der Zeit eingetreten ist, um die

Fig. 3.



Materie von dem Zustande der höchsten Verdünnung bis zu der bedeutenden Dichtigkeit zu bringen, welche die des Wassers schon fast um $^1/_3$ übertrifft. Durch eine einfache Rechnung hat derselbe Gelehrte nachgewiesen, daß, wenn die Verdichtung der Sonnenmaterie bis zu dem Grade weiter fortschreitet, daß das Gestirn die Dichtigkeit der Erde erreicht haben wird, die hierdurch entwickelte Wärme genügt, um den Verlust ihrer Ausstrahlung für 17 Millionen Jahre zu ersetzen. Eine solche Verdichtung steht auch nicht mit den Resultaten der astronomischen Messungen des Sonnendurchmessers in Widerspruch; denn die dadurch entstehende Verkleinerung des Durchmessers der Sonnenscheibe würde sich kaum in 20000 Jahren für unsere feinsten Beobachtungen wahrnehm-

bar machen. Sehr wahr sagt Secchi: „Das Gesetz von der Aequivalenz der mechanischen Arbeit führt uns so auf die wahre Quelle der Sonnenwärme und damit zugleich auf die allgemeine Quelle für alles Leben und für jede Art von Bewegung und Kraftäußerung auf unserm eigenen Planeten."

Wie wir gesehen haben, wird der Verlust der Sonne an Wärme durch die allmälige Verdichtung der Sonnenmaterie so weit gedeckt, daß eine Abnahme für uns nicht merklich ist. Diese Compensation kann aber nicht unbegrenzt fortdauern, die Sonne kann nicht ewig leuchten, denn die Verdichtung ihrer Materie hat eine Grenze. Mit dem Aufhören der Sonnenwärme ist natürlich auch der Untergang des organischen Lebens auf unserer Erdoberfläche besiegelt; Beides ist nur eine Frage der Zeit. Wenn aber der denkende Mensch den raschen Flug seines Verstandes hemmt bei dem Gedanken, daß mit zwingender Nothwendigkeit dereinst alle Gebilde der lebendigen Natur und die herrlichsten Blüthen des menschlichen Geistes untergehen müssen in Nacht und Tod, so erhebt ihn wieder das Bewußtsein, daß solche Zustände doch nur periodische sein dürften, wie dem eisigen Hauche des Winters ein fröhliches Erwachen folgt zu einem neuen Leben. Weltsysteme bilden sich, Weltsysteme versinken in Trümmer, Sonnen flammen auf und Sonnen erlöschen, aber die Kräfte, die in ihnen thätig waren, gehen keineswegs auf in Nichts, sie erwachen in anderen Gestalten, in anderen Formen. Es ist sicherlich keiner der geringsten Vorzüge des Secchi'schen Werkes, daß es nicht allein zu dem nüchternen Verstande, sondern auch zur Imagination des Lesers spricht und Perspectiven von unendlicher Ausdehnung dem innern Sinne eröffnet.

Literarisches.

Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Von Gerhard Rohlfs. Bremen, J. Kühtmann.

Von allen neueren Afrikareisenden ist Rohlfs vielleicht der populärste geworden, einmal durch seine officiellen Reisen im Auftrage des Königs von Preußen, und dann durch seine Vorlesungen, in welchen er es verstand, seine Erlebnisse einem größeren Zuhörerkreis mundgerecht anzupassen. Auch das vorliegende Buch wird dazu beitragen, ihn als angenehmen Erzähler abenteuerlicher Ereignisse und seltsamer Gebräuche beliebt zu machen, denn er versteht es darin vortrefflich, in leicht faßlicher Art seine merkwürdigen Beobachtungen vorzutragen. Wie die meisten europäischen Afrikareisenden ist auch Rohlfs in Marokko als Arzt sehr gesucht gewesen, und die Mittheilungen über die dortigen Gesundheitszustände und Heilmethoden gehören zu den anziehendsten Partien des Buches, namentlich geben die Curen mit dem heißen Eisen, welche die einheimischen Aerzte ausüben, und denen er das kalte Feuer, den Höllenstein, entgegensetzte, einen erheiternden Begriff von der Bildungsstufe dieses seltsamen Volkes. Auch die Mittheilungen über religiöse Anschauungen, über die sittlichen und politischen Verkehrtheiten zeigen, welch ein Segen es für diese Länder wäre, wenn sie den verdummenden und entnervenden Zuständen, welche gegenwärtig dort herrschen, entzogen würden. Am meisten sind die verschiedenen Secten zu verdammen, welche unter dem Deckmantel der Religion den schlimmsten Ausschweifungen und Betrügereien huldigen. Komisch wirkt es, daß die Marokkaner sich die Houris des Paradieses nicht schwarzäugig, sondern als blauäugige, blondlockige Engländerinnen denken. Der Besuch beim Großscherif Sidi, einer Art von geistlichem Oberhaupt, der zu Uesan residirt und als directer Abkömmling des Propheten die höchste Verehrung genießt, gehört ebenfalls zu den anziehendsten Partien des Buches. Ueber den primitiven Zustand der Militärverhältnisse konnte sich Rohlfs ganz besonders gut unterrichten, da er selbst für einige Zeit in marokkanische Dienste getreten war.

Unter dem Titel **„Der Charakter"** hat Fr. Steger das neueste Buch von Samuel Smiles übersetzt, dessen erstes Werk, „Die Selbsthülfe," oder „Hilf dir selbst," bereits die Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade erregte. Smiles hat hier eine Reihe von Essays vereint, die sich mit dem Zusammenhang beschäftigen, in dem der Charakter des einzelnen Menschen mit der Wohlfahrt und Größe der Nationen steht. Man könnte bedauern, daß diese trefflichen Betrachtungen nicht den weitesten Kreisen durch öffentliche Vorlesung bekannt werden, denn in der Form eines Buches kommen dieselben voraussichtlich lange nicht genug an die rechten Adressen.



Doctor Helmond und seine Frau.

Dem Holländischen des J. J. Cremer nacherzählt

von

Adolf Glaser.

(Schluß.)

Dreißigstes Capitel.

Es war zwei Tage nach Eva's Geburtstag. Die junge Frau stand am Fenster im Königssaal, der in seinen früheren Zustand zurückversetzt war — einige schöne Blattpflanzen ausgenommen, die sie zurückbehalten hatte — und blickte nach der gegenüberliegenden Seite des Marktplatzes, aber sie konnte die Häuser dort nicht erkennen, ja sogar nicht einmal die Bäume, die nur zwanzig Schritte entfernt waren, so stark war der Nebel.

Es war ein düsterer Herbsttag. Sie hatte auf einige Visiten gewartet, aber die steifen Bewohner von Romphausen kommen nur, wenn es etwas zu genießen giebt, sonst bleiben sie, wo sie sitzen oder stehen. Eigentlich fand sie Romphausen unbeschreiblich langweilig, und das große Haus mit den enormen Zimmern war ohne Menschen geradezu etwas unheimlich. Sie dachte daran, ob sie mit August, wenn er wieder ganz hergestellt sein würde, wohl einmal wegen der Reise nach Paris — aber nein, das würde doch nichts helfen — am besten wäre es gewesen, wenn sie ihn hätte bestimmen können, nach einer großen Stadt überzusiedeln. Wenn seine Praxis ihm doch zu viel Zeit wegnahm und er Vermögen genug besaß, um sie aufgeben zu können, warum sollte man dann hierbleiben? An einem andern Orte hatte man auch nicht die ewigen Rücksichten auf die Eltern zu nehmen und die fatalen eifersüchtigen Bemerkungen der Schwester zurückzuweisen, die mit dem Papa ganz unter einer Decke spielte.

Eva versank in Nachdenken über die Erlebnisse der letzten Tage. Glücklicherweise hatte Helmond nach jener entsetzlichen Scene, an die sie nur mit Schaudern denken konnte, den Major nicht nach Hause begleitet. Das hätte noch gefehlt, daß er diesen gemeinen Menschen, dessen Schandthaten sie nun alle erfahren hatte, noch mit übertriebener Sorgfalt behandelt hätte! Sie wußte, daß der Lieutenant Hardenberg gestern, nachdem sich der Elende von dem ersten Schrecken erholt, ihm unter vier Augen gesagt hatte, das schwarze Buch von Ronner solle Blatt für Blatt aufgeschlagen werden und Archibald werde den Schluß mit blutigen Lettern darunter schreiben, sobald er es wagen sollte, auch nur das Geringste gegen Doctor Helmond und seine Frau zu unternehmen, oder wenn er irgend wie der allgemein verbreiteten Meinung, daß sein

plötzliches Unwohlsein eine Charadenaufführung gestört habe, widersprechen werde.

Eva war dem Freunde wirklich dankbar, denn es blieb leicht selbst am edelsten Namen ein Makel haften, wenn er einmal durch den Schmutz geschleift wurde. Hatte sie doch aus dem hellen Brande ihren köstlichsten Schatz gerettet, der freilich mit der ausgestandenen Angst theuer genug bezahlt war. Und sie waren ihr Eigenthum, obwohl er sie ihr nicht geschenkt hatte: die Familienpapiere der von Armelo konnten doch nimmermehr das Eigenthum eines Industrieritters sein! Man konnte ihm allenfalls den Lohn für seine Mühe vor die Füße werfen, aber Ansprüche konnte er an diese Beweise nimmermehr erheben.

Um sich zu zerstreuen, ging Eva nach ihrem Zimmer, wo sie allerlei zu ordnen und zu überlegen fand, was sie in freudige Stimmung versetzte und ihr Herz in selige Hoffnung eines zukünftigen Glückes wiegte. Nach einigen Augenblicken wurde ihr ein Briefchen gebracht, welches sehr in der Eile geschrieben war. Es war von Helmond und er zeigte ihr darin an, daß sie nicht mit dem Essen auf ihn warten solle, da er zu einem Kranken gerufen worden sei und wahrscheinlich sehr spät nach Hause käme. Diese Nachricht brachte Eva sofort um ihre gute Stimmung. Sie ließ jedoch in der Küche Anordnungen treffen, damit August, wenn er nach Hause komme, sich erholen und stärken könne.

* * *

August Helmond stand ein paar Stunden früher im großen Wohnzimmer des Landhauses auf dem Sonnenberg. Auch hier hatte der dichte Nebel jede Aussicht verhüllt und der düstere Herbsttag wirkte auch hier auf die ganze Natur. Mit der Hand auf den Tisch gestützt, den Blick starr geradeaus gerichtet, stand Helmond bereits zwanzig oder dreißig Secunden regungslos da.

„Ach, lieber August, starre doch nicht so düster vor dich hin," bat Jacoba, „er hat es nicht so schlimm gemeint, er ist so gut, so edel —"

Helmond hörte nicht, daß gesprochen wurde, er fühlte nicht, daß Jacoba ihn bei der Hand gefaßt hatte und mit ihm von dem alten Manne sprach, der ihn soeben — O, es war ein entsetzlicher Augenblick. So etwas hatte er nicht erwartet. Eine Verwünschung und solch eine Verwünschung!

„Bester, lieber August, sieh mich doch an, willst du deiner Schwester nicht glauben, so schlimm hat er es nicht gemeint. Der arme Papa ist krank und weiß oft nicht, was er sagt. Er meinte nur —"

Wie aus einem Traum erwachend, sah Helmond Jacoba an und da er sofort begriff, daß er dem schwachen Mädchen seine Stimmung verhehlen mußte, sagte er so ruhig als ihm möglich war:

„Ja, liebe Coba, so wird es wohl sein. Ich glaube auch, daß dein Papa —"

„Ach, Papa ist wirklich so gut und er hält innerlich so viel von meinem lieben Bruder, aber er ist krank. Er preßte in der letzten Zeit so oft die Hand gegen das Herz und ich meinte, daß er sich damit beruhigen wollte, weil er so sehr betrübt war, August, so sehr betrübt."

„Der General ist also krank, Jacoba?"

„Nenne ihn nicht so, August. Ich bitte dich, mache meinen lieben Vater wieder gesund und er wird dich segnen, anstatt —"

„Anstatt mich zu verfluchen," ergänzte Helmond leise.

„Er wußte nicht, was er sagte. Bedenke doch, wenn man krank ist, wenn man mit einen Herzleiden zu kämpfen hat."

„Ja gewiß, Jacoba, dann — ist es ganz natürlich. Aber nun," setzte Helmond mit einer Art von Beklemmung hinzu, „nun kann ich hier doch nichts helfen. Was ich thun konnte, habe ich gethan. Ich bin mit der besten Absicht auf dein dringendes Ersuchen hierher gekommen."

„Und nun willst du fortgehen und den armen Papa ohne Hülfe lassen. Um Gottes Willen, August, höre auf dein gutes, fühlendes Herz, und wenn mein armer Vater sich gegen dich vergessen hat, so denke daran, daß wir denen Gutes thun sollen, die uns hassen. Aber nein, August, mein lieber kranker Vater haßt dich nicht, und darum bitte ich dich, schreibe die Mittel vor, die ihn retten können."

Helmond sah sie tief bewegt an. Große Thränen stiegen in seinen Augen empor, aber er unterdrückte sie mit Kraft.

„Und wenn ich Mittel verschreiben wollte, gute Coba, was würde es helfen! Dein Vater wird keine Arzneien nehmen, am wenigsten, wenn ich sie verschrieben habe."

„Aber ich beschwöre dich, August, so kann es doch nicht bleiben, was sollen Tante und ich anfangen ohne Hülfe.“

„Ich wiederhole dir, Coba, daß er doch nichts nehmen wird. Du kennst doch seine unbeugsame Art.“

Nach einigem Nachsinnen rief Coba lebhaft aus: „Ich habe es gefunden! Er soll und muß einnehmen. Was du ihm verschreibst, werde ich ihm, ohne daß er es bemerkt, in Alles, was er genießt, mischen. Vergiß nicht, bester August, wie lieb er dich immer hatte, und so wahr ich lebe, er soll dich wieder lieben, wenn du ihn für sein Kind am Leben erhälst.“

Helmond ließ sich bestimmen, Einiges für den kranken General zu verschreiben, und als dies geschehen war, hatte er noch eine kurze Unterredung mit dem Mädchen, aus welcher zu seiner großen Verwunderung hervorging, daß sie nichts für den armen Philipp habe thun können, da sie gar nichts über ihn erfahren hatte. Weder von Helmond noch von Emma Waldberg hatte sie irgend eine Nachricht bekommen. Sie versicherte August, daß sie kein Mittel unversucht lassen wolle, um den Fluch, der die beiden Brüder getroffen, in Segen zu verwandeln, wenn er ihr den geliebten Vater mit Gottes Hülfe retten werde.

Bevor er die Wohnung für immer verließ — er wußte es sicher, daß es für immer geschah, blieb er noch einmal stehen, sah Coba scheinbar ruhig in die Augen, faßte dann ihr bleiches Gesicht zwischen seine beiden Hände, küßte sie zwei- oder dreimal auf die Stirn — und dann fiel die Hausthür mit dumpfem Dröhnen hinter ihm zu.

Vergeblich blickte Coba durch das schmale Fensterchen an der Seite der Thür ihm nach; sie konnte ihn wegen des starken Nebels nicht sehen, vielleicht auch, weil die Thränen, welche ihr Gesicht überströmten, ihr die Aussicht benahmen.

Es hätte wenig gefehlt, so wäre Doctor Helmond von der Deichsel eines Wagens getroffen worden. In Gedanken versunken, war er die Treppe hinabgekommen und hatte bei dem dichten Nebel kaum bemerkt, daß ein Wagen vorgefahren war.

„Ist der General zu Hause?“ klang eine Stimme aus dem Wagen.

„Ja, aber nicht zu sprechen.“

„Ei, sind Sie es, Helmond?“ entgegnete der Angekommene „ich dachte, es sei Heinrich. Nicht zu sprechen, sagen Sie? Ich bin aber doch auf heute bestellt.“ Leiser setzte er hinzu: „Der Sonnenberg wird wirklich verkauft. An dem Abend, wo Sie Ihr großes Fest gaben, war er selbst bei mir, und ich fürchte, er hat noch andere Pläne. Ich hatte Ihnen vorhin ein Brieschen geschrieben. Ist er wirklich schlimm krank?“

Helmond stand an der geöffneten Wagenthür wie abwesend dem noch sitzenden Notar gegenüber. Aus Süßherr's wenigen Worten hatte er zwar nur das vernommen, was er befürchten mußte, aber er konnte es in diesem Augenblick kaum ertragen.

„Sie antworten nicht, geht es so schlimm mit dem alten Herrn?“

„Nein — ja. In diesem Augenblicke ist er recht krank — Sie werden ihn schwerlich sprechen können. Warten Sie, ich will eben —“ Hastig ging er die Treppe hinauf und zog behutsam an der Klingel.

Und obgleich er es vorher nicht gedacht hatte, stand er bald noch einmal seiner Pflegeschwester gegenüber und theilte ihr mit, daß der Notar gekommen sei, um ihren Vater zu sprechen und ob sie nicht glaube, daß es den Kranken zu sehr aufrege, wenn er den Besuch jetzt annehme.

Jacoba kam denn auch und ersuchte den Notar höflichst, seinen Besuch ein andermal zu wiederholen. Süßherr aber war der Meinung, daß man den alten Herrn doch fragen müßte, ob er ihn jetzt zu sprechen wünsche, oder ob es sein Wille sei, daß er ein anderes Mal wiederkomme.

Jacoba ging in das Zimmer ihres Vaters, wo sich dieser zu Bette gelegt hatte. Es schien ihr, als sei der Kranke gerade in diesem Augenblick besonders angegriffen. Eilig kehrte sie daher zu dem Notar zurück und sagte, ihr Papa sei in diesem Augenblicke zu unwohl, um ihn empfangen zu können und lasse ihn bitten, später wieder zu kommen. Sie setzte hinzu, daß sie ihm Nachricht senden wolle, sobald sich der General besser befände.

Kurze Zeit darauf trat sie wieder in das Krankenzimmer und gerieth nicht wenig in Besorgniß, als ihr Vater sie fragte, ob nicht ein Wagen dagewesen sei, er glaube das Rollen desselben gehört zu haben. Das Herz bebte ihr, während sie ihm diese Vermuthung ausredete. Sie setzte sich dann an das Bett des geliebten Vaters und bewachte seinen

Schlummer. Nicht lange währte es jedoch, so erwachte der General wieder und sprach zu Coba's nicht geringem Schrecken allerlei wirres Zeug; bald von Simson, den die Delila verrieth, bald waren es Erinnerungen aus seinem Kriegerleben. Endlich kam er völlig zu sich, aber er fühlte sich schlimmer als vorher und als Coba seine Hand faßte, zog er sie näher und sagte: „Ich glaube, daß ich schwer geträumt habe."

Coba erschrak über sein Aussehen und wollte sich nach Beistand umsehen, aber er faßte ihre Hand fester und sagte fast ängstlich: „Nein, nicht fortgehen, mein gutes, liebes Kind, nicht bange sein, nein!"

Da übermannte Coba die Furcht und sie rief:

„Tante! Tante! Hülfe! Hülfe!"

Einunddreißigstes Capitel.

Vergeblich hatte der Notar Süßherr dem Doctor Helmond einen Platz in seinem Wagen angeboten. Letzterer bedurfte der frischen Luft, wäre es auch eine nebelige Luft gewesen; im geschlossenen Wagen hätte er es nicht ausgehalten. Eigentlich war der Notar froh darüber, denn er hatte Mitleid mit dem jungen Mann und doch verlangte das Geschäft, daß er bei dem Verkauf des Sonnenbergs und bei der voraussichtlichen Umänderung des Testaments, den Auftrag des alten Herrn erfüllte. Nachdenklich gelangte der Doctor in die Apotheke, wo ihn Thomas mit der Nachricht empfing, daß im Wohnzimmer Jemand auf ihn warte. Gut; aber erst mußte Helmond das Brieschen lesen, welches Thomas ihm einhändigte. Es war das Brieschen, auf das ihn der Notar bereits vorbereitet hatte. Der Schluß desselben ging dahin, daß besondere Umstände den Notar nöthigten, Doctor Helmond mitzutheilen, daß er ihm die verlangte Summe unmöglich u. s. w. u. s. w.

„Natürlich," murmelte Helmond für sich, „ich hatte es ihm bereits angesehen und habe es nicht anders erwartet."

Im Wohnzimmer wartete ein ziemlich anständiger Herr auf Doctor Helmond. Er stellte sich als der Commissionär der Firma Lesemann & Co. vor und ersuchte den Herrn Doctor höflichst, die Rechnung der beiden vorhergehenden Monate mit ihm zu ordnen, da er jedenfalls wisse, daß alles per comptant gekauft sei.

Die Psyche werde binnen kurzem geliefert und komme dann natürlich auf neue Rechnung. Das verstehe sich ganz von selbst!

Es war gar kein Gedanke daran, daß Helmond im Stande gewesen wäre, die ziemlich bedeutende Möbelrechnung in diesem Augenblicke zu bezahlen.

Aeußerlich ruhig, antwortete er: „Ich bin nicht gewohnt, in dieser Weise gemahnt zu werden und hätte es am wenigsten von Ihrem Hause erwartet, von dem ich so viel gekauft habe." Nach einem Augenblick des Schweigens setzte er hinzu: „Ihr Haus kann in vierzehn Tagen disponiren," und dann, wie zu sich selbst sprechend: „Ich begreife nicht, daß man solche Eile hat."

Helmond begriff es in der That nicht, denn daß der boshafte Kartenschlag seine Creditoren durch anonyme Briefe gegen ihn aufhetzte, konnte er nicht wissen. Der Mahner empfahl sich mit sehr höflichem Gruße, denn wer sollte dem offenherzigen Gesichte des Doctors nicht vertrauen, wenn sein edelgeformter Mund die Versicherung gab, daß er zu einer bestimmten Zeit seine Schulden abtragen werde.

Kaum war der anständige Herr fortgegangen, so kam ein kleines Bürschchen mit einem Brieschen an, das er dem Doctor persönlich übergeben und worauf er Antwort erhalten sollte. Er sagte, daß man ihm in dem großen Hause den Bescheid ertheilt habe, er werde den Doctor wohl in der Apotheke finden. Es war schon so dunkel, daß Helmond das Billet nicht mehr lesen konnte.

„Wollen Sie die Lampe anstecken, Thomas?"

Thomas zündete die Lampe an und schloß die Läden. Helmond las:

„Für zwei neue Fensterscheiben im Pavillon eingesetzt empfangen 2 fl. 50 c.
W. Wolters."

Ein seltsames Lachen ertönte aus des Doctors Munde. „Es handelt sich wohl um ein Medicament?" fragte Thomas. „Willst du etwas aus der Apotheke haben, Bürschchen?"

„Nein, zwei Gulden fünfzig Cents will ich haben, Vater war bange, daß er es sonst nicht bekommen würde."

Es war gut. Thomas bezahlte. Helmond nahm aus einer Büchse einen Bonbon und

gab ihn dem kleinen Wolters, der mit seiner rothen Zunge daran leckte und rasch fortlief.

Eine Weile erhielt Thomas keine Antwort auf seine Fragen. „Wie meinen Sie?" sagte der Doctor endlich. „Der General? O ja, er ist viel besser. Sie fragen doch, ob er besser sei? Aber sehen Sie das denn nicht?"

„Ich, Herr Doctor?"

„Ja, sehen Sie mir es denn nicht an?"

„Sie sehen etwas verstört aus, allerdings aber —"

„Ich will beide vergessen" fuhr Helmond ganz in seine eigene Gedanken versunken fort, „ihn und sie. — Thomas, komme ich Ihnen sehr aufgeregt vor?"

Thomas war wirklich besorgt über das seltsame Wesen des Doctors. Er zögerte einen Augenblick und sagte dann schnell: „Ja wahrhaftig, Herr Doctor, es scheint mit dem alten Herrn schlimmer zu stehen, als Sie bekennen wollen."

„Was wollen Sie damit sagen? — Machen Sie doch die Thür zu."

„Die Thür ist zu. Was ich sagen will? Wer Ihnen nicht wohl will, ist das Licht des Tages nicht werth und ich könnte Gott nicht um das Leben dieses hartherzigen Generals bitten, denn wenn Gott ihn jetzt abruft, thut er es um Ihretwegen."

Helmond wurde plötzlich dunkelroth und seine Augen funkelten.

„Thomas!" rief er, indem er sich bezwang, „wie können Sie so reden! Gehen Sie fort, ich mag Sie nicht sehen! Aber nein," setzte er dann hinzu, „Sie sagten es aus übertriebener Liebe für mich, Sie meinten es gut, wie immer. Aber ich dulde nicht, daß Sie so etwas sagen! Haben Sie die Thür zugemacht? Sorgen Sie dafür, daß sie zubleibt." Mit einem Male schien sich Helmond auf etwas zu besinnen und während er in seiner Brieftasche nachsah, sagte er:

„Thomas, wo ist mein Recept?"

„Ihr Recept? — Ich weiß es nicht. — Welches Recept, Herr Doctor?"

Welches Recept? Ja, welchen Patienten hatte er denn zuletzt besucht? Es war ihm, als habe der Nebel seine Gedanken umhüllt. Er wußte es nicht mehr. — Ha! Nun weiß er es wieder! Wie konnte er es auch vergessen? Jacoba hatte er versprochen, für den alten Mann etwas zu senden, was ihm heilsam sein könne. Es wird ihm Alles wieder klar, der alte Mann hatte ein Herzleiden, und Coba wollte ihm unbemerkt das Mittel beibringen, und er sieht den alten Mann, der in seinem Bette liegt und ihn mit glühenden Augen anblickt und ihm sagt — doch nein, der Fluch war Raserei, das Herz, aus dem er kam, war krank.

Helmond bezwang seine Unruhe. Er wollte die Pulver zurecht machen. Thomas sollte sie hinbringen und Jacoba belehren, wie sie dieselben geben solle. Aufmerksam hatte der junge Mann zugehört und versprach, Fräulein von Barneveld Alles auseinanderzusetzen, und da der Doctor die Pulver selbst anfertigen wollte, und der junge Hake unterdessen in der Apotheke überflüssig war, so ging er einstweilen, um sich anzukleiden.

Doctor Helmond zweifelte keinen Augenblick in der Wahl seines Arzneimittels — wenn man es ein Arzneimittel nennen kann.

Aus einem abgesondert hängenden und gut verschlossenen Kästchen, welches zur Warnung mit der Bezeichnung „Gift" versehen war, wollte er ein bestimmtes Fläschchen nehmen. Der Schlüssel des Kästchens lag wie gewöhnlich oben darauf. Nun hatte er dasselbe geöffnet.

„Wer ist da?"

Es war wirklich Jemand. Herr Gimpel strauchelte herein und versicherte, daß er entzückt sei und noch Verschiedenes mehr, das Helmond nicht verstehen konnte. Gimpel sprach vom Nebel und von Frau Helmond und — das war die Hauptsache — von seinem intimen Freunde Kartenschlag, der seit dem kleinen Zufall, der ihn während der entzückenden Gesellschaft getroffen hatte, nicht ganz wohl war, und Gimpel gebeten hatte, ein Brieschen an Doctor Helmond zu besorgen.

Jedenfalls eine Aufklärung wegen des Zufalls, oder die Bitte um einen Besuch, Gimpel konnte auf Ehre versichern, daß er keine Ahnung von dem Inhalt habe.

Nicht die geringste Bewegung war auf Helmond's Gesicht zu entdecken, während er das Brieschen las, welches ihm der Schwätzer gebracht hatte. Es lautete:

„Der hochberühmte und sehr gelehrte Doctor Helmond, der seiner eitlen Frau Alles nachsieht, wird sich nicht verwundern, wenn ihn der Mann, den er auf die scham-

loseste Weise beschimpft und verläumdet hat, um die sechstausendachthundert Gulden nebst Zinsen ersucht, die er ihm schuldet. Wenn die Zahlung morgen nicht geschehen ist, so wird die Summe gerichtlich eingezogen werden. Kartenschlag."

„Ich danke Ihnen, Gimpel."

„Nichts zu danken! Unter Freunden! Was ich sagen wollte: der Major fragt in dem Briefchen —?"

„Wollen Sie ihm die Antwort sofort zurückbringen?"

„Gewiß, gewiß, mit Vergnügen."

„Sagen Sie ihm, daß Alles geordnet werden soll."

„Geordnet? Aber was?"

„Das Geschäft, das ich mit ihm zu ordnen habe."

„Also ein Geschäft! Aber, a propos, ohne die geringste Indiscretion, ist es wahr, liebster Freund, daß Sie — "

„Ja, ja, es ist wahr!" sagte Helmond während seine Augen, ohne daß er es wußte, Funken sprühten.

Gimpel stand mit offenem Munde da. „Was?" sagte er ganz verblüfft, dann aber näherte er sich der Thür und setzte hinzu: „Viele Empfehlungen an die geehrte Familie. Grafen, nicht wahr? Alle Grafen? Pardon! Adieu!" Er wußte selbst nicht, warum, aber in den letzten Augenblicken wurde ihm förmlich bange vor Helmond und sein böses Gewissen ließ ihn befürchten, daß die Geschichte mit den Briefen doch noch herausgekommen sei.

Ob die Unterbrechung und die Anstrengung, sich diesem albernen Menschen gegenüber gut zu halten, Helmond zu sehr angestrengt hatte? Er mußte sich an dem Ladentisch festhalten. Bald hatte er sich wieder etwas erholt. — Er mußte daran denken, was er zu thun hatte, denn Jacoba wartete und Thomas machte sich zum Fortgehen bereit. Es wirbelte in seinem Kopfe, bald dachte er an die Arznei, bald wieder an Kartenschlag's Drohungen und dann wieder sah er eine Unmasse von Ziffern vor sich in der Luft. Hatte er nicht ein Geräusch gehört? Er rief nach Thomas, in der Meinung, daß dieser an der Thür sei. Er sah selbst nach, es war Niemand da. Seltsamerweise bildete er sich ein, er sehe seinen alten Pflegevater hereinkommen. Aber das war doch unmöglich, nein, es war Niemand.

Das kleine Fläschchen hatte er aus dem abgesonderten kleinen Kästchen genommen. Mit dem Inhalt mußte man sehr vorsichtig sein. Helmond hielt das Fläschchen gegen das Licht und kehrte es um und wendete es hin und her, als wolle er sich überzeugen, daß er sich nicht irre.

Immerfort vor sich hinstarrend und gegen das Fläschchen klopfend, schüttete er nur eine ganz geringe Dosis auf die Meßsingschale der Wage. So! Nicht mehr! Ein zwölftel Gran kann er noch zugeben — sieben, ja sechs Gran auf einmal würden schon tödlich sein! Halt! Nicht mehr! O Gott, was fuhr ihm da einen Augenblick so wüste durch den Kopf! Wie? Was giebt es da? Wer singt oder schreit da? Woher kommt der entsetzliche Lärm?

Horch! eine ganze Bande nähert sich. Es klingt Musik! Jetzt tönt auf ein Mal ein Schuß dicht vor dem Fenster.

„O Gott!" ruft der erschreckte Helmond aus. Ein Schwindel erfaßt ihn, er fällt hinten über; die kleine Flasche schlägt ihm aus der Hand und fällt in tausend Stücken auf den Boden nieder.

Wenige Augenblicke darauf standen Thomas und seine Mutter ihm zur Seite. Er war wieder zu sich gekommen und wußte nicht, was mit ihm vorgefallen war. Bald hatte er sich vollständig erholt, und erinnerte sich, daß ein furchtbares Gedränge vor der Thüre gewesen sei. Frau Hake erklärte die Sache: es war eine Hochzeit in der Nachbarschaft. Zu einer Harmonika singend waren sie vorbeigezogen und einer der Jungen aus der Nachbarschaft hatte eine Pistole losgeschossen, als sie gerade an der Apotheke vorbeizogen.

Frau Hake und Thomas fanden es sehr begreiflich daß der Doctor in seiner großen Unruhe über den traurigen Zustand, worin er den General gefunden zu haben schien, von jenem Schuß so heftig erschüttert worden war.

Während Frau Hake ihre Ansicht darüber aussprach, sah Helmond zu, wie Thomas das Gefallene aufhob und das Abgewogene auf des Doctors zögernde Angabe zu Pulver zurecht machte.

„Obendrein," so beschloß Frau Hake mit bebender Stimme ihre Bemerkung, während Thränen ihre Augen füllten, „man erschwert Ihnen Alles recht sehr, man — "

„Wer?" sagte Helmond rasch und gab

Thomas ein Zeichen, sich so schnell als möglich mit den Pulvern nach dem Sonnenberge zu verfügen.

Sobald der junge Mann fort war, sprach Frau Hake weiter: „Weshalb sollte ich nicht ganz ehrlich mit Ihnen sprechen? Wenn die bösen Zungen sich rühren, ist es Pflicht, daß die Zunge der Freundschaft nicht schweigt. Was würde es helfen, wenn ich Sie schonen wollte, da man allgemein zu wissen scheint, daß Sie in Verlegenheit sind, und daß der Notar das Testament Ihres Onkels zu Ihrem Nachtheil bereits verändert hat, oder doch verändern wird. Sehen Sie, darum — “

„Wer sagt das? Wer? Ich sage Ihnen, daß es nicht wahr ist. Und wäre es so, was geht es die Menschen an?“

„Sie haben Recht, Herr Doctor, es geht weder die Menschen noch mich etwas an. Aber dennoch glaube ich, daß es meine Pflicht ist, als ihre ältere Freundin, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß nur Sie allein die Sache ändern können. Ich beschwöre Sie, kehren Sie mit Eva von dem Wege um, den Sie eingeschlagen haben. Mit Ihnen wird sie es wollen und es wird ihr leichter fallen, als wenn sie schließlich allein umkehren muß. Sagen Sie ihr Alles, lieber Helmond. — Sehen Sie mich einmal an, mein bester, edler Freund, trösten Sie sich und seien Sie stark. Und wenn der schwerste Schlag Sie treffen, wenn Ihr Pflegevater sterben und Sie Alles verlieren sollten, worauf Sie gerechnet haben, ich weiß es Helmond, Sie können Alles wieder gut machen, wenn Sie zu Ihrer früheren Einfachheit zurückkehren. Gott wird Sie unterstützen, davon bin ich überzeugt.“

Helmond war in Gedanken versunken und tausend Entschlüsse wogten in seinem krankhaft gereizten Gehirn. Seine Augen wurden feucht, als er die Worte der guten Frau vernahm, die selbst nichts besaß, was sie zu seiner Rettung hätte opfern können, und von der er wußte, daß sie es gern gethan haben würde. Noch wähnte er sich stark. Er dachte an Eva's Talente, wie konnte sie arm sein! Und er bezwang seine Rührung und sagte sehr ernsthaft, während er die Hand der Frau Hake an seine Lippen drückte:

„Die Menschen sind sehr theilnehmend, wenn auch nicht alle auf so wohlthuende Weise wie Sie. Ich bin Ihnen dankbar, verehrte Freundin, aber Ihre Vermuthung ist unbegründet. Ich glaube Ihnen früher schon gesagt zu haben: Wir haben eine Quelle von Einkünften. Sie, ja *sie* — nicht ich —!“ er sah ihr dabei fest in die Augen, „und wenn er stirbt — ja! —“

Aber er mußte jetzt nach Hause, er konnte keinen Augenblick länger zögern. Es hatte schon sieben geschlagen, Eva erwartete ihn, sie erwartete ihn gewiß sehr sehnlich.

Frau Hake blickte noch lange nach der Thür, als Helmond sie bereits verlassen hatte.

* * *

Die Zeit war Eva sehr lang erschienen, sie wußte nicht, daß der Kranke, zu welchem sich August so schnell hatte begeben müssen, der General war, obschon sie wußte, daß dieser krank war. Seit ihrem Geburtstag wurde der Name „dieses Herrn“ auf ihr dringendes Ersuchen nicht mehr genannt. Sie dachte nicht an ihn, es war ihr nicht der Mühe werth.

Aber an ihren lieben August dachte sie, denn es war ihr ängstlich zu Muthe, wenn sie allein war. Sie hatte viele Freude und Genugthuung in der letzten Zeit erlebt, aber es war doch auch hier und da ein Tropfen Bitterkeit dazugekommen. Ihre Schwester Louise und ihr Papa, der sich von dem albernen Mädchen ganz beherrschen ließ, hatten eine Haltung gegen sie angenommen, die ihr durchaus nicht gefiel, und wenn sie auch wußte, daß Louisens Verweise nur aus Neid entsprangen, so wollte sie dieselben doch nicht ruhig hinnehmen.

Wenn es wahr wäre! Aber es ist nicht wahr. Man kann den Menschen doch nicht zwingen, schwarz für weiß zu halten!

Es wurde geklopft. Eva erhielt wieder ein Brieschen.

Während des Lesens überflog ihr Gesicht eine heftige Röthe. Frau Doctor Helmond wurde höflich ersucht, die Familienpapiere der Grafen von Armelo, die sie sich zugeeignet, noch heute Abend zurückzusenden, wenn sie nicht wünsche, daß die Sache den Gerichten übergeben werde. Das Brieschen war mit einem K. unterzeichnet. Es waren die letzten kraftlosen Sprünge eines gefesselten wüthenden Thieres. Seit ihm die schöne Beute entgangen war, grü-

belte Ronner-Kartenschlag von Stunde zu Stunde darüber nach, wie er sich rächen könne. Er hatte gehofft, daß die schöne Frau an jenem Abend berauscht von Ehrgeiz und Genuß ihm den Sieg leicht machen werde. Das alles war nun vorbei. Jener Gelbschnabel, der aus Indien hergekommen war, hatte ihn nicht nur hier aus dem Felde geschlagen, sondern er mußte auch befürchten, daß er seinem ganzen Aufenthalte in Romphausen ein Ende machen werde. Gerade deshalb verzehrte die Ungeduld der Erwartung den von seinem Unwohlsein wieder genesenden Kartenschlag. An Gimpel und einigen andern Bekannten, die ihn besucht hatten, hatte er wohl bemerkt, daß nichts über jene Scene ins Publicum gedrungen war.

Er wollte nun wissen, wie die Sachen standen, wie Helmond über sein Brieschen dachte, und ob der alte General sein Testament verändert habe oder nicht. Er wollte wissen, ob die Frau des Doctors nun endlich über dessen Lage aufgeklärt war. Vielleicht konnte er ihr dann vorschlagen, die Schulden ihres Mannes auszugleichen, und vielleicht war sie dann weniger schroff gegen ihn. Sollte er aus Furcht vor diesem jungen Laffen strengen Arrest halten! Hardenberg ist doch des Abends nicht in der Stadt, und sonst wußte Niemand, was zwischen ihnen vorgefallen war. Es duldete ihn nicht länger im Zimmer, und bald befand er sich vor dem großen Hause am Marktplatze. Unwillkürlich zog es ihn näher, schon hatte er die Treppe erstiegen und — was hörte er da? Kommt nicht ein Wagen auf das Haus zu? Wie zwei funkelnde Augen näherten sich die Laternen. Zurück, Ronner! Wenn es der junge Offizier wäre, zurück! So schnell als möglich zog er sich an der Ecke des Hauses in das Dunkel zurück. Aber er mußte sehen, ob er sich geirrt hatte. Der Ankommende stieg aus. Es wurde geklingelt. Aus der geöffneten Thür fiel ein Lichtstrahl auf das Gesicht; ja, er war es, und zu dieser Stunde kam er, vielleicht, um sie allein zu treffen. Wenn der Major jetzt zu erfahren suchte, ob der Ehemann nicht zu Hause war, und ihn dann durch zwei Zeilen warnte, indem er schrieb: Geh nach Hause und überrasche deine geliebte Frau in den Armen eines tapfern Heuchlers, so war er an Allen gerächt!

Zuerst also nach der Apotheke und dann in ein kleines Haus an dem Wall, um das Briefchen zu schreiben. Die Leute, die dort wohnen, sind leicht zu gewinnen und werden verschwiegen sein. Dort um die Ecke, dann ist das Ziel erreicht. Die Finsterniß und der heftige Wind machen den Gang beschwerlich, aber der rachedürstige Mann achtet nicht darauf.

Was ist das? — Welcher wüste Lärm naht sich von jener Seite? Was bedeutet es? Sucht man ihn vielleicht? Nein, still, Furcht wäre kindisch. Es sind fröhliche Menschen, sie machen Musik und singen dazu. Aber sie kommen wirklich auf ihn zu. Dies Volk ist oft betrunken und wenn sie ihn so allein in der Dunkelheit sehen, könnten sie ihren Muthwillen an ihm auslassen. Es ist besser, ihnen aus dem Wege zu gehen. Wenn er sich hinter dem dicken Lindenbaum auf dem Walle versteckt, zieht der Trupp vorbei, ohne ihn zu bemerken. Horch, sie kommen näher, sie singen:

> Keine Noth, keine Noth,
> Liebchen treu bis in den Tod!

Ronner hielt sich fest an dem Baume, denn die andere Seite des Walles war naß und glatt. Die jubelnde Menge kommt näher:

> Jeder Mann, jeder Mann
> Küßt die Frau, so oft er kann.

Am Ende konnten sie ihn doch sehen, und wenn sie ihn hinter dem Baum entdeckten, so dachten sie wohl, daß er etwas Schlimmes im Sinn habe.

Ganz dicht klingt es jetzt:

> Keine Noth, keine Noth,
> Wer da täglich sorgt fürs Brot!
> Hopp, hopp, hopp,
> Jeder Schuft bewahr' den Kopf!

Nun sind sie dicht bei dem Baume. Der Major Ronner sucht sich ein wenig zur Seite zu biegen, aber in demselben Augenblick dröhnt ein Schuß ihm in das Ohr und — was war das? Welch ein Schrei mischte sich mit dem Jubel der Hochzeitsgäste, die den Pistolenschuß mit lautem Beifall begrüßten? Fiel da nicht etwas von dem steilen Walle nach der andern Seite, in den halb mit Wasser gefüllten Graben? Was konnte es sein?

Was sollte es sein? „Nichts, ein todtes Stück Holz!" riefen Einige. „Haltet euch

nicht dabei auf!" versetzte ein Anderer und aufs neue wurde die Harmonika gespielt und singend zogen sie weiter.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Es wunderte Eva, daß der junge Hardenberg, nachdem er über Helmond's Abwesenheit sein Bedauern zu erkennen gegeben hatte, so abgemessen blieb. Mit keinem einzigen Worte hatte er des Geburtstagsfestes gedacht, das doch wahrhaftig nicht hinter der Festlichkeit beim Baron Debecke zurückstand. Aber wie konnte sie einen Augenblick vergessen, daß es nicht tactvoll von ihm wäre, davon zu sprechen, obgleich sie nicht darüber entscheiden wollte, ob es am Ende nicht delicater gewesen sei, wenn er damals ganz aus dem Pavillon geblieben. Wie kam er überhaupt damals an jene Stelle in den Garten? — Hatte er sie vielleicht belauscht? Glaubte er vielleicht, daß sie ihrer Pflicht ungetreu sei?

Aber nein, sie wußte es besser. Helmond hatte ihr so oft gesagt, daß der Lieutenant ein braver, edler junger Mann sei. Er hatte bei jener unangenehmen Scene nicht nur ihrem Mann beigestanden und den niederträchtigen Kartenschlag nach Gebühr behandelt, sondern auch bewirkt, daß derselbe nicht durch falsche Verleumdungen ihren Ruf in Gefahr bringen konnte.

Bei näherer Ueberlegung fand sie Hardenberg's Benehmen sehr tactvoll und sie kam auf den Gedanken, ihm den Inhalt des eben empfangenen Briefchens mitzutheilen und seinen Rath in dieser Angelegenheit zu erbitten.

„Ich will es Ihnen nicht verbergen," sagte sie, „soeben empfing ich —" es setzte sie doch ein wenig in Verlegenheit, und sie zögerte fortzufahren.

„Vielleicht empfingen Sie schlechte Nachrichten vom Sonnenberg?"

Es fiel ihr in der That ein, daß sie durch die Dienstmädchen erfahren hatte, der General befinde sich sehr schlecht.

„Ja, ja, ganz richtig," sagte sie rasch, „sehr schlechte Nachrichten."

„Er ist doch nicht schon — ?"

Eva wußte selbst nicht, wie es kam, aber als er sie so fragend ansah, erschien ihr das, was möglich war, schon als gewiß, und sie brachte eine Redensart hervor, die ungefähr besagte, wie entsetzlich tief sie dieser Verlust treffen würde.

„Ist der General bereits gestorben?" sagte Archibald und der sonst so heitere Ausdruck seines Gesichts war sofort verschwunden.

Eva wußte nicht, was sie darauf sagen sollte. Es war eigentlich nicht ihre Absicht gewesen, die Sache so bestimmt hinzustellen, aber sie konnte jetzt auch nicht gut mehr zurück, und als der Lieutenant einige Worte des Bedauerns über den unerwarteten Tod des prächtigen alten Herrn sprach und die Meinung zu erkennen gab, daß Helmond jedenfalls tief ergriffen davon sein werde, konnte sie nicht umhin, sich einmal darüber auszusprechen, wie häßlich oft die Menschen urtheilten und wie ihr Verhältniß zu dem General mißverstanden worden sei. Man habe sich nicht gescheut, vielfach davon zu reden, daß sie auf die Erbschaft rechneten, aber das sei ihnen fern, und sie fühle sich viel zu hoch und von zu edler Abkunft, um auf eine Hand voll Geld Gewicht zu legen. Eva war im besten Zuge und würde vielleicht mehr gesagt haben, als sie verantworten konnte, wäre nicht in demselben Augenblick die Thür geöffnet worden. War das Helmond, der hereintrat? Eva erschrak. Wie bleich er aussah und wie starr seine Augen blickten. Vielleicht war er auf dem Sonnenberge gewesen und —

Schnell flog sie ihm um den Hals und küßte ihn, als wäre kein Fremder zugegen.

Auch Archibald war durch Helmond's Aussehen tief ergriffen. Er streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Mein bester Helmond, ich begreife Ihren Schmerz. Es ist hart, den alten Baum fallen zu sehen, unter dessen Schatten man in der Jugend spielen durfte, es wird Ihnen noch wie ein Irrthum erscheinen. Man wußte kaum, daß er ernsthaft krank war und nun schon todt!"

„Todt? Wen meinen Sie? Wer ist todt?"

Eva gerieth sehr in Verlegenheit und gestand mit einem Erröthen, es sei ein Mißverständniß. Herr von Hardenberg habe aus einigen Bemerkungen ihrerseits geschlossen, daß der General bereits verschieden sei. Es thue ihr leid, daß sie dieses Mißverständniß bewirkt und ihren guten Mann in Schrecken gesetzt habe.

Jedenfalls werde er es besser wissen, da er dort gewesen sei und wahrscheinlich sehr unangenehme Augenblicke daselbst verlebt habe.

Es war so, Helmond wußte es besser, und obschon der Schrecken ihn heftig getroffen hatte, so nahm er sich doch zusammen, um nicht merken zu lassen, was er alles erlebt hatte. Er erkundigte sich daher sofort nach dem Befinden der Familien von Debecke und von Narval.

Es entging Archibald nicht, daß die scheinbare Unbefangenheit dem Doctor den heftigsten Zwang kostete, und er erinnerte sich daher, was eigentlich der Zweck seines Kommens war. Unter dem Vorwand, daß er nicht länger lästig fallen und Helmond, der noch nicht gegessen hätte, auch nicht aufhalten wolle, nahm er Abschied. Bevor er das Zimmer verließ, mußte er jedoch der jungen Frau noch einen Augenblick Gehör geben, die ihn fragte, ob er nicht auch der Ansicht sei, daß Helmond sich etwas mehr zerstreuen müsse, und ob er sich mit seiner Braut und einigen anderen Bekannten anschließen wolle, wenn sie von jetzt an wöchentlich einmal nach Briesburg fahren würden, um dort das Theater zu besuchen. Sie hatte die Anzeige gelesen und meinte, ihr Vorschlag werde gewiß Vielen willkommen sein.

„Sehr möglich, gnädige Frau," entgegnete Archibald, „aber über das alles sprechen wir ein ander Mal; jetzt darf ich Sie nicht länger aufhalten."

Er verbeugte sich und verließ, von Helmond begleitet, das Zimmer. Er gestand sich dabei, daß er Eva diesmal lange nicht so schön gefunden habe als bei früheren Gelegenheiten.

Draußen bat Archibald Helmond, er möge noch einen Augenblick mit ihm in sein Studirzimmer treten, da er ihn nothwendig allein zu sprechen habe.

Helmond folgte. Es befremdete ihn nicht, daß Hardenberg ihm noch etwas zu sagen hatte, denn er würde sich in diesem Augenblick über nichts verwundert haben. Hätte man ihm gesagt, daß er selbst gar nicht existire und daß die ganze Welt ein Nichts sei, er würde es nicht merkwürdig gefunden haben.

Aber dem, was Archibald ihm zu sagen hatte, lauschte er doch andächtig. Funkelten seine Augen in freudiger Ueberraschung oder glänzten Thränen der Rührung darin?

„Das ist nun Alles, was ich Ihnen zu sagen habe," schloß Archibald, „ob die Summe etwas größer oder kleiner ist, mein bester Freund, darauf kommt es nicht an. Mein Großvater mütterlicherseits hat seiner Zeit so gute Geschäfte gemacht, daß es nichts ausmacht, ob es tausend Gulden mehr sind oder nicht. Kommen Sie, lieber Helmond, bedenken Sie sich nicht lange und betrachten Sie die ganze Sache als einen Beweis, wie dankbar ich Ihnen bin, und ich nicht allein, das wissen Sie ja."

Da er die Last nun vom Herzen hatte, fühlte sich Hardenberg wieder leicht und er konnte viel fließender weiter reden. Hätte er so etwas früher vermuthen können, sagte er, so würde er in Uebereinstimmung mit seinem guten Papa längst die Geschichte geordnet haben, aber erst seit gestern wußte er, wie die Sache lag, da er erfahren hatte, daß mehrere nahestehende Familien durch anonyme Briefe über Helmond's schlimme Lage in Kenntniß gesetzt waren. Man hatte dann weiter geforscht und es war kein Zweifel geblieben. Mit Zustimmung des Papa kam er nun angefahren, und war ermächtigt, Carte blanche zu geben, um die Sache sofort zu Ende zu bringen.

Je länger der Lieutenant sprach, je mehr kam es ihm vor, als sei es doch ein verflucht schwieriger Auftrag, den er übernommen hatte. Es wurde ihm ganz warm dabei. Er fühlte, daß Helmond seine Hand faßte, dieselbe mit Feuer drückte, aber — Worte vernahm er nicht. Die Situation war verdammt peinlich.

„Sind Sie toll, Helmond, Sie drücken mir die Hand viel zu fest. Wissen Sie was? Flicken Sie mit einigen Wechseln auf unseren Amsterdamer Banquier die Risse vorläufig aus. Aber mein Gott, Sie reißen mir ja die Hand aus dem Gelenke!"

„Lieber Hardenberg, ich bin in diesem Augenblick nicht im Stande —"

„Das ist auch durchaus nicht nöthig. Um Ihnen die Sache zu erleichtern, hat mir Papa einige von den Dingern mitgegeben. Sehen Sie hier. Sie füllen nur die Ziffern aus und schreiben Ihren Namen auf die Rückseite, das ist doch kein Hexenwerk! Auf Wiedersehen. Adieu."

Als Helmond aufsah, war er allein. Er

hörte noch die Thür gehen und wie der Wagen über den Marktplatz rasselte.

Hatte er geträumt? War es nur ein grinsender Teufel, der ihm dies alles gezeigt hatte, um ihn zu verhöhnen? Nein, hier lagen sie, die Beweise. Er mußte laut lachen, aber das Lachen that ihm weh.

„O Gott," sagte er zu sich selbst, „ich danke dir! Mein Name, mein Weib gerettet!"

Eva darf von dem allen nichts wissen. Wenn sie es wüßte — woran dachte er? Er fühlte sich krank, er wußte, daß er fieberte, aber Gott sei Dank, er konnte doch wieder freier athmen und wollte sich zusammennehmen, um Eva nicht zu beunruhigen. Sie hatte das Essen für ihn zurechtgestellt und sie kam jetzt, um ihn zu rufen.

* * *

Eva sah wohl, daß August nicht ganz wohl war, daß er fast nichts genoß und daß der Ausdruck seines Gesichtes fortwährend wechselte, so daß er bald heiter, bald von den finstersten Gedanken gequält schien.

Sie dachte, ihr Mann sei etwas zu weichherzig und der Gedanke, daß der alte Herr das Commando niederlegen sollte, drücke ihn zu sehr nieder. Endlich fand sie, daß es ihm doch vielleicht schmerzlich sei, wenn sie gar nicht nach dem Pflegevater frage; und sie zwang sich zu den Worten:

„Ist es wirklich so schlimm mit dem General?"

„Schlimm, Eva, ja schlimm, aber sprich nicht davon. Wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich sagen, daß er dort sitzt, neben dir, aber ich weiß es besser." — Helmond sah wieder vor sich nieder und wußte nicht, was er eigentlich sagen wollte, ja, er wußte nicht einmal mehr genau, wo er sich befand und wer bei ihm war, aber dann war ihm Alles wieder klar und er wußte, daß er bei seiner geliebten Eva saß, die verkannt und beleidigt wurde von demselben Pflegevater, der ihn verflucht hatte.

Wie starr er blickt und wie bleich er aussieht, dachte Eva, und sie stand auf, kam zu ihm, küßte ihn auf die Stirn und sagte schmeichelnd:

„Weshalb nimmst du dir das nun so entsetzlich zu Herzen? Hast du denn wirklich den Kranken lieber als deine Eva, mein bester Mann?"

„Nein, liebste Eva, gewiß nicht!" entgegnete er im ruhigen Tone, und es that ihm wohl, als sie ihn darauf umarmte. Er erinnerte sich, daß er in ihrer Gegenwart ruhig sein müsse, damit sie nichts erfahre von den Gespenstern, die ihn verfolgten.

„Dann wollen wir uns auch immer fester aneinanderschließen," begann nun Eva, „und was uns auch betreffen möge, wir wollen einander genügen. Aber nun muß ich einmal den Arzt bei dir spielen, du bist übermüdet und hast fast nichts gegessen. Wenn du nun noch länger aufbleibst, so wirst du krank, und das möchte ich nicht für zehn Gene — für kein Geld der Welt, wollte ich sagen. Komm, sieh mich nun einmal freundlich an und keine Grillenfängerei mehr, mein lieber August. — Ei, was hast du denn da in der Tasche stecken?"

Mit diesen letzten Worten schob sie die Wechsel, welche er leicht in die Brusttasche des Rockes gesteckt hatte, ein wenig höher, so daß sie ungefähr sehen konnte, was es war.

„Unart!" sagte sie mit dem Finger drohend. „Grillenfänger! Nun soll mir wieder Einer kommen mit albernen Klatschereien über meinen wohlhabenden, freigebigen Mann. Aber nun zu Bett! Morgen bist du wieder frisch und wohl, und wir bestimmen dann den Tag, wann wir unsere Equipage holen, bei welcher Gelegenheit wir zugleich in Briesburg über die Plätze im Theater Verabredung treffen. — Natürlich, wenn Herr Alexander von Barnevelд wieder besser geworden ist und mindestens für sechs weitere Jahre abgeschlossen hat."

Bei Eva's Wortstrom war es Helmond, als ob heiße Tropfen auf seine Stirn fielen, und er verstand das Wenigste von dem, was sie sagte. Sie streichelte ihm die Wangen und küßte ihn auf die müde Stirn; sie drängte ihn, sich jetzt zur Ruhe zu legen, sie wolle nichts mehr sprechen und kein Mäuschen solle sich im Hause mehr rühren; und indem sie leise den ersten Vers eines Wiegenliedes summte, löste sie den Knoten seiner Halsbinde, denn es schien ihr, daß der Druck derselben ihm lästig sei.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Thurmuhr schlug die achte Stunde.

Obschon fortwährend durch die schrecklichsten Träume geplagt, hatte Helmond doch etwa eine Viertelstunde geschlafen. Es war ihm, als habe ihn ein Geräusch geweckt. Plötzlich fuhr er auf seinem Lager in die Höhe und starrte in die dunkle Ecke, wo neben einem Schranke eine Gestalt sich zu verbergen suchte. In Helmond's krankem Gehirn entstand die Idee, daß es der Gerichtsdiener sei, der sich da verborgen habe, um ihn im Schlafe zu überrumpeln.

„Wer ist da? Wer?!" rief er, und als er keine Antwort erhielt, sprang er aus dem Bette, kleidete sich rasch ein wenig an und nachdem er Licht gemacht hatte, sah er sich nach der Erscheinung um, die in der Ecke versteckt war.

„Busch, bist du es?" rief er darauf.

Busch, der fast noch mehr erschrocken war als sein Herr, schlug die Augen nieder und stotterte unverständliche Worte. Helmond kam nun zum vollen Bewußtsein.

„Was thust du hier in meinem Zimmer?" fragte er.

Zögernd und stotternd gab der arme Busch nach und nach die Aufklärung:

Am Morgen nach der Festlichkeit bei dem Baron Debecke, als er des Doctors Rock rein machte, hatte er ganz zufällig in der linken Rocktasche zwei Banknoten von je hundert Gulden in einem Couvert gefunden. Seitdem hatte er keine ruhige Stunde mehr gehabt. Die Versuchung war zu groß gewesen. Wenn man so viel Reichthum um sich her sieht — die Frau Doctor hatte es selbst dem Kleidermacher gesagt, daß es auf den Preis nicht ankomme, wenn die Livree nur schön sei — und wenn man dann eine arme Mutter und zwei bedürftige Schwestern hat — Gott war sein Zeuge, wie er gekämpft hatte, und nicht wagte, einen Cent davon auszugeben, bis er endlich sich vorgenommen hatte, die beiden Banknoten ganz still in des Doctors Zimmer niederzulegen, und das hatte er nun gethan und war nicht wenig erschrocken, als sein Herr so plötzlich und unerwartet aufwachte.

Zwei Banknoten von hundert Gulden! Helmond wußte wohl, daß Alles ein Traum sein mußte. Wenn es ein Traum war, daß Busch vor ihm stand, so war es auch ein Traum, daß Archibald ihm die Wechsel gegeben hatte. — Aber nein, die Wechsel steckten noch in der Rocktasche.

„Wo hast du das Geld gelassen, Busch?"

„Es liegt auf des Herrn Doctors Schreibtisch."

Helmond trat hastig an den Schreibtisch und es war wirklich so, dort lagen die beiden Banknoten. Es war ihm ganz unmöglich, namentlich in diesem Augenblicke, irgend welchen Zusammenhang in die Sache zu bringen. Wie ein rollendes Rad gingen ihm die Gedanken im Kopfe umher. Was sind Tausende, was sind zweihundert Gulden! Er weiß es nicht. Aber die Wechsel hier, die auf Tausende lauten, riesen sie ihm nicht zu: Wir sind ein Almosen.

Er schrak beim Anblick der Wechsel zurück und ein leiser Ruf mußte seinen Lippen entflohen sein, denn Busch drehte sich an der Thür um und fragte: „Riefen Sie, Herr Doctor?"

Helmond sah ihn einige Augenblicke verwundert an und sagte dann schnell:

„Ja, du mußt eilig nach dem goldenen Adler gehen und den Wagen einspannen lassen. In fünf Minuten bin ich dort, aber —" er sah vorsichtig um sich — „du darfst Niemand im Haus hier ein Wort davon sagen. Du begreifst wohl warum, ich muß nach dem Sonnenberg."

Busch sah seinen Herrn bekümmert an. Dieser that so seltsam und sprach so verstört. Sicherlich ging es ihm zu Herzen, daß der alte General sterben sollte, und doch hatte dieser es nicht um den Doctor verdient. Ach ja, er war so gut; nicht ein einziges hartes Wort wegen der Banknoten kam über seine Lippen.

Der gute Busch trat dicht an seinen Herrn heran, faßte dessen Hand und sagte mit einer Thräne in den Augen: „Wenn mir wieder Einer kommt und sagt, Sie lauern auf das Geld des Generals, so schlage ich ihm den Schädel ein, so wahr ich Busch heiße. Ja, ja, Herr Doctor, ich eile."

* * *

Einige Minuten war es Helmond, als ob er eine Seereise machte; er fühlte das Schwanken des Schiffes und es schien ihm, als ob er in ein tiefes Blau starre Horch!

Wer sagte da plötzlich, daß er ein Bettler sei, der Abschaum eines edlen Menschen.

Nein, das ist gelogen! Ein Helmond wird kein Bettler. Welcher Dämon hat ihn denn dazu gebracht, seine Hand dem Almosen zu öffnen, wie kann er sich so vergessen?

Rasch hatte Helmond mit ziemlich fester Hand die Wechsel, die er von Hardenberg empfangen hatte, in ein großes Couvert gethan, und der kurzen Adresse „An Archibald Hardenberg“ die Worte beigefügt: „Mit Dank zurück von Helmond.“ Dann — nun wußte er wieder, wie er auf das Schiff kam, nun schrieb er:

„Eva, ich habe dich betrogen. Wir sind arm! Eine Summe von mehreren Tausend Gulden, ich weiß nicht wie viel, bin ich schuldig. Doch sind wir reich! An jener Seite des Oceans wird meine Kraft aufleben, Tausende werde ich vom gelben Fieber erretten, müßte ich auch zehntausend mal selbst das Opfer davon werden. Du sollst deinen Gesang nicht als Erwerb betreiben, ich allein will arbeiten und entbehren, denn ich will nicht länger schwach und elend sein. Dann wird auch er mich nicht verfluchen und später senden wir mit demselben Schiff unsern Sohn zu den Gläubigern und zu dem alten Manne, der mich verfluchte, und dann sollen sie sagen: er war todt und ist lebendig geworden, er war wahrhaftig kein schwacher und elender Mensch. Lebe wohl! Dein dich ewig liebender August.“

Was ist das? Wer kommt da?

Aengstlich sieht der arme Fieberkranke nach der dunkelsten Ecke des großen Gemaches; irrt er sich nicht? Dort ist man beschäftigt, den Bauern von Schepelbach zu begraben. Und sieh, die Leiche richtet sich plötzlich auf und während sie ihn verächtlich ansieht, deutet sie auf ihn hin und sinkt dann wieder zurück. Und dort, näher bei ihm, dort sieht er eine todbleiche Frau, ach, er kennt sie wohl, es ist die Frau des Küsers Storck. Sie schläft — den ewigen Schlaf. Auch sie richtet sich auf, aber nein, Gott sei Dank, sie erhebt sich von ihrem Lager, lacht ihm freundlich zu, grüßt ihn mit der Hand und verschwindet dann in der Finsterniß. Doch sieh, da rührt sich wieder etwas in der Ferne. O Gott, an diesen Mann hat er in vielen Jahren nicht gedacht — das ist der alte Pflegevater. Sieh, man hat seinen Leichnam geöffnet; man untersucht seine Eingeweide und Alles starrt nach ihm hin, als wollte man ihn fragen: Bist du der Mörder? — O mein Gott! ruft Helmond in Todesangst aus. An den Greis hatte er gar nicht gedacht, aber er soll ja auch nicht todt sein. Wenn er todt wäre! Nein, nein, das kann nicht sein. Fort, also fort nach dem Sonnenberg!

Einen Augenblick später hat Helmond die Thürklinke in der Hand. Er wollte sich aus seiner Wohnung entfernen, ohne daß es Jemand bemerkte. Eva würde ihn zurückhalten. Vorsichtig verläßt er sein Zimmer. Und es war wieder still, todtenstill im Hause.

* * *

Unterdessen saß Eva im Königssaale an ihrem schön gearbeiteten Schreibtische.

Sie hatte einen Entschluß gefaßt, sie schrieb:

An den Hochwohlgeborenen Herrn Kreisrichter von Dubbe, hier.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Der Major Kartenschlag fordert von mir wichtige Familienpapiere zurück, vermuthlich weil er sich bemüht hatte, dieselben von auswärts herbeizuschaffen. Eine Verstimmung gegen meinen Mann veranlaßt ihn, diese Haltung anzunehmen. Ich wünsche darin durchaus keine Veränderung zu bewirken, denn wer meinen Mann beleidigt, darf auch bei mir auf keine Rücksicht hoffen.

Inzwischen möchte ich von Ew. Hochwohlgeboren erfahren, ob ich kein Recht habe, Papiere als mein Eigenthum zu betrachten, die mir zum Kauf angeboten wurden und auf welche meine Familie ein ausschließliches Recht hat.

Ew. Hochwohlgeboren würden mich sehr verpflichten, wenn Sie in dieser Sache als Richter und Freund für mich handeln und die betreffenden Papiere in Sicherheit bringen wollten.

Indem ich Ihnen für die Kosten Carte blanche gebe, verharre ich in der Hoffnung, daß Sie mein Interesse dabei wahren werden, mit der größten Hochachtung u. s. w.

Als sie diesen Brief beendet hatte, war sie so vergnügt, daß sie ohne zu überlegen

ein Lied zu trällern begann. Es fiel ihr jedoch ein, der Gesang könne ihren guten August erwecken und während sie den Brief schloß, summte sie den Schlußvers des Liedes nur ganz leise vor sich hin.

* * *

Helmond schlich sich mit angehaltenem Athem bis zur Hausthür. Er öffnete sie und der kühle Wind wehte ihm entgegen. Obgleich er sich bemühte, die Thür ganz leise wieder hinter sich zu schließen — erschrak doch Eva von einem plötzlichen Schlag.

Sie sah nach, aber es war nichts zu finden. Wahrscheinlich mußte der Wind einen der Fensterläden zugeschlagen haben. Sie begriff nicht, wie sie so heftig erschrecken konnte. Aber nun wollte sie nach ihrem lieben Manne sehen und sie verschwand in dem dunkeln Hausgang.

* * *

Kaum war Helmond aus dem Hause gekommen, als er im Weitergehen durch einen nahenden Lärm aufgehalten wurde. Wer kommt dort? Sucht man ihn? Nein, in der Finsterniß kann ihn Niemand bemerken. Was muß er hören?

„— Man sagt, daß er schon todt sei; es ist schrecklich, so um das Leben zu kommen."

„Geht Ihr nach Doctor Biermann, ich laufe zum Kreisrichter."

Ein unterdrückter Schrei entfloh Helmond's Lippen, aber man hörte ihn nicht. Der Wind rasselte an den Dächern und Thüren.

O Gott, da kommen sie. Sie halten die Handschellen bereit. Todt! Todt! Eine Leiche! — Fort! Flucht! Elender Mörder, fliehe!

Und Helmond verschwand in der dunkeln Straße.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Nach der Seite von Briesburg, westlich von Romphausen, wenn man am letzten Bauernhause vorüber war, wurde der Weg sehr einsam. Die Landstraße stieg bis an das sogenannte Hundewäldchen und zog sich dann mit einer kleinen Krümmung durch dasselbe. An der anderen Seite des Wäldchens sah man links von der Landstraße noch eine armselige Hütte, deren rauchender Schornstein andeutete, daß sie bewohnt war. Neben der Hütte war ein kleines Gärtchen, und wenn man an dessen Apfelbäumen und Gemüsebeeten vorüber war, so hatte man eine endlose Haidefläche vor sich, durch welche außer der Landstraße noch hie und da eine Karrenspur sich zog oder in der Nähe eines Wassertümpels Tausende von Eindrücken von Schaffüßen sich zeigten. Zwanzig Minuten weiter kam man durch das sogenannte Briesburger Katzenwäldchen, hinter welchem das Städtchen Briesburg sich ausdehnte.

An diesem Abend hatte sich ein gräßliches Wetter über die Haide zusammengezogen. Der Wind blies und jagte die Wolken und zuletzt brach das Unwetter los und es fiel ein Hagel, daß es rings umher knatterte.

Der graue Anton setzte das Gewehr, welches er geputzt hatte, in eine Ecke und blies in das Feuer, über welchem ein Topf mit kochenden Kartoffeln hing.

Auch die Frau näherte sich dem Feuer und meinte, morgen werde ein schlechter Tag für die Jagd sein. Dann plötzlich sah sie auf und sagte:

„Ich höre etwas. Man klopft ans Fenster. Wirf die Hasen und Hühner in die Ecke!"

Der graue Anton nahm ein halbes Dutzend Hasen und einige Rebhüner vom Boden auf und warf sie in die angewiesene Ecke.

„Es wird Jakob sein," sagte er. „Draußen ist's so dunkel, daß er die Thür nicht finden kann."

Als er die Thür öffnete, um nachzusehen, blies ein schrecklicher Sturmwind herein.

„Ist Jemand da?" schrie Anton hinaus in der Richtung des Fensters. Zwei Fremde näherten sich.

Selbst als sie eintraten, sahen Anton und seine Frau nicht, wer die Fremden waren, denn der Wind hatte die Lampe ausgelöscht. Als die Thür geschlossen und die Lampe wieder angezündet war, betrachtete sich Anton die Beiden, die ihm bekannt vorkamen, ohne daß er wußte, wohin er sie bringen sollte. Der Eine war ein Herr, der nicht gerade sehr vornehm

aussah, aber da der Andere ein Diener in Livree war, so blickte ihn Anton doch sehr ehrerbietig an.

Nun kam er dahinter und er brach mit seiner Frau in ein lautes Lachen aus, denn er hatte in dem Diener den guten Busch erkannt und fragte ihn, wie er in den Affen- und Hunderock käme.

Wirklich war es Busch, der als Begleiter von Thomas Hake den Doctor Helmond aufsuchte, über dessen Verschwinden man sowohl in dem großen Hause auf dem Markte, wie in der Apotheke voll Besorgniß war. Busch hatte den Wagen im Goldenen Adler bestellt und als der Doctor nicht kam, war er nach dem Hause gefahren. Dort hatte das Dienstmädchen gerade die Frau Doctor ohnmächtig mit einem Stück Papier in der Hand im Zimmer des Herrn gefunden. Mit fliegender Eile war man dann zu Thomas Hake geeilt und dieser hatte Busch mit dem Wagen nach dem Sonnenberg geschickt, wo man den Doctor vermuthete. Alles war vergebens. Eine halbe Stunde später machten sich die Beiden auf den Weg nach Briesburg zu und bald war es durch einen Zufall ihnen zur Gewißheit geworden, daß der Doctor wirklich diesen Weg eingeschlagen hatte. Sie begegneten nämlich der guten Anna von Schepelbach, die am Arme ihres Bräutigams auf der Landstraße ging und ihnen die Versicherung gab, daß ihnen Doctor Helmond vor ungefähr zehn Minuten begegnet sei. Sie habe es schlimm genug gefunden, daß er bei dem schlechten Wetter noch so weit fort zu einem Kranken müsse, aber er habe ihr und ihrem Bräutigam noch die Hand gegeben und ihnen einige freundliche Worte gesagt.

Anton von der Wildhütte wußte also nun, um was es sich handelte. Doctor Helmond, der krank zu Bette gelegen hatte, war wahrscheinlich in einem heftigen Fieberanfall aufgestanden, hatte das Haus verlassen und war, ohne daß es Jemand bemerkte, diesen Weg entlang gelaufen. Man hatte ihm eilends den Wagen nachgeschickt und kurz vor dem Hundewäldchen glaubten Busch und Hake eine Gestalt bemerkt zu haben, in welcher sie den Doctor zu erkennen glaubten. Beim Herannahen des Wagens war er jedoch in den Gebüschen verschwunden. Busch und Hake waren darauf abgestiegen und hatten den Verschwundenen zu Fuße zu erreichen gesucht, obgleich das Hagelwetter sich in furchtbarer Heftigkeit zu entladen begonnen hatte. Anstatt jedoch den entflohenen Doctor zu finden, verirrten sie sich selbst so sehr, daß sie endlich froh waren, als sie in der Wildhütte Schutz und Obdach gefunden hatten. Thomas Hake wollte jedoch von Ruhe nichts wissen und beklagte bitter, daß er, anstatt an der anderen Seite des Wäldchens herauszukommen, sich hierher verirrt hatte. Er forderte nun den grauen Anton auf, sich ihnen mit der Laterne beizugesellen, um aufs neue die Spur des Doctors aufzusuchen.

Unterdessen war der Doctor wirklich im Wäldchen umhergeirrt und befand sich in dem schrecklichen Wahne, daß er als Mörder verfolgt werde. Aengstlich hatte er sich während des Hagelwetters in den Gebüschen verborgen gehalten und als darauf der Mond von dem wieder klar gewordenen Firmamente herab die Gegend erhellte, suchte er die Landstraße durch die Haide zu erreichen. Da plötzlich war es ihm, als ob ein glühendes Auge auf ihn gerichtet würde. Seine Angst steigerte sich und er eilte aufs neue fort, um so schnell als möglich seinen vermeintlichen Verfolgern zu entgehen.

Was der Kranke in seinen Fieberphantasien für das glühende Auge eines Ungeheuers gehalten hatte, war die Laterne des grauen Anton, welche dieser hoch in die Höhe hielt, um die Umgegend durchspähen zu können. Er sprach dabei die Ansicht aus, wenn der kranke Doctor in das Wäldchen gegangen sei, müsse er sich auch noch darin befinden. Thomas Hake meinte, ganz in der Ferne etwas Schwarzes gesehen zu haben.

„Ich sage nein," stritt Anton dagegen, „er steckt in dem Wäldchen!"

Aber Thomas wollte Gewißheit haben und sah ein, daß man durch Zögerung die Spur wieder verlieren könne. Rasch nahm er daher die Laterne aus Anton's Hand und schritt eilig vorwärts, so daß die beiden Anderen wohl oder übel folgen mußten. Kaum waren sie jedoch eine kurze Strecke fortgegangen, als das Hagelwetter aufs neue losbrach. Vergeblich suchte Thomas die Richtung einzuhalten, in welcher er die schwarze Gestalt gesehen

hatte, vergeblich rief er von Zeit zu Zeit und spähte bald nach dieser bald nach jener Seite.

Endlich war er der Gestalt nahe gekommen, die er für den entflohenen Helmond gehalten hatte, aber seine Enttäuschung war bitter, denn anstatt des Gesuchten traf er auf den Schäfer von Briesburg, der umhersuchte, um ein verlorenes Schaf aufzuspüren. In demselben Augenblick zerschlug auch noch ein gewaltig großes Hagelstück das Glas der Laterne und ein heftiger Windstoß verlöschte das Licht. Ziemlich trocken erklärte der Schäfer dem suchenden Thomas, daß er sich irre, wenn er ihn für Doctor Helmond halte, und in wahrer Verzweiflung mußte sich der arme Thomas entschließen, nach Romphausen zurückzukehren, da es ohne Licht und alle weitere Hülfe unmöglich war, die Spur des Verlorenen weiter zu verfolgen.

* * *

Der arme Helmond war in höchster Todesangst vor dem Scheine der Laterne, die sein treuer Thomas trug, geflohen. Mehrmals war er derselben so nahe gekommen, daß seine Geistesverwirrung ihn in den höchsten Grad von Schrecken versetzte und gerade in dem Moment, als das Licht verlöschte, hatte er in höchster Aufregung einen Schrei ausgestoßen und war unter einem Busch zusammengesunken.

Der Schäfer, welcher mehrmals schon den klagenden Laut des von ihm gesuchten Thieres vernommen hatte, glaubte auch jetzt wieder auf der Spur desselben zu sein, und spähte in der Richtung, woher der seltsame Schrei gedrungen war. Nach kurzem Suchen blieb er nicht wenig erschreckt stehen, als er plötzlich einen Menschen zu seinen Füßen liegen sah. Er brachte diesen Fund sofort mit dem, was er vorhin gehört hatte, in Verbindung und war bald überzeugt, daß er den verirrten Arzt aus Romphausen vor sich habe.

Es gelang ihm, den Doctor zu wecken, aber dieser wußte nicht, wo er sich befand und was mit ihm vorgefallen war. Als er einige Augenblicke darauf mit dem Manne auf der Landstraße weiterging, war es ihm, als wäre er auf dem Wege nach Schepelbach, wo er einem Bauern Hülfe bringen sollte, den er vergiftet habe, was aber Niemand vermuthen dürfe.

Bald darauf wieder kam es ihm vor, als ob die Erde zitterte und dröhnte und er verlor zeitweilig gänzlich die Besinnung, um sie dann nur auf Augenblicke wieder zu finden. Er ahnte nicht, daß der mitleidige Schäfer, in der Meinung, der Doctor sei auf dem Wege nach Briesburg plötzlich von einem Unwohlsein überfallen worden, einen vorüberfahrenden Bauern gebeten hatte, sich mit dem Kranken auf seinen Karren setzen zu dürfen, damit er dann von Briesburg aus in einem ordentlichen Wagen nach Romphausen zurückgebracht werden könnte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

In dem Augenblick, als man Helmond von dem Karren half, wüthete ein neuer Sturmwind mit Platzregen durch die Briesburger Straßen, so daß nun am späten Abend kein lebendes Wesen mehr zu sehen war. Nur vor der Thür des Römers, des größten Briesburger Gasthofes, in welchem auch ein großer Saal für Festlichkeiten und Theatervorstellungen sich befand, nur vor der Thür dieses Gasthauses sah man noch Leben und Bewegung. Zwei große Reisewagen wurden dort gerade abgeladen, die letzten Kisten und Koffer trug man hinein, und die dampfenden Pferde fuhren nun mit den leeren, gelbangestrichenen Fuhrwerken in die große Remise des Hofes.

Helmond war beim Absteigen von dem Karren einigermaßen zum Bewußtsein gekommen, wenngleich seine verwirrten Ideen ihn noch immer glauben ließen, daß er auf der Flucht vor seinen Verfolgern sei. Er sah die Nothwendigkeit ein, unter Dach und Fach zu kommen, und da er hoffte, daß Niemand ihn erkennen werde, begab er sich gleichfalls in das Gasthaus Zum Römer.

Im großen Wirthszimmer war der Wirth gerade beschäftigt, einige Gäste zu bedienen. Es waren die Hauptmitglieder einer Komödiantentruppe nebst deren Director. Der Wirth sprach davon, daß sein Vetter, der Schulmeister, bereits für wirksame Anzeigen in der Briesburger und Romphäuser Zeitung gesorgt habe, und daß es ihn nicht wundern solle, wenn die Honoratioren von Romphausen die Vor-

stellungen fleißig besuchten, denn, so setzte er mit verächtlichem Tone hinzu, dort sei ja doch nicht ein einziges anständiges Vergnügungslocal zu finden.

Nachdem der Wirth sich zurückgezogen hatte, begab sich der Director zu einem kleinen Tischchen, an welchem ein Mann mit einer jungen Frau ein sehr einfaches Abendbrot zu sich nahmen.

„Herr Philipp," sagte der Director, „auf ein Wort, wenn ich bitten darf. Sie verzeihen, verehrte Frau."

Der Mann stand auf, und indem er einen Stuhl an den Tisch rückte und selbst wieder Platz nahm, sagte er:

„Nehmen Sie Platz, Herr Barsch, vor meiner Frau habe ich keine Geheimnisse."

„Was ich sagen wollte, Herr Philipp," versetzte der Director, „betrifft unsern Contract. Ich habe die Absicht, Ihre Gage zu erhöhen."

Philipp entgegnete nichts weiter als ein verwundertes „Ei?"

„Sie sehen," fuhr der Director fort, „daß ich die Absicht habe, Ihr Talent zu ermuthigen, und obgleich die Geschäfte nicht zum besten gehen, biete ich Ihnen mit Ihrer Frau gemeinschaftlich sechshundert Gulden mehr; aber unter einer Bedingung."

„Und diese ist?"

Mit gedämpfter Stimme, so daß die Frau es nicht verstehen konnte, sagte darauf der Director:

„Ich stelle einfach die Bedingung, daß ich auf den Zetteln Ihren wahren Namen nennen darf."

„Mein Name ist Philipp."

„Ganz recht, so wie mein Name Leonhard ist, aber der Barsch macht die Sache vollständig. Sie heißen Helmond, das weiß ich und wußte es lange. Sie besinnen sich? Ich füge noch ein Benefiz für Ihre Frau und eine Freikarte für Ihre ganze Familie bei. Was sagen Sie dazu?"

Philipp Helmond sah den Director einige Augenblicke stillschweigend an. Eine Freikarte für seine ganze Familie! Es konnte nicht ausbleiben, daß ein sarkastisches Lächeln seinen Mund umspielte, wenn er an die Freikarte für den General von Barneveld dachte.

„Ich erkenne Ihren guten Willen an, Herr Barsch, aber ich muß — ablehnen. Wenn nur Stücke gespielt würden, in denen die Darsteller und vor allen Dingen die Darstellerinnen sich nicht erniedrigen, so würde ich mit dem albernen Vorurtheil brechen und meinen Namen unbedenklich nennen. Aber wie unsere Bühnenverhältnisse jetzt stehen, sage ich ein für alle Mal nein."

Nachdem er dies gesagt hatte, stand er mit einer so entschiedenen Geberde der Ablehnung auf, daß der Director die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einsah und sich entfernte. Auch Virginie, welche inzwischen ein Zeitungsblatt durchgesehen hatte, erhob sich, als sie sah, daß das Gespräch beendigt war, und setzte sich wieder zu ihrem Manne.

In demselben Augenblick zog ein unvermutheter Anblick die Augen Philipp's und seiner Frau nach der Thür. Wer war es, der dort so unbeweglich nach ihm hinstarrte? Ist das — August? Nein, es muß Einbildung sein! Aber dennoch natürlich, es ist —

„Philipp, bist du es?" klang es flüsternd in fast ängstlichem Tone.

Der jüngere Helmond zweifelte nicht mehr. Virginiens Hand bebte in der seinigen, auch sie hatte in der unbeweglichen Gestalt, die an der offenen Thür erschienen war, den Bruder ihres Mannes erkannt. Eine tödtliche Blässe überzog Philipp's Gesicht, aber noch ehe sein Bruder die Schwelle der Thür überschreiten konnte, hatte er dieselbe vor ihm zugemacht und setzte sich wieder mit seiner Frau an die vorhin verlassenen Plätze.

Regungslos blieb Doctor Helmond vor der Thür stehen, er wußte nicht, ob er sich geirrt hatte, denn sein krankes Gehirn konnte den Zusammenhang der Dinge nicht begreifen. Ein Kellner, der gerade an ihm vorüberging, fragte ihn, ob er hier logiren wollte.

„Ja, logiren, eine abgelegene Stube, wohin Niemand kommt."

„Es ist auch vorn heraus nichts mehr frei," entgegnete der Kellner. „Wir haben viele Geschäftsreisende und außerdem ist die Schauspielertruppe des Herrn Barsch angekommen. Treten Sie ein, mein Herr."

Der Kellner streckte die Hand aus, aber er fühlte seinen Arm zurückgehalten. Der Herr wollte lieber nicht in das Gastzimmer gehen, es war dort zu voll, aber er mußte

nothwendig im geheimen Jemand sprechen. Einen bleichen blonden Herrn, noch ziemlich jung.

„Herr Philipp?"

„Ja, ja, Philipp! Ganz recht!" sagte Helmond mit glänzenden Augen. „Aber sagen Sie ihm, daß ich ihn sehr geheim sprechen muß. Er soll Niemand davon etwas sagen, verstehen Sie."

Der Kellner betrachtete den Gast aufmerksam und erkannte plötzlich in ihm den Doctor Helmond aus Romphausen. Nun wurde ihm die Sache klar. Doctor Helmond hatte gehört, daß sein Bruder bei Barsch engagirt sei und wollte ihn nun ganz im geheimen sprechen. Da hätte er sich an Niemand besser wenden können, als an den schlanen Kellner, der die Sache sofort höchst eifrig in die Hand nahm und vor allen Dingen dem Herrn Doctor aus Romphausen ein ganz abgelegenes Zimmerchen anwies.

Einige Augenblicke später flüsterte er dem Herrn Philipp in das Ohr, daß ihn Jemand sprechen wolle, aber ganz im geheimen.

„Ich bin nicht zu sprechen," antwortete Philipp; doch der geschäftige Kellner ließ sich weder dadurch, noch durch Philipp's weitere Ablehnungen, nachdem er ihm gesagt hatte, daß es sein eigener Bruder sei, der ihn zu sprechen wünsche, abweisen, und Philipp entschloß sich endlich, seine Frau in dieser Angelegenheit zu Rathe zu ziehen.

Virginie hatte die größte Mühe, ihren Mann zu bewegen, daß er den Bruder wenigstens hören und dann erst entscheiden solle, was zu thun sei. Philipp war der Ueberzeugung, August sei im Auftrag des Onkels von Barneveld gekommen, um ihn zu veranlassen, in Briesburg nicht die Bühne zu betreten und die Truppe zu verlassen. In dieser Voraussetzung wollte er ihn gar nicht sehen, wollte ihm einen Brief schreiben und sich ein für alle Mal jeden derartigen Versuch verbitten, aber Virginie verstand es, seiner Erregung ruhig entgegenzutreten, und er entschloß sich endlich, dem Kellner nach dem Zimmer seines Bruders zu folgen. Vorher begleitete er Virginie nach ihrem eigenen Schlafzimmer.

* * *

Kaum hatten Philipp und Virginie das allgemeine Gastzimmer verlassen, als ein Reisender eintrat, der den Anwesenden allerlei aufregende Mittheilungen machte. Er hatte in Romphausen den Eisenbahnzug versäumt und da er noch in der Nacht nach einem bestimmten Orte gelangen wollte, so hatte er mit Mühe und Noth einen schlechten Wagen aufgetrieben, der ihn bis hierher gebracht hatte. Er beauftragte nun den Wirth, ihm sofort einen anderen Wagen mit zwei Pferden zu bestellen, da er so schnell als möglich nach Utrecht müsse. Der Wirth gab Befehl zum Anspannen seines eigenen Wagens, und fragte dann den fremden Reisenden, weshalb er nicht den Wagen aus dem „Goldenen Adler" in Romphausen genommen habe. Darauf erzählte der Fremde, im „Adler" sei kein Wagen mehr zu haben gewesen, weil derselbe bereits vergeben war. Es habe in dem Städtchen eine wahre Aufregung stattgefunden. Ein Oberst oder so etwas mußte sehr schnell gestorben sein, und ein Arzt, der mit ihm in Geldangelegenheiten verwickelt war, sollte die Flucht ergriffen haben. Die näheren Umstände wußte der Reisende nicht und machte sich darüber auch keine Sorgen, weil morgen doch Alles in den Zeitungen stehen werde.

* * *

Doctor Helmond saß bei dem kleinen Ofen in seinem Zimmer, hinter ihm stand ein Licht auf dem Tische, so daß von seinem Gesichte, welches von einer dunklen Röthe bedeckt wurde, wenig zu sehen war. Seine Hände glühten, sein ganzer Körper war wie im Feuer und seine Augen glänzten in Fiebergluth.

Er erschrak, als die Thür geöffnet wurde und der Kellner seinen jüngeren Bruder eintreten ließ.

„Du wolltest mich sprechen, was soll es?" sagte Philipp.

August Helmond blieb in derselben Haltung sitzen und sagte in geheimnißvollem Tone:

„Bist du es, Philipp? Sprich leise. Wenn man uns hörte!"

„Niemand kann uns hören," entgegnete Philipp, „aber was du mir zu sagen hast, kann meinetwegen Jedermann hören."

Jetzt erhob sich August, und nun erst,

bei dem Schein der Kerze, konnte sein Bruder erkennen, daß sein Gesicht glühte und sein Auge funkelte.

Erschreckt trat Philipp einen Schritt zurück.

„Weißt du es schon?“ flüsterte der ältere Bruder. „Nicht wahr, du erschrickst vor mir; es klebt Blut an meinen Händen. Dort steht er, siehst du ihn? O Gott, und er hat uns verflucht.“

„August, was — was sagst du?“ stotterte Philipp, plötzlich todtenbleich. „Ist er todt? Hast du, du —“

„Siehst du es denn nicht, siehst du denn nicht, daß ich sein Mörder bin? O Gott, sie verfolgen mich! Laß mich loß, ich muß fort! fort! fort!“

Und bevor sich der jüngere Helmond von seinem Entsetzen erholen konnte, war August aus dem Zimmer geflohen und schlug die Thür mit Gewalt hinter sich zu.

Er eilte durch den dunklen Hausflur und gelangte an eine Thür, die in den Hof führte und verriegelt war. In demselben Augenblicke hatte draußen der Kutscher die Pferde angespannt und war eben im Begriff, seinen Mantel umzuhängen. August Helmond klopfte heftig an die Thür. Der Kutscher öffnete und fragte, ob er der Herr sei, der den Wagen bestellt habe. Rasch entgegnete Helmond:

„Ja, fort, um Gotteswillen, nur fort!“

Ein anderer Knecht, der in der Nähe stand, öffnete die Wagenthür. Doctor Helmond verschwand in dem dunklen Innern des Fuhrwerks.

„Fahre zu, Johann!“ rief der Knecht, der die Wagenthür mit Kraft wieder zuschlug. „Es scheint Eile zu haben und ein gutes Trinkgeld ist dir gewiß.“

Die Pferde zogen an und aus dem großen Hofe des Römers gelangte der Wagen in die Straße. Johann knallte mit der Peitsche, und bald liefen die Pferde in scharfem Trabe mit dem rasselnden Wagen um die Ecke der Hauptstraße, fort durch die stürmische Nacht.

* * *

Im allgemeinen Gastzimmer herrschte bald darauf eine heillose Verwirrung.

Es war unmöglich, den Wagen noch einzuholen, der für den fremden Reisenden bestellt war und in welchem Doctor Helmond von Romphausen sich aus dem Staube gemacht hatte.

Alles zusammengenommen stand diese Flucht jedenfalls mit den Nachrichten, die der Reisende aus Romphausen gebracht hatte, in Verbindung. Der ermordete Oberst war ohne Zweifel der General von Barneveld, und sein Mörder mußte jedenfalls der entflohene Doctor Helmond sein.

Der Reisende, welcher die größte Eile hatte, war wüthend; aber der Wirth beeilte sich, ihm einen neuen Wagen zu verschaffen.

Noch war die ganze Gesellschaft im besten Gespräche, wobei der Kellner mit seinen Aufklärungen eine große Rolle spielte, als Philipp wieder in das Gastzimmer trat. Niemand sprach mit ihm. Der Reisende sagte sehr laut, daß er einen Polizeicommissär in seinem Wagen mitnehmen wolle; er glaube, daß dieser durch die Ergreifung des Mörders sein Glück machen werde. Gleich darauf verließ Philipp das Zimmer und eilte zu seiner Frau, um mit ihr einen Plan zu besprechen, den er rasch gefaßt hatte.

Eine Viertelstunde später jagten zwei Reisewagen durch die dunkle Nacht auf der Landstraße von Briesburg nach Utrecht.

In dem ersten Wagen lag ein gänzlich bewußtloser Mensch.

In dem Wagen, der ihm folgte, saßen zwei Männer, die von gräßlichen Mordthaten sprachen und von Doctor Helmond und seinem Verbrechen.

Auf dem Bock dieses zweiten Wagens, neben dem Kutscher, saß ein Mann in einem glänzenden Regenrocke. Für ein gutes Trinkgeld hatte ihm der Kutscher das Mitfahren vergönnt. Er sprach kein Wort, ausgenommen, daß er den Kutscher ermahnte, die Pferde zu schonen, wenn dieser sie des eiligen Reisenden wegen gar zu sehr antreiben wollte.

Kaum war der letzte Wagen, etwa eine halbe Stunde nach dem ersten, in die Stadt Utrecht eingefahren, als der Polizeicommissär halten ließ, um sofort nach dem Polizeibureau zu gehen, wo er sich einige Agenten erbitten wollte, um die Verhaftung in der fremden Stadt vornehmen zu dürfen. Zur selben Zeit war der Mann im glänzenden Regenrocke ebenfalls abgestiegen und hatte sich eiligen Laufes nach dem Gast-

hofe begeben, wo er wußte, daß der erste Wagen angehalten hatte.

Er fragte sofort nach dem Herrn, der soeben von Briesburg angekommen sei, und erhielt die Auskunft, dieser sei unterwegs krank geworden, denn man habe ihn gleich einer Leiche aus dem Wagen gehoben und auf das Sopha gelegt. Der Kellner sei bereits nach einem Arzte fortgeschickt.

Rasch entschlossen, fragte Philipp, ob man denn nicht begreife, daß er eben der bestellte Arzt sei. Er wünsche den Fremden sofort zu sehen.

In der heftigsten Unruhe stand Philipp Helmond einige Augenblicke später vor seinem schwer erkrankten Bruder, den er vergeblich zum Bewußtsein zu bringen suchte. Was war zu thun? Jeder Augenblick war kostbar. Schon hörte er den Wagen des Reisenden vorfahren und es konnte kein Zweifel sein, daß nun auch bald die Polizei eintraf, um den Unglücklichen zu verhaften. War dieser nun ein Mörder oder nicht, Philipp mußte ihn retten. Und ohne sich lange zu besinnen, trug er den gänzlich Besinnungslosen über den Hausgang durch einen kleinen Garten ins Freie.

Dort sah er sich vorsichtig einen Augenblick um, und bald athmete er auf, denn er hatte einen Ausweg entdeckt, auf dem allein die Rettung möglich war. Wenige Schritte noch und er befand sich an dem Kanal, wo ein Ziehschiff bereit lag, das nach Amsterdam bestimmt war. Er erinnerte sich, daß der Kutscher ihm vorhin im Vorbeigehen gesagt hatte, das Schiff gehe in kurzer Zeit ab, es war also gerade jetzt die höchste Zeit.

Bald war Alles geordnet. Der Schiffer wußte nur, daß der Kranke nach Amsterdam geschafft werden mußte, um dort die gehörige Behandlung zu finden. Und während nun die Wirthin des Gasthauses mit dem fremden Reisenden und den Polizeiagenten sich herumstritt und Keines recht begreifen konnte, was der Andere eigentlich wolle, saß der jüngere Helmond in dem sanft dahingleitenden Schiffe an der Seite seines kranken Bruders und trocknete sich selbst den Schweiß von den Schläfen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Als Eva aus ihrer Betäubung erwachte, wußte sie nicht, was mit ihr vorgefallen war; sie begriff nicht, wie es kam, daß Frau Hake bei ihr in der Nähe des Kanapees saß.

„Was thun Sie denn hier?" fragte sie.

„Ich bin gekommen, um vielleicht helfen zu können, liebe Eva."

Eva strich sich mit der Hand über die Augen und dann hastig aufblickend sagte sie:

„Wo ist August?"

„Der Herr Doctor ist aus, er wird — wahrscheinlich ganz bald zurückkommen."

„Wahrscheinlich? Sie sagen wahrscheinlich — und warum liege ich denn hier und warum —?" Plötzlich stand sie auf, eilte nach der Thür und rief fast gellend: „August! August! Helmond, wo bist du?"

Frau Hake trat an ihre Seite.

„Wenn der Doctor hier wäre, so würde er sagen: Liebes Kind, du mußt dich ruhig verhalten, bedenke die Rücksicht, die du zu nehmen hast."

Eva hörte nicht darauf. Starr blickte sie nach dem Boden und sagte dann:

„Wo ist das Briefchen? Ich frage, wo das Briefchen ist? War kein Briefchen da? Ja, ich weiß es gewiß, ich habe es gelesen — ich habe —"

„Eva, haben Sie Helmond lieb?"

„Lieb! Sie machen mich wahnsinnig! Ich muß das Briefchen sehen. Ich will wissen — geben Sie her. Sie haben es, jawohl, jawohl, Sie haben es."

„Eva, in Ihrem eigenen — nein, in Ihres Mannes Namen, bitte ich Sie, gefaßt zu sein."

„Aber der Brief, der Brief!" rief Eva in dringend, bittender Haltung. „Ich weiß es nur zu gut. Ich wollte sehen, ob er schlief. Er war nicht mehr da. Dann fand ich auf seiner Stube das Schreiben — eines Wahnsinnigen und sein Name stand darunter. Ich will, ich muß den Brief sehen. Ich will hinauf! Hören Sie denn nicht?"

Frau Hake holte das Schreiben hervor. Jetzt, da der erste Anprall vorüber war, hielt sie es für das Beste, Eva so viel als möglich die Wahrheit zu sagen und sie dabei zu bitten, im Hinblick auf ihren Verstand und auf die wahrhaftige Liebe zu ihrem Manne ruhig zu bleiben.

„Hier ist der Brief, der Sie so erschüttern mußte, Eva. Aber ich darf wohl hoffen, daß Sie sich stark zeigen werden."

Eva hörte nicht auf sie. Sie zitterte am ganzen Körper, während sie den Brief noch einmal las, die Zeilen, in denen er ihr schrieb, daß er sie belogen habe, daß alles Trug und Täuschung gewesen sei und dann — sie konnte nicht weiterlesen. Aber die Frau in dem Trauerkleide, wie konnte sie verlangen, daß sie ruhig bleiben sollte! Fühlt denn Niemand, daß ihr das Zimmer zu eng ist, daß sie den Mann, der in seinem Fieberwahnsinn in der Sturmesnacht umherirrt, finden muß, wenn Niemand sonst es kann. Wie hatte sie so etwas vermuthen können, da sie ihn nur für etwas müde und abgespannt gehalten hatte!

Es kostete Frau Hake die größte Mühe, um Eva zu überzeugen, daß ihr Liebeseifer jetzt unverständig sei. Wo sollte sie ihn in dieser dunklen Sturmesnacht suchen? Ueberdies war bereits Alles gethan, um den theuren Kranken aufzufinden und ihn so schnell als möglich in sein Haus zurückzubringen. Sollte er aber bereits mit der Eisenbahn nach Amsterdam gefahren sein, so brauchte man sich darüber auch keine allzugroßen Sorgen zu machen. Jedermann mußte ja bemerken, daß er krank sei und mußte sich seiner annehmen.

„Wahrscheinlich! Immer wahrscheinlich!" rief Eva, „aber wenn man ihn nicht findet, wenn ihm in seinem Fieberwahn ein Unglück zustößt? Ach, warum blieb ich nicht bei ihm, als er auf sein Zimmer ging. Konnte ich wissen, daß der Auftritt auf dem Sonnenberge ihn so furchtbar angegriffen hatte? An Allem ist dieser alte geizige Mann schuld, der mich haßt und ihn meinetwegen verflucht hat."

„Wissen Sie, Eva," sagte Frau Hake mit sanfter Stimme, „wen ich in diesem Augenblick am meisten beschuldige?"

Eva blickte nicht nach ihr hin.

„Ich beschuldige mich selbst am meisten," fuhr Frau Hake fort.

Nun sah Eva sie an.

„Sie beschuldigen sich?"

„Mich selbst, ja, Eva, ja!"

„Aber, ich begreife nicht."

„Eva, ich habe in der letzten Zeit seine Wohlthaten angenommen, obschon ich beinahe sicher wußte, daß er nicht mehr in der Lage war, sie zu verleihen."

Ein glühendes Roth flog über Eva's Gesicht. Sie sprach nicht, aber sie starrte mit ängstlichem Blicke Frau Hake an.

„Ich bewohnte sein Haus und aß sein Brot und hatte ihn lieb wie eine Mutter, und doch that ich so viel als nichts, um ihn von dem Wege abzubringen, der Sie beide ins Verderben führen mußte. Wenn Sie also Jemand schuldig nennen wollen, so bin ich es, die es verdient, denn der Mann, den Sie beschuldigen, hat frühzeitig genug gewarnt; er that es vielleicht rücksichtslos, aber er that es doch."

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen," entgegnete Eva schnell, und preßte die Hände vor die Augen. Dann ging sie in dem großen Zimmer auf und ab. Einen Augenblick später sagte sie fast schluchzend:

„Sollte denn Alles wahr sein! Alles! Alles! Und hat ihn dieses Gespenst krank gemacht und vertrieben? Aber nein, das ist ja unmöglich!" Und dann plötzlich, indem sie vor Frau Hake stehen blieb: „Hat er denn nicht selbst durch seine Thaten bezeigt, und durch Worte bestätigt —"

„Eva," erwiederte Frau Hake, indem sie die junge Frau unbeschreiblich liebevoll ansah, „allerdings zeigten seine Thaten alles das, was seine geliebte Frau wünschte, und seine Worte waren so, wie sie es am liebsten hörte. Eva, ich sehe es, jetzt zum ersten Mal begreifen Sie die Wahrheit."

Die Wahrheit? Ach, wie wäre es möglich, daß sie schon die ganze Wahrheit durchschaut hätte! War denn Alles Lüge, was sie in der letzten Zeit umgeben hatte? Dies Haus, die Möbel, die Diamanten, die Familienpapiere, alles Lügen und nur Lügen!

Aber gerechter Himmel, was sind glänzende Möbel und funkelnde Steine bei der Todesangst, die sie plötzlich überfällt und betäubt? Wenn man ihr jetzt Alles nähme und ihr dagegen die Gewißheit gäbe, daß er zurückkommt, daß der arme Kranke nicht länger in der kalten Nachtluft umherirrt, sie würde dankbar sein und ihn zärtlich mit ihren Armen umfangen.

Sie lauschte plötzlich. — Draußen klangen Stimmen. Herr Gott, man kommt. Schon war Eva durch den Hausgang gelaufen und hatte die Thür geöffnet. Von der einen Seite nahte, laut durch einander redend, die Menge. Ein kleiner Handwagen rasselte in ihrer Mitte.

Laut fragte eine Frauenstimme von der hohen Treppe des großen Hauses herab, aber nur Wenige achteten darauf.

Doctor Helmond? Nein, den hatten sie nicht und brauchten ihn auch jetzt nicht mehr. Nein, sie brachten den Major, den sie nach vielem Suchen aus dem Kanal gefischt hatten, zu Doctor Biermann, der die Leiche schon recognoscirt hatte. Wer hätte es denken sollen! Von einem einzigen Schrotschuß! Wer sollte es glauben!

Eva wußte nicht, was man noch weiter im Vorbeigehen sprach. Eine entsetzliche Angst faßte sie, als sie wieder in das Wohnzimmer zurückkehrte. Ihre Haare, die draußen naß geworden waren, hingen an den bleichen Wangen hernieder. Immer starrer blickte sie vor sich hin und halblaut murmelte sie endlich: „Ich wußte, ja, ich wußte es; er hat es mir so oft gesagt, und nun —" Ihr Blick fiel in demselben Augenblick auf das Packet Familienpapiere, das noch auf dem Schreibtische lag. Rasch ergriff sie dasselbe und warf es in die prasselnde Flamme des Kamins. Eine Weile starrte sie noch fröstelnd in die Gluth und murmelte mit gerungenen Händen: „Ich wußte es; ja, mein Gott, aber ich konnte es nicht glauben!" Dann fühlte sie plötzlich eine wohlthuende Wärme an ihrem Herzen und gleich darauf weinte und schluchzte sie an der Brust ihrer treuen mütterlichen Freundin.

* * *

Die Nacht voll Sturm und Hagel, die von Eva Helmond in tausend Aengsten durchwacht wurde, mußte doch am Ende einem ruhigeren Morgen weichen. Die Octobersonne schien freundlich über die Welt und warf auch einen sanften Strahl in das Gemach, wo der greise General von Barneveld mit geschlossenen Augen und zusammengefaltenen Händen darniederlag. Da wurde leise, sehr leise die Thür geöffnet. Und sieh, nun schlug er die Augenlider auf und wendete sich nach dem Lichte, und die milde Sonne, die durch die Thür hereinkam, wirkte vielleicht noch wohlthätiger auf ihn als diejenige, welche durch das Fenster strahlte.

„Kommst du schon wieder, Jacoba? Du wirst dich noch krank machen durch deine übertriebene Sorge für mich."

„Aber ich hatte das Bedürfniß, lieber Papa, wieder einmal nach dir zu sehen und dir ein Glas Milch zu bringen. Seitdem der Gärtner mir gesagt hat, daß für deinen Zustand nichts so heilsam sei als Milch, werde ich dich damit verfolgen, bis du wieder gesund bist."

„Ei, liebe Coba, glaubst du denn wirklich, daß mir die Milch heilsam sein solle? Sie erquickt mich, das ist wahr, und da es dir so sehr darum zu thun ist, so gieb her."

Der General trank und Jacoba behielt ihn von der Seite im Auge.

„Es ist wieder der seltsame Geschmack wie gestern."

„Ein seltsamer Geschmack? Das begreife ich gar nicht."

„Nicht, Coba —? Es ist mir doch, als ob ich etwas von Mandeln geschmeckt hätte."

Jacoba nahm das Glas und prüfte die letzten übrig gebliebenen Tropfen.

„Das muß Einbildung sein, Papa. Ich kann nichts davon schmecken."

„Hast du Zucker hinein gethan, Coba?"

„In die Milch? Ja, ein ganz klein wenig."

„So — dann ist der Zucker schlecht, es bleibt immer ein Satz im Glase."

„Ach, gegenwärtig wird Alles verfälscht. Es wird wohl kein besserer Zucker zu haben sein. Aber die Milch mit dem Beigeschmack und dem schlechten Zucker hat dir doch nicht geschadet, denn du bist heute viel besser, nicht wahr?"

„Das hat Gott gethan, Jacoba."

„Aber Gott gab doch auch die Milch, mein lieber Papa."

„Und er gab mir mein liebes Kind und —"

Einen Augenblick wandte sich der Greis mit dem Gesicht nach der Wand, denn Jacoba sollte die Thräne in seinem Auge nicht sehen; dann drehte er den Kopf wieder um, und indem er das Mädchen strenge, aber mit Liebe ansah, sagte er:

„Ich weiß selbst nicht, Coba, ob dein Lügen Sünde oder Tugend ist."

Jacoba's bleiches Antlitz wurde blutroth.

„Ich weiß es wirklich nicht," wiederholte der alte Mann, und einen Augenblick später fuhr er fort:

„Gieb mir die Pulver in Zukunft nur

ohne Milch, ich kenne den Geschmack und weiß, was es ist."

Jacoba weinte an der Brust ihres greisen Vaters.

„Ach, lieber Vater," sagte sie dann, „du würdest das heilsame Mittel ja sonst nicht eingenommen haben und du siehst doch nun selbst, wie sehr zuweilen ein Vorurtheil —"

Sie sprach nicht weiter, denn sie sah, daß eine düstere Wolke über ihres Vaters Stirne flog, aber nach einer Pause wagte sie es doch und sprach davon, ob es nicht auch ein Vorurtheil sei, einen Sohn zu hassen, der nur darauf denke, wie er dem kranken Pflegevater das beste Arzneimittel beibringen könne. Aber damit erreichte sie nicht das gewünschte Ziel, denn der alte Herr gab aufs neue die bestimmte Versicherung, daß er Doctor Helmond und seine Frau nie wiedersehen wolle. „Aber," setzte er zum Schluß hinzu, „mit der Hälfte des Unsrigen wird doch seiner Zeit das Arzneimittel bezahlt werden. Bist du nun zufrieden, kleines Mädchen? Aber nun geh' schlafen, du bedarfst der Ruhe."

In dem Augenblicke, als Jacoba das Zimmer verlassen wollte, hörte sie sich zurückrufen. Der General lag wieder mit dem Gesichte gegen die Wand, aber er tastete nach Jacoba's Hand und sagte:

„Wenn noch etwas für das Monument nöthig sein sollte, so sage der Tante, daß ich —"

Jacoba sank vor dem Bett auf die Knie, drückte die Hand ihres Vaters an ihre Stirn und weinte, denn es war ihr weh und selig zugleich um das Herz.

Der Vater aber redete ihr zu und schickte sie zu Bette, denn sie hatte fast die ganze Nacht für ihn gesorgt und sich keine Ruhe gegönnt.

* * *

Am andern Morgen in aller Frühe stellte der graue Thomas bereits den Krammetsvögeln nach, die zahlreich in dem Katzenwäldchen sich versammelten und sich dort in langer Reihe auf dem Telegraphendraht zwischen Briesburg und Romphausen niedersetzten. Eben legte er die Flinte an und wollte losdrücken, als sie plötzlich sämmtlich aufflogen. Hatten sie gefühlt, daß unter ihren zarten Füßchen von der Briesburger Seite die Frage wie ein Blitzstrahl hinfuhr:

Ist der General von Barneveld ermordet oder verwundet? Hat man Verdacht auf Doctor Helmond?

Natürlich hatten die Thierchen nichts davon gefühlt; sie flogen in den hellen Sonnenschein, setzten sich auf das Dach der Wildhütte und auf die Aeste und Zweige umher und waren wohlgemuth und fröhlich, während der Draht die Antwort vermittelte:

General von Barneveld ganz wohl. Von Ermordung keine Rede. Major Kartenschlag plötzlich verunglückt. Doctor Helmond wahrscheinlich krank.

Wiederum setzten sich einige Vögel auf den Draht und die Stangen des Telegraphen. Sie hatten die letzten rothen Beeren im Wäldchen zu sich genommen und hielten nun ihre Siesta, unbekümmert darum, daß wieder eine Depesche von der Romphäuser Seite abging:

Frau Helmond ist in Todesangst. Nachforschung eiligst fortsetzen!

Der Telegraphenbote in Romphausen hatte den ganzen Vormittag keine ruhige Stunde, und als er zum letzten Male nach dem Bureau zurückkehrte, sagte er zu dem Beamten, der dort den Tagesdienst hatte: „Gott sei Dank, daß wir nun endlich die Nachricht haben, daß er in Amsterdam ist. Ich soll eine Empfehlung von Herrn Gimpel ausrichten und ob Sie heute Abend nach Schluß ihm das Vergnügen machen wollten, eine Tasse Thee bei ihm zu trinken."

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Auf dem Hausflur einer kleinen Wohnung an der Außenseite von Amsterdam standen zwei Männer, der eine an der Thür der Wohnung, aus welcher er so eben gekommen war, der andere auf der obersten Stufe der steilen Treppe, mit der Hand an dem Geländer.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Barsch, daß ich in keinem Falle Ihrem unbilligen Verlangen Folge leisten werde," sagte der erste in gedämpftem Tone.

„Unbillig?" entgegnete der Theaterdirector mit spöttischem Lächeln. „Denken Sie denn, daß wir auf solche Dinge Rück-

sicht nehmen können? Wenn der Eine nicht spielen will, weil sein Vetter ein blaues Auge hat und der Andere, weil seine Schwester an Hühneraugen leidet!"

„Ich verbitte mir die unpassenden Scherze," erwiederte Philipp Helmond, „es handelt sich hier um einen todkranken Bruder, der seit zwei Tagen und Nächten in heftigen Fieberschauern liegt und von Niemand außer mir gewartet sein will."

„Aber Donnerwetter, ein Schauspieler muß —"

„Nicht vergessen, daß er ein Mensch ist. Wenn ich unwissend mein Wort gab, um etwas zu leisten, was gegen meine höchsten Pflichten geht, so breche ich das Wort. Ich kann und werde nicht spielen und ersuche Sie, mich jetzt zu verlassen."

„Das werden wir sehen," entgegnete Barsch in drohendem Tone, und er würde jedenfalls noch viel mehr und viel Schlimmeres gesagt haben, wäre nicht die Thür geöffnet worden und hätte nicht eine leise Stimme in ergreifendem Tone gesagt:

„Wenn Sie einem erschöpften Leidenden einen Augenblick der Erholung, vielleicht ein ruhiges Sterben gönnen wollen, so thun Sie, was mein Mann verlangt, Herr Barsch, und entfernen Sie sich."

Der Director der reisenden Schauspielergesellschaft war zwar ein Mann, dem das Geschäft im schlimmsten Sinne über Alles ging, aber er sah doch ein, daß man nicht ganz den Schein außer Acht lassen müsse, und wenn Jemand im Sterben lag, konnte man nichts thun, als sich in die Umstände fügen. Das that er denn auch und ging.

Leise schlichen Philipp und seine Frau nun wieder in das Zimmer zurück, in welchem der kranke Bruder lag, und Beide freuten sich herzlich, als sie sahen, daß der arme Kranke nun zum ersten Male wirklich eingeschlafen war.

Und zum ersten Mal gönnte sich Philipp die Freude, nach seinem kleinen Knaben zu sehen, dessen Anblick er in den letzten beiden Tagen, des leidenden Bruders wegen, hatte entbehren müssen.

Unterdessen saß die schöne Frau des jüngeren Helmond an dem Krankenbette ihres Schwagers und dachte darüber nach, wie seltsam doch die Wege des Schicksals es gefügt hatten, daß der vornehme Schwager nun in ihrer Wohnung ganz allein der Pflege des verstoßenen Bruders und seiner verachteten Frau überlassen war.

Plötzlich erschrak sie heftig. Sie hatte in Gedanken versunken nach dem Bette gesehen und bemerkte nun mit einem Male, daß die Augen des Leidenden weit aufgerissen und glänzend sie anstarrten.

„Wollen Sie etwas trinken, Doctor?" sagte Virginie sich fassend, während sie verlegen die langen schwarzen Wimpern nach dem Boden richtete.

„Nehmt es weg!" rief der Kranke im ängstlichen Tone. „Eva, nimm es weg! Laß die Diamanten! Siehst du denn nicht, daß sie mich lebend mit ihm begraben wollen. Ich habe ihn vergiftet!" Und dann rief er in lautem und ängstlichem Tone: „Komm doch, Eva, komm doch!"

Philipp war herbeigeeilt. Ein halbes Stündchen Schlaf hatte seine Kräfte erfrischt, und wenige Augenblicke darauf war es ihm gelungen, den Fieberkranken zu beruhigen. Unaufhörlich, ohne einen Augenblick Ruhe, klang es nur noch in demselben ängstlichen Tone von seinen Lippen: „Eva, komm, Eva, komm!"

Aber Eva kam nicht.

Bereits vier- oder fünfmal war Philipp vergeblich zum Fenster geeilt, denn wenn Eva sofort nach Ankunft des Telegramms abgereist war, so mußte sie mit dem Schnellzuge bereits angekommen sein, und er glaubte jeden Augenblick, daß der Wagen vorfahren werde. Freilich, ob eine Frau wie Eva Armelo sich besonders beeilen werde? Wieder sah er hinaus, doch Eva kam noch immer nicht!

Eva? — Von dem Augenblicke an, da sie mit Bestimmtheit wußte, daß Helmond zu Amsterdam im Hause seines Bruders Philipp krank darniederliege, hatte sie keine Ruhe mehr. Sie konnte gar nicht begreifen, daß ihre alte Freundin sie fortwährend zu beruhigen suchte und ihr vorstellte, man werde doch nicht früher ankommen, wenn man auch mit dem Wagen sofort abreise, anstatt auf den Abgang des Schnellzuges zu warten. Und als es endlich so weit war, dankte der Hauptmann Armelo Gott im Stillen, daß seine Frau sich nicht entschließen konnte, ihn und ihre Tochter zu dem Manne zu begleiten, der, wie sie sagte, sie alle betrogen und ihre arme Eva ins Unglück gestürzt hatte.

Viel lieber war es ihm, daß die gute Frau Hake sich entschloß, mit Eva zu reisen, denn die Art und Weise, wie diese sein unglückliches Kind beruhigte und die Sache mit Verstand und Theilnahme, weder zu milde noch zu strenge auffaßte, gab ihm die Ueberzeugung, daß sie die rechte Begleiterin sein werde.

* * *

Und Philipp Helmond eilte aufs neue nach dem Fenster. Er hörte wieder das Rollen eines Wagens. Es kam näher. Der Kutscher blickte nach den Nummern der Häuser. Philipp's Herz klopfte unruhig. Nun näherte er sich dem Hause, endlich hielt er davor still. Noch wenige Minuten, so wird sich die Frau hier befinden, die er haßt, die —

„Eva, komm! Komm, Eva," klang es immer leiser und kaum noch hörbar von August's Lippen.

„Ja, komm denn in Gottes Namen!" sagte Philipp zu sich selbst, und er hörte Tritte auf der Treppe und starrte nach der Thür, aber er hatte doch nicht die Kraft, dieselbe zu öffnen.

„Vorsichtig, liebes Kind, nicht so hastig," sagte Armelo, „laß mich voraufgehen, liebe Eva, die Treppe ist steil und ich muß doch fragen, ob wir hier wirklich an rechter Stelle sind."

Aber Eva hörte nicht auf den Vater. Rasch war sie oben. Doch nun hätte sie beinahe das Gleichgewicht verloren. Die Schleppe ihres Kleides war an einem Nagel hängen geblieben. Mit einem kräftigen Ruck, wodurch ein großer Riß in der Schleppe entstand, machte sie sich frei; was giebt sie jetzt um Kleider mit Schleppen!

Furchtbar klopfte ihr Herz, als sie nun die Hand nach der Thürklinke ausstreckte. Sie fühlte, sie wußte es, dort mußte er sein.

Philipp Helmond stand unbeweglich, als die Thür aufging. Mit eiligem, aber unhörbarem Tritte kam die königliche Gestalt herein. Nachdem sie den kleinen Schleier zurückgeschlagen hatte, sah sie ihn flüchtig an und eilte dann ohne zu sprechen nach dem Krankenbette.

Das war also die eitle Frau, welche auf die seinige mit Verachtung sah. Aber horch — was jetzt geschah, mußte wohl einen Stein erweichen, es preßte ihm gewaltsam Thränen in die Augen. Plötzlich hörte das ängstliche Rufen des Leidenden auf, ein tiefer Seufzer entrang sich seinen Lippen. Die matten, von Fiebergluth funkelnden Augen schlug er nach ihr auf und es war, als ob ein Lächeln sein todtenbleiches Gesicht überflog. Sie aber rief, in bitteres Weinen ausbrechend, mit schmeichelnder Stimme:

„Ach ja, mein August, mein Geliebter, mein Alles! Hier bin ich, deine Eva!"

Philipp Helmond hätte fast einer Aufwallung Folge gegeben, wäre auf sie zu gekommen, um ihr die Hand zu drücken, voll innigen Dankes, weil sie gekommen war und ein Lächeln auf das Gesicht des armen Bruders gezaubert hatte. Aber er that es nicht und es war wohl besser. Eva konnte ihren Mann lieben und doch verächtlich sein.

Die Aufmerksamkeit des jüngeren Helmond wurde jetzt hiervon abgelenkt.

Es waren noch zwei Personen mitgekommen, die er für Eva's Eltern hielt. Er sprach mit ihnen, aber ohne es sie merken zu lassen, daß er ihre Tochter bemitleide.

Der alte Herr und die Dame in Schwarz näherten sich nun ebenfalls dem Bette des Kranken, doch es war zu erwarten, daß der arme August sie nicht erkannte. Ach, aber auch die Ruhe, welche Eva's Ankunft bewirkt hatte, war vorüber.

Beim Anblick des alten Hauptmanns war er plötzlich aufgefahren und seine Fieberphantasien brachten ihn wieder zu schmerzhaften Ausrufen.

„Ermordet! Todt! Vergiftet! Für tausend, für zehntausend Gulden vergiftet!" Und in wüster Aufgeregtheit ging es so fort, daß die Umstehenden zitterten, und Eva marmorbleich geworden, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, jammerte: „O Gott, o großer Gott!"

Mehr zu sprechen vermochte sie nicht, denn sie sank ohnmächtig zusammen.

* * *

Wenige Minuten später erwachte Eva aus ihrer kurzen Betäubung. Sie ruhte mit dem Kopf gegen die Schulter der jungen Frau, die eilig aus dem anderen Zimmer

herbeigekommen war. Der Mann, den sie bei ihrem Eintreten zuerst gesehen hatte, stand an ihrer Seite und erfrischte sie mit Eau de Cologne, und obgleich sie plötzlich ihr volles Bewußtsein wiedererhalten hatte, mußte sie doch noch einmal die Augen schließen. Einen Augenblick später sagte sie leise: „Ich danke, es ist nun vorbei. Ich werde stark sein. Laßt mich nun mit ihm allein."

Es verstand sich von selbst, daß durch die Vermehrung von drei Personen das Zimmer etwas zu klein erschien und der Arzt, der den Patienten besuchte, hatte sich ebenfalls darüber ausgesprochen, daß im Interesse des Patienten Luft und Stille nothwendig sei.

Virginie begab sich daher zu der Hauswirthin und besprach mit dieser, ob es möglich sei, ihnen eine größere Räumlichkeit abzulassen; sie kehrte bald darauf wieder zurück und hielt es nun für das Zweckmäßigste, mit Herrn Armelo, als dem Vater der jungen Frau Doctor Helmond, über die Angelegenheit zu sprechen. Während sie noch dabei war, diesem zu erklären, daß die Hauswirthin noch zwei kleine Zimmerchen im Erdgeschoß einräumen wolle, war Eva — nach merklicher Ueberwindung — aufgestanden, hatte sich Philipp genähert und mit niedergeschlagenem Blick ihm zugeflüstert:

„Ich möchte Sie Etwas fragen, es betrifft —"

Obschon Philipp bei dieser unerwarteten Anrede sehr bleich geworden war, bemerkte Eva doch seine Bewegung nicht. Er faßte sich rasch und indem er die Thür zu dem kleinen Hinterzimmer öffnete, sagte er:

„Treten Sie hier herein, er könnte uns sonst vielleicht hören."

Da standen sie sich nun gegenüber. Eva wußte nicht recht, wie sie ihre Worte setzen sollte. Trotz ihres bitteren Schmerzes peinigte sie der Gedanke, daß sie sich in der Wohnung Philipp's befand und daß sie und ihr kranker Gatte die Wohlthaten des Bruders und seiner Frau genossen.

„Wir sind Ihnen zur Last," begann sie, während sie die Augen fortwährend zu Boden heftete. „Ihre Wohnung besteht aus diesen zwei Zimmern, nicht wahr?"

Philipp gab keine Antwort. Eva fuhr fort:

„Der Arzt hat gesagt, daß das vordere Zimmer mit Rücksicht auf den Kranken etwas klein sei. Es könne ihm schaden, wenn wir fortwährend zusammen wären — ich möchte — ich werde in dem nebenan gelegenen Gasthofe ein paar Zimmer bestellen und dann —"

Eva schwieg. Auch Philipp sagte nichts. Aber nach einigen Augenblicken sah er sie mit zusammengezogenen Augenbrauen an und wiederholte in fragendem Tone: „und dann?"

„Dann möchte ich Helmond dahin bringen lassen," fuhr Eva fort, „wenigstens wenn der Arzt es rathsam findet. Natürlich mit aller Fürsorge. Und —"

„Und?" wiederholte Philipp.

„Ja, und ich werde Ihnen dann herzlich danken für —"

„Für?" wiederholte Philipp sehr kühl.

„Für Alles, was Sie für meinen lieben Mann gethan haben, und Sie bitten —"

Traurigkeit und Verlegenheit bewirkten zusammen, daß Eva schluchzend in Thränen ausbrach. Philipp trat ihr einen Schritt näher und sagte sehr ruhig:

„In diesem Augenblick ergreifen mich Ihre Thränen weniger, als ich wünschen möchte. Verzeihen Sie mir, aber ich kann nicht immer schweigen, das ist nun einmal mein Fehler. Gegen meinen und Ihren Willen sind Sie in diese Wohnung gekommen, aber glauben Sie mir, daß ich die Pflichten der Gastfreundschaft nicht vergessen werde. Es ist dafür gesorgt, daß Sie alle hier im Hause ein Unterkommen finden können und ich sage Ihnen daher, wenn es der Arzt nicht ausdrücklich befiehlt, daß August zum Zwecke seiner Herstellung anderwärts untergebracht werde, so werde ich nicht zugeben, daß mein Bruder irgendwo anders als in dieser Wohnung wieder hergestellt werde oder sterbe. Ich möchte Ihnen nicht gern harte Worte in diesem Augenblicke sagen, aber Sie werden wohl die Gründe kennen, die meinen Bruder dahin brachten, aus seiner prächtigen Wohnung zu entfliehen."

Eva zitterte. Mußte sie sich dies alles von dem Manne sagen lassen, der noch vor wenig Augenblicken ihr so freundlich zur Seite gestanden hatte. Wo blieb ihr Vater, wo blieben die Anderen, um sie zu beschützen?

Philipp fuhr fort:

„Nach den Ursachen frage ich nicht; ich wollte nur sagen, daß ich August auf meinem Wege antraf und ihn in meinen Schutz nahm, ohne zu wissen, daß er unschuldig war. Sein einziger Freund hier konnte ihn nicht bei sich aufnehmen, denn dieses Herrn Waldberg's Frau fürchtete für ihre Kinder, wenn sie einen Kranken in ihr Haus brächte, und so kam er hier her. Und hier soll es ihm nicht an dem gebrechen, was er bedarf, und müßte ich die Wiege verkaufen, in der unser Kind schläft."

Eva sah Thränen in den Augen des raschen Mannes und sie konnte diesen Zeugen seiner Bruderliebe nicht widerstehen.

„Philipp," sagte sie und ergriff seine Hand und sie wiederholte noch einmal: „Philipp!"

Und er? — Es klang ihm wie Musik. Aber er wußte nicht recht, was er thun sollte. Glücklicherweise erwachte der kleine Knabe und ein leiser Schrei rief den Vater zur Wiege, wo das frische, gesunde Kind ihm laut entgegenlachte.

„Still, Fritzchen, still, keinen Lärm machen, kleiner Mann!" sagte Philipp und nahm das Blondköpfchen aus der Wiege. Dieses streckte die Händchen nach Eva aus und reckte unruhig den kleinen Körper nach der Seite, wo sie stand, und Eva wischte sich die Thränen ab und fing das sich ihr entgegenneigende Kind gleichsam mit beiden Händen auf, indem sie zugleich sagte:

„Das ist Ihr Söhnchen, nicht wahr, Philipp?"

„Ja, mein und Virginiens Kind!"

In diesem Augenblicke schlich Virginie leise zur Thür herein. Da im vorderen Zimmer Alles ruhig war, hatte sie mit dem Instinkt der Mutter das Erwachen ihres Kindes bemerkt. Sie sah ihr Fritzchen in Eva's Armen.

„Virginie! — Schwester!" Mehr konnte Eva nicht sagen.

Und als das Kind einen Augenblick später auf den Armen der Mutter vor Freude krähte, hatte Eva den Kampf ganz ausgekämpft. Auf die bleiche Wange der Mutter drückte sie einen Kuß, den Kuß dankbarer Liebe.

* * *

Das wohlthätige Gefühl, welches Eva's Brust durchströmte, war ihr nur für wenige Augenblicke gegönnt. Dumpfe Hülferufe drangen wieder aus dem anstoßenden Zimmer und Eva's Hoffnung, welche durch Helmond's ruhigeres Liegen geweckt war, verschwand mit einem Male.

Das innigste Mitleiden mit dem armen Kranken hätte selbst das fühlloseste Herz erfüllen müssen. Eva war rathlos, es wurde unmöglich, daß sie länger in dem Krankenzimmer blieb, denn es gehörten die Kräfte von Männern dazu, den Leidenden in seinem Fieberwahnsinn zu beruhigen. Fortwährend glaubte er sich bedroht und verfolgt und dann glaubte er wieder die Leiche des Generals zu erblicken, seines Pflegevaters, der durch ihn vergiftet worden sei.

Als der Arzt am Abend wiederkam, widersprach er nicht, als die Anwesenden die Meinung äußerten, daß es günstig auf den Patienten wirken werde, wenn der General von Barneveld sich ihm bald persönlich zeigen könne.

„Ganz gewiß," sagte der Arzt zu Eva, „da Ihre Anwesenheit schon einen so großen Einfluß auf ihn hatte."

Eva befand sich in einem furchtbaren Zustande, während sie mit Frau Hake in dem unteren Zimmer wegen der Benachrichtigung des Generals sich berieth.

„O Gott!" rief sie aus, „wenn er sterben sollte — ich müßte wahnsinnig werden, denn — aber nein, ich habe es nicht gethan, ich habe ihn so aufrichtig lieb, so wahrhaftig lieb. Der General trägt die Hauptschuld. Und er soll hierherkommen, er muß hierherkommen. Schreiben Sie ihm, liebe, beste Freundin! Schreiben Sie ihm, daß August stirbt, wenn er nicht sofort hierherkommt. Ich kann es nicht."

Frau Hake erklärte sich bereit, an den General zu schreiben, aber sie machte darauf aufmerksam, daß ein Brief zu spät ankommen könne und daß der General auf ein Telegramm wohl nur dann sich entschließen werde, die Reise zu unternehmen, wenn es von Eva selbst ausginge.

Eva sah dies alles ein und entschloß sich denn in Gottes Namen, ihrem einzig theuren Mann zu Liebe, sich zu fügen, aber es kostete noch einige Ueberwindung, und verschiedene Versuche mißlangen, bis Sie endlich die rechte Form fand, die auch von

Frau Hake gut geheißen wurde. Zuerst schrieb sie die Adresse und dann:

„Bester Onkel. In bitterer Seelenangst flehe ich Sie an, sofort zu Helmond zu kommen; er ruft nach Ihnen, er wird sterben, wenn Sie fortbleiben. Ewig dankbar wird Ihnen sein Ihre

Eva Helmond-Armelo.“

Das Telegramm wurde abgesandt.

Und — es folgte eine lange und traurige Nacht.

* * *

Am anderen Tag des Nachmittags befanden sich unter den angekommenen Reisenden mit dem Schnellzuge ein kräftiger alter Herr und eine zarte junge Dame. Ein alter Bedienter in einfacher Livree mit den Shawls auf dem Arme ging ihnen voraus und half mit der größten Sorgfalt dem Greise und seiner blassen Tochter in die Droschke, die er als die beste ausgesucht hatte.

„Nach der Kaiserkrone!“ befahl der Herr.

„Sehr wohl, Herr General,“ entgegnete Wilhelm und schlug die Kutschenthür zu, worauf er sich zu dem Kutscher auf den Bock setzte.

„Vorsichtig fahren,“ flüsterte der alte Bediente dem Kutscher zu; „der General ist nicht ganz wohl und des Schütteln auf den harten Steinen könnte ihm schaden.“

In der That war der General etwas angegriffen und es war durchaus nothwendig, daß er sich zuerst eine halbe Stunde im Gasthofe ausruhte.

Jacoba gab dem Vater noch rasch eins von den Pulvern, bevor der Wagen, den er bestellt hatte, wieder vorfuhr, um sie nach dem traurigen Ziel ihrer Reise zu befördern.

* * *

An dem bezeichneten Hause stand der Doctorwagen vor der Thür. Der Arzt sprach eben noch in dem untern Zimmer mit Frau Hake. Er fand es sehr gut, daß Frau Helmond jetzt oben bei dem Kranken war. Von Gefahr sei keine Rede. Nach einigen Stunden wollte er noch einmal nachsehen.

Frau Hake sah dem Wagen nach und dachte daran, welch ein unbeschreiblicher Augenblick es gewesen war, als die schreckliche Nacht vorüber gewesen und der ermattete Kranke nach einigen Stunden der Ruhe die Augen geöffnet und leise gefragt hatte:

„Ist Eva nicht hier?“

Ach, wo sollte sie denn anders sein! Ja, ja, sie war da.

„August, lieber, theurer August!“ rief sie, „erkennst du mich denn wieder?“

„Ja gewiß, ich wußte wohl, daß du kommen würdest,“ und indem er sie ansah, setzte er hinzu: „Gott sei Dank, daß du hier bist, liebe Eva, ich bin krank, sehr schwer krank.“

„Ja, mein lieber Mann, aber nun bist du besser.“

„Besser? Aber noch nicht ganz hergestellt, Eva. Ich fühle — höre zu — gieb mir die Hand — so — ich bin so müde, so sehr müde —“

„Lieber guter August, wenn es dich ermüdet, so sprich lieber nicht und warte, bis du wieder stark und gesund bist.“

„Ja, aber dann könnte es zu spät sein,“ sagte Helmond nach einer kurzen Pause, und fuhr dann sehr verständlich fort: „So, lege deine liebe Hand auf meine Stirn, das thut mir wohl. — Sage, Eva, sind wir allein? Ist noch Jemand hier?“

„Ja, Liebster, Papa ist hier und Philipp ist auch da, dein treuer, braver Philipp, der dich in seiner Wohnung verpflegt.“

„Ich weiß es, ich habe Alles gehört. Guter Bruder! Unverdient! —“ Er rief lauter: „Philipp!“

Der jüngere Helmond kam an das Bett, aber es war ihm unmöglich, ein Wort zu sagen, als er die zitternde Hand ergriff, die ihm der kranke Bruder entgegenreichte, und in die blauen Augen sah, die ihn so seltsam gefühlvoll anstarrten.

„Papa auch?“ begann August wieder. „Er soll hier bleiben. Frau Hake — Virginie,“ sagte er etwas lauter.

„Ach, Philipp,“ bat Eva schnell, „rufen Sie Ihre Frau, er will sie sehen. Wie klar er nun spricht. Mein lieber, einziger August! Gott sei Dank, daß Alles vorbei ist.“

Einige Augenblicke blieb es still.

„Ja, Alles ist vorbei,“ nahm Helmond wieder das Wort und setzte bald mit schwächerer, bald mit stärkerer Stimme hinzu: „Vorbei! — Es war ein kurzer

Tag. Wohl war der Morgen schön, aber es ist früh Abend geworden und ein häßlicher Nebel hat den Tag verdunkelt."

„Er fängt wieder an zu fiebern," flüsterte Armelo fast unhörbar der Frau Hake zu, „dann muß Eva fort."

„Ja, Eva, meine Schwachheit hat diesen kurzen Tag in Nebel gehüllt —"

„August, lieber August, rede nicht davon."

Helmond schlug flüchtig die Augen zu ihr auf.

„Ich habe schreckliche Träume gehabt, Eva."

„Ach, die sind nun vorbei," entgegnete Eva, indem sie ihm einen Kuß auf die eingefallene Wange drückte.

„So, darum wollte ich dich gerade bitten," sagte der Kranke laut, „um einen Kuß! Ich wußte wohl, daß du mir ihn geben würdest, mein schönes, liebes Kind, meine Nachtigall."

Eva küßte ihn wiederholt, bis die Stimme ihrer fürsorglichen Freundin ihr ins Ohr flüsterte:

„Schonen sie ihn, es ist nicht gut, liebe Eva."

„Laßt sie nur," sagte Helmond, während er zu Frau Hake aufsah, „sie vergiebt mir damit meine Schuld," und noch lauter setzte er hinzu: „Ja, die Schuld meiner sündigen elenden Schwachheit vergiebt sie mir."

Das müde Haupt fiel zur Seite. Kaum vermochte er es noch, aber dennoch hörte man ihn leise flüstern: „Wenn ein Kind in die Flamme einer Kerze greifen will, dann — hält man das Kind zurück."

Eva fühlte bei diesen Worten, wie die kurze Freude, die sie über August's Besserung empfunden hatte, plötzlich vernichtet wurde, denn mit einem Male wurde ihr wieder klar, daß nur durch sie allein dieser gute, edle Mann immer tiefer gesunken war. Was sie durch Frau Hake erfahren hatte, war doch auch nur die Folge ihrer Schuld: daß in Helmond's reiner Seele vielleicht auf einen einzigen Augenblick der Gedanke aufgetaucht war: das Arzneimittel für den greisen Pflegevater in etwas größerer Menge beigebracht, könne aller Noth und Geldverlegenheit ein Ende machen.

„Ach, August," brach sie bitter weinend aus, „ich sollte dir vergeben, ich unverständiges, eitles Geschöpf." Und darauf bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen und indem sie auf sein Kissen niederfiel, fuhr sie unter Weinen und Schluchzen fort: „Ich bin schuldig, ich ganz allein. Was ist mir an allen Reichthümern der Welt gelegen, wenn du nur am Leben bleibst."

Helmond wendete den Kopf nach Eva's Seite und versuchte vergeblich seine Hand auf ihren Kopf zu legen. Frau Hake war ihm dabei behülflich, und er dankte ihr mit einem Blicke aus seinen müden gutmüthigen Augen. Sie entfernte sich wieder von dem Bette, denn auch ihre Selbstbeherrschung ging zu Ende, da sie wußte, wie wenig Hoffnung übrig blieb. „Weine nicht," begann nun Helmond wieder nach einem Augenblick, „wir waren schwach, aber wir haben uns doch sehr lieb gehabt, Eva — sehr! Und nun müssen wir scheiden, mein liebes Kind."

Man konnte es dem Kranken ansehen, daß er sich noch in dieser letzten Stunde beherrschte. Er hatte Eva selbst den bevorstehenden Abschied ankündigen wollen und er war vorbereitet auf die Wirkung dieser schrecklichen Mittheilung.

Und als Eva nun einen Schrei der Verzweiflung ausstieß und dann wie wahnsinnig Gott und Menschen um Rettung anrief für ihren einzig geliebten Mann, schlang dieser mit letzter Kraftanstrengung den Arm um ihren Hals und sagte mit klarer Stimme:

„Zeige zum letzten Male, daß du mich wirklich lieb hast, Eva, und weine nicht so heftig, denn dein Jammer macht mir das Sterben schwer."

Diese Worte wirkten auf sie ein und sie ermannte sich, denn sie wollte ihm die letzten Stunden nicht erschweren.

„Aber Gott wird es nicht zulassen," sagte sie in ihrer Angst, „nein, August, du darfst und kannst nicht sterben. In einer Hütte will ich wohnen, wenn du nur bei mir bleibst; mit Brot und Wasser will ich zufrieden sein. So wahr Gott lebt, ich werde stark sein und Alles ertragen, aber du mußt bei mir bleiben und mich stützen, ja, August, ja!"

„Wie feurig habe ich es gewünscht, liebes Weib, wie hoffte ich, unser Kind auf dem Arm zu tragen und sein liebes Köpfchen zu küssen, aber es soll nicht sein." Und sich abwendend, flüsterte er unhörbar: „Nein, es sollte nicht sein, ich habe es nicht verdient."

In der darauf folgenden Stunde kam der Arzt wieder. Er schüttelte leider den Kopf. Aber glücklicherweise blieb der Kranke ganz ruhig und die Liebe all derjenigen, die ihn umringten, erleichterte ihm sein Leiden.

Das letzte Gespräch hatte Helmond an das Kind seines Bruders erinnert und er sprach mit leiser Stimme dessen Namen und den Namen seiner Schwägerin aus. Sofort eilte Virginie mit ihrem kleinen Knaben an das Bett des Sterbenden, und ohne Besorgniß streichelte sie mit dem kleinen warmen Händchen dessen kühle Wange. Es that ihm unbeschreiblich wohl und es schien, als sollte nur ein Wunsch, den der Leidende einigemal geäußert hatte, nicht erfüllt werden. Der General von Barneveld war noch nicht gekommen, obschon es ihm möglich gewesen wäre, bereits des Vormittags einzutreffen. Mit wehmüthigem Gefühle faltete daher die gute Frau Hake das Papier zusammen, auf welchem der Abschiedsbrief stand, den Helmond mit schwacher Stimme dictirt und dann mit zitternder Hand, aber doch sehr gut lesbar, unterzeichnet hatte. Dieser Abschiedsbrief lautete:

„Aufrichtig geliebter Pflegevater!

„Habe Dank für Alles! Ich sterbe zur Sühne für das Leid, das wir dir zugefügt haben. Ich empfehle deiner Güte die Frau, die ich zu schwach geliebt habe, und das Kind, um dessen Willen sie leben muß. Ich vertraue fest darauf, daß mein Wohlthäter großmüthig meine Gläubiger befriedigen und mir überdies die Schuld meiner Schwäche vergeben wird. Grüße meine liebe Pflegeschwester zum letzten Male. Lebe wohl.

Dein sterbender August."

Während des Schreibens hatte Frau Hake auf einen fast befehlenden Wink von Philipp eine Stelle weggelassen, in welcher August dictirt hatte: Vergieb auch dem treuen Philipp, seine Frau ist die Krone seines Lebens und seiner würdig.

Philipp's Augen hatten beim Anhören dieser Worte gefunkelt. So etwas durfte man von ihm nicht schreiben, in Ewigkeit nicht!

Papa Armelo saß im Nebenzimmer und schrieb einen Brief an Mama und Louise. Als er einmal aufblickte, glaubte er, unter der Brille durch nach außen sehend, seinen alten Augen nicht trauen zu dürfen.

Ein Wagen kam herangefahren und hielt vor dem Hause still.

War es wirklich der Wilhelm vom Sonnenberg, der alte Kutscher, der da vom Bocke sprang? War es doch der General —?

Armelo wußte nicht, ob er wachte oder träumte. Er hatte eben an seine Frau geschrieben, daß der General doch sehr hartherzig sein müsse, da er, trotz des Telegramms, welches Eva gestern an ihn abgesandt habe — aber nun hatte der alte Hauptmann seinen unvollendeten Brief rasch vom Tische genommen, zusammengeknittert und in die Rocktasche gesteckt. Dann öffnete er die Thür zu dem kleinen Zimmer und der General von Barneveld trat herein.

Der General sah sehr elend aus; er war sogar bleicher als seine Tochter, die nach ihm eintrat. Kaum war er im Stande zu sprechen.

Armelo gerieth ein wenig in Verlegenheit und nahm infolge davon unwillkürlich eine etwas militärische Haltung an, wobei er auch in seinem Sprechen ein wenig schnarrte.

„Ja, Herr General, es ist sehr schlimm und ich fürchte — wenigstens —"

Der General sah ihn an:

„Wenigstens — also wäre noch Hoffnung, Herr Hauptmann?"

„Der Arzt giebt keine, Herr General. Der Kranke hat unsäglich gelitten."

„Wir wissen das alles, Herr Hauptmann," fiel ihm Jacoba rasch in die Rede und fuhr dann ebenso hastig fort: „Sind die Verwandten Helmond's auch bei ihm? Ich meine, sein Bruder und seine Schwägerin?"

„Ja wohl, gnädiges Fräulein," entgegnete der Hauptmann, „wenigstens waren sie vor einigen Minuten noch Beide bei ihm. O, General, Ihre Ankunft ist ein wahrer Segen von Gott! Wie hat der arme Helmond nach Ihnen gerufen und verlangt! Es ist brav und edel von Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Der General wollte den alten Armelo zurückhalten, aber dieser war bereits aus dem Zimmer geeilt.

Eine halbe Stunde später saß der alte

General an dem Sterbebette seines Pflegesohns.

Fast war es zu viel für den Greis und er konnte es kaum ertragen, als die matten Augen des Sterbenden ihn dankbar anblickten und dieser fast unhörbar die Worte flüsterte:

„Ich danke dir, mein Vater! Dein Fluch galt der Sünde! Deine Strenge war Liebe. Unnütz und schwach mein Leben — mein Sterben Versöhnung. Verzeihe Allen, mein Vater."

Schwere Thränen rannen in den greisen Bart des alten Mannes, und er drückte die magere Hand seines so innig geliebten Pflegesohns. Er wollte auch sprechen, aber vergeblich rang er nach Worten; er mußte es bei dem wiederholten Händedruck bewenden lassen, denn Worte fand er nicht mehr.

Aber eine wohllautende, wenn auch zitternde und vom Weinen fast erstickte Stimme ließ sich hören. Es war Jacoba, welche, zu dem Sterbenden gewandt, in die Worte ausbrach:

„Nein, lieber August, unnütz war dein Leben nicht," sagte sie, „denn daß mein guter Vater noch hier weilt, dankt er nebst Gott deiner Hülfe."

Seitdem der General und Jacoba im Zimmer waren, hatte Eva sich mit aller Kraft beherrscht.

Fast unveränderlich war sie in derselben Haltung geblieben, den Arm um den Kopf des geliebten Mannes geschlungen, denn er hatte ihr zugeflüstert, daß ihm das wohl thue. — Sie hoffte zwar noch immer, aber wenn es sein mußte, wollte sie ihm die letzte Stunde nicht schwer machen und bis zum Ende zeigen, daß sie ihn wirklich und wahrhaftig lieb hatte.

Aber — Gott im Himmel, was ist geschehen, was war das? Mit einem Schrei des Entsetzens flog sie plötzlich empor.

„Eva!" hatte er noch einmal sterbend geflüstert. Und dann, dann war sein letzter Athemzug entwichen. Der Kampf war vollbracht. Helmond, ihr geliebter einziger Mann, war nicht mehr.

* * *

Am andern Tag gegen Abend wurde der Sarg in einer Barke eingeschifft, um nach Romphausen gebracht zu werden. Der alte Kutscher Wilhelm begleitete die Leiche. Frau Hake und Hauptmann Armelo waren schon vorher abgereist, um in Romphausen den Empfang des Sarges vorzubereiten.

Der General befand sich infolge der heftigen Aufregungen nicht besonders wohl und wollte erst am andern Tage abreisen.

In seinem Auftrage hatte Jacoba an Eva geschrieben und diese aufgefordert, in den Gasthof zu kommen. In der Erinnerung an die letzten Worte seines sterbenden Pflegesohnes hatte der General durch Jacoba schreiben lassen: Wenn Philipp ebenso gesonnen ist, so soll ihn Eva mit Virginien, seiner Frau, mitbringen.

Es war ein schmerzlicher Empfang. Aber so bewegt der General auch war und so tief Eva von Schmerzen ergriffen wurde, als sie dem alten Mann gegenüber stand, die Verschiedenheit der beiden Charaktere machte sich doch auch hier geltend, und obgleich der General sie mit dem Versprechen zu trösten glaubte, daß er die Sorge für ihre Zukunft übernehmen werde, konnte sie nicht umhin zu entgegnen: „Ich werde Sie lieb haben, Onkel, weil mein August Sie lieb hatte. Ich will Ihren Rath hören und Ihre Lehren befolgen, aber ich werde für mich selbst sorgen, denn —" Ein heftiges Schluchzen unterbrach ihre Worte und sie konnte nicht vollenden, was sie hatte sagen wollen.

Auch die Versöhnung mit Philipp und seiner Frau würde ohne Jacoba's Vermittlung kaum zu Stande gekommen sein. Aber diese umarmte Virginie vor den Augen ihres Vaters und nannte sie Schwester. Da konnte auch der General nicht länger widerstehen, und er küßte die schöne Frau seines zweiten Pflegesohns auf die weiße Stirn.

* * *

Beim Beginn des Frühlings, an einem recht kalten Tage, der fast alle zarten Knospen wieder zu vernichten drohte, gab Eva Helmond einem vaterlosen Knaben das Leben, und als dann das Kind gedieh und zu lächeln anfing, da begann auch die trauernde Mutter wieder, das Leben lieb zu gewinnen, und sie hatte nicht nur den einen Zweck, für ihr einziges Kind zu sorgen, sondern ihr Leben war auch für andere nützlich, und daß es das war, dafür hatte der General von Barneveld gesorgt.

Er hatte das große Haus auf dem Markte unter der Hand von der Wittwe des Doctor Helmond zu einem so hohen Preise gekauft, daß sie alle Schulden ausgleichen konnte. Dann hatte er dasselbe vollständig verändern lassen und, nachdem eine Inschrift: Helmond-Stiftung daran angebracht war, schenkte er es der Stadt Romphausen als Waisenhaus, mit der Bestimmung, daß die Wittwe seines Pflegesohns zur Vorsteherin der großartigen Stiftung ernannt wurde.

Aber noch ein anderes Monument erhielt der geliebte Todte. Seine Gruft, in welcher auch ein Platz für Eva sich befand, zierte ein schönes Denkmal und in späteren Jahren erinnerte ein roth blühender Maidornbaum an den Zweig, den Eva am Tage vor ihrer Vermählung ihrem Bräutigam mitgegeben hatte, als er nach dem Sonnenberge ging, und den der alte General dort vom Boden aufgehoben und selbst in einen Topf gepflanzt hatte, worin er wunderbar gediehen war.

Nachschrift.

Wenn irgend Jemand noch etwas Weiteres von Freund und Feind in Romphausen wissen will, vielleicht über den Mann, der durch einen Schuß Pulver ums Leben kam, oder über die Ehe des jungen Hardenberg, oder über die Verlobung des Apothekers Hake mit Fräulein Louise Armelo, der thut jedenfalls am besten, sich persönlich zu Herrn Gimpel zu verfügen. Es besteht kein Zweifel, daß dieser Herr jeden Fremden freundlich aufnehmen, ihm beide Hände entgegenstrecken und ihm Alles mittheilen wird, was Jener nur wissen will. Allerdings wird er achselzuckend eingestehen, daß er nicht recht begreift, wie es möglich war, daß Herr Philipp Helmond, der gewöhnliche Schauspieler, Director einer Assecuranz-Gesellschaft geworden ist, aber jedenfalls würde er seine Mittheilung mit der Versicherung schließen, daß er immer der intimste Freund gewesen ist von Doctor Helmond und seiner Frau!

Die deutsche Kunst
in
ihrer volksthümlichen Bedeutung.

Von
Ernst Förster.

Die deutsche Kunst in ihrer volksthümlichen Bedeutung ist ein so umfangreiches Thema, daß es — selbst wenn man die Dicht- und Tonkunst, die doch dazu gehören, ausschließen und sich nur auf die bildenden Künste beschränken will — doch als ein verwegenes Unternehmen erscheinen muß, seine Ausführung in den Rahmen einer Abhandlung für eine Zeitschrift drängen zu wollen. Vielleicht verliert es etwas an Verwegenheit, wenn ich aus dem unendlich reichen Stoff, den die deutsche Kunstgeschichte darbietet, nur einige wenige Zeitabschnitte aushebe, und zwar solche, in denen bestimmte Gegensätze der Culturentwicklung klar hervortreten: den Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts und die Neuzeit. Und doch werde ich auch bei dieser Beschränkung mich nur auf kurze Andeutungen angewiesen sehen.

Bevor wir indeß das Buch der Geschichte aufschlagen, um für die Ausführung des aufgestellten Themas die Belege zu bringen, wird eine allgemeine Erläuterung desselben zweckmäßig erscheinen.

Wollen wir uns zuerst über den Begriff des Volksthümlichen verständigen! Volksthümlich ist: was dem Charakter eines Volks entspricht, wenigstens ihm nicht widerspricht. Volksthümlich aber kann die Kunst sein, entweder dem Inhalt oder der Form nach.

Die Form unterscheidet sie wesentlich — gleich der Sprache — von der Kunst anderer Völker und Zeiten. Ihr nach unterscheiden wir deutsche Kunst, italienische, französische, niederländische, spanische, englische u. s. w., wie ägyptische, griechische, römische u. s. w., desgleichen die Kunst des zwölften, vierzehnten, sechzehnten Jahrhunderts u. s. w. Es ist allerdings ein Vorzug des germanischen Geistes, daß er

sich die verschiedensten fremden und entfremdeten Kunstformen aneignen kann, wie in der Dichtkunst und Musik, so in den bildenden Künsten. Allein auch für diese ist, wie für die Sprache, eine Grenze gezogen, die sie ohne Nachtheil für ihre Volksthümlichkeit nicht überschreiten kann. Hier gilt es, das Geistesverwandte herauszufühlen, das Allgemeingültige im Fremden von den nur nationalen Elementen zu unterscheiden und der eigenen, nationalen und lebendigen Ausdrucksweise das Uebergewicht und damit die Volksthümlichkeit zu sichern. Wie groß aber die volksthümliche Bedeutung ihrer Form nach sei, tritt am klarsten in ihrer Macht hervor, die geistige Gemeinschaft zwischen der Nation und einzelnen, durch geschichtliche Ereignisse abgetrennten Gliedern unwidersprechlich darzuthun. Es giebt keine deutsche Kunstgeschichte, ohne van Eyck und Memling, ohne Rubens, Rembrandt und van Dyk, während deren spätere Landsleute Wappers und de Keyser, Gallait, de Bièfre und Eeckhout u. s. w. darin keine Stelle finden; es giebt keine Geschichte der deutschen Baukunst ohne das Münster von Straßburg, und keine Reunionskammer Ludwig's XIV. vermochte die Malerschule von Colmar für eine französische zu erklären und das geistige Band zu zerreißen, welches das Elsaß an Deutschlands Geschichte knüpft, und das trotz aller Beschädigungen, die es erfahren, seine Unzerstörbarkeit sicher bewähren wird.

Wollen wir uns nun Rechenschaft geben, in wieweit die Volksthümlichkeit der deutschen Kunst von dem deutschen Volkscharakter bestimmt werde, so gilt es zunächst von diesem — wenn auch nur in allgemeinen Zügen — ein möglichst treues Bild zu entwerfen. Als solche treten deutlich hervor: die Liebe zur Wahrheit, der äußeren wie der inneren, und der damit verbundenen Gründlichkeit; Freiheitsdrang, Religiosität, Moralität, Pietät und Rechtschaffenheit, Ehr- und Rechtsgefühl, Vaterlandsliebe, Achtung des weiblichen Geschlechts, Heilighaltung des Familienlebens, Vorliebe für die Herrschaft des Gemüths und der Gemüthlichkeit, Festhalten an Sitten und Gebräuchen, Freude an häuslicher und allgemeiner Festeslust, ein offenes Herz für Ernst und Scherz und unverwüstlicher Humor bis zu scharfer Satire; vornehmlich aber Begeisterungsfähigkeit, oder, um Giesebrecht's treffende Worte in seiner Inauguralrede zu brauchen — „jener warme Hauch des Idealismus, den das geistige Naturell unseres Volkes auf die Dauer nicht entbehren kann." Daneben freilich dürfen wir auch die Schattenseiten nicht übersehen, ohne welche überdies der Humor kein Schwarzes in seiner Zielscheibe haben würde, als da sind: Große Leichtund Wundergläubigkeit, zur Ausländereisucht ausartender Kosmopolitismus und Modethorheit, Kleinstädterei und Kleinstaaterei, Standesvorurtheile und Titelsucht, Wohldienerei und Philisterthum und eine Langmuth gegen Beleidigung und Verleugnung des Nationalgefühls, wie wir sie namentlich vor Beginn und während des letzten Krieges in öffentlichen Versammlungen und in der Presse erlebt haben, an deren Stelle in anderen Ländern, in Italien und vor allen in Frankreich, jedenfalls ohne Verzug die Volksjustiz eintreten würde.

Zu den Bedingungen der Volksthümlichkeit der deutschen Kunst gehört ferner:

1) daß sie der allgemeinen Bildung des Volks von oben bis unten gemäß sei, nicht also nur Werth und Bedeutung für einen bestimmten Stand habe, nicht nur einer bestimmten Klasse, z. B. von Gelehrten, Kauf- und Geschäftsleuten u. s. w., verständlich sei;

2) daß sie mit dem herrschenden Geiste der Zeit übereinstimme, nicht einer Culturstufe längst vergangener Zeiten angehöre, einem abgestorbenen Geschmack huldige, sondern ein wahrhaftiges Denkmal ihrer Zeit sei. Endlich

3) daß sie dazu beitrage, die intellectuelle und moralische Bildung des Volkes zu heben, das Nationalgefühl zu beleben und zu stärken, den Sinn für Wahrheit und Schönheit zu wecken, zu bilden und zu befriedigen, Lust und Heiterkeit zu verbreiten, ernste Gedanken wach zu rufen, Muth und Trost in Leiden zu geben, die Sinnes- und Denkweise des Volkes zu klären, zu kräftigen und zur Begeisterung für alles Große und Schöne zu entflammen.

Nicht volksthümlich ist demnach die Kunst, die nicht zur Bildung des Geistes und Herzens beiträgt, oder gar derselben entgegenwirkt, nur die Sinnenlust im Auge

hat, das sittliche Gefühl schädigt, der Gemeinheit und Lüsternheit dient, die verweichlichend und entnervend auf das Gefühl wirkt, den Cultus des Häßlichen und Ekelhaften fördert, oder aus Geistesarmuth dem Fluche der Langweiligkeit verfällt.

Wir haben das Volksthümliche in der Kunst nach Form und Inhalt verschieden erkannt, aber dabei ihre innige Uebereinstimmung vorausgesetzt. Dagegen kann es sich wohl ereignen, daß diese Uebereinstimmung fehlt, namentlich, daß ein volksthümlicher Gedanke in nicht volksthümlicher Gestalt sich verwirklicht nnd damit seine Bedeutung abschwächt, oder verliert; vielleicht auch, daß ein dem Geist und der Bildungsstufe des Volks fremder Stoff in nationaler Kunstform bearbeitet wird und damit sicherlich eine oberflächliche Wirkung hervorbringt.

Nach diesen Andeutungen von dem, was volksthümlich ist in der Kunst, was nicht, wollen wir die vorbezeichneten Blätter im Buche der deutschen Kunstgeschichte aufschlagen!

* * *

Unserem Vorsatz gemäß wenden wir uns zuvörderst an den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, und hier begegnen unsere Blicke ringsum dem allgemeinen Bedürfniß, das ganze Leben, das öffentliche, wie das häusliche, in der innigsten Verbindung mit der Kunst zu halten. Wie richtig man auch den Werth der Zweckmäßigkeit erkannte — dennoch trug man der Freude am Schönen volle Rechnung und keine Stelle auf Markt und Straßen, in Kirche nnd Haus blieb ohne Zeugniß des herrschenden Kunstsinns.

Den weit überwiegenden Inhalt aber erhielt die Kunst von der Religion! Volksthümlich vor allem war die Religion, der Eifer für die Lehren und Gebräuche der Kirche, für die Kirche selbst. Daher die fortdauernd rege Theilnahme am Ausbau der begonnenen Dome von Köln, Mainz, Straßburg, Freiburg, Regensburg, Antwerpen, Brüssel u. s. w., nnd vieler kleineren Kirchen im ganzen Lande; desgleichen für die innere Ausstattung mit kunstreichen Altären und Altarwerken, Chor- und Beichtstühlen, Sacramenthäuschen, Kanzeln, Orgeln, Glassenstern u. s. w. Noch war die Lehre, daß außerhalb der Kirche kein Heil sei, allgemeiner Volksglaube, und noch stand die Ueberzeugung fest, daß man mit der Gründung von Kapellen und Altären, mit der Stiftung von Altarwerken, mit Beiträgen zu Bauten und zu Reparaturen von Kirchen für sich und die Seinigen die Zeit der Seelenqualen im Fegefeuer abkürzen könne. Und so erhielt die religiöse Kunst jener Zeit ihre volksthümliche Bedeutung durch Begriffe und Vorstellungen, die im Laufe der Jahrhunderte verblaßt, zum Theil aus dem Bewußtsein verschwunden, zum Theil geradezu als Irrthum bezeichnet sind.

Sehen wir zu, in welcher Weise sich Bildnerei und Malerei bei der Befriedigung des kirchlich-religiösen Bedürfnisses betheiligten: so treffen wir auch hier wieder auf Lehren, die ins Volksbewußtsein eingedrungen, Macht und Recht der Volksthümlichkeit erlangt hatten und die ihren sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck in der Kunst fanden. In den Altarwerken sehen wir die Geburt Christi, oder das Christuskind auf dem Schooße der Mutter; denn im Altardienst wird — nach der Lehre der Kirche — Christus stets neu geboren; oder die Kreuzigung Christi; denn im Altardienst wird nach derselben Lehre das unblutige Opfer, an Stelle des blutigen am Kreuze, für die Gemeinde dargebracht! Kaum ein Altarwerk wird ohne beigefügte Heiligengestalten sein; denn der Altar ist zugleich der Sarg eines Heiligen und birgt, wenn nicht den ganzen Leichnam, doch eine Reliquie von ihm, und die Stifter eines Altars, oder einer Kapelle, stehen — nach dem herrschenden Volksglauben — unter dem besonderen Schutze einzelner Heiligen, ebenso wie die Kirche, in welcher die Kapelle sich befindet, die Gemeinde, oder die Stadt, selbst das Land, zu welchen die Kirche gehört. Unter diesen Fürsprechern im Himmel aber genoß eine Heilige über Allen das Vertrauen auf ihren mächtigen Einfluß: die heilige Jungfrau; an ihrem vieltausendfach verbreiteten Bilde erwies sich die Kunst jener Zeit in ihrer volksthümlichsten Bedentung!

Mit dem Glauben an die Macht der Heiligen lebte im religiösen Bewußtsein des Volkes die Lehre vom Unterschied der streitenden und der triumphirenden Kirche, eine Lehre, die in der Baukunst in der Scheidung von Langhaus und Chor

ausgedrückt, von der Bildnerei und Malerei in mannichfacher Weise aufgefaßt, vorzüglich in dem großen Genter Altarbild der Brüder van Eyck ihre gemalte Darstellung gefunden, auf welchem in der unteren Abtheilung fromme Pilger und Einsiedler, Ritter und Fürsten, geistliche und weltliche Würdenträger sich den Aposteln und den Märtyrern und Heiligen beiderlei Geschlechts anschließen und als die Streiter Gottes um das Opferlamm versammeln; während in der oberen Abtheilung Christus als König des Himmels und der Erde, von Engelchören umgeben, auf dem Throne sitzt.

In engster Verbindung mit dem kirchlich-religiösen Bewußtsein des Volkes steht der Cultus der Todten, das dankbare Andenken an verwandte, geliebte und hochgeachtete Menschen, welches der Nachwelt zu überliefern vornehmlich Aufgabe der Bildnerei war. Und wenn in den Grabdenkmälern jener Zeit, in den immer wiederkehrenden Thiergestalten von Löwen, Schlangen oder Drachen unter den Füßen der Verstorbenen die Sinnbilder von Tod und von Sünde erkannt werden müssen, so spricht die Kunst nur den im Volksbewußtsein lebendigen Trostgedanken aus, daß dem Tod und der Sünde die Macht über die in Christo Gestorbenen genommen ist.

Die weltliche Kunst weist uns auf die Thatsache hin, daß das Städteleben mit seinem Bürgerthum, mit Handel und Gewerbthätigkeit in voller Blüthe stand. Städte, welche — wie z. B. Lübeck, Köln, Brügge, Gent, Nürnberg, Rothenburg, Braunschweig u. a. — ihr alterthümliches Aussehen aus jener Glanzperiode sich noch erhalten haben, sind redende Zeugen für den herrschenden Sinn für Kunst und für ein gemüthliches Dasein, wie er sich im schön gebauten, und wohl ausgestatteten Wohnhaus, im prachtvoll und reich geschmückten Rath- und Kaufhaus, an Mauern, Thürmen und Thoren, an Brunnen und Brücken kund giebt. Was sich aus dieser Zeit an Haus- und Tischgeräth, an Tischen, Stühlen, Bänken, Cassetten und Schränken, an Kaminen und Oefen, an Eß- und Trinkgeschirr, an Decken und Teppichen, an Schmuck und Waffen u. s. w. erhalten hat — man gehe nur in das Germanische Museum! — jedes kleinste Werk der Zeit ist ein redendes Denkmal für die volksthümliche Bedeutung der deutschen Kunst! Und liefert auch die weltliche Geschichte, das Leben in der Stadt und auf dem Lande, im Haus, im Wald und auf dem Felde, in Ernst, Scherz und Satire der künstlerischen Darstellung reichhaltigen Stoff. — Bei weitem überwiegend ist, was die Religion ihr darbietet: die zahllosen Marienbilder an und in den Häusern; die Heiligen des alten wie des neuen Bundes und die Kirchenheiligen an den Rathhäusern, Thoren, Brunnen und Thürmen belehren uns, daß das kirchlich-religiöse Bewußtsein der Zeit das Maß der Volksthümlichkeit der deutschen Kunst — ihrem Inhalt nach — bezeichnete.

In Betreff der Form sehen wir zugleich in den bildenden Künsten einen nationalen Stil, in voller Uebereinstimmung mit dem Inhalt, in großer Vollkommenheit durchgebildet und in unbegrenzter Wirksamkeit. Architektur und Ornamentik folgen der allmälig reicher sich gestaltenden Gothik; Bildnerei und Malerei sagen sich von dem überlieferten Idealismus los, versenken sich, geleitet vom Eifer für volle Wahrheit, in das Studium der Natur und suchen für ihre Darstellungen eine Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit derart, daß selbst für Personen und Ereignisse der Vergangenheit Waffen, Trachten, Bauten und Geräthschaften der Gegenwart in Anwendung kommen, denen, da sie mit größter Treue der Wirklichkeit nachgebildet wurden, der Ruhm der Wahrhaftigkeit bleiben mußte.

* * *

Wir wenden uns nun zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Die Geschichte hat dieser Zeit den doppelsinnigen Namen der Renaissance, der Wiedergeburt, gegeben und damit die Auferstehung einer längst begrabenen Vergangenheit und zugleich die Neubelebung der Gegenwart bezeichnet. Mit dem Studium der Werke des klassischen Alterthums war dieses selbst gewissermaßen neugeboren und äußerte durch eine Fülle von Wahrheit, Weisheit und Schönheit seine verjüngende Kraft auf das ganze Leben. — Aber nicht nur die alte Welt war aufgeschlossen, auch eine neue war entdeckt worden, und unser Weltkörper, die Heimath

des Menschengeschlechts von Anbeginn, war diesem nach so vielen Jahrtausenden zum ersten Male in seiner wahren Gestalt vor Augen getreten. — Und weiter und immer weiter ging der Geist auf seiner Siegesbahn! In die Himmelsräume eindringend hatte er das Wunder Josua's — wenn auch in anderer Weise — wiederholt: die Sonne stand still und die Erde bewegte sich um sie und hatte aufgehört, der Mittelpunkt des Universums zu sein. So waren die Grenzen der Zeit und des Raumes bis zu den Sternen überschritten: eine neue Weltanschauung, ein neues Volksbewußtsein mußte sich bilden. Das Mittelalter mit seiner Romantik und seinem Glauben hatte sich überlebt; der allgemeinen Cultur waren neue Ziele gesteckt und neue Wege zu ihrer Erreichung aufgethan. Aber bei allem Wandel der Bestrebungen, bei aller Mannigfaltigkeit der Interessen bewahrte das deutsche Volk in der Tiefe des Herzens das religiöse Bewußtsein, das treue Festhalten am Christenthum und seinen Verheißungen; ja gerade das Christenthum in seiner möglichst ursprünglichen Gestalt war die Seele der Bewegung, die — man kann wohl sagen — fast das ganze deutsche Volk ergriffen hatte. In anderer Weise freilich, als früher, trat es an den Tag: Der Glaube an die Macht der Kirche, für sogenannte „gute Werke" (Seelenmessen, Stiftungen u. dgl.) von den Folgen der Sünde zu befreien, war durch die Reformation erschüttert und hatte, selbst wo er aufrecht erhalten wurde, an Wirksamkeit sehr merkliche Einbuße erlitten. Der Altardienst mit Wandlung und Opferung war in die neue Kirche nicht übergegangen, so wenig als der Cultus der Heiligen und die Scheidung von Laien und Klerus. Der Altar ward zum Tische des Herrn, von welchem der Gemeinde das Abendmahl in beiderlei Gestalt gespendet und die Vergebung der Sünden allein abhängig von dem Glauben an den Erlöser und der innigen Gemeinschaft mit ihm verkündigt wurde. Der Gottesdienst ward in deutscher Sprache gehalten und dem Volke die Bibel in deutscher Sprache in die Hand gegeben, um aus ihr, als der einzig unverfälschten Quelle des Christenthums eine neue Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit und einen neuen Lebenswandel zu schöpfen.

Wie verhielt sich nun die Kunst zu dieser gewaltigen Umwandlung im geistigen Leben und Streben des deutschen Volkes, namentlich in Bezug auf ihre ernsteste und früher fast ausschließliche Aufgabe, in Bezug auf Religion und Kirche? Obwohl neben der neuen Kirche die alte mit all ihren Traditionen, Anordnungen und Gebräuchen fortbestand, so erfährt doch auch sie die Macht des herrschenden Geistes der Zeit. Die Baukunst, die mit dem, was sie begonnen und geleistet, ihre volksthümliche Bedeutung in einer Weise bethätigt hatte, welche sie neben, wo nicht über ihre Vorgängerin im Alterthum stellt, erlahmte in ihrer Thätigkeit an den großen Domen von Köln, Frankfurt, Straßburg, Ulm, Regensburg u. s. w. bis zum völligen Stillstand; neue Kirchen wurden nicht, oder nur ausnahmsweise und in kleinem Maßstabe gebaut; der neue Gottesdienst richtete sich in den alten Kirchen leicht ein. Mit der Aufhebung des Altardienstes und des Cultus der Heiligen fielen für die neue Kirche die Altarwerke weg, oder verloren, wo sie nicht beseitigt wurden, ihre ursprüngliche Bedeutung. Die ganze Art des Gottesdienstes und die innere Einrichtung der neuen Kirche nahm die bildenden Künste so gut wie gar nicht in Anspruch und begnügte sich mit dem Crucifix auf dem Altar, um damit an den alleinigen Retter aus der Gewalt von Sünde und Tod zu mahnen.

Was indeß die Kunst an dieser Stelle an volksthümlicher Bedeutung verloren hatte, das trat an einer anderen mit um so größerem Erfolge hervor. War mit der Erfindung des Buchdrucks das Wissen und Denken Allgemeingut des Volkes geworden, so boten Holzschnitt und Kupferstich der Kunst die gleichen Mittel zur Verbreitung ihrer Anschauungen dar, die sie reichlich benutzte, sich in ihrer volksthümlichsten Bedeutung zu zeigen. Und hier treten zwei Künstler uns entgegen, ausgezeichnet vor Allen durch die Klarheit und Energie, womit sie die Aufgaben ihres Berufs und ihrer Zeit erkannt und ausgeführt haben: Albrecht Dürer und Hans Holbein! Wohl haben Beide noch manchen Altar in Haus und Kirche kunstreich ausgestattet; Beide folgten aber auch der Erkenntniß, daß die Zeit andere Anforderungen an sie richte, daß ihre Kunst

allgemeiner und nachdrücklicher auf die Gedanken und Stimmung, auf die Gesammtbildung des Volks einwirken müsse. War man von einer Seite dem zum klaren Bewußtsein gelangten religiösen Bedürfniß des deutschen Volkes mit der Bibel in seiner Sprache entgegengekommen, so fügte **Dürer** zu dem Wort die bildliche Anschauung und prägte mit seinen kräftigen, ausdrucksvollen Gestalten und seinen lebenswahren Darstellungen die Personen und Begebenheiten der heiligen Schrift tief und dauernd dem Gedächtniß ein: in mächtigen Zügen erläutert er die Visionen der Offenbarung Johannis; in ergreifenden Bildern führt er dem Volke die Leidensgeschichte Christi vor die Sinne und Seele und schildert in einer Folge von zwanzig Blättern voll Anmuth, Lieblichkeit, Ernst und Trauer die Freuden und Leiden der Mutter des Heilands; in vielen Tausenden von Holzschnitten und Kupferstichen verbreitet er diese seine Zeichnungen in alle Schichten des Volkes und die deutsche Kunst gewinnt durch ihn eine ungeahnte, weit über ihre früheren Grenzen hinausgehende volksthümlich-religiöse Bedeutung.

In verwandter Weise wirkte **Holbein**. — Wohlleben und Reichthum, Ansehen und weltliche Macht, Kriegsruhm und Tapferkeit, Leichtsinn und Gedankenlosigkeit, Werkheiligkeit und geistlicher Hochmuth, Geiz, Wollust und Laster aller Art, wo sie zur Herrschaft gekommen, wenden den Geist ab von ernster Betrachtung des Lebens und seines unvermeidlichen und doch so oft unvorhergesehenen Endes und dessen Folgen. Es war ein glücklicher Griff Holbein's, in den bittern Humor des Lebens mit seinen grellen Gegensätzen, in einer langen Reihe von Bildern an die unbezwingliche Macht des Todes, der aller menschlichen Gewalt Hohn spricht, allen Widerstand verlacht, Glück vernichtet, Freude stört und zerstört, Hoffnungen erwürgt und jeglicher Unternehmung ein Ziel setzt, zu erinnern und die Ohnmacht und Nichtigkeit des Lebens vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Aermsten bis zum Reichsten, vom Kinde bis zum Greis nachdrücklich einzuschärfen, um durch die Vorstellung des Endes aller Dinge die Gedanken auf ein ewiges Seelenheil im Richterspruch des Jüngsten Tages zu lenken. Die außerordentlich große, bis in die Gegenwart reichende Verbreitung des Holbein'schen Todtentanzes ist ein sicheres Merkmal seiner volksthümlichen Bedeutung.

Noch sei, wenn auch nur flüchtig, jener Holzschnitt-Blätter Erwähnung gethan, in denen sich — wie in den Reimen eines Hans Sachs u. A. — die Spottlust und der Zorn des Volkes über die in der Kirche und in den Klöstern eingerissenen Mißbräuche und Anstößigkeiten Luft gemacht, und die als vorzugsweise volksthümliche Kunstproducte eine allgemeine Verbreitung fanden.

Haben wir bisher unsere Aufmerksamkeit auf den **Inhalt**, auf die Gegenstände der Kunstthätigkeit in der Zeit der Renaissance gerichtet, so müssen wir nun auch die **Form** in Betracht ziehen, um so mehr, als gerade sie den augenfälligen Charakterzug derselben bildet; und hier werden wir — wenigstens stellenweis, oder scheinbar — auf einen Widerspruch zwischen Inhalt und Form stoßen.

Deutsche Volksthümlichkeit spricht vornehmlich aus den **bildlichen Darstellungen** Dürer's und Holbein's. Ihre Gestalten, deren Gesichtszüge, Körperformen und ganze äußere Erscheinung, mit Trachten, Waffen und Geräthschaften sind aus dem wirklichen Leben ihrer Gegenwart genommen, so daß das Volk in Allen und Allem sich selbst mit Leib und Leben, mit Hab und Gut in den Bildern, den heiligen wie den profanen, wiedererkannte; wenn auch der fränkische Meister eine Vorliebe für die ihm näher liegenden derben Formen an den Tag legte, während der schwäbische, dem Charakter seines Volksstammes gemäß, einer gefälligeren Ausdrucksweise den Vorzug gab. Beiden aber charakteristisch ist die freiere Bewegung und der starke dramatische Ausdruck, wie sie selbst in den vollkommensten Malerwerken der älteren deutschen Kunst nicht vorkommen, wie sie aber dem lebendig aufgeregten Geiste der Zeit und des Volkes entsprachen.

Ein anderes Verhältniß tritt ein in Betreff der **architektonischen Formen**, für welche es, nachdem die Gothik sich überlebt hatte, in der deutschen Kunst keinen Anhaltpunkt gab. Dieser bot sich nun in jener Geistesrichtung dar, welche der Zeit den Namen der Renaissance gegeben hat. Die Wiederaufnahme der Studien der klassischen Literatur führte zum Studium

der antiken Kunst. Deutschland folgte dem Beispiel Italiens, das ihm damit vorausgegangen, ohne den Widerspruch zu empfinden, in welchen — wenigstens an einer Stelle — Form und Inhalt gegen einander geriethen. Die Reformation hatte in Deutschland eine neue kirchliche Gemeinschaft gebildet. Die neue Kirche verhielt sich mit ihrem Cultus und ihrer inneren Ausstattung gleichgiltig (theilweis sogar feindlich) gegen die bildende Kunst; am wenigsten wäre sie (selbst wo sie derselben Gastrecht gewährte, wie in Nürnberg, Ulm u. s. w.) geneigt gewesen, die Kunst der Kirche, aus der sie ausgeschieden, in ihren Dienst zu nehmen. Was die Renaissance dagegen ihr bot, etwa für Grabdenkmale, fand willige Aufnahme, da ihre eifrigsten und einflußreichsten Bekenner gleichzeitig die Freunde und Förderer der klassischen Studien waren. — Die alte Kirche, unverändert in ihrem Cultus und ihrer inneren Einrichtung, hätte folgerichtig die überlieferten Kunstformen beibehalten müssen; indem sie aber ihre Kapellen und Altäre, Orgeln, Kanzeln und Grabmonumente in einem Stil ausführte und verzierte, der von den Tempeln heidnischer Götter entlehnt war, führte sie, im Widerspruch mit sich selbst, die Verweltlichung der kirchlichen Kunst und deren fühlbaren Mangel an Volksthümlichkeit herbei.

Gerade aber die Herkunft des neuen Kunststils aus dem Alterthum und die damit beglaubigte Uebereinstimmung mit der herrschenden Geistesrichtung sicherte demselben seine Volksthümlichkeit im Leben auf dem weltlichen und halbweltlichen Gebiet, an öffentlichen und Privatgebäuden und deren innerer Ausstattung und äußerem Schmuck, an Geschirr und Geräthschaften, Bedürfniß- und Luxusgegenständen, und zwar um so sicherer und allgemeiner, als es dem nationalen Kunstgeist gelungen war, mit schöpferischer Phantasie Modificationen des Stils zu schaffen, wodurch die deutsche Renaissance sich von der Renaissance anderer Länder augenfällig unterscheidet. So bewährte auch hier die Kunst im großen und ganzen ihre volksthümliche Bedeutung.

(Schluß folgt.)

Ungedruckte Briefe
Friedrich de la Motte-Fouqué's
an einen jüngeren Freund.*

Diese aus den Jahren 1826 bis 1830, einer längst verklungenen Zeit, herstammenden Briefe, werden von dem hochbejahrten Empfänger derselben — ohne jetzt noch einer Indiscretion sich schuldig zu machen — in der Hoffnung veröffentlicht, Freunden des einst hochgefeierten Dichters einiges Interesse zu gewähren. Bilden dieselben doch gewissermaßen auch ein Stück Lebensgeschichte.

Die Briefe des ungenannten Empfängers existiren schon längst, auch im Entwurfe nicht mehr; die des Schreibers sind wortgetreu nach den der Redaction dieser Blätter vorliegenden Originalen wiedergegeben.

Wohlgeborener Herr,
Sehr geehrter Herr,

Haben Sie mich vielleicht wegen meines überlangen Schweigens auf Ihren gütigen, mich in der Seele erfreuenden Brief vom 30. März d. J. in die Classe der Schriftsteller geworfen, die nur dann ein Herz im Busen tragen, wenn sie die Freuden und Leiden ihrer Helden aussprechen? Ist es geschehen, so bitte ich Sie herzlich, stellen Sie mich wiederum auf den erquicklichen Platz, welchen Ihr ehrendes Vertrauen mir früher angewiesen hat. Thun Sie es schon deswegen, weil es Gottlob solche Leute, wie die obbezeichneten, eigentlich gar nicht giebt. Wer könnte singen ohne Herz? ohne ein recht innig in Liebe, Sehnsucht und göttlicher Hoffnung schlagendes Herz? — Stellen sich die Sänger bisweilen anders an, so trügen sie die Welt und sich, und der Tag wird schon kommen, wo die langverhehlte Innigkeit hervorfluthet, und sich in bereuender Liebe den bis dahin Verkannten und somit auch nothwendig Verkennenden offenbart. Und wäre das auch erst am ewigen Tage! —

* K. Ludwig Nolte, Beamter des Finanzministeriums, später königlicher Oberbibliothekar zu Hannover.

Was jedoch mich betrifft: ich gehöre zu den sich fremd und kalt Anstellenden nicht, und habe nie zu ihnen gehört. Deutlich empfinde ich, wie so ganz unverdient die Dichtergabe auf mein Haupt herniedergethauet ist, und ein rascher und rücksichtsloser geöffnetes Herz, als das meinige, ist mir auf meiner nun fast halbjahrhundertjährigen Lebensbahn eben noch nicht in den Weg gelaufen.

Sie können also demzufolge ermessen, daß ein Gruß, wie der Ihrige und aus einem Freundeskreise, wie der Sie umgebende, mich ganz absonderlich erfreuend ansprechen mußte und daß nur äußere Hemmungen meine Antwort verzögert haben.

So war es denn auch, Leiden und Freuden mannigfacher Art hielten mich wechselnd umfaßt, und Arbeiten, deren ich wohl für das mal etwas allzuviele übernommen habe, drängten sich noch obenein dazwischen. Was hätten aber Ihnen und mir einige dem vorübereilenden Moment abgerungene Höflichkeitszeilen helfen können! Ihnen und mir, die wir ein Band weben wollen, wie es zwischen Leser und Dichter nur allzuselten besteht nnd eben nur aus innig behaglicher Mittheilung vollendet werden kann. —

Heute ist mir eine Stunde dafür aufgegangen und gern und offen gebe ich mich an die Beantwortung Ihrer liebreichen Fragen.

Der Philostrat in der „Corona" ist mir beinahe so räthselhaft, als Ihnen. In der Geschichte hat er keinen Platz, oder doch nur höchstens insofern, als Seinesgleichen — ein ritterlicher Priester oder priesterlicher Ritter — wie schon Ihr Schreiben sehr richtig bemerkt, eben in jenen Tagen nicht zu den ungewöhnlichsten Dingen gehörte. Bilden ja die schönen geistlichen Ritterorden in ihrem ursprünglich reinen Zustande ganze Blumengärten dieser Gattung. Ja das heiligste und allerwahrhafteste Wort redet sogar von priesterlichen Königen und Königlichen Priestern. — Dies Alles ist mir in Bezug auf den Philostrat erst nach der Darstellung des Bildes aufgegangen und ging mir zum Theil erst in diesem Augenblicke zutraulicher Mittheilung auf. Zuerst war mir Philostrat eben nur ein räthselhaft feierliches, aber irdisch existirendes Wesen, keineswegs etwa ein allegorisches — doch das brauche ich Ihnen, der Sie den Charakter meiner Poesie so innig aufgefaßt haben, nicht erst zu versichern — aber auch eben so wenig ein verhüllter Schutzengel oder dergleichen sonst. Mir lebte und lebt eine Ahnung von den früheren Helden- und Pilgerbahnen dieses Philostrat in der Seele, die ihn eben zu diesem Standpunkte geführt hätten und wohl dereinst durch mich oder einen Anderen in einem eigenthümlichen Epos dargestellt werden könnte. —

Was die Wäringer betrifft, so findet sich Kunde von ihnen, so viel ich weiß, in allen historischen Werken, die sich mit dem Zustande des griechischen Kaiserthums beschäftigen, wenn ich nicht irre: auch in der Alexias der Anna Komnena, welche Schiller's Historische Memoiren eröffnet; doch kann ich in diesem Augenblick nicht genaue Kunde daraus geben. Auf jede Weise giebt Gibbon's Geschichte vom Verfall des Römischen Reichs darüber Auskunft. — Bei wiederholter Mittheilung will ich, wenn Sie es wünschen, ausführlicher darüber sein. Denn daß unsere freundlich angefangenen Mittheilungen fortbestehen, werden Sie mich ja nicht vergeblich hoffen lassen.

Hochachtend und herzlich Ew. Wohlgeboren ergebener Diener

La Motte Fouqué.

Nennhausen bei Rathenow in der Kurmark Brandenburg am 24. Mai 1826.

Nennhausen am 3. Aug. 1826.

Geehrter Herr und Freund,

Ich habe Ihnen wieder einmal lange geschwiegen, und doch ist es wahrhaftig keineswegs auch nur entfernt in meine Seele gekommen, daß ein heiterklares Verhältniß, wie das unsrige — Ihren Freund Siemsen miteingeschlossen — sich eben mit dem ersten Aufdämmern der Bekanntschaft, mit so einem emportönenden nnd alsbald wieder verhallenden Gruß herüber und hinüber abschließen solle für alle Zeit. Freilich: für die Ewigkeit ist ohnehin schon gesorgt, aber doch in echter, gottgefälliger Klarheit nur da, wo man auch zeitlich das Seinige nach Kräften gethan, um sich für die Sitten der Ewigkeit — sei mir das Wort hier einmal erlaubt — vorzubereiten oder vielmehr einzuüben, und dazu gehört meines Erachtens

die Gabe des geistigen Handgebens ganz vorzüglich mit; — mehr noch die Gabe des Festhaltens einer also gegebenen und empfangenen Hand! —

Wenn wir uns darauf so recht mitsammen gehörig verständen oder vielmehr unter Anleitung des höchsten Meisters gehörig verstehen wollten, würde es auch mit all dem verzweifelten Gezweifel Einer am Anderen und Aller an Gott ein rasches und seliges Ende haben. Daß Sie ein so rüstiger Zweifelfeind sind und sich so offen als Solchen kundgeben, zieht mich eben ganz vorzüglich zu Ihnen und Ihrem Freunde hin. War, ist, oder wird Ihnen also je Etwas in meinem literarischen oder sonstigen Sein und Wesen dunkel, so bitte ich nur um die aller rücksichtsloseste Frage. Kann ich dann auch nicht allemal im historischen Taglicht antworten oder anweisen — wie in Betreff der Wäringer — sondern nur im gemüthlichen Helldunkel — wie in Betreff des Philostrat — immer möge, auch Ihnen gegenüber, der mir in diesem Augenblick emporsteigende Wahlspruch gelten:

Was ich habe, will ich geben.
Was mir mangelt an der Habe,
Will ich beten: Gottes Gabe
Woll' in Klarheit uns umschweben! —

Und somit: Gott mit uns! —

Hochachtend und herzlich Ihr ganz ergebener

La Motte Fouqué.

Nennhausen am 26. Octobr. 1826.

Ich wollte, ich könnte es Ihnen so auf das Blatt hinhauchen, geehrter Herr und Freund, wie jugendfrisch Ihr lieber Brief vom 10. Septbr. mich angehaucht hat. Etwa so ein Gefühl, als wenn man mit hereindämmerndem Abend über eine blumige Wiese lustwandeln geht und die Blüthen uns den Gruß zuwinken: „auf Morgen wieder." — Der Abend gehört mein, der Morgen Ihnen, der ewige Morgen uns allen Beiden. Gott bescheere uns das Alles recht mild und lieb und schön! Und Allen, Allen mög' Er's so bescheeren, Jedem nach seiner Eigenthümlichkeit und Lebensstufe, die Ihn kindlich suchen, wie Gottlob wir! —

In dieser Ueberzeugung und im unerschütterlichen Glauben an das beseeligende Wort: „wer suchet soll finden!" hoffe ich auch das Beste zu dem Elianours- und Ilinors-Räthsel, in welches Ihr eben so rührendes als ehrendes Vertrauen mir einen Blick vergönnt. Aber dieser Blick reicht bei weitem nicht hin, irgend ein näher bestimmendes Wort über so zarte Gefühle aussprechen zu dürfen oder zu wollen. So auch will ich keinesweges eine nähere Mittheilung darüber durch diese Worte vorbereiten oder erwecken, oder auch nur dergleichen wünschen. Das geschriebene Wort ist für Empfindungen der angedeuteten Art um so weniger zart genug, als meist schon das gesprochene, ja das nur geflüsterte, und sei es in des edelsten und reinsten Freundes Ohr und Herz, oftmalen zu dreist — ich möchte sagen, zu materiell — erscheint. Ohnehin, was könnte ich Ihnen Besseres rathen, als was in „Sängerliebe" der Troubadour Arnald von Maraviglia sich selbst rieth? „Anfragen, rücksichtslos ergebenes Anfragen vor dem höchsten Throne! was da entschieden wird, ist recht! Ist göttlich recht, und also auch wahrhaft lieb und mild und gut, und sähe es auch scheinbar auch noch so strenge aus. — Selbst in den Donnern, die des Höchsten Thron umringen, schweben die Botentauben des Friedens und der geläuterten Liebe. Versteht sich, der vollständig geläuterten Liebe! — Hätte Elidouc nachgefragt, wo Arnald nachfragte, es hätte keiner Klostergelübde zu seiner Reinigung bedurft. Da er das nicht that, konnte es auch ohne Schmerzen nicht abgehen, und das waren furchtbare Schmerzen! — Was den Kobold Atracura betrifft — er hat keinen anderen Grund, als die mißverstandene atra cura des Horaz, und überhaupt die Ahnungsscheu des noch nicht völlig in Gott klaren Herzens, welches sich aus jedem gegebenen Gegenstande einen Kobold sowohl, als eine schwarze Sorge bilden kann. — Gott ziehe uns sich immer näher, so hat Atracura immer weniger Recht an uns.

Schreiben Sie mir ja bald wieder! Der Ihrige

Fouqué.

Berlin (Unter den Linden 67) am 7. Febr. 1827.

Wie weit schon in dieses Jahr herüber, mein sehr werther junger Freund, nahm ich die unerfüllte Verpflichtung mit mir, Ihren vertrauensvollen Brief vom 2. Novbr. des nun verflossenen zu beantworten! Stets

lag Ihr mir hochwichtiges Blatt unter den zur baldigsten Beantwortung auserlesenen, so daß ich es wohl täglich zu Gesicht bekam und mich dann jedesmal schalt, Ihnen noch keine Erwiederung gesandt zu haben. Doch ungerechnet manche in der That zur Entschuldigung vollgültige Hemmungen, deren Gliederung hier nutzlos und uninteressant, weil unausführlich werden müßte, fehlte es mir auch am Wesentlichsten dazu: an einer Stunde, deren innere Klarheit und äußere Ungestörtheit sich zur Betrachtung so tief eingreifender Gegenstände passen wollte. Und auch jetzt werde ich auf keine Weise mir selbst genügen, also wohl auch Ihnen nicht. Aber doch besser, Unvollständiges geben und sich unvollkommen darstellen, als dem niegesehenen Freunde Stachelzweifel in der Brust erwecken und und dort sitzen lassen, ob sein edles Vertrauen ein Menschenherz oder ein steinernes angetroffen habe. Nein, junger Freund, Gottlob, ich habe kein steinernes Herz, und leider, Stürme der Leidenschaft haben es seit meinen frühesten Jünglingsjahren durchbrauset, und noch ist das fast halbjahrhundertjährige Ding — wenn es in fünf Tagen, als am 12. Februar noch schlägt, hat es dieses Alter erreicht — weder alt noch kalt geworden. Aber es hat gelernt, im Kampfe der Zeiten und von Gottes Gnaden, der ewigen Jugend, also der ewigen Liebe, über alles sonst Denkbare weit hinaus, nachzuringen. Es hat gelernt, oder vielmehr, es ist durchdrungen von dem sonnenklaren und sonnenstarken Gefühl, daß nur die Ewigkeit Etwas ist, die Zeit an sich gar nichts, und diese dennoch überaus wichtig wird, als leitender Faden zur Ewigkeit. Ueberaus wichtig also jedes mal, wo die Ewigkeit in ihr sich spiegelt. Und das thut diese freundlichen Antlitzes immer, wo der Mensch sehnend und betend nach ihr emporblickt. Sonst aber steht sie zürnend verhüllten Hauptes hinter der enteilenden Zeit, und entziehen wir unseren Blick der Warnerin auch, wie der zagende Vogel Strauß seinen Blick vor dem Jäger verbirgt, sich ungesehen wähnend, weil er nicht sieht, — die Ewigkeit hält fort und fort das allschauende Götterauge fest und stät und durchdringend auf uns gerichtet, und wenn sie dem Widerspenstigen nicht in himmlischer Wonne offenbar werden kann, wird sie's endlich im allerentsetzlichsten Schreck. Davor behüte uns die ewige Liebe! Und sie wird es! Mit mehr als aller möglichen Gewißheit des Wissens sprech' ich es gläubig aus: sie wird uns behüten, falls unser Lieben in all und jeder Gestaltung ein ewiges ist, all unser Sinnen, Wünschen und Schaffen gerichtet auf die Ewigkeit! — Wahre sich denn also der echt Liebende, sich den ewigen Seeligkeitsverein mit dem geliebten Wesen nicht zu verderben, auch durch leisegehegtes frevelhaftes Wünschen nicht. Denn all' unsere Gedanken und Gefühle ja liegen vor der ewigen Liebe offenbar, und nur Dem öffnen sich die beseeligenden Liebesarme, was als reine Liebe dort fürder blühen darf in ihren edenischen Gärten. — Mögen wir uns einander darin begegnen für eine Ewigkeit göttlich liebender Wonne! Amen. —

Da haben Sie ein offenes Herz für ein offenes Herz! — Innig theilnehmend Ihr ganz ergebener Fouqué.

Nennhausen am 9. Jun. 1827.

Geehrter Herr und Freund,

Auch mir ist, wie Ihnen, oftmal das Leuchten und Locken des Frühlings an nicht minderer Wehmuth reich, als des scheidend liebevollen Herbstes Grüße. Mahnt Beides ja doch unsere Erinnerung an das verlorene Paradies unserer Kindheit, unser Hoffen an das wiederzugewinnende unserer seeligen Ewigkeit! Was aber dazwischen liegt — zwischen der Kinderseeligkeit und der ewigen, mein' ich — hat zum unerläßlichen Grundton die Sehnsucht, also auch unser gesammter Pilgergang hienieden. Selbst in dessen schier unbewußten, von weltlichen Sorgen und Zerstreuungen überschwemmenden Zuständen ahnet doch die Seele den einzig wahrhaften Grund, welcher sie trägt. Mindestens in Träumen thut sie's.

Aber lassen Sie uns, mein werther Freund, dieses ahnungsvolle Geträum durch Gebet und Achtsamkeit immer mehr zum Bewußtsein steigern. Zum wahrhaftigen Hellsehen! Ihnen gegenüber brauche ich mich wegen dieses Ausdrucks wohl nicht erst zu verwahren. Sie werden es ja schon von selbst gelten lassen, daß hier damit nichts blos Phantastisches, nichts magisch Räthselhaftes oder sonst dem Aehnliches gemeint sein kann. Nein! von der allereinfachsten, aber eben deshalb allerhöchsten

Klarheit ist die Rede, von einer Klarheit, welche dem Gelehrten, wie dem Ungelehrten, dem s. g. Prosaischen, wie dem s. g. Poetischen eben gleich zugänglich ist — und was noch solcher Gegensätze sich beinahe Zahlloses hinzufügen ließe.

Und diese Klarheit hilft uns siegen, so ungezweifelt siegen, als Michael über den Drachen siegte — über das Heer unserer verderblichen Wünsche. Sie fragen mich, ob man wohl allzeit Herr seiner Wünsche sei? Und ich erwiedere offenherzig und unbedenklich: eigentlich niemals. Denn ob man sie auch scheinbar besiege, d. h. sie nicht zur schlimmen That gedeihen lasse, ja sogar endlich vor ihrer anerkannten Sündhaftigkeit sich schaudernd und zürnend abwende — nicht unbefleckt besteht der Mensch einen Kampf mit dem Gewürm des Abgrunds. Deshalb wende sich unsere Seele in Kampfsbedrängnissen dieser Art lieber unmittelbar an den ewigen Kampfsgenossen, welcher für uns in's Mittel getreten ist, an Ihn, den einzig Unbefleckbaren und eben deshalb auch Unbesiegbaren und lasse Den die Sache für uns ausfechten. Im Ganzen und Wesentlichen, mein' ich. Wo Er uns bisweilen des Mitkämpfens würdigen will, auf daß Er uns einstens aus Gnaden die Siegerkrone verleihen könne, sollen wir allerdings zum rüstigen Draufgehen fertig sein, aber doch immer nur wieder an Seiner Seite, mit Seinen Waffen, und von Seinem Schilde gedeckt. Kurz: wir sollen dem ewigen Lehnsherrn freudiglich folgen, wo Er uns in das Treffen — größeres oder kleineres — beruft. Wo uns aber der Erzfeind in ein nichtsnutziges, großentheils auch durch und durch albernes Geplänkel verlocken will, da sollen wir den gräßlichen Thoren immerhin prahlen und Fratzen ziehen, oder auch lockende Sodomsäpfel zum Kampfpreise aufstellen lassen. So etwas — lassen Sie mich immer noch im Gleichnisse bleiben, wie seltsam es auch mitunter klingen mag — so etwas melden wir lieber geradezu in's Hauptquartier und wenden unser Antlitz zum Befehlempfange dorthin. Kommt dann kein Signal zum Ausrücken und Draufgehen, so wird der ewige Feld- und Siegsherr auch schon sonder unser unmittelbares Dreinmengen, den Feind zu verjagen wissen. —

Ich muß hier zwei meiner Distichen anführen, die auch sonst schon abgedruckt sind, aber hier ganz unerläßlich mit hereinklingen:

1.

Sündige nicht in Gedanken, das ist die schwerste der Sünden,
Weil sie so leicht sich vollführt. Stets sind Gedanken zur Hand.

2.

Halt' Dich zu Gott in Gedanken, das ist der Uebungen schönste,
Weil sie allwärts sich vollbringt. Stets sind Gedanken zur Hand.

Und nun, damit ich Ihnen nicht ausschließlich, wie ein alter 50jähriger Schulmeister, oder vielmehr Praedikant vorkomme, sondern Sie auch nebenbei das Bild eines verabschiedeten Majors und cidevant Jägerrittmeisters festhalten: ja der Fleischmann'sche Kupferstich ist ich, und ich bin der Fleischmann'sche Kupferstich, so sehr sich eine Identität der Art nur irgend denken lassen will. Der vielbegabte Maler Hensel, welcher die Zeichnung dazu entwarf, hat mich in Krieg und Frieden, in Ernst und Scherz mannigfach gesehen und verstanden.

So sehen Sie denn, bitte ich, den alten Fritz Fouqué im Bilde recht zutraulich an und lassen Sie sich von ihm zuwinken:

„Keine Hochwohl- oder Wohlgeborenheiten in's künftige in unseren Briefen!

Wir sind dazu in Liebe und Gottvertrauen einander — Gottlob — schon viel zu nahe gekommen!"

Gott mit uns! — Von Herzen Ihr ganz ergebener

La Motte Fouqué.

Nennhausen am 27. Septbr. 27.

Willkommen, innig willkommen, mein geliebter Freund, in einem neuen Leben! Dreifach ja ist Ihr Leben erneut: im Wiederaufwachen aus der tödtlichen Krankheit! Im Erschließen der Lebensblüthe Ihres Kindleins! In der Verklärung, die Ihre Liebe umwallt und reinigt und heiligt und stillt! —

O möchte ich es Ihnen schildern können, wie Ihr begeisterter Brief das Herz mir hob und all' mein dichterisches Wirken mir in erhöhetem Lichte vor die Seele hinstellte, vor die Seele hin unser ewig seeliges Ziel! Wohlan, lieber Pilgrim und Freund, dahinauf! Wechselseitig wollen wir uns unterweges stützen und erlaben, wie es Jeglichem nach der ihm inwohnenden und

sonst beschiedenen Gabe zugetheilt wird. Glauben Sie mir nur: Sie haben das durch Ihren lieben Brief recht sehr an mir gethan.

Eine neue Aufforderung zum festen Zusammenhalten auf unserer noch vorliegenden irdischen Bahn — und somit ganz natürlicherweise auch endlos darüber hinaus — liegt in der ehrenden Pathenstelle, die Sie mir bei Ihrem Söhnlein darbieten. Aus ganzer Seele froh und dankbar nehme ich diese liebheilige Verpflichtung an.

Glauben Sie doch ja nicht, daß ich auch nur Eine Stunde zur Aeusserung meines dankbaren Entgegenkommens versäumt hätte. Aber erst vorgestern kam Ihr lieber Brief zu mir, und erst morgen Mittag geht die Post von Rathenow nach Hannover ab. Wär's näher, ich hätte einen Boten geschickt, um nur ja nicht von der schon auf morgen angesetzten Tauf-Feier ausgeschlossen zu werden. So kann ich nun nicht anders, als ich eben kann. Aber ich denke immer: Sie haben mir vertraut und auch ohne mein Rückschreiben dem lieben Kinde den doch an sich schon ganz ehrbarguten Namen Friedrich mit eingebunden. Im Kirchenbuche kann ja dann auch wohl die mir zugedachte Ehre nachträglich mit aufgeführt werden. Nicht wahr? — Ungern ginge ich dessen verlustig.

Hierbei drei Exemplare eines aus meinem tiefsten Leben entsprossenen Blumenbeetes, nur für Freunde bekannt gemacht.* Sie werden ja vielleicht Jegliches davon zu verwenden wissen — in dem einzig beseeligenden Sinne auf Jenseit! —

Hochachtend und innig, mein theurer Freund, der Ihrige

La Motte Fouqué.

Nennhausen am 19. Novbr. 1827.

Ich kann nicht von hier los, mein werther Freund, ohne Ihnen noch vor dem Antritt meines Berliner Winter-Aufenthalts einige Worte des Dankes und des Seegens zuzurufen. Gott lohne Ihnen die Freundlichkeit, mit welcher Sie mich zum Pathen Ihres lieben Kindes erkoren! Gott seegne dieses Pfand einer stillheiteren Zukunft hienieden, einer seeligen Klarheit und reinen Liebe in der Ewigkeit! —

Für heute kann ich nichts weiter hinzufügen, die Abreise sieht mir mit tausend kleinen Anmahnungen über die Schulter — und dann wieder ist ein seltsam ernstes, ein wunderbar erschütterndes Gefühl, für Monde lang einen Wohnort mit dem anderen zu vertauschen. Es ist doch immer ein Stücklein Sterben — wie denn überhaupt das Erdenleben aus lauter Sterbensmomenten besteht, in dem Sinne, wie man auch ganz richtig das Gehen ein stets gehemmtes Fallen genannt hat.

Ich reise übrigens gern nach Berlin; ich hoffe, auch recht von Herzen gern in die Ewigkeit zu reisen, wenn es nun zum Letztenmale heißen wird: hora ruit! —

Will's Gott, finden mich Ihre lieben Mittheilungen in der Hauptstadt wie im vorigen Jahre: Unter den Linden 67.

Aus treuem Herzen der Ihrige

Fouqué.

Nennhausen am 11. Jun. 1828.

Geehrter Herr und Freund,

Wie es zugeht, daß ich erst jetzt wieder eine Brieftaube an Sie absende, weiß der liebe Gott. Gewiß: Er weiß es, denn er weiß, wie ich fort und fort in Liebe und Innigkeit nach dem jungen Freunde hinübersah, und nur eben Stunde auf Stunde vorüberrollte, ohne daß der Kiel das Papier erfassen konnte. Ist es dabei doch fast wie im Carussellritt, wo auch bisweilen der geübtere Fechter mehrmals vergeblich nach dem Ringe zielt, den Moment zum entscheidenden Stoße nicht findend.

Ich habe einen schönen, sinnvollen Winter dasmal verlebt, lieber Nolte, ja noch unendlich mehr: einen in Gott geseegneten Winter, dessen ewige Lenzessprossen mir auch noch in diesen irdischen Sommer herüberblühen, ihn zu einem der geseegnetsten meines Erdenlebens gestaltend. Eine kleine Blüthe meiner Seegenszeit — zwar eigentlich schon im vorigen Herbst aufgegangen — wollte ich Ihnen mitsenden. Daher großentheils die Verzögerung dieser Zeilen. Es ist mein Dichterspiel: „Der Sängerkrieg auf der Wartburg." Da kamen mir nun die Exemplare erst überhaupt spät und dann noch so nach und nach ein, wie Truppen einer übereilt herangezogenen Reserve. Eben solchen Schaaren gleich, auch versplitterten sie sich wiederum da und dort, so daß ich heute abermals da-

* Erhörung. Sechs Psalme von L. M. Fouqué. Berlin, 1827. Auf Kosten des Verfassers.

mit auf dem Trocknen bin. Daher die ziemlich naiv klingende, doch hier auf dem Lande sehr zu entschuldigende Bitte: Kaufen Sie sich's, und betrachten Sie es dann, als hätt' ich's Ihnen geschenkt. Ich konnte und wollte nicht noch einen Posttag, oder gar ein paar, hinziehen sehen, um neue Druck-sich darnach sehnt. Aber Suchen ist gut, Finden ist besser, und wehe dem armen Sucher, der nicht schon hienieden zum Finden gelangen könnte. — Auch Ihnen, mein lieber junger Freund, ist ja nun ein solches vorahnendes Finden aufgegangen. Gott helfe weiter, Ihnen und mir! —



Friedrich de la Motte-Fouqué. (Nach dem Fleischmann'schen Kupferstich.)

bogen kommen zu lassen, bevor ich Ihnen wieder endlich einmal mein Herz aufthäte.

Mir ist beinahe, als sei ich erst seit dem Uebertritt in mein zweites Halbjahrhundert recht mündig geworden, so befreundet scheint seitdem das Jenseit mich an und soweit auch das Diesseit. O eine wie so gar thörigte Hetzjagd ist es nach dem irdischen Frieden, bevor man den himmlischen gefunden hat! Freilich wähnt man bisweilen, man hätte da diesen schon, weil man

Meine ehrerbietigsten Empfehlungen Ihrer Frau Gemahlin. Meine Seegenswünsche meinem lieben kleinen Pathen!

Ach, ich wollte Ihnen noch viel mehr hinzuschreiben. Aber daran lag's eben, daß ich seit Wochen gar nicht schrieb, und so dachte und denke ich denn endlich: besser Etwas als Nichts. Vieles auch mögen Sie aus dem „Sängerkrieg" herauslesen.

Gottes Friede mit uns! Von Herzen der Ihrige LMFouqué.

Berlin (Wilhelmstr. 68) am 20. Decbr. 29.

Mit einer gar herzlichen Freude, mein werther Herr und Freund, erkannte ich auf dem Umschlag Ihres lieben letzteren Briefes Ihre zierlichfesten Schriftzüge wieder. Schlimmes, das wußte ich, konnte nicht darinstehen. Es war genug, daß Sie geschrieben hatten; so lebten Sie also beim Abgange des Briefes, und so war alles im Wesentlichen recht gut. Denn was ich bei Ihrem Verstummen etwa befürchtet hatte, war, Gott möge Sie abgerufen haben in Sein stilles Freudenreich und ich solle nun fortan hienieden weiter nichts von Ihrem innerlichen Sein und Leben mehr vernehmen. Das war mein eigentlich stätbleibender Gedanke, meine ich. Ein dazwischen in trüben Stunden etwa schmerzlich einklingendes: „et tu, Brute?“ will ich just nicht abgeläugnet haben. Ich rede nemlich von so augenblicklichem Miteinklingen. Dessen kann sich auch wohl der Entschlossenste und Festeste — (dafern ihm überhaupt ein weichliebendes Herz im Busen schlägt — und thät' es das nicht, so wär' er doch ja im eigentlichen Sinne weder entschlossen noch fest) auf Momente nicht erwehren. Es sei denn er lebe und liebe schon über alle Zeit hinaus — liebe und lebe von oben herab auf die Zeitereignisse nieder. — Wohl sehe ich: in einem Cyclus beinahe der Bilder und Gedanken finde ich für dasmal — indem ich es überlese — mich eingewunden. Aber ich bin weit entfernt, deshalb das vor mir liegende Blatt im leicht zu befriedigenden Gedanken- und Formen-Hochmuth vernichten zu wollen. Wirklich, die Ausführung solch eines Einfalles wäre bei den wohlfeilen Papier- und Tinte-Preisen, auch bei der Muße, welche just dieser Abend mir bietet, an und für sich ganz leicht. Aber Nein! Oder vielmehr, Gott behüte mich davor! Aehnliches möchte leicht Mißverstehenden gegenüber ganz verständig sein; Ihnen gegenüber, da bleib' es ferne. — Dagegen sei uns nahe, Ihnen und mir, so wie uns Beide Gott zusammengestellt hat, was Geistern, welche das Ewige im Zeitlichen suchen, immerdar nahe sein und bleiben soll: das gegenseitige Anerkennen, es spiegele sich die göttliche Liebessonne in Jeglichem von uns Beiden und es könne unser wechselseitiges Reverbiren nur zum schöneren und herrlicheren Verklären des Ewigen dienen, welcher uns sucht und in uns verklärt sein will. Nicht zu leugnen ist es, jede Freude strahlt zwiefach klar nach länger währendem äußerlichem Umdunkeln. So auch jetzt mir die Kunde von Ihrem vollständig häuslichen Glück, — ja sogar die: Gott habe mich gewürdigt, einige Wolken, ehemals an demselben schwebend, recht vollständig wegscheuchen zu helfen. Aber absichtlich sollen wir dergleichen Lichteffekte nicht veranstalten. Weder für uns, noch für Andere, das bleibe für des großen ποιητής Anordnung und Vollführung ausschließlich und ganz allein. — Zwischen uns hat er es nach Seiner wundersamen Gewalt nun völlig durchgeführt. Lassen Sie uns wechselseitig bestrebt bleiben, Alles auf dem von uns betretenen ehrsamheitern Wege vollends ungestört an's Ziel zu bringen.

Ihre Mittheilungen von Ihrem stets holder und reichlicher aufblühenden Familienleben erfreuen mich unaussprechlich; daß ich noch fortdauernd einen leisen poetischen Blüthenthau hineinstreuen darf in die göttliche Saat, Gott, welch ein seliger Beruf! —

Meinem holden Pathchen meinen freundlichen Gruß, Ihrer Frau Gemahlin meine ausgezeichnete Verehrung.

Innig und herzlich der Ihrige

L.M. Fouqué.

Ein heiter fröhliches, auf die ewig kindliche Herrlichkeit hinaufdeutendes Weihnachtsfest uns Allen. Amen! —

Nennhausen bei Rathenow in der Kurmark Brandenburg am 11. Septbr. 30.

Sie sehen, lieber Nolte, ich schreibe meine Wohnorts-Adresse so ausführlich über diese Zeilen hin, als wäre es das Erstemal, daß wir mitsammen briefwechseln. Aber wer weiß denn auch, ob Ihnen meine früheren Briefe gleich zur Hand liegen, und wenigstens soll nicht abermal von mir eine Veranlassung zum Stocken unserer wechselseitigen Mittheilungen ausgehen. Ich hab' es ja ohnehin während der letzteren Monde arg genug gemacht: — mit Garnichtsthun nemlich, in Bezug auf einen so herzlich lieben Freund, als Sie Niegesehener mir es sind. Aber wir wollen uns da — nicht wahr? — jetzt und fortan alle gegenseitigen Entschuldigungen erlassen. Wissen wir ja doch, wie wir mit einander daran sind.

Seit Ihrem letzteren lieben Briefe halte ich ein: „et tu, Brute!“ Ihnen gegenüber

für eben so unwahrscheinlich, als der Ausbruch eines Vulkans auf dem Rennhauser Mühlenberge vor meinen Fenstern, ja unermeßlich unwahrscheinlicher noch. Kenne ich ja doch die Basen des unterirdischen Feuerwerker-Systems nur höchst unvollkommen. Die Basen aber, auf welchen unsere Befreundung fest begründet wurde über alle Zufälligkeiten hinaus, strahlen mir im Glanze des unvergänglichen Lichts. Und in diesem Vertrauen vermisse ich denn nur als etwas nicht mit Erwähntes — eben weil es sich von selbst versteht — keinesweges aber mit Sorge, in Ihren freundlichen Mittheilungen Ihrer Studien das ausdrückliche Studium der Heiligen Schrift. In mein Leben greift es Gottlob! täglich inniger und entscheidender herein und ich befinde mich dabei auch täglich mehr, wie im Himmel. Daß die Welt ihre Dornen und Nesseln und — das Allerschlimmste — ihre erstickenden Schlingpflanzen in den Rosengarten mit hereinwuchert: nun das versteht sich von selbst. Eben deshalb werd' ich vielleicht in Kurzem meinen poetischen Blumenflor nie für mich selbst, wohl aber durch die Vermittelung der Druckerschwärze und der Preßbengel aller Sorte — bald vollständig Fahrwohl sagen; — oder ich darf auch wohl sonder Hochmuth sprechen: Lebe wohl! — um mich in ein äußerliches Wirken für das wahrhaft Gute und Schöne wieder hineinzugeben, abhängig nur von Pflicht und Ehre, unabhängig von Verlags-Kabalen und Pöbelgekrächze. Die Verhandlungen sind eingeleitet und gedeihen. Bald vielleicht melde ich Ihnen das entscheidende Resultat. Doch soll es dabei nicht in Gelübdes Weise zugehen. Will ein wackerer Verleger oder sonst ein Ehrenmann Bestimmtes von mir für die Literatur, oder auch selbst für die Bühne: — recht gern. So arbeite ich schon jetzt mit zwei würdigen Komponisten für künftige Opern vor. Einen Roman aus der neuern Zeit: „Abfall und Buße, oder die Seelenspiegel," etwas in das Memoirenfach hineinrankend, habe ich dieser Tage beendet. Aber damit herumlaufen bei kopfschüttelnden Pagoden vel Verlegern? — absit! —

Näheres nächstens mehr. Daß ich viel noch in der Feder behalte für Sie, fühlen Sie wohl. Aber lieber wandere einstweilen dies Fragment nach * * * *, als gar nichts. Weil ich zu Vieles auf Einmal geben wollte, blieb ich Ihnen zu lange stumm. Es soll nicht wieder geschehen — will's Gott. — Er, wie schützend über dem neu dämonisch aufgestörten Europa sei auch schützend mit uns.

Und all' das äuß're Kampfesspiel
Komm' an ein herrlich Friedensziel!

Von Herzen der Ihrige

La Motte Fouqué.

Die

sieben versteinerten Jungfrauen

bei Oberwesel.

Von

M. C. Grandjean.

Eine der schönsten, duftigsten Rheinsagen ist die von den sieben versteinerten Jungfrauen, welche als ebenso viele Felsen unterhalb Wesel im Rheine liegen sollen. Der Sage nach bewohnten dieselben als außerordentlich schöne, aber sehr spröde Fräulein die Burg Schönberg und trieben mit den vielen verliebten jungen Rittern, die sich um ihre Gunst bewarben, ihren Spott.

Dieses unnatürliche Verhalten der jungen Edeldamen gebot Rache, und die Klage der verschmähten Ritter wurde so laut und eindringlich, daß sie sogar zu Ohren des Flußgottes Rhenus drang, der dann als Beschützer treuer Minne und Rächer schnöder Hartherzigkeit die Schönen zu bestrafen beschloß.

Die geeignete Gelegenheit hierzu bot sich denn auch bei einer Lustfahrt, welche die sieben spröden Fräulein an einem schönen Tage den Rhein hinab unternahmen. Als sie nämlich unter fröhlichen Gesängen mit ihrem Schifflein unterhalb des Taubenwerthes kamen — und die betrübten Ritter, welche sich dem gegenüber auf einem waldigen Bergvorsprunge versammelt hatten, noch verspotteten, tauchte plötzlich die bärtige, grimme Gestalt des Flußgottes aus den Fluthen auf; hielt den entsetzten Schönen eine derbe Strafpredigt und zog eine nach der anderen in

das nasse Element, wo sie in Felsen verwandelt liegen bis auf den heutigen Tag. So der wesentliche Inhalt der Sage!

Die rheinische Specialgeschichte belehrt uns, im Gegensatz zur Sage, daß die Grafen von Arnstein, welche höchst wahrscheinlich Nachkommen der alten Salier des Lahngaues waren und von der gleichnamigen Burg an der unteren Lahn, oberhalb Nassau, der späteren Prämonstratenser-Abtei, ihren Namen (von Arnoldstein) trugen, die Grund- und Gerichtsherrschaft zu Coblenz, Lahnstein, Braubach, Boppard, St. Goar und Oberwesel besaßen und auch als Grafen des Einrichgaues vorkommen. Außer der Burg Arnstein besaßen nun die Grafen dieses Namens, von welchen der erste, „Arnold," der von 1034—1052 vorkommt, auch der Erbauer ist, nur Schönberg bei Oberwesel, welches würdig genannt werden konnte, zur Wohnung einer hohen Dynasten-Familie zu dienen. Es läßt sich deshalb mit einiger Sicherheit annehmen, daß namentlich die Damen des Geschlechtes den Aufenthalt zu Schönberg, welches eine der ältesten und angenehmsten Burgen am Rhein war, dem in dem engen, düsteren, wenig belebten Lahnthale vorzogen.

Der erste Nachfolger des Grafen Arnold (Ludwig) ist dadurch hauptsächlich nur bekannt, daß er neben einem Sohne, dem späteren Ludwig II., sieben Töchter (vultus elegantia gratiosae, wie die alten Nachrichten besagen) hatte. Diese hochgeborenen Fräulein, welche zu ihrer Zeit — durch Schönheit und Anmuth berühmt — und bei dem damals herrschenden Frauencultus, Gegenstände eifrigen Begehrens waren, konnten nach den Zeitbegriffen, welche die Stände so streng schieden, nicht von dem umwohnenden, unebenbürtigen Adel, der — nur wenig begütert und mächtig — sogar meist aus Ministerialen der Grafen von Arnstein bestand, mit Erfolg gefreit werden. — Es mußten die jungen Damen dieserhalb wohl manches harte Urtheil über sich ergehen — und manch girrenden Ritterjüngling schmachten lassen. Es mag auch sein, daß ihnen auf einer Lustfahrt oder einer Reise nach Lahnstein, um wieder nach Arnstein zu kommen, eine Widerwärtigkeit auf dem Rheine begegnete: sie wurden aber sicher nicht vom guten Vater Rhein in Felsen verwandelt; sondern machten alle — wie man sagt — gute Partien.

Die beiden Aeltesten bekamen nämlich (um 1125) vornehme ungarische Barone oder Magnaten, die Dritte freite sich ein Pfalzgraf von Tübingen, der sie mit einem Gefolge von 200 Rittern im Jahre 1130 zu St. Goar von ihrer Familie empfing und allda mit großem Gepränge das Beilager feierte; die Vierte (Mechtild, die einzige, deren Namen auf uns gekommen ist) nahm den Vater der Grafen Ruprecht und Arnold von Laurenburg, also einen Ahnherrn der Grafen von Nassau; die Fünfte führte Graf Konrad von Lausen heim; die Sechste kaufte sich — wie die Limburger Chronik sich ausdrückt — ein Herr von Isenburg — und die Siebente wurde eine Gräfin von Zütphen an der Yssel.

Man kann hieraus abnehmen, daß der Ruf der sieben Schwestern von Arnstein ein weitverbreiteter gewesen sein muß, und daß sie nicht allein schön und annuthig waren, sondern auch ihr Geschlecht in hohem Ansehen stand. Was man aber zur Zeit ihrer Vermählung noch nicht wissen konnte, war der Umstand, daß sie nach dem Tode ihres Neffen Ludwig III., der kinderlos und als Converse des von ihm gestifteten Klosters Arnstein im Jahre 1185 starb, die Allodien ihres Hauses, welche sehr bedeutend waren, (in ihren Nachkommen) erbten, welche dann durch Transaction alle an die Dynasten-Familien von Nassau, Katzenellenbogen und Isenburg kamen. Die Lehensstücke dagegen, wie die Grund- und Gerichtsbarkeit der obengenannten Orte, sowie die Gaugrafenwürde im Einrich u. s. w. fielen wieder an das Reich zurück. Wenn nun auch, auf dem historischen Hintergrunde gesehen, der Sage Zauberschimmer etwas verblaßt und der süße Duft, der sie umwehte, verschwindet, so bleibt doch an dem geschichtlichen Factum der sieben schönen, vielumworbenen Schwestern so viele Poesie, daß die ersteren entbehrt werden können — und daß es sogar wünschenswerth wäre, wenn alle Rheinsagen, von denen leider viele die Erfindung neuerer Dichter (Cl. Brentano, Nic. Vogt 2c.) sind, eine solche Auflösung finden könnten.



Neuestes aus der Ferne.

Die angeblichen Quellen des Nils nach Livingstone's neuesten Entdeckungen.

Nachdem nun endlich alle Zweifel über die Authenticität der Nachrichten von Livingstone in günstigem Sinne gelöst sind, und die Glaubwürdigkeit der Stanley'schen Reise keinem Zweifel mehr unterliegt, ist es wohl an der Zeit, jene Nachrichten einer Prüfung zu unterwerfen und zu untersuchen, welchen Gewinn für die Wissenschaft wir aus ihnen ziehen können.

Livingstone's Steckenpferd sind bekanntlich die Quellen des Nils. Diese sollen jetzt zum so und so vielten Male entdeckt worden sein. Die ersten sogenannten Entdecker der Nilquellen in unserer Zeit (denn auch früher hat es nicht an Leuten gefehlt, welche vermeinten, sie entdeckt zu haben) waren bekanntlich Speke und Grant, welche den famosen Victoria-Nyanza-See für den Urquell des großen ägyptischen Stroms erklärten und ihrer Zeit pomphaft nach England telegraphirten: „The Nile is settled." Die Nilfrage war also, nach diesen Herren, bereits damals schon abgemacht. Seitdem sind über zehn Jahre vergangen und noch wissen wir nicht, wo die Nilquellen sind. Das aber wissen wir ganz gut, daß sie nicht da sind, wohin sie Speke und Grant verlegten. Ja wir wissen jetzt auch, daß jener famose Victoria-Nyanza-See gar nicht als eine einheitliche große Wasserfläche existirt, sondern daß an dessen Stelle ein ganzes System kleinerer Seen vorhanden ist. Einige Jahre später glaubte Baker in dem Mwutan Nzigé, den er in Albert-Nyanza umtaufte, auch wieder die Nilquelle entdeckt zu haben. Jetzt hat man endlich erkannt, daß der Nil überhaupt nicht in einem See seine Quelle haben kann, sondern daß diese Quelle im Süden jener Seen, welche von ihr gespeist werden, gesucht werden muß. Man nahm an, daß sie einen oder einige Grad südlich von besagten Seen zu suchen sei.

Nun kommt aber plötzlich Livingstone und behauptet, die Quellen des Nils nicht einige, sondern gleich zwölf Grad südlich vom Aequator, unter welchem die zwei oben genannten Seen etwa liegen, gefunden zu haben. Dort befindet sich nach ihm die „Wasserscheide des südlichen Centralafrika." Sie liegt auf einem „breiten Gürtel baumbewachsenen Hochlandes, das sich in einer Längenausdehnung von etwa 700 engl. Meilen von West nach Ost hinzieht." Die mittlere Höhe desselben sei zwischen 4000 und 5000 englischen Fuß über der Meeresfläche, und Berge ringsum sichtbar, welche an 6000 bis 7000 Fuß Höhe erreichen. „Auf dieser Wasserscheide," fährt Livingstone fort, „entspringen Quellen in solcher Menge, daß sie nahezu unzählbar sind, d. h. es würde die halbe Lebenszeit eines Menschen beanspruchen, welcher sie zählen wollte. Diese Quellen vereinigen sich und bilden Bäche, welche wiederum sich verbinden und zu Flüssen, ja zu Strömen von zwanzig, vierzig oder achtzig Schritt Breite werden, die niemals versiegen. Alle fließen dem Thalweg einer ungeheuren Niederung zu, welche ich (so sagt Livingstone) für das Nilthal halte.

In diesem Thale haben wir zuerst drei Hauptflüsse. Alle drei vereinigen sich in einem großen seeartigen Strom, den ich für den von Webb erwähnten Lualaba halte. In dieser großen Niederung befinden sich im ganzen fünf Seen (d. h. fünf Seen gehören zum System des Lualaba). Einer heißt See Bemba, oder richtiger Bongweolo, ist jedoch nicht etwa eine der Quellen des Nils, denn kein großer Fluß entspringt in einem See (Livingstone's Worte). Er wird vielmehr von einem Fluß, Namens Chambeze und noch von einigen kleineren gespeist, die als Quellflüsse angesehen werden können; aus ihm kommt ein Fluß, Namens Luabula, welcher den See Moero bildet, aus dem er unter dem Namen Luabula als seeartiger Strom ausfließt, um weiter nördlich den See Kamolondo zu bilden. Westlich von Komolondo, aber immer noch in demselben Thal, liegt dann der See Lincoln (nach Livingstone's Benennung). Einer der drei oben genannten Flüsse, der Lufira (Bartle Frère river getauft) mündet in den See Kamolondo. Der See Lincoln gestaltet sich zu einem seeartigen Strom, welcher sich gleichfalls mit der Hauptlinie des Wasserabfalls verbindet. Doch weiter unten beim fünften See sind alle drei Hauptflüsse vereinigt."

So weit Livingstone. Es ist unstreitig, daß wir es hier mit einer großartigen Entdeckung zu thun haben, der Entdeckung eines Systems mächtiger Flüsse und Seen in einem vorher gänzlich unbekannten Theil des südlichen Centralafrika. Livingstone hat also wieder einmal die Erdkunde um eine höchst wichtige Entdeckung bereichert. Aber sind die Schlüsse, welche er aus dieser Entdeckung zieht, die richtigen? Er nimmt an, daß die auf jener Wasserscheide entspringenden Flüsse, also das, was wir das System des Lualaba nennen, sich nach Norden, vielleicht mit einer Abschweifung nach Osten, wenden und sich dann mit einem der Seen oder Seitenflüsse im oberen Nilgebiet vereinigen. Dieser Annahme steht Folgendes entgegen. Die Wasserscheide liegt nämlich nicht nur auffallend weit südlich, was am Ende kein absolutes Hinderniß sein würde, sondern auch so weit westlich vom Mwutan Nzigé und Ukerewe (Victoria-Nyanza), nämlich noch ein gutes Stück (etwa 5 Grad) im Westen vom Tanganyika-See, daß, wenn überhaupt ein Zusammenhang zwischen dem Lualaba und dem oberen Nilgebiet anzunehmen wäre, nur der Bahr el Ghazel übrig bliebe, in welchen der Lualaba allenfalls als mündend gedacht werden könnte. Zu dieser Annahme war denn auch Livingstone gekommen. Er sagt nämlich: „Der große Fluß Lomame fließt durch den Lincoln-See in den See Kamolondo und scheint den westlichen Arm des Nil zu bilden, denjenigen, an welchem Petherik reiste."

Petherik's Fluß ist bekanntlich der Bahr el Ghazel. Als Livingstone Europa verließ, war unsere Kenntniß dieses westlichen Nilarmes noch eine sehr beschränkte, und damals schien die Vermuthung noch gerechtfertigt, daß der Bahr el Ghazel seine Quellen im tiefen Süden haben könne. Jetzt ist diese Annahme nicht mehr möglich. Darüber sind wir durch Schweinfurth's Reisen aufgeklärt worden. Dieser hat nämlich zwischen dem 3. und 5. Grad nördl. Breite die Wasserscheide gefunden, welche die Südgrenze des Systems des Bahr el Ghazel bildet. Jenseits dieser Wasserscheide fand Schweinfurth einen Fluß, der sich nach Westen wendet und aller Wahrscheinlichkeit nach dem System eines der großen Ströme angehört, welche in den Golf von Benin in Westafrika münden. Hat nun Livingstone etwa 15 Grad südlich von den Quellen des Bahr el Ghazel und einige Grad westlich davon ein ganzes Flußsystem entdeckt, von dessen tieferem Verlauf er noch nichts weiß, aber es für identisch mit dem System des Bahr el Ghazel hält, so dürfen wir wohl jetzt, nach Schweinfurth's Entdeckung, es für wahrscheinlich halten, daß jenes Flußsystem, also das des Lualaba, gleichfalls einen ähnlichen Verlauf hat wie der von Schweinfurth besuchte Fluß, im Süden der Wasserscheide des Bahr el Ghazel, sich also nach Westen wendet und dem Gebiet eines in den Atlantischen Ocean mündenden Stromes angehört. Eine andere Richtung, als die westliche, ist für jene nicht mehr denkbar. Die nach Norden ist durch Schweinfurth's Entdeckungen als unmöglich erwiesen. Die nach Osten hat Livingstone selbst verworfen, sonst würde er nicht als Aushülfsmittel die Vereinigung mit dem Bahr el Ghazel aufgestellt haben.

Es ist interessant, zu beobachten, wie

unsere oben ausgesprochene Ansicht, also daß der Lualaba nicht zum System des Nils, sondern wahrscheinlich zu dem eines in den Atlantischen Ocean mündenden Stromes gehört, sich jetzt auch in England, wo man anfangs schwankte und geneigt schien, der Livingstone'schen Hypothese von den Nilquellen beizupflichten, Bahn gebrochen hat. Auf der im August zu Brighton stattgefundenen Versammlung der „British Association“ haben sich in der geographischen Abtheilung mehrere gewichtige Stimmen in diesem Sinne ausgesprochen. Zu diesen gehört der bekannte Reisende und Geograph Dr. Beke. Dieser war selbst lange der entgegengesetzten Ansicht gewesen. Jetzt aber erklärt er:

„Die unvermeidliche Schlußfolgerung aus den von Livingstone vorgebrachten Thatsachen, namentlich denjenigen in Bezug auf die Höhenlage des Lualaba-Systems, ist, daß das von dem Reisenden entdeckte Flußsystem nicht zu dem des Nil gehören kann. Das war für mich (Beke) keine erfreuliche Schlußfolgerung, da ich so lange die entgegengesetzte Ansicht vertreten hatte. Aber sie wurde mir durch die Thatsachen aufgenöthigt, namentlich durch die, welche in Livingstone's officiellen Depeschen aus einander gesetzt sind.“

Es ist jedenfalls erfreulich, wenn ein Mann, wie Beke, so bereitwillig seine Ansicht der Wissenschaft zum Opfer bringt.

Höchst wichtig ist auch der Ausspruch des Obersten Grant, des Reisegefährten von Speke, über die Livingstone'schen Entdeckungen. Nachdem er sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß die Depeschen und Briefe des Reisenden so wenig genaue Angaben über Länge, Breite und Höhe enthalten (sicherlich ihr Hauptmangel, ohne den wir schon längst im klaren über diese Frage wären), fährt er fort:

„Livingstone meldet uns, daß er den großen Wasserabfluß des Lualaba-Systems vom 12. bis zum 4. Grade südlicher Breite verfolgt hat und daß er glaubt, diese Wasser würden sich dann in ihrem weiteren Verlauf mit dem Bahr el Ghazel oder großen westlichen Seitenflusse des Nil vereinigen. Dies ist jedoch unmöglich. Der Bahr el Ghazel ist durchgängig ein System von Sümpfen, stagnirenden Wassern, überwachsen mit Schlingpflanzen und Gestrüpp, und führt in Wirklichkeit dem Nil nur verhältnißmäßig wenig Wasser zu. Außerdem hat ein neuester deutscher Reisender (Schweinfurth), von dessen Entdeckungen Livingstone natürlich noch nichts wissen konnte, die Quellen der Flüsse des Bahr-el-Ghazel-Systems zwischen dem 3. und 5. Grad nördl. Breite überschritten. (Siehe oben.) Aus der Thatsache, welche Livingstone meldet, daß im Lualaba-Thal Schweine von den Eingebornen gehalten werden und daß der Gorilla dort vorkommt — beides Thiere, welche im Nilgebiet ganz unbekannt sind — läßt sich die Vermuthung ableiten, daß dieses Gebiet, welches hierin eine so große Aehnlichkeit mit Westafrika zeigt, auch zu einem westafrikanischen Flußsystem gehöre.“

Was die Ansicht der beiden Genannten vorzüglich bestimmt, sind Livingstone's Höhenangaben. Darnach wäre die Höhe des Lualaba-Thales, in seinem nördlichsten vom Reisenden besuchten Gebiet, nur 2000 englische Fuß. Dies ist etwa die Höhe, welche dem Nil-Thale bei Gondokoro zugeschrieben wird. Demnach würde der Lualaba von dem Punkte, bis wohin ihn Livingstone verfolgte, bis zu seiner Vereinigung mit dem Nil gar keinen Fall haben!

Dieser Ansicht sind denn auch die meisten der Versammelten beigetreten. Nun stellte Sir Henry Rawlinson, der zwar auch die Möglichkeit der Vereinigung des Lualaba mit dem Nil verwarf, die Vermuthung auf, der Lualaba möchte zum System eines großen Binnensees ohne Ausfluß im Innern von Afrika gehören. Hierauf erwiederte der Präsident, Galton, mit Recht, daß die Existenz eines solchen Binnensees in jenem feuchten Theile Afrika's unwahrscheinlich sei, da durch Verdunstung unmöglich genug Wasser verloren gehen könne, um den See vor dem Ueberfluthen zu bewahren.

Unter den Gegnern jener Ansicht Beke's, Grant's, Petherik's u. A. stand der Reisende Stanley, welcher Livingstone's Hypothese aufrecht hielt, fast ganz vereinzelt da. Uebrigens müssen wir auch Findlay's Bemerkung als begründet anerkennen, daß ja unsere Kenntniß der Höhenlagen möglicherweise noch einem Irrthum unterliegt und daß, wenn diese besser bekannt werden sollten, noch Modificationen unserer Ansichten gerechtfertigt sein dürften.

So hat denn die Frage der Nilquellen

durch Livingstone's Entdeckungen keinen positiven Fortschritt gemacht. Indeß der negative Fortschritt ist auch etwas werth. Als einen solchen können wir es nämlich bezeichnen, daß wir nun wissen, daß erstens der Lualaba nicht zum Nilgebiet gehört, und zweitens, daß durch Livingstone's und Stanley's Erforschung der Ufer des Tanganyika-Sees als wahrscheinlich dargethan ist, daß dieser See gleichfalls nicht einen Theil des Systems des großen ägyptischen Stromes bildet. Es ist dies vielleicht die wichtigste Errungenschaft der Stanley'schen Reise.

Als nämlich Stanley dem von ihm wiederaufgefundenen Reisenden den Vorschlag machte, das Nordende des Tanganyika-Sees gemeinschaftlich zu erforschen, war Livingstone noch fest der Ansicht, daß die Wasser jenes Sees mit denen von Baker's Albert-Nyanza in Verbindung ständen. Livingstone glaubte nämlich im Tanganyika-See eine ausgesprochene Strömung nach Norden bemerkt zu haben, und alle Araber und Neger waren einstimmig in der Aussage, daß ein Fluß, Namens Rusizi, sich aus dem Nordende des Sees ergieße. Vorher hatte Livingstone, wie Stanley berichtet, dieser Frage keine große Bedeutung beigemessen, da ihn ausschließlich jene des Lualaba-Systems beschäftigte. Jetzt aber ging er willig auf Stanley's Plan ein. Sie schifften sich also ein und steuerten nordwärts von Udschidschi, längs der Küste dieses Landes und von Urundi. Ueberall beobachteten sie genau alle Ufereinschnitte, immer nach dem angeblichen Fluß suchend. Sie legten etwa 15 bis 20 engl. Meilen täglich zurück, kamen an hohen Gebirgen vorbei, die sich an 2000 bis 3000 Fuß über der Fläche des Sees erhoben, und lagerten Nachts auf dem Lande. So brauchten sie zehn Tage, bis sie am Nordende des Sees ankamen. Hier war überall der See von Bergen umgeben und anfangs keine Spur von einem Ausfluß zu entdecken. Am Abend, ehe sie zum Rusizi kamen, trafen sie einen Neger, der versicherte, noch am Tage zuvor am Rusizi gewesen zu sein und daß dieser **aus** dem See fließe. Die Reisenden wurden durch diese Nachricht so erfreut, daß sie schon Pläne machten, diesem ausfließenden Strome zu folgen, von dem sie annahmen, daß er sich mit dem Albert-Nyanza vereinige, und dem gerade in der Nähe dieses letzteren Sees weilenden Reisenden Baker entgegenzugehen. Dies war jedoch nur ein schöner Traum. Endlich fanden sie die kleine Bai, an der der Fluß beginnen sollte. Sie war ganz mit Wasserpflanzen überwachsen. Der Eingang war nicht sichtbar, aber sie folgten einigen Canoes, welche durch diese schwimmende Wiese sich hindurchwanden. Endlich kamen sie an den Fluß und hier war jeder Zweifel zu Ende. Eine starke braune Fluth drang ihnen entgegen und vereitelte alle Mühe, gegen ihre mächtige Strömung anzurudern. Der Rusizi fließt also **in** den Tanganyika, nicht heraus. Ein Ausfluß ist überhaupt im ganzen Norden des Sees nicht, folglich keine Verbindung mit dem Albert-Nyanza möglich.

Jedermann, der die Ausdrücke der Araber und Neger kennt, weiß, daß sie in Bezug auf die Richtung der Flüsse ganz irreführend sind. Auch Schweinfurth berichtet, daß die Leute ihm gesagt hätten, der Fluß fließt **zum** Berg, wähend er doch **von** ihm kommt u. s. w. Dies erklärt obige falsche Angaben der Eingebornen über den Lauf des Rusizi.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 3 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 195.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

December 1872.



Zur Todesstrafe.

Novelle

von

Julius Grosse.

(Schluß.)

Am Mittag des Tages aber, an welchem Frau Gertrud den alten Pfarrherrn aufsuchte, war es, als man an die Thür des Schreibzimmers des Doctor Borkrum pochte.

Auf seinen Ruf „Herein!" öffnete sich die Thür, und Wolfram Mark stand auf der Schwelle.

„Ach, Herr von Ravensbeck!" rief der Doctor sichtlich erfreut, „alter Freund, was verschafft mir die unerwartete Ehre?"

„Bitte, mich nicht Ravensbeck zu nennen," erwiederte Wolfram. „Sie wissen ja, daß ich diesen adligen Namen nicht angenommen habe."

„Ach, weil Sie ein bürgerlicher Cato, ein kleiner Washington sind, macht Ihnen alle Ehre. Aber der Herr des Dominiums sind Sie ja doch. Haben uns lange nicht gesehen, Herr Mark, also herzlich willkommen. Wollen wir ein Glas Wein trinken oder sind Sie in Geschäften hier?"

„Leider in letzteren," antwortete Wolfram, indem er sich schwerfällig auf einen Lehnstuhl niederließ und die Füße, welche bis zu den Knien mit Wasserstiefeln bekleidet waren, von sich streckte.

„Leider?" fragte Doctor Borkrum erstaunt, indem er die Gestalt und die Miene seines alten Freundes mit scharfem Blicke musterte. „Wie kommen Sie mir vor, alter Mark, Sie, sonst der unverwüstliche Riese an Heiterkeit und Lebensmuth. Ich wette, es ist etwas passirt bei Ihnen, ich sehe es Ihnen an. Sie bringen böse Zeitung."

„Für Sie hoffentlich ganz gleichgültig," sagte Wolfram Mark, indem er am Rest seiner brennenden Cigarre eine neue anzündete, die angebotene offene Cigarrenkiste seines Freundes aber zurückwies: „Ich bin nur gekommen, um Ihren Rath in einer eigenthümlichen Lage zu hören. Ich weiß nicht, ob Sie meine Situation kennen?"

„Versteht sich, Freundchen, versteht sich!" rief Doctor Borkrum. „Gewiß, seit wir hier zusammenlebten als unberühmte, obscure Tironen — ich auf der alma mater, Sie als Techniker und Zögling der Ackerbauschule, habe ich Sie stets im Auge behalten. Wir sind inzwischen auch etwas in die Höhe gekommen, soweit nach Wunsch, wenn auch lange noch nicht zum Ziel. Nun, man muß sich bescheiden und den Tag nehmen, wie er kommt. Sie aber haben ja das große Loos gezogen — aus dem simpelen Verwalter zum reichen Rittergutsbesitzer. Das will etwas sagen! Gratulire nachträglich, alter Freund, gratulire von Herzen! Frau Gertrud war bezaubernd als Mädchen, habe mich auch einst für sie interessirt, aber hatte kein Glück, die Dame trug ihr Näschen etwas zu hoch, nun hat sie's! — will sagen, sie hat es besser bekommen, als sie verdiente. — Na, das sind tempi passati, und ich freue mich heut immer, wenn ein braver Kerl Glück hat!"

„Ich weiß, daß Sie es aufrichtig meinen, Herr Doctor," sagte Wolfram und schlug in die cordial gebotene Rechte ein, „aber Sie haben wirklich keine Ursache, mein sogenanntes Glück zu rühmen. Zum Fluch und Elend ist es mir geworden. Haben Sie denn nichts von dem unseligen Vorfall gehört vor beinah zwei Jahren?"

„Ach, Sie meinen das Verschwinden des alten Herrn Erdmann-Ravensbeck," sagte Doctor Borkrum scheinbar nachlässig, während seine blitzenden Augen ein plötzlich erhöhtes Interesse verriethen. „Allerdings, das war auffallend. Ich sagte gleich damals zum Präsidenten, mit dem ich täglich Schach spiele — hier kann ein Verbrechen vorliegen. — Ich habe mich gewundert, daß die Staatsanwaltschaft schlief und gar keine Notiz nahm. In solchen Fällen muß man energisch vorgehen. Sehen Sie, sagte ich zu meinen Concipienten, hier könnte eine cause célèbre herausspringen, aber man müßte es rasch angreifen. Geben Sie Acht, daraus blüht etwas — aber es blühte nichts. Nun kommen Sie heute selbst, und so eigenthümlich bewegt. Gewiß haben Sie einen Faden gefunden?"

Wolfram schwieg eine Weile, er schien betroffen, daß der Doctor Borkrum ohne weitere Umstände den wundesten Fleck seines Lebens berührte. „Ja," sagte er dann mit unverhohlenem Unmuth, „diese verwünschte Geschichte vergiftet mir mein Leben. Mir wäre es selber lieb gewesen, wenn gleich damals eine Criminaluntersuchung eingeleitet worden wäre. Wir würden wenigstens nicht jetzt noch an den Folgen zu leiden haben. Und diese sind derart, daß der Zustand schier ein unerträglicher geworden ist. Ich bin Herr, und bin nicht Herr. Ich befehle, und Niemand gehorcht, ich bin verheirathet und habe keine Frau — nein, keinen Tag länger ist dies Leben zu ertragen!" — Und er ließ sich nun ausführlich auf eine Schilderung seiner Lage ein, wobei er jedoch den Hauptpunkt jenes geheimen Verdachtes, der auf der Familie laste, nicht weiter erwähnte. So kam es, daß die Schilderung seiner peinlichen Verhältnisse unwillkürlich zu einer Anklage gegen Frau Gertrud wurde, die ihm, wie wir wissen, das Scepter der Herrschaft aus der Hand genommen hatte.

„Ja, ja, die Weiber, die Weiber!" rief Doctor Borkrum mit der Miene eines alten Praktikus, „hab ich's nicht stets gesagt, daß diese Dame von Ravensbeck eine Hochmüthige, eine Cokette war! — ja, mein alter Freund," und das Feuer der Schadenfreude blitzte aus seinen Augen. „Es thut nicht gut, eine Reiche zu nehmen, ohne feste Clauseln im Contract, und Sie sehen nun, daß ich als alter Philosoph und Schüler Schopenhauer's weise gehandelt habe, lieber ledig zu bleiben; aber was wünschen Sie eigentlich von mir?"

„Am liebsten Auflösung der Ehe!" rief Wolfram, „aber das gäbe nur einen neuen Scandal nach allen anderen Vorgängen, ich möchte deshalb Ihren Rath."

„Sie meinen Scheidung," sagte Doctor Borkrum, und das Silenengesicht des großen wohlbeleibten Herrn überflog es wie heller Sonnenschein. „Warum nicht, dies Mittel bleibt immer das glatteste und höflichste — versteht sich, in diesem Fall eine Scheidung mit hoher Abfindung. Wir wollen unsere Rechnung schon stellen. Solch eine Précieuse verdient einen solchen Ehren-

mann gar nicht, wie Sie sind. Sie scheinen an unserer Macht zu zweifeln. Seien Sie beruhigt, wir finden schon eine wunde Stelle an dieser Prinzessin, ohne daß wir sie mit eisernen Zangen anzufassen brauchten."

„Sie mißverstehen mich durchaus," erwiederte Wolfram, „ich will nicht den mindesten Vortheil! Ich will nur meine Freiheit, aber um keinen Preis möchte ich meiner Frau dabei schaden oder ihren Zorn reizen."

„Bah, was läge daran!" sagte Doctor Vorkrum, der aus einem geheimen Fach seines Secretärs zwei kleine Krystallgläser nahm, welche er aus einer zierlichen, korbumflochtenen Flasche füllte. Es war der feinste Chartreuse. „Hören Sie, lieber Freund," fuhr er fort, „es will mir scheinen, als ob Sie mir noch etwas verbergen. Mir kommt es vor, als fürchteten Sie sich vor der schönen Frau Gertrud; je mehr ich mir die Dinge zurechtlege, die vorgefallen, je unumstößlicher drängt sich mir der Schluß auf, daß ein gewisser Verdacht möglich bleiben könnte. Ich will keinen Namen nennen, aber so viel liegt doch auch für einen Blinden auf der Hand, daß zunächst Ihre Frau durch das Verschwinden des alten Herrn gewann. Irre ich auch nicht, so war sie in Gefahr, aus dem Hause gestoßen zu werden. Diesen Punkt müssen wir festhalten, und ich bitte Sie, mir nicht nur jenen Tag und seine Ereignisse noch einmal zu erzählen, sondern auch einige Fragen zu beantworten."

„Wozu soll das dienen?" fuhr Wolfram auf.

„Sie werden schon sehen, theurer Freund. Zunächst eine Frage. Wie stand denn eigentlich die Tochter mit dem Vater?"

„Sie liebten sich zärtlich — in der letzten Zeit war natürlich, und zwar durch meine Schuld, eine Spannung eingetreten —"

„Spannung, sagen Sie eine tödtliche Feindschaft!" rief Doctor Vorkrum, „das klingt erklärlicher, und nun erzählen Sie mir die Vorgänge jenes Tages noch einmal."

Wolfram Mark erzählte kurz und abgebrochen. Das Meiste mußte durch Fragen aus ihm hervorgelockt werden. Als er bis zur Schilderung des Nachmittages jenes 13. Juli gekommen war, wo er im Gartenhause versteckt war, während Gertrud das Abendessen für den Vater bereitete, unterbrach ihn Doctor Vorkrum mit der Frage:

„Sagen Sie, hat das Fräulein ganz allein mit dem Essen zu thun gehabt?"

„Ganz allein, so viel ich weiß."

„Und Sie deuten an, daß dem alten Herrn unwohl geworden sei, und daß er deshalb in den Wald hinausgelaufen sei?"

„Das habe ich nicht gesagt," replicirte Wolfram.

„Aber man kann es als wahrscheinlich annehmen!" rief Doctor Vorkrum und sprang auf. „Theurer Freund, ich glaube, wir haben unsere cause célèbre! Hier ist der Punkt, wo der Hebel angesetzt werden muß. Sie starren mich ungläubig an, unschuldiges Kind. Sie haben wohl noch nicht einmal den Gedanken zu fassen gewagt, daß Fräulein Gertrud vielleicht etwas in das Essen gethan haben könne."

„Beim Himmel, das möchte ich Niemand rathen zu äußern, oder er bekäme es mit mir zu thun!" rief Wolfram in hellem Zorn.

„Mein Gott, ereifern Sie sich doch nicht so. Gedanken sind zollfrei. Und übrigens sind Ihre eigenen Gedanken auch nicht weit davon. Sie fürchten sich vor ihrer Frau, Sie leben nicht mehr mit ihr. Sie speisen nicht zu Hause — Indicien genug, daß Sie sich vorsehen wollen. Lassen Sie mich nur ausreden. Sie sind ein edler Mann und wollen Ihre Frau nicht unglücklich machen, aber dennoch empfinden Sie ein Grauen vor ihr und ziehen die Trennung vor. Natürlich, Sie fürchten, wer das einem Vater thun kann, der wird im gegebenen Falle auch den Gatten nicht schonen, und herrschsüchtig war sie immer. — O wir haben sie, wir haben sie!" —

„Ich beschwöre Sie alles Ernstes!" sagte Wolfram und stand auf — „daß ich nie dergleichen gedacht habe. Sie erschrecken mich mit solchen Annahmen, und ich muß vorziehen, unser Gespräch zu beenden."

„Mein Gott, welche seltsame Empfindlichkeit!" rief Doctor Vorkrum und faßte den Arm seines Freundes. „Sie vergessen, daß Sie noch nicht am Ende Ihrer Erzählung sind. Ich habe Sie vorher unterbrochen, bitte fahren Sie fort. Die

Sache interessirt mich ungemein." — Und wie die Windungen einer Schlange eine edle Antilope zu Boden fällen, so wußten die glatten Worte des Doctors den ungefügen Sohn des Landes zu fesseln und nach seinem Willen zu lenken.

Wolfram Mark erzählte in der That den Verlauf der Begebenheiten weiter und kam dann auch auf die Folgen, speciell auf die Scene im „Wilden Mann" von Habichtshausen, wo seine Frau in Ohnmacht gefallen sei.

„Es stimmt Alles, es stimmt Alles," sagte der Doctor, „wir bekommen die schönste cause célèbre, oder wollen Sie noch behaupten, daß in allen diesen Zügen sich nicht ein böses Gewissen verrathe? Nein, mein Freund, ich brauche heute nichts weiter zu hören, jetzt gilt es zu handeln."

„Ich weiß nicht, was Sie beabsichtigen," sagte Wolfram, „aber ich will hoffen, daß Sie nicht neue Verwirrung anrichten werden. Denn sonst wollte ich lieber nicht zu Ihnen gekommen sein!"

Wolfram sah jetzt, welche heillose Thorheit er begangen, diesem gefährlichen Menschen sein Herz ausgeschüttet zu haben.

Aber leider war nun die Reue zu spät. Doctor Borkrum zog sich eilfertig an.

„Gleichviel, mein lieber Freund, gleichviel sage ich. Ist die Dame wirklich unschuldig, so haben wir wenigstens ein Mittel, sie in Schrecken zu setzen und einen günstigen Vergleich zu erzwingen. Lassen Sie mich nur machen. Sie werden sehen, ich zerreibe sie wie Pulver. Jetzt kommen Sie, auf diese Affaire freue ich mich wie ein Kind!"

Und bevor es Wolfram verhindern konnte, daß dieser bösartige Mensch, der sich die Hände vor satanischer Freude rieb, sich ihm anschloß, war man bereits unterwegs. Doctor Borkrum requirirte einen Wagen und Wolfram schickte in den Gasthof nach seinem Pferde, um den gefährlichen Menschen nicht aus den Augen zu lassen.

Unterwegs suchte Wolfram wiederholt den schlauen, ehrgeizigen Advocaten durch Vorstellungen zu beschwichtigen.

„Ich weiß eigentlich nicht, warum Sie mit mir kommen," sagte er, indem er neben dem Wagen her ritt. „Ich habe um Ihren Rath gebeten, und Sie drängen sich mir auf."

„Aus Freundschaft, Herr Mark, aus Freundschaft, damit Sie nicht übers Ohr gehauen werden. Sie werden schon sehen und mir dankbar sein, daß ich mitgegangen bin."

„Ich wiederhole Ihnen," sagte Wolfram, „daß meine Absicht auf nichts weiter geht, als meine Freiheit und Selbständigkeit wieder zu gewinnen — ohne jeglichen Vortheil meinerseits, dies bitte ich im Gedächtniß zu behalten!"

„Lassen Sie mich nur machen, lassen Sie mich nur machen," näselte der Advocat, „Sie sollen schon mit mir zufrieden sein, es ist nicht die erste delicate Sache, die wir siegreich durchgefochten haben!"

Wolfram empfand, daß alle seine Bemühungen vergeblich waren, den gefährlichen Menschen umzustimmen und sah der nächsten Zukunft nicht ohne Bangen entgegen, um so mehr, da der Doctor Borkrum sich nach dem Ausspielen seines letzten Trumpfes in undurchdringliches Schweigen hüllte. Glücklicherweise sollten die Besorgnisse Wolfram's, der das Schlimmste von einer directen Verhandlung mit seiner Gattin befürchtete, abgelenkt werden.

Als man nämlich den Park von Schwelmroda und die Straße zum Rittergut erreicht hatte, trat aus der Pforte des Hofes so eben der greise Pfarrherr des Ortes. Sobald dieser den Wagen sah und daneben Herrn Mark zu Pferde, blieb er am Eingang stehen und verneigte sich tief, indem er seinen Hut zog.

„Wollen Sie zu mir?" rief Wolfram Mark betroffen, „oder waren Sie bei meiner Frau?" Im selben Momente war er auch schon vom Pferde gesprungen und eilte auf den alten Pfarrer zu. „Um des Himmels willen, doch kein neues Unglück?"

„Wir wollen nicht hoffen," sagte der Pfarrer, indem er umwandte und dem Gutsherrn wieder in den Hof folgte. „Es ist ein Glück, daß ich Sie noch treffe. Ich komme im Auftrag der gnädigen Frau, welche mir die Ehre ihres Besuchs schenkte. Es handelt sich um eine Verständigung mit Ihnen, und in so delicaten Angelegenheiten zog es Ihre Frau Gemahlin vor, sich meiner Vermittelung zu bedienen."

Inzwischen hatte Doctor Borkrum den Wagen verlassen und war noch rechtzeitig zu den Beiden getreten, um die letzten Worte des Pfarrers zu erhaschen.

„Ach, das ist ja ausgezeichnet, Hochehrwürden!“ rief der Advocat, „dann haben wir mit einander zu thun. Sind Sie der Bevollmächtigte der gnädigen Frau, so bin ich der Delegirte, der Sachwalter des gnädigen Herrn, meines alten Freundes!“

Wolfram war nicht wenig überrascht, daß seine Frau auf einen ähnlichen Gedanken gekommen war wie er selbst. Sein aufsteigender Zorn, daß sie es gewagt habe, sich einem Fremden zu eröffnen, mußte sich vor der Erwägung bescheiden, daß er selbst es nicht anders gemacht habe. Den lästigen Advocaten jetzt noch los zu werden, war ein Ding der Unmöglichkeit, er meinte sich noch glücklich schätzen zu können, daß durch die indirecte Verhandlung aller Gefahr aufregender persönlicher Erörterungen die Spitze abgebrochen war.

„Also wollen Sie wirklich, Herr Doctor?“ sagte er zu dem Advocaten, nachdem er die beiden Herren einander vorgestellt hatte.

„Lassen Sie mich nur machen, lassen Sie mich nur machen,“ näselte der Advocat. „Die Weiber sind schlau, aber wir sind ihren Kniffen gewachsen! Ich bin in solchen Geschäften besser zu Hause als Sie. Gehen Sie nur hinauf, Herr Mark. Wir machen die Sache ab und bringen Ihnen das fertige Resultat.“

„Aber ich bedinge mir nochmals aus, daß Sie meiner letzten ausdrücklichen Wünsche gedenken und keine Linie über dieselben hinausgehen.“

„Schon gut, mein Verehrtester, schon gut!“ rief der Advocat und drängte ihn fast gewaltsam in die Thür des Herrenhauses, um sich dann mit dem Pfarrer in den anstoßenden Laubengang des Gartens zu begeben, wo Beide ungestört waren.

Eine Weile schritten sie schweigend neben einander hin, bis sie am Ende des Laubenganges zu einem steinernen Tisch kamen, um welchen einige Gartenstühle standen. Der Advocat lud mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen.

Der alte Pfarrer folgte dem Winke. Er befand sich in sichtlicher Verlegenheit, wie er eigentlich beginnen sollte, und doch war er auch wieder durch die veränderte Situation befriedigt, er brauchte nicht zu fürchten, mit irgend einem unvorsichtigen Worte zu verletzen und konnte freier und unbefangener reden, als wenn er sich dem Gatten seiner Clientin selbst gegenüber befand.

„Nun, Herr Pfarrer, was haben Sie mir mitzutheilen?“ begann der Advocat, der mit geübtem Blick des Menschenkenners die Physiognomie des alten Herrn studirte und zu dem Schluß kam, daß er hier leichteres Spiel haben werde, als er vermuthet hatte.

„Ich weiß nicht, Herr Doctor,“ erwiederte der Pfarrer, „wie viel oder wie wenig Sie von der beklagenswerthen Disharmonie dieses einst so glücklichen und beneideten Ehepaares wissen. Es steht uns auch nicht zu, über die tieferen Ursachen dieser Entfremdung zu urtheilen oder die verläumderischen Stimmen der Menge in den Bereich unserer Discussion zu ziehen. Leider scheint der Versuch, eine Aussöhnung herbeizuführen, wenig Aussicht auf Erfolg zu haben, hauptsächlich aus sachlichen Gründen, deren Wahrheit oder Unwahrheit wohl erst die Zeit aufklären wird. Wie die Dinge jetzt liegen, scheint eine zeitweilige Trennung der empfehlenswertheste Ausweg, um Schlimmerem vorzubeugen. Es ist meine Ueberzeugung, daß eine Wiedervereinigung später desto sicherer erfolgen wird; wenigstens liegt dies nicht im Bereich der Unmöglichkeit, falls sich gewisse traurige Voraussetzungen schließlich doch als ein Irrthum erweisen werden, was wir innig wünschen wollen.“

„Sie urtheilen mit christlicher Liebe, Herr Pfarrer, das muß man anerkennen,“ sagte der Advocat, doch war in dem Tone seiner Stimme eine leise Ironie nicht zu verkennen.

„Zu dem angegebenen Zweck also,“ fuhr der Pfarrer fort, „ist die gnädige Frau bereit, nicht nur in die zeitweilige Trennung zu willigen, sondern ihrem Gemahl auch die hinreichenden Mittel zur Reise, sowie zur Subsistenz in einem entfernten Lande zur Verfügung zu stellen.“

„Außerordentlich freigebig, das muß man gestehen!“ rief Doctor Borkrum und konnte kaum ein lautes Lachen unterdrücken. „Herr Mark besaß allerdings vor seiner Vermählung so viel wie nichts. Die gnädige Frau ist die Erbin des Rittergutes, das nach bekannter Schätzung immerhin seine zwölftausend Thaler abwirft, in guten Jahren sogar noch mehr.“

„Sie nehmen also an?“ fragte der

Pfarrer und sein Gemüth fühlte sich sichtlich erleichtert, so rasch und so glatt zum erwünschten Ziele gekommen zu sein, ohne die bedenklichen Motive dieser ungewöhnlichen und an sich vielleicht strafbaren Verhandlung nur berührt zu haben.

„Ich bitte gehorsamst," sagte der Advocat und sein Auge blitzte wie das eines Schützen, der den Pfeil auf seinen Bogen legt und die Entfernung bis zum Ziele mißt. „Bevor ich antworte, möchte ich mir einige Bemerkungen, will sagen, auch einige Fragen erlauben. Der gnädigen Frau scheint also an der baldigen Abreise ihres Gemahls, oder wie Sie es zart auszudrücken beliebten, an der zeitweiligen Trennung sehr viel gelegen zu sein — wir wollen das häßliche Wort Scheidung vermeiden."

„Ich leugne es nicht," sagte der Pfarrer vorsichtig, „ihr Frieden hängt wesentlich davon ab."

„Sie wollen sagen, ihre Gewissensruhe!" rief der Advocat, „ihre persönliche Sicherheit, ihre sociale Existenz! Nun, mein würdiger Herr, für so kostbare Güter, meine ich, kann man etwas mehr thun. Und somit verlange ich für meinen Clienten die volle Theilung der Revenuen. Bei einer zeitweiligen Trennung bleibt er ja ohnehin immer der Herr des Dominiums, und es wäre entwürdigend und sinnwidrig, diesen Herrn, so zu sagen, auf eine Art von Wartegeld, noch besser, auf ein Gnadengehalt zu setzen. Sie fühlen wohl selbst, daß diese Proposition eine Demüthigung einschließt, die durch nichts zu rechtfertigen ist. Außerdem noch eins. Sie reden von entfernten Ländern. Auch diesen Punkt verstehe ich nicht; ob Herr Mark in Deutschland bleiben oder seine Reise weiter ausdehnen will, steht wohl ganz bei ihm. Er hat durchaus keine Ursache, sich verstecken zu müssen und gleichsam — zu flüchten. Ich komme deshalb auf meine Forderung zurück und kann Ihnen mein Erstaunen nicht verbergen, daß Sie jenem ungebührlichen Vorschlage Ihr Wort leihen konnten."

Der Pfeil war abgeschossen und hatte sein Ziel erreicht.

Der alte Pfarrherr saß in wortlosem Erstaunen und schien ganz aus seinem „Concept" gebracht zu sein. Sollte dieser Herr Doctor wirklich die wahren Gründe der Trennung gar nicht kennen? Das war unmöglich. Um so mehr erbitterte ihn die Ungenirtheit, den Hauptpunkt — die geheime Schuld dessen, dem man doch zur Flucht verhelfen wollte, so frivol umgangen zu sehen. Und im Unmuth entfuhren ihm die Worte:

„Was muß ich hören, das sollte Herr Mark verlangt haben? Das ist empörend — das wäre eine Anmaßung — das müßte man — —"

„Erlauben Sie mir, mein Herr Pfarrer," unterbrach ihn der Advocat. „Herr Wolfram Mark, mein langjähriger Freund, ist ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes. Darauf muß ich Sie aufmerksam machen, um mir jede animose Aeußerung zu verbitten. Wozu auch wollen wir uns Sand in die Augen streuen oder mit verbundenen Augen nach dem Topfe schlagen. Sie kennen doch das Bauernspiel. Als Preis des Schweigens ist jene Bedingung noch sehr glimpflich. Herr Mark dürfte nicht blos die Hälfte der Revenüen, er könnte sie sämmtlich verlangen und seine Gemahlin würde keine Einsprache erheben dürfen!"

„Als Preis des Schweigens" — replicirte der alte Pfarrherr — „was wollen Sie damit sagen?"

„Mein Gott, das sind delicate Punkte," erwiederte der Advocat und pflückte eine blutrothe Nelke vom Rande des Beetes, welche er sich zierlich in das Knopfloch steckte. „Ich habe kein Recht und keinen Auftrag, diese Punkte zu erwähnen und unliebsame Vorkommnisse wieder aufzurühren, ein so billig denkender und frommer Mann, wie Euer Hochehrwürden, sollte das einsehen und auch mein Schweigen würdigen —"

Der Pfarrer starrte den zungengewandten Mann an, als rede dieser Sanscrit oder Chinesisch. „Ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr Doctor," sagte er dann in halber Verzweiflung.

„Glauben Sie denn," fuhr der Advocat fort, „daß unser Einer mit Vergnügen darein willigen wird, sich eine cause célèbre entwischen zu lassen, im Moment, wo sie reif wird? Nein, mein Herr Pfarrer. Sie mögen das nach religiösen Gründen beurtheilen: wir sehen die Sache mit weltlichen, mit strengeren Augen an, und ich sage, daß Gewissensangst und Gewissens-

nöthe schon manche verborgene Schuld unverhofft an den Tag gebracht haben. Es ist ganz gut, daß sich die Gerichte nicht in Alles mengen, und daß diese gefährliche Sache ruhig und sicher in unseren Freundeshänden liegt. Also machen Sie nur keine Umstände weiter. Die gnädige Frau wird noch erfreut sein, so billig davonzukommen und einen lästigen Mitwisser loszuwerden."

Der Pfarrer stand auf. „Ich muß Sie ersuchen, sich deutlich zu erklären, Herr Doctor, oder ich nehme meinen Hut und gehe."

Doctor Borkrum hielt den Pfarrer am Arme fest. „Sie sind allzu discret, Hochehrwürden, und andererseits doch auch wieder zu unvorsichtig. Nachdem Sie einmal zugegeben haben, daß der gnädigen Frau unendlich viel daran liegt, ihren Gemahl zu entfernen, haben Sie auch die Belastung ihres Gewissens damit constatirt."

„Was hätte ich zugegeben?" rief der Pfarrer, dem ängstlich zu Muthe ward, als befände er sich in einem dunkeln Raume, wo hundert Fußangeln, Fuchseisen und Selbstschüsse gelegt sind.

„Es ist an sich zwar nicht undenkbar," sagte der Advocat mit überlegenem Lächeln, „daß auch Sie getäuscht worden sind und von der ganzen Wahrheit noch keine Kenntniß haben. Mit nackten Worten also — Sie wissen unzweifelhaft, daß nicht sowohl eine Verstimmung, eine vorübergehende Mißhelligkeit, zwischen dem Ehepaare obwaltet, sondern daß ein Verbrechen vorliegt!"

Der Pfarrer sah den Advocaten mit festem Blick an, ohne ein Wort zu sagen.

„Ich wiederhole nun," fuhr Doctor Borkrum fort, „Herr Mark ist ein großmüthiger, feinfühlender Mann. Selbst wenn er den Verdacht hegen sollte, daß seine Frau in irgend einer Weise an dem Verschwinden des alten Herrn betheiligt gewesen — eine That, die — ich wiederhole es — zunächst ihr allein Vortheil brachte, er würde dennoch seinen Gedanken nie Worte leihen. Für solche Großmuth sollte man erkenntlich sein!"

„Nein, das geht zu weit!" rief jetzt der Pfarrer in heller Entrüstung. „Herrn Mark halte ich bei aller sittlichen Verkommenheit doch für zu ungeschickt, so die Sache vollkommen herumzudrehen! Ich protestire feierlich dagegen und verwahre mich auf das Entschiedenste gegen einen solchen Rabulistenkunstgriff, der Ihnen nun und nimmermehr gelingen soll und darf, mein Herr!"

Mit einem hastigen Schritt stellte sich der Advocat dicht vor den Pfarrer und faßte abermals seinen Arm.

„Um Erlaubniß, Herr Pfarrer, was wollen Sie mit dem Ausdruck sagen — die Sache vollkommen herumdrehen?"

„O, es ist empörend, es ist himmelschreiend," fuhr der Pfarrer fort, „eine edelmüthige, reine Frau so beschuldigen zu wollen, während gerade er eilen sollte bis an das Ende der Welt, wo ihn Niemand kennt — gerade er an seine Brust schlagen sollte: Herr sei mir armen Sünder gnädig! — gerade er ihr auf den Knien danken sollte, daß sie, die beklagenswerthe Tochter, den Anblick des Verbrechers so lange ertragen konnte, nachdem er ihr Lebensglück zerstört und seine Hand gegen seinen Wohlthäter erhoben hat. Und gegen diese Frau, die ihn aus Christenliebe dem Arme der Gerechtigkeit entziehen will, die ihm zur Flucht verhelfen will, ehe es zu spät ist — und gegen diese Frau sollte er die Stirn haben, mit einer solchen Anklage aufzutreten? — Er wage es nur, wir werden ihm mit einer schwereren Anklage antworten!"

„Das wird ja überaus pikant!" rief der Advocat und faßte den Pfarrer am Knopfe seines Rockes, „also Frau Gertrud hält ihren eigenen Gemahl für den Mörder des alten Herrn?"

„Sie nicht allein hält ihn dafür, sondern die ganze Gegend," sagte der Pfarrer, dessen Erregung sich mit jedem Worte steigerte, „sie hält ihn nicht nur dafür, sondern sie ist überzeugt aus hundert Gründen. Die erste Untersuchung war zu flüchtig, jetzt hat sich die Reihe der Indicien so vermehrt, daß die Wahrheit fast sonnenklar erscheint. Der geringfügigste Anlaß wird genügen, den Verbrecher zu fassen und den Armen der weltlichen Gerechtigkeit zu überliefern. Drum möge er sich beugen und die Hand der Retterin ergreifen, bevor wir in anderem Tone reden!"

Doctor Borkrum war mit großen Schritten inzwischen auf und abgegangen. Seine

Hände rieben sich fast wund, und sein bohrender Blick flog mit unglaublicher Geschwindigkeit von einer Himmelsgegend zur anderen. Jetzt trat er abermals vor den Pfarrer mit ausgespreiteten Füßen.

„Alles, was Sie sagen, klingt unglaublich, aber es ist jetzt nicht die Zeit, es zu prüfen. Um Eines jedoch bitte ich auf das dringendste. — Wollen Sie mir von jenen hundert Gründen nicht wenigstens einen oder zwei nennen. Die Sache interessirt mich jetzt ungemein."

„Zu welchem Zwecke wünschen Sie diese näheren Aufschlüsse?" fragte der Pfarrer, und ein unbestimmtes Mißtrauen wollte sich seiner bemächtigen.

„Zu welchem Zwecke" — und der Advocat mußte über diese Frage lachen — „natürlich um zu erforschen, ob Sie Wahrheit reden oder dieselbe verdunkeln wollen. Wir lassen uns mit leeren Beschuldigungen nicht so leicht ins Bockshorn jagen!"

„Wohl, so hören Sie," erwiederte der Pfarrer und nahm auf dem verlassenen Gartenstuhle wieder Platz. Dann erzählte er ihm Alles, was er von den Vorgängen jenes verhängnißvollen Tages nach den Mittheilungen Frau Gertrud's wußte; er beleuchtete die Verdachtsgründe, wie sie sich aus den Thatsachen ergaben, und wie ihr Zusammenhang sich nach der Meinung des Volkes, wie nach der Ueberzeugung der gnädigen Frau unumstößlich festgestellt hatte.

Doctor Borkrum hörte den Ausführungen des Geistlichen schweigend zu. Auf seinem wohlgenährten Silenengesichte blitzte und wetterleuchtete es wunderbar. Seine ursprüngliche cause célèbre sah er sich entrissen, unwiderruflich entrissen. Dafür aber tauchte eine andere herauf, und zwar eine viel bedeutendere. Wozu sollte er irgend welche Rücksichten nehmen und seinen langjährigen Freund schonen! Freund, pah! — Hatte er ihm nicht die Partie verdorben, die er niemals für eine verlorene angesehen, so lange Gertrud überhaupt ledig blieb. Wie wär's, wenn er sie, die bisher Glücklichen, jetzt Beide mit einem Schlage treffen konnte!

„Hören Sie, Herr Pfarrer," sagte er jetzt mit wichtigthuender Miene, indem seine fetten kleinen Finger auf der Steinplatte des Tisches unsichtbare Gegenstände von einer Stelle auf die andere zu setzen schienen. „Dieser Fall ist exorbitant — eine cause célèbre jedenfalls, wenn nicht so, doch so! — Ich möchte sagen: Sie haben mir die Sache unerwartet in anderem Lichte gezeigt, Sie haben meine Meinung verändert, ja Sie haben mich überzeugt. Je mehr ich mir die Sache zu Faden schlage, je mehr ich Mark's Benehmen prüfe — sein seltsam scheues Ausweichen, seine Unklarheit der Darstellung, sein Mangel an Sicherheit, ja selbst seine merkwürdige Schlauheit, daß er am selben Tage, wo die gnädige Frau sich Ihnen eröffnet, zu mir in die Stadt kommt, um die Klage durch eine Gegenklage, den Verdacht durch einen Gegenverdacht zu pariren — alles dies zusammengenommen muß ihn bedeutend graviren. Er erscheint als ein raffinirter Verbrecher, der mit Ueberlegung zum Werke schreitet, aber sich gerade durch das Uebermaß von Schlauheit verräth. Da zeigt es sich von neuem, daß die Menschheit in zwei große Klassen zerfällt, wie ich immer behauptet habe, in Verbrecher und solche, die es werden können. Ja, mein Herr Pfarrer, Jeder trägt seinen Teufel in sich, und es ist fast nur ein Zufall, wenn der Dämon gutartig bleibt und nicht zum Durchbruch kommt. Sie nennen das Erbsünde, und wir sind, wie Sie sehen, im Grunde ganz einverstanden. — Aber gesetzt auch, Herr Mark, dieser gefährliche Mensch, wäre wirklich unschuldig — wir müssen auch diesen Fall annehmen, so würde die Verhandlung sicher zu einem anderen unvorhergesehenen Resultat führen können — eine cause célèbre würde es dennoch. Sowohl, wer den Herrn vor das Gericht bringt, wie wer ihn dann siegreich vertheidigt — er muß und kann sich einen Namen dabei machen, einen berühmten Namen in den Annalen der Justiz! Aber — und nun komme ich zum Hauptpunkt — um den Proceß möglich zu machen, darf Herr Mark nicht abreisen, auf keinen Fall abreisen — im Gegentheil —"

Doctor Borkrum vollendete seinen Satz nicht, sondern stand eilfertig auf und schickte sich an, den Laubengang zu verlassen. In seinen Zügen arbeiteten zahlreiche, widerspruchsvolle, unternehmende Ideen und Erwägungen.

„Sagen Sie Herrn Wolfram Mark, meinem Freunde" — setzte er hinzu, indem

er sich noch einmal zu dem Geistlichen umwandte — „daß ich nichts für ihn thun könnte. Ich will ihn auch nicht weiter sehen. Nach den letzten Aufschlüssen, die ich erhalten habe, kann ich ihm nicht mehr mit gutem Gewissen dienen. Leben Sie wohl, Herr Pfarrer!"

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen, aber so leicht ließ ihn der alte Pfarrer nicht davon, der sich nun seinerseits ihm in den Weg stellte.

„Ich erschrecke, Herr Doctor, warum wollen Sie jetzt so plötzlich fort? Ich muß bitten, auf ein Wort noch zu bleiben!"

„Und was wünschen Sie denn noch?" fragte ungeduldig der Advocat.

Der alte Pfarrer nahm seine Hand. „Alles, was ich Ihnen mitgetheilt habe, ist Ihnen nur unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anvertraut worden. Ich rechne darauf, daß Sie die strengste Discretion beobachten, ja ich verlange ausdrücklich Ihr Wort darauf."

Der Advocat maß den armen alten Pfarrer mit eigenthümlichem Blick, in welchem sich Hohn und Schadenfreude spiegelten.

„Sollte man glauben," rief er dann, „daß ein christlicher Pfarrherr im Stande wäre, einem Verbrecher fortzuhelfen? Sehen Sie sich vor, Herr Pfarrer, Sie wagen ein gefährliches Spiel! Meine Ueberzeugung ist sogar, daß Beide schuldig sind, und daß man die gemeinschaftliche Schuld sich gegenseitig zuschiebt. Ich verspreche gar nichts! Leben Sie recht wohl!"

Damit hatte er sich losgerissen und eilte den Laubengang hinab, um das Freie zu gewinnen.

Das Herz voll Schrecken und Verzweiflung wollte der Pfarrer ihm nacheilen, allein bis er Hut und Stock und Handschuhe zusammengefunden, war Jener schon seinem Gesichtskreis entschwunden.

Wie Centnerlasten fiel es jetzt auf sein Herz, daß er geplaudert, daß er alle Vorsichtsmaßregeln außer Augen gesetzt und die Schleusen des Verderbens geöffnet habe. Indem er Frau Gertrud's Interesse wahren wollte, hatte er ihr tiefstes Geheimniß preisgegeben und die verborgene Schuld gleichsam an die große Glocke gehängt.

Sollte er jetzt Herrn Mark unter die Augen treten, um mit ihm direct zu verhandeln oder ihn wenigstens zu warnen? — er vermochte das Eine so wenig, wie das Andere. Um seine Gedanken zu sammeln, schlug der Pfarrer den Weg in das Feld ein. Erst nach einer Stunde fiel ihm ein, daß die gnädige Frau noch in seinem Studirzimmer harre. So kam es, daß er erst mit hereinbrechendem Abend auf der Pfarre eintraf. Wie ein von Furien Gejagter, oder als wenn er aus der Ferne sein eigenes Haus brennend gesehen hätte, war er gelaufen. In der That hatte er das unheimliche Gefühl, daß sich ein schweres drohendes Wetter über seinem und Herrn Mark's Haupte sammele, und daß jeden Augenblick der Donnerschlag herabzucken werde.

Sollte er nun Frau Gertrud warnen oder nicht? Durfte er sie in die bevorstehende neue Verwickelung hineinziehen oder war es besser, sie in Unkenntniß zu lassen? Der alte Pfarrer konnte keinen festen Entschluß fassen.

Wie mit brennendem Kopf kam er zur Pfarre und fand glücklicherweise seine schlimmste Befürchtung, daß seine Gattin inzwischen von der Anwesenheit der gnädigen Frau Kenntniß bekommen haben könne, nicht bestätigt. Die Thür war noch von innen verschlossen.

Schüchtern wie ein Knabe klopfte er an. Sofort öffnete sich die Thür, und Frau Gertrud streckte ihm beide Hände entgegen.

„Nun, mein lieber Herr Pfarrer, was bringen Sie mir? Sie sind recht lange ausgeblieben. Hoffentlich haben Sie eine Entscheidung herbeigeführt."

„Was ich bringe, gnädige Frau?" stammelte der alte Herr, „nichts bringe ich, gnädige Frau, gar nichts! Ich fürchte, Sie haben sich mit Ihrem Vertrauen an einen Unrechten gewendet. Ich muß dringend bitten, mich gänzlich aus dem Spiele zu lassen. Ich bin zu solchen Commissionen durchaus nicht zu brauchen. Ich bin unschuldig an Allem, was kommen kann. Ich habe Unrecht gethan, Ihnen Versprechungen zu machen, die ich doch nicht halten kann. Nein, nein, beginnen Sie nicht von neuem. Ich kann mich zu nichts verpflichten, zu gar nichts! Wenn Ihnen etwas an Ihrem Gemahle liegt, so reden Sie selbst mit ihm. Warnen Sie ihn vor dem Doctor Borkrum als seinem ärgsten Feinde. Sagen Sie ihm — nein, sagen

Sie nichts. Es kommt nie etwas Gutes dabei heraus, wenn man in eigenen Angelegenheiten Fremde zu Hülfe ruft. O, wären Sie doch nicht zu mir gekommen!"

Kopfschüttelnd hörte die arme Frau diese zusammenhangslosen Sätze an. Der alte würdige Herr schien ihr völlig confus geworden zu sein.

„Aber ich bitte Sie, erklären Sie mir doch!"

„Nichts kann ich Ihnen erklären, gnädige Frau; wie gesagt, warnen Sie Ihren Gemahl, schaffen Sie ihn fort, so schleunig als möglich. Weiter kann ich nichts sagen!"

„Ich hoffe doch, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbraucht haben?" rief Gertrud.

Aber der alte Herr antwortete auf diese Frage gar nicht. Sein würdiges Haupt sank auf die Brust. Dabei stammelte er etwas Unverständliches und machte convulsivische Bewegungen.

Mit einem Aufschrei stürzte Frau Gertrud aus der Thür und eilte zum Schlosse. Obwohl sie nicht ahnen konnte, was inzwischen geschehen, stand Eins klar vor ihren Augen, daß Verrath geübt worden, und daß Gefahr unmittelbar bevorstand. Leider kam sie zu spät.

Vor dem Portal des Schlosses standen zwei Gendarmen. Ohnmächtig sank Frau Gertrud bei diesem Anblick auf den untersten Stufen der Freitreppe zusammen und ward von den Männern des Gesetzes hineingetragen.

Vor einer Stunde war ein Telegramm an den Staatsanwalt der Hauptstadt abgegangen und zwar abgeschickt vom Oberamtmann von Schwelmroda.

Das Telegramm lautete:

„Herr Wolfram Mark, Besitzer des Rittergutes Ravensbeck, ist im Begriffe zu fliehen. Seine eigene Frau bezeichnet ihn als den Mörder ihres Vaters, der seit zwei Jahren verschollen. Neue Indicien scheinen in Menge vorhanden zu sein. Ich bitte um Verhaltungsbefehle."

Daß dieser Schritt auf leidenschaftliches Drängen des Doctor Borkrum geschehen, der sich ihm heute vorgestellt und im Weigerungsfalle gedroht hatte, selbst zu telegraphiren, davon stand im Telegramm nichts.

Nach einer Viertelstunde kam die Antwort aus der Hauptstadt zurück:

„Lassen Sie Wolfram Mark sofort verhaften und unter Bedeckung hierher transportiren. Seine Frau muß unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden, doch kann sie auf dem Schlosse verbleiben, nur darf sie dasselbe nicht verlassen."

Als Frau Gertrud ankam, war Wolfram bereits überfallen und im Wagen des Doctor Borkrum fortgebracht worden. Er hatte anfangs heftigen Widerstand geleistet, wie gegen einen Eingriff in seine Sicherheit und Freiheit. Als er jedoch den Befehl der Staatsanwaltschaft erfuhr, sowie den Grund, den ihm der Oberamtmann mit dürren Worten mittheilte, verwandelte sich sein Trotz in Ergebung. „Das habe ich seit lange vorausgesehen. Jetzt also endlich das Ende!" Und widerstandslos ließ er sich zu dem Wagen hinunterführen, auf dessen Bock ein Gendarm Platz nahm, während ein Zweiter sich neben Mark in den Wagen setzte.

Vor das Portal des Schlosses selbst wurden gleichfalls Gendarmen gestellt, und als die Bewohner von Schwelmroda am anderen Tage erwachten, vernahmen sie die große Kunde von der Verhaftung Mark's und der Einschließung Frau Gertrud's. —

Viele erfüllte diese Nachricht mit Schrecken, die Meisten mit einer Art von Befriedigung und Neugier, Wenige nur mit Empörung, jenes Gesindel aber, welches triumphirt, wenn über die Reichen und Angesehenen Unheil hereinbricht — mit offenster Schadenfreude, die sich sogar durch einen lärmenden Umzug durch den Flecken und bis vor das Schloß kundgab.

IV.

Wolfram Mark von Ravensbeck war also nun verhaftet, und die Voruntersuchung nahm ihren Verlauf, um genügendes Material für das Schwurgericht festzustellen.

Bevor wir die Ergebnisse der Voruntersuchung berichten, sei noch ein Blick auf den Doctor Borkrum gerichtet. Um das räthselhafte und ruchlose Benehmen dieses seltenen Freundes und Ehrenmannes erklärlich zu finden, muß man seinen Plan kennen, der in seiner Art nicht minder genial, als der des Judas war.

Im Grunde hielt Doctor Borkrum seinen Freund Wolfram Mark durchaus für unschuldig und die Indicien sämmtlich für ungefährlich und nichtsbeweisend; indessen waren sie immerhin so mannigfaltig und scheinbar gefährlich, daß sich ein bedeutender Proceß, eine cause célèbre daraus instruiren ließ. Gelang ihm dann die Vertheidigung, und er entwarf bereits im voraus die wirksamsten Redefiguren, die glühendsten Apostrophen, die witzigsten Antithesen — so war er mit einem Schlage ein berühmter Mann, und es gab keine Staffel im Staatsleben, die er dann nicht mit Leichtigkeit zu erklimmen hoffte. Jedenfalls wurde er der große Doctor Borkrum; wenn auch am guten Namen seines Freundes Mark ein Flecken haften blieb, so kümmerte ihn das wenig, so weit hatte der Gatte von Frau Gertrud so wie diese selbst eine Lection verdient; wurden sie aber mit Glanz freigesprochen und darauf rechnete Borkrum mit Sicherheit, so wurden sie ihm als ihrem Vertheidiger auf Lebenszeit Dank schuldig. Diese Aussicht kitzelte unsern Biedermann ganz besonders, der hier nicht zwei, sondern ein ganzes Dutzend Fliegen mit einer Klappe zu schlagen hoffte, dabei aber außerdem Ursache fand, sich selbst für einen edlen Mann — mindestens für einen „verfluchten Kerl" zu halten, eine Wohlthat, die ihm nicht allzuhäufig zu Theil wurde.

So ungefähr war der stille Calcul des Herrn Doctor, der sich über den genialen Einfall, seinen „Freund" verhaften zu lassen, alle Tag hundertmal ins Fäustchen lachte.

Leider kam die Sache ganz anders, als sich der überschlaue Doctor Borkrum geträumt hatte. Wie es zu gehen pflegt, entfesselte jetzt die wirkliche Verhaftung alle Zungen. So lange die Justiz ihn nicht angetastet, hielt der scheue Respect vor dem Gutsherrn und die Wahrscheinlichkeit eines unverschuldeten Unglücks alle Gegner im Bann, obwohl die Zahl der Letzteren durch das erbitternde Benehmen Mark's in letzter Zeit täglich wuchs und die frühere leidenschaftliche Parteinahme der Gemeinde für die Gutsherrschaft längst in ihr Gegentheil verkehrt worden war.

Jetzt aber, wo jener Bann und Zauber gebrochen war, rauschte es wie eine wilde Hochfluth von Anklagen, Beschuldigungen und Denunciationen heran. Jedermann im Flecken wollte etwas Neues, Furchtbares und Geheimnißvolles wissen. Und es meldeten sich jetzt freiwillig so viele zur Vernehmung, daß die Voruntersuchung Mühe hatte, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden.

Als die bedeutendsten unter den Belastungszeugen stellten sich allmälig folgende heraus, und es kann nicht geleugnet werden, daß die Geschichte der Vorgänge an jenem verhängnißvollen Tage des 13. Juli sich jetzt wesentlich vollständiger und zum Theil verändert herausstellte, als sie bis dahin und früher bekannt gewesen war.

Der erste Hauptzeuge war ein Oberknecht, welcher schon Jahre zuvor mit Wolfram Mark zusammen gedient hatte. Nachdem der Letztere jenes Verhältniß mit der Tochter des Herrn angeknüpft und sie geheirathet hatte, versuchte Joseph Gruber — dies war der Name des Oberknechtes — den alten vertraulichen Ton nicht nur fortzusetzen, er mißbrauchte auch offen die Nachsicht des neuen Herrn, dem zuletzt nichts übrig blieb, als den frechen Burschen Knall und Fall davonzujagen.

Dieser ehemalige Oberknecht gab an, daß an jenem verhängnißvollen Tage Wolfram Mark, der damals entlassen war, heimlich im Gartenhause erschienen sei und sich dort mit Fräulein Gertrud eingeschlossen habe. Er kam waffenlos, trug aber eine Büchse, als er gegen Abend dem Herrn Erdmann-Ravensbeck in den Wald nachfolgte.

Der zweite Zeuge war jene Beschließerin, die früher ebenfalls in Diensten auf Schloß Ravensbeck gestanden und die Herrschaft mit Fräulein Gertrud eigentlich getheilt hatte. Diese Dame, äußerlich ein robustes Frauenzimmer von wenig anziehendem Reiz — habe, so sagte man, ein Auge auf den Verwalter Wolfram Mark gehabt, sie behauptete sogar, ein Eheversprechen von ihm zu besitzen, konnte dieses Vorgeben aber durch nichts beweisen. Seitdem das gnädige Fräulein selbst sich mit dem Verwalter eingelassen, geberdete sich diese Person wie rasend und es war vorauszusehen, daß sie die Gelegenheit, Rache zu nehmen, jetzt nicht vorübergehen lassen werde.

Sie gab an, daß Wolfram Mark in

der jenem Unheilstage folgenden Nacht noch einmal auf dem Rittergute erschienen sei; sie habe zufällig einige vergessene Stück Wäsche von der Bleiche im Garten heraufgeholt und bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß Mark um das Herrenhaus herumgeschlichen sei und in die Hand geklatscht habe. Darauf habe ihn Fräulein Gertrud selbst eingelassen. Neugierig habe sie einige Zeit gewartet und bemerkt, daß Mark nach Verlauf einer Viertelstunde das Gut wieder verlassen habe und wie ihr schien, in anderen Kleidern. Fräulein Gertrud aber habe noch in selber Nacht irgend etwas gewaschen. Gleich nach der ersten Untersuchung sei sie plötzlich aus dem Dienst entlassen worden, weil man vorgegeben, daß ein Dutzend silberner Löffel fehle, in Wahrheit, weil sie um jene Vorgänge gewußt und nicht geschwiegen habe. Seitdem sei sie nach Habichtshausen gezogen.

Diesen Angaben schloß sich eine Reihe von Aussagen von Knechten, Mägden, Viehtreibern und Tagelöhnern, bis herab zum Gemeindehirten an. Aus allen ging hervor, daß das Ehepaar von Anfang an in Unfrieden gelebt, und daß von Zeit zu Zeit leidenschaftliche Auftritte zwischen ihnen stattfanden. Herr Mark sei meist betrunken gewesen und Frau Gertrud habe sich vor ihm gefürchtet. Ob es zu thätlichen Mißhandlungen gekommen, wußte Niemand mit Bestimmtheit anzugeben, aber die allgemeine Annahme war dafür.

Schon schien es, als ob nach diesen an sich wenig werthvollen Depositionen die Voruntersuchung abermals im Sande verlaufen wolle, als die Aussagen zweier fremder Zeugen neues Licht verbreiteten.

Der erste war Herr von Conring, welcher außer der Wiederholung jenes ersten Auftrittes mit Herr Erdmann-Ravensbeck im Walde angab, daß er am späten Abend des oft besprochenen 13. Juli zufällig in der Nähe des Flußufers auf dem Stromdamme sich befunden habe. Er wisse sich deutlich zu erinnern, daß er dort einen Schuß gehört habe. Dem Schalle nachgehend habe er am Fuß einer hohen Pappelweide einen Menschen bemerkt, der etwas zu vergraben schien. Beim Leuchten eines Blitzes glaube er mit Sicherheit Wolfram Mark erkannt zu haben mit dem Jagdhunde vom Rittergute, der von Zeit zu Zeit ein klägliches Geheul hören ließ.

Man grub an dem bezeichneten Baume nach und fand einen alten Ueberrock mit Schnüren nebst einer grünen Jagdmütze. Beide Kleidungsstücke wurden einstimmig als dem Herrn von Erdmann-Ravensbeck gehörig anerkannt. Von einer Leiche jedoch war keine Spur aufzufinden, und drängte die Vermuthung sich von selber auf, daß der Körper des Entseelten nach verübtem Mord ausgeraubt und in die Fluthen des Stromes geworfen worden sei. Jener Jagdhund, welcher seitdem oft an jener Stelle gesehen worden, wurde kurze Zeit darauf, wie es hieß, aus Versehen von Wolfram Mark erschossen.

Der zweite auswärtige Zeuge war der Pfarradjunct Jacobi von Habichtshausen, derselbe, welcher in der letzten Osterwoche für den erkrankten Pfarrer von Schwelmroda vicarirt hatte. Dieser gab an, daß am selben Tage des Unheils und zwar Vormittags schon der alte Herr Erdmann-Ravensbeck bei ihm erschienen sei und ihm eine Art offenes Testament habe anvertrauen wollen. Es sei möglich, habe er gesagt, daß ihm etwas Menschliches passiren werde, und daß er eines Tages nicht mehr da sei. In dem Testament sei seine Tochter enterbt gewesen; abgesehen von einem schmalen auf sie fallenden Pflichttheil sei das baare Geld in verschiedenen Legaten an die Dienerschaft und an die Ortsarmen vermacht worden. Das Rittergut selbst war dem Fiscus verschrieben worden. Auf seine Einwendung, daß das Testament nur dann Gültigkeit haben werde, wenn es notariell legalisirt worden sei, habe Herr Erdmann-Ravensbeck das Papier wieder mitgenommen, aber versprochen, ihm dasselbe am Abend desselben Tages und zwar legalisirt wiederzubringen. Auf seine zweite Frage, warum er sich nicht an den Pfarrer seines Orts wende, habe er geäußert, daß dieser nicht sein Freund sei; alles in allem habe er den Eindruck eines Mannes gemacht, der mit dieser Welt abgeschlossen habe. Lange habe er, der Pfarradjunct, am Abend auf Herrn Erdmann gewartet, aber derselbe sei nicht wiedergekommen.

Als Ergänzung zu dieser Angabe ward constatirt, daß der alte Herr allerdings jenen Abend in Habichtshausen gewesen

war und zwar im Wilden Mann, wo er hastig eine Flasche Wein getrunken und ziemlich viel Geld gezeigt habe. Gegen acht Uhr sei ein Holzschiff auf dem Strom vorübergekommen, aber Herr Erdmann sei damals schon fort gewesen. Noch wollte man sich erinnern, daß zwei Strolche dem alten Herrn nachgegangen seien, offenbar nicht in der besten Absicht, aber sie seien gewiß zu nichts gekommen, im Gegentheil hätten sie einige Tage nachher in einer Branntweinschenke erzählt, daß sie ebenfalls einen Schuß gehört hätten und nicht lange darauf einem Mann mit einem Jagdhunde begegnet wären, der sie hätte stellen wollen. Aber der Mann, den sie in der Dunkelheit nicht erkennen konnten, habe den Hund zurückgerufen und sei im Walde verschwunden.

Diesen Belastungszeugen gegenüber fanden sich nur zwei Entlastungszeugen; aber leider dienten ihre Aussagen nur dazu, wider ihren Willen das Gewicht jener ersten Indicien zu verstärken. Der Erste und Einzige, welcher zu Gunsten Wolfram Mark's sprach, war der Holzhändler Petermann aus der Hauptstadt.

Er erzählte nochmals, wie er sich am Nachmittag jenes 13. Juli des verzweifelten jungen Mannes angenommen habe, welche Anerbietungen er ihm gemacht und welche abweisende Antwort er erhalten habe.

Leider klang diese Antwort: „Zuerst muß man sich selber helfen!“ nicht blos abweisend, sondern sogar drohend. Wenigstens wollte dies der Untersuchungsrichter finden, und ersuchte den Holzhändler fortzufahren. Dieser erzählte nun, daß Wolfram Mark trotz seiner Absage einige Tage darauf doch zu ihm in die Stadt gekommen sei, um bei ihm einzutreten. Er sei ihm scheu, wortkarg und niedergedrückt vorgekommen, sei wenig ausgegangen und habe mit Niemand verkehrt.

Auf die Frage des Richters, ob er nie daran gedacht habe, daß es die Absicht Mark's gewesen sein könne, sich bei ihm eine Zeit lang unsichtbar zu machen, bis über den Vorfall Gras gewachsen sei, erschrak der Holzhändler sichtlich und sagte, er selbst habe über das Verschwinden des alten Herrn niemals einen Verdacht gehegt, gab jedoch zu, daß Mark auch bei ihm sich nicht ganz sicher gefühlt habe, denn er habe öfter von Abreisen gesprochen und ihm für diesen Fall eine Summe von tausend Thalern zur Aufbewahrung übergeben. Aber aus der Abreise sei nichts geworden, weil Gertrud selber in die Stadt gekommen. Was Beide mit einander geredet, sei ihm unbekannt geblieben, und er habe dem jungen Mann Glück gewünscht, als er den Tag darauf wieder nach Ravensbeck gezogen sei.

Als die Leute des Holzhändlers verhört wurden, fand sich übrigens eine alte Frau, die damals krank im anstoßenden Zimmer lag und Einiges von dem, was Wolfram und Gertrud mit einander geredet, vernommen haben wollte. So habe Wolfram gesagt: „Du wirst sehen, wenn ich wiederkomme, so stürze ich uns beide, dich wie mich, ins Unglück,“ und Gertrud habe erwiedert: „Wer kann dir etwas beweisen? Deine Unschuld müßte an den Tag kommen und wenn ich, die Tochter, dich wähle, so bist du dadurch schon von jedem Verdacht frei. Ich bin dir das schuldig, wie du mir die Ehe, du weißt warum.“

Endlich ward auch der alte Pfarrherr von Schwelmroda verhört. Er konnte Beiden nur das beste Zeugniß geben, doch unglücklicherweise mußte er einräumen, daß Frau Gertrud gegen ihren eigenen Gatten die schwere Anklage erhoben habe, daß er der Mörder ihres Vaters sei.

So schlugen selbst die Depositionen der Entlastungszeugen zum Unheil für den Angeklagten aus, und am allerwenigsten vermochte Wolfram's Benehmen die gravirenden Aussagen der Belastungszeugen zu entkräften.

Auf die Frage, ob er aus dem Gartenhause damals ein Gewehr mitgenommen habe, mußte er bejahend antworten, ohne daß er einen genügenden Grnnd angeben konnte, weshalb er es gethan habe.

Auf die Frage, ob er jene Kleidungsstücke vergraben habe und wie diese Thatsachen mit anderen im Zusammenhange ständen, erwiederte er, daß er den Ueberrock sammt der Jagdmütze am Flußufer gefunden habe und zwar Beides bewacht von dem alten Jagdhund. Er habe damals geglaubt und glaube es noch, daß der alte Herr verunglückt sei, denn das Hochwasser sei am nämlichen Tage eingetreten und so sei es auch erklärlich, daß die Leiche fortgespült worden sei und nicht

mehr habe aufgefunden werden können. Die Kleidungsstücke habe er vergraben, weil sie die Annahme erweckten, als liege ein Selbstmord vor, eine Möglichkeit, deren Bekanntwerden er verhindern wollte, weil die Leute diesen Schritt als aus Kummer um seine Tochter gedeutet haben würden.

Weiter gab er an, daß er allerdings seine Kleider gewechselt habe, weil er sich beim Graben beschmutzt habe und außerdem vom Flußdamme abgeglitten sei, wobei auch seine Büchse sich von selbst entladen habe.

Die Frage, weshalb er beim Holzhändler Petermann eingetreten sei, beantwortete er wie früher schon, er könne doch nicht aus dem fremden Unglück sein eigenes Glück machen. Das deponirte Geld sei sein Erspartes gewesen und den Hund habe er erschossen, weil er wiederholt jene Kleidungsstücke aufgegraben habe. Als ein Beisitzer des Gerichts die Frage einwarf, ob er den Hund nicht vielmehr erschossen habe, weil das Thier vielleicht die Stelle kenne, wo der Leichnam selbst verscharrt liege, lachte Wolfram Mark fast auf. „Halten Sie mich für so unsinnig, die Kleider dann noch besonders an einem anderen Orte zu vergraben? und wozu sollte ich Jenes befürchten, wenn es wahr wäre, wie Sie ja durchblicken lassen, daß ich den Leichnam dem Wasser übergeben hätte."

Auf die Schlußfrage, wie er sich den Hergang des Verunglückens des alten Herrn denke, erwiederte er: „Das läßt sich schwer sagen. Die Nacht war dunkel und das Hochwasser stand an Stellen, die sonst trocken und ungefährlich sind. Möglich, daß der Herr, wie ich auch, vom Damme abgerutscht ist und dabei seine Mütze und den Ueberrock, den er über den Arm trug, verloren hat. Ueber den Selbstmord kann ich mich nicht aussprechen, da mir die Gebräuche bei solchen Liebhabereien unbekannt sind." Dies war sein letztes Wort, und bei ferneren Fragen, die man an ihn zu stellen suchte, wurde er aufgebracht und jähzornig, zuletzt stumpfsinnig und gleichgültig. „Macht mit mir, was ihr wollt!" rief er und gab keine Antwort mehr.

Frau Gertrud wurde in Schwelmroda ebenfalls vernommen, doch mit wenig Erfolg. Charakteristisch war, daß sie, als man ihre eigene Beschuldigung und Aussage gegen ihren Gatten geltend machte, Alles ableugnete oder höchstens für ein Mittel erklärte, um von ihm loszukommen, denn er sei ihr widerwärtig geworden. Im zweiten Verhör widerrief sie auch dies und erklärte, sie verdiene einen Mann wie Wolfram Mark nicht. „Ich sah, er litt durch mich," sagte sie, „und wollte ihn von mir befreien." Sie verwünschte den alten Pfarrer als Plaudertasche und sich selbst als eine launische Person. Den Vorfall im Theater von Habichtshausen, wie die ganze Kette von Thatsachen, die sich aus der Untersuchung ergaben, erklärte sie als boshafte Erfindungen ihrer abgewiesenen Freier, die es ihr nicht verzeihen konnten, daß sie den Verwalter ihnen vorgezogen. Kurz, das Verhör war völlig resultatlos. Man zog die Wachen vor dem Schlosse zurück, behielt aber die gnädige Frau unter strenger Aufsicht, so wenig dies nothwendig war. Gertrud's früheres Selbstgefühl war gebrochen, sie machte in diesen Tagen eine dornenvolle Schule durch, und wenn gewisse Stimmen recht hatten, welche früher behaupteten, daß sie sich nur deshalb für den einfachen Verwalter entschieden habe, weil dieser Brave am leichtesten zu lenken und ihrer Herrschsucht in seinem lebenslänglichen Dank am wenigstens entgegentreten werde — so hatte diese Berechnung sich furchtbar gerächt. Frau Gertrud gab sich übrigens mit dem resultatlosen Verhör keineswegs zufrieden. Sie bestürmte die Richter mit fortwährenden dringlichen Gesuchen um eine Unterredung mit ihrem Manne, dann mit angeblich neuen Aufschlüssen, die aber nicht neu waren, sondern nur das bestätigten, was man schon wußte. Endlich wandte sie sich sogar an die Minister und suchte Zutritt beim Landesherrn zu erlangen. Da ihre Motivirung aber keine neuen Momente brachte, schlug man diese Gesuche ab und ließ sie überhaupt nicht vor. So blieb der Unglücklichen zuletzt nichts übrig, als die Hoffnung auf das Schwurgericht und auf die Confrontation

Und das Schwurgericht, vor welchem diese cause célèbre, die in Stadt und Land das höchste Aufsehen erregte, verhandelt werden sollte, trat zusammen.

Doctor Borkrum, der, wie wir wissen,

das Ganze schlau arrangirt hatte, sah sich allerdings die Geister, welche er beschworen, über den Kopf wachsen, aber er rechnete nach darauf, daß er unfehlbar siegen müsse. War doch die Hauptsache, der Leichnam des Verunglückten oder Ermordeten, nicht aufgefunden. Und wie Judas rechnete er darauf, daß Freund Mark sich im letzten Augenblicke von allen Beschuldigungen werde reinigen können, wenn er nur wollte. Im schlimmsten Falle, das heißt, wenn wirklich seine Schuld erwiesen werden sollte, hatte er wenigstens seine Pflicht gethan und daß dann sein Nebenbuhler, der glücklicher als er gewesen, zu Grunde ging, kümmerte ihn, wie gesagt, wenig, kurz, Doctor Barkrum war mit sich zufrieden, denn er mußte auf allen Seiten gewinnen.

Den ganzen Gang der Schwurgerichtsverhandlung, welche eine ganze Woche in Anspruch nahm und unter ungeheuerem Zulauf aus Nähe und Ferne stattfand, zu berichten, würde den Rahmen der Erzählung weit überschreiten.

Es genügt, einige Momente daraus hervorzuheben; zunächst einige Kreuzfragen und einige zufällige neue Erhebungen.

Man fragte den Freiherrn von Conring, weshalb er jene Angaben über das Vergraben der Kleider nicht sofort, sondern erst beinah zwei Jahr nachher gemacht habe. Er gerieth dabei in Verwirrung, suchte sich erst damit zu entschuldigen, daß er vor zwei Jahren eine größere Reise angetreten, endlich mußte er zugeben, daß er bereits selbst an jenem Orte nachgegraben und wußte, daß dort kein Leichnam, sondern nur einige Kleidungsstücke zu finden seien. — Der Pfarrer von Habichtshausen mußte ebenfalls seine Angaben wiederholen. Dabei ergab sich der Widerspruch, daß er Herrn Erdmann-Ravensbeck am Abend erwartet habe, dieser aber wirklich in Habichtshausen gewesen sei. Warum sollte er ihn nicht aufgesucht haben, zumal jetzt durch neue Erhebungen festgestellt war, daß der alte Herr am Nachmittag wirklich in der Stadt war und jenes Testament bei einem Notar hatte legalisiren lassen. Außerdem deponirte ein Banquier, daß am selben Nachmittage des 13. Juli Herr Erdmann-Ravensbeck eine beträchtliche Anzahl von Werthpapieren bei ihm in baar umgesetzt habe. Es war also klar, daß er am Abend mit dem Testament in der Tasche, sowie mit vielem Gelde versehen jenen Weg angetreten hatte. Der Pfarrer aber beharrte auf seiner Angabe, und es blieb somit nur die Annahme übrig, daß Herr Erdmann-Ravensbeck nur durch einen Dritten an der Ausführung seines Vorhabens verhindert worden sei. Daß er es selbst aus Reue freiwillig unterlassen, konnte Niemand für wahrscheinlich halten.

Von Wichtigkeit war beim ferneren Verlauf der Verhandlung zuerst das Benehmen des Angeklagten den Zeugen gegenüber, dann seine Confrontation mit seiner Frau, endlich ein unerwarteter Zwischenfall und schließlich die Vertheidigung des Doctor Barkrum.

Was das Erste betraf, so hielt sich Wolfram Mark kurz und vornehm, seine Angaben waren dieselben wie in der Voruntersuchung, seine Ausdrucksweise ruhig und gemessen, so daß man behaupten konnte, daß sein erster Eindruck auf die Geschworenen ein entschieden günstiger war. Leider hielt dieser Eindruck nicht Stich. Als Frau Gertrud nämlich auftrat — bleich wie der Tod, zuckte Wolfram heftig empor, und sein ganzes Wesen gerieth in wilde leidenschaftliche Bewegung.

„Ich schwöre bei Gott und seinen Heiligen," sagte sie, „ich komme, um feierlich jede Beschuldigung gegen meinen Herrn und Gatten zurückzunehmen. Habe ich dergleichen Aeußerungen gethan, so war es eine Verirrung, eine unselige Verblendung, die ich bereue; ebenso bereue ich, daß ich mich hinreißen ließ, wieder die Verwaltung des Gutes zu übernehmen und dadurch alle Zerwürfnisse zwischen ihm und mir vorbereitet zu haben."

Jetzt aber brach der Zorn des Angeklagten unaufhaltsam los.

„Sparen Sie jede Mühe, gnädige Frau," rief er. „Ich danke gehorsamst jetzt für Ihre Großmuth. Sie allein haben mir diese Schmach und Schande angezettelt. Von Ihnen allein ging das erste Signal des Verdachts aus, weil Sie mich satt haben, weil Sie es bereuen, sich einst mit dem Verwalter eingelassen zu haben, der Ihnen gut genug war zu einer verführerischen Laune. Nun, ich wünsche Ihnen aufrichtig Ihre Freiheit zurück und bitte um Entschuldigung, daß ich einige Jahre Ihres kostbaren Lebens Ihren

Standesgenossen entzogen habe. — Bin ich todt oder im Gefängniß, so sind Sie frei und können heirathen, wen Sie wollen. Sie sind ja jetzt doppelt interessant, und an Bewerbern wird es Ihnen nicht fehlen. Ihre süßen Worte von Reue und Widerruf täuschen Niemand, mich am wenigsten, denn man durchschaut die Absicht, vor diesen Schranken als edle Dulderin erscheinen zu wollen. Pfui über solche elende Komödie!"

„Wolfram!" rief Gertrud außer sich. „Du hast kein Recht, so zu mir zu reden! Du nennst mich deine Verführerin, mich in meinem grenzenlosen Elend! Das ist namenlos, das ist —" hier verlor sie die Sprache und sank erschöpft zusammen. Auf einen Wink des Präsidenten wurde die Unglückliche hinweggebracht. Außerdem machte er bemerklich, daß dieser Zwischenfall von keinerlei Gewicht sei, denn das Zeugniß der Ehefrau hätte keine juristische Gültigkeit, weder im günstigen, noch im ungünstigen Sinne. Diese Bemerkung war insofern wirkungslos, als der moralische Eindruck des Benehmens Mark's ein höchst peinlicher war. Man verglich seine rücksichtslose, schneidende Sprache mit der Großmuth und Selbstverleugnung seiner Gattin, und sämmtliche Geschworene, sowie die Zuhörer auf den Tribünen waren in höchstem Grade erbittert.

Wolfram Mark gab von jetzt an keine Antwort mehr. Allen weiteren Fragen gegenüber, die man ihm stellte, verharrte er in stolzem, starrem Schweigen, die Arme über der Brust verschränkt und den Blick zu Boden gerichtet. Nur zuletzt, als man ihn fragte, ob er keine Bemerkung mehr zu machen habe, richtete er sich in seiner ganzen Größe auf und sagte mit donnerndem Tone:

„Wozu fragen Sie mich! Die Allwissenheit jener Bierbankrichter," und er wies dabei auf die Geschworenen, „ist genügend. Wie sie es ausgemacht haben hinter dem Ofen oder beim Schoppen, so muß es wohl sein. Scheine ich ihnen unschuldig, so bin ich es, scheine ich schuldig, so bin ich es auch! Wonach sonst wollt ihr urtheilen, blöde, sterbliche Menschen, als nach dem Schein allein! Die Wahrheit weiß nur Gott im Himmel. Habt ihr Lust und Muth, ihm in sein Metier zu pfuschen, so tragt auch die Verantwortung, mich ekelt solches Schauspiel an, und jedes Wort reut mich, was ich an euch verschwendet habe. Macht ein Ende und krönt euer Werk! Auf ein Opfer mehr oder weniger kommt es ja nicht an in eurem Musterstaat und was ist billiger als ein Menschenleben!"

Der Eindruck dieser insolenten Worte war unbeschreiblich. Wenn es die Absicht Wolfram Mark's gewesen wäre, jeden letzten Tropfen von Sympathie zu verschütten, so hatte er diesen Zweck vollständig erreicht.

Kaum hatte der Staatsanwalt nothwendig, die nun aufgehellten Thatsachen an einander zu reihen, um seine Anklage in evidentester und vernichtendster Weise zu begründen. — Zuerst der dringende Wunsch, Gertrud die Verstoßung aus dem Vaterhause zu ersparen, dann die halb drohende Aeußerung Mark's zum Holzhändler, man müsse sich zuerst selbst helfen, die heimliche Entwendung der Waffe, die Verfolgung in den Wald, die drohende Enterbung durch das notariell ausgefertigte Testament, der Schuß, welcher von drei Zeugen gehört worden war, dann die Vergrabung der Kleider, das Wechseln des Anzuges, die Flucht in die Stadt, die Beseitigung des Hundes als eines lästigen Zeugen, die Deponirung der bedeutenden Summe, deren Erwerb nur unvollständig nachgewiesen, endlich die unglückliche Ehe, deren Segen von der andauernden Gewissensangst untergraben und täglich vergiftet wurde — zum Gipfel aber die verhängnißvolle Theaterscene, wo sich der Finger Gottes offenbart und das böse Gewissen öffentlich verrathen hatte, am letzten Tage schließlich die beabsichtigte Flucht und Auflösung der Ehe — am nämlichen Tage das Geständniß der Frau vor dem Pfarrer — alle diese Momente bildeten einen so unzerreißbaren klaren Zusammenhang, daß der Umstand — das Fehlen des corpus delicti, das Verschwinden der Leiche, von keinerlei Bedeutung mehr war.

Aber auch dieser letzte Punkt, worauf die Vertheidigung sich hauptsächlich zu stützen hoffte — das Fehlen des Leichnams sollte durch einen unerwarteten Zwischenfall beseitigt werden. Am selben Tage nämlich, wo der Staatsanwalt sein Plaidoyer schloß, lief eine Nachricht von Will-

mannshofen ein, einem Ort, der zehn Stunden unterhalb Schwelmroda am nämlichen Flusse lag — und zwar besagte die Nachricht, daß man allerdings vor zwei Jahren einen unbekannten männlichen Leichnam aus dem Strome gefischt habe. Da derselbe sichtlich schon lange im Wasser gelegen und völlig unkenntlich geworden sei, so habe man ihn sofort begraben. Da der Ortsvorsteher von Willmannshofen damals gestorben und ein neuer noch nicht erwählt worden, sei die Anzeige zufällig unterblieben und die Sache bald darauf in Vergessenheit gerathen.

Man gab sofort zwar Befehl, jenen unbekannten Leichnam wieder auszugraben und sogar eine Obduction zu veranstalten, aber die lange Zeit hatte bereits an dem verstümmelten Leichnam derart ihr Recht geübt, daß eine Feststellung der Identität des Leichnams mit der Person des alten Erdmann-Ravensbeck schlechterdings nicht möglich war, ohne daß deshalb die hohe Wahrscheinlichkeit jener Annahme im mindesten erschüttert wurde.

Am folgenden Tage nahm der Staatsanwalt sein Plaidoyer wieder auf, indem er diesen Nachtrag anschloß und beiläufig bemerkte — wenn nun diese ganze Kette von Thatsachen dennoch nicht genüge, so gebe die frivole Verhöhnung der Geschworenen von seiten des Angeklagten, sein unverkennbarer Trotz, sein nichtswürdiges Benehmen gegen seine edelmüthige Frau, die Alles durch ihn verloren, sein verstocktes Schweigen endlich hinlänglich die moralische Gewißheit des Schuldbewußtseins, und seine zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen den Ausgang sei nichts als die bekannte Verzweiflung des Verbrechers, der Alles verloren sieht und seine Flinte ins Korn wirft.

Unter diesen Umständen und gegenüber der meisterhaften unerbittlichen Logik des Staatsanwalts machte die versuchte Vertheidigung des Doctor Borkrum einen geradezu jämmerlichen Eindruck. Lächerlich war seine fast ängstliche Apostrophe an den Angeklagten, ihn, den Vertheidiger, der bis dahin fest an seine Unschuld geglaubt habe, nun nicht im Stiche zu lassen und sich gleichsam freiwillig preiszugeben. Lächerlich ferner war das beschämende Geständniß, daß er selbst theilweise die Verhaftung des Angeklagten veranlaßt habe, in der Hoffnung, ihn durch offenen Proceß aus einem Gewebe von heimlichen Gerüchten herauszureißen und ihm Gelegenheit zu geben, seine Unschuld vor aller Welt zu beweisen. Lächerlich endlich war der Versuch, andere Möglichkeiten innerhalb des Thatbestandes anzunehmen und das Ende des alten Herrn durch ein zufälliges Unglück oder einen Selbstmord zu erklären. Schließlich verwickelte er sich dergestalt, daß er stecken blieb und keinen rühmlicheren Ausweg sah, als sich in einen Strom von Vorwürfen gegen den Angeklagten zu ergießen, daß dieser ihm vieles Wichtige verschwiegen habe. Hätte er den wahren Zusammenhang der Dinge gekannt, so würde er sich durch nichts in der Welt haben bewegen lassen, die Vertheidigung einer solchen verlorenen Sache anzunehmen.

Die Geschworenen zogen sich zurück und erschienen schon nach einer Viertelstunde wieder. Auf die Frage des Präsidenten, ob Angeklagter schuldig, den Herrn Erdmann-Ravensbeck ermordet zu haben, antwortete der Obmann der Geschworenen: Schuldig! Die Nebenfrage, ob mildernde Umstände anzunehmen seien, ward verneint.

In Folge davon verurtheilte der Gerichtshof den Wolfram Mark, Gutsbesitzer von Ravensbeck, zum Tode.

Die Frage, ob der Angeklagte an die Gnade des Regenten appelliren wolle, beantwortete er mit geringschätzigem Achselzucken. Er nahm das Urtheil wie etwas hin, das sich von selbst verstände und was er durchaus nicht anders erwartet habe. Und seine trotzige Haltung und geringschätzige Miene behielt er auch, als er abgeführt wurde.

Nun war auch der leiseste Zweifel an der Schuld des Verurtheilten überwunden, wenn überhaupt ein solcher Zweifel noch vorhanden gewesen war.

Das Resultat aber dieser interessanten Verhandlung fand in der urtheilsfähigen Presse, in der ganzen Stadt, sowie in der Bevölkerung von Schwelmroda die einstimmigste Billigung. Frau Gertrud wurde bemitleidet, und die wunderbaren Wege der Vorsehung, der „Finger Gottes,“ welcher die verborgene Schuld aufgedeckt, wurde in weltlichen, wie in frommen Blättern, in allen Tonarten gepriesen.

Seitdem das Urtheil gefällt worden, waren Wochen auf Wochen, ja beinah drei Monate vergangen, aber der Justizminister zögerte immer noch, das Urtheil dem Regenten zur Bestätigung vorzulegen und es vollstrecken zu lassen. Der Grund seiner Zögerung war bekannt; es war nicht etwa ein Zweifel an der Gerechtigkeit des Urtheils und an der Schuld des Delinquenten, sondern sein humanistisch-philosophischer Standpunkt, sein entschiedener Widerwille gegen das Unnatürliche jeder Todesstrafe.

In Folge seiner Zögerung hatte fast die gesammte Presse und die conservative voran, es für passend gefunden, tagtäglich über den Justizminister herzufallen und ihn der raffinirtesten Grausamkeit zu beschuldigen, weil er den armen Delinquenten, der nun doch einmal verloren war, so lange zwischen Leben und Sterben lasse. Der Justizminister aber, dem sein Amt längst leid war, konnte und wollte trotzdem nicht zurücktreten, weil er befürchten mußte, daß sein Nachfolger das sofort ausführen würde, was er einstweilen noch aufschob. Inzwischen aber mußte er die zügellosesten Angriffe auf sich ergehen lassen — aus diesem circulus vitiosus kam er nicht mehr heraus.

Schluß.

Aufmerksam hatte der Generalarzt das Manuscript zu Ende gelesen, mehrere Stellen sogar zweimal. Er befand sich schon längst nicht mehr im Lesemuseum, sondern in seiner eigenen Wohnung, wo er sich unbeachtet und unbelästigt von störenden Anreden wußte. Die Erzählung fesselte ihn dergestalt, daß er am Nachmittag seine Krankenbesuche dem Assistenten übertrug und sich überhaupt als abwesend melden ließ, zum großen Staunen seiner alten Schwester, welche ihm die Wirthschaft führte.

Als er das letzte Blatt umschlug, murmelte er vor sich hin und schüttelte bedenklich das würdige Haupt, dabei verschloß er das Manuscript in sein Pult wie ein gefährliches Gift, das man nicht offen liegen lassen darf. Dann ging er, wie es gegen Abend seine Gewohnheit war, in das Zimmer seiner Schwester hinüber.

Zufällig traf er heute Besuch dort und zwar Selma von Holzhausen, die Tochter des Justizministers und von Jugend auf der Liebling des Generalarztes und seiner Schwester. Zwischen beiden Familien bestand seit Jahren ein reger Verkehr, der nur durch die lange Reise des Generalarztes eine Unterbrechung erlitten hatte. Jetzt war die junge Dame offenbar aus Neugier gekommen, um in irgend einer Weise zu erfahren, was heute Morgen der alte Hausfreund mit ihrer Mutter verhandelt habe.

Aber so geschickt sie auch ihre Fragen zu stellen wußte, so wenig kam sie zum Ziele; überhaupt schien der alte Herr seltsam zerstreut und aufgeregt und sah beständig nach der Uhr. Und als plötzlich die Hausglocke tönte, stand er selbst auf, um zu öffnen. Wie er erwartet, war es Herr Leo Heinecke.

Eilfertig nahm ihn der Generalarzt bei der Hand und führte ihn zuerst in sein Studirzimmer.

„Ich habe mit Ihnen zu reden, Herr Referendar,“ sagte er und drückte wiederholt die Hand des jungen Mannes. „Zunächst meinen Dank. Ich habe die Geschichte gelesen. Sie haben ein beachtenswerthes Erzählertalent und werden wohl nicht lange Jurist bleiben. Ich mache Ihnen meine aufrichtigste Gratulation dazu. Das Ding liest sich wie ein Feuilleton, wie ein Roman vielmehr; aber offen gestanden, mir wäre ein ganz trockener, rein sachlicher Bericht lieber gewesen, schon damit ich klar wüßte, was strenge Wahrheit und was Ihre Erfindung — oder wenn Sie lieber wollen, Ihre Divination ist. Man glaubt eine Criminalgeschichte aus ferner Zeit und fernem Land zu lesen und muß sich immer wieder besinnen, wenn von lebenden Personen aus der nächsten Nähe die Rede ist. Und dann die Charaktere, lieber Freund,“ und der alte Herr drohte dabei mit dem Finger. „Sie haben sich da Freiheiten genommen, die Ihnen übel zu stehen kommen könnten. Dieser Doctor Borkrum ist ja ein Ausbund von Tücke, wenn das alles wahr ist — und woher wissen Sie denn eigentlich — ?“

„Ich muß ausdrücklich bitten, Herr Generalarzt, sich meiner Worte zu erinnern,“ erwiederte Leo Heinecke. „Ich sagte Ihnen heute Mittag schon, daß ich

die Vorgänge genauer studiren konnte als mancher Andere. Vieles habe ich persönlich mitangesehen, so zum Beispiel die Theaterscene in Habichtshausen. Anderes habe ich mir erzählen lassen und bin zu diesem Zwecke eine ganze Woche in Schwelmroda gewesen, wo ich bei dem alten Pfarrer wohnte. Von diesem weiß ich überhaupt das Meiste. Uebrigens wiederhole ich, daß ich nie an die Veröffentlichung denke, das Manuscript ist nur für mich geschrieben und ich bitte ausdrücklich um Ihre Discretion. Ob sich alle übrigen Auftritte so verhielten, denen ich nicht beiwohnte, wer weiß es, aber sie können kaum anders gewesen sein und sind noch um vieles gemildert. Und wenn es erlaubt ist, aus der Klaue den Löwen zu erkennen, ihn wenn nöthig zu construiren, wird sich auch gegen die Charakteristik nicht viel einwenden lassen."

„Gut, gut," sagte der Generalarzt. „Sie wissen sich zu vertheidigen, aber nun komme ich zur Hauptfrage, die mich wahrhaft in Schrecken gesetzt hat. Sie thun ja wirklich, als ob Sie den Missethäter für schuldlos hielten. Die ganze Darstellung scheint auf einen Justizmord hinauszulaufen. Wie verhält sich das in Wirklichkeit? Unmöglich könnten Sie als Jurist dergleichen ruhig mit ansehen und dann hätte auch der Minister nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht, die Vollstreckung aufzuschieben."

„Sie vergessen eines, Herr Generalarzt," sagte der junge Mann. „Einmal fehlt noch der Schluß, sowohl in der Wirklichkeit, wie in der Darstellung. Außerdem läugne ich nicht, daß ich im Anfang der Arbeit, wie des Processes, entschieden von der Unschuld des Angeklagten überzeugt war und immer hoffte, daß sich im Verlauf der Verhandlung ein unvorhergesehenes Moment herausstellen würde, welches seine Schuldlosigkeit bestätigen müßte. Es ging mir gewissermaßen ebenso wie dem Doctor Borkrum; dadurch mag der Ton hineingekommen sein, welcher Ihnen auffiel. Jetzt freilich nach Schluß der Verhandlungen glaube ich selbst nicht mehr daran. Ich muß meinen Märtyrer aufgeben, nachdem er sich selbst aufgegeben hat. Bleibt mir auch immer noch ein gewisser Zweifel, eine gewisse Lücke in der Kette der Thatsachen und ein gewisses Räthsel im Charakter des Verurtheilten, so ist das alles nicht hinreichend, um an dem Wahrspruch der Geschworenen rütteln zu wollen."

„Ihre Antwort befriedigt mich nur halb," sagte der Generalarzt, „indeß ist mir jetzt die Lage des Ministers die Hauptsache geworden. Was denken Sie darüber?"

Der junge Mann zuckte die Achseln; es sah aus, als wenn er eine Antwort auf der Zunge hätte, aber sie nicht zu äußern wagte.

In diesem Augenblicke erschien die Schwester des Generalarztes, um die Herren zum Souper einzuladen. Leo Heinecke folgte ahnungslos, wen er am Familientische des alten Herrn treffen werde. Um so freudiger war seine Ueberraschung und Verwirrung, als der Generalarzt ihm Fräulein Selma von Holzhausen vorstellte. Auch die junge Dame war fast erschrocken, und erröthete tief, als sie sich so unerwartet ihrem stillen Verehrer gegenüber sah. Dem alten welterfahrenen Generalarzt entging die Verlegenheit seiner beiden Gäste keineswegs, und er behielt sie von diesem Augenblicke an scharf im Auge.

Allmälig kam die Unterhaltung in Fluß und lenkte sich zwanglos auf das, was die ganze Stadt beschäftigte, auf den Proceß, auf das Verhalten des Ministers, auf den Verurtheilten, wie auf die Angriffe der Zeitungen. Vieles wurde hin- und hergesprochen, namentlich über die Familiengeschichte Derer von Ravensbeck, und Leo Heinecke konnte dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, es sei doch wunderlich, wie die Annahme, daß ein alter Fluch auf dem Geschlecht liege, schließlich sich zu erfüllen scheine, so daß zuletzt nur der Aberglauben und die Unvernunft Recht behielten.

„Ich weiß nicht, ob das so wunderlich ist," sagte der Generalarzt. „Wie mir scheint, handelt es sich weniger um einen alten Fluch, als um eine ganz natürliche Consequenz. Und wie alle räthselhaften Vorkommnisse des Lebens ihre gewisse Moral und Logik haben, so ist die Moral der Geschichte vom Hause Ravensbeck offenbar die, daß Heirathen unter dem Stande, wie sie in jener Familie zur Regel wurden, schließlich doch keinen Segen brachten und schweres Unheil herbeiführten — das eben, was der Volksmund den Fluch nennt."

„Erlauben Sie," fuhr jetzt Selma fast mit leidenschaftlicher Wärme auf, und ihr ganzes Wesen schien seltsam bewegt. „Jene Moral kann ich nicht finden, weil sie einfach keine Moral ist. Die Ravensbecker Töchter haben unter ihrem Stande geheirathet, aber sie sind doch dabei glücklich gewesen, und wenn später Unheil folgte, so lag es eben nicht in jener Wahl, sondern in anderen Dingen, und ich begreife nicht, wie man daraus jenen allgemeinen Schluß ziehen kann!" Und nun erging sie sich in wahrhaft begeisterten Worten über wahren Menschenwerth, über die inneren Bürgschaften des wahren Glücks und über das veraltete und hoffentlich für immer überwundene Vorurtheil gegen sogenannte Mißheirathen aus Standesungleichheit, daß die Zuhörer mit Staunen und Ueberraschung auf die schöne, vornehme Rednerin blickten.

„Mein Gott, Selma," sagte die alte Schwester des Generalarztes. „Ich glaube, Sie wären auch im Stande, dergleichen zu thun!"

Selma erröthete von neuem; sie schwieg, aber der warme innige Blick, welchen sie in diesem Augenblicke mit ihrem Verehrer austauschte, war Antwort genug.

Der Generalarzt hatte diese beredtsame stumme Antwort nur zu wohl verstanden. Die Situation erschien ihm mehr und mehr in bedenklichstem Lichte, und schon bereute er es, den jungen Mann zu sich eingeladen zu haben, ohne daß er sich doch eine Schuld beimessen konnte, denn von diesen geheimen Beziehungen hatte er auch nicht die leiseste Ahnung gehabt.

Mit einem nicht sehr geschickten Coup suchte er jetzt von dem gefährlichen Thema abzulenken und sagte:

„Nun lassen wir das dahingestellt sein, aber was würden Sie jetzt thun, Herr Referendar? Ich fragte Sie schon vorhin, wie Sie über die Lage meines hochverehrten Freundes des Ministers denken, und Sie schienen fast eine Antwort bereit zu haben. Geben Sie einmal einen Rath, wie Sie das fünfte Capitel Ihrer Geschichte beschließen würden als Poet. Vielleicht zeigt uns Ihre Erfindung einen Weg. Das Befinden meines alten Freundes liegt mir sehr am Herzen."

Leo Heinecke bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: „Allerdings wüßte ich einen Ausweg. Sie, Herr Generalarzt, könnten eine Entscheidung herbeiführen."

„Um mich handelt es sich nicht," erwiederte der alte Herr ungeduldig, „wohl aber um den Minister. Wenn Sie ein Mittel wüßten, diesem edlen Manne zu Hülfe zu kommen — denn er befindet sich in einer wirklich peinvollen Lage, in einem vitiosen Cirkel, wie Sie ganz richtig bemerkten — ich wüßte nicht, was ich zum Dank für Sie thun könnte."

„Gut, Herr Generalarzt," erwiederte der junge Jurist. „Ich werde Sie beim Wort nehmen und freue mich, daß ich Zeugen habe."

„Wie meinen Sie das — nun also?"

„Offenbar," fuhr Heinecke fort, „wartet seine Excellenz der Justizminister auf die Wiedereinberufung der Kammern, wo voraussichtlich die Aufhebung der Todesstrafe, trotzdem dieser Antrag das vorigemal verworfen wurde, noch einmal berathen werden soll. Geht der Antrag durch, so braucht er das Urtheil nicht vollstrecken zu lassen, fällt er aber, so ist, so viel ich weiß, der Minister entschlossen, zurückzutreten, um seinem Nachfolger die Verantwortung zu überlassen. Bis dahin wird die Krisis dauern. Sie aber können dieselbe abkürzen, Herr Generalarzt."

„Wie so ich?" rief der alte Herr überrascht. „Ich bin doch kein Arzt am Staatskörper."

„Hier aber könnten Sie es sein, wenn Sie in der nächsten Audienz den Fürsten selbst bestimmen wollten, die Kammer sofort einzuberufen, um der peinlichen Lage des Justizministers so oder so ein Ende zu machen. Da Sie das Ohr des Fürsten besitzen, wird Ihnen dieser Versuch keine Schwierigkeiten machen. Und Sie müssen es thun, Herr Generalarzt!" fuhr er dringender fort. „Das Meiste in der politischen Welt geschieht ja doch nur aus persönlichen Gründen. Die Verantwortung für die schwebende Frage hat dann weder der Minister noch der Fürst zu tragen, sie ist aufs neue auf die Schultern des Volkes und seiner Vertreter gewälzt. Will die Majorität Blut, so kann sie das sofort beschließen. Es wird ein Principienkampf mit sofortiger praktischer Anwendung."

„Ja, Sie haben Recht," rief Selma, „dies ist der einzige Weg der Lösung, und wenn Sie nicht wollen, Herr Generalarzt, so bestürme ich Andere, wir haben auch unsere Verbindungen bei Hofe, und schlimmsten Falls wage ich selbst, um eine Audienz beim Herrn zu bitten. Mir wird er es nicht abschlagen. Wollen Sie also oder wollen Sie nicht?"

„Nur keine Gewalt, mein schönes Fräulein," lächelte der alte Herr, der sich sichtlich in die Enge getrieben sah. „Der Gedanke ist kühn, vielleicht auch praktisch, ich leugne es nicht, aber, aber — nein ich kann mich in diese politischen und juristischen Dinge doch wohl nicht mischen. Bestürmen Sie mich nicht. Ich verspreche nichts im Voraus. Wir reden noch darüber."

In diesem Augenblicke schellte es, und der Bediente des Ministers kam, um das gnädige Fräulein nach Haus zu begleiten.

„Wir reden lieber gleich darüber," rief der Generalarzt, als er sah, daß der junge Mann Miene machte, die Dame zu begleiten, und wußte ihn fast mit Gewalt bei sich festzuhalten.

„Also auf mein Wort, Herr Generalarzt," sagte Selma beim Abschied, „wenn ich morgen nicht erfahre, daß Sie einen Schritt gethan haben, so werde ich selbst handeln. Auf Wiedersehen, Herr Referendar, ich danke herzlich für Ihren Rath." Und sie reichte dem Glücklichen dabei zum ersten Male die Hand.

Kaum war das Fräulein fort, als der Generalarzt den jungen Mann wieder in sein Studirzimmer führte. Statt nun aber jenen Vorschlag zu besprechen, kam er auf ganz andere Fragen, und jeder Versuch, darauf zurückzukommen, war vergeblich. Nach Verlauf einer halben Stunde, als Selma wohl längst glücklich zu Hause angelangt sein konnte, schützte der alte Herr plötzlich Müdigkeit vor und entließ den jungen Mann ziemlich kühl.

„Er hat mich also wirklich nur festhalten wollen, um meine Begleitung zu verhindern," sagte Leo für sich, „nun, Selma wird er nicht abhalten können, den kühnen Plan auszuführen. Sie hat Entschiedenheit und Energie dazu, und wenn ich mich für dies herrliche Geschöpf niemals interessirt hätte, heute hat sie mein Herz für immer gewonnen."

Am Abend des nächsten Tages trugen zahlreiche Colporteure und Zettelträger eine Extrabeilage der officiellen Zeitung durch die Stadt. Sie enthielt mit kurzen Worten die Notiz, daß durch fürstliches Decret die Kammern innerhalb sechs Tagen einberufen seien.

„Aha," dachte Leo Heinecke. „Also hat der alte Fuchs dennoch meinen Rath befolgt, und wir werden die Entwicklung haben. Den Dank, Herr Generalarzt, werde ich mir bei Fräulein Selma holen, und Sie sollen mir seinerzeit dazu helfen, auch wenn Sie jetzt um den Dank herumkommen wollten. Ist dieser kleine Dienst für den Minister noch nicht groß genug, so gelingt mir vielleicht ein anderer. Ich werde meine Augen offen haben, denn ich kenne jetzt das höchste Ziel meines Lebens."

* * *

In der That trat die Kammer sechs Tage darauf zusammen, und sofort ward vom Justizminister selbst die Regierungsvorlage betreffend die Aufhebung der Todesstrafe auf den Tisch des Hauses niedergelegt.

Die liberale Partei unterstützte auch sofort mit voller Energie den Minister, dessen glänzende Rede die Runde durch alle europäischen Zeitungen machte und weitaus die vollste Anerkennung fand, wenn man auch die „Opportunität" der Maßregel bestritt. Anders die Opposition im eigenen Lande. Die erhitzten Gemüther der Gegenpartei, wie ihre rührigen Organe, ließen durchblicken, daß sie den eigentlichen Grund der Maßregel ganz richtig errathen hatten, und der rücksichtslose Theil ihrer Presse scheute sich nicht, gerade aus diesem Antrag des Ministers von Holzhausen neue Waffen gegen ihn zu schmieden, dessen persönliche Capricen, Liebhabereien und Theoreme die Gesetzgebung zu ihrem Tummelplatz auserseḥen hätten — wie jene Organe sich nämlich ausdrückten.

In der That setzte es diese leidenschaftliche Partei durch, daß die Majorität der Kammer eine Adresse an den Fürsten beschloß, in welchem Document ein deutliches Mißtrauensvotum gegen den Justizminister als gegen einen „Neuerer" und „experimentirenden Doctrinär" ausgesprochen war.

Sobald der Minister Kenntniß von dieser Adresse bekam, sah er sich in die Lage versetzt, den Fürsten sofort um seine Entlassung zu bitten und wußte sein Gesuch mit so dringenden Gründen und Belegen über seine zerrüttete Gesundheit zu unterstützen, daß die Gewährung desselben unmöglich zurückgewiesen werden konnte; vielmehr bewilligte der Fürst sie ihm unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken seiner Huld und Anerkennung und wies gleichzeitig als eine Art von Genugthuung die Annahme jener anklagenden Adresse zurück.

„Ich war vielleicht kränker, als Sie glauben," sagte der Minister am Abend des Tages, an welchem er seine erbetene Entlassung erhalten hatte, zu seinem Freunde, dem Generalarzt, „aber von heute an werde ich wieder gesund werden. Ich bin jetzt schon wie neugeboren, daß ich die Last vom Halse habe, mag nun das Uebrige, was ich nicht verhindern kann, seinen Lauf haben. Ich warte nur noch den Ausgang der Verhandlung über meine Vorlage ab; sobald diese, die mein Lieblingskind war, begraben ist, gehe ich auf Reisen. Die Menschheit scheint in diesem Lande noch nicht reif für menschliche Gesetze."

In der Kammer begannen jetzt die Specialdebatten über die Regierungsvorlage betreffend die Aufhebung der Todesstrafe. Ein neuer Justizminister ward nicht ernannt, und der interimistische Vertreter dieses Amtes, ein Veteran der Criminaljustiz, wollte absichtlich die Vorlage nicht zurückziehen, weil ihm sehr viel daran gelegen war, sie ein für allemal zu Fall zu bringen.

Die frühere Anzahl der Vertheidiger der Todesstrafe war in den letzten Tagen bedeutend gewachsen, während die kleine Schaar der Verfechter eines humanen Princips sich nur noch in der Defensive befand und ihre Zahl wie ihre Hoffnung täglich mehr schwinden sah. Gerade der vorliegende Fall — ein feiger verstockter Mörder, der sich an seinem Wohlthäter vergriffen, nachdem er dessen Familienglück zerstört hatte, erbitterte die Menge, und der bloße Gedanke, einen solchen ruchlosen Menschen, der selbst die Geschworenen in ihrem Amte zu beschimpfen gewagt hatte — durchschlüpfen zu lassen, trieb viele sonst liberale Elemente in das Lager der feudalen Partei, welche an den segensreichen Einrichtungen der gepriesenen alten guten Zeit hing.

Der Fall des Antrags schien unausbleiblich zu sein, und der parlamentarische Kampf ward täglich mehr und mehr zu einem geistigen Gladiatorenschauspiel für das sensationsbedürftige Publicum.

Aber der Veteran der Criminaljustiz, jener greise Präsident, welcher interimistisch als Justizminister fungirte, glaubte nicht einmal bis zum Schluß der Debatten warten zu sollen. Noch während der Kampf hinüber und herüber wogte, erschien er eines Tages im fürstlichen Schlosse und begehrte eine Audienz beim Landesherrn. Der Zweck seines Schrittes war, sofort das so lange zurückgehaltene Todesurtheil zur Bestätigung vorzulegen.

Ziemlich ungnädig erwiederte der Fürst auf diese Eröffnung:

„Wollen Sie nicht lieber warten, Herr Präsident, bis die Hauptfrage von neuem endgültig entschieden ist?"

„Wozu würde das dienen, königliche Hoheit," erwiederte der Starrsinnige. „Ich hätte als Vertreter der Regierung die ganze Vorlage zurückziehen können, aber die Parteien mögen sich austoben, abgesehen davon, daß mir jener Schritt als eine überflüssige Animosität gegen meinen Vorgänger ausgelegt worden wäre. Die Verwerfung des Antrages ist übrigens ganz sicher. Aber gesetzt auch, das Unwahrscheinliche geschähe, und die Todesstrafe würde aufgehoben, so würde ein neuer Streit entstehen, ob und wie weit dies Gesetz rückwirkende Kraft haben könne, namentlich in vorliegendem Fall. Es könnte scheinen, als ob der ganze legislative Apparat nur zu Gunsten eines einzigen Menschen in Bewegung gesetzt worden wäre, eines Unwürdigen, der diese Rücksicht in keiner Weise verdient. Es ist besser, wir machen vorher tabula rasa und zeigen diesen sentimentalen Humanisten und falschen Philosophen, daß die göttliche und menschliche Gerechtigkeit in diesem Staate noch in voller Kraft bestehe. Auch sind wir es dem Delinquenten selbst schuldig, seine lange Folter abzukürzen, durch welche unser Vorgänger sich die gerechte Mißbilligung aller Parteien zugezogen hat. Ich möchte nicht in denselben Fehler verfallen. Wollen aber Eure königliche Hoheit geruhen, sich selbst auf Seite jener Huma-

nisten zu stellen, so müßte ich bitten, mich meiner interimistischen Functionen wieder zu entheben. Ich würde es bereuen, diese Berufung als einen Beweis allerhöchster Huld und Gnade angenommen zu haben."

Noch einmal ließ sich der Fürst den ganzen Fall vortragen und seine Geneigtheit durchblicken, die Strafe in eine lebenslängliche Freiheitsentziehung zu verwandeln, wenn der Delinquent selbst darum nachsuchen wolle. Allerdings sei die Bedingung ein volles offenes Geständniß der That.

„Daran ist gar nicht zu denken, königliche Hoheit!" rief der Präsident. „Dieser Mensch weist auch die Gnade von sich. Er verhöhnt uns und die heilige Sache der Justiz!"

Zögernd unterschrieb der Fürst, nachdem auch dieser letzte Versuch, einen Aufschub zu erhalten, mißlungen war. Er hätte allerdings befehlen können, ihm das Urtheil erst nach erfolgter Abstimmung über den Antrag vorzulegen, aber er hatte einerseits zu hohen Respect vor der öffentlichen Meinung, welche durchaus gegen jenen Verbrecher war, den er durch eine weitere Verzögerung entschieden zu begünstigen scheinen würde; andererseits, und dies war die Hauptsache, fehlte es an einem passenden Ersatz, falls der Präsident wirklich von der interimistischen Function des Justizministers zurücktreten wollte.

Am Morgen des nächsten Tages publicirte die officielle Zeitung die Bestätigung des Todesurtheils von Seiten des Landesherrn; die Hauptstadt wußte, daß der Delinquent nunmehr nur noch eine Nacht zu leben habe und daß, da er die übliche Frist von drei Tagen zurückgewiesen, mit Anbruch des nächsten Morgens der irdischen Gerechtigkeit Genüge gethan sein würde.

Der Generalarzt Doctor Westernhagen war diesen Nachmittag wiederum bei dem Exjustizminister, seinem alten Freunde, gewesen, um ihm einige Rathschläge zu ertheilen. Der Minister hatte beschlossen, noch im Laufe der Nacht um zwei Uhr Morgens abzureisen, um nicht in den Mauern der Stadt zu sein, die begierig war, wieder Menschenblut vergossen zu sehen. Mit Mühe und vergeblich hatte der Arzt versucht, den alten Herrn zu bewegen, noch einen Tag zu warten. Die Empörung desselben über die Eigenmächtigkeit seines Nachfolgers, der nicht einmal das Ergebniß der Debatte abwarten wollte, überstieg alle Grenzen.

„Wenn der Delinquent wenigstens gestanden hätte," sagte er, „aber einen Unbußfertigen umzubringen, ist eine Barbarei ohne Gleichen!"

„Davon, mein alter Freund, wollen wir uns unterrichten," sagte der Generalarzt. „Ich muß ohnehin in das Gefängniß und werde bei dieser Gelegenheit dem Unglücklichen einen Besuch abstatten. Jedenfalls bringe ich noch Nachricht, wie ich ihn gefunden habe, also noch kein Abschied jetzt, sondern auf Wiedersehen in einer Stunde."

Mit diesen Worten war der Generalarzt gegangen, um seine Angelegenheit im Gefängniß abzumachen. Dies war nämlich folgende. Doctor Westernhagen war nicht nur ein berühmter Arzt, sondern auch ein beliebter Professor auf der Universität, namentlich war er eine Autorität im Gebiet der Anatomie. Wie alle Universitäten, hatte auch die der Hauptstadt eine Klinik. Da es häufig an disponiblen Leichen fehlte, bestimmte ein altes Gesetz, daß die Klinik ein Recht habe, die Leichname aller derjenigen, die im Zuchthaus gestorben waren, zu requiriren. Dasselbe galt von den Leichen der Selbstmörder, sowie der Hingerichteten.

An dieses alte Herkommen hatte sich der Generalarzt noch zu rechter Zeit erinnert, und er war jetzt auf dem Wege, um im Stadtgefängniß den Scharfrichter aufzusuchen und die Forderung an ihn zu stellen, nach geschehener Execution den Leichnam sofort an die Klinik abzuliefern.

In der That traf er den Scharfrichter bereits im Gefängniß anwesend; es war ein untersetzter sonst würdiger Mann mit klugen Augen und gemessener Haltung. Man hätte ihn für einen Landarzt halten können, wenn man an einem anderen Orte mit ihm zusammengetroffen wäre. Hier im Hofe des Gefängnisses war er so eben damit beschäftigt, die Schärfe des Fallbeiles an einem Bund Stroh zu probiren.

Als der Generalarzt sein Verlangen ausgesprochen, erwiederte er:

„Das wird doch wohl nicht gehen, Herr Generalarzt, denn Sie werden das doch seiner Frau nicht zu leide thun wollen."

„Seiner Frau," rief der Generalarzt, „die wird sich sicher nicht um ihn bekümmern!"

„Das kommt noch sehr darauf an," erwiederte der Scharfrichter. „Vor einer halben Stunde haben sie beide zusammen das Abendmahl genommen. Ja wohl, Frau Mark von Schwelmroda ist selbst hier. Gehen Sie nur hinein, Herr Generalarzt. Ueberhaupt verlohnt sich's der Mühe, diesen Menschen da drinnen kennen zu lernen. Ein solcher Patron ist mir noch nicht vorgekommen."

„Wie so? was wollen Sie damit sagen?"

„Entweder ist er ein Ungeheuer, wie noch selten eines die Erde getragen — so glaubte ich noch heute Mittag, denn den Geistlichen, der sonst hier Gottesdienst hält und das Nöthige besorgt, hat er mit niederträchtigen Witzen fortgeschickt. Aber seit ein paar Stunden ist er ein anderer Mensch und ein Unschuldiger könnte sich kaum anders geberden. Seit ihm das Urtheil verkündigt wurde, ist er ganz sanft und still geworden und hat nach dem Pfarrer von Schwelmroda schicken lassen, um Abschied von ihm zu nehmen, auch nach seiner Frau, um sich mit ihr zu versöhnen. Ich wollte vorher die nöthige Toilette mit ihm vornehmen, aber ich habe es nicht über das Herz bringen können."

Der Generalarzt war über diese Eröffnungen nicht wenig erstaunt, und einige Minuten später trat er selbst in das Gemach des Erdgeschosses, welches dem Verurtheilten zum letzten Aufenthalt angewiesen war. Das einst weißgetünchte, jetzt geschwärzte Zimmer, das kellerartig von einem schmalen vergitterten Fenster in der Höhe erhellt wurde, hatte keine weitere Ausstattung, als einige fest in die Wand gerammte Bänke und einen rohgezimmerten Tisch. Der steinerne Boden war mit Strohmatten belegt. In der Mitte der Wand zwischen einigen Kleiderhaken und einem Wandschrank hing ein Crucifix. Dem Eintretenden bot sich ein erschütterndes Bild.

Zur Seite des Delinquenten, der auf einer hölzernen Bank saß, erblickte er Frau Gertrud, bleich mit verweinten Augen, aber gefaßt und still. Wolfram Mark selbst, den der Generalarzt jetzt zum ersten Male sah, hatte fast das verklärte Aussehen, wie Märtyrer von Malern dargestellt werden, so leuchtete und strahlte heute sein Gesicht.

Beide Gatten saßen Hand in Hand, während der alte Pfarrherr von Schwelmroda ein Capitel aus der Bibel las. Alle drei schienen unwillig über die Störung, welche ihrer Andacht mit dem Eintritt des Generalarztes drohte.

Doctor Westernhagen befand sich in einiger Verlegenheit, wie er seinen ungewöhnlichen Besuch motiviren sollte. Von seiner ursprünglichen Absicht konnte jetzt keine Rede mehr sein, denn welcher humane Arzt möchte den Gefühlen der Pietät mit einem harten, alten, unbarmherzigen Gesetz in der Hand entgegentreten. So blieb dem Generalarzt nichts übrig, als das Erbieten, etwaige Wünsche des Delinquenten entgegenzunehmen. Bescheiden, aber bestimmt lehnte Wolfram Mark jede Annäherung ab. Weniger Schwierigkeit fand der Generalarzt bei Frau Gertrud, sowie beim Pfarrer von Schwelmroda, den er aus früherer Zeit kannte. Mit Beiden gelang es dem Doctor, eine kurze Unterredung anzuknüpfen, doch wollte auch diese nicht recht in Fluß kommen; endlich wandte sich der Generalarzt noch einmal an den Verurtheilten.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Mark, daß ich mich in den letzten Stunden noch zu Ihnen gedrängt habe. Es war keine leere Neugier, die mich dazu trieb. Ihre Sinnesänderung und fromme Ergebung in das Unvermeidliche muß Ihnen die herzliche Theilnahme Jedes gewinnen, der Zeuge davon gewesen. Daß Sie jetzt auf Erden noch alle Zerwürfnisse mit Ihren Angehörigen ausgleichen, daß Sie sich mit Ihrer Lebensgefährtin versöhnt haben, das ehrt Ihr Herz. Geben Sie mir Ihre Hand. Wenn irgend etwas auf Erden noch Ihr Schicksal ändern könnte, wer möchte es nicht versuchen. Eines aber sind Sie Ihrem guten Namen, wie den Nachlebenden, schuldig. Sie erleichtern unser aller Gemüth, wenn Sie endlich noch ein offenes Bekenntniß ablegen wollen."

Da erhob sich Wolfram Mark von der Bank und legte seine Hand auf die aufgeschlagene Bibel, die vor ihm auf dem Tische lag.

„So wahr ich selig zu werden hoffe, Herr Doctor," sagte er mit feierlichem und männlichem Ernste, „ich habe jene

That nicht vollbracht und Sie mögen es morgen, wenn ich nicht mehr bin, der Stadt verkünden, daß man einen Justizmord an mir begangen hat!"

Der Generalarzt erschrak vor der Bestimmtheit dieser Erklärung.

„Aber können Sie denn nicht irgend etwas anführen, was Ihre Unschuld beweist?"

„Nein!" erklärte Wolfram Mark.

„Aber dann hätten Sie doch um Begnadigung bitten können," erwiederte der Generalarzt.

„Nein," sagte Wolfram Mark. „Ich verdiene keine Gnade, mein Tod ist trotzdem gerecht! Man muß auch zuweilen schon dafür büßen, was man nur gewollt hat!"

„Wie meinen Sie das?" rief der Generalarzt, und einen Moment kam ihm jenes Bedenken Leo Heinecke's in Erinnerung, der in der Kette der Thatsachen eine gewisse Lücke, im Charakter des Verurtheilten ein gewisses Räthsel hatte finden wollen.

„Ich will es nur offen bekennen," fuhr Wolfram Mark fort. „An jenem unglückseligen Tage war ich fest entschlossen, etwas Entsetzliches zu thun. Ich riß das Gewehr von der Wand und bewaffnete mich für alle Fälle. Ich hatte die Absicht, noch einmal gütlich mit dem alten Herrn zu reden, aber wenn er beharrte, so hätte ich ihn gezwungen mit vorgehaltenem Gewehr. Was dann geschehen wäre, wer weiß es, ich war vollkommen in der Verfassung, ihn zu ermorden, wenn er nicht nachgegeben hätte. Sie müssen wissen, ich hatte längst keine Achtung vor dem Alten mehr. Er verschleuderte das Vermögen und ließ sich von schlechten Personen ausbeuten. Ich will hier weiter nichts darüber sagen, aber auch sein Testament hatte darauf Bezug. Wäre er leben geblieben, er hätte eine viel schwerere Schande über das Haus gebracht, als seine Tochter und ich. So dachte ich damals, und so bin ich ihm in den Wald nachgegangen. Leider, oder soll ich sagen glücklicherweise traf ich ihn nicht mehr, ich fand nur seine Kleidungsstücke am Ufer und den heulenden Hund. Was auch geschehen sein mag, die Absicht der That habe ich gehabt und dafür muß ich büßen!"

„Sagen Sie wirklich die Wahrheit, Herr Mark?" fragte der Generalarzt nochmals eindringlich.

„Ich habe darauf mit meiner Frau das heilige Abendmahl genommen" — war die Antwort. „Auch der Herr Pfarrer weiß jetzt die ganze Wahrheit."

„Aber warum in aller Welt haben Sie diese Angabe nicht vor Gericht gemacht?" fragte der Generalarzt wiederum.

„Man würde nicht daran geglaubt haben," sagte Mark. „Man würde es für eine schlechte Ausrede angesehen haben. Kurz und gut, ich verdiene meine Strafe. Wer weiß denn, ob er nicht gerade deshalb sich ein Unglück angethan hat, weil er wußte, oder merkte, daß die Hand des Mörders über ihm war. Ich bin schuldig durch den Willen, das Andere ist Nebensache!"

„Aber, mein Freund, diese Logik mag moralisch sein, aber juristisch ist sie auf keinen Fall!" rief der Generalarzt. „Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Pfarrer?"

„Wir haben unsere Ueberredung längst erschöpft, Herr Generalarzt. Und wer weiß, wozu ein solches Opfer gut ist. Wenn es der Himmel nicht wollte, so würde er es nicht zugelassen haben," sagte der alte Herr mit Salbung, während Frau Gertrud in starrem Schweigen dasaß.

„Kommen Sie mir in diesem Augenblick nicht mit theologischen Grillen!" rief der Arzt fast mit Unwillen. „Auf keinen Fall darf das Ungeheuerliche vor sich gehen. Herr Mark, Sie dürfen nicht sterben! Es wäre ein Hohn auf Gesetz und Gerechtigkeit. Da müssen Schritte geschehen. Lassen Sie mich nur machen!"

„Nein, thun Sie das nicht," sagte Mark und ergriff die Hand des Generalarztes. „Ich danke für Ihren guten Willen, aber ich bitte dringend darum. Es soll so sein, daß ich sterbe. Wo Herr Erdmann geblieben ist, weiß Gott im Himmel allein. Meine Absicht wiegt so schwer wie die That. Daher unser böses Gewissen, daher die unglückliche Ehe, daher alles Andere, und daher auch meine Verurtheilung. Thun Sie nichts dagegen. Ich werde nicht um Gnade bitten. In einigen Stunden ist Alles vorüber, und jetzt, Herr Doctor, lassen Sie uns noch eine Weile allein!"

Mit blutendem Herzen riß sich der Generalarzt los und trat seinen Rückweg an.

Die bescheidene Resignation, die energische Bestimmtheit, der Muth der Selbstaufopferung, womit der Delinquent seine letzten Erklärungen abgegeben hatte, Alles trug den Stempel der unverfälschten Wahrheit und überzeugten den Arzt mit unwiderstehlicher Gewalt, daß das Verdict der Geschworenen diesmal ein falsches gewesen war. Er empfand es als eine heilige Pflicht, alle denkbaren Schritte zu thun, um die Vollstreckung des Urtheils, das Ungeheuerliche eines Justizmordes, noch in letzter Stunde zu verhindern.

Zuerst eilte er in das fürstliche Schloß, um von höchster Hand selbst einen Gegenbefehl zu erwirken.

„Königliche Hoheit ist auf die Jagd gefahren," hieß es dort. „Wenn Sie vielleicht warten wollen — er kann in jeder Minute zurückkommen, es kann aber auch Stunden dauern. Wünschen Sie Geschäftliches? so ist der Cabinetsrath noch zu sprechen." Der Generalarzt eilte hinauf, fand aber schlechten Trost bei dem eleganten Herrn, dem juristische Dinge ganz fern lagen.

„Ah, deshalb kommen Sie?" erwiederte er, nachdem ihm der Generalarzt sein Anliegen mitgetheilt hatte. „Diese Art von Verbrechern kennt man schon, sie wissen sich wichtig zu machen noch im letzten Augenblick, blos um Zeit zu gewinnen. Morgen ist dann eine neue Ausrede bereit. Nein, wenn Sie kein stichhaltigeres Motiv haben, möchte ich kaum rathen, den allergnädigsten Herrn damit zu behelligen. Ich fürchte, Sie haben sich täuschen lassen, Herr Generalarzt, und möchte Ihrer Erwägung anheimgeben, ob dergleichen Angelegenheiten doch nicht besser dem zuständigen Ressort vorbehalten bleiben."

Auf diese Andeutung hin eilte der Generalarzt zum interimistischen Vertreter des Justizministers, zum Präsidenten, der wie früher, noch daneben am Appellationsgerichtshofe thätig blieb. Es war noch Licht in den Bureaux, aber Jener, den er suchte, war seit einer Stunde bereits abwesend. Einer der Räthe, welchen er zu bestimmen suchte, den Präsidenten, sei es, wo immer, aufsuchen zu lassen — und dabei gab er auch hier den Zweck des Besuches an — erwiederte ziemlich trocken:

„O, das würde ganz vergeblich sein, Herr Generalarzt. Der Präsident ist in diesem Punkte ganz unbeugsam, und wir würden uns nur Unannehmlichkeiten zuziehen. Ich bin gewiß kein Rigorist in juristischer Beziehung, wie er, aber dergleichen Ausflüchte, wie die Angabe mit der nicht ausgeführten Absicht, entbehren denn doch alles Werthes. Uebrigens ist Befehl gegeben, die öffentliche Hinrichtung zu unterlassen und dieselbe im Hof des Gefängnisses zu vollziehen. Man muß jede Demonstration vermeiden, so lange das betreffende Gesetz, wegen der Aufhebung der Todesstrafe, noch unerledigt vor den Kammern schwebt. Wir wollen die Verwerfung keineswegs erzwingen, aber ein neuer Aufschub würde alle Parteien stutzig machen und uns möglicherweise noch im letzten Moment den Sieg entreißen."

Gänzlich niedergeschlagen und völlig verzweifelt langte der Generalarzt wieder am Hotel seines Freundes in der Kronenstraße an. Es war gegen neun Uhr Abends.

Er war zweifelhaft, ob er nochmals hinaufgehen sollte, um seine neuen Erhebungen und das fruchtlose Resultat seiner Bemühungen mitzutheilen.

„Nein," sagte er zu sich selbst, während er die breite Marmortreppe schon hinaufgestiegen war, „wozu soll es nützen, es wird ihn nur von neuem aufregen, und völlige Gemüthsruhe ist für ihn unentbehrlich." Gleichzeitig begann er selbst am objectiven Werth seiner neuen Enthüllung etwas zweifelhaft zu werden und war bereits im Begriff umzukehren.

Da wollte es ihm vorkommen, als ob in der Wohnung des Exministers ein ungewöhnliches Leben herrsche. Er hörte laute Stimmen, sah Lichter über die Gänge eilen und vernahm mehrere Thüren heftig öffnen und schließen.

Es wird doch nichts vorgefallen sein? dachte der besorgte Arzt und zog jetzt entschlossen die Klingel. Eine Minute später trat er in das Empfangszimmer, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er dort den jungen Referendar Leo Heinecke in einer Art von Wortwechsel mit der Frau Ministerin fand.

Kaum erblickte der junge Mann den alten Freund des Hauses, als er ihm entgegeneilte.

„Bitte, helfen Sie mir, Herr Generalarzt. Sie kommen wie vom Himmel gesendet. In dieser Hand habe ich Sieg

und Entscheidung. Aber Eile ist noth, das Leben eines Menschen steht auf dem Spiele!"

Der Arzt wandte sich fragend zur Ministerin.

„Ja wohl, Herr Generalarzt, dasselbe muß ich sagen, kommen Sie auch mir zu Hülfe!" rief die Ministerin. „Der junge Herr will durchaus, ich soll meinen Mann wecken. Er hat sich auf Ihren Rath sehr zeitig zur Ruhe begeben, weil er um zwei Uhr abzureisen gedenkt, wie Sie wissen. Aus den Andeutungen des jungen Herrn werde ich nicht klar, denn er scheint mit der Hauptsache nicht offen herauszuwollen, oder ich muß vermuthen, daß es mit dem Exaltirten nicht recht richtig ist." Diese letzteren Worte sprach sie etwas leiser. „Wir reden nun bereits eine Viertelstunde, ohne uns zu verstehen."

Wieder begann Leo Heinecke: „Aber Himmel und Erde, Excellenz, das ist doch klar und verständlich genug, wenn ich sage: in dieser Hand liegt das Mittel, den Verurtheilten vom Tode zu retten! Sie werden mich doch verstehen, Herr Generalarzt?"

Dieser aber ergriff mit heftiger Bewegung den Arm des jungen Mannes.

„Was sagen Sie? Wen meinen Sie? Doch nicht Wolfram Mark?"

„Denselben, der morgen mit Tagesanbruch hingerichtet werden soll."

„Wenn das ist, so schließe ich mich Ihrer Bitte an — ja ich ersuche Sie, Excellenz, sofort den Herrn Minister zu wecken. Die Sache ist von höchster Dringlichkeit!"

Kopfschüttelnd und ungnädig verließ die Ministerin das Zimmer, an dessen Thüren jetzt auch die Töchter sichtbar wurden. Selma grüßte sogar schüchtern, aber die entschiedene Bewegung des Arztes scheuchte sie wieder davon.

„Sagen Sie mir um des Himmelswillen, was Sie haben, Herr Referendar?"

„Keine Silbe vor der Zeit," erwiederte dieser jetzt in voller Ruhe. „Doch ja, unter einer Bedingung sollen Sie zu den Wissenden zählen. Neulich, Herr Generalarzt, sind Sie in meiner Schuld geblieben. Sie befolgten meinen Rath, aber der Dienst war vielleicht zu klein, um belohnt zu werden. Heute aber mache ich mein Meisterstück! Ich rette den Verurtheilten, ich beweise seine Unschuld, ja ich restituire unsern Justizminister. Sind Sie dann zufrieden?"

„Wenn Sie das können!" rief der Generalarzt, „so sind Sie ein Genie, und ich ziehe meinen Hut vor Ihnen!"

„Das wird mir zwar sehr schmeichelhaft sein," sagte der junge Mann, „aber es wird mich meinem Ziele nicht näher bringen. Wenn Sie mir aber versprechen wollen, mein Freiwerber zu sein um Fräulein Selma's Hand, und zwar bei ihren Eltern."

„Mit tausend Freuden, theurer Freund," rief der Generalarzt. „Wenn Sie ausführen, was Sie versprochen haben, wird man Sie sicherlich willkommen heißen, aber nun lassen Sie hören."

„Wohl, so vernehmen Sie," und der junge Mann führte den Arzt in eine Fensternische; doch im selben Augenblick erschien der Minister, begleitet von seiner Gemahlin wie von seinen Töchtern, welche sich diesmal nicht vertreiben ließen.

Nach der ersten flüchtigen Vorstellung trat eine momentane Pause ein.

„Was haben Sie mir zu sagen, Herr Referendar?" begann der Minister, indem er den jungen Mann fixirte.

„Excellenz," erwiederte dieser, „bevor ich beginne, bitte ich Befehl zu geben, mich zu verhaften. Ich bin ein Dieb!"

„Keine unzeitigen Scherze jetzt," fiel der Generalarzt ein, und auf der Stirn des Ministers zeigten sich einige drohenden Falten.

„Keine Scherze," erwiederte Leo Heinecke mit unerschrockenem Tone. „Ich bin der Dieb eines wichtigen Documents, welches dem theuer zu stehen kommen wird, der es bis jetzt verheimlichte. Lesen Sie selbst und urtheilen Sie dann!"

Gleichzeitig zog er aus der Brusttasche seines Rockes einen offenen Brief, welchen er dem Minster übergab.

Hastig ergriff ihn der Letztere, trat zu der Lampe, welche auf dem Tische stand und las, während die Uebrigen in erwartungsvollem Schweigen verharrten.

Der Brief war aus St. Louis datirt und lautete:

„Soeben lese ich in deutschen Zeitungen, daß mir nahestehende Personen — Herr

Wolfram Mark wie meine Tochter, in einen gefährlichen Proceß verwickelt sind, weil man sie mehr oder minder schuldig an meinem Verschwinden hält. Ich lebe und bin bereit selbst zurückzukommen, sobald ich von einer bedenklichen Krankheit genesen bin, die mich seit vielen Wochen darniedergeworfen. Leider ist das Kabel zur Zeit unbrauchbar geworden, ich würde sonst telegraphirt haben, unter den jetzigen Umständen muß ich zur Feder greifen und will nur wünschen, daß mein Brief noch rechtzeitig eintrifft, um großes Unheil zu verhüten.

„Ich erkläre, daß ich heimlich entwichen bin, weil mein Stolz es nicht ertragen mochte, meine Tochter durch eine unpassende Verbindung erniedrigt und mich dem Spott der ganzen Umgegend ausgesetzt zu sehen. Nun, das war ein Irrthum, den ich bereue, und mit Freuden entnehme ich den Berichten, daß Wolfram und Gertrud in rechtmäßiger Weise Mann und Frau geworden sind. Zur Geschichte der Vorgänge am 13. Juli vor zwei Jahren bemerke ich, daß ich im Wilden Mann zu Habichtshausen gewesen bin. Von dort wollte ich mich über die Brücke des Flußarms zum Pfarrer von Habichtshausen begeben, allein ein Holzschiff, welches gerade vorüberfuhr, brachte mich auf den Gedanken, diese Gelegenheit zu benutzen und die Testamentsangelegenheit brieflich abzumachen. Ich rief das Schiff an und gelangte richtig hinein. Die Leute kannten mich nicht, und so kam ich glücklich bis zur nächsten größeren Stadt, zwanzig Stunden flußabwärts. Dort stieg ich aus und logirte im Gasthof zum Malthefer Kreuz und zwar unter dem Namen „Creuzmann aus Breslau." Man forsche im dortigen Fremdenbuche nach, und man wird meine Angabe bestätigt finden. Weiter ging ich über Köln, Paris und Havre hierher. Man sollte glauben, ich sei umgekommen, deshalb legte ich die Mütze nebst dem Ueberrock ans Ufer. Nun sehe ich zu meinem Schrecken, daß man meine Kinder, denen ich längst verziehen habe, unglücklich machen will. Man lasse Herrn Mark sofort frei und theile ihm meinen Wunsch mit, Schloß Ravensbeck zu verkaufen und mit meiner Tochter mir hierher nachzufolgen. Ich befinde mich, von der Krankheit abgesehen, in ganz leidlichen Verhältnissen hier und hoffe noch ein sonniges ruhiges Alter zu erleben."

Unterschrieben war der Brief mit festen großen Zügen: „Friedrich, Erdmann von Ravensbeck, genannt Creuzmann."

Mit lauter Stimme hatte der Minister diesen Brief gelesen, dessen Eindruck auf die Anwesenden unbeschreiblich war.

„Unglücklicher, wie kommt dies Document in Ihre Hand?" rief der Minister, und faßte den Arm des jungen Mannes.

„Ich sagte es schon, Excellenz," erwiederte dieser, „durch Diebstahl."

„An wen ist der Brief gerichtet?"

„Ich weiß es nicht," sagte Leo Heinecke. „Der Sache nach wohl an die Gerichtsbehörde, aber wahrscheinlich hat der alte Mann drüben es für sicherer gehalten, an den Vertheidiger zu schreiben. Heute Morgen noch besaß diesen Brief Doctor Borkrum."

„Und dieser hätte ihn unterschlagen? Unmöglich!" rief der Minister.

„Das habe ich nicht behauptet," entgegnete der Referendar. „Erlauben Sie mir, hier einen kleinen Auftritt einzuschalten, dessen unfreiwilliger Zeuge ich geworden bin. Sie wissen, ich arbeite seit einiger Zeit auf dem Appellationsgericht und zwar unmittelbar neben dem Zimmer des Präsidenten, Ihres interimistischen Nachfolgers. Schon seit längerer Zeit ließ sich Herr Doctor Borkrum fast täglich sehen und Sie mögen urtheilen, Herr Generalarzt, ob meine Charakteristik zu scharf gewesen ist. Man sagt, Doctor Borkrum habe Absichten auf eine ziemlich betagte Anverwandte des Präsidenten, genug, er kam so oft als möglich und suchte mit allen Mitteln, sich unentbehrlich zu machen. Er ist in der Hauptfrage des Tages völlig auf Seite des Präsidenten getreten; er schürt, spionirt, hetzt, berichtet und agitirt, es ist eine wahre Freude, solche Rührigkeit zu sehen, die er entfaltet, um wieder in die Höhe zu kommen. Heute Nachmittag kam er abermals und ging durch mein Zimmer. Sein eiliges und verstörtes Wesen fiel mir einigermaßen auf. Gleich nachdem er beim Präsidenten eingetreten war, wurde die Thür, die sonst offen steht, geschlossen. Indessen hörte ich unfreiwillig doch jedes Wort. Der Ofen nämlich, welcher durch Röhren beide Zimmer heizt, ist vor einigen Tagen reparirt worden,

entbehrt aber noch des Rohres auf meiner Seite, und auf der anderen scheint dasselbe noch offen zu stehen, so daß es förmlich wie ein Schallrohr wirkt und jedes, selbst das leise gesprochene Wort mir mit verstärktem Tone zutrug. Ich brauchte mich dem Ofen nicht einmal zu nähern, sondern hörte Alles auf meinem Platze vor dem Arbeitstische.

„Excellenz, rief Doctor Borkrum, heute komme ich in einer hochwichtigen Angelegenheit. Soeben ist dieser Brief an mich eingelaufen.

„Darauf trat eine Pause ein.

„Dann sprach der Präsident, nachdem er gelesen: Ah bah, eine Mystification!

„Das ist doch wohl nicht gut möglich, sagte Borkrum. Ich kenne die Handschrift des Alten und muß sie als echt ansehen. Auch war das Couvert durchaus unverdächtig.

„Einerlei, sagte der Präsident wieder. Man kann auch Handschriften nachmachen. Sehen Sie denn nicht ein, daß man diesen Streich nur versucht, um die Gesetzesvorlage wegen der Aufhebung der Todesstrafe im letzten Moment noch durchzubringen. Jetzt bereue ich es fast, sie nicht zurückgezogen zu haben, aber nun gilt es fest zu sein!

„Was denken Herr Präsident zu thun? fragte dann der Doctor wieder. Die Execution muß doch unfehlbar nun aufgeschoben werden.

„Wieder trat eine Pause ein, aber das Wort von der Execution hatte mich jetzt erst aufmerksam gemacht, und ich suchte vom Folgenden keine Silbe zu verlieren.

„Excellenz, sagte Borkrum wieder. Es wird mein Unglück. Sie bringen mich an den Galgen!

„Wenn Sie vor der Zeit plaudern, Herr Doctor, war die Antwort, so sind wir geschiedene Leute, und Ihre Aussichten Null. Wollen Sie aber schweigen, so werde ich etwas für Sie thun. Ihre Carriere als Anwalt ist doch verdorben. Aber die Verwerfung der verwünschten Vorlage ist ein Opfer werth. Wo soll die Gottesfurcht bleiben, wenn es durchgeht, und jedenfalls werden die Männer des Umsturzes alles Bestehenden triumphiren, wenn dieser Brief bekannt wird. Das Gesetz muß bestehen bleiben. Wir müssen in diesem Falle Gott und der guten Sache ein Opfer bringen. Die Verantwortung nehme ich auf mich!

„Noch einmal und fast in weinerlichem Tone jammerte der Doctor, ihm seinen Brief zurückzugeben.

„Dieser bleibt bei mir, sagte der Präsident. Sie könnten schwach sein, lieber Freund, drum lassen Sie ihn mir. Ich werde überlegen. Ich verspreche Ihnen, die Sache noch einmal zu erwägen. Seien Sie kein Feigling und bauen Sie auf mich.

„Damit hatte er ihn zur Thür hinausgedrängt; ich hörte wenigstens nichts mehr, aber wenn ich noch in Zweifel gewesen wäre, was dies alles bedeuten solle, so ist auch dieser gehoben worden. Gleich darauf nämlich trat der Präsident in mein Zimmer und fixirte mich.

„Ein curioser Kauz, dieser Borkrum, sagte er, haben Sie etwas davon gehört was er wollte?"

„Nein, Excellenz, erwiederte ich, und Gott wird mir diese Lüge wohl verzeihen.

„Darauf fragte er mich, ob ich an die Möglichkeit von Mystificationen glaube, und ich sah dabei, wie er einen Brief in sein Pult schloß.

„Was für Mystificationen meinen Herr Präsident?" wagte ich zu fragen.

„Was sonst, als unsere Justiz zu durchkreuzen, aber ich kümmere mich um solche Praktiken nicht, schon aus politischen Gründen nicht.

„Diese Bemerkung ist mir räthselhaft, Excellenz, sagte ich, und wer weiß, wie viel der Präsident in seiner Aufregung und Zerstreutheit noch geplaudert hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke Feuerlärm in dem Seitengebäude des Gerichtshofes ertönt wäre. Es war, wie sich nachher herausstellte, nur ein Kaminbrand, aber der Präsident war so erschrocken, daß er davon eilte und vergaß, den Schlüssel von seinem Pulte zu ziehen.

„Und nun trat der Versucher zu mir und flüsterte mir zu, den Augenblick zu benutzen. Es ist mir nicht leicht geworden, Excellenz, aber ich glaubte, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Ich öffnete das Pult, und hier ist die Beute, mich aber lassen Sie als den Dieb verhaften, wenn ich etwas Unrechtes begangen habe!"

„Sie haben recht gehandelt!" rief der Minister in höchster Erregung, „aber wie

in aller Welt kann dieser Mann wagen, seinem Princip einen Menschen zu opfern. Wie kann er nur hoffen, daß dies Verbrechen unentdeckt bleiben werde. Unerklärlich!"

„O das ist sehr leicht zu erklären," sagte der Generalarzt. „Man läßt die Execution vor sich gehen, damit das Gesetz bestehen bleibt. Kommen später Reclamationen aus Amerika, so leugnet man den Brief ab. Ein Gesetz ist schon eines solchen Opfers werth, aber nun heißt es handeln! Wir haben nur noch fünf Stunden, jetzt ist es elf Uhr und um vier soll die Hinrichtung stattfinden."

„Folgen Sie mir, meine Herren, auch Sie, Herr Referendar und Sie, Herr Generalarzt. Unser Weg geht zum Fürsten," sagte der Minister und nahm Abschied von seiner Gemahlin, die er umarmte, nachdem er seine Tochter geküßt hatte. Seine Stirn leuchtete, und auch die Mienen der beiden Begleiter trugen einen entschlossenen und gehobenen Ausdruck.

Während die drei Herren sich zum fürstlichen Schlosse begaben, blieb die Familie des Ministers in begreiflicher Spannung und Erwartung zusammen und verzichtete darauf, sich zur Ruhe zu begeben. Namentlich Selma war in räthselhaft-freudiger Bewegung, und auch ihre Mienen leuchteten wie in überirdischer Verklärung.

* * *

Am anderen Morgen erfuhr die erstaunte Hauptstadt durch öffentlichen Anschlag, daß die Hinrichtung des Wolfram Mark aufgeschoben, sowie daß der Doctor Borkrum verhaftet worden sei. Was den Präsidenten betraf, so ereignete sich ein bemerkenswerther Zwischenfall. Sei es vom Gewissen getrieben oder von der Vorsicht, er war mitten in der Nacht auf dem Oberappellationsgericht erschienen, um nach etwas — offenbar nach dem betreffenden Briefe — in seinem Pulte zu suchen. Sobald er das Verschwinden desselben bemerkte, schöpfte er Verdacht und änderte sofort seine Taktik. Er erschien nämlich mit Tagesanbruch im Gefängniß, um in der Eigenschaft als interimistischer Justizminister selbst den Aufschub der Execution zu befehlen. Nicht gering war sein Erstaunen, als er erfuhr, daß diese Maßregel soeben durch allerhöchsten Machtbefehl verfügt worden sei. Gleich darauf traf er mit dem Minister von Holzhausen zusammen, der in Begleitung des Generalarztes und des Referendars noch im Gefängniß verweilt hatte, um den Delinquenten selbst von der Wendung seines Geschickes in Kenntniß zu setzen.

Ein heftiger Auftritt erfolgte. Der Präsident beschuldigte den Referendar offen des Diebstahls und den Minister einer gegen ihn gerichteten Intrigue, drohte mit öffentlicher Anklage und unmittelbarer Beschwerde beim Landesherrn.

Ruhig erwiederte ihm der Minister: „Seine königliche Hoheit sind bereits vom ganzen Sachverhalt in Kenntniß gesetzt, und mir nur haben Sie es zu danken, daß Sie noch auf freiem Fuße sind. Im übrigen würde ich rathen, mit jeder Anklage vorsichtig zu sein, wir werden mit einer schwereren antworten, und die Aussagen des Doctor Borkrum, der bereits verhaftet ist, werden uns das nöthige Material liefern."

Vernichtet und keines Wortes fähig, zog sich der Präsident zurück.

Noch am Nachmittag desselben Tages brachten die Zeitungen der Hauptstadt den Brief des alten Erdmann-Ravensbeck im Abdruck.

Die Debatte über die Aufhebung oder Beibehaltung der Todesstrafe nahm in Folge davon einen unerwarteten Umschwung.

Um zwei Uhr erschien Minister von Holzhausen selbst in der Kammer, um in Eigenschaft eines Staatsraths eine flammende Rede zu Gunsten der ursprünglichen, noch von ihm herrührenden Regierungsvorlage zu halten. Menschenweisheit und irdische Gerechtigkeit hatten sich beide als ohnmächtig erwiesen. Nur die zufällige Verzögerung, nur der principielle Widerwille gegen ein veraltetes Gesetz hatten die Welt vor einem Verbrechen bewahrt. Drum fort mit einem Gesetz, welches wie jede menschliche Einrichtung, gleichfalls dem Irrthum unterworfen ist!

Bei namentlicher Abstimmung wurde die Todesstrafe mit einer Mehrheit von dreißig Stimmen aufgehoben.

Am Abend desselben Tages wurde Wolfram Mark freigelassen. Der Wagen, in dem ihn Gertrud abholte, wurde vom Volke mit Blumen bekränzt.

Am nämlichen Abend brachte die Bevölkerung der Hauptstadt dem Exminister einen solennen Fackelzug mit festlicher Serenade. Um zehn Uhr rollte der Wagen des Fürsten vor das Palais in der Kronenstraße. Der Landesherr selbst stieg zu der Wohnung seines alten Freundes empor, um ihm nicht nur das Portefeuille der Justiz zurückzubringen, sondern auch das seines eigenen Hauses zu übertragen.

„Nicht mein allein ist das Verdienst," sagte der greise Minister, „ohne gewisse Bundesgenossen wäre ich nimmermehr dazu gekommen, die Erfüllung meines Lieblingswunsches durchzusetzen. Und dabei präsentirte er dem Landesherrn den jungen Referendar Leo Heinecke, der von dieser Auszeichnung indeß wenig befriedigt schien. Glücklicher aber durfte er sich fühlen, als wenige Minuten darauf der Generalarzt seinen alten Freund bei Seite nahm und ihm sagte:

„Excellenz können den jungen Mann besser belohnen als mit kahler Ehre."

„Und wie meinen Sie?"

„Indem Sie ihn dauernd zu Ihrem Spiritus familiaris, zu Ihrem Schwiegersohn erwählen. Ich habe ihm versprochen, sein Freiwerber um Fräulein Selma's Hand zu sein und entledige mich hiermit nur einer Verpflichtung — vorausgesetzt, daß die junge Dame selbst nichts dagegen einzuwenden hat."

Wir haben wenig hinzuzufügen.

Wolfram Mark und Gertrud verkauften das Rittergut Ravensbeck und zogen nach Saint Louis, wo sie mit dem alten Erdmann ein neues sorgenfreies und glückliches Leben begannen.

Schloß Ravensbeck selbst hat der Minister Holzhausen käuflich erworben und es seinen Kindern Selma und Leo eingeräumt, der in der That die Lust an der Jurisprudenz bald verlor und auf dem schönen Gute seinen freien wissenschaftlichen Neigungen lebte.

Die Untersuchung gegen den schlauen Doctor Borkrum verlief, wie vorauszusehen war, im Sande. Er behauptete, den verhängnißvollen Brief nicht unterschlagen, sondern in vorschriftsmäßiger Weise dem interimistischen Vertreter des Justizministeriums zu weiterer Verwendung übergeben zu haben. Da nun nicht nachgewiesen werden konnte, daß der Präsident selbst das Verbrechen begangen haben würde, die Execution dennoch vollziehen zu lassen — da er im Gegentheil noch rechtzeitig persönlich erschienen war, um — nach seiner Angabe, sie zu verbieten, so mußte die Untersuchung niedergeschlagen werden.

Jedoch wurde der Präsident in kurzer Frist in eine andere Provinz versetzt; Doctor Borkrum aber, der von jenem Tage an der öffentlichen Verachtung anheimfiel, folgte ihm dorthin und blieb in Zukunft das fügsame und unterthänige Factotum des Gestürzten. Seine Sehnsucht, eine cause célèbre zu erleben, hatte ihn für kurze Zeit selbst zum Gegenstand einer solchen gemacht. Er theilte von je die Menschheit in zwei Klassen, aber von jener Zeit an nicht mehr in Verbrecher und solche, die es werden können, sondern in solche, die erwischt werden, und solche, welche durchschlüpfen — mit anderen Worten in solche, welche unverdientes Glück haben ohne jegliches eigene Verdienst und solche, die bei eminenten Verdiensten stets die Beute eines heimtückischen Unglücks werden und bleiben. Zu welcher Klasse sich der schlaue Doctor rechnete, braucht nicht weiter angedeutet zu werden.

„Seltsam," sagte der Minister, als er eines Tages im schattigen Park des Schlosses Ravensbeck bei seinen Kindern saß und ihnen einen Brief von den Freunden in St. Louis mitbrachte, welche von Zeit zu Zeit von sich hören ließen.

„Seltsam, daß mir die braven Leute ein Verdienst zurechnen, welches ich gar nicht besitze. Ich war, wie alle Welt, felsenfest von der Schuld des Angeklagten überzeugt. Nur mein alter Widerwille gegen den unnatürlichen Greuel der Todesstrafe veranlaßte mich zur Zögerung, die man mir von allen Seiten als Grausamkeit auslegte.

„Nun diesmal hat diese Grausamkeit Segen gestiftet. Jener Widerwille war vielleicht ein Mittel höherer Fügung, um Zeit zu gewinnen und die Wahrheit an den Tag kommen zu lassen. Wenigstens ist dies die Anschauung unseres würdigen Freundes, des Pfarrherrn. Seien wir

glücklich, daß jenes Blutgesetz des Mittelalters in unserem Staate für immer getilgt ist. Es ist besser, es bleiben hundert Schuldige am Leben, als daß ein Unschuldiger dem Moloch eines Gesetzes, das dem menschlichen Irrthum unterworfen bleibt, zum Opfer falle."

Die Wanderungen der Deutschen Reichskleinodien.

Von

T. Maercker.

Die Wanderungen der Reichskleinodien bezeichnen eben so viele Wandelungen in dem ewigen Reiche deutscher Nation.

Dieser Gedanke drängt sich uns in der großen Zeit, die jetzt angebrochen, mehr als jemals auf und wenn daher jetzt die Wahrzeichen des Reiches in langsamem aber festem Tempo sich wieder fortbewegen zu wollen scheinen, so liegt darin wohl eine doppelte Aufforderung, einmal wieder die Stationen zu überschauen, welche das tausendjährige Reich deutscher Nation bisher auf seinem Weltgang durchmessen hat.

Nach dem Verfall der karolingischen Dynastie übersandte der entthronte Karl der Dicke die Abzeichen seiner Würde seinem unechten Neffen, dem zur Nachfolge im Reiche designirten Arnulf von Kärnthen (887), der dieselben auf dem alten Königshofe zu Forchheim verwahren ließ, woselbst nachmals (900) sein Sohn Ludwig das Kind als deutscher Kaiser gekrönt wurde.

In welcher Vollständigkeit und Unverfälschtheit diese Insignien damals nach Forchheim gelangten, ist nicht mehr zu ermitteln, es muß uns genügen, daß sie überhaupt karolingischen Ursprungs sind; ob aber, mit Ausnahme des bekannten „Schwertes Karl's des Großen" ein einziges Stück von dem erhabenen Gründer der Dynastie herrühre, kann heutzutage Niemand mit Ernst zu behaupten wagen.

Bei unserer Wanderung durch die verschiedenen temporären Schatzkammern des Reiches, die wir von diesem Ausgangspunkte zu unternehmen haben, vertrauen wir uns der sachkundigen Führung des würdigen Vater Murr an, da das große Bock'sche Prachtwerk, das vorzugsweise die ornamentale, nicht aber die historisch-politische Seite der Reichsinsignien cultivirt, für unsere Aufgabe so lange ungenügend ist, als nicht die seit Jahren verheißene Quartausgabe seiner Reichsinsignien, welche den kritischen Apparat enthalten soll, vorliegt.

Von den Kaisern aus dem sächsischen Hause waren besonders Otto der Große und Otto II. bestrebt, den Glanz des Krönungs-Ceremoniels zu erhöhen und zu diesem Zwecke auch den dazu gehörigen Apparat zu vervollständigen, welcher in dieser Epoche gewöhnlich, wenn er nicht zu Krönungen in Rom gebraucht wurde (wie bei der Otto's I. 962, Otto's II. 967, Otto's III. 996 und Heinrich's II. 1014), in den festen Reichsschlössern Tilleda und Kyffhausen verwahrt wurde.

Diese Maßregeln konnten jedoch nicht hindern, daß noch vor dem Erlöschen jenes Heroengeschlechtes durch Kaiser Heinrich II., welcher mehrere wesentliche Stücke, als einen Reichsapfel, Krone, Scepter und Mantel zum Besten der Armen an das Kloster Clugny verschenkte, die Integrität des Reichsschatzes alterirt und somit neue Zweifel an der Echtheit einzelner Pertinenzien hervorgerufen wurden.

Jedenfalls kann das Beispiel des heiligen Heinrich, den auch die Orthodoxesten keiner Ketzerei würden zeihen mögen, den Beweis liefern, daß man in jenen wahrhaft frommen Zeiten die Insignien des Reiches als Luxusgegenstände, welche beliebig vertauscht oder verändert werden konnten, nicht aber, wie später, als Gegenstände der Verehrung anzusehen pflegte.

Die den Reichsinsignien affiliirten Reliquien oder sogenannten Heiligthümer hat Heinrich II., welcher deren Cultus als neues Element hinzubrachte, natürlich nicht angetastet.

Ob übrigens Heinrich seine Reichsinsignien, die er aufs neue und reicher als die verschenkten hatte anfertigen lassen, gleichfalls wie seine Vorgänger zu Tilleda oder Kyffhausen verwahrte, bleibt unent-

schieden, wahrscheinlich aber ist, daß seine Lieblingsresidenz Bamberg damals ihr ständiger Aufenthaltsort war. Von dort brachte seine Wittwe Kunigunde dieselben — bestehend aus Krone, Schwert und heiliger Lanze — dem am 8. September 1024 auf dem Wahlfelde von Kamba erkorenen Kaiser aus dem Salischen Hause, Konrad II. entgegen.

Ob dieser und sein großer Sohn Heinrich III. jene Kleinodien gleich anfangs zu Goslar, wo sie am häufigsten Hof hielten, oder zeitweilig auch in einer ihrer anderen Pfalzen, welche wir aus ihren Itinerarien kennen, als Ingelheim, Walhausen, Botfelde bei Blankenburg, aufbewahrten, ist nicht ganz sicher, wohl aber steht fest, daß Heinrich IV., der vorzugsweise auf seiner Harzburg residirte, im Jahre 1105 die Kleinodien vor seinem rebellischen Sohne von dort auf das Schloß Hammerstein bringen ließ, bis er bei seinem am 7. August 1106 erfolgten Tode seinem Sohne Heinrich V. außer seinem Siegelring das Reichsschwert als den einzigen Ueberrest, der ihm von den Reichskleinodien geblieben war, übersandte.

Heinrich V. stellte im Einverständniß mit der Kaiserin die Reichsinsignien bei seinem Tode (1125) unter den Schutz Friedrich's von Hohenstaufen, des Vaters von Barbarossa, bald darauf aber ließ sie der intrigante Erzbischof Adelbert von Mainz durch die Kaiserin demselben abschwatzen und verbarg sie dann wahrscheinlich in Trifels. Bei der Krönung Lothar's II. im Jahre 1125 händigte er sie diesem aus. Lothar übergab bei seinem Tode (1137) die Insignien an seinen Schwiegersohn Heinrich von Baiern. Dieser, der dieselben auf der Burg Nürnberg bewahrte, überlieferte sie nach längerem Zaudern dem Kaiser Konrad III. in Regensburg, nachdem er schon vorher ein anderes Kleinod, die Reichsstadt Nürnberg, diesem ihrem rechtmäßigen Oberherrn zurückgegeben hatte. Konrad III. bezeichnete mit edler Selbstverleugnung bei seinem am 15. Februar 1152 zu Bamberg erfolgten Tode seinen Neffen Friedrich von Hohenstaufen zu seinem Nachfolger und übergab ihm die Reichskleinodien.

Kaiser Friedrich I., dessen Grundlinien der Reichsobservanz noch für spätere Jahrhunderte maßgebend gewesen sind, erkannte bald nach seinem Regierungsantritt (1152) die Nothwendigkeit, den unstäten Reichsinsignien eine feste Stätte zu bereiten, und er wählte zu diesem Behufe Hagenau im Elsaß — allerdings zu einer Zeit, wo dieser Ort der Grenze des habgierigen Erbfeindes Frankreich noch sehr fern lag — erhob es zur Reichsstadt, stattete es mit kostbaren Privilegien aus und errichtete daselbst für sich einen prachtvollen Marmorpalast, in welchem sich eine als Schatzkammer eingerichtete Kapelle befand.

Hier blieben die Insignien 56 Jahre sicher geborgen und gingen so nach Friedrich's I. Tode geräuschlos nach einander über in die Hände seiner Söhne Heinrich VI., gestorben 1197 und Philipp's, erwählt 1198. Nach dem Tode des Letzteren aber (1208) wurden sie von dem Bischof von Speier, Heinrich von Scharfenberg, ohne Vorwissen des mit der Aufbewahrung betrauten Magistrats von Hagenau von dort nach dem festen Schlosse Trifels entführt, so daß der Nachfolger auf dem deutschen Throne, Herzog Otto IV. von Sachsen, erst durch seine Verheirathung mit Philipp's Tochter Beatrix in Besitz derselben kam und die Reichsinsignien auf diese Weise zum zweiten Male, wie in der fränkischen Epoche, auf die Harzburg gelangten.

Bei seinem am 19. Mai 1218 erfolgten Tode befahl Otto IV. dem Pfalzgrafen Heinrich, dieselben dem neu zu erwählenden Kaiser zu überbringen. Im Jahre 1219 händigte dieser zu Goslar dem bereits zweimal (1212 und 1215) mit dem in Aachen befindlichen Nebenexemplar von Reichsinsignien gekrönten, aber bis dahin noch nicht allseitig anerkannten Kaiser Friedrich II. die Insignien aus, welche nun bei dessen dritter solennerer Krönung benutzt wurden.

Nachdem sie der Kaiser zu diesem Behufe nach Rom mit sich genommen hatte, in Italien aber bald darauf Unruhen ausbrachen, schickte er sie durch seinen Truchseß Eberhard von der Tanne nach Deutschland und zwar wiederum nach Trifels zurück, wo sie Philipp von Falkenstein in seine Obhut nahm. Dieselben bestanden, laut dem von König Konrad (IV.) ausgestellten Revers über deren richtige Ablieferung auf Trifels aus folgenden Stücken: „Unseres Herren Crucz, S. Jo-

hann Babtisten Zahn, S. Mauricien Speer, unseres Herrn Nagel, zwei Schwerte mit zwei Scheiden, der gulden Appel mit dem Crucze, den kaiserlichen Mantel, den gulden Sporn, ein Albe von weißem Sammet, zwei scharlacken Hosen und zween Schuhe mit Steinen gezieret."

Von Trifels aus brachte sie König Konrad (IV.) im Jahre 1246 abermals nach Italien, wo sie in der vom Kaiser neu gegründeten Stadt Vittoria aufbewahrt wurden.

In dem verhängnißvollen Jahre 1248 verwüsteten die Parmesaner diese kaiserliche Lieblingsschöpfung, wobei der kaiserliche Schatz geplündert wurde und der größte Theil der Reichsinsignien verloren ging, nicht aber die Reichskrone. Was ihm an den Krönungsutensilien abging, konnte Friedrich oder vielleicht sein Sohn aus dem ererbten sicilianischen Schatze, welcher in Trifels verwahrt wurde, leicht wieder ersetzen.

Der große Kaiser Friedrich II. starb in Italien (1250) an Gift und kann Niemand die Reichsinsignien in seine Gewalt bekommen haben als sein natürlicher Sohn und Mörder Manfred, nicht aber der präsumtive Thronfolger Konrad IV., weil dieser mit dem zeitweiligen Inhaber derselben in äußerster Feindschaft lebte. Als Wilhelm von Holland, der bereits im Jahre 1247 nach dem ephemeren Heinrich Raspe von Thüringen zum Gegenkönig aufgestellt war und in demselben Jahre gekrönt wurde, konnte dies nur mit einer silbernen Krone geschehen, da die Reichsinsignien sich in Italien befanden. Zwar hatte er nach nachträglich die Burg Trifels erobert, aber gewiß nicht die echten Reichsinsignien und wollen wir auch hier die Vermuthung unseres Gewährsmannes Murr, daß es die nach Aachen gehörigen gewesen sind, dahin gestellt sein lassen. Uebrigens muß König Wilhelm zuletzt doch noch in Besitz der echten Insignien, wenn auch ungewiß auf welche Weise, gelangt sein, da feststeht, daß er dieselben vor seinem Tode seinem Kämmerer Philipp von Falkenstein auf der Burg Trifels übergeben hatte, welcher sie aber erst im Jahre 1269 an Richard von Cornwallis aushändigte. Letzterer brachte zu seiner Krönung in Aachen (1257) die Insignien selbst mit sich und verehrte sie später (1262) dem Münster daselbst.

Wo in der letzten Periode des Zwischenreiches, von 1269 an, die echten Reichsinsignien verwahrt wurden, ist nicht ersichtlich, wir erfahren nur, daß der neu erwählte Kaiser Rudolf von Habsburg dieselben vor seiner Krönung in Aachen (28. Oct. 1273) zu Mainz oder Boppart überkommen hat.

Bezeichnend ist es übrigens für die beiderseitigen neuen Kaiserdynastien, sowohl für die von 1273 als auch für die von 1871, daß es ein Hohenzoller, der Burggraf Friedrich III. von Nürnberg war, der die Wahl Rudolf's betrieb, als des einzigen Mannes, der in diesen trostlosen Zeiten die gähnende Kluft des Interregnums zu schließen vermöchte.

Kaiser Rudolf ließ die Insignien nicht mehr in Trifels, sondern in Kyburg aufbewahren.

Nach seinem Tode († 11. Juli 1291) lieferte sein Sohn Albrecht I. dem neu erwählten Kaiser Adolf von Nassau die Reichsinsignien aus. Nachdem er denselben in der Schlacht bei Worms überwunden hatte (1298) und mit den Insignien gekrönt worden, verwahrte er dieselben wieder in Kyburg. Indessen war dies doch nicht ihr beständiges Domicil, wenigstens wurden sie bei Albrecht's Tode in Wien aufgefunden, von wo man sie zur Krönung Heinrich's VII. von Luxemburg — welcher, so wie seine nächsten Nachfolger in Rense am Rhein gewählt wurde — nach Aachen brachte.

Zu früh für die Wohlfahrt des Reiches verschied dieser ausgezeichnete Monarch in Italien am 24. August 1313, worauf Herzog Leopold von Oestreich die Insignien, die sich noch von der Kaiserkrönung Heinrich's VII. dort befanden, nach Bonn zur Krönung seines Bruders Friedrich III. brachte, welche von dem Kurfürsten von Cöln vollzogen wurde (25. November 1314).

Tags darauf wurde Ludwig von Baiern zu Aachen von den Kurfürsten von Mainz und Trier mit den von Richard von Cornwallis dahingeschenkten Insignien gekrönt.

Durch die Katastrophe von Mühldorf verlor Friedrich III. von Oesterreich die Reichsinsignien, indem er für den Preis derselben aus der Gefangenschaft entlassen wurde.

Der siegreiche Ludwig der Baier, der sich in Regensburg in vollem Ornate zeigte und die Heiligthümer dem Volke weisen ließ, wurde damit in Rom, weil der Papst in Avignon war, von vier Syndicis gekrönt.

Kaiser Karl IV., der Luxemburger, ließ sich (nach Murr) 1346 den 25. November zwar zu Bonn krönen, aber nicht in dem Reichsornate, denn dieser wurde zu München aufbewahrt. Erst im Jahre 1350 überlieferte Kurfürst Ludwig zu Brandenburg, Herzog in Baiern, Kaiser Karl IV. die sämmtlichen Reichskleinodien und Reliquien in Nürnberg mit der Bedingung, daß sie der Kaiser entweder zu Nürnberg oder zu Frankfurt verwahren lasse. Allein nachdem sie einige Tage in der Schloßkirche und in dem Muffischen Hause bei St. Aegidien aufbewahrt waren, ließ sie der Kaiser am Palmsonntag nach Prag auf den Wischerad und von da in Procession auf das Prager Schloß in die Kirche St. Veit und Wenzeslaus bringen.

Auf dem 1355 zu Nürnberg seit dem 26. November gehaltenen Reichstag hatte Karl die Insignien bei sich.

Im Jahre 1361 ließ er, da ihm sein Sohn Wenzel geboren und die Marienkirche eingeweiht worden, auf dem Gange derselben dem Volke das erste Mal die Reichsheiligthümer zeigen, die er von Prag hatte herbringen lassen. Er selbst war mit den kaiserlichen Kleidern angethan und hatte das Schwert Karl's des Großen in der Hand. Im Jahre 1365 zeigte sich der Kaiser im Ornate zu Avignon am Pfingstfeste.

Wenzel, Karl's IV. Nachfolger, wurde 1376 zum römischen König erwählt und im selben Jahr mit den Reichsinsignien in Aachen gekrönt.

1410 ließ er, nachdem er 1400 abgesetzt war, die kaiserlichen Heiligthümer, die der König Ruprecht von der Pfalz stets erfolglos reclamirte, wie sie auch dem Jobst vorenthalten worden waren, von Prag auf das Schloß Karlstein führen, daselbst niederlegen, beschließen und versiegeln. Dagegen übergab er dieselben seinem Bruder Sigismund zu seiner vorgehabten Krönung in Rom (1414). Da aber diese nicht zu Stande kam, so benutzte Sigismund die Insignien zu seiner in demselben Jahre stattgehabten Krönung in Aachen. In dem darauf folgenden Jahre ließ er sie wieder nach Karlstein, 1423 aber wegen des Hussitenkrieges auf das Schloß Blindenburg (Visegrad) in Ungarn bringen.

Und hier war es, wo ein Ahnherr unseres Kaisers, nämlich Kurfürst Friedrich I., die Reichskleinodien unter großen Gefahren aus der hartbedrängten Festung rettete und auf Sigismund's Befehl (1423) nach Blindenburg wenigstens für den Augenblick in Sicherheit brachte.

Durch diesen wichtigen Dienst erlangte Kurfürst Friedrich, der in letzterer Zeit mit dem sonst so gnädigen Kaiser gespannt war, neuerdings wieder größeren Einfluß, den er zu Gunsten der endlichen Lösung der Reichskleinodienfrage geschickt zu benutzen wußte, indem er die Kurfürsten für sich gewann und den Kaiser daran erinnerte, wie schon sein Vater Karl IV. die Reichsstadt Nürnberg als Aufenthaltsort auserseheu hatte.

Was aber den meisten Eindruck bei dem stets geldbedürftigen Kaiser machte, war, daß die patriotische Reichsstadt sich bereit finden ließ, um die für damalige Zeiten ungeheure Summe von 1000 Goldgulden das kostbare Vorrecht der Aufbewahrung der Schatzkammer des Reiches zu erkaufen.

Kaiser Sigismund verpflichtete sich durch feierliche, noch im Nürnberger Archive vorhandene Urkunde, d. d. St. Michaelstage (29. September) 1423, der Stadt Nürnberg die Reichsinsignien und Heiligthümer zur ewigen Aufbewahrung anzuvertrauen.

Wohl hatte Kurfürst Friedrich I. naheliegende Gründe, seiner Stadt Nürnberg — wie oft sie auch sich störrisch bewiesen hatte — den Vorzug der Verwaltung der Reichsinsignien zu gönnen, gewiß aber verfolgte er nicht, wie Manche ihm nachsagen, die eigennützige Absicht, dieselben für den Fall eines Thronwechsels an sich zu reißen, denn wenn wir auch nicht in Abrede stellen wollen, daß er, sofern dieser Fall, so lange er noch rüstig war, sich ereignet hätte, die Kaiserkrone nicht ausgeschlagen haben würde, so ging ihm doch, wie seine ganze Denk- und Handelsweise zeigt, die Wohlfahrt des Reiches über Alles und er verfolgte einfach die schon von Barbarossa ins Auge gefaßte Idee, dem nomadischen Zustande der Abzeichen der höchsten Würde,

den durch solche Unstätheit bei jedem Personal- oder gar Dynastienwechsel zum Schaden der Krone unvermeidlichen convulsivischen Bewegungen ein Ende zu machen. Die materielle Einbuße, welche das Reich während ihrer 528jährigen Wanderung von Forchheim nach Nürnberg erlitten, kommt, wie empfindlich sie auch für den Reichsschatz war, im Vergleich zu dem moralischen Schaden kaum in Anschlag.

Um nun die beschlossene Uebersiedelung der Reichsinsignien nach Nürnberg auszuführen, sollten etliche Vertraute des Rathes, Sigmund Stromer und Georg Pfinzing sich insgeheim nach Ofen begeben und von da diesen Schatz geräuschlos und sicher nach Nürnberg geleiten. Daselbst langten die Reichskleinodien an dem Mittwoch nach unsrer lieben Frauen Tag in den Fasten (21. März) 1424 glücklich in der ehrwürdigen Reichsstadt an, allwo sie von der Bürgerschaft empfangen wurden und in der Spitalkirche eine sichere und würdige Aufnahme fanden.

Dieser kostbare Schatz enthielt laut der Nürnberger Uebernahmsurkunde folgende Stücke:

Sand Karles des Kuniges swerte.
Sand Mauritz swerte.
Die crone sand Karles des kunigs mit edeln steinen und perlen.
Von der krippen gotes in einer langer guldeiner beheltniße gezieret mit edeln steinen.
Drey glider keten sand Peters sand Paul und sand Johannes in einem silbereinem kestel übergultem.
Sand Johannes des evangeliste rok in einen silbereinen ubergultem Ledel, doruff ein klein cristalleiner creuze in der Mitte ist.
Sand Johannis des tausers czande in einer kleinen cristalleiner monstrancia mit veinem golte umgeben.
Das sper gottes.
Ein span des heiligen creuzes miteinander in einem großen creuz mit edeln steinen und viel perlen und der fusse desselben creuzes ist silberein übergolt getziret mit des Reichs und der Krone zu Beheim Wappen und cleinoden.
Ein klein creuz darein das vorgenannt holtze des creuzes gelegt wird, als man es zeiget.
Ein große beheltniß silberein ubergulte mit einem großem cristall, darein man leget das sper und das holze gotes cruzes zu der czeite, der czeygung.
Eine praune dalmatica mit perlen an den ermelein, und unten zuring umb.
Eine lange stol, guldein mit adler und perlen.
Eine rote kappen mit einem gulden leben und einem camel mit perlen gesteppt.
Sand karles gürtel.
Kunigliche sceptra, zwei silberein, eines übergult, das andere slecht.
Czwey oppfel silberein übergult und uff iglichen ein creuz.
Sand karles oppfel aussen guldein inwendig hultzein mit einem creuz und edeln steinen und perlen.
Sand karls sporn silberein übergult.
Sand karl rothe gugel.
Sand karl hantschuh mit edeln steinen und perlen.
Sand karls sandalia.
Sand karls inderschuch.
Sand karls gurtel in einem guldein porten in gurtelsweise mit knepfen und schellen.

Es ergingen darauf vom Rath zahlreiche Schreiben an alle Bischöfe, Fürsten und Städte der umliegenden Lande, worin dieselben aufgefordert wurden, der von nun ab auf den jedesmaligen Freitag nach Ostern stattfindenden Vorzeigung der Heiligthümer beizuwohnen.

Der Erste und zugleich Würdigste, welchem der hohe Vorzug gegönnt war, als Regisseur bei diesem großartigen geistigen Schauspiel zu fungiren, war der Fürstbischof Friedrich von Bamberg aus dem Hause Aufseß (reg. 1421—1431), der treue Freund und geistige Rathgeber unseres Kurfürsten — seiner Gesinnung nach ein Vorläufer der Reformation — der ihn kurz zuvor auf dem Pfarrhofe zu St. Lorenzen mit dem Oberstkämmereramte des Hochstiftes Bamberg belehnt hatte.

Um den Eindruck zu erfassen, welchen diese Schaustellung auf das Volk machte, genügt es, daran zu erinnern, daß man damals in Nürnberg keinen bloßen abgöttischen Reliquiendienst mit den Reichsinsignien trieb, sondern wahre Ehrfurcht hegte für die Idee des Reiches, und gewann da-

durch das Ganze das Ansehen einer hochpolitischen Feier, einer Huldigung der Majestät.

Wenn man dabei etwas vermißte, so war es die Anwesenheit Kurfürst Friedrich's I., der in Reichsgeschäften verreist war.

Dagegen wohnte derselbe Kurfürst mit seinen Prinzen, Prinzessinnen und Gefolge (1426) der nächsten Vorzeigung der Reichskleinodien und Heiligthümer bei und zwar im obern Zimmer des Schopper'schen Hauses, auf dem Markt, wo später das Fürerische Haus stand.

Im Jahre 1429 war wieder Kurfürst Friedrich mit seinem Prinzen Albrecht (Achill) dabei; 1430 derselbe Kurfürst mit seinem Sohne Johann dem Alchymisten; im Jahre 1443 war Albrecht Achill allein da. Von da ab aber, wo der größte Theil der Familie bereits in der Mark residirte, finden wir in der handschriftlichen Chronik des kurfürstlichen Hofes keinerlei derartige Aufzeichnung mehr. Mit dem Jahre 1524, wo bereits die Reformation dazwischen getreten war, hörten diese Schaustellungen wieder gänzlich auf.

Von der musterhaften Verwaltung des Reichsschatzes durch den Nürnberger Magistrat geben die im städtischen Archive vorhandenen Urkunden, Acten und Inventarien Zeugniß.

Ganz besonders bewährte sich diese neue Praxis in den Fällen, wo die Insignien unter dem Geleite eines oder mehrerer Rathsherren zu einer Krönung versandt wurden. Der erste Fall dieser Art ereignete sich bei Kaiser Albrecht II. von Oesterreich, welcher im Jahre 1438 zu Aachen gekrönt wurde.

Im Jahre 1440 geschah dasselbe zur Königskrönung Friedrich's III. (IV.), welche 1440 in Aachen stattfand. Allerdings machte damals der Kaiser einen Versuch, die Insignien wieder in seine Gewalt zu bekommen, indem er von den Nürnbergern verlangte, man solle sie nach Regensburg ausliefern.

Der Magistrat von Nürnberg indessen verweigerte unter Hinweisung auf die früheren kaiserlichen und päpstlichen Privilegien die befohlene Auslieferung und beeilte sich von den Juristen der Stadt Padua eine Begutachtung seiner Gerechtsame einzuholen. Somit war die Gefahr für jetzt beseitigt und konnten daher die Insignien wieder unbedenklich zu der Kaiserkrönung Friedrich's III. (IV.) herausgegeben werden (1452) und unter Nicolaus Muffel's Führung ihre Romfahrt, und zwar war dies die letzte ihrer Art, ungefährdet antreten.

Ebenso wirkungslos verlief späterhin ein Versuch der freien Reichsstadt Aachen, den Nürnbergern ihre Sigismundische Magna Charta streitig zu machen. Und so ging es nun mit den Krönungsfahrten seinen ruhigen geregelten Gang fort, wenn schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts noch einmal ein Häuflein altgläubiger Fanatiker geltend zu machen suchte, die Stadt Nürnberg sei durch den Uebergang zur neuen Lehre nach dem Wortlaute der Bestätigungsbulle Papst Martin's V. des Rechtes verlustig gegangen, die Kleinodien ferner zu bewahren.

Wir müssen daher constatiren, daß die verbreitete Ansicht, daß die Reichsinsignien der Stadt Nürnberg a b g e n o m m e n seien, irrig ist, wohl aber dieselben, nur um sie der dringensten Gefahr zu entreißen, geflüchtet wurden, und zwar geschah dies (i. J. 1796) durch den Chef der allein c o m p e t e n t e n B e h ö r d e, den Losungsrath von Haller, welcher sich das Verdienst erwarb, in der Nacht vor dem Einrücken des französischen Generals Jourdan, der von seiner Regierung den Auftrag hatte, um jeden Preis sich der Reichsinsignien zu bemächtigen, mit Hülfe einiger vertrauter Personen den unersetzlichen Schatz aus seinem bisherigen Aufbewahrungsorte (Spitalkirche) über Anspach nach Prag zu retten. Was den ferneren Verlauf der Flüchtungsgeschichte anlangt, so folgen wir darin um so zuversichtlicher den sachgemäßen Angaben des Domherrn Bock, als dieselben mit den von dem Verfasser dieses bereits im Jahre 1847 über diese denkwürdige Episode in Nürnberg sowie zu Wien gesammelten Notizen wesentlich übereinstimmen.

Hiernach wurden bei den zu Anfang dieses Jahrhunderts immer drohender werdenden Kriegsgefahren die Kleinodien aufs neue und zwar durch den Reichstagscommissarius von Hügel geflüchtet, der sie auf eigene Verantwortung insgeheim nach Regensburg führte und in seiner Behausung unterbrachte.

Nach Abschluß des Friedens von Preß-

burg lieferte dieser hochverdiente Ehrenmann die Insignien sammt ihrem Zubehör seinem Kaiser und Herrn, dem letzten Träger der deutschen Kaiserwürde, in die Schatzkammer zu Wien aus, wo sie seit Auflösung des Reiches als herrenloses Eigenthum und todter Schatz liegen blieben. Und das um so mehr, als die Reichsstadt Nürnberg nach Verlust ihrer Reichsstandschaft außer Stande war, eine Reclamation mit Nachdruck zu verfolgen.

Eine wundersame Fügung der Vorsehung hat es gewollt, daß ein Stammes- und Gesinnungsgenosse jenes Friedrich von Aufseß (der im Jahre 1425 die nach Nürnberg gebrachten Insignien zuerst dem Volke zeigte), Hans von Aufseß, der Stifter des Germanischen Museums, es war, welcher kurz vor seinem tragischen Tode die Reclamation* dieser Reichsschätze in Anregung gebracht hat, gleichsam als sein Testament.

Auf die Frage, wohin die Reichsinsignien nach erfolgter Extradition zu dirigiren seien, können wir, um der Continuität Rechnung zu tragen, im allgemeinen unbedingt für Nürnberg stimmen, woselbst der edle Freiherr H. von Aufseß in prophetischer Ahnung den Schrein wieder aufgerichtet hat, welcher einst vor der Flüchtung 1796 die Heiligthümer des Reiches barg. Oder wollte man sie etwa, wie manche jugendlichen Schwärmer aus der Demagogenzeit — die Bamberg als Hauptstadt des Zukunftreiches ausersehen hatten — wünschen möchten, unter den Schutz des heiligen Heinrich stellen, der sie einschmelzen ließ?

Absit omen! Ein nicht außer Acht zu lassender wichtiger Factor zu Gunsten Nürnbergs wäre das seiner Zeit mehr besprochene Mitbesitzrecht an der Burg Nürnberg, welches Baierns hochherziger Monarch im Jahre 1866 dem Zukunftskaiser Wilhelm als ersten Grundstein für die deutsche Einheit eingeräumt haben soll.

Das Germanische Museum, welches die zahlreichen Freunde desselben mit Recht als einen wegen seiner neutralen Stellung besonders geeigneten Aufbewahrungsort für die Reichsinsignien in das Auge gefaßt haben, würde bei einer solchen Wahl einer Schatzkammer auch nicht zu kurz kommen, indem ja überhaupt nur ein Theil der Kleinodien, namentlich die denselben affiliirten fremdartigen Gegenstände der Beschauung für das Publicum geeignet sind, die übrigen aber, d. h. die wirklichen Insignien, welche auch in früheren Zeiten nur bei feierlichen Gelegenheiten profanen Augen zur Schau gestellt worden, für gewöhnlich in dem Sanctuarium auf der Burg fest verschlossen bleiben müssen.

Was aber auch künftig über die Aufbewahrung der Reichsinsignien beschlossen werden mag, so handelt es sich in erster Linie zur Wahrung des Rechtspunktes lediglich darum, daß sie an ihren ursprünglichen Aufenthaltsort zurückgebracht werden und das ist die Spitalkirche zu Nürnberg.

Uebrigens würde es wohl, wenn nicht alle Anzeichen trügen, kaum zu einem processualischen Verfahren kommen, da ja die beiden Kaiserreiche das lebhafteste Interesse hegen, daß das so glücklich hergestellte gute Einvernehmen zwischen ihnen immer mehr befestigt werde.

Und wir müßten uns sehr irren, wenn die in Aussicht stehenden Vorbereitungen zur 600jährigen Jubelfeier der Thronbesteigung des ersten Habsburg, den 28. October 1873, nicht Gelegenheit geben würden, die Insignienfrage in einer für beide Theile befriedigenden Weise zu lösen.

* Dieses denkwürdige Schriftstück befindet sich abgedruckt in der Beilage zur Allgemeinen (Augsburger) Zeitung Nr. 156 d. d. 4. Juni 1870.

Literarisches.

Von dem großen Werke, „Brehm's Thierleben", welches das Bibliographische Institut in Hildburghausen herausgegeben, ist jetzt eine zweite, gänzlich umgearbeitete und mit neuen Illustrationen vermehrte Auflage in Vorbereitung. Die enormen Fortschritte, welche die zoologischen Wissenschaften in letzter Zeit gemacht haben, die dahin einschlagenden Forschungen auf den Entdeckungsreisen, sowie die Resultate der Beobachtungen in den zoologischen Gärten, deren Einrichtungen immer vollkommener werden, gaben einem solchen populären Werke, wie das Brehm'sche, immer neuen Zuwachs an Material und rechtfertigen das große Interesse, welches demselben entgegenkommt.



Schilderungen aus dem Innern von Ostafrika.

Von

Robert Hartmann.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

II.

Ein Tag in Karthum.*

Noch decken die Schatten der Nacht die staubige, am Zusammenflusse des weißen und blauen Nils sich ausdehnende Fläche. Tiefe Stille herrscht in der Natur, höchstens ertönt zeitweise das dumpfe, melancholische „Bum, Bum" einer Eule aus dem Gezweige der vereinzelten Harasakazie heraus.

Blutrothe Streifen im Osten verkünden den dämmernden Morgen. Die dunklen Umrisse der Häuser von Karthum treten allmälig am Horizonte der Nordspitze von Sennar, der Insel, hervor. Draußen am Mausoleum des Tscherkessen Achmed-Pascha stiehlt sich eine halbverhungerte Hyäne herum, athmet schnaufend die Frühluft ein und trollt sich dann in häßlichem Trott den Sodada- und Laodbüschen der Wüste zu.

Von der Galerie des Minarets der großen Karthumer Moschee ertönt nunmehr der ungemein feierliche Gesang des Mueddin herab, mit welchem dieser die Gläubigen zum Gebet ruft.

„Gott ist sehr groß, ich bekenne, daß kein Gott außer Gott und daß Mohammed sein Prophet! Herbei, ihr Muselmanen, zum Gebete, herbei ihr Gläubigen, nehmt das Heil! Gott ist sehr groß, er ist sehr, sehr groß!"

So geht es wiederholentlich in nicht unmelodischen Cadenzen.

Im Osten steigt Helios Wagen höher, über den Horizont. Höchst zartes, mattgelbes, wie über das Firmament nur gehauchtes Gewölk wird hier und da mit röthlichen Flecken gezeichnet, mit blendendem Licht schießen feurige Strahlen nach allen Richtungen hin, sie vergolden das unschöne, zuckerhutförmige Minaret, die plumpe Kuppel des Mausoleums, die Zinnen des Gouvernementspalastes, die Gesimse der österreichischen Mission. An den Fiedern der Dattelpalmen flimmern Millionen Lichtchen, die zerschlissenen Schilfblätter der Bananen erglänzen wie feinstes Porzellan. Bald

* Nachfolgende Schilderung eines „Tages in Karthum" beruht auf eigenen Anschauungen und auf wahren Thatsachen. Verfasser hat die handelnd auftretenden Persönlichkeiten zum guten Theil selbst gekannt. Einzelne Ereignisse sind, ohne übrigens die geschichtliche Wahrheit wesentlich zu beeinträchtigen, der Abrundung wegen aus ihrem genauen zeitlichen Zusammenhange gerissen worden. Dies dürfte um so verzeihlicher erscheinen, als jene Ereignisse in dem fernen Erdwinkel doch nur sehr geringe allgemeine Bedeutung haben. Die meisten Namen der auftretenden Personen sind verändert worden.

erhebt sich ein unbeschreiblich lebhaftes Zwitschern von tausend und aber tausend der lieblichen Senegalfinkchen im lederartigen Laubwerk der Gartenbäume. Zwischen den großen Blättern der Gischdeu oder Schuppenäpfel (Anona) huscht der Mausvogel (Colius) umher, um die Blüthen der dornstarrenden Cactus, der kantenästigen Euphorbien schwirrt der prächtige Honigsauger (Nectarinia), der Kolibri Sudans.

Nach und nach regt es sich in der Stadt. Vor der Hauptwache tritt die Mannschaft ins Gewehr. Der Tambour rührt seine Trommel mit kurzen, wilden Schlägen, gellend tönt die Querpfeife in den laut rollenden Wirbel des Finale hinein. „Gewehr auf! La illaha il Allah u Mohammed rasul illah (Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet)" kreischt der Lieutenant, mit dem Säbel salutirend. In sonorem Halbgesange sprechen die schwarzen Füsilire es nach. „Gewehr ab! Wegtreten!"

Der schwere Tritt sich ablösender Wachen regt leichte Staubwolken in den unebenen, nicht gepflasterten Straßen auf. Siehe, dort am Rande einer Grube fault ein Eselcadaver. Schwerfällig bewegen sich, bald flatternd, bald mit halb ausgebreiteten Schwingen hüpfend, ein Dutzend kleinere und größere Aasgeier auf das von Gasen aufgetriebene Aas zu, um das triefende Fleisch von den Rippen desselben loszuhacken.

Hier und da hat das beginnende Leben des Morgens auch die herrenlosen Hunde der Gassen aufgestört, zum Theil recht verkümmerte Abkömmlinge der herrlichen Windspielracen Sudans. Bellend und winselnd drücken sie sich an den Häusern vorüber, schnappen voll Gier einige ihnen von mitleidiger Hand zugeworfene Krumen auf oder wühlen mit Schnauze und Pfoten im Unrathe, prüfend, ob sich darin für sie etwas Genießbares finde.

Das ist die Straßenpolizei der innerafrikanischen Ortschaften.

Der Sicherheitsposten an den Thoren des Bazars erhebt sich von seinem Mattensitz, rollt denselben zu einem leichten Bündel zusammen, nimmt die Muskete, den Kolben zuoberst, über die Schulter und wandelt schlaftrunken, übrigens recht unsoldatischen Schrittes, der Hauptwache zu.

Hinter den schweren Holzthüren, die sich da und dort öffnen, schaut ein schwarzer oder brauner Bowab (Thürhüter) heraus. Drüben beim Chawage Soliman, dem maghrebiner Händler, ist der Thürhüter ein Prachtexemplar von sogenanntem Fertitneger, dessen stupides Antlitz mit den ungeheuren Kiefern, unter weißer Baumwollenkappe, demjenigen eines Gorilla in der Nachthaube täuschend ähnlich sieht. Sein weitärmliges Hemd schüttelnd, greift er nach einer runden, am linken Ellenbogen befestigten, aus einer unbekannten Baumnuß verfertigten Schnupftabacksdose, stopft behaglich grunzend eine Menge des mit Natron versetzten Reizmittels in die breitflüglige Nase und starrt dann hinterher gedankenlos ins Blaue hinaus.

Trupps von Beduinenweibern, die halbnackten Kupferleiber mit schmutzfarbenen Umhängetüchern umwallt, die zierlich gezöpften Haare butterglänzend und Gerüche der erstaunlichsten Art um sich verbreitend, ziehen mit ihren Kürbisschalen und Töpfen voll fetter, süßer und saurer Milch durch die Straßen. Eine nach der Andern kauern sie an der ersten Ecke nieder und rufen laut ihre Waare aus.

„Kauf Milch, ya Wolledi (mein lieber Junge), Milch, süße, schöne, weiße Milch." So schreit eine ältliche Beduine einen schlanken Sklavenbuben mit dem ramsnasigen Antlitze des Wadaiers an, welcher, eine große Kalebasse im Arm, die Bedürfnisse seiner Herrschaft einzuholen geht. Mit neckisch blinzelnden Augen bleibt der Bube vor unserer Nomadenfrau stehen.

„Deine Milch, o Alte, taugt nichts. Sie taugt gar nichts. Sie ist dünn, wie das Gewässer des weißen Nil, dünn wie das Blut in deinen dürren Gliedern, du eller, alter Lappen."

„Möge das Wasser des weißen Nil dich ersäufen, du schwarzer, heidnischer Hundesohn, deß' Mutter Hündin gewesen, deß' Schwestern mit Affen buhlten. Geh, du —" und zürnend greift die keifende Megäre nach einem Erdklos, den losen Burschen damit zu werfen. Der aber weicht geschickt aus, tänzelt vergnügt umher und lohnt der erbosten Milchhändlerin mit koboldischem Gelächter, andere Personen aufsuchend, an denen er seinen Uebermuth auslassen kann, dieser innerafrikanische Gamin.

Dort an jener Vortreppe steht ein reizendes Hasaniehmädchen mit ihrer dürftigen Waare. Die zierliche Rechte hält einen Zipfel des Umhängetuches vor das untere Antlitz, unter dessen üppigen Haarzopfderschlägt. Sie hat drei Schalen voll Kamelmilch, ein Bund Zwiebeln, einige Zehen Knoblauch und einen Lederschlauch voll rother Nebekfrüchte vor sich auf der Matte. Zu der nun wendet sich unser Sklave. „Du



Muezzin.

bausche ein Paar prachtvolle Augen hervorblitzen. Mit graziöser Coketterie weiß sie ihr Tuch so zu drapiren, daß eine der feinen Bronzeschultern, einer der etwas mageren, aber dennoch sehr wohl modellirten Arme frei bleiben, während sie die feinen nackten Füßchen so nett über einanhast Milch, so weiß wie der Flaum des Abu-Dudu (Pelikan), o Mädchen, gesegnet seien deine Finger, die solche Milch ausgießen. O gieb mir für zehn Fadda (Heller) Milch, o meine Gazelle!“ Das Mädchen bückt sich, den Schmeichler zu befriedigen.

Da tritt ein großer, stämmiger Schwarzer herzu. Er trägt Montirung, hat den braunrothen Militärtarbusch mit blankem Messingschilde keck auf das kurzgeschorene Haupt gesetzt, während eine blaue Weste unter der sauber gewaschenen weißen Jacke und ein Faschinenmesser an der breiten mit blauem Tuche beschlagenen Lederkoppel ihn als Unteroffizier der regulären Fußtruppe von Sennar kennzeichnen.

„Was willst du, Junge, o Kuppler du!“ herrscht der Hinzugekommene den Sklaven an. „Fort von hier, wo ein Sergeant Sr. Hoheit (des ägyptischen Vicekönigs) Milch trinken will. Marsch, fort, du erbärmliche Ratte, von dieser Merjane (Koralle) der Hasanieh, die allein unter diesen Schweinen von herumbettelnden Nomaden Achtung verdient. Marsch fort, du Affe!“

„Gemach, gemach, o Sergeant, o Effendi, o Panther. Mein Herr Tusun-Agha der Osmane will nur die Milch dieser Gazelle haben, er wartet schon lange darauf. Er will Durrah mit Milch essen, o Agha, erlaube, o Herr, o Effendi,“ so perorirt unverdrossen der Bube.

„Zur Hölle mit deinem Herrn Tusun; ich glaube gar, der Alte schielt noch nach Merjane, meinem theuren Hasaniehmädchen. Fort, du verworfener Sklave,“ und klatsch, klatsch, giebt er Jenem rechts und links eine Ohrfeige, während Merjane vor Lachen sich krümmen möchte. Heulend stürzt der Bube von dannen, bleibt dann stehen, schimpft fürchterlich auf den Sergeanten, wischt sich aber bald das Auge, lacht wieder und läuft weiter, neckt andere Milchweiber, zankt, schreit und treibt so sein Unwesen noch durch Stunden fort, der Nachsicht seines greisen, so gütigen Herrn im Voraus sicher.

Im Bazar wird es lebhaft. Zu beiden Seiten eines langen schmalen Ganges öffnen sich die Wandnischen und Holzläden klappen tischartig nach außen heraus. Bedächtig legen die Krämer ihre Waaren, manchmal Tausende an Werth, zur Schau vor sich hin. Wie culturgeschichtlich lohnend ist doch ein Blick in diesen Bazar. Was steht man da nicht alles beisammen! Englische Manufacturen, amerikanische Baumwollenzeuge und solche aus Sudan, Baranis, Jibbehs, Suriehs, Abajehs und wie sie sonst alle heißen, diese wollenen, halbwollenen, baumwollenen, seidenen und halbseidenen Ueberwürfe von aller möglichen Farbe, rothe Filzmützen, bunte Kopftücher, Schärpen und Schnupftücher, seidne, auch mit Gold und Silber durchschossene, aus Syrien und Arabien, indigfarbene Hemden aus Westen, auch Saffianschuhe aus Nordwesten und Sandalen aus der Umgegend. Da sind hübsch verzierte Schibuks, persische Kaliuns mit goldverzierten Krystallphiolen, Tabacke, Cigarrenspitzen, Cigarrettenpapier, Streichschwamm und Streichhölzchen. Wieder messingene Schreibzeuge, porcellanene Kaffeetäßchen, messingene Kannen, dann Präsentirteller aus lauterem Golde der Negerberge, von der herrlichsten durchbrochenen Arbeit. Silberne, aus spanischen Thalern gegossene Armspangen glänzen neben stumpf- und grellfarbenen Glasperlen, neben Achatstückchen und Bernsteinkugeln. Da hat Einer Haufen feintuchener, mannigfach gestickter und bepaspelter Mamlukenkleider vor sich, ein Anderer schneidet Taback, jener sortirt bunt ausgenähte Patrontaschen und Pistolenhalfter von Tripoli und von Sokna. Dieser sortirt kordufanische Lederschläuche, zerschnittene Elephantenzähne, Strauß- und Marabufedern. Ein habichtsnasiger Türke mustert mit liebendem Blick seinen Waffenkram: mit Metall, Perlmutter und Elfenbein ausgelegte Gewehre und Pistolen orientalischer Schäftung, alte abgebrauchte Lütticher Stutzen, Jatagans, Dolche, Säbel, daneben das lange Schwert des Beduinen, das Wurfeisen des Djur, die Ebenholzkeule des Schiir, die Pfeile des Bari. Ein reiches und sonderbares Gemisch von Artikeln des Morgen- und Abendlandes, wenn auch nimmer die stolze Pracht der Bazare von Constantinopel, Damaskus, Cairo, Teheran, Bagdad und Kabul.

Die Kaufleute hocken rauchend und kaffeetrinkend, sich mehr oder minder lebhaft unterhaltend, auf ihren Ladentischen. Sie besprechen unter anderem die mercantilischen Zeitverhältnisse, sowie den Stadtklatsch in der Metropole des Landes der Schwarzen. Hasan klagt über die hohen Eingangszölle auf englisches Roheisen, Achmed macht seinem Aerger darüber Luft, daß die amerikanische Baumwolle jetzt so theuer zu stehen komme. Hammed-Ibn-Hammed tuschelt mit Dellal Jagub, dem nubischen Mäkler, welcher ihm ein gutes Geschäft mit Chawage Grigurius, dem armenischen Specereihändler, vermitteln

soll. Dazwischen wird erzählt, daß Mirjam, die walachische Jüdin und Concubine Hasan's, in der Nacht ein Kind bekommen und daß gestern dem Major Rustan-Effendi seine schöne zahme Njelletantilope mitten durch die Stadt davongelaufen.

„Sei mir gegrüßt, o Hadschi Saad von Dar-Bornu," ruft der käsefarbene Tuneser dort einem riesigen corpulenten, mit rothem Turban und langer schwarzblauer Tobe angethanen Neger zu, welcher ernst und würdevoll an seiner Boutike vorüberschreitet. „Ist deine Gesundheit gut? o Pilgrim! Bist du wohl? Ist dir die heilige Reise gut bekommen, mein Herr?"

„Gut, gut!" erwiedert der Schwarze. „Ich ging zuerst über Habesch, über das Land des ungläubigen Sultan Kasa-Thadrus,* der die Moslemin verfolgt und ihrer viele lebendig schinden läßt, sobald sie die Schrift nicht annehmen wollen. Gott aber belohnt den Glauben seiner Gläubigen. Ich kam zu Debra-Tabor durch besondere Fügung nahe an Sultan Thadrus und verkaufte seinen Weibern Goldringe aus Fasoglo, Simbil und Kochle.** Dafür wurde der Sultan gut, er schenkte mir zween Maulthiere mit Zubehör und sandte mich mit Soldaten über das kalte, bergige Land Sömien hinunter nach dem Hafen Mesoah. Von da ging ich über das große salzige Meer nach Mekka. Hier, in der heiligen Stadt, habe ich den heiligen Stein der Kaaba geküßt und auf dem heiligen Berge Arfat gebetet. Dann bin ich über Dschidda nach Aden gegangen. In Aden habe ich auch Sidi-Pullo-Sabtan, den Henker Dschidda's, mit seinem Feuerschiffe Seiklub*** gesehen. Gott behüte uns vor Satan, dem Gesteinigten! Nach Suakim zurückfahrend, hielt ich es für gut, einige Divari und Schittar und noch andere Zeuge aus Hedjas unverzollt in die Stadt zu bringen. Das merkten aber die Soldaten des Pascha und verriethen es dem Ortsschef, dem Wekil Machmud-Effendi. Der nun ließ mir fünfzig Karbatschenhiebe auf die Fußsohlen geben, sodaß mir noch heute die Füße wehe thun. Das war schlimm, aber Gott ist barmherzig und milde, Gott sei gelobt, ich habe gute Geschäfte gemacht und habe mein Gold vor den habgierigen Aegyptern verborgen. Nun bin ich, Gott sei's gelobt, wieder hier. Stehet doch geschrieben, es sei kein Verbrechen, während der Pilgerfahrt vortheilhafte Handelsgeschäfte zu schließen. Gott sei's gelobt."

„Gott sei's gelobt, o Pilgrim. Gewiß bist du gut und leihest mir fünfzehn Guineen zum Ankaufe von Dammur, Auerbi und anderen Stoffen zur Fortführung meines Handels. Du weißt, ich gebe Alles bis auf den letzten Heller wieder. Weiber und Kinder wollen Brot, viel Brot. Bei Gott, Pilgrim, leih es mir für vier Monate und nimm Zinsen darauf."

„Möge mein Beutel Segen über dich bringen, o Herr, o Kaufmann von Belled-Gabis. Nimm das Geld, aber gieb keinen Fadda Zinsen. Stehet es nicht geschrieben: Allah giebt dem Wucher keinen Segen. Fällt dem Schuldner die Zahlung schwer, so seid nachsichtig mit ihm, bis sie ihm leichter wird. Fürchtet Gott und lasset den Wucher. Also, Gottes Segen mit dir, o Kaufmann."

Da kommt ein Commissionär und sucht eine alte, silberne Taschenuhr zu verschachern. Hier zerrt ein junger, schwarzer Trommelschläger der Garnison eine noch kleine, dachsbeinige, gefleckte Hyäne am Stricke hinter sich her, ein Beduine aus Abu-Sugra drängt sich, ein niedliches olivenbraunes Meerkätzchen mit schwarzem Gesicht und weißem Backenbart auf den Schultern, durch die Menge; ein Mädchen aus Mesalamieh bietet zwei grüne, unangenehm kreischende Papageien zum Verkauf. Der alte, graubärtige Arnaut Medjid-Agha kauft sich um wenige Münze das Aeffchen, herzt und küßt das Thier, welches ihm sogleich vertraulich den Bart kraut und ihm trockene Datteln aus dem Munde frißt.

Im Hause des Sklavenhändlers Hussein-Effendi von Dongola geht es lebhaft zu. Vor der Freitreppe lungern Schwarze umher, in baumwollener Kappe, in Hemd und Schuhen. In der Vorhalle kreischen Papageien, faucht ein Gepard und bellt ein sich mit ihm balgender Schilluk-Windhund.

* Der bekannte Kaiser Theodor, dessen Familienname ursprünglich Kasa oder Kasai gewesen

** Simbil, Wurzel der Valeriana celtica, ist beliebtes Riechmittel. Kochle — die Augenlidschminke der Orientalen.

*** Kapitän Pullen von I. M. Kriegsschiff „Cyclops," welches dem unruhigen und fanatischen Dschidda im Jahre 1859 einige Bomben zusandte.

Koranverse auf grobem Papier, abyssinische Säbel, Fungi-Schilde, Bari-Köcher, türkische Schutzwaffen, Affenfelle u. s. w. zieren die schlecht geweißten, durch Regenstreifen und Spinngewebe verunreinigten Wände. Aïscha, die schlanke Guduru-Sklavin, nackt bis auf den Rahad, oder Frangengurt, besprengt den staubigen Lehmfußboden, breitet Teppiche aus und trägt Gullehs, oder Kühlkrüge für das Trinkwasser, zusammen. Auf einem Kursi oder vieleckigen, zierlich ausgelegten Tische, wird vom Haussklaven Kaffe servirt.

Der Hausherr, ein alter, dürrer Berber, setzt sich, jede Secunde lang um sich spuckend, auf den bunten Divan an der Seitenwand der Vorhalle nieder. Er winkt seinem Reïs, oder Schiffskapitän, um mit ihm einen Raubzug nach dem weißen Nile zu verabreden. Der Reïs hockt sich vor Hussein-Effendi auf den Teppich. Da meldet man Herrn Donati, den malteser Geschäftsfreund. Herein tritt ein langer hagerer Mann, mit ursprünglich schönen, aber gänzlich verlebten Zügen, geckenhaft aufgeputzt, in Tarbusch, seidenem Keffieh (Kopftuch) und rothen Saffianschuhen zu sonst verlegenen Pariser Kleidungsstücken von etwas unmodernem Schnitt. Die gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen werden gewechselt. Signore Donati räkelt sich in cordialer Weise neben Hussein-Effendi auf dem Divan. Man trinkt Kaffee und raucht würzigen Gebelitabak aus langen Pfeifen.

„Wann gehen deine Barken nach Gondokoro, o Hussein-Effendi," hebt der Malteser an.

„In zwanzig Tagen, wenn's Gott will. Reïs-Beschir sammelt noch Glasperlen, Kupferringe, Pulver, Blei und Proviant. In zwanzig Tagen wird er bereit sein, he, nicht wohl, o Reïs-Beschir?"

„Ja, in zwanzig Tagen, inschallah," erwiedert der Reïs.

„Die Zeiten sind schlecht, o Effendi," spricht Donati, „die Hunde von Bari setzen sich überall zur Wehre, ja die Affen, die Kitch, fangen sogar schon an, schlimm zu werden. Wie nun, wenn deine Leute angegriffen würden, o Herr?"

„Ich gebe vierzig Soldaten mit Gewehren und Säbeln mit. Die sollen Alles niederschießen und Feuer anlegen zu Belenia, Gondokoro, Gok und wo es sonst nöthig sein sollte. Du weißt, o Effendi, wie sie es machen. Sie streuen Glasperlen ans Ufer, unsere Soldaten, sie streuen, und wenn dann die schwarzen Affen herbeikommen, so geben sie Salven auf die Männer, ziehen aber Weiber und Kinder auf die Schiffe. Ha, ha!"

„Ei freilich! oder sie nehmen den Nuër das Vieh fort, tauschen dafür bei den Elliab Elfenbein ein, nehmen das Vieh den Elliab wieder und schenken es an die Nuër zurück, natürlich — gegen Elfenbein und hübsche, schwarze Kinder u. s. w.," ergänzt Donati mit diabolischem Grinsen.

„Siehe, da kommt Kutschuk-Mohammed-Agha, mein Milasim," sagt Hussein. Der Herzutretende, ein alter, windbrüchiger Wachtmeister der Baschi-Bozuk, ist recht flott nach Art eines ägyptischen Lieutenants der Irregulären gekleidet und trägt einen Säbel in sammetner Scheide am Seidenbandelier. Nachlässig lehnt er sich neben Donati an die Wand.

„Nun, Agha, wirds Geschäft mit Menschenfleisch diesmal gut gehen?" fragt Donati.

„Inschallah, gut! habe die Lumpen von Berberinern, die Soldaten meines Herrn Hussein-Effendi, Gott sei mit ihm, gehörig gedrillt im Schießen und Stechen, habe das Exereier-Reglement benutzt, wie es im Türkischen nach einem Muster der Franzosen oder Preußen vorhanden ist."

„Gut! Aber die Schwarzen, die Nuër, die Bari, die Kitch?"

„Was Schwarze, was Bari u. s. w. Esel und Eselssöhne die, schieße sie zusammen wie das Didjadj-el-Wadi (Perlhuhn), brenne ihre erbärmlichen Togule (Kegelhütten) nieder," bramarbasirt giftigen Blicks der Agha.

„Ich helfe mit, inschallah, die ungläubigen Kaffern zu vernichten und die, welche wir fangen, das Wasser des Brunnens Zemzem trinken zu lassen,* inschallah," fügt mit heuchlerischem Augenverdrehen der Reïs hinzu.

„Wo werdet Ihr die Sklaven diesmal hinbringen, Hussein-Effendi?"

„Ya Chawage Donati, welche Frage, weißt es doch recht gut, wo sie hinkommen, he? Weißt doch, einige nach Esneh, Siut, Cairo, andere über das Meer von Rum nach Istambul, Smirna, Beyrut und Tre-

* Bildlich, statt „zum Moslim zu machen."

bisond. Werde aber diesmal theuer sein, inschallah, denn die Geschichte kostet Geld, viel Geld, o Gott!"

„Wenn nur das gemeine Thier von Generalgouverneur sich nicht hineinmischt?" fragt Donati mit bedenklicher Miene.

„Dafür ist gesorgt. Dieser türkische Esel hört und sieht nichts und sein Wekil bekommt dreißig Guineen. Das schafft schon was, o Effendi."

Man erhebt sich und zieht von dannen. Beim Herausgehen sagt Donati zum Agha: „Höre, Milasim, ich habe mein schwarzes Frauchen, das Aeffchen, die Sanab, welche Herr von St. André vorigen Jahres bei den Elliab geraubt, völlig satt, denn seit ihrer letzten Fieberkrankheit ist sie schlapp wie ein alter Flicken und mir zuwider, schlimmer wie eine Ziege. Ich will diese Ziege los werden. Schaff' mir doch eine andere."

„Gut, aber wieviel giebst du Provision, o Herr?"

„Zehn Guineen für ein schönes Weib. Groß und schlank, hörst du, womöglich Barimädchen."

„Aber wohin willst du die Sanab thun?"

„Die gebe ich Arnaud-Bey, dem alten weibertollen Topschi-Basch (Artillerieoberst), der quält mich schon lange darum."

„Nun, Gott ist gnädig und milde. Zweimal gestattet er die Ehescheidung, darüber sollst du das Weib mit Güte halten oder mit Vermögen entlassen."

„Nun laß dein Koran-Gewäsch sein, du Gläubiger, und komm mit mir, ein Glas Cognac zu trinken, du alter, beschnittener Branntwein-Agha. Orsini, dieser Obergeneral aller Kuppler, wartet auf mich, um mir Nachricht zu geben, ob Frau Virginia Conti diesen Abend zu mir kommen will. Ihr Mann ist in Halfaya und betrinkt sich mit Musa-Agha, dem Hauptmann der vicekoniglichen Kamelreiter, um die Wette." Frivoles Lachen und Fingerschwappen begleitet dies Geständniß einer schönen Seele.

„Gott ist hörend und allwissend. Wein und Spiel sind Werke Satans. Vermeidet sie, daß es Euch wohl ergehe, so stehet geschrieben."

„Nochmals, schweig! du, o Agha, mit dem ewigen Herleiern deines Koran. Komm lieber und trinke Cognac."

Orsini wartet in der Krämerbude und Kneipe des griechischen Bakkal Papadopulo trunken und nur noch lallend inmitten trunkener Baschi-Bozuk, deren feuerfarbene Jacken und Hosen überall Risse und große Flecke von Fett und Branntwein aufweisen. Einer von ihnen weiß dem Bulgari, oder der Laute, gar wilde Töne zu entlocken und singt dazu mit weicher Stimme serbische Volkslieder.

„Wenn doch die anderen Baschi-Bozuk ahnten, was jener Marco-Agha von Bielopawlicz ihnen jetzt vorsingt, alle diese Heldenthaten der Serben gegen die Türken," sagt Papadopulo auf Italienisch zu Donati.

„Lieber Freund, das würde ihnen verflucht gleichgültig sein, diesen arnautischen Rittern. Die fragen den Teufel nach Vaterland und nach Religion. Habt es doch, ihr Herren Griechen, also genugsam kennen gelernt anno 22 auf Morea und Scio, anno 54 bei Mezzowo, Arta und Gott weiß sonst wo. Ihr Vaterland ist der Kriegsschauplatz, ihr Gebet ist der Schlachtruf, ihre übrige Religionsandacht besteht in Morden und Plündern. Dienen heut dem Pascha von Aegypten, morgen dem Bey von Tunis, übermorgen dem Serdar zu Mossul. Jeder Fürst Europa's könnte sie haben, wenn er nur wollte. — Nun, Orsini, wie steht es?"

„Heut Abend 7 Uhr," lallt der Postillon d'amour und taumelt zur Seite einem schnarchend in der Ecke hockenden Arnaudi in den Schoß, der puffend und fluchend den fränkischen Störer seiner Ruhe zurückschleudert, darob rohes Gelächter durch den dunklen qualmigen Raum ertönt.

* * *

Die Mittagsgluth sengt nieder auf die weite Stadt. Die Luft zittert. Auf den größeren Plätzen und in der Umgebung zaubert die Kimmung ihre Trugbilder. Menschen und Thiere ziehen sich an schattigere Stellen zurück, um den Strahlen der sennarischen Sonne zu entgehen. Selbst die behende Eidechse streckt sich träge am Stamme der Lebachakazie, am Drehbaum des Schöpfrades hin. Nur der gierige Schmarotzerweih zieht, unaufhörlich kreischend, seine Kreise in den Lüften und späht von da aus nach Beute umher.

Ein hagerer, dürftig gekleideter Nubier schleicht über einen mit zersetzten Matten und Tüchern bedeckten Communicationsweg. In seinem braungrau angeflogenen Antlitz, mit den matten, gelblichen Augen, malt sich tiefes Körperleiden. Der Arme schlottert in dieser Höllengluth vor Frost. Er schlottert so stark, daß seine festen Zähne laut gegen einander schlagen und knirschen, daß unter lautem, stoßweisem Röcheln der Schaum über die blauen Lippen tritt; daß ihm bei jedem Schritt die Beine einknicken und der Stock endlich den müden Händen entfällt. Der Mann war Diener bei katholischen Priestern in Syrien gewesen und von ihnen zum Christen bekehrt worden. In Karthum von kleinen Commissionen lebend, hat er schon lange die Warda, das Fieber. Ein nicht großer, schlohweiß gekleideter Schwarzer, dessen nur mäßig stumpfe und intelligente Züge unter einem riesigen purpurnen Turban fast verschwinden, seines Geblütes edler Fungi, schaut zufällig von der Vorhalle eines Hauses herab und erblickt den Fiebernden.

„Bist du krank, o Christ, — o Mann?" ruft er mit hoher, fast knabenhafter Stimme herab.

„Krank, sehr krank, o Gadi-Effendi," stöhnt der christliche Berber, „habe das Fieber schon seit vierzig Tagen."

„Geh doch aber ins Spital, mein Sohn, und laß dir Kina-Kina (Chinin) geben, das beste Mittel wider böses Fieber."

„Bin dagewesen, aber der Hakim-Baschi (Oberarzt) hat kein Kina-Kina mehr vorräthig, hat schon lange darum nach Cairo geschrieben und noch keins wieder bekommen. Hat mir alle möglichen andern Mittel gegeben, aber keins davon wollte helfen. Auch Ud-el-Fachle, der große Wunderarzt, ist nicht hier, er sammelt ja zur Zeit heilsame Wurzeln und Rinden in Fesugli. Inschallah, werde ich sterben. Ach, bin sehr, sehr krank."

„Wirst, inschallah, nicht sterben, o Christ, denn Gott ist gnädig und barmherzig. Wenn die Christen nur glauben an Gott und den jüngsten Tag, und nur thun, was recht ist, so kommen nicht Furcht und Trauer über sie. Du, o Mann, thatest zwar nicht, was recht war, indem du abgingest von der Wahrheit, welche dir als Kind ward, indem du Gott den Rücken wandtest, als du, ein Moslim, von den römischen Priestern das Evangelium annahmst."

Sprecher wendet sich zurück und erscheint nach wenigen Minuten, ein Flacon starkduftender Futneh (Geraniumöl) in der Hand, auf der Straße, um dem todmatten Renegaten selbst zu helfen. Er hält ihm das Flacon vor die Nase und reibt ihm mit seines weiten Hemdes Aermel die kalte Stirn.

„Gott ist gnädig und barmherzig, Gott wird auch dir barmherzig sein, du abtrünniger Knabe."

So sagt der Gadi mit von schmerzlicher Mißbilligung und doch wieder von innigem Mitleid erregter Stimme. Dann ruft er seinen Sklaven, zweien hübschen, schlanken Schwarzen vom oberen, blauen Nil, zu, die müssen den Christen, der vor Schwäche nicht mehr auf den Beinen stehen kann, in des Rechtskundigen Haus schleppen, ihn dort, warm zugedeckt, betten. Adije, die kokette, muntere Leibsklavin des Gadi, ein Kind der Semmineberge, muß ihm gar mit einem Giraffenschwanze die Fliegen abwehren.

Nachdem der Aermste nach Stunden den Anfall überstanden, verläßt er, beschenkt mit einem Beutel voll trockenen Sauerbrotes, einigen Limonen, einem Päckchen abyssinischen Kaffees und einem Stücke braunen Rohzuckers — ohne Dank — das Haus des — Feindes der Christenheit!

„Höre doch, o Mallem Makaris, die Türken wollen's unserem Negus, dem Tedros, warm machen." So sagt in schlechtem Arabisch ein mit vorspringendem Profil und listigen Augen ausgestatteter bronzebrauner Abyssinier zu einem langen, dick aufgeschwemmten Kopten, der gähnend am Rande eines der mit Wasser gefüllten Moscheegräben, seinen Rücken gegen einen Lehmpfeiler stützend, sich kauert. „Denke nur, o Mallem, diese türkischen Hunde wollen mit Tedros Krieg führen, aber sie werden ihn fühlen, den Erwählten der erbarmenden Gnade, den Gesalbten des Herrn über Länder und Meere. Wisse, o Kita (Herr), es ist ein Misteret-Semlai (großes Geheimniß des Himmels) unserer heiligen Religion. Nämlich auf den heiligen Bergen in Schoa, es giebt da viel Gold in Ringen, es giebt da ein Likavangil (Bote des Evangeliums) und ein Dersena-Mirjam (Geschichte Mariens) in aethiopischer Schrift.

Es giebt da Kreuze und Rauchfässer. Es giebt da Schilde von Büffelhaut, Speere, Säbel, Messer, Pfeifen und Trommeln. Der heilige Apostel Salama hat sie geweiht. Die Spieße und Säbel, alle sollen im Monate Tekemt (October) unter die Türken fahren, die werden umkommen, alle, alle, wie die Gibtzis der Phiraune (Aegypter der Pharaonen) umkamen auf Geheiß des Schekh-Musse (Moses) des Propheten, dessen Andenken Gott segnen möge. Siehe, o Mallem, also soll es geschehen, also sagen es unsere Schriften in Habesch."

Aber der Kopte, dem die emphatische Anrede des so naiv denkenden abyssinischen Patrioten gilt, scheut entweder die Mühe, über jene Prophezeihung weiter nachzudenken, oder er theilt auch vielleicht nicht den Glauben an dieselbe. Er zieht lieber schläfrig die großen Lider über die triefenden, entzündlich gerötheten Augen, und streckt mit indifferentem Geknurre die Beine weit von sich. Der Abyssinier aber zieht es nach einigem Selbstgespäche endlich auch vor, sich niederzuhocken. Er holt einige Zwiebeln aus der Brusttasche seines Ueberhemdes hervor, tunkt sie in das Wasser des vorüberrieselnden Grabens und zerknirrscht sie mit behäbigem Geschmatze zwischen zwei Reihen köstlicher unverdorbener Zähne, im süßen Vergessen aller Lasten dieser Welt. Es kommt Asser heran, die Zeit zwischen drei und vier Uhr Nachmittags. Da drüben in Nähe des Stromufers und des Landungsplatzes der Barken liegt ein großes Haus. Niederes Mauerwerk hegt einen kleinen hinter dem Hause gelegenen, mit Dattelpalmen, Orangensträuchern, Schuppenapfelbäumen, Granaten, Bananen und Cactus besetzten Garten ein. Nach dem Garten zu ist eine schmalere Hinterfronte des Hauses gerichtet. Diese Fronte hat ein Fenster, zu welchem sich Passionsblumen hinaufranken. Die groben, das Fenster verschließenden, mit grüner Leimfarbe angestrichenen Holzladen sind zurückgeschlagen, so daß das Fenster weit offen steht. An diesem erscheint nun eine weibliche Gestalt. Und welche Gestalt! Ein hohes schlankes Wesen, dessen wunderbare Wellenformen unter einem dunkelblauen bauschigen und vorn offenen Seidengewande völlig ersichtlich sind. Das mattgelbliche, mit den mandelförmigen Augen, der feinen sanftgebogenen, an der Wurzel etwas verbreiterten Nase und den üppigen Lippen gezierte Antlitz, die runzellose Haut verrathen eine noch jugendliche Tochter Aegyptens. Ein Halsband mit Geschmack aneinander gereiheter goldener Perlen von Form der Gerstenkörner schließt sich um den schön geschwungenen Hals, der voll gerundete, mit goldenen und silbernen Spangen bedeckte Arm hält ihr hübsches nacktes Knäblein, dessen anmuthige Formen seiner jugendlichen Erzeugerin Ehre machen. Melancholisch blickt das Auge des Weibes ins Weite, es umflort sich, Thräne auf Thräne rollt die schöne Wange hinab. Dann drückt das Weib inbrünstig ihr Knäblein an die Brust, herzt und küßt dasselbe unter von lautem Schluchzen halb erstickten Anrufungen.

Diese junge Aegypterin, Sitte Nasrah, trauert um ihren fernen Gatten Omar-Bey. Der, ein hochgestellter Beamter des Divan zu Cairo, hatte, dem Grundsatze manches Neutürken huldigend, nur die von ihm heißgeliebte Nasrah zum alleinigen Weibe erkoren. Omar-Bey war ein Mann von Vaterlandsliebe, Rechtlichkeit und Wohlwollen, Tugenden, welche man nicht so sehr häufig unter seinen Landsleuten findet. Er strebte danach, die Lage seines armen gedrückten Volkes zu bessern und betheiligte sich daher auch lebhaft an den zur Emancipirung des ägyptischen Bauernstandes unternommenen Reformarbeiten.

Ein einziges heftiges, wenn auch in bester Absicht gesprochenes Wort gegen einen Land und Leute mit roher Habgier verderbenden Vorgesetzten riß unseren Bey aus staatlichem Wirken und aus häuslichem Glück. Die despotische Weise des Ostens wußte den vorlauten Beamten hart genug zu strafen. Er wurde unter Beibehalt seines bisherigen Ranges — mit geheimen Weisungen — nach Karthum versetzt. Mit dem innersten Gefühle, daß sein Untergang besiegelt sei, begab er sich an Seite seiner ihm erst jüngst vermählten Nasrah nach Sudan. Hier nun behandelte man ihn nicht als befehligenden Bey, sondern nahm ihn wie einen gemeinen Verbrecher in Haft. Er fand Gelegenheit, eine Beschwerdeschrift abfassen zu lassen. Diese wurde einfach unterschlagen und ihr Urheber kurz und gut auf unbestimmte Zeit nach Fasoglo verwiesen.

Sitte Nasrah mußte in Karthum zurück-

bleiben. Sie genaß bald nach Abführung ihres Gatten eines Knäbleins.

Schwermüthig blickte sie, ihr Kind im Arme, häufig auf Augenblicke und Stunden ins Freie hinaus, hin nach jener Gegend, in welcher ihr Omar langsam ein Opfer des schrecklichen Klimas zu werden drohte. Zwar hatte er ihr zweimal im Laufe von achtzehn Monaten die Nachricht sagen lassen, es gehe ihm recht wohl. Der edle Mann wollte aber sein treues Weib durch schlimme Berichte nicht noch unglücklicher machen, als sie schon war. Er selbst siechte am hartnäckigen Wechselfieber langsam dahin.

Wird Nasrah ihren Omar jemals wiedersehen? Wir dürfen mit Nein antworten. Eines Morgens wird man den todten Körper des Verbannten unter dem Klagegeheul etlicher gedungener Berta- und Galaweiber auf einem Angareb (nubische, von uns schon mehrfach beschriebene Bettstelle) aus der Enceinte des elenden Fort Famaka hinaus zur ewigen Ruhe bringen. Stumm wird die schwarze, vor den Trümmern der ehemaligen Kasbah (Citadelle) patrouillirende Schildwache vor dem schnell vorüberziehenden Trauergeleite das Gewehr präsentiren. Schon in der nächsten Nacht wird die gefleckte Hyäne dem Entschlafenen den wilden Grabgesang heulen.

Nasrah aber wird nach endlichem Empfang der Todesnachricht um ihren Omar trauern. Sie wird aufrichtig trauern. Auch sie wird früh genug Sudans Miasmen erliegen oder auch selbst straflos, frei, nilabwärts fahren und vielleicht im Harim irgend eines weiberlustigen Pharaosohnes einmal ihr schon so frühgeprüftes Leben beschließen.

Der Abend dunkelt herein. Der große Divan, d. h. das Amtslocal des Pascha Generalgouverneur von Ostsudan, füllt sich mit Menschen. Vor der Fronte halten schön geschirrte Rosse, stattliche Esel mit ihren roth geschmückten Sais oder Reitknechten. Wachestehende Soldaten schreiten gravitätisch auf und nieder, Ordonnanzen und Sklaven rennen geschäftig hin und her.

Schwüle Hitze herrscht in dem weiten hohen Innenraume des Statthaltereigebäudes, dessen Decke unmittelbar von den rohen Balkenlagen und den Mattengeflechten des platten Dachwerkes getragen wird. Zuweilen durchdringt seiner Luftzug den Raum und versetzt die großen, schlecht gefügten Glasscheibenfenster desselben in klirrende Bewegung. Trübes Kerzenlicht einiger riesiger Blechlaternen erhellt nur wenig die geweißten, mit religiösem Schriftwerk und schlechten Landkarten benagelten Wände. Auf den breiten, mit buntem halbwollenen Damast und mit Glanzkattun überzogenen, längs den Wänden sich erstreckenden Ottomanen liegen und hocken Menschen von jeglicher in Karthum vertretener Nationalität in malerischen Gruppen.

Die vielen blanken Knöpfe auf Tarbusch und Oberkleid, die Uniformität des Schnittes des letzteren, die Säbel, die brocatenen Schärpen, und fast noch mehr die anmaßenden, herausfordernden Mienen vieler Anwesenden deuten den militärischen Charakter derselben an. Aus ihnen hat sich ein dichter Schwarm abgesondert, in dessen Mitte man sich lauter und leiser in türkischer, arabischer und griechischer Sprache unterhält. Den Kern dieses Schwarmes bildet ein wohlproportionirter Mann mit schönem, bleichem und sehr ernstem, von ergrauendem Bart umsäumtem Antlitze. Sorgfältig auf orientalische Weise gekleidet, liegt der schöne ernste Mann nachläsig auf einer über die Ottomane gebreiteten Pantherhaut ausgestreckt, die Linke auf ein mit Goldbrocat überdecktes Kissen stützend, mit der rechten in nervöser Art ein Stück Papier zwischen seinen Fingern zerknitternd. Neben ihm kauern zwei koptische Schreiber am Boden und zeichnen beim Scheine einer Laterne ungemein emsig feine arabische Schriftzüge auf lange schmale Papierstreifen und zwar nach dem Dictate eines dicht vor ihnen stehenden türkischen Lieutenants von distingnirtem Aussehen. Zuweilen ergänzt der ernste bleiche Mann das Dictat mit erläuternden Worten.

Wir haben hier vor uns den Divisionsgeneral Machmud-Haider-Pascha, den Hokumdar oder Gouverneur von Beled-Sudan, den mächtigen Gebieter über Dongolah, Berber, Sennar, Kordusan und Taka. Jener Lieutenant, sein Adjutant, besorgt schnell noch die Niederschreibung einiger mündlicher Befehle Sr. Excellenz. Endlich sind dieselben ausgefertigt. Der Adjutant überreicht die Schriftchen dem großen Würdenträger, dieser überfliegt sie, billigt leise grunzend ihren Inhalt, taucht den Finger in ein ihm vom Schreiber dar-

gehaltenes Dintenfaß, schwärzt das an der schweren Urkette hängende Petschaft und drückt damit sein Namenszeichen unter jedes der, vorher von ihm sorgfältig beleckten Edicte, welche über Wohl und Wehe von vielen Tausenden menschlicher Wesen entscheiden sollen.

„Ya Achmed-Effendi," ruft nun der Hokumdar einem großen corpulenten, bieder aber roh aussehenden Osmanen in scharlachrother, goldbetreßter Jacke zu, „ya Achmed-Effendi, nimm hier diese Tezkereh und geh damit morgen, gefällt's Gott, nach Woad-Medini. Sage dort meinem lieben Herrn Bruder, dem Brigadegeneral Othman-Pascha, daß ich seinen Aufbruch nach dem sennarischen Oberlande erwarte, sobald seine Truppen vollzählig und die Munition vertheilt sein werden. Und diese andere Tezkereh hier nimm mit für Redjib-Adlan, das Oberhaupt der Funje. Der soll seine Tezkereh über Hidbat empfangen. Ich habe ihm darin befohlen, mit 5000 Mann zu Euch zu stoßen, und soll auch Melik-Abu-Rof mit 2000 seiner Araber hinzutreten. Will's Gott, so werdet Ihr die Rebellen schnell unterwerfen. Ferner sage meinem theuren Bruder, dem Brigadegeneral, daß ich selbst nach zehn Tagen gegen Djebel-Tegeli ins Feld rücken werde. Gott geleite Dich und uns."

„Zu Befehl, zu Befehl, mein Pascha, mein großer Herr," erwiedert der angeredete Major der Irregulären, steckt die Tezkereh in die Brusttasche seiner Jacke und vertraut sich, auf eine ermunternde Handbewegung seines Vorgesetzten hin, den nächst stehenden Ottomanen an, bald genug Tabackswolken aus einer der langen, schön verzierten, von Soldaten herumgereichten Pfeifen hervorqualmend. „Mein Pascha, meine Excellenz, gestatte mir, dich nach dem Befinden zu fragen, und nach den Dingen dieser Welt. Ist es also, daß Sultan Taudrus von Habesch seinen Hauptleuten, so die Abyssinier Schum und Detschatsch nennen, an unsere Grenze von Wechni zu rücken befohlen und gedroht hat, er wolle alsbald sein Zelt am blauen Nil aufschlagen?" Mit diesen Worten wendet sich ein alter trockner Offizier mit scharfem Geierprofil dem Statthalter Sudans zu.

„Wohl, man sagt also, o Yusuf-Bey," antwortet der Satrap mit verächtlichem Kopfwerfen, ohne sich übrigens aus seiner bequemen Stellung zu rühren. „Man sagt also. Aber ich fürchte nicht diesen Charami, (Räuber), nicht diesen Trunkenbold von einem Sultan, welchem die Hölle eine Wohnung sein wird. Dieser Sultan macht immer viel Worte und wenig Sache. Ich schwöre bei Allah, der Trunkenbold, dieser Negus Nagast (König der Könige im abyssinischen Hofstile), wie er sich in seinem amharischen Kauderwelsch zu nennen beliebt, ladet sich noch eher die Engländer und Franzosen auf den Hals, eher er mit uns einen einzigen Schuß wechselt. Denn höre, o Yusuf-Bey, dieser Sultan aller abyssinischen Esel und Eselsabkömmlinge hat jüngst den englischen Consul und die Missionäre aus Preußenland in Ketten legen und hat sie durchpeitschen lassen, weil sie gesagt haben, daß ein Sultan, und wäre er auch nur ein Christ, nicht gleich einem Schweine leben dürfe. Ja, ja, es giebt immer was Hübsches in Gondar. (Alte Hauptstadt Abyssiniens mit dem Gimp oder der Königsburg.) Wenn nun mein werther Bruder, der Brigadegeneral, erst Fesugli, Djebel-Tabi und Dar-Gumus eingenommen haben wird, so soll er auch nach Dongur und Quara rücken und die Abyssinier schlagen. Auch ich hoffe bald mit Djebel-Tegeli fertig zu sein und will dann jenen sogenannten Negus Nagast über Taka her angreifen. Allah wird die Fahne der Gläubigen segnen. Ich schwöre bei Allah, wir machen ein Essen aus all, all den Kaffern."

„Gefällt's Gott, gefällt's Gott," fügen mehrere Anwesende laut und inbrünstig den Bravaden des Pascha hinzu.

„Was nun Sennar betrifft," fährt letzterer nach einer Weile fort, und seine, bis dahin halb gesenkten Augen öffnen sich weit, dämonische Blitze schießend, „nun so will ich ein schweres Strafgericht halten, um des vergossenen Blutes willen, besonders über die Rebellen von Djebel-Tabi. Das Höllenfeuer über sie; denn das ist der Lohn der Ungerechten. Sie, die Kaffern, werden in die tiefste Hölle fahren und keinen Helfer sollen sie finden. Sie sollen mich mit Recht En-Nimr (den Panther) und El-Gezar (den Schlächter) heißen." Er endet mit bezeichnendem Streichen seiner Rechten über den Hals.

Wiederum erschallt lautes: „Gefällt's

Gott!" Säbel- und Pistolenschäfte klirren herausfordernd zusammen und die herbsten Verwünschungen, deren die Sprachen des Ostens fähig, ertönen aus dem Munde der anwesenden Offiziere.

Soldaten reichen böhmische Henkelgläser mit Cognac, Mastiche, Rothwein und Fruchtwasser, auch Schalen voll saurer Kappern und saurer Gurken, voll Mandelgebäck, in Honig und Sesamöl gebackenen Kuchen und gezuckerte Südfrüchte herum. Einzelne Eingeborene, zum Stande der Geistlichen und Halbgeistlichen gehörende Gäste verschmähen den geistigen Trank mit leisem aber desto andächtigerem: „Niemals, niemals, Gott behüte uns vor Satan dem Gesteinigten." Aber sie naschen dafür fleißig von den Süßigkeiten, an denen sie wie Kinder knabbern und lecken. Der Wein und Brantwein finden um so eifrigeren Zuspruch von Seiten der Osmanen, namentlich der Baschi-Bozuk, der militärischen Nubier und der Europäer.

Letztere erweisen heut in ganz erklecklicher Zahl dem Hause des Generalgouverneurs die Ehre ihrer Anwesenheit. Manche von ihnen sehen so schmutzig und so verkommen aus, als ob sie soeben von der Galeere entwischt wären. Trotzdem sind sie doch immer die angesehenen ja gefürchteten Vertreter des Frankenlandes. Manchem dieser ehrenwerthen Männer erglühen bereits Nasen und Wangen von reichlichen Cognac- und Wein-Libationen.

„Hören Sie, Signori," hebt einer dieser meistens wachsfarbenen, fiebergedunsenen Subjecte an, „die bisherigen Aufstände im Sennar und die bisherigen Unruhen an der abyssinischen Grenze kamen mir immer wie Possenspiele vor, diesmal aber scheint die Sache doch ernster werden zu sollen. Zwar weiß hier bisher Niemand so recht, wer eigentlich zuerst angreifen wird, ob Teodoro oder ob Haider-Pascha. Ich glaube, keiner von Beiden weiß selbst, was er thun soll und was der Andere thun wird. Desto schlimmer für diese unglücklichen, unter so höchst unsicheren Zuständen leidenden Länder, desto böser für unsere Geschäfte. Doch siehe da, Herr Anselmo, Sie kommen ja frisch vom blauen Flusse her, was bringen Sie uns denn Neues von dort?"

Der Angeredete, ein langer, hohlwangiger Mann mit harten, entschlossenen Zügen, räuspert sich, trinkt und antwortet: „Ei ja, ich hörte Mancherlei reden da oben im Sennar. Die Denka regen sich vom Njemati und Defa-Fan her. Adem-Bey hat eine gänzlich erfolglose Rassua gegen Dar-Guba gemacht und unser bornirter Metzgergeselle von Gouverneur nimmt keine Notiz davon. Statt dessen sendet er Bataillon auf Bataillon ohne Plan ins Blaue stromaufwärts nach Wed-Medine. Kein Mensch weiß, was sie da eigentlich machen sollen. Ibrahim-Effendi aber sitzt einstweilen zu Roseres fest und bittet vergeblich um Truppen zum Marsche, wenigstens auf Gassan und Beni-Schangul, so lange die Jahreszeit noch günstig dazu ist. Der Schekh von Abu-Ramleh ist eingefangen und geköpft worden. Das ist das Einzige, was von Erfolg zu melden. Die Sabun verweigern wie gewöhnlich die Steuern. Neulich sind mehrere Bagarafamilien des Schekh Mohamed-Abd-el-Wocked am Chor Edunya von den Tabinegern ermordet worden. Das Tabigeziefer gebietet jetzt unumschränkt über das ganze Westufer oberhalb Seru. Eine schöne Wirthschaft das. Und mehr, wenn Haider-Pascha seinen Soldaten erst wirklich Marschordre nach dem Oberlande giebt. Ay de mi Alhama, sagt Prescott in seiner Eroberung von Granada. — Diese ägyptischen Kriegsknechte hausen ja in Freundesland schlimmer als der Teufel selbst. Sold bekommen sie nicht, hungern wollen und können sie nicht, nun da geht es dreist ans Requiriren, ans Plündern. Othman-Pascha scheint nun erst recht kein Mann der That zu sein. Er schwelgt und phantasirt in Woad-Medini und kümmert sich was rechts um die Truppenbewegungen. O der schlaffen Großmäuler! Sehe schon, wie es kommen wird, wie es kommen muß. Anstatt schnelle und entscheidende Schläge zu führen, vertrödeln unsere Bey's und Agha's die Zeit mit Redensarten, mit einigen Plänkeleien und Nörgeleien, wobei Land und Leute zu Grunde gehen. Ja zu Zeiten des Defterdar und des alten Löwen Achmed-Pascha des Tscherkessen war es etwas Anderes, da gab es doch frischen und fröhlichen Krieg. Jetzt aber, Dio mio, misericordia!"

„Nun, Haider-Pascha wird wenigstens Tegeli ausfegen," meint ein Anderer, auf den in dem großen Gemache schrägüber sitzenden Generalgouverneur deutend. „Der

hat doch wenigstens etwas alt osmanisches Blut in sich."

„Wenn nur," fügt ein Dritter hinzu, „Eccellenza, der Herr Oberstatthalter, nicht die Verrücktheit begangen hätten, die diesjährige Recrutirung so wider alles Gesetz, auf eine so dumme und so brutale Weise auszuführen. Hat dieser Türke doch Alles, was nur irgend ein Gewehr tragen konnte, aufgreifen, die Leute von Haus und Hof, von Feld und Wasserrad reißen, sie in der Schebah (hölzerne Gabel zum Transport widerspenstiger Sklaven) und unter Karbatschenhieben nach den Sammelplätzen treiben und da ohne weiteres in die schäbige Montur stecken lassen. Was will man nun mit solchen Leuten, die bei der ersten Gelegenheit wieder nach Hause laufen werden. Ein Dutzend der armen Kerle haben bereits ihre Desertionsversuche am Galgen und unter der Kugel büßen müssen. Die paar Tausend ägyptischer Truppen hier leiden am Heimweh und schlagen sich nur ungern. Sie klagen laut darüber, daß man sie ihrer milden Heimath entrückt hat und hier in dem Höllenklima opfert. Dazu nun die unvernünftigen Auflagen, die systematische Plünderung der Märkte und der Kaufleute. Nur noch zwei Jahre so und wir alle können als Bettler dem Lande Lebewohl sagen." „Das Schlimmste," setzt der Handelsagent eines fremden Landes weiter fort, „ist die Monopolisirung unseres Commerzes auf dem weißen Flusse. Seit die verdammten apostolischen Missionäre, seit die lächerlichen Tröpfe, meine Herren Collegen, unseren Handel mit den Schwarzen als eine Reihe von Schandthaten bei dem cairoiner Divan und bei den dortigen Generalconsulaten denunciirt, seit endlich der freche Grünschnabel, jener preußische Doctor, welcher vor zwei Jahren mit dem deutschen, später am blauen Flusse verstorbenen Baron hierher gerathen ist, daheim bei seinen querköpfigen, arroganten Preußen unsere kleinen Scharmützel mit den schwarzen Bestien am Bacher-el-abjad als illoyale Grausamkeiten, als gemeine Räubereien hingestellt, seitdem, meine Herren, ist es, als ob ein Fluch auf unseren Unternehmungen ruhete. Gott bessere es."

„Schlimm ist es auch," meint ein Herr Prévost, „daß diese ägyptischen Soldaten hier mit so schlechtem Pulver ins Feld rücken sollen. Wenn Se. Excellenz der Hokumdar die ihm von mir offerirte Pulverlieferung zu acceptiren den Verstand gehabt und mir die geforderte kleine Provision von dreitausend Piastern gegönnt hätten, so würde es besser um die diesjährige Campagne beschaffen sein."

„Im Namen des Gekreuzigten, im Namen der heiligen Dreieinigkeit," schreit Anselmo grob dazwischen, „mein lieber Henri, behüten sie doch ja Se. Excellenz und sich selber vor Ihrem Pulver! Schönes Zeug, Ihr Pulver! Möchte wohl sehen, ob unter Tausend damit geladenen Musketen auch nur eine einzige losginge! Ach, und die Verschlammung der Läufe! Gott bewahre uns, die Truppen und die ganze Welt vor Ihrer vermaledeieten Composition, $^{11}/_{12}$ Kohle und etwas Straßenkoth! Nein, da lobe ich mir immer noch das gemeine ägyptische Arsenalpulver."

„Danke, Herr Anselmo, danke für Ihre schmeichelhafte Kritik meiner Waare," bemerkt hierauf halb giftig, halb verlegen Ehren-Prévost und fühlt sachte nach einer Stelle, an welcher er sonst ein scharfes bosnisches Messer versteckt zu tragen pflegt, heut' scheint er es vergessen zu haben. Er zieht es daher vor, anstatt sofort seine gekränkte Ehre mit einer Cuchillada zu rächen, seinen hervorquellenden Geiser mit einer halben Flasche Cognac hinunterzuspülen. Anselmo nimmt keine Notiz weiter von dem Gekränkten und höhnt einstweilen einen Nebenmann, einen Franken, dessen Profil ganz merkwürdig an dasjenige eines Electoral-Negrettibockes erinnert. „Nun, Herr Oberstabsapotheker von Beled-Sudan," stichelt der kaustische Anselmo, zu unserem Manne gewendet, „was macht denn Ihr süßes Nebengeschäftchen, welches Sie noch nicht trieben, als Sie vom Stiefelwichser zum Chefpharmaceuten avancirten? He? Nun ich meine, wie geht es mit den schwarzen Knäblein, aus denen Sie so meisterlich Verschnittene zu bereiten verstehen, so meisterlich, daß Ihre Concurrenten, die koptischen Pfaffen von Deir-Mar-Bulos und von sonst wo, Sie aus Brotneid vergiften möchten? He?"

Rüdes Gelächter belohnt diese neue Witzelei Herrn Anselmo's. Das laute Geruse des nunmehr spirituös angedünsteten Haider-Paschah unterbricht jeden Versuch zur weiteren Unterhaltung in dem würdigen Kreise. „Ya Melik Tumbol," ruft der

Satrap einem noch sehr jugendlichen, wohlgestalteten und sorgfältig gekleideten Nubier zu, dessen schlanken Formen und edlen antik-ägyptischen Zügen der braunrothe Tarbusch, die weiße Blouse, der golddurchwirkte Leibgurt und die mit silbernen Sporen besetzten Lackstiefelchen recht hübsch kleiden. „Melik Tumbol, hast du schon eingepackt? Du wirst ebenfalls morgen, wenn du willst, zusammen mit Major Achmed-Effendi, nach dem Stabsquartier Othman-Pascha's aufbrechen. Ich hoffe viel von deinem Regiment Schegireiter, ich halte viel von deinem Volke. Kämpfe tapfer zur Ehre Gottes, des Allgegenwärtigen und Gnädigen. Du sollst den rechten Flügel halten beim Angriffe auf Gebel-Tabi. Wenn du nach Gebel-Guli kommst, so verkünde daselbst, daß der alte Idris-Abu-Rof, nachdem wir ihm wieder haben Gnade angedeihen lassen, auch während des Krieges die östlichen Ferkehs und daß sein dummer Sohn, dem Gott Gnade angedeihen lassen mag, die westlichen Ferkehs des Ras-Abu-Rof (hier so viel als die „Nation der Abu-Rof") befehligen solle. Auch soll Kalil-Effendi, Anführer der Baschi-Bozuk-Hedjan (türkische Dromedarreiter), alsbald nach Gebel-Masmun aufbrechen."

Der junge Anführer der Schegieh verbeugt sich grüßend und begiebt sich wieder nach seinem Sitze zurück. Der Pascha erhebt sich. „Heut', meine Jungen, haben wir nun genug vom Kriege gesprochen, jetzt wollen wir große F a n t a s i a abhalten. Pfeifen, Kaffee, Branntwein, Musik und Tänzer immer herbei!" so brüllt er in den Saal hinein. Die Ordonanzen fahren nach allen Richtungen aus einander, um die Befehle ihres Herrn zu vollziehen.

Nicht lange dauert es und lautrollende Trommelwirbel, gellende Querpfeifentöne und schwermüthig-gedehnte Hornrufe hallen in wilden, aber nicht üblen Solis und Durcheinander von außen her in den Divan hinein. Dann fällt energische Janitscharenmusik in Blech und Handpauken ein, danach ertönen eigenthümlich weiche, fast verschwimmende Gesänge in neugriechischer Mundart zum Geklimper roher Guitarren. Ein schwarzer Sergeant bringt einen mehrere Fuß langen, dünn geraspelten Elephantenzahn, das Kriegshorn der menschenfressenden Njam-Njam, in den Saal und entlockt diesem Instrumente grausige Töne, welche bald mit dem Gebrüll des Löwen, bald mit dem Heulen des Schacals und der gefleckten Hyäne, bald mit dem Schrei einer großen Eule oder dem Krähen des Hahnes Aehnlichkeit zeigen.

Endlich erschallt das dumpfe, rhythmische Dröhnen der Darabukkeh oder Handpauke und das Klirren des Tamburin. Herein treten einige schmutzige und zerlumpte Aegypter und Berbern, machen plumpe, bäuerische Reverenzen, stets paukend und mit unausstehlichem Genäsel langsam singend. Sie lassen sich, nachdem sie ihre jammervollen musikalischen Productionen kurze Zeit lang angebracht, auf die breiten Sohlen ihrer nackten, ausgetretenen Füße nieder. Ihnen folgen hell olivenfarbene Mädchen mit etwas stumpfen, aber nicht unangenehmen Zügen und schlanken, wohlgebildeten Gliedern. Goldmünzen zieren die in lange, dünne Zöpfe geflochtenen Rabenhaare, goldene und silberne Ketten, Spangen und Bleche den Hals und die Arme, weite, schillernde Seidengewänder bauschen sich vom Hals bis zu den Knien und der hübsche, nackte Fuß steckt in goldgestickten Schnabelschuhen. Es sind diese Mädchen von jener berüchtigten Zunft der Ghasiehs, d. h. der öffentlich tanzenden Gadjaren aus dem Norden, von ihren Ghasi's oder Zuhältern begleitet. Die Ghasieh führen nun ihre Charaktertänze auf zur Musik der Ghasi's. Nach einiger Dauer haben sich die schlanken, wilden Tänzerinnen in ihren graziösen aber auch sehr schlüpfrigen Darstellungen erschöpft und ziehen sich, von etlichen jüngeren Anwesenden mit verliebten Redensarten verfolgt, in einen Nebenraum zurück.

Neue Auflagen von Gebäck und Getränk werden herumgereicht, bis endlich kurz vor Mitternacht die Gesellschaft, ein großer Theil mehr oder minder betrunken, aus einander geht.

* * *

Es ist gerade Mitternacht.

Der Moschee gegenüber, unfern vom Schöpfbrunnen, steht ein großes, für karthumer Verhältnisse recht solides Wohnhaus. Dasselbe enthält, wie gewöhnlich, neben mehreren kleineren auch e i n s e h r g r o ß e s Zimmer. Dies ist innen geweißt,

das auch hier unmittelbar die Decke des Zimmers bildende Dach zeigt Spuren theilweiser früherer, in Regenzeiten stattgehabter Einstürze. Zwei Jalousienfenster gehen auf den Moscheeplatz hinaus. Sie stehen geöffnet. Durch sie scheint der Mond in das Zimmer mit jener unnennbaren Lichtfülle, welche nur dem Tropenbewohner zu genießen vergönnt ist. Der Mond beleuchtet nun einen mitten im großen Zimmer befindlichen, länglich-viereckigen, weißlichen Gegenstand. Das sieht aus wie ein weißes Laken, unter dessen Falten die Umrisse einer menschlichen Gestalt undeutlich hervortreten. Sowie der Zug aber durch die geöffneten Fenster streicht, weht ein übler Leichenduft von dem weiß verhüllten Körper und Todtenstille herrscht im Gemache, kaum daß die leisen, eigenthümlichen Schnalzlaute einer an den Wänden emporkriechenden, auf Taranteln und Schaben Jagd machenden Geckoeidechse für Augenblicke jene Todtenstille unterbrechen. Da rauscht es plötzlich gar sonderbar, fast gespenstisch, von außen her gegen die geöffneten Fenster hin. Gleich darauf ist jedes dieser aufstehenden Fenster von einem dunklen Körper halb verdeckt, der sich auf die Brüstung niedergelassen. Der Mond bestrahlt diese dunklen Körper. An einem jeden sieht es wie große, halbausgebreitete Vogelflügel und wie feister Vogelrumpf aus, von welch letzterem sich je ein dünner, wie der eines Truthahnes kahler Hals und ein mit geradem, an der Spitze gebogenem Schnabel bewehrter Kopf abheben. Diese Köpfe der geheimnißvollen nächtlichen Vögel sind gegen die weißverhüllte, leichenhaft ausdünstende Gestalt gerichtet. Es scheint so, als sögen die Nachtvögel den Leichenduft recht begierig ein. Ein unbestimmtes Etwas aber bannt sie doch an das Fenster, sie getrauen sich nicht, in die Stube hineinzufliegen. Da knarrt die Thür. Mit schiefgehaltenen Köpfen spähen die Vögel einen Augenblick, dann — husch, husch und sie schwingen sich trägen Fluges aufs beste nächste Dach. In das stille Gemach tritt ein Fagir oder niederer Geistlicher, welcher Nachts bei der Leiche bleibt und von Zeit zu Zeit, so weit es ihm seine Schläfrigkeit gestattet, halblaut Koranverse recitirt.

Was bedeutet nun das Ganze? Weiter nichts, als daß Chawage Ali-Hasan, der Damascener Seidenkrämer, am Tage vorher zeitig am perniciösen Fieber verstorben, in seinem Besuchszimmer im Laluch oder Leichentuche bei offenen Fenstern ausgestellt ist, bis anderen Morgens das Trauergefolge zum Begräbniß eintrifft. Die Verwesung tritt in dem heißen Klima ungemein rasch auf. Die deshalb bereits für den Nachmittag des Sterbetages festgesetzte Beerdigung hat nun besonderer Umstände halber auf den nächsten Tag verschoben werden müssen. Der die Leichenwache haltende Pfaff ist einmal für einen Augenblick ins Freie hinausgegangen und die kurze Zeit haben sich zwei Geier (Neophron pileatus) zu Nutzen gemacht, der bereits faulenden Leiche einen von ihrer ekeln, eben durchaus geierhaften Gefräßigkeit zeugenden Besuch abzustatten. — So Karthum bei Tage und bei Nacht!

Aus unwirthbaren Zonen.*

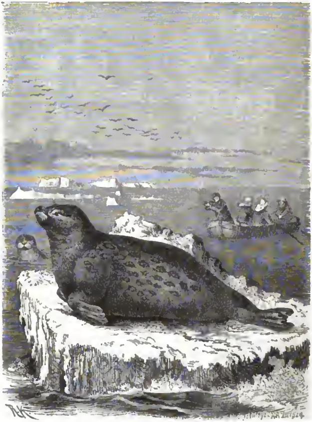
Die Forschungsreisen in den nördlichen Eisregionen sind in den letzten Jahren so eifrig betrieben worden, daß sie neben den unvermeidlichen Nilquellenfahrten ein stehendes Kapitel in der geographischen Literatur bilden. Eine der wichtigsten Erscheinungen dieser Richtung ist das Werk von M. Th. von Heuglin, das soeben die Presse verläßt.

Die Natur bietet im hohen Norden nicht sehr zahlreiche, aber um so interessantere Objecte für die Beobachtung. Die merkwürdigen geologischen Erscheinungen, die zum Theil auf die Entwicklung unseres Erdkörpers grelle Streiflichter werfen; die in jenen Breiten nur schwache Flora; die an Arten arme, aber in dieser Beschränkung außerordentlich interessante Fauna, mit ihren Walthieren, Robben, Renthieren und Vogelarten, geben dem Forscher Stoff genug zu werthvoller Arbeit, und man muß staunen über die wissenschaftliche Ausbeute, welche Herr von Heuglin bereits in diesem ersten Bande niedergelegt hat, und

* Reisen nach dem Nordpolarmeer in den Jahren 1870 und 1871. Von M. Th. von Heuglin. Braunschweig, Verlag von George Westermann.

die eine so reiche ist, daß der Ausspruch Petermann's, gestützt auf die Worte des Sir Roderick Murchison, des Präsidenten der Londoner Geographischen Gesellschaft, sie als diejenige bezeichnet, welche am meisten Neues geboten.

Diese neuen Mittheilungen beziehen sich



Die Bartrobbe. (Phoca barbata.)

hauptsächlich auf das eigentliche Spitzbergen, wo sogleich nach der ersten Landung die wichtigsten Beobachtungen in Bezug auf das Treiben der Eismassen, auf das seltsame Leben der Walfische und deren Fang, über die Eiderenten und die Seehunde oder Bartrobben sich finden. Letzteren begegnen die Reisenden anfänglich selten; doch wird bereits bei der ersten Landung der Fang eines Exemplares geschildert:

„Da und dort läßt sich aber," heißt es daselbst, „auch ein Seehund sehen und reckt seinen runden Kopf mit den klugen, großen Augen aus dem Wasser. Wo diese Thiere wenig verfolgt werden, sind sie — namentlich bei ruhiger Luft und warmem Sonnenschein — nicht besonders vorsichtig, ja sie kommen zuweilen neugierig ganz in die Nähe des Fahrzeuges. Oefter gelingt es, ihre Neugierde durch Pfeifen oder den Ton eines Signalhornes rege zu machen und sie auf diese Weise näher herbeizulocken. Auf der Kante eines treibenden Eisbandes entdeckte man auf eine Entfernung von etwa

einer halben Meile eine große Bartrobbe; es war eine unförmliche, rostfahl gefärbt erscheinende Masse, einem Treibholzstamm nicht unähnlich; ihr kleiner runder Kopf war nach der Seeseite zu gerichtet. Mit dem Harpunier und geführt von zwei Matrosen stieg ich ins Jagdboot; wir ruderten stramm bis auf etwa 500 Schritt an und suchten gleichzeitig eine gehörige Deckung durch Eisblöcke zu erreichen. Die Zapfen, in denen die Ruder ruhen, waren mit Seehundsfell überzogen, um allen Lärm zu vermeiden; vorsichtig näherten wir uns nun vollends dem Thiere, wobei namentlich auch das Plätschern der Ruder sorgfältig vermieden wurde. Der Harpunier stand in geduckter Stellung vorn auf seinem Platze, die Büchse in der Hand und den arbeitenden Ruderern mit dem linken Arme die Richtung bezeichnend. Endlich waren wir bis auf fünfzehn Schritt herangekommen und ließen das Boot langsam um die Ecke gleiten, die das schlafende Thier bis jetzt unseren Blicken entzogen hätte. Ein wohlgezielter Schuß durch den Kopf streckte es so plötzlich nieder, daß es ohne weitere Bewegung auf die Seite rollte; noch ein paar Ruderstöße und wir waren zur Stelle, doch im selben Augenblick machte der Seehund einen convulsivischen Sprung und stürzte kopfüber ins Meer, einen ungeheuren Blutstrom hinter sich lassend. Für einige Secunden war er unter der Eisbank verschwunden, Nils hatte indeß die Harpune ergriffen und stieß sie seinem gleich wieder auftauchenden Opfer in die Seite. Das doppelt getroffene Thier tauchte wieder und schleuderte das schwere Boot mit unglaublicher Gewalt an das Treibeis, wurde aber sofort angeholt und mit Bootshaken erschlagen. Dann sprangen wir auf die Scholle, deren Tragfähigkeit durch einige kräftige Stöße der Ruder geprüft worden, legten den Eishaken an und zogen mit vereinten Kräften die wohl acht Centner schwere Beute aus dem Wasser. Diese war in weniger als zehn Minuten abgehäutet, während welcher Operation der Körper immer noch vibrirte und zuckte.

„Wir hatten mit dieser Arbeit kaum begonnen, als auch schon wohl ein Dutzend Elfenbeinmöven, dazwischen auch Bürgermeistermöven und mehrere Sturmvögel zur Stelle waren. Erstere umschwärmten zirpend den Platz und ließen sich in nächster Nähe auf den Eisblöcken nieder. Die kühneren trippelten mit gesenktem Kopf und Hals so nahe heran, daß unsere Leute sie mit Bootshaken zu erlegen suchten. Den Körper des Seehundes ließ man auf der Eisbank liegen, und kaum waren wir wieder abgefahren, als die Vögel über ihn herfielen, den mit Blut getränkten Schnee auffraßen und Fleischstücke und Eingeweide abzureißen versuchten, um deren Besitz sie sich unter Geschrei und Flügelschlägen balgten."

Im Verfolg der Reise tauchen Seehunde und Walrosse öfter auf und werden in ihren Eigenthümlichkeiten ausführlich beschrieben:

„Die Store-Kobbe, wie die Norweger diesen Seehund nennen, ist mit der Klappmütze die größte Art ihrer Gattungen, die in den Spitzbergischen Meeren vorkommen. Sie mag wohl ein Gewicht von 800 bis 1000 Pfund erreichen. Die alten Thiere zeigen eine dunkle Färbung, oft bis rauchschwärzlich, unten hin lichter, andere sind mehr graubräunlich, manche undeutlich gefleckt; wieder andere ganz einfarbig. Das Winterkleid ist länger, dichter und hellgrau. Die mit langem, feinem, weichem, schneeweißem Haar bekleideten Jungen tragen einen großen schwarzen Fleck auf der Stirn.

„Die Verbreitung der Bartrobbe ist eine circumpolare. Auch diese Art wandert, geht aber nicht weit südwärts. Die Zähne sind oft sehr abgenutzt, beim Weibchen stärker als beim andern Geschlecht.

„Die Nahrung der Bartrobben besteht in Muscheln, deren Schalen wahrscheinlich mit den Zähnen zermalmt und mittelst der sehr musculösen Zunge vom Körper abgelöst werden; wir fanden wenigstens nur letztere (die unverdauten Thiere) nebst Operkeln im Magen dieser Seehunde, dann Krebse, vorzüglich Garnelen und Spritzwürmer aus der Gattung Cucumaria. Die Eingeweide sind oft ganz erfüllt mit Entozoën. Die Losung findet man öfter auf Eisflarden. Sie hat keine Aehnlichkeit mit derjenigen der Walrosse, ist breiig, von braungelblicher Farbe und enthält noch unverdaute Thierreste, weshalb sie gern von den Möven, namentlich den Bürgermeistern — man sagt auch von Raubmöven — durchwühlt wird.

„Eigenthümlich ist der Umstand, daß das Eis, auf dem Seehunde lange Zeit gelegen haben, keine Spur von Schmelzproceß erleidet, obgleich die inneren Theile dieser Thiere einen auffallend hohen Wärmegrad besitzen. Es scheint, daß die Speckmasse, welche den ganzen Körper ziemlich gleichmäßig einhüllt, und die bekanntlich ein sehr schlechter Wärmeleiter ist, die Temperatur vollkommen isolirt. Dasselbe ist bei den Walrossen der Fall, und wenn man sagt, letztere suchen, indem sie bei herannahender Gefahr sich auf einen möglichst kleinen Raum zusammendrängen, das Eis durch vereinte Körperwärme zu schmelzen, so beruht eine solche Annahme auf einem großen Irrthum. Könnten die Thiere eine Wärmemenge ausstrahlen, welche im Stande wäre, Eisbänke aufzulösen, so müßte der Lebensproceß vollständig gestört werden; in Wirklichkeit ist aber die Temperatur der Oberfläche des Körpers eine gleichförmig niedrige, dem Gefrierpunkt nahe. Würde dieselbe auf der andern Seite durch äußere Einflüsse nur um wenige Grade gesteigert, so ist es der Natur der Speckdecke nach wahrscheinlich, daß letztere sofort ihren Aggregatzustand verändern müßte."

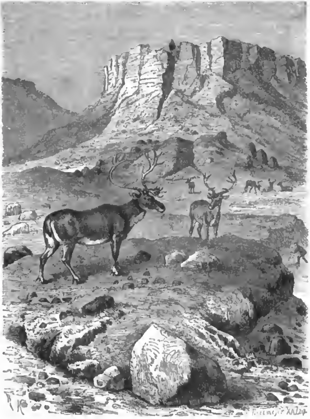
Von wunderbarer Großartigkeit muß die erhabene Stille der Natur in jenen Breiten sein, und die Wirkung derselben auf das empfängliche Gemüth spricht aus mancher Seite des Heuglin'schen Werkes. Das Schweigen jener klaren nordischen Nächte, ringsumher die gigantischen Erscheinungen der Eismassen und Felsformationen, die weite Einsamkeit der Flächen, alles dies stimmt so recht zur Bewunderung jener gewaltigen Kräfte, die in langsamem Fortschreiten bilden und zerstören. Manche der Gesteinsarten unterliegen einer verhältnißmäßig raschen Zerstörung, das Schmelzen und Rutschen der Schnee- und Eismassen tragen das lose gewordene Gestein zu Thal, wo es moränenartig aufgethürmt wird. In dem vorliegenden Werke lesen wir hierüber:



Erratische Blöcke auf Schiefermergel, bei Cap Agardh.

„Zeugen dieser überraschend schnellen Zerstörung sind namentlich die Lagerungsverhältnisse großer Findlinge, besonders von Sandsteinblöcken, längs der steilen Gehänge, deren ursprüngliche Heimathstätten wohl die höchsten Gipfel des Agardhberges einnehmen. Man trifft sie jetzt auf verschiedenen Höhen an den Thalwänden, namentlich in Schluchten, an einzelnen Stellen gruppenweise beisammen auf den

horizontalen merglichen Schiefern des braunen Jura; durch den großen Druck, den sie auf die Unterlage ausüben, ist die letztere mehr geschützt vor dem Einflusse der Luft und des Schnees. Während die schon gelockerten Gebilde ringsherum schichtenweise in kurzer Zeit in die Tiefe geführt an Höhe zunehmende, an Durchmesser und Tragfähigkeit dagegen abnehmende Fuß, welcher zuweilen eine Höhe von 1 bis 2 Ellen erreicht, den Elementen nicht mehr Widerstand genug leisten, er bricht zusammen und der Findling rollt wieder um eine Station weiter thalabwärts.



Das spitzbergische Ren.

werden, bietet die Unterlage selbst wohl noch durch Jahre dem Zahn der Zeit Trotz. Ein solches durch einen derartigen Proceß entstandenes Gebilde, von dem wir hier eine Skizze zu geben versuchen, zeigt meist eine pilzartige Form, wo dann der erratische Block den Hut, die unter seiner Schwere erhaltenen, schieferigen, leicht verwitternden Schichten den Schaft oder Stiel repräsentiren. Endlich kann aber der immer

„Auf diese Art mögen bei der Bildung der Erdrinde, wenn auch gerade wohl selten in der hier so auffallend erscheinenden Art und Weise, Veränderungen stattfinden, wie wir das ja täglich bei Gletschern beobachten können, wo allerdings nicht lockere Mergelschichten, sondern Eis das Schubmaterial abgiebt."

Den fremdartigen Thiergestalten der thran- und fettreichen Wale und Robben,

bei denen man in Wahrheit sagen kann, daß sie nicht Fisch noch Fleisch sind, steht das überaus nützliche Renthier gegenüber, dessen Jagd keine große Schwierigkeiten macht, da die Thiere in der tiefen Einsamkeit ihrer Heimath nicht sehr scheu sind.

„Das spitzbergische Ren ist kleiner als das norwegische und mit dem des Tschuktschen-Landes das kleinste seiner Art; dasselbe muß jedenfalls als besondere Form oder Race betrachtet werden. Es erreicht ungefähr die Größe eines Dambockes, aber seine Gestalt ist eine viel gedrungenere. Die Länge des Körpers, von der Nasenspitze bis zum Schwanz, beträgt $5^1/_2$ Fuß. Das Gewicht eines starken, fetten Renhirsches im Spätherbste kann man auf 200 Pfund schätzen. Die schwache Haut ist auch während des Sommers mit einem dichten, langen und ziemlich weichen Haarkleid reichlich bedeckt. Seine Farbe variirt wohl etwas, doch herrscht ein falbes Graubraun vor; ein großer Fleck vor der Ohrgegend, die Innenseite der dichtbehaarten Ohren und die Unterseite des Körpers sind schmutzig weißlich; Stirngegend, Außenseite der Ohren, Füße und ein scharf gezeichneter Streif längs der Seiten des Unterleibes dunkel graubraun, Kranzhaare um die Wurzel der langen und breiten Spalthufe und Afterklauen weißlich. Das Winterkleid erscheint immer viel heller, mehr weißlich und reicher und länger.

„Häufig trifft man in Spitzbergen Renthiere mit sogenannten „gezeichneten Ohren", d. h. solche, denen die Spitzen der Ohren fehlen. Man hat nun angenommen, dieses seien ursprünglich gezähmte, mit der Marke des Eigenthümers versehene und an der Samojeden-Küste der Gefangenschaft entlaufene Thiere. Wir selbst haben derselben viele erlegt und untersucht; es giebt welche, denen fast die Hälfte jedes Ohres fehlt, bei anderen dagegen nur ein kleines Stück des Spitzrandes, und das in so ungleichförmiger Art und Weise, daß leicht ersichtlich ist, die Verstümmelung rühre nicht von einem absichtlich angebrachten Schnitt her, denn der etwas aufgedunsene Rand der Narbe ist ein sehr unregelmäßiger, zuweilen dem ursprünglichen Rand entsprechend verlaufender. Wahrscheinlicher dürfte die Ursache dieser Verunstaltung in der harten Winterjahreszeit zu suchen sein, indem es nicht unmöglich wäre, daß den zarteren Kälbern die Ohrspitzen erfrieren und dann absterben; oder endlich könnte hier ein Leiden mit im Spiel sein, ähnlich dem des sogenannten Wurmes bei langbehängten Hunden.

„Ueber das Winterleben des spitzbergischen Rens fehlen alle zuverlässigen Nachrichten. Nach einigen Angaben sollen diese Thiere zur kalten Jahreszeit im Küstenland gar nicht vorkommen und die Jungen im Schnee eingebettet einen Winterschlaf halten. Ferner erwähnen die Berichte verschiedener Jäger, die hier überwintert haben, daß sie dieses Wild überhaupt erst mit Anfang des Frühjahrs wieder zu Gesicht bekommen.

„Im Juni wirft die Renkuh in der Regel ein Junges, das ganz mit zarten, sammetartigen Wollhaaren bedeckt ist. Während das norwegische Renkalb im ersten Sommer entweder ganz weißlich, oder obenher lebhaft und glänzend kaffeebraun gefärbt ist, zeigt das spitzbergische einen satt mausgrauen Balg, untenher schmutzig graulichweiß mit schwärzlicher Stirnplatte. Ueber den Wollhaaren stehen noch bis zwei Zoll lange, weißliche Grannenhaare, welche im August vollständig ausfallen oder sich abreiben.

„Im Frühjahr, bis gegen Ende Juli, ist das Ren ungemein mager und das überdies sehr blutreiche Wildpret zäh und trocken. Während des Hochsommers dagegen bildet sich unter der ganzen Decke eine zwei bis drei Zoll dicke Specklage, wohl der beste Schutz gegen den Winterfrost.

„Die Sommernahrung besteht in zarten Gräsern und Blattpflanzen aller Art, namentlich Ranunculaceen, ebenso in Schwämmen; die des Winters und Frühjahrs in erstarrten Pflanzenresten, Moosen und Flechten, vorzüglich in Renthiermoos, welches in Spitzbergen in außerordentlicher Menge und Ueppichkeit gedeiht und nur während seiner ersten Entwicklungsperiode vom Frost leiden kann. Nebenbei sind diese Thiere auch Fleischfresser. In Gegenden, wo viele Lemminge vorkommen, machen sie förmlich Jagd auf letztere und verschlingen ihrer so viele, als sie zu erhaschen im Stande sind. Einer anderen Eigenthümlichkeit — wenigstens bei gezähmten Renen — ist noch Erwähnung zu thun: sie sind eben so gierig auf den mit Urin getränkten Schnee als auf menschliche Excremente.

„Die Haltung hat wenig von der des Hirsches; Kopf und Hals werden meist horizontal getragen, ersterer scheint beständig unter dem Druck des mächtigen Gehörnes zu leiden. Die Bewegungen sind ruhig und gemessen, niemals sahen wir erschreckte Thiere in weiten oder hohen Sätzen die Flucht ergreifen. In letzterem Falle ist die Gangart ein etwas schwerfälliger Trab. Weidwund geschossene Hirsche setzen sich dagegen mit großer Kraft und Entschiedenheit zur Wehr und nehmen ihren Gegner ohne alle Umstände an. Ihre einzige Waffe ist das Geweih.

„Vom aufgeregten Hirsch hört man zuweilen ein heftiges Blasen, ähnlich dem des Rehbockes. Fürchten die Thiere wirklich Gefahr, so gehen sie unruhig hin und her, heben den Kopf etwas und suchen sich durch Wittern zu überzeugen, aus welcher Richtung der Feind kommt.

„Außer dem Menschen mog wohl zuweilen ein Eisbär ein Ren verfolgen, der Polarfuchs greift hin und wieder auch ein schwaches, krankes Kalb an, ihr härtester Erbfeind ist aber wohl immer der traurige Polarwinter mit seiner ewigen Nacht und den fürchterlichen, oft Tage lang wüthenden Schneestürmen.

„Der Athem der Jungen und Alten dampft gewaltig, namentlich wenn sie flüchtig werden oder verwundet sind. Die Losung ist derjenigen des Hochwildes ähnlich; während der Entleerung wird der kurze Schwanz rasch hin und her bewegt. Diesen tragen die Kälber im Affect hoch gehoben. Ueberhaupt sind letztere lebhafter als die Alten, ihr Gang drolliger, die Stimme ein sanftes Blöken.

„Nach Versicherung der spitzbergischen Jäger muß ein geschossenes Ren sobald als möglich ausgeweidet werden; geschieht dies nicht gleich nach dem Verenden, so wird das Wildpret ungenießbar. Beim Aufbrechen wendet man das Augenmerk namentlich auch darauf, daß Speiseröhre, Magen und Eingeweide nicht verletzt werden. Das Fleisch ist im Hochsommer äußerst fett, saftig und schmackhaft, ebenso die daraus bereitete Suppe. Man genießt namentlich mit Vorliebe Zunge, Herz und Nieren; die Leber wird dagegen gewöhnlich nicht gegessen. Eine andere Delicatesse ist das Mark der Röhrenknochen, die man röstet und dann spaltet. In derselben Weise behandelt finden wir diese Theile in den Knochenhöhlen Central-Europa's und im Küchenkehricht der Pfahlbauten, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Urinsassen unserer Wälder, wie es scheint, das Renthiermark roh genossen, wie dies auch jetzt noch bei den Samojeden geschieht."

Manche Spuren von vorweltlichen Thieren, Sauriern u. dgl., sowie Steinkohlenfunde und Lager von anderen Petrefacten konnten oft nicht genügend verfolgt werden, da überall das Klima Hindernisse in den Weg legte.

„Die Geschichte Spitzbergens," wie Herr von Heuglin selbst sagt, „ist überreich an Unglücksfällen, die theils durch solche Ueberwinterungen, meist in Folge von Verlust der Fahrzeuge im Eis, veranlaßt worden sind. Oft werden übrigens auch die Schiffe im Stich gelassen und nimmt die Mannschaft Zuflucht zu den Booten, wenn noch lange nicht alle Mittel und Kräfte zur Rettung der ersteren versucht worden sind. Die Leute ziehen vor, mit Zurücklassung all ihrer Jagdbeute, versehen mit wenigem Proviant, oft lange und gefährliche Bootfahrten zu unternehmen, um einen Punkt zu erreichen, wo aller Wahrscheinlichkeit nach noch heimkehrende Fahrzeuge anlegen, die sie aufnehmen, als sich der Aussicht einer gezwungenen Ueberwinterung auszusetzen. Doch ist einige Vorsorge getroffen, daß Verunglückte im Nothfalle Bergung finden. An mehreren Punkten hat man Winterhütten oder Steinpyramiden errichtet, wo Feuerzeuge, Beile, kleine Mehl- und Munitionsvorräthe, Kochtöpfe, Salz, ja selbst Boote niedergelegt sind. Alle Mannschaften halten streng darauf, daß diese Gegenstände nicht entwendet und nur im alleräußersten Nothfalle angegriffen und weggenommen werden."

Kaffern und Malaien.

Weithin gegen Süden dehnt sich Afrika, die beiden großen Weltmeere von einander trennend. Mehr als zwei Jahrtausende geschichtlicher Entwickelung sind verflossen, bis europäischer Unternehmungsgeist durch Umschiffung des „stürmischen Vorgebirges"

diese Schranke überwunden hat. Die nach zwei großen Entdeckungen abgelaufenen drei Jahrhunderte haben genügt, in den Ländern östlich vom Cap gewaltige Umwälzungen hervorzurufen, wie sie in den früheren zwei Jahrtausenden dort nicht vorgekommen sind. Für uns ist außer der Bereicherung unseres Handels eine Vermehrung unseres geographischen und culturgeschichtlichen Wissens eingetreten, die eben so hoch geschätzt werden muß. Das „Kathay und Mango" wie das „Cipango" Marco Polo's hat sich uns erschließen müssen und neben diesen chinesischen und japanischen Gebieten haben wir eine Menge anderer kennen gelernt und einen ganzen Welttheil selbst entdeckt.

Der größte unter den Nachfolgern Vasco de Gama's, Albuquerque, kam zuerst mit einem Volk in Berührung, welches die wissenschaftliche Forschung seitdem lebhaft beschäftigt hat. Keine seiner Eroberungen wurde ihm schwerer als die von Malakka, einer Stadt am Ende der östlichen Halbinsel Indiens. Dreißigtausend Krieger vertheidigten sich dort mit hohem Muth und unterlagen blos der überlegenen Kriegskunst der Portugiesen. Diese Tapferen waren Malaien, ein eigenthümlicher und interessanter Menschenstamm, interessant schon deswegen, weil er ein abgesondertes Gebiet bewohnt, das zwischen Asien und Australien eine eigene, von zwei bedeutenden Ländermassen geschiedene und



Malaie.

mit ihnen nur in loser Verbindung stehende Gruppe bildet. Ausschließlich auf diesem Inselzuge und der an ihn grenzenden Halbinsel wohnen Malaien, zu Gemeinden und Staaten vereinigt. Wie sie selbst eigenthümlich sind, so haben auch ihre Wohnsitze ein Klima, einen Pflanzenwuchs, eine Thierwelt von eigenthümlichem Charakter. bevorzugten Gebiete, hat man von dem ersten Augenblicke, in dem man ihre Bekanntschaft machte, bis auf unsere Zeit die verschiedensten Urtheile gefällt. Man hat sie als so grausam geschildert, daß sie eine Ermordung blos als einen Scherz betrachteten, aber sie auch ein friedfertiges, gelehriges, nüchternes, einfaches und fleißi-



Kaffer.

In dem fruchtbaren Boden und begünstigt durch eine gleichmäßig heiße und feuchte Luft reifen die köstlichsten Früchte, die werthvollsten Gewürze. Hier findet man die Riesenblumen der Rafflesia, die grünbeschwingten Ornithopteren, wahre Fürsten des Schmetterlingsgeschlechtes, den menschenähnlichen Orang-Utan und die schimmernden Paradiesvögel.

Ueber die Malaien, die Bewohner dieser ges Volk genannt. „Sie sind ein sehr liebevolles Volk und handeln wahr und gerecht," sagt Drake von ihnen, während Barbosa von ihnen nur Uebles weiß, nämlich daß sie „sehr schlau in allen ihren Handlungen und sehr boshaft sind, Jedermann betrügen, selten die Wahrheit sprechen und darauf gerüstet sind, alle Arten Schlechtigkeiten zu begehen."

Wallace lebte beinahe acht Jahre unter

den Malaien und verkehrte in dieser ganzen Zeit fortwährend mit allen Ständen, mit Fürsten und Vornehmen, Jägern und Fischern. Es verdient daher volle Beachtung, wenn er die Angaben über ihre Wildheit und ihren Blutdurst für arge Uebertreibungen erklärt. Unter ihren höheren Klassen fand er außerordentlich höfliche Menschen mit dem ruhigen Wesen und der Würde des besterzogenen Europäers.

Die unteren Klassen benehmen sich stets zurückhaltend, selbst blöde und tragen nie ein Gefühl der Ueberraschung, der Bewunderung oder der Furcht zur Schau, Kinder und Frauen sind furchtsam, in der Gesellschaft von Männern still und gefügig. Wie diese Menschen zu den plötzlichen Ausbrüchen von Wildheit kommen können, die man ihnen mit Recht zum Vorwurf macht, lassen die folgenden Worte Wallace's erkennen:

„Der Malaie hütet sich vorzugsweise, Seinesgleichen zu beleidigen. Er streitet nicht leicht über Geldangelegenheiten und liebt es nicht, zu häufig selbst um die Bezahlung seiner Forderungen zu bitten, ja er läßt sein Geld nicht selten lieber im Stich, als daß er sich seinen Schuldner verfeindete. Wirkliches Scherzen ist seiner Naturanlage ganz zuwider, und eine Verletzung der Etikette oder irgend einen Eingriff in seine persönliche Freiheit oder in die eines Anderen empfindet er besonders tief. Als Beispiel will ich anführen, daß es mir oft sehr schwer wurde, einen malaiischen Diener zu bewegen, daß er einen andern aufweckte. Er ruft so laut er kann, aber berührt schwerlich einen Kameraden und wird ihn noch viel weniger schütteln. Ich hatte oft einen festen Schläfer auf einer Land- oder Seereise selbst aufzuschütteln."

Es sind Fälle genug bekannt, daß Beleidigungen einen Malaien in einen furchtbaren Wuthrausch versetzen. Sich selbst dem Tode weihend, stürzt er mit gezogenem Säbel auf die Straße und haut Alles zusammen, was ihm begegnet. Religiösem Fanatismus ist das Volk im allgemeinen nicht zugänglich. Zu Anfang dieses Jahrhunderts kam eine Ausnahme vor, indem es einigen aus Mekka zurückkehrenden Priestern gelang, auf Sumatra eine Secte der „weißen Leute" zu gründen, die nach den strengsten Vorschriften des Korans lebte. Eine Theokratie war im Entstehen begriffen, als die geängstigten einheimischen Fürsten die Holländer herbeiriefen und mit deren Hülfe die Sectirer zu Boden warfen, um nun unter holländische Herrschaft zu kommen.

Wie über den Charakter, so lauten auch über das Aeußere der Malaien die Urtheile sehr verschieden. Wallace erklärt diesen Widerspruch, indem er auf die Veränderungen hinweist, welche durch böse Einflüsse in dem ursprünglich schönen Körpertypus hervorgerufen werden. „In der Jugend," sagt er, „sehen die Malaien oft sehr gut aus und viele der Knaben und Mädchen bis zum zwölften und fünfzehnten Jahre sind sehr anmuthig, ja einige Gesichter in ihrer Art fast vollkommen zu nennen. Ich bin geneigt zu glauben, daß sie von ihrem guten Aussehen viel durch ihre Gewohnheiten und ihre unregelmäßige Lebensweise verlieren. In sehr frühem Alter kauen sie unablässig Betel und Tabak; sie leiden viel Mangel und setzen sich bei ihrem Fischfang und anderen Excursionen sehr aus; ihr Leben wird oft abwechselnd in der größten Entbehrung und in Schmausereien, in Trägheit und in übermäßiger Arbeit verbracht — und das ruft natürlich vorzeitiges Alter und Härte der Gesichtszüge hervor."

Die Intelligenz der Malaien scheint nicht bedeutend zu sein. Sie fassen nichts, was über die einfachsten Ideenverbindungen hinausgeht, und haben wenig Geschmack und Energie, um Kenntnisse zu erlangen. Ihre Civilisation ist eine angeeignete, wenigstens beschränkt sie sich ganz auf die Stämme, welche die mohamedanische oder braminische Religion angenommen haben. In manchen Gewerben besitzen sie eine große Geschicklichkeit. Merkwürdig sind ihre ungemein feinen Arbeiten in Gold, um so merkwürdiger, als der malaiische Goldarbeiter in seiner Bambushütte keine anderen Instrumente hat als ein Hämmerchen, einen kleinen Amboß und eine Stahlnadel. Die Goldwaaren von Padang dürften in Europa kaum ihresgleichen finden. Es sind Ketten, aus ganz feinen Drähten des reinsten Goldes zierlich geflochten, und Ohrringe, Knöpfchen und Nadeln von einer solchen Genauigkeit und Feinheit der Arbeit, daß man

sich der Lupe bedienen muß, wenn man die kleinen Ornamente genau betrachten will.

Der Reisende, der den indischen Archipel besucht, macht in der Capstadt seine erste Bekanntschaft mit den Malaien. Sie bilden dort den zahlreichsten und wohlhabendsten Theil der farbigen Fremden und verleihen dem Ort durch ihre Erscheinung einen eigenthümlichen orientalischen Anstrich.

Ihre alte Volkstracht, den weißen Sarong, der wie ein Frauenmantel umgeschlagen wird, und das rothe Tuch um den Kopf haben sie beibehalten, in ihren Sitten haben sie von den Holländern und Engländern vieles angenommen. Dasselbe gilt von der gesammten farbigen Bevölkerung, die ein breites, durch eingemengte afrikanische und englische Worte sehr verdorbenes Holländisch spricht. Wer unter den Schwarzen der Capstadt viele Kaffern zu finden glaubte, der würde sich getäuscht sehen. Der Kaffer ist zu stolz, um sich ohne Noth in die dienende Stellung zu begeben, die in dem Hafenplatze sein Loos sein würde.

Dagegen wird er gern Soldat und spielt in der Truppe der „Berittenen Schützen vom Cap" eine stattliche Figur. Diese unter den Engländern lebenden Kaffern lassen sich die europäische Tracht gefallen, während ihre unabhängigen Brüder an ihrem Pelzmantel von Leopardenfellen hartnäckig festhalten.

Da die Kaffern nicht blos das zahlreichste, sondern auch in körperlicher und geistiger Beziehung höchststehende Volk Südafrika's sind, so kann es ihnen nicht sehr schwer geworden sein, bei ihrem Vordringen von Norden her die übrigen Stämme der Schwarzen vor sich herzutreiben. Vielleicht sind sie nicht lange vor der Festsetzung der Holländer am Cap in ihren jetzigen Wohnsitzen erschienen. Sie besitzen gegenwärtig die ausgedehnten und größtentheils fruchtbaren Ländereien, die vom Keiskamma-Fluß bis zu den portugiesischen Niederlassungen an der Delagoa-Bucht reichen.

Klug, schlau und tapfer wie die Indianer Nordamerika's, sind die Kaffern, Männer und Frauen, hübsche, kräftige und große Menschen und haben eine natürliche Anmuth des Benehmens. Jeder ihrer Stämme hat ein gemeinschaftliches Oberhaupt, unter dem kleinere Häuptlinge stehen, deren Macht durch die angesehensten Männer einigermaßen beschränkt wird. Von der Cultur haben alle Stämme weiter nichts angenommen als die Feuerwaffe. Sie sind wesentlich ein Wandervolk geblieben und ziehen mit ihren Rinderheerden, die ihr Reichthum sind, von Weide zu Weide. Bleiben sie längere Zeit an einem Orte, so treiben sie Ackerbau, der sich aber ganz auf das sogenannte Kaffernkorn, eine Hirsenart (Durrha) beschränkt.

Die Frauen sind es ausschließlich, welche das Feld bestellen und die Hütten errichten, die Männer beschäftigen sich mit der Jagd und mit der Verfertigung gewisser Zierrathen, z. B. zierlicher Körbchen aus den Stacheln des Stachelschweines. Die gewöhnliche Nahrung ist Milch, oder ein Brei von Kaffernkorn mit Milch. Ist die Jagd oder ein Beutezug gegen Feinde ergiebig gewesen, so stopft der Kaffer sich mit Fleisch in halbrohem Zustande voll, so lange der Vorrath aushält. Ein berauschendes, aus Kaffernkorn bereitetes Getränk wird selten genossen, aber im Verkehr mit Weißen wird Mancher zum Trunkenbolde.

Im Anfange ihrer Herrschaft behandelten die Engländer die Kaffern mit großer Ungerechtigkeit. Jeder Vorwand war gut, ihnen große und werthvolle Ländereien zu entreißen. Bald waren es hottentottische Unterthanen, für die man Gebiet zurückforderte, welches sie früher besessen haben sollten, um es dann, nachdem es den Kaffern genommen war, unter englische Ansiedler zu vertheilen, bald mischte man sich in Streitigkeiten einzelner Stämme ein, um sich für die Mühen des Schiedsrichteramtes durch ein paar Millionen Acker zu entschädigen.

Auf diese Weise entstanden die bekannten Kafferukriege, die mehrere Millionen Pfund Sterling gekostet haben. Bei dem zweiten gaben die Kaffern einen Beweis ritterlicher Gesinnung. Sie hätten die kleine Besatzung von Grahamstown überfallen können, aber sie schickten einen Boten und meldeten sich für den nächsten Morgen beim britischen Häuptling zum Frühstück an. Die Engländer waren nun gewarnt und warfen das feindliche Heer nach einem

heißen Kampfe zurück. Besonders schwer war der Krieg, in dem Sandili die Kaffern befehligte. Dieser Häuptling bewährte ein militärisches Talent, dem die Engländer rathlos gegenüberstanden. In einer geschlossenen Masse vorwärtsgehend, löste er sein Heer plötzlich in kleine Haufen auf,



Kafferin (Soldatenfrau).

die sich fächerförmig nach allen Richtungen ausdehnten, aber eben so schnell sich wieder an einem bestimmten Punkte vereinigten und mit großer Uebermacht angriffen. Die Engländer machten die mühseligsten Märsche, ohne einen Feind erreichen zu können, und fielen oft in die Hinterhalte, die Sandili ihnen gelegt hatte. Erst als England nach und nach vierzehn Regimenter nach dem Cap geschickt hatte, ließ sich dieser Kaffernkrieg mit Erfolg zu Ende führen.

In neuester Zeit ist die Politik der Regierung gegen die Kaffern eine andere geworden. Man läßt sie in Frieden und sucht auch die europäischen Ansiedler zu bestimmen, die Kaffern nicht zu behelligen. Die Unzufriedenheit der Grenzbevölkerung mit diesem humanen System hat jene Auswanderungen in Masse zur Folge gehabt, durch welche zwei neue Staaten, die Transvaal'sche und die Oranje-Fluß-Republik entstanden sind.



Vom unreinen Geschlecht.

Ein Sittenbild aus Süd-Arabien.

Von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Oberflächliche Touristen und Dutzend-Schriftsteller, die über den Orient nach der Schablone schreiben, glauben immer die Beduinen in Verbindung mit edlen Rossen von reinster arabischer Race schildern zu müssen. Nichts ist falscher als diese oberflächliche Abgedroschenheit. Gerade Arabien, das doch vor allem die Heimath des echten Beduinenthums genannt werden muß, ist zum bei weitem größern Theil gar kein Pferdeland. Nur der Negd und die nördlichen syrisch-arabischen Ebenen erzeugen eine Pferderace und zwar die edelste. Alle anderen Provinzen der großen arabischen Halbinsel sind lediglich auf das Kamel als Reit- und Lastthier angewiesen. Das Kamel! Schwerfällig, häßlich, plump, langsam, das ist der Schablonenbegriff, den sich die Europäer von ihm machen. Aber wie unrichtig ist auch wieder dieser Begriff! Es giebt unter den Kamelen viel schärfere Racen- und Zucht-Unterscheidungen als beim Pferd.

Nehmen wir einen edlen Hegin* mit seinem feinen, beinahe ausdrucksvollen Kopf, seinem zarten, graziösen Körperbau, seinen flinken und dabei zierlichen Bewegungen, wie er pfeilschnell durch die Einöde jagt und trotzdem so trefflich das Gleichgewicht aller seiner Körpertheile bewahrt, daß der Reiter wie auf einem Ruhebett sanft gelagert erscheint; und daneben die an eine Mißgeburt erinnernde, plumpe, schwerfällige Gestalt, das mit dem widrigsten Schweinskopf in Häßlichkeit wetteifernde Haupt, die stupid glotzenden Augen und die ganze träge Masse des gemeinen Lastkamels, das obgleich es nur sehr langsam vorschreitet, dennoch stößt wie der störrigste Paßgänger und dem Unglücklichen, der es sich zum Reitthiere erwählt hat, durch seine unangenehmen Bewegungen die größten Qualen verursacht; wir möchten kaum glauben, daß beide von einer Race sind, und dennoch liegen hier nur zwei Zucht-Varietäten vor.

Gerade so ist es mit den Menschenracen in Arabien. Sehen wir den schlanken,

* Hegin, Rokub, in Algier Mahari sind Benennungen für ein und dasselbe Thier, das schnelllaufende Kamel, vulgo Dromedar, keine eigene Art, sondern nur eine verfeinerte Zucht des gewöhnlichen einhöckerigen Kamels.

edelgebauten Beduinen, mit seinen feinen, zierlichen Zügen, seinem fast kindlich zarten, aber dabei von Muskelkraft strotzenden Körper, seine schlangenartig-geschmeidigen, und doch zugleich die größte Energie verrathenden Bewegungen, sehen wir diesen Edelmann der Natur, jeder Zoll an ihm Grazie und Kraft; und daneben den plumpen, vierschrötigen Bauer, dem tausendjährige Knechtschaft unter dem Joch der Beduinen den Sklavenstempel aufgedrückt hat, oder den verachteten Paria, dessen aller Menschenrechte beraubte Stellung auf seinen gemeinen, würdelosen Zügen zu lesen ist, oder gar den feigen, fetten Städter, dessen körperliches Volumen vielleicht das Doppelte von dem des Beduinen beträgt und der dennoch vor ihm zittert, weil er weiß, daß er ihm körperlich und geistig unterliegen muß (denn auch geistig zeichnet sich der Beduine durch Schnelligkeit der Gedanken, durch leichte Auffassung und durch eine ganz unvergleichbare angeborene Schlauheit aus); sollten wir noch annehmen, daß diese uns so verschieden scheinenden Menschen zu einem und demselben Volke gehören? Und dennoch ist es unzweifelhaft. Aber der Beduine hat die Stammesreinheit bewahrt, er hat seinen Leib nicht durch Wohlleben verweichlicht, er ist geblieben, was seine Ahnen waren, ein freier, körperlich vollkommen ausgebildeter, ja in seiner Art verfeinerter Naturmensch; kurz er hat jene Racenvorzüge, welche dem ganzen arabischen Volke innewohnen, behalten, während der Städter, der Bauer, der Paria sie verloren hat. In Europa darf man nicht von angebornen körperlichen Vorzügen, von einem physischen Merkmal reingebliebener Racen reden, ohne den Vorwurf aristokratischer Einseitigkeit auf sich zu laden. Das kommt daher, weil wir eben keinen Volksadel, keinen Adel ganzer Stämme, sondern nur einen Familienadel kennen, und weil es für die Masse vielleicht beleidigend klingen würde, wollte man einer Minderheit solche Vorzüge vindiciren. In Arabien liegt die Sache so auf der Hand, daß, sie leugnen, dasselbe sein würde, wie ein allgemein sichtbares Naturphänomen in Abrede stellen. Hier ist es der ganze Stamm, der adlig ist. Der Häuptling ist es nicht mehr, als der letzte Beduine, wenn wir überhaupt bei einem Volke, in dem die absoluteste Gleichheit herrscht, von einem „Ersten“ und „Letzten“ reden können. Deshalb fällt es auch Niemand ein, auf diese Vorzüge zu pochen, ja man ist sich ihrer gar nicht bewußt. Nur die Thatsachen bringen sie zur Geltung, die kriegerischen Eigenschaften und die Körpergewandtheit der Beduinen, welche eben nur das Resultat jener Vorzüge sind.

Ein solcher Beduine, alle körperlichen und geistigen Vorzüge seiner edlen Race in sich vereinigend, war der junge Fadl aus dem Stamme der Amir in Süd-Yemen. Schlank, ja fast schmächtig war seine mittelgroße Statur, die aber bei seiner stolzen Haltung groß erschien. Obgleich an seinem ganzen Körper vielleicht keine Unze Fett war, so konnte man doch nirgends einen Knochen sehen, so seltsam harmonisch sind diese Wüstenmenschen entwickelt. Da strotzte auch keine Muskel auffallend in die Höhe, keine unnatürlich stramm angezogene Sehne verrieth große Anspannungskraft, dennoch waren Muskeln und Sehnen der größten Kraftentwicklung fähig, aber alles dies verschwand unter der schlangenartigen Schmiegsamkeit der Glieder. Man ahnte kaum, woher die Kraft kam. Sie war da. Sie schien mehr das Resultat eines taschenspielerartigen Kunstgriffs als einer körperlichen Ursache. Dennoch war sie nur das Ergebniß der vollen Harmonie jener Gliedmaßen, von denen auch kein einziges einen andern Dienst leistete als den, wozu es von der Natur bestimmt schien. Auf dem schlanken, stets leicht nach rückwärts gebogenen Hals ruhte ein überaus zierlicher Kopf. Ein Gesicht so klein, daß man es in die Hand nehmen konnte. Eine leichthin gebogene, echt semitische Nase, ein auffallend zierlich gerundetes Kinn; kleiner Mund; strahlende, oft fast stechende, schwarze Augen; und ein Wald struppigen schwarzen Lockenhaars, frei getragen, wie es die beduinische Sitte in Arabien mit sich bringt, denn hier sind jene bauschigen Kopfumhüllungen, welche der hausbackene Begriff mit dem Araber verbindet, ebenso unbekannt wie die gleichfalls durch die Touristenliteratur verbreitete Tradition, daß alle Araber sich den Kopf scheren müssen.

Fadl war beinahe schwarz von Hautfarbe, wie alle Araber des tiefsten Südens, was freilich wieder den Schablonenbegriffen widerspricht. Auf seinem nackten Ober-

körper hob sich der blendend blanke, silberne Waffenschmuck effectvoll hervor. Jeder Beduine wendet nämlich an glänzende Waffen so viel auf, als ihm nur immer erschwinglich ist. Der Ledergurt, der, über die Schulter gezogen, die Pulverhörner und die zwei kunstvoll geformten Kugelbehälter trägt, ist ebenso wie diese Behälter selbst mit Silber bedeckt. Oft sind die Gefäße von massivem Silber. Von demselben Metall ist der Griff und die „Säule" (eine Art Gegengriff, lediglich Zierrath) sowie die hufeisenförmige Scheide des großen, kühngebogenen Dolchmessers, endlich auch der breite, kunstreiche Beschlag der langen Luntenflinte. Die einzige Bekleidung bildet ein großes Lendentuch, meist von weißem Stoff, vom Gürtel bis oberhalb des Kniees reichend, so daß der Mensch eigentlich nur mit Waffen angethan erscheint.

Der Südaraber sitzt nicht oben auf dem Höcker des Kamels, sondern ganz vorn auf dessen vorderstem Theil. Die Füße stemmt er, gewöhnlich gekreuzt, auf den Hals des Thieres und scheint dann fast zu stehen. Manchmal kreuzt er sie unter dem Sitz. Oft läßt er sie auch wie spielend nachlässig hängen. Wer ihn so wie auf einem Ruhebett bequem dasitzen sieht, dem macht er gerade nicht den Eindruck eines geschulten Reiters. Und dennoch ist die größte Uebung nöthig, um in dieser anscheinend nachläßigen Stellung fest zu sitzen. Auch Fadl verdankte einer lebenslänglichen Uebung diese Festigkeit des Sitzens bei scheinbar nachlässig graziösem Sichgehenlassen. Selbst das störrigste Kamel hätte ihn nicht aus seiner anscheinend ruhenden Lage bringen können. Schön wie ein schwarzer Apoll oder wie ein indischer Bachus saß er da, hoch oben auf dem herrlichen Thier, das unter ihm mit unglaublicher Schnelligkeit durch die Steppe dahinsauste.

Der Boden war sandig, eine gewellte Ebene, von Steppenpflanzen bewachsen, nicht dicht, sondern in vereinzelten Gruppen bald größeren, bald kleineren Gestrüpps, kleiner Bäume oder steifer Gräser, die, zu polsterartigen Büscheln geballt die unfruchtbaren Sandhügel bedeckten. Weit und breit regte sich keine Menschenseele. Der Schakal kroch scheu durch die Mimosenbüsche. Die Hyäne ließ ihren heiseren Laut vernehmen. In den Lüften tönte ein häßliches Krächzen. Es waren Raubvögel, Leichengeier, die eine Beute wittern mochten. Fadl wunderte sich über ihre Menge. Sie flogen alle nach einem Punkte hin. Aber sie ließen sich doch nicht nieder. Lag dort eine Leiche? Wer aber verscheuchte sie von ihrer Beute?

Als Fadl nahe hinzukam, sah er neben einem hellgrünen, im rothen Blüthenschmuck prangenden Euphorbienstrauch einen schwarzen Körper am Boden liegen. Blut bedeckte seine Brust. Blutgetränkt war der Boden unter ihm. Fadl stieß jenen bekannten Ton aus, der dem Kamele das Niederknien gebietet. Das kluge Thier hielt plötzlich in seinem Laufe inne, und einen Augenblick darauf hatte es seinen Reiter, fast ohne dessen Zuthun, abgesetzt. Dann ging der Hegin frei auf die Weide, denn anzubinden braucht man diese wohlgezogenen Geschöpfe nicht. Fadl trat zum Leichnam. Es war der eines Jünglings, ebenso schön, ebenso schwarz wie er selbst, ebenso gekleidet, mit einem ganz ähnlichen blanksilbernen, jetzt nur hie und da von Blut gerötheten Waffenschmuck angethan. Das Dolchmesser, in der hufeisenförmigen Scheide von schwerem Silber stak in dem Gürtel. Fadl nahm es und betrachtete den Griff. An demselben glänzten auf silbernem Untergrund drei goldene Nägel, deren breite Knöpfe ziemlich weit hervorstachen. Fadl wußte, was das bedeutete.

Diese drei Goldknöpfe enthielten die Lebens- und wahrscheinlich auch die Sterbensgeschichte des Ermordeten. In Südarabien herrscht nämlich der Brauch, für jeden Getödteten einen Goldnagel dem Silbergriff des Dolchmessers einzufügen. Der Todte hatte also drei Menschen umgebracht, sei es im Krieg, sei es in Ausübung der Blutrache. Jetzt war er selbst als Opfer gefallen. Damit war eine der drei Tödtungen gesühnt. Für die zwei andern hatten Andere ihr Leben als Sühne hingeben müssen. Denn bei den Arabern bleibt kein Mord ohne blutige Folgen.

Sind doch alle Glieder eines Stammes unter einander solidarisch. Wird man des Mörders selbst nicht habhaft, so büßt für ihn irgend ein anderes Mitglied seines Stammes. Die drei Goldknöpfe enthielten also die Grundzüge zur Geschichte eines sechsfachen Mords.

Aber wer war der Jüngling? War er

wirklich der Rache geopfert oder lag hier vielleicht eine neue Quelle der Blutfehde vor? Fadl kannte ihn nicht. Hätte er ihn gekannt, so würde er die Waffen an sich genommen haben, um sie dessen Stamme zu bringen. Denn die Waffen eines Arabers sind heilig. Nur im Krieg können sie erbeutet werden; gefundene dagegen zu behalten, wäre Diebstahl und Schande.

Jetzt erst bemerkte der Jüngling, daß der Todte nicht allein war. Halb versteckt im Euphorbiengebüsch kniete eine zarte Gestalt. Es war ein junges Mädchen, klein und schmächtig, mit äußerst feinen, fast noch kindlichen Zügen. Sie war nicht ganz so schwarz wie gewöhnlich die Beduinen des Südens. Auch war sie nicht wie deren Frauen gekleidet. Ihr Costüm glich mehr dem städtischen, nur war es bunter und phantastisch. Fadl hatte nie dergleichen gesehen. Seine Neugierde, nebenbei auch sein Wohlgefallen an der zierlichen Gestalt, an dem hübschen, lebhaften Gesichtchen wurden erregt. Nun ist es zwar gegen alle arabische Sitte, daß ein Jüngling ein fremdes Mädchen anredet. Aber was vermag die Sitte mit ihren eisernen Vorschriften, wenn die Natur sich regt? Waren Beide nicht in diesem Augenblick wie ein auf eine wüste Insel verschlagenes Paar?

„Wer bist du, Mädchen?“ frug er, „und wessen Leiche liegt hier?“

Statt der Antwort ließ das Mädchen mit seiner, silberheller Stimme ihren Klagegesang um den Abgeschiedenen ertönen:

„Mein Geliebter,“ so sang sie, „ist schön wie der Vollmond, am Abendhimmel leuchtet er golden; was sind gegen ihn die Sterne? Er ist der erste am Firmament. Alle müssen sich ihm in Demuth beugen. Siegreich beschreibt er seine Bahn. Feuerrothe Gluthen entrollen seinen Augen. Ach, sie treffen mein Herz! Sie entzünden es mächtig und es lodert ihm entgegen. Die Flamme meines Herzens zuckt gen Himmel. Ihr Strahl folgt seiner Bahn. Wohin sie sich lenkt, dahin dreht sie sich. Doch jetzt, welch ein Grauen! Eine dunkle Wolke verschlingt den Vollmond. Die Wolke ist der Tod. Erloschen ist der Glanz am Himmel. Nur mein armes Herz lodert einsam fort auf Erden. O wäre auch es erloschen. O wäre seine Flamme gestillt im Thau des Todes!“

Fadl war, wie alle Beduinen, im Improvisiren geübt. Seine Antwort, wenn es überhaupt eine Antwort war, lautete:

„Die Gestirne sterben nicht. Der Vollmond, den die Wolke heute verschlungen, er kehrt wieder am nächsten Abend. Ist es derselbe, ist es ein neugeborener? Wer kann's sagen? Frage nicht darnach, stille Flamme. Folge ihm mit deinem Strahl. Er lockt dich, er zieht dich an mit dem alten Feuer.“

So folgten sich eine Zeit lang die Wechselgesänge der Beiden. Die Bilder wurden immer kühner, aber der Sinn wurde immer persönlicher. Endlich ging ihr Gedankenaustausch von der Poesie zur gewöhnlichen Rede über, wenn man überhaupt das Gespräch zweier Liebenden „gewöhnliche Rede“ nennen kann. Ein junger Araber ist feurig und unternehmend in der Liebe, bei ihm bedarf es keines Vorspiels, keiner Einleitung. Eine junge Araberin ist gänzlich widerstandslos, besonders einem schönen Jüngling gegenüber, der ihr von Liebe spricht. Und noch dazu war dieses Mädchenherz eine unbeschriebene Tafel, so daß kein anderer Eindruck, keine Erinnerung hier stören konnte. Zu dem Verstorbenen hatte das Mädchen gar keine Beziehungen. Sie hatte ihn, einen ihr gänzlich Fremden, todt daliegend gefunden. Seine Schönheit hatte sie gerührt, sein Tod sie zum Klagelied begeistert, in welchem sie ihn ihren Geliebten nannte. Ihre Phantasie gefiel sich in dem Gedanken, einen solchen Geliebten wie „der schwarze Held im silbernen Waffenschmuck,“ ein Bild jugendlich-schönen Heldenthums, zu besitzen. Den Todten pries ihr Lied oder schien ihn zu preisen, aber den Lebenden meinte sie, und Fadl merkte das wohl. Wie ihn ihre ganze Erscheinung fremdartig, aber unendlich lieblich anmuthete, so war ihm auch eine solche verliebte Kühnheit von Seiten eines ganz jungen Mädchens im höchsten Grade überraschend, aber weder unbegreiflich noch unlieb. Folgten ihm doch auch in seinem heimathlichen Dorfe glühende, sehnsüchtige Blicke, wo er ging und stand. Die eiserne Sitte freilich verhinderte dort jede Annäherung. Er war aber noch nie in einer Einöde mit einem Mädchen allein gewesen. Der eherne Zwang des Brauchs fiel hier weg. Das war natürlich; und Kühnheit auf seiner Seite männlich und nicht tadelnswerth. Er grü-

belte nicht lange darüber, sondern ergab sich der Seligkeit des Augenblicks, der ihm die süßesten Stunden liebender Gewährung verhieß.

Indeß diese sollten sehr bald gestört werden und eine höchst unangenehme Entdeckung ihn aus all' seinen Himmeln reißen. Während er neben der Geliebten hingebettet auf dem feinen Steppensand ruhte, ein Bild des leidenschaftlichsten Lebens neben dem blutigen Tode, da tauchte plötzlich hinter den Akazienbüschen eine häßliche Gestalt auf. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Lippen des Mädchens. Schnell entwand sie sich den Armen des jungen Beduinen. Vor Schreck zitternd versteckte sie sich hinter dem Euphorbienstrauch. Fadl stand kühn emporgerichtet und erwartete den Feind zum Kampf auf Tod und Leben. Der Auftritt, den dieser gestört hatte, wußte er wohl, verlangte Blut. Die Leiche sollte einen Gefährten bekommen. So dachte der Unerfahrene, der in seinem jungen Leben wenig andere Menschen gesehen hatte als seine Stammesgenossen, oder andere Beduinen, Leute, bei denen Alles, was das andere Geschlecht betrifft, nach den strengsten Begriffen der eifersüchtigsten Ehre gerichtet wird. War das Mädchen eine Angehörige dieses Mannes (und daran konnte er nicht zweifeln), so mußte dieser ihr blutiger Ehrenrächer sein. Denn vielleicht, ja höchst wahrscheinlich war eine Sühne durch Heirath hier gänzlich unmöglich. Sind doch so viele Stämme unter einander verfeindet, daß man unter zehn Beduinen neun Gegner vermuthen kann. Heirathen unter feindlichen Geschlechtern finden aber nicht statt.

Indeß die Erfahrung, die er heute machen sollte, war eine gänzlich neue. Der Mann, der vor ihm stand, entsprach nicht dem Typus der Beduinen. Seine gebückte Haltung, sein widerlich unfreier Gesichtsausdruck, sein großer Mund, breiter Kopf, schielendes Auge, seine nur die niedersten Triebe verkündenden Züge flößten Abscheu ein. Die ganze Gestalt trug den Stempel der Gemeinheit. Gemein war auch sein Benehmen. Wie er den jugendlichen Helden mit gezogenem Dolchmesser dastehen sah, durchzuckte ein Zittern seine Glieder. Mit kriechender Unterwürfigkeit näherte er sich dem jungen Beduinen, dieser ließ es geschehen. Er hatte jetzt bemerkt, daß der Mensch gänzlich unbewaffnet war. Sein Zorn sank. Er hatte sich vollkommen geirrt. Der Gegner war ihm weder an Blut ebenbürtig, noch in kriegerischen Eigenschaften gewachsen. Wie ein Herrscher, der einen Sklaven empfängt, so erwartete ihn jetzt Fadl. Der Mensch kroch mehr, als er ging, auf ihn zu. Sein Mund küßte mit Inbrunst den Staub von den Füßen des Beduinen. Dann sprach er mit unterwürfig zitternder Stimme:

„Herr! die Gnade, die Ihr Euren Dienern erweist, ist zu groß. Gern wollte ich Euch dies Mädchen geben, um Euch als Sklavin zu dienen, aber bedenkt! Sie ist eine vom verfluchten Geschlecht, von der unreinen Race, wie ich. Eure Heimath würde dadurch besudelt werden. Darum zieht lieber von dannen und laßt uns unserer Schande. Seid aber froh, daß nur ich Euch gesehen und daß mein Mund ein Grab ist. Ihr wißt ja, daß Ausstoßung aus dem Stamme den trifft, der sich mit einer der Unfrigen besudelt."

„Ausstoßung vom Stamme!" Fadl hörte das schreckliche Wort mit unbeschreiblichem Entsetzen, und er wußte, daß es nur zu wahr war. Was ist aber der Beduine ohne den Stamm? Ein Nichts! Ein Mensch ohne Heimath, ohne Besitz, ohne Ehre, ein Opfer des sicheren und noch dazu schimpflichen Todes der Vogelfreien. Denn vogelfrei ist jeder, den sein Stamm ausgestoßen hat. Die entsetzliche Gewißheit, etwas nach beduinischen Ehrenbegriffen überaus Schändliches begangen zu haben, dämmerte in seinem Hirn auf.

„Wer seid Ihr denn?" frug er und erwartete mit athemloser Spannung die Antwort.

„Wir sind vom Geschlecht, welches den Beduinen dient," antwortete der Mann.

„Also Achdam?" frug der Jüngling.

Eine unendliche Verlegenheit überfiel den Gefragten. Stillschweigen und beschämt auf den Boden gesenkte Blicke waren seine einzige Antwort.

„Ihr seid also nicht einmal Achdam? Ihr seid .... nein, es ist zu entsetzlich, es auszusprechen .... Ihr seid Schumr!" rief Fadl.

„Ihr habt es gesagt, Herr," antwortete der Gefährte des Mädchens mit einer Miene, als wolle er vor Schande in den Boden sinken.

Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß es in Yemen zwei Klassen von Auswürflingen giebt, von denen die am wenigsten verachtete „Achdam," die am tiefsten stehende „Schumr" heißt. Es sind dies förmlich Paria-Kasten, die nur durch Erblichkeit fortgepflanzt werden. Keiner, der zu einer dieser Kasten gehört, kann sich auf irgend welche Weise aus derselben emporschwingen. Die Achdam verrichten die niederen Handwerke. Die Schumr sind eine Art von wanderndem Zigeunervölkchen, das sich durch Musiciren, Singen, Tanzen u. s. w. ernährt. Beide Kasten sind von dem Besuch arabischer Häuser ausgeschlossen, die Schumr, obgleich Mohamedaner, sogar vom Besuch der Moscheen, weil sie für doppelt unrein gelten. Sie werden nämlich beschuldigt, Thierleichen zu verzehren und andere unreine Dinge zu treiben. Um nun den ungeheuren Abstand, der zwischen Beduinen und Schumr besteht, zu würdigen, muß man hervorheben, daß in Südarabien die Gliederung der Erbklassen, wenn man will, die aristokratischen Begriffe die allerstrengsten sind, und daß die Beduinen, als die Herren des Landes und die einzigen Krieger, die erste und höchste Stufe einnehmen. Diese sehen schon auf die Ackerbauer, Städter, Handwerker mit Verachtung hinab und halten eheliche und selbst außereheliche Verbindungen mit Angehörigen derselben für eine Schande. Ist dies bereits in Bezug auf solche Klassen der Fall, die zwar verachtet, aber doch nicht unrein sind, um wie viel größer ist die Schande einer Berührung mit Mitgliedern der für besudelt geltenden Paria-Kasten, und nun gar der Schumr-Kaste, der allertiefsten und verachtetsten. Daher erklärt sich der Schrecken des jungen Beduinen, als er erfuhr, daß er sich mit einem Mädchen der Schumr eingelassen hatte. Für dieses Mädchen selbst gilt eine solche Berührung für die größte Ehre, aber für eine höchst gefährliche Ehre, denn nach beduinischen Begriffen durfte sie dieselbe nicht überleben, um nicht die Schande eines Beduinen verkünden zu können. Wenigstens dann war ihre Tödtung gewiß, wenn sie von andern Mitgliedern des beleidigten Stammes angetroffen wurde. Verbreitete sich diese Nachricht, so war Fadl verloren. Sein Stamm mußte ihn ausstoßen und für vogelfrei erklären.

Ein weniger verliebter Beduine würde jetzt ohne Zweifel sein Dolchmesser in des Mannes und des Mädchens Brust gesenkt haben. So geboten es die Ehrenbegriffe des Stammes, denn das Mädchen hätte strenggenommen bei der ersten Begegnung erklären müssen, zu welcher Race sie gehörte. Daß sie dies nicht gethan, konnte als Ueberlistung angesehen werden. Die Beiden vermochten ihm nicht zu entfliehen, denn sein schneller Hegin hätte sie überall eingeholt. Sie konnten sich nicht zur Wehr setzen, denn die Parias dürfen keine Waffen führen.

Indeß Fadl's Herz war jung und liebeglühend. Was gelten einem solchen die conventionellen Begriffe? Er wollte trotz Allem, was er nun wußte, sich doch nicht von dem Mädchen trennen. Vor der Hand sollte er ja einige Wochen von seinem Stamm fern bleiben. Auf der Reise konnte er das Mädchen für seine Frau, später vielleicht, wenn er zum Stamm zurückkehrte, für eine von einem andern freien, ehrbaren Stamm geraubte Beduinin ausgeben. Sein Liebesrausch ließ ihn über das Gefährliche dieses Betrugs nicht weiter nachdenken. Er nahm sich vor, sie in Gaara, der Stadt, wohin zunächst sein Ritt ging, beduinisch zu kleiden und sie dann vorerst bei irgend einem Freunde zu verstecken, denn mit den dortigen Frauen konnte sie nicht umgehen, ohne sich zu verrathen.

So außerordentlich fein ist nämlich die Beobachtungsgabe aller Araber für Stammes- und Kastenunterschiede, daß ihnen nichts entgeht, was den wahren Ursprung eines Menschen offenbaren kann.

Aber was sollte er mit dem Mann machen? Einen Augenblick dachte er daran, das zu thun, was die Mehrzahl der Beduinen an seiner Stelle gethan haben würde, nämlich ihn zu tödten. Aber nun erfuhr er, daß der Mensch der Vater des Mädchens war. Er begnügte sich deshalb, ihn ewiges Stillschweigen schwören zu lassen. Dann nahm er das Mädchen in den Arm und schwang sich mit ihm auf den Hegin, der im Nu mit seiner doppelten Last davoneilte.

Der Schimri (Einzahl von Schumr) war nun allein und in keineswegs glücklicher Stimmung. Er war allerdings dem eben noch drohenden Tode entgangen, aber

sein Liebstes war ihm und zwar im Augenblick, wo er's am wenigsten dachte, wie im Handumdrehen von einem Jüngling, der noch dazu ihm eine Ehre zu erweisen glaubte und sich keines Unrechts bewußt schien, geraubt worden. Statt durch seine Enthüllung die Tochter aus den Armen des Beduinen zu befreien, hatte er nur bewirkt, daß dieser sie von ihm, ihrem Vater, trennte. Alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß er sie nun niemals wiedersehen werde, ihr Loos mochte sein, welches es wollte. Je glänzender sich dieses gestaltete, desto unübersteiglicher wurde die Kluft zwischen ihm und ihr. Der arme Mensch liebte natürlich seine Tochter. Grade in diesem verachteten Geschlecht ist diese Seite der Kinderliebe ungetrübt, während der freie, kriegerische Araber seine ganze Liebe einseitig den Söhnen zuwendet. Aber dem Schimri ist der Sohn weniger werth als die Tochter. Ersterer ist nur ein Opfer mehr für Hohn und Verachtung der herrschenden Stämme. Letztere dagegen bringt ihm gewissermaßen Ehre und sicherlich Vortheil, besonders, wenn sie, wie es bei den meisten Jungfrauen dieser Kaste der Fall zu sein pflegt, schön und geschickt im Singen und Tanzen ist. Die Schumr-Weiber sind, wie die Zigeunerinnen, die Ernährerinnen ihrer Familien.

Sainab, so hieß die von Fadl entführte Tochter des Schimri, war in diesen Künsten vorzugsweise ausgezeichnet. Durch ihren Raub wurde ihm also seine wichtigste Nahrungsquelle entzogen. Umsonst hatte seine Frau, eine ehemals gefeierte Sängerin, die kleine Sainab in ihrer Kunst unterrichtet. Jetzt, da sie als Jungfrau blühte und zur Goldquelle für ihre Mutter zu werden versprach, wurde sie entführt. Sollte er nun wieder mit seiner alt werdenden Gemahlin die Märkte beziehen und ihr graues Haar dem Spott der herrschenden Stämme aussetzen? Finster brütete er vor sich hin. Einen Entschluß fassen, der ihn aus dieser Noth befreite, das mußte er. Ja, aber welchen? Wie konnte er, der arme, verachtete, waffenlose Schimri irgend etwas gegen einen Beduinen, hinter dem sein ganzer mächtiger Stamm stand, unternehmen? Ihn als durch die Liebe zu einer Unreinen besudelt angeben? O ja, eine Rache wäre das gewesen, die ihren Zweck nicht verfehlt hätte, denn Fadl's Tod war dann gewiß. Aber eine unfruchtbare, ja eine selbstmörderische Rache, die wahrscheinlich seiner Tochter, vielleicht auch ihm das Leben gekostet hätte.

Während er noch so vor sich hinbrütete, da tönte plötzlich dicht vor seinem Ohr der Schritt eines Hegins. Er blickte auf und sah einen älteren Beduinen, dem zwei jüngere, ebenfalls auf Reitkamelen, folgten. Sie widmeten ihm anfangs keine Aufmerksamkeit. Ihre Blicke galten nur der Leiche.

„Weel, Weel!“ so schrie der Alte, „unser Sohn, unser Bruder liegt erdolcht von dem tückischen Mordstahl.“

Er stieg ab, betastete die Leiche. Sie war kalt. Alle drei Männer setzten sich nun um dieselbe und ließen den Klagegesang um den Ermordeten ertönen. Dann erhob sich der Alte, pflückte einen Mimosenzweig und tauchte ihn in das Blut. Alle drei legten ihre Hände darauf und nun schwuren sie:

„Nicht Ruh noch Rast soll im Stamme der Schaheri sein, ehe nicht das Blut auf diesem Zweige durch das des Mörders, der es vergossen, abgespült ist.“

Dreimal schwuren sie. Dann warfen sie mit ihren Schwertern (andere Werkzeuge hatten sie nicht) die Erde auf und machten eine wenig tiefe Grube, in welche sie die Leiche versenkten. Sie bedeckten dieselbe nothdürftig mit Sand. Dann zerstreuten sie sich, um Steine zu einem Haufen aufzulesen, der auf dem Grabe jedes Beduinen errichtet wird. Jetzt erst schienen sie den Schimri zu beachten. Daß er nicht der Mörder sein könne, dafür bürgte schon sein Stand, der dem erfahrenen Alten auf den ersten Blick bekannt wurde, ferner auch der Umstand, daß er nicht fortlief. Aber er konnte vielleicht etwas über den Mörder aussagen.

„Komm her, Hund!“ schrie ihn der alte Beduine an.

Mit dehmuthsvoller Miene näherte sich der Schimri, nnd versuchte die Füße der drei Beduinen zu küssen. Diese aber zogen sie fort, denn jede Berührung des Paria verunreinigt, selbst dessen sklavischer Fußkuß. Er begnügte sich deshalb damit, die Erde an den von den Drei betretenen Stellen zu küssen.

„Sprich, Hund!“ so herrschte ihn der Alte nun an. „Weißt du etwas von dem

Mörder? Sage die volle Wahrheit! Wenn du lügst, so wisse, daß uns unsere Dolchmesser nicht unersetzlich sind!" (Damit wollte er sagen, „daß wir dich ermorden werden, selbst wenn wir die Dolche, als durch dein Blut besudelt, nachher fortwerfen müssen.")

Dem Schimri kam ein finsterer Gedanke. Ja, das war's! Jetzt hatte er seine Rache gefunden und nebenbei auch die Möglichkeit, seine Tochter wiederzuerhalten.

„Die Wahrheit, meine Herren und Gebieter!" sprach er, „weiß ich; aber sie zu sagen, wäre vielleicht der Tod des armen Schimri. Der Mörder ist von einem mächtigen Geschlecht."

„Sei unbesorgt, Elender," sprach der Alte, „der Stamm der Schaheri ist mächtig genug, dich zu schützen." Dabei nahm er den Mimosenzweig und bespritzte den Schimri mit einigen Blutstropfen des Ermordeten. Dies war für ihn die höchste Ehre und zugleich auch ein Pfand der Sicherheit. Er erwiederte:

„Da Ihr mir das Leben gewährleistet habt, so erfahrt nun Alles, was ich weiß. Den Namen des Mörders kenne ich nicht. Ich weiß nur, daß er vom Stamme der Amir ist. Vor einer Stunde ritt er fort von hier, dem Gebirge zu, auf dem Weg nach Gaara. Ihr werdet ihn vielleicht noch einholen, obgleich er gut beritten ist. Aber sein Hegin trägt eine doppelte Last. Er hat eine Frau bei sich. Das kann seine Schritte hemmen und zugleich Euch als sicheres Erkennungszeichen dienen."

Die drei sahen keinen Grund, weshalb sie ihm nicht glauben sollten.

Davon, daß die Frau seine Tochter war, hatte er absichtlich nichts gesagt, denn das hätte Zweifel an seinen Worten hervorgerufen.

Kaum hatten die Beduinen diese Auskunft erhalten, so bestiegen sie wieder ihre Hegins und sprengten mit aller Geschwindigkeit, deren diese behenden Thiere fähig sind, in der Richtung von dannen, in welcher Fadl verschwunden war.

Unterdessen genaß dieser die seligste Stunde. Mit dem Anblick des Schimri war auch sein ganzer Abscheu vor dem verachteten Geschlecht geschwunden. Es ist eine merkwürdige, aber unzweifelhaft verbürgte Erscheinung, daß fast bei allen Paria-Kasten jene geistige und körperliche Verkommenheit, jener Stempel der Gemeinheit, den der erbliche sklavische Zustand seinen Opfern ausdrückt, mehr, ja fast allein beim männlichen Geschlecht gefunden wird.

Die Frauen dagegen, die der stolze Beduine zu mißhandeln und zu beschimpfen verschmäht, verdanken ihrem weniger der thätlichen Verachtung ausgesetzten Zustand auch ein weniger entwürdigtes Wesen. Ihre Schwäche ist gleichsam ihre Kraft. Ihr Typus entwickelt sich somit freier, natürlicher, während beim starken Geschlecht alle edlen männlichen Regungen in der Knospe schon erstickt werden und ein kriechendes, falsches, hinterlistiges und feiges Wesen auch dem Aeußern seinen Stempel ausdrückt. Ganz etwas Aehnliches habe ich in einigen Ländern des Orients bei den Juden beobachtet und zwar nur in solchen, in welchen diese unter besonders grausamen Bedrückungen schmachten.

So war es auch hier. Sainab's Vater trug in all' seiner Häßlichkeit den Typus eines unterdrückten Paria. Sie selbst dagegen hatte nichts, was an diesen Typus erinnerte oder wenigstens war es bei ihr noch nicht zur sichtbaren Entwickelung gelangt, denn oft sind auch beim Paria-Weibe jene sklavischen Stammesmerkmale vorhanden, beim jungen freilich nur im Keimen, um erst beim alten in ihrer vollen abschreckenden Häßlichkeit zur Entwicklung zu kommen. Waren diese Keime bei Sainab vorhanden oder nicht, wer konnte es sagen? Sichtbar waren sie jedenfalls nicht und Fadl konnte sich einbilden, eine schöne, junge Beduinin in seinen Armen zu halten. Von einer solchen unterschied sie nur die Kleidung, und dann auch, das war nicht zu leugnen, ihr freieres Benehmen dem geliebten Manne gegenüber. Denn die jungen Beduininnen sind in den Begegnungen der ersten Liebe schüchtern, ängstlich, wie aufgescheuchte Rehe. Sainab dagegen war sicher in ihrem Wesen. Wenn der Araber sagt, „die Frau liebt nicht, sie läßt sich lieben," so entspricht das durchaus der Rolle, zu welcher das weibliche Geschlecht im ganzen im Orient verurtheilt ist. Aber von Sainab konnte man das nicht sagen. Ihre Liebe war nicht blaß leidend, wie bei den Orientalinnen im allgemeinen: sie war in ihrer Weise thatkräftig, insofern dies Wort überhaupt von weiblicher Liebe

gelten kann. Dies war übrigens aus ihrer ganzen Erziehung erklärbar. Sie war zur öffentlichen Sängerin und Tänzerin erzogen, in der Pantomime aller Verführungskünste geschult. Sie hatte dies Gewerbe schon ein Jahr ausgeübt und die Männer in vielen Städten Südarabiens halb verrückt gemacht, verrückt um so mehr, als diesen hoffnungslosen Verliebten niemals eine Befriedigung in Aussicht stand. Denn die Stammesvorurtheile sind so mächtig, daß sie eine Paria, und besäße sie die Reize einer Kleopatra, doch ewig von der Umarmung eines Arabers aus einer andern Klasse, wir können wohl sagen „Kaste," fernhalten werden. Es ist nämlich durchaus unrichtig, wenn man dem Araber im allgemeinen blos deshalb, weil er in der Liebe feuriger ist, auch größeren Unternehmungsgeist in derselben zuschreibt. Unternehmend ist er, aber nur da, wo es gilt, physische Gefahren zu bestehen. Wo sich religiöse oder Stammes-Vorurtheile in den Weg legen, da ist er ebenso hoffnungslos schwärmerisch wie der sentimentalste Europäer.

Das eigentliche Vaterland des Urbilds unseres „Ritters Toggenburg" muß in Arabien gesucht werden.

Ich habe manchen jungen Araber gekannt, der bis zur Verzweiflung unglücklich liebte und den doch nur Vorurtheile von seiner Geliebten trennten. Ja, ich kannte selbst solche, die über diese Liebe den Verstand verloren.

Aber während diese Mädchen nach rechts und links Unglückliche machen, die in unbefriedigter Sehnsucht fast den Verstand verlieren, sollten sie selbst ganz den rächenden Pfeilen entgehen, sollte sich der Rückschlag dessen, was sie künstlerisch darstellen und bei Andern hervorrufen, d. h. der leidenschaftlichsten Liebe, denn gar nicht bei ihnen selbst geltend machen? Einzelne werden ihm wohl entgehen. Aber das sind die rohen, handwerksmäßigen Naturen. Eine edlere Natur kann nicht etwas künstlerisch darstellen, ohne es selbst zu empfinden. So war's auch bei Sainab. Das jugendliche Heldenthum, der „schwarze Jüngling im silbernen Waffenschmuck," den ihr Lied pries, war das Ideal, für das sie schwärmte, hoffnungslos schwärmte, denn ihr verachteter Stand trennte sie auf ewig von ihm. Nun war aber durch einen fast unerhörten Zufall dies Ideal zur Wirklichkeit geworden. Da saß sie, hoch oben auf dem Hegin, in den Armen eines solchen Jünglings, dem zu gehören der Gegenstand ihrer kühnsten Hoffnungen gewesen war. Sie fühlte sich unaussprechlich glücklich, wie diese Hände sie umfaßten, diese Arme sie umschlangen. Ihre Händchen spielten mit den wallenden Locken des Jünglings. Ihre Augen weideten sich an dem silbernen Waffenschmuck, jenem Symbol eines Standes, der ihr, der verachteten Paria, noch vor Kurzem wie etwas Göttliches und unerreichbar erschienen war.

Indeß da oben auf dem Hegin litt es die Beiden nicht lange. Sie konnten sich da nicht so ausschließlich, wie ihr Herz es verlangte, mit einander beschäftigen. Schon hatten sie die Steppe durchflogen, die ersten Felsen des Hochlandes von Jafia tauchten vor ihnen auf. Eine von Mimosen halb versteckte Höhle lockte in ihren kühlen Schatten.

Wie lange sie dort geruht, sie wußten's nicht. Welcher Liebende zählt denn die Minuten seines Glücks? Doch plötzlich wurden sie aus ihrem seligen Traume aufgeschreckt. Der Schritt dreier Hegins ertönte auf dem Felsboden vor der Höhle. Fadl blickte empor. Er sah den Eingang der Höhle verstellt. Drei Männer lauerten dort auf ihn. Muthig trat er ihnen entgegen. Nun sah er sich von drei blanken Dolchmessern bedroht. Er hörte sich einen „Mörder" nennen und es schien, als solle er nun für die eingebildete Blutschuld büßen.

Jedoch bei den Beduinen hat Alles seine Regel, selbst der Mord. Die Drei mochten noch so sicher sein, jetzt den Mörder zu halten, dennoch durfte die Blutrache nicht eher in ihr Recht eintreten, als bis dessen Schuld deutlich erwiesen war. Kein Beduine ist vereinzelt, und sei er auch noch so einsam inmitten seiner Ankläger. Ueberall umschwebt ihn schirmend das mächtige Princip der Stammessolidarität. Zwischen den beiden Stämmen herrschte zur Zeit Friede. Dieser mußte nun freilich gebrochen werden, wenn Fadl wirklich der Mörder war. Aber ohne Beweise seiner Schuld durften sie eine so schwere Verantwortung nicht auf sich laden. Der angreifende Stamm hätte dann einen Ausrottungskrieg auf sein eigenes Haupt

beschworen. Denn durch diesen Bruch der Traditonen, die heiliger sind als geschriebene Gesetze, hätte sich der ganze Stamm so zu sagen selbst für „vogelfrei" erklärt. In diesem Falle wären nämlich alle Beduinen, nicht blos die des beleidigten Stammes, sondern alle Nachbarn nah und fern ihre Todfeinde, die Rächer der heiligsten Gebräuche geworden. Deshalb war hier Vorsicht nöthig. Ein Mord soll durch vier Zeugen erwiesen werden. Hier war aber nicht einmal einer, denn das Zeugniß eines Paria hat keine beweisende Kraft. Die Zeugen müssen unbescholtene, freie, kriegerische Männer sein. Aber dazu konnten die Männer Fadl zwingen, mit ihnen vor den Schiedsrichter zu gehen, dessen Spruch den wahren Sachverhalt enthüllen sollte. Obgleich nämlich die Beduinen keinerlei Justiz anerkennen, sondern alle Rechtsfälle nach ihren Traditionen, nach den Gesetzen der Blutrache, nach einer Art von Faustrecht regeln, so nehmen sie doch in zweifelhaften Fällen ihre Zuflucht zu einem Schiedsrichter, der übrigens keine Strafe zuerkennen, noch ausüben darf, sondern dessen Amt allein darin besteht, zu sagen, wer Recht und wer Unrecht hat. Das Uebrige machen sie dann unter sich aus.

Gewöhnlich ist ein solcher Schiedsrichter irgend ein Sultan oder mächtiger Stammeshäuptling, mit dem die Beduinen als mit einem ihnen Gleichgestellten verkehren, denn die Fürsten sind fast immer selbst Beduinen. Ein solcher war auch der Sultan von Gaara, der Stadt, nach der Fadl eben seine Schritte wenden wollte. Zu diesem mit den drei Beduinen zu gehen, durfte er sich nicht weigern. Eine solche Weigerung hätte als Schuldbeweis genügt. Da er also jetzt den Rest des Weges in deren Gesellschaft zurücklegen mußte, so wurde es ihm unmöglich, Sainab mitzunehmen. Noch war sie ja in städtischer Tracht, welche in Beduinenländern nur die Tänzerinnen, die alle Paria sind, tragen. Dann hätte er ihre verachtete Kaste nicht verbergen können. Durch eine solche Entdeckung wäre aber Fadl selbst als ein Verunreinigter erschienen, als einer, welchem die Ausstoßung aus dem Stamme, dem die Vogelfreiheit bevorstand, und dann hätten die Männer ihn tödten können, ohne den geringsten Tadel von dessen Stamm auf sich zu laden. Ja dieser mußte ihnen dann noch dankbar sein, denn sie hätten ihn von einem Schandfleck befreit. So blieb nichts übrig, als Sainab in der Höhle zurückzulassen, so sehr ihm auch das Herz bei einem solchen Gedanken blutete. Schlau wie alle Beduinen, fand Fadl einen Vorwand, wodurch er ihr Zurückbleiben den drei Männern erklärte, denn ihnen wäre dies sonst als höchst verdächtig aufgefallen, da sie ja wußten, daß er eine Frau bei sich gehabt hatte. Sich durch Augenschein von ihrer Anwesenheit zu überzeugen, erlaubte die Sitte nicht, aber Fadl konnte sie nicht verleugnen, wenn sie ihn fragten, und versuchte es auch nicht. Er ging zu Sainab in die Höhle und sprach laut:

„Bleibe hier, bis mein Vater, der höchstens noch eine Stunde ausbleiben kann, vorbeikommt und dich mir nachbringt, denn jetzt kann ich dich nicht mitnehmen, da mein Hegin unter doppelter Last nicht mit den drei anderen Schritt zu halten im Stande wäre."

Dies war lediglich für die Hörer draußen berechnet. Leise aber flüsterte er Sainab zu:

„Große Gefahr droht uns. Aber Alles kann noch gut werden, wenn du hier versteckt bleibst, bis ich wiederkomme. So wie ich mich frei machen kann, kehre ich zurück, bringe dir Beduinenkleider und du kannst dann überall ohne Furcht vor Entdeckung mit mir ziehen."

Er hatte nicht Zeit, die kaum gewonnene und gleich darauf wieder verlorene Geliebte auch nur ein letztes Mal zu umarmen. Eilig kehrte er zu den Männern zurück und die vier Hegins verloren sich bald in dem schluchtenreichen Bergpfad, der nach der hohen Felsenstadt Gaara hinanführt.

Gaara, die Hauptstadt von Unter-Jafia, ist der Sitz des Afifi, eines der mächtigsten Sultane dieses Theils von Südarabien. Afifi ist eigentlich nicht sein Eigen-, sondern sein Geschlechtsname, aber der Araber liebt es vorzugsweise, Fürsten mit ihren dynastischen Namen zu bezeichnen, etwa wie wenn wir im Deutschen sagen würden: „der Wittelsbacher," „der Habsburger" u. s. w. Der Afifi ist nicht allein der Häuptling eines großen Beduinenstammes. Als solcher hat er nur eine militärische Macht,

denn die Beduinen sind nicht Unterthanen. Er ist vielmehr außerdem noch absoluter Fürst einer zahlreichen Bevölkerung von Ackerbauern und Bewohnern der vielen kleinen Städte, welche in seinem Gebiete liegen. Diese kann er nach Willkür besteuern und über sie die strenge Justiz nach dem Koran mit Hinrichtungen für Mord, Handabhauen für Diebstahl, Gefängniß und Prügelstrafe für kleinere Vergehen ausüben, alles Dinge, von denen die Beduinen frei sind. Es versteht sich von selbst, daß diese despotische Macht auch auf den beiden Pariakasten und den Juden lastet, denn sie stehen ja noch viel tiefer als Ackerbauer und Städter. Eigentlich sind in ganz Arabien diese friedlichen Bewohner Unterthanen der Beduinen. Aber deren Herrschaft wird oft von dem Sultan, der dann aber selbst Beduine sein muß, ausgeübt. So war es hier. Der größte Ruhm des Afifi ist übrigens nicht sein weltlicher. Er ist auch eine abergläubig verehrte religiöse Persönlichkeit. Dadurch gewinnen seine Schiedsrichtersprüche alle die Gewalt geheiligter Orakel. An seiner schiedsrichterlichen Unfehlbarkeit darf nicht gezweifelt werden. Vor gewöhnlichen weltlichen Richtern zeichnet er sich dadurch aus, daß seine Entscheidungen niemals eine Sache im Unklaren lassen. Fehlen auch alle Rechtsmittel zur regelrechten Feststellung des wirklichen Sachverhalts, sind auch gar keine Zeugen vorhanden, so bleibt ihm doch ein Mittel, die Wahrheit zu ergründen, natürlich ein abergläubisches Mittel, das aber bei diesem Volke sich einer größeren Popularität erfreut und an welches man fester glaubt, als an die untrüglichsten Zeugenaussagen.

Dieses Mittel ist das Gottesgericht, wie es in Europa im Heidenthum und noch im christlichen Mittelalter bekannt war. Das Princip ist: Gott soll die Schuld oder Unschuld des Angeklagten auf wunderbare Weise dadurch offenbaren, daß er ihm gestattet oder verweigert, unbeschädigt aus einer Probe hervorzugehen, die von ihm etwas verlangt, was nach natürlichen Begriffen entweder sehr schwer eintreffen kann, oder auch geradezu unmöglich ist. Es giebt verschiedene Arten des Gottesgerichts, welche noch jetzt bei den Südarabern gebräuchlich sind; die beliebteste ist jedoch die Feuerprobe. Dabei wird dem Angeklagten ein glühendes Eisen auf die Zunge gelegt. Zuckt er oder verräth er sonst den Schmerz, zeigt sich auf der Zunge eine namhafte Brandwunde, so gilt die Schuld für erwiesen. Nicht jeder Fürst oder Richter kann die Feuerprobe ausüben, sondern nur solche, denen der Volksglaube die dazu nöthige Wunderkraft beilegt. In diesem ganzen Theil von Südarabien gab es von Alters her nur einen einzigen solchen Gottesrichter; daß war der Afifi, d. h. das jedesmalige Oberhaupt dieses Fürstengeschlechts, welches schon seit Jahrhunderten in Gaara herrscht. Erst in neuester Zeit ist eine Art von Gegenpapst aufgetreten, nämlich der Sultan von Maar in Abian, der sich selbst zum Feuerrichter aufwarf, um seine Unterthanen zu verhindern, nach Gaara zum Afifi zu gehen und dort das Gottesgericht vollziehen zu lassen. Aber seine Gemeinde ist nur schwach. Der Afifi ist noch heutzutage, wie einst seine Vorfahren, der Feuerrichter des größten Theils von Südwestarabien. Sein Ruf als solcher ist zwanzig Tagereisen in der Runde verbreitet. Leute kommen aus den entferntesten Gegenden und schleppen einen Unglücklichen mit, auf dem der Mordverdacht, jedoch ohne hinlänglich begründeten Beweis der wirklichen Schuld, ruht, um sich beim Afifi Entscheidung zu holen. In solchem Falle darf sich kein Verklagter weigern, mit zum Feuerrichter zu gehen. Eine solche Weigerung wäre an sich schon ein Schuldbeweis, denn da Jeder an das Feuergericht glauben muß, so muß er auch annehmen, daß, im Falle der Unschuld, der glühende Stahl ihm gar nichts anhaben könne. Ja der Aberglaube geht so weit, daß behauptet wird, dem Unschuldigen schmecke die Feuergluth süß wie Honig, oder wie ein himmlischer Zaubertrank. Daran darf Niemand zweifeln, sonst gilt er für einen Ketzer und dennoch für schuldig, denn Freigeisterei in diesem Punkte hält Niemand für möglich, sondern für eine leere Ausrede, hinter der sich nur die Schuld verstecken kann.

In einer und derselben Karawane pilgern dann die Kläger mit dem Verklagten nach Gaara. Auf der Reise findet kein Zwang, keine Feindlichkeit statt. Der Verklagte ist eben so frei wie seine Ankläger. Daß er nicht entflieht, daran hindert ihn sein

eigenes Interesse. Ganz dasselbe gilt von der Rückreise. Denn selbst wenn er die Probe nicht siegreich bestanden hat, wenn er also als Mörder gestempelt ist, dürfen ihn doch seine Feinde nicht eher antasten, als bis er in Frieden nach seiner Heimath zurückgekehrt ist. Erst dann tritt die Blutrache in ihr Recht ein, und dabei ist noch keineswegs gesagt, daß er selbst persönlich büßen muß. Sein ganzer Stamm ist mit ihm solidarisch und jedes Mitglied desselben für seine That verantwortlich.

Alles dies gilt übrigens nur von den Beduinen. Ist dagegen der der Feuerprobe Unterworfene ein Unterthan, sei er Städter, Ackerbauer, Paria oder Jude, und geht er nicht siegreich aus der Prüfung hervor, so tritt die Hinrichtung augenblicklich ein, denn Alle, die nicht Beduinen sind, unterliegen der unmittelbaren Justiz des Sultans und für Mord giebt es keine andere Strafe als Hinrichtung, und zwar durch Erstechung.

Fadl ahnte schon, was ihm in Gaara bevorstand. Daran war nicht zu zweifeln, daß seine Feinde die Feuerprobe verlangen würden. Aber der Afifi war ein gerechter Mann. Er unterzog Niemand der Probe ohne beschwerende Verdachtsgründe. Die Aussage eines Schimri war einem Beduinen gegenüber nicht genügend, um den Sultan zur Uebernahme des feurigen Schiedsrichterwerkes zu bestimmen. Leider aber sollte Fadl selbst einen weiteren Verdachtsgrund an die Hand geben. Kaum in Gaara angekommen, war sein Erstes, beduinische Frauenkleider anzuschaffen, dann hoffte er in einer Nacht den Weg zur Höhle und zurück machen zu können. Der Mond war voll, sein Hegin kräftig, Alles schien das Unternehmen zu begünstigen.

Glücklich entkam er aus der Stadt, die, wie alle südarabischen, keine Mauern hatte. Er vermeinte, den Weg zu kennen. Aber auf dem Hinritt war er zu befangen gewesen, um ihn genau zu beobachten. So irrte er, durch das trügerische Mondlicht getäuscht, eine Zeitlang von der rechten Bahn ab. Endlich jedoch glaubte er sie wiedergefunden zu haben. Er täuschte sich nicht. Er war kaum noch eine Wegesstunde von der Höhle. Wie pochte sein Herz, als er sich der Geliebten so nahe wußte! Im Augenblick vergaß er alle seine Leiden, die feurige Probe, die ihm bevorstand. Er dachte nur an die glückliche Wiederanknüpfung seines unterbrochenen Liebestraumes. Schon glaubte er von ferne Sainab's Stimme zu hören. Doch nein! Das waren andere Laute. Sie kamen näher und nicht aus der Richtung der Höhle. Sie kamen von rückwärts, aus der Richtung von Gaara. Sollte er fliehen? Ja, um vor den Verfolgern die Höhle zu erreichen. Dann war Alles gewonnen. Hatte er Zeit, Sainab als Beduinin zu kleiden und mit ihr umzukehren, ehe er den Anderen begegnete, so war er gerettet. Aber sein Hegin war schon müde durch die Tagesreise und jetzt durch das Verirren. Die Reitkamele der Verfolger waren frisch. Noch ehe er sich's denken konnte, sah er sich von einer ganzen Schaar umringt. Darunter waren Beduinen vom Stamme des Afifi und auch seine Ankläger auf frischen Hegins, die der Sultan ihnen geliehen hatte.

Jetzt wurde er wie ein Gefangener zurückgeschleppt. Sein nächtlicher Ritt wurde als Fluchtversuch ausgelegt und ein solcher Versuch galt als ein höchst erschwerendes Zeugniß. Er hätte freilich der Wahrheit gemäß sagen können, er habe seine Frau holen wollen und die drei Beduinen würden ihm bestätigt haben, daß er sie in der Höhle zurückgelassen. Indeß ohne Zweifel hätte dann der Sultan Jemand geschickt, um sie zu holen, schon aus Menschlichkeit, denn der Afifi war ein gütiger Fürst. Aber was hätte man dann gefunden? Das Mädchen vom unreinen Geschlecht, dessen Berührung ihn selbst aller seiner Stammesrechte beraubte. In diesem Falle war Fadl unrettbar dem Untergange geweiht. Dann fiel er, als ein Stammesloser, unter die directe Justiz des Sultans, gerade wie der rechtloseste von dessen Unterthanen, wie der entwürdigtste Paria, denn die absolute Macht der Sultane erstreckt sich auch auf alle Fremde, die sich zufällig in ihrem Gebiete aufhalten, wenn dieselben nicht Beduinen sind. Fadl vermied es deshalb, auch nur ein Wort zu seiner Entschuldigung zu sagen, und mußte noch froh sein, daß seine Ankläger ihm hierzu keine Gelegenheit gaben.

Der Araber ist leidenschaftlich im Haß wie in Allem. Die drei Ankläger glaubten an Fadl's Schuld, denn, wie gesagt, sie

konnten sich keinen Grund denken, weshalb der Schimri etwas Falsches gegen ihn ausgesagt hätte, und folglich bestanden sie mit der ganzen Energie des tödtlichsten Hasses auf der Anwendung der Feuerprobe. Der Afifi konnte sich nicht mehr weigern, nachdem der Verklagte durch seinen Fluchtversuch den Verdacht so sehr verschärft hatte. Die grausame abergläubische Handlung mußte also vor sich gehen.

Das Gottesgericht findet stets mit großer Feierlichkeit statt. Am Morgen des dazu anberaumten Tages wird in allen Moscheen eine bestimmte Sure (Capitel) des Korans gebetet, die freilich gar keine ausdrückliche Beziehung auf ein so abergläubisches Verfahren hat, sondern nur im allgemeinen von der göttlichen Gerechtigkeit handelt, welche man aber durch Spitzfindigkeit der localen, südarabischen, in diesem Punkt durchaus ungerechtfertigten Ausleger hierauf gedeutet wissen will. Im Grunde ist das ganze Gottesgericht dem Islam fremd und wird von den orthodoxen Glaubenslehrern als ketzerisch verdammt. Es ist nichts Anderes als ein Ueberbleibsel des Heidenthums, das aber die Südaraber, indem sie es mit einem gewissen religiösen Nimbus, dessen Formen dem Islam entlehnt sind, umgeben, in diesen gleichsam hinübergeschmuggelt haben. Die Ceremonie findet gewöhnlich eine Stunde nach dem Morgengebet statt. So geschah es auch in diesem Falle. Der Schauplatz war ein freier Platz vor dem Palast des Afifi, denn keine Halle hätte die Menge der Zuschauer fassen können und Oeffentlichkeit gilt bei diesen Handlungen für ein heiliges Gebot. Neben dem Sultan standen die ältesten Beduinen seines Stammes und die drei Ankläger, vor ihm Fadl, ringsherum die Schaaren der übrigen Beduinen und in weiterem Umkreis die sklavischen Unterthanen des Fürsten, welche jeder Bewegung seiner Arme, jedem Wort seines Mundes mit abgöttischer Verehrung folgten. In einem kleinen Zelt hinter dem Fürsten befand sich der tragbare Kochherd, auf dem das Eisen, oder vielmehr der Stahl, denn gewöhnlich geschieht die Probe mit einem Messer, glühend gemacht werden sollte. Ein Messer wurde dem Afifi gebracht. Dieser reichte es den drei Klägern, dann den Aeltesten, die als unparteiische Zeugen dienten. Alle untersuchten es, mehr der Form wegen, denn Niemand zweifelte an der Gerechtigkeit des Richters. Dann knieten Alle nieder, streckten die Hände mit der Fläche nach oben gekehrt vor sich (die orthodoxe Stellung für das Fatiha) und beteten das erste Kapitel des Korans, Fatiha genannt. Dann sprach der Sultan den Fluch gegen den Mörder, nicht gegen Fadl, sondern gegen den Mörder im allgemeinen. Darauf rief er Gottes Schutz auf das Wunder herab. Von diesem Augenblick an wurden seine Lippen nicht mehr still. Beständig murmelten sie Gebete, bis die heilige Handlung vollzogen war.

Nun schritt der Sultan zum Heerde und legte das Messer auf dessen glühende Kohlen. Es ist eine eigene Sache um einen sogenannten Wunderthäter. Glaubt er an sich selbst oder nicht? Wer vermag es zu sagen? Sicherlich giebt es solche, die an sich selbst glauben. Dazu gehörte auch der Afifi. Er hatte seinen Großvater, dann seinen Vater dasselbe Wunderamt ausüben sehen und hatte daran geglaubt. Sollte er nun, da die erbliche Weihe auf ihn selbst übergegangen war, daran zweifeln? Mit nichten. Ob er den Stahl mehr oder weniger glühend machte, darüber grübelte er nicht nach. Die strengere oder mildere Ausübung seines Amtes war von seinem Gefühl, nicht von seinem Verstand geregelt. War ihm der Mensch gleichgültig, so übte er sein Amt mechanisch aus und dann war fast immer eine Verdammung die Folge. War er ihm jedoch lieb, so ließ er sich, wie unbewußt, von seinem Gefühl beherrschen. Dies war bei Fadl der Fall. Die schöne ritterliche Gestalt des edlen Jünglings hatte sein tiefes Mitgefühl erregt. Nebenbei war er von dessen Unschuld überzeugt. Er hatte schon zu viel Mörder vor sich gesehen, um nicht, Menschenkenner, wie er war und es der Araber überhaupt ist, selbst ohne eine solch reiche Erfahrung wie die seinige, einen solchen auf den ersten Blick zu erkennen. So lenkte denn sein Gefühl den Stahl, wie er ihn auf die Kohlen legte, und dieser Stahl kam zufällig immer auf solche Stellen, die weniger glühten. Gleichwohl mußte er wenigstens auf einer Seite glühend erscheinen, auf derjenigen, welche die Zeugen sehen sollten, und dann war

immer die andere noch heiß genug, um dem Opfer schreckliche Schmerzen zu bereiten.

Unterdessen erwartete Fadl mit vollkommenem Gleichmuthe die Feuerprobe. Wie alle Südaraber, so glaubte auch er steif und fest an das Wunder. Seiner Unschuld bewußt, dachte er nicht anders, als der Stahl werde kühl wie ein frisches Blatt auf seiner Zunge liegen. Er freute sich sogar auf die neue Erfahrung, die er machen sollte, ob nämlich wirklich jener himmlische Süßgeschmack, von dem das Gerücht ging, dem Unschuldigen zu Theil werde. So tiefgewurzelt ist der Aberglaube bei diesen Stämmen. Dieser Wahn war sein Unglück. Ihn davor warnen hätte Niemand gekonnt, selbst der Afifi nicht, denn dieser wollte sich's ja selbst nicht gestehen, daß bei der heiligen Handlung Menschliches im Spiele sei.

Endlich trat der Gottesrichter hervor, den glühenden Stahl in seiner Rechten. Die Zeugen besahen ihn und zeigten sich zufrieden. Jetzt legte er ihn auf Fadl's Zunge. Wer beschreibt aber dessen Ueberraschung und Entsetzen, als er nun, trotz seiner Unschuld, dennoch einen im höchsten Grade schmerzerregenden, glühend-heißen Gegenstand auf der Zunge fühlte. Mehr die Ueberraschung als der Schmerz entlockte ihm ein kaum merkbares Zucken, dann hielt er tapfer aus und verzog keine Miene, bis der Stahl gänzlich abgekühlt war. Ein allgemeines „El hamdu l'Ilah" (Lob sei Gott) ging durch den Umkreis der Zuschauer. Die unparteiischen Zeugen schritten auf Fadl zu und umarmten ihn, ihm Glück zu seiner nun erwiesenen Unschuld wünschend. Aber der Afifi lenkte sorgenvolle Blicke auf die Ankläger. Schien auch diesen der Beweis geführt? Nein! Finster sprühten ihre Blicke. Sie hatten jenes kaum merkliche Zucken wohl beachtet. Das Auge der Feinde ist scharf.

„Er ist schuldig!" so riefen alle drei wie aus einem Munde. „Er hat gezuckt!"

Gegen das Zeugniß dreier Beduinen läßt sich kaum etwas einwenden. Indeß in diesem Falle waren die Unparteiischen zu einstimmig anderer Meinung. Noch hatte der Afifi sich nicht ausgesprochen. Das Gesetz verlangte, daß die Ankläger sich für überzeugt erklären mußten. Bestanden sie auf der Ueberführtheit als einer vollendeten Thatsache, so mußte er den Jüngling für schuldig erklären. Aber dies widerstrebte seinem Gefühl, seiner Ueberzeugung. Jetzt nahm er das Wort:

„Ya halk Allah!" (o Volk Gottes!) Was ihr gesehen habt, ist ein seltenes Zeichen des Himmels. Verwirrung herrscht in den Zeugnissen der Gläubigen. Wer kann sie deuten? Wer kündet die Wahrheit?"

„Du und dein Wort!" so tönte es von allen Seiten und selbst die Ankläger stimmten mit ein, denn im Grunde waren auch sie von der Heiligkeit und Gerechtigkeit des Afifi überzeugt.

„Nun denn, wenn mein Wort gelten soll," so sprach der Afifi, „so erkläre ich den Sohn der Amir weder für schuldig noch für unschuldig. Eine zweite Probe ist nöthig."

„Mit athemloser Spannung hatte das Volk diesem Ausspruch gelauscht. Er schien ihm zwar hart, denn Alle hatten Fadl's Partei genommen. Da aber die Ankläger ihm zustimmten und der hochverehrte Afifi ihn gethan hatte, so fand er doch allgemeine Billigung.

Jetzt war in Fadl's Innern eine völlige Umwälzung vor sich gegangen. Die ganze Ceremonie war ein Betrug! Dieser Ueberzeugung kann sich Keiner erwehren, der die Feuerprobe unschuldig bestanden oder ihr nicht Stand gehalten hat, denn der Schuldige wird wohl fortfahren zu glauben, natürlich nur wenn er unterlegen ist, da bei ihm ja kein Wunder gefordert wurde. Der Schuldlose aber wird inne, daß der Lauf der Natur nicht unterbrochen worden, daß es seine Standhaftigkeit im Schmerzertragen, vielleicht auch die auf frommer List beruhende Schonung des Richters ist, der er seine Rettung verdankt, und keineswegs seine durch ein göttliches Wunder erwiesene Unschuld. Fadl war somit plötzlich ein Freigeist geworden. Aber auch keine Miene verrieth, was in seinem Innern vorging. Der Beduine ist schlau und weiß seine Gefühle zu verbergen. Mit einer innigen Befriedigung hatte er wahrgenommen, daß der Feuerrichter, bewußt oder unbewußt, ihn schone. Daß er, der Unschuldige, kein kühles Blatt auf seiner Zunge fühle, das wußte er jetzt. Keine Ueberraschung konnte ihn deshalb

von nun an zucken machen. Und so hielt er denn auch die zweite Probe, bei der der Afisi es wieder sehr gnädig machte, aus, ohne nur eine Miene zu verziehen. Diesmal konnten selbst die Ankläger nicht widersprechen. Seine Unschuld war hell wie der Tag erwiesen. Im Triumph wurde er in den Palast des Afisi getragen, wo ein Fest zu seiner Ehre stattfand.

Indeß der Haß schlummert nicht. Die drei Beduinen mußten zwar nun von Fadl's Unschuld überzeugt sein. Ihr Haß blieb aber ungebrochen. Er galt jetzt nicht dem angeblichen Mörder, sondern dem, der die Ursache geworden war, daß sie Schimpf und Gehässigkeit auf sich geladen hatten. Denn ein Tadel trifft doch immer diejenigen, die einen Unschuldigen zur Feuerprobe genöthigt haben, nebenbei auch die Schande des Mißlingens. Die Person, welche ihr Haß traf, blieb dieselbe. Wie sollten sie sich an ihr rächen, jetzt, da sie es nicht mehr auf dem Wege der Blutrache thun konnten? Der alte Beduine glaubte das Mittel gefunden zu haben. Warum war denn Fadl's Vater mit der Beduinin nicht nachgekommen, wie dessen Worte in der Höhle erwarten ließen? Diese Worte bargen also eine List. Folglich war irgend etwas in Bezug auf die Beduinin zu verbergen. Fadl mußte ein wichtiges Interesse an der Heimlichkeit haben und die Enthüllung ihm Schaden bringen.

Die drei erschienen gleichfalls beim Feste. Die Sitte will, daß, wenn eine Versöhnung zwischen Feinden stattgefunden hat, diese aus einer Schüssel essen. So geschah es auch hier. Als fünfter nahm der Afisi selbst an dem Mahle Theil, um seine Gäste, denen, als fremden Beduinen und als den Hauptpersonen im heutigen Drama, die Ehrenplätze gebührten, auszuzeichnen. So vereinigte denn dieselbe Mahlzeit Fadl und seine drei Todfeinde. Er selbst hegte keinen andern Gedanken, als so schnell als möglich den Festschauplatz zu verlassen. Sein Herz zog ihn nach der Höhle. Aber er durfte dies nicht so eilig, wie er's gewünscht hätte, thun, ohne Verdacht zu erregen. Plötzlich redete ihn der alte Beduine an:

„Warum ist denn dein Vater nicht nachgekommen? Du hast ja in der Höhle ein Mädchen deines Stammes, vielleicht deine Schwester, vielleicht deine Frau, zurückgelassen und gesagt, dein Vater werde sie abholen und hierherbringen. Nun scheint er aber nicht gekommen zu sein. Das Mädchen muß ja verhungern. Wir sind jetzt deine Freunde und bieten dir an, sie zu holen."

Fadl konnte seine Verlegenheit bei der Frage nach seinem Vater nicht verbergen. Er verrieth sie zwar nur einen Augenblick. Aber das war genug. Sowohl die drei Beduinen, wie der Afisi hatten sie bemerkt. Auch diesem kam die Sache verdächtig vor. Die Wahrheit freilich ahnte er nicht. Dieselbe war zu ungewöhnlicher Natur. Aber er vermuthete, es müsse hier ein Mädchenraub vorliegen. Vielleicht gar war das Mädchen von seinem Stamme oder doch aus seinem Sultanat. Dies konnte er nicht dulden. Sein Ehrgeiz als Herrscher und Beduine war beleidigt. Die Sache mußte untersucht werden. Er befahl deshalb einigen seiner Söldlinge, gleich aufzusitzen und nach der Höhle zu reiten. Die drei Beduinen boten ihre Begleitung an. Fadl konnte nichts Anderes thun, als ebenfalls mitreiten. Vielleicht gab es dann noch ein Mittel, die Anderen zu überlisten und die entsetzliche Entdeckung zu hintertreiben.

Der Reiterzug bewegte sich mit behenden Schritten auf die Höhle zu. In den ersten Reihen war Fadl. Jetzt ging es den steilen Bergpfad hernieder. Auf so abschüssigem Wege zu reiten, vermag nur der, welcher den besten Hegin hat. Aber Fadl konnte sich auf den seinigen verlassen. Als er nur noch ein paar hundert Schritte von der Höhle entfernt war, stieß er plötzlich jenen Schrei aus, der das Reitthier zum schnellsten Lauf antreibt. Umsonst suchten die Anderen mit ihm Schritt zu halten. Er überflügelte Alle. Noch ehe er die Höhle erreichte, rief er den Namen seines Mädchens. Zu seiner unaussprechlichen Freude sah er wirklich am Ausgange derselben eine leichte Gestalt erscheinen. Aber hier galt's nicht zu zaudern. Endlich war er bei der Höhle angekommen. Das Mädchen stand vor ihm. Kein Wort wurde gewechselt. Einen Augenblick ließ er den Hegin niederknieen, nicht um abzusteigen, sondern um Sainab, denn sie war es, zu sich heraufzuheben. Dann ging es in wahnsinnigem Lauf hinaus in die Einöde, die hier am Bergesfuß ihren Anfang nahm. Indeß das Hemmen der Schritte bei der

Höhle, das Niederknien des Thieres hatten dennoch so viel Aufschub verursacht, daß die Anderen, die gleichfalls gut, wenn auch nicht so gut wie er, beritten waren, ihn einholten. Schon sah er dicht hinter sich die Köpfe der ihm nacheilenden Hegins. Da plötzlich hemmte er seinen Schritt. Die Verfolger schossen jetzt sogar im Lauf über ihn hinaus, denn nicht ahnend, daß er zurückbleiben werde, waren sie nicht so schnell auf ein Mäßigen ihrer Schritte vorbereitet. Fadl wollte sich also ergeben! So schien es. Aber es war nur eine List. Die Einöde lag jetzt vor ihm, nicht ein bestimmter Weg, sondern viele, so viele als es Himmelsrichtungen gab. Plötzlich sprengte er rechts ab, und eilte schnell wie der Wind in einer andern Richtung davon. Bis die Verfolger die gerade Bahn verlassen konnten, hatte er wieder Vorsprung gewonnen. Nun fegte sein Hegin im beflügelten Lauf durch die sandige Steppe. Wieder hatte er die Feinde überlistet und den Preis der Schnelligkeit davongetragen. Noch eine Zeit lang hörte er in der Entfernung die ihn verfolgenden Reiter. Aber sein Hegin war einer der trefflichsten. Diesem edlen Thiere verdankte er seine und seiner Geliebten Rettung. Endlich verstummte der Tritt der Verfolger. Sie waren weit zurückgeblieben und schließlich enttäuscht umgekehrt. Jetzt erst athmete er auf. Jetzt erst konnte er mit der Geliebten sprechen.

Aber, was er von ihr erfuhr, war wie ein neuer Donnerschlag, der alle seine Hoffnungen zertrümmerte. Hunger hatte sie nicht gelitten, auch allein war sie nicht gewesen. Denn bald hatte ihr Vater sie gefunden. Er wollte sie zwingen, die Höhle zu verlassen. Aber sie hatte sich standhaft geweigert. Nur dort konnte sie ja ihr Geliebter wiederfinden. Ihn hatte sie Tag und Nacht erwartet. Stets hielt sie sich am Eingang der Höhle auf, nach ihm ausspähend. Diese Hoffnung war nun erfüllt. Aber ihr Vater war in der Höhle zurückgeblieben. Was das bedeutete, wußte Fadl nur zu gut.

In der That hatte er Recht, vom Zurückbleiben des Paria in der Höhle die schlimmsten Folgen zu erwarten. Da die Beduinen das Mädchen nicht fanden, so hielten sie sich natürlich an den Schimri, dem sie so lange drohten, bis sie die ganze Wahrheit erkundet hatten.

Wie ein Lauffeuer ging durchs ganze Beduinenland die Kunde, daß der Sohn der Amir sich mit einer Unreinen verbunden habe. Schlimme Botschaften reisen schnell. So kam auch bald die Nachricht zu Fadl's Stamm. Die drei Beduinen und auch einige Leute aus Gaara wurden als Zeugen berufen. Da alle einstimmig waren, so wurde gegen Fadl, den Abwesenden, die Ausstoßung aus dem Stamme ausgesprochen und er für vogelfrei erklärt. Niemand brachte ihm hiervon Kunde. Aber er wußte es ohnedies. Er kannte zu gut die Sitten seines Stammes und der Beduinen im allgemeinen, um nicht zu wissen, daß das Vorfinden des Schimri in der Höhle solche Folgen haben mußte.

Die Araber nennen einen von seinem Stamme Verstoßenen einen Bowak. Da er vogelfrei ist, so muß er die Berührung mit allen andern Beduinen vermeiden. Der Bowak führt gewöhnlich ein Räuberleben. Eine Heimath kann er sich nicht gründen. Er irrt in Einöden herum und versteckt sich zuweilen in Schluchten und Höhlen. Jedermanns Arm ist gegen ihn und sein Arm ist gegen Jedermann. Die Städter, Ackerbauer und die tiefer stehenden Kasten, die sämmtlich keine Krieger sind, sehen sich den Räubereien des Bowak erbarmungslos ausgesetzt, denn die Schutzverträge, welche sein Stamm mit diesen friedlichen Bewohnern hat, gehen ihn nichts mehr an, seit ihn dieser Stamm ausstieß. Er lebt also meist vom Raube am Eigenthum dieser unkriegerischen Bevölkerung. Wenn er es vermeidet, sich am Besitzthum der Beduinen zu vergreifen, so kann er oft lange Zeit unbehelligt sein Wesen treiben. Zuweilen finden sich auch mehrere solche Bowaks zusammen, ja es giebt ganze Verbindungen derselben.

Zu einem solchen Leben sah sich nun Fadl verurtheilt. Eine Zeit lang war er der Schrecken der ganzen Gegend. Zu stolz und ritterlich, um vom Raube der friedlichen Bevölkerung zu leben, lag er immer im Hinterhalt, wo sich die Herden der Beduinen aufhielten. Eine kleine Bande Vertriebener sammelte sich um ihn, welche jedoch ihrer tollkühnen Streiche wegen bald für eine große galt und im ganzen Lande beinahe wie ein mächtiger Stamm gefürchtet wurde. Ihm selbst gefiel dieses Leben. Der Beduine ist immer halb und halb zum

Räuber erzogen. Dabei war er glücklich im Besitz seiner Geliebten, welche alle Strapazen und wechselvollen Schicksale seines vielbewegten Lebens theilte. Ja, an der Seite ihres Gatten wurde sie selbst zur Heldin und erschien ihm bald ganz wie eine wirkliche Beduinin. Kehrten sie dann Abends in einer Felsenhöhle ein, oder übernachteten in der freien Einöde, dann hob Sainab das Tambourin, umtanzte das Lagerfeuer, oder sie saß auch wohl, das Haupt ihres Geliebten auf dem Schooß haltend, auf dem Steppensande und sang aus dem Stegreif ein Lied, das die Thaten des jungen Helden pries, um sie herum die Gefährten ihres Mannes, die sie wie eine Königin verehrten. Da war sie keine Schimri mehr. Der Bowak hat mit der Welt und ihren Vorurtheilen abgerechnet. Für ihn giebt es keinen Stand, keinen Stammesvorzug. Da gilt nur die Kraft des Mannes und die Schönheit des Weibes.

Etwa ein Jahr hatte dieses Leben gedauert, als die unvermeidliche Katastrophe eintrat, die ihm ein Ende machen sollte, unvermeidlich, denn ein Bowak, der sich an die Beduinen wagt, ist von vornherein dem Untergange geweiht.

Wieder war es der Schimri, der an diesem Unglück die Schuld trug. Es war ihm unmöglich gewesen, sich ganz von seiner Tochter zu trennen. Er war freilich das Gegentheil eines Kriegers, und deshalb konnte er nicht wagen, die Bande auf ihren Raubzügen zu begleiten. Aber von Zeit zu Zeit wußte er sie aufzufinden. Er spielte sogar oft den Spion für dieselbe, sagte ihr, wo die Herden der Beduinen zu finden seien, wo ein Raub Beute versprach, wo ein Ueberfall gelingen konnte. Aber dieses Leben war ihm doch im Grunde im höchsten Grade zuwider. Trotz allen Raubes sah er, daß hier keine Schätze gesammelt, nicht einmal ein bescheidenes Eigenthum dauernd erworben wurde. Die Bande hatte keine Heimath, konnte sich keine gründen. Hielt sie sich eine Zeit lang in der Nähe eines Stammes auf, so veranstaltete dieser gleich eine förmliche Hetzjagd auf sie. Dann mußte sie fliehen und konnte, alles Andere im Stich lassend, nur die Reitkamele mitnehmen, um an einer anderen Stelle bald dasselbe Loos zu erfahren. Der Schimri wollte aber nicht auf ewig auf seine Tochter verzichten. Sein Haß gegen Fadl war noch immer so stark, daß er die erste Gelegenheit zum Verrath willkommen hieß. Daß er eine solche nicht früher gefunden hatte, daran war nur der Umstand schuld, daß Sainab die Krieger stets begleitete. Nun trat aber ein Zeitpunkt ein, da sie es nicht mehr konnte. Sie sah der Geburt eines Kindes entgegen. So fiel es denn nicht auf, als der Schimri, der eben wieder eine Gelegenheit zum Raube ausgekundschaftet hatte, eines Abends bei Sainab in einer Höhle zurückblieb und die Bande allein auf den Raubzug ausgehen ließ. Ihr Ziel hatte er den Leuten so gut beschrieben, daß sie es nicht verfehlen konnten. In der That verfehlten sie es nicht. Aber auch Andere fanden sich an diesem Ziele ein. Es war nur ein Hinterhalt, den der Schimri mit den Beduinen verabredet hatte. Fadl, plötzlich von der Uebermacht der Feinde überfallen, kämpfte mit allem Löwenmuth, mit aller Tollkühnheit, die dem Beduinen eigen ist. Er hatte die Genugthuung, dem alten Schaheri, seinen Todfeind und einstigen Ankläger, von seiner Hand fallen zu sehen. Nur die Muthigsten wagten sich an ihn. Schon rieselte sein Blut aus mehreren Wunden über Hals und Brust bis auf den Rücken seines Hegin. Schon fühlte er seine Kraft ermatten. Da blickte er um sich. O Schrecken! Fast alle die Seinigen waren gefallen. Jetzt entschloß er sich, zu seinem alten Mittel zu greifen; der Hegin, der ihn schon einmal gerettet hatte, sollte wieder sein Schicksal entscheiden. Mit jener schlangenartigen Schmiegsamkeit, die den südarabischen Beduinen auszeichnet, glitt er am Leibe seines Thieres herunter. Er wußte, daß dies ihm nachspringen werde, wohin er sich auch wende. Alle seine Feinde waren beritten. Wie eine Katze schlüpfte er zwischen den Beinen ihrer Kamele durch und im Nu war er außerhalb ihres Kreises. Der treue Hegin stand neben ihm. Sich auf ihn schwingen und in die Einöde hinaussprengen, war das Werk eines Augenblicks. Wieder wurde er gehetzt wie ein Wild. Aber auch diesmal entkam er den Feinden.

Schnell wie der Wind eilte der Hegin durch die Steppe. Ehe noch der Morgen graute, stand er vor der Höhle, in welcher Sainab und ihr Vater weilten. Letzterer wurde bleich vor Schrecken, als er den, den

er sicherem Tode geweiht glaubte, lebend zurückkehren sah. Im Augenblick verließ er seine Tochter und floh hinaus, so weit ihn seine Schritte trugen. Aber er hätte sich nicht zu fürchten brauchen. Fadl war nur noch ein Schatten. Der Blutverlust, den der Ritt noch vermehrt hatte, und die Anstrengung dieses Rittes hatten seine letzten Kräfte in Anspruch genommen. Als ein Sterbender sank er in die Arme der Geliebten.

„Sainab," lispelte er, „erzieh' unsern Sohn zum Krieger."

Dann legte er das Haupt in ihren Schooß und starb.

* * *

Sainab und ihr Vater beerdigten den jungen Beduinen. Beide kehrten jetzt zu ihrem Volke zurück. Sainab war wieder, was sie gewesen, eine Paria, ein Mitglied des verfluchten Geschlechts. Wie ein Traum kam ihr jetzt ihr Liebesglück vor, ein Traum, der sie, die Verachtete, an die Seite des „schwarzen Helden im silbernen Waffenschmuck," an die Seite dessen, der als Ideal jugendlichen Heldenthums in ihrem Andenken lebte, versetzt hatte. Doch nein! Es war kein Traum. Ihr blieb ja ein Pfand jenes Liebesglücks. Fadl war mit einer Prophezeiung auf den Lippen geschieden. Es war wirklich ein Sohn, den die Paria gebar. Sie selbst lebte fortan nur diesem Sohne. Wenn sie ihre Kunst wieder aufnahm, wenn sie, den Tod in der Brust, auf den Märkten tanzte und sang, so geschah es nur, um für ihn zu sammeln, um einst, wenn er erwachsen sein würde, mit ihm fortziehen zu können, in ein Land, wo kein ewiger Fluch auf dem Sohn der Paria lastet. Wohl wurde sie umfreit von den Männern ihres Volkes — Parias wie sie. Aber was hatte sie mit Parias zu schaffen? Wenn man sie fragte, warum sie, bei ihrer Jugend, sich nicht wieder vermähle, so antwortete sie, wie die Löwin:

„Ich habe nur einmal geboren, aber einen Löwen! Soll ich nun Mutter von Hunden werden?"

Die Geschichte des „Sohns der Paria" gehört einer späteren Epoche an.

Eine Frau auf Vorposten.*

Historische Novelle

von

L. von Sacher-Masoch.

Auf allen Heerstraßen Rußlands marschirten Regimenter, zogen Geschütze und Munitionscolonnen nach dem Süden. Es giebt Krieg mit dem Türken, sagten die Soldaten, unser Mütterchen, die Czarin, will Frieden haben, aber Potemkin will den Krieg und so giebt es Krieg.

Die armen Soldaten, welche scheinbar kampflustig, ihre Lieder singend, in das Lager von Cherson einrückten, dabei aber mit schwerem Herzen an die heimathliche Stube mit den rauchigen Heiligenbildern oder an ihr blauäugiges Liebchen zurück-

* Für Jene, welche die merkwürdige Stellung, die das Weib unter Katharina II. einnahm, und welche beinahe einer Herrschaft über das männliche Geschlecht glich, in dieser Novelle vielleicht für übertrieben halten, citiren wir folgende Stellen aus der Schrift eines Zeitgenossen, den „Mémoires secrets." Es heißt in denselben:

„Frau von Mellin, Oberst des Regimentes Tobolsk, befehligte es mit einer martialischen Würde, empfing an ihrem Toilettentisch die Rapporte und ließ die Wache aufziehen, während ihr gutmüthiger Gemahl sich mit ganz anderen Dingen beschäftigte. Als die Schweden einen Ueberfall versuchten, sah man sie ihr Zelt in Uniform verlassen, sich an die Spitze eines Bataillons stellen und dem Feind entgegeneilen. Mehrere andere Frauen schlossen sich der Armee gegen die Türken an. Das Serail Potemkin's bestand jederzeit aus solchen schönen Amazonen. Nach der Erstürmung von Otschakoff fuhren die russischen Damen auf dem Liman in Schlitten spazieren und bewunderten die schönen Körper der Janitscharen, welche hier in Pyramiden lagen.

An einer anderen Stelle heißt es: „Das Männliche in den Gewohnheiten und dem Geschmack der russischen Frauen entspringt zum Theil aus der Sklaverei. Frauen, noch mehr aber Witwen und Mädchen, welche ihre Güter selbst verwalten, sind täglich gezwungen, Sklaven zu kaufen und zu verkaufen, ihnen Befehle zu ertheilen, sie vor ihren Augen entkleiden und peitschen zu lassen. Dies alles tödtet das Zartgefühl des Weibes."

Und an einer dritten Stelle: „Frau von Mellin befehligte das Regiment Tobolsk, die Fräuleins Hedwig Niewelinski und Sophia Narischein dienten in den Reihen der Armee und die Gräfin Iwan Soltikoff zeichnete sich mehr als einmal auf dem Schlachtfelde gegen die Türken aus."

dachten, trafen in ihrer Naivität das Richtige. Katharina II. hatte alle Lust, auf den blutigen Lorbeeren, die sie geerntet, auszuruhen, und bot Alles auf, den drohenden Zusammenstoß mit der Pforte hinauszuschieben, aber Potemkin, der Taurier, drängte zum Krieg und forderte durch seinen Hochmuth den Sultan in beispielloser Weise heraus.

Schon wimmelte es um Cherson von Regimentern der regulären Linie und Cavallerie, von Kosaken und den neu ausgehobenen Tartaren und man sprach in dem Kreise, der Potemkin umgab und den man in Petersburg im Hinblick auf die schönen Amazonen, welche in demselben den Ton angaben, das Serail Potemkin's nannte, von dem Feldzuge als einer ausgemachten Thatsache und schien sich noch durch rauschende Feste für die bevorstehenden Gefahren und Entbehrungen entschädigen zu wollen, als unerwartet der Staatssecretär Fürst Besborodko im Lager erschien.

Potemkin stampfte zornig mit dem Fuße, als man ihm die Ankunft desselben meldete, denn er war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß die Mission des Fürsten Stillstand in seinen Unternehmungen zu bedeuten hatte und ein Werk seiner Gegner am Hofe sei, vorzüglich der Woronzow, mit denen Besborodko eng liirt war, aber der übermüthige Taurier wußte ebenso gut, daß der Fürst ein Liebling der Kaiserin sei und daß es in diesem Falle zuvorkommend und fein zu sein galt, er empfing daher den Staatssecretär mit ostensibler Liebenswürdigkeit.

„Mein lieber Besborodko," rief er, ihn bei den Händen fassend, „was führt Sie zu uns, Sie, die Friedenstaube, hier, wo die Kanonen das große Wort haben."

„Leider, leider, Excellenz," erwiederte Besborodko, „sehe ich mich hier, wo die Kaiserin vor kurzem noch durch Werke des Friedens bezaubert wurde, in ein Heerlager versetzt, ohne daß ich ahnen könnte, welche Absichten Sie mit diesen Märschen und Rüstungen verbinden."

„Sollten Sie, der gewiegte, gefeierte Diplomat, wirklich nicht errathen, daß das, was Sie hier zu sehen bekommen, das Vorspiel eines Krieges ist?" sprach Potemkin mit einem spöttischen Lächeln.

„Ich denke, wir leben mit allen Mächten Europa's im besten Frieden," entgegnete Besborodko.

„Allerdings," rief Potemkin, „meine Vorbereitungen gelten auch nur einer Macht, die nach Asien gehört und die wir hoffentlich in kurzem dorthin gejagt haben werden."

„Ihr alter Lieblingsgedanke," gab der Staatssecretär zur Antwort. „Die Türken aus Europa vertreiben, welches Russenherz müßte sich nicht dafür begeistern, aber wir können nicht immer so handeln, wie wir wollen, es giebt Staaten ersten Ranges, welche ein Interesse haben, die Türkei zu erhalten. Was Sie hier begonnen haben, Excellenz, ist ein gefährliches Spiel, ich komme Sie abzumahnen, es könnte unabsehbare Folgen haben für uns und auch für Sie."

„Sprechen Sie im Namen der Kaiserin?"

„Allerdings," fuhr Besborodko fort, „Ihre Majestät hat Ihnen die Truppen gesendet, welche Sie gewünscht haben. Ein kaiserliches Handschreiben, welches ich überbringe, giebt Ihnen den Oberbefehl über die Armee und unumschränkte Gewalt in jeder Richtung für den Fall des Krieges."

Potemkin griff hastig mit unverhohlener Freude nach dem Handschreiben, das ihm der Staatssecretär übergab.

„Ich wiederhole ausdrücklich," sagte dieser, „für den Fall des Krieges, aber es wird zu keinem Kriege kommen."

„Lassen Sie nur mich sorgen," fiel Potemkin ein.

„Wir haben im Gegentheil dafür gesorgt, daß der Friede erhalten bleibt," sagte Besborodko. „Die Kaiserin hofft auf diesem Wege mehr zu erreichen als durch siegreiche Schlachten. Das französische Ministerium hat an seinen Botschafter Choiseul in Constantinopel einen Courier abgesendet mit der Mission, den Divan zu besänftigen."

„Den Divan zu besänftigen," brach Potemkin los, „als wenn wir Ursache hätten, seinen Zorn zu fürchten. O! Wankelmuth des Weibes, wie groß dachte diese Katharina vor kurzem noch, wie kühn war ihre Sprache, und jetzt ist ihre einzige Sorge, den Divan zu besänftigen."

Besborodko verzog keine Miene. „Mein Auftrag geht auch dahin, daß Sie so

lange als nur möglich jeden Zusammenstoß mit den Türken zu vermeiden haben."

„Also kurz und gut, wir werden den Türken den Krieg nicht erklären?"

„Nein."

Potemkin ging mit großen Schritten auf und ab.

„Man bedauert in Petersburg allerdings, daß einem so ausgezeichneten Feldherrn neuerdings die Gelegenheit entgeht, einen Sieg zu erfechten," fügte der Staatssecretär jetzt mit vernichtender Bosheit hinzu. Potemkin sah ihn einen Augenblick starr an, dann trat er ganz nahe zu ihm hin und schlug ihm derb auf die Schulter.

„Sie spielen auf das Band des Georgsordens an," sagte er mit kalter Ruhe, „das mir fehlt und das ein Feldherr nur nach einem entscheidenden Siege erhalten kann. Verlassen Sie sich darauf, Fürst, und vergessen Sie nicht, es ihren Freunden in Petersburg zu sagen, ich werde mit den Türken Krieg führen, nur weil mir das Band des Georgsordens fehlt, und werde sie so schlagen, daß es keinen Menschen in Rußland geben wird, der es mir nicht zuerkennen würde. Adieu!"

Ohne sich um die Befehle der Kaiserin zu kümmern, setzte Potemkin seine militärischen Vorbereitungen fort und begann, zum Entsetzen des Staatssecretärs, der Miene machte, an seiner Seite zu bleiben, seine Truppen gegen die türkische Grenze vorzuschieben. Schon war Potemkin in Petersburg als Rebell bezeichnet, aber das Glück liebte ihn wie Wenige und auch diesmal kam es ihm zu Hülfe.

Während in seinem Palaste die schönen abenteuerlichen Frauen, welche die Kriegstrompete herbeigelockt hatte, und ein Theil seiner Offiziere beim Spiel versammelt waren, erschien Besborodko todtenbleich, eine Depesche in der Hand. „Sie haben Recht behalten," sprach er mit bebender Stimme, „der an Choiseul abgesendete Courier ist unterwegs von den Türken ermordet worden und die Pforte hat uns den Krieg erklärt."

„Hurrah!" rief Potemkin, „Champagner her, wir haben Krieg, Kinder; auf Wiedersehen, Besborodko, heute übers Jahr in Constantinopel!"

„Meine Mission ist zu Ende," sagte der Staatssecretär, „die Ihre beginnt."

„Reisen Sie mit Gott," erwiederte Potemkin, „und sagen sie denen in Petersburg, daß sie bald von mir hören werden."

Während im Palaste die Champagnergläser an einander klangen und der Jubel sich durch die Stadt in das Lager fortpflanzte, wo 150000 Mann unter wildem Hurrahrufen ihre Hüte mit Eichenlaub schmückten, hatte Potemkin sofort nach dem General Suwarow geschickt, dem Mann, der sein Vertrauen besaß wie kein anderer.

Als Suwarow eintrat, saß Potemkin vor einem Tische, auf dem er seine Karte ausgebreitet hatte, mit ihm zugleich blickte seine Nichte, die Gräfin Branizka, ihre schönen Arme auf seine Schulter gestützt, in dieselbe; hinter dem Tische stand ein türkisches Ruhebett, auf dem zwei Frauen von blendender Schönheit zärtlich umschlungen, das Haar von Juwelen funkelnd, die langen offenen Roben von persischem, golddurchwirktem Stoffe mit kostbarem Pelzwerk besetzt, gleich Sultaninnen lagen. Ihnen zu Häupten stand im grünsammtenen Reitkleide eine junge Frau, hoch und üppig gewachsen, mit reichem blonden Haare und jenem Blick, der Thiere bändigt und Menschen unterwirft; sie neckte die beiden Schönen auf der Ottomane mit einer Reitgerte, welche sie in der Hand hielt, und so gab es ringsum Geschrei und Gekicher, bis der schmächtige magere Mann mit dem fahlen kränklichen Gesichte in einer verschossenen Uniform seines Regimentes an den Tisch trat und seine Hand nachlässig auf denselben stützte. Sofort herrschte tiefe Stille.

„Gut, daß Sie da sind, General," rief Potemkin, ihm die Hand reichend. „Wir haben Krieg, wie Sie wissen, es gilt rasch vorzugehen, ich habe meinen Plan fertig, nun möchte ich aber doch Ihre Meinung hören."

Suwarow warf einen Blick auf die schönen Frauen, welche ihn neugierig musterten, er kannte die Gräfin Branizka und die beiden Favoritinnen Potemkin's auf der Otomane, von denen die eine mit dem blauschwarzen Haare und dem edeln Antlitz einer Aspasia, eine Griechin Zeneide Kolokotonis, die zweite mit dem reizenden Stumpfnäschen eine Tochter des durch seine schönen Frauen berühmten Hauses Potozki war. Die Amazone im

grünen Sammetkleide kannte er nicht, aber sie schien Eindruck auf ihn zu machen, denn sein Auge weilte um vieles länger bei ihr als sonst bei irgend einer Frau.

„Ich habe wohl bereits über diesen Feldzug nachgedacht," erwiederte Suwarow mit jener Trockenheit, welche bei ihm so charakteristisch war, „aber hier wäre es wohl nicht am Platze, davon zu sprechen. Pläne müssen, so lange sie nicht durch Thaten an das Tageslicht treten, geheim bleiben und Frauen plaudern."

„Sie hören, meine Damen," rief Potemkin lachend, „der General ist so unempfindlich gegen Ihre Reize, daß er durchaus nicht böse sein wird, wenn Sie uns allein lassen."

Halb träge, halb unwillig erhoben sich die beiden Sultaninnen, die Gräfin Branizka folgte lachend ihrem Beispiel, nur die Frau mit dem gebieterischen Auge blieb.

„Mich trifft Ihr Verdict wohl nicht, General?" sagte sie ruhig.

„Und weshalb nicht?" fragte Suwarow ebenso.

„Weil ich zur Armee gehöre."

„Sie? Wie das?"

„Die Gräfin Iwan Soltikoff commandirt das Regiment Simbirsk," fiel Potemkin ein.

„Im Frieden wohl, wo das Soldatenspielen ein Zeitvertreib ist gleich einem Ball oder einer Amour," sagte Suwarow, die Brauen zusammenziehend, „aber die Türken werden nicht blind laden wie die Garden bei den Manövern in Petersburg."

„Sie lieben uns Frauen nicht, General," rief die Soltikoff, „ich weiß es."

„Besonders dann nicht," unterbrach sie Suwarow, „wenn sie statt des Kochlöffels den Degen führen."

„Sie gehören also auch zu jenen Helden, welche sich vor dem Weibe fürchten und demselben gern eine untergeordnete Stellung anweisen, weil sie fühlen, daß das Weib von der Natur zu der Gebieterin des Mannes bestimmt ist," entgegnete die schöne Amazone. „So lange indeß eine Frau in Rußland auf dem Throne sitzt, müssen Sie es sich schon gefallen lassen, daß wir dieselben Rechte in Anspruch nehmen wie Sie und folglich auch das schönste derselben, das Recht, für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben. Die Gunst der Czarin hat mir ein Regiment anvertraut, General, und ich hoffe, Ihnen im Kugelregen den Beweis zu liefern, daß ich dieser Gunst auch werth bin."

„Gegen die kommen Sie nicht auf, Suwarow," rief Potemkin lächelnd, „machen wir Frieden mit ihr, sie soll an unserem Kriegsrathe theilnehmen, schwatzen wird sie nicht, ich verbürge mich für sie."

„Zur Sache also," sagte Suwarow, „ich denke, wir beginnen damit, Otschakoff zu belagern und es zu nehmen, ehe die türkische Arme heranrückt."

„Dies ist auch mein Plan," erwiederte Potemkin.

„Damit aber die Einschließung der Festung eine vollständige wird und die Belagerung nicht gestört werden kann," fuhr Suwarow fort, „muß ein selbständiges Corps sofort über den Bug gehen und gegen jene türkischen Truppen, welche sich bei Troizkoje sammeln, operiren."

„Und Sie wollen dieses Corps commandiren?"

„Ja."

„Gut. Ich gebe Ihnen dieses Commando," sprach Potemkin, „aber Sie dürfen durchaus nichts wagen, sich vor allem in keine Schlacht einlassen, da Sie überlegene Kräfte gegen sich haben werden."

„Wer sagt das?"

„Meine Spione. Es ist die feindliche Hauptarmee, die sich dort concentrirt."

„Glaube nicht," sagte Suwarow trocken.

„Peter Ogrisch, mein bester Spion, hat den Großvezier im Lager gesehen, es ist also kein Zweifel."

„Wer sagt dem Peter Ogrisch, daß es wirklich der Großvezier war, den er gesehen?"

„Er hat ihn reiten gesehen in seinem Amtspelz von weißem Atlas mit schwarzem Zobel, dem Ueschi-Türk, den, wie Sie wissen, kein Anderer tragen darf als der Großvezier. Er hat auch die zwei brillantenen Reiherbüsche gesehen auf seinem Turban. Also nochmals Vorsicht und keine Schlacht."

„Ich werde morgen in aller Frühe abmarschiren," sagte Suwarow.

„Gregor Alexandrowitsch," wendete sich jetzt die Gräfin Soltikoff rasch zu Potemkin, „gestatten Sie mir, mich mit meinem

Regimente dem Corps des Generals Suwarow anzuschließen."

„Ich bitte Sie, Excellenz," fiel Suwarow ein, „mich mit allen Unterröcken zu verschonen."

„Warum, General?" entgegnete Potemkin, „lernen Sie doch, galant sein gegen Damen."

„Gott beschütze mich, das werde ich nie lernen," murmelte Suwarow.

„Vielleicht doch, General," lachte Potemkin, „wenn wir Ihnen einen so guten Lehrmeister mitgeben wie die schöne tapfere Gräfin hier."

„Ich darf also mit?" fragte sie erfreut.

„Ja, Gräfin, aber vergessen Sie nicht, daß Sie dann unter dem Commando Suwarow's stehen," antwortete der Taurier.

„O! Ich werde mir alle Mühe geben," rief sie lachend, „daß er bald unter dem meinen steht."

* * *

Am nächsten Tage, im Morgengrauen, marschirte Suwarow mit seinem Corps aus dem Lager bei Cherson ab und rückte in Eilmärschen, indem er die Festung Otschakoff links liegen ließ, den Türken entgegen. Das Regiment Simbirsk, von der Gräfin Soltikoff befehligt, bildete mit einigen Sotnien Kosaken die Arrièregarde. Auf dem ganzen Marsche sah der General die schöne Amazone nicht. Als er durch Spione die Nachricht erhielt, daß die feindliche Armee bei Kinburn Stellung genommen und sich durch eine Recognoscirung von der Richtigkeit dieser Meldung überzeugte, ging er direct auf dieselbe los.

Es war ein regnerischer Sommertag, trübe und wolkig, die Truppen lagerten auf dem durchnäßten Boden, während die Kosaken der Vorhut bereits Fühlung mit dem Feinde hatten und kleine Scharmützel mit den regulären türkischen Reitern bestanden. Nach Sonnenuntergang versammelte Suwarow seinen Stab und seine Offiziere.

„Ich werde morgen den Türken eine Schlacht liefern," sagte er trocken. „Mit Sonnenaufgang hat ein Jeder bereit zu sein, gute Nacht, Kameraden." Dann wendete er sich zu der Gräfin Soltikoff. „Noch ein Wort mit Ihnen, Madame!" Als sie allein waren, sprach er, die Hände auf dem Rücken, auf und abgehend: „Ich rathe Ihnen nochmals, Gräfin, mich zu verlassen, ich bin kein Paradegeneral, es ist eine gefährliche Expedition, der Sie sich angeschlossen haben. Potemkin versteht nichts vom Kriege. Ich werde die Türken nicht beobachten, wie er meint, sondern angreifen und schlagen."

„General, vergeben Sie mir, wenn ich es wage, Sie an die Befehle, die Sie empfangen, und an die Taktik, welche vereinbart wurde, zu erinnern," erwiederte die Gräfin, „ich thue es aus Theilnahme für Sie, ich würde bedauern, wenn Sie Unglück haben."

„Meine Taktik ist: „Vorwärts und schlage!" (stupej i by)," entgegnete Suwarow kalt, „und was Ihre Besorgniß betrifft, so verlassen Sie sich darauf, daß ich siege oder falle."

„Gut denn, dann lassen Sie mich die Gefahr mit Ihnen theilen, General."

„Ein Schlachtfeld ist kein Boudoir."

„Wenn Sie mit Ihrem schwächlichen leidenden Körper ein Held geworden sind, Suwarow," entgegnete die schöne muthige Frau, „weshalb soll ich mit meinem kräftigen und gesunden nicht mindestens ein guter Soldat sein?"

„Ich bin ein Mann, Gräfin."

„Und ich ein Weib, das ist noch mehr."

„Wie Sie glauben."

Suwarow setzte sich hierauf zu Pferde und ritt, unbekümmert um die türkischen Vorposten, welche wiederholt Feuer auf ihn gaben, ganz nahe an die feindliche Stellung, er überzeugte sich, daß dieselbe stark verschanzt sei und daß die Türken auf seinen beiden Flanken vorrückten.

„Sie wollen uns umgehen," murmelte er, „gut, sehr gut, ich möchte nur wissen, welcher Dummkopf sie commandirt."

Der Morgen brach an, die Sonne schien kräftig und theilte rasch die Nebel, welche gleich Rauchsäulen gegen Himmel stiegen. Die Russen standen in Schlachtordnung. Suwarow ritt in seiner schmucklosen Uniform durch ihre Reihen und befahl der Infanterie, die Patronentaschen abzulegen. „Der Feind ist stark verschanzt," sagte er, „wir müssen ihn mit dem Bajonett angreifen. Wer einen Schuß abfeuert, wird füsilirt."

Das Regiment Simbirsk bildete die Reserve. „Was auch geschehen mag,"

sagte Suwarow zur Gräfin, „Sie rühren sich nicht von der Stelle, nur im äußersten Falle, wenn Alles flieht und die Gefahr groß ist, führen Sie Ihr Regiment gegen den Feind!"

Vor der Front des Regimentes lag ein kleiner Hügel, auf dem Suwarow mit seinem Stabe Posto faßte, neben ihm hielt die Gräfin auf einem feurigen schwarzen Pferde. So unempfindlich der berühmte Held sonst war, dieses Weib gefiel ihm und die Gräfin war auch in der That in ihren hohen schwarzen Reitstiefeln, den weißen Beinkleidern, der grünen mit Gold verzierten Uniform, dem dreieckigen, mit Eichenlaub bekränzten Hut auf dem mit einer grünen Schleife gebundenen blonden Haare, der schönste Soldat, den man sich denken konnte. Suwarow zeigte sich auch um vieles gesprächiger als sonst.

„Sie fangen an, sich zu entwickeln," sagte er, auf die Türken deutend, deren Fahnen und Flinten hinter den Schanzen sichtbar wurden. „Es sind Janitscharen, vortreffliche Truppen, sehen Sie ihre weißen Mützen, die umgestülpten Aermeln gleichen."

„Wie kommen sie zu dieser seltsamen Kopfbedeckung?" fragte die Gräfin.

„Als sie errichtet wurden, segnete sie der Scheich der Derwische und indem er den Aermel seines weißen Oberkleides abschnitt und einem Soldaten auf den Kopf setzte, sprach er: So sollen sie die Feinde schrecken und Janitschari, das ist neue Truppen, heißen. Sie sind nicht wenig stolz darauf. Der Sultan selbst ist Janitschar des ersten Regimentes. An dem Tage seiner Krönung, wenn ihm nämlich im Ejab der Säbel umgeschnallt wird, zieht er an der Kaserne des 61. Regimentes vorbei, nimmt dort Kaffee und Sorbet und sagt zu den Janitscharen: „Will's Gott, zu Rom oder Regensburg sehen wir uns wieder." Ein unschuldiges Vergnügen, das man ihnen gönnen kann."

„Und was bedeutet die rothe Fahne, die dort sichtbar wird?" fragte die Gräfin.

„Das sind die Spahis, ihre beste Reiterei," erwiederte Suwarow, „aber es ist Zeit!" Er machte das Kreuz und gab dann das Zeichen zum Angriff.

Mit einem Male wirbelten auf der ganzen russischen Linie die Trommeln und sämmtliche Regimenter gingen vor. Die Geschütze begannen das Feuer und als die Russen sich den türkischen Schanzen näherten, wurden sie auch von der feindlichen Infanterie mit einer verheerenden Decharge empfangen, aber zugleich wurde Sturmstreich geschlagen und Alles lief mit gefälltem Bajonett, Hurrah rufend, auf den Feind.

Der Pulverdampf und der Staub, welcher aufstieg, entzogen für kurze Zeit das eigentliche Schlachtfeld den Blicken des Generals. Als sich die grauen Wolken theilten, sah er seine Truppen auf allen Punkten weichen. Er gab seinem Pferde die Sporen und ritt unter sie, ihnen Muth zuzusprechen.

Schnell ordneten sich die Glieder und die ganze Linie ging noch einmal zum Angriff vor, doch ebenso fruchtlos wie das erste Mal.

Die Türken erhoben ein wildes Allahrufen und ihre Musikbanden fielen mit dem betäubenden Lärm ihrer großen Trommeln, Pauken und Halbmonde ein.

Angriff auf Angriff wurde abgeschlagen. Da stellte sich Suwarow selbst an die Spitze seiner Leute und führte sie im heftigsten Kugelregen bis zu der Schanze, schon war dieselbe an einigen Stellen von den Russen erstiegen, als Suwarow einen Schuß in den Leib erhielt und von seinem Adjutanten zurückgebracht wurde; jetzt wich Alles in Unordnung zurück.

Noch einmal sammelten sich die Regimenter dank der erbärmlichen türkischen Taktik, welche sie unverfolgt ließ, und noch einmal liefen sie Sturm. Diesmal artete aber ihr Rückzug in Flucht aus und zugleich fiel die türkische Reiterei den Russen in die Flanke.

Vergebens sendete Suwarow seine Kosaken den Spahis entgegen, sie wurden geworfen, die Verwirrung war unbeschreiblich, jeder dachte nur noch daran, sich zu retten.

Da stieg Suwarow, obwohl schwer verwundet, in den Sattel, sprengte den Kosaken entgegen und warf sich mitten unter sie vom Pferde herab. „Lauft nur, lauft," rief er, „und gebt euren General den Türken preis!"

Diese Worte wirkten wie ein Zauberspruch.

Im Augenblick stand die ganze fliehende Armee wie eine Mauer und wendete sich

im nächsten gegen den Feind. Zugleich brach die Gräfin mit ihrem Regimente vor und führte es, den Degen hoch erhoben, gegen die Verschanzungen, welche die Janitscharen verlassen hatten, um die fliehenden Russen zu verfolgen. Sie kümmerte sich wenig um die Kettenkugeln, welche ihr die türkischen Geschütze entgegensendeten und welche ganze Reihen ihres Regimentes niederrissen, schon stand sie auf der Schanze, um sie starrten die Bajonette ihrer Soldaten, die türkischen Artilleristen wurden niedergestoßen, die Geschütze waren genommen, die russische Fahne wehte hoch über ihnen, die Regimenter, die in der Ebene kämpften, ermuthigend.

„Vorwärts und schlag!" das den Soldaten wohlbekannte Wort ihres Generals, erscholl von Tausenden von Stimmen. Ein furchtbares Handgemenge begann, die Türken wichen, von ihren eigenen Schanzen aus im Rücken beschossen. Die Schlacht bei Kinburn war gewonnen.

Suwarow setzte sich, während seine Kosaken den Feind verfolgten, auf eine Trommel und schrieb auf dem Rücken eines Soldaten folgenden denkwürdigen Bericht:

„Heute den Feind bei Kinburn getroffen und auf das Haupt geschlagen. Wie stark er war, weiß ich nicht, weil ich nicht darnach gefragt habe. Suwarow."

Die Nacht war hereingebrochen, Suwarow lag in einem kleinen Zelte, das man schnell für ihn aufgeschlagen, auf Stroh, über das sein historischer Schafpelz ausgebreitet war. Der Feldscheer hatte ihm eben die Kugel herausgezogen und den Verband angelegt, als die Gräfin eintrat, mit Blut bespritzt, mit Staub bedeckt, die gelbrothe Gabelfahne des 37. Janitscharenregimentes in der Hand. Soldaten ihres Regimentes folgten mit den Kesseln, welche weit mehr als die Fahne, als Palladium der Janitscharen galten.

„Ich bringe Ihnen diese Trophäen, General," sagte sie stolz, „als Beweis, daß eine Frau zu Zeiten auch mit etwas Anderem umzugehen weiß als mit dem Kochlöffel."

Suwarow lächelte und gab ihr die Hand. „Ich hoffe, daß Sie unverletzt sind," sagte er.

„Aber Sie, Sie sind verwundet!" rief die schöne Frau mit lebhaftem Antheil.

„Die Wunde ist nicht gefährlich," sagte der Feldscheer, „aber der General braucht Ruhe und Pflege, ich werde die Nacht bei ihm wachen."

„Nein, das ist meine Sache," fiel die Gräfin rasch ein, „die Frau, welche Blut vergossen hat, hat um so mehr die Pflicht, Wunden zu heilen, aber Sie erlauben, General, daß ich es mir vorher bequem mache."

Sie verließ das Zelt, um in kurzem in türkischen Pantoffeln und einem leichten Schlafrock zurückzukehren; dann schickte sie alle Anderen fort und saß die ganze Nacht bei dem Verwundeten, ihm die Arznei reichend und von Zeit zu Zeit den Verband wechselnd.

Als am Morgen einer seiner Adjutanten in das Zelt Suwarow's trat, winkte ihm der General, sich ruhig zu verhalten und, auf die Gräfin deutend, welche auf einem Bund Stroh, den Kopf auf einem umgestülpten Feldkessel, eingeschlafen war, sprach er:

„Sehen Sie sie an, können Sie sich ein schöneres Weib denken?"

* * *

So groß Potemkin's Freude über den Sieg bei Kinburn war, so empfand er doch Etwas wie Neid gegen Suwarow. Er beglückwünschte ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, aber er zog mehrere Regimenter seines Corps, darunter auch jenes der Gräfin Soltikoff, an sich, um Suwarow jede weitere Unternehmung unmöglich zu machen. Der Sieger von Kinburn war auf diese Weise den ganzen Sommer über verurtheilt, die türkische Landarmee zu beobachten, während Potemkin im Juli 1788 die Belagerung der am Schwarzen Meere gelegenen Festung Otschakoff begann. Die Belagerung machte indeß nur wenig Fortschritte, die Beschießung belästigte die Türken bei weitem nicht so, als die Russen von der beispiellosen Hitze litten, und als endlich im Lager die Pest ausbrach, schien der so glücklich begonnene Feldzug eine unerwartet ungünstige Wendung nehmen zu wollen.

Der Winter setzte zwar der furchtbaren Seuche, welche die Reihen der Russen decimirt hatte, Grenzen, aber dafür stellte sich jetzt, als eine natürliche Folge der ungenügenden Vorkehrungen Potemkin's, der Hunger ein.

Da, als die Noth am größten war, sendete Potemkin den General Hahn ab, um das Commando des Corps zu übernehmen, das am Bug stand, und berief Suwarow zu sich.

Der General staunte, als er den Zustand der Truppen und der Belagerungsarbeiten sah und andererseits den prächtigen Holzpalast, den sich Potemkin im Lager erbaut hatte, und welcher, gleich jenem zu Cherson, durch die schönen Frauen in Prachtpelzen, die denselben belebten, mehr einem Serail als einem Hauptquartier glich.

Während die Soldaten froren und hungerten, gab es hier Feste, Schlittagen, Bälle und Concerte, welche jenen in St. Petersburg nichts nachgaben. In einem Saale war ein kleines Theater aufgestellt, auf dem die reizende Polin Potozka, die Gräfin Münnich und eine echte Pariserin, Frau von Monsigny, auch eine der Favoritinnen Potemkin's, im Verein mit einigen französischen Offizieren, französische Komödien aufführten.

Suwarow nahm das ihm angebotene Quartier in diesem Feentempel nicht an, sondern ließ sich ein Zelt mitten unter seinen Soldaten aufschlagen und bettete sich, gleich ihnen, auf Stroh.

So fand ihn am nächsten Morgen die Gräfin. Er lag in seiner Uniform, mit seinem alten Schafpelz zugedeckt, auf seinem spartanischen Lager und studirte einen Plan. Als er die schöne Frau erblickte, welche unerwartet, in ihrem kostbaren Zobelpelz, majestätisch wie eine Herrscherin, vor ihm stand, sprang er auf und streckte ihr herzlich beide Hände entgegen. „So früh auf?" rief er staunend.

„Gewiß!" entgegnete lächelnd die Gräfin. „Ich gehöre nicht zu den Odalisken Potemkin's, die noch am prasselnden Kamin und in ihren Schlafpelzen der Frost schüttelt. Ich bade täglich, wie unsere Soldaten, im Schnee, das erhält frisch und gesund —"

„Und schön!" fügte Suwarow hinzu.

Die Gräfin schien von seiner Galanterie keine Notiz nehmen zu wollen.

„Nun, was sagen Sie zu unserer Situation?" fuhr sie, mit seiner Ironie um die blühenden Lippen, fort.

„So kommen wir nicht vorwärts," murmelte Suwarow, „an eine Bresche ist nicht zu denken. Es bleibt nichts übrig, als einen allgemeinen Sturm zu wagen."

„Sie wissen, General, daß Potemkin sich dazu nicht entschließen wird."

„Er wird sich entschließen müssen."

„Aber Sie erfrieren uns ja, Suwarow," rief plötzlich die schöne Frau. „Sie haben kein Bett, ja nicht einmal einen Pelz!"

„Doch!" Der General zeigte lächelnd auf seinen alten Bauern-Schafpelz. „Dies und meine Uniform, das ist meine ganze Garderobe, und auf diesem Stroh schlafe ich ebenso sanft wie Sie in Ihren Eiderdaunen. — Aber, um uns noch einmal mit dem Krieg zu beschäftigen, dieser Potemkin versteht so viel von einer Belagerung wie Sie, Madame!"

Die Gräfin drohte Suwarow mit dem Finger.

„Nun, ich würde immerhin lieber unter Ihrem Commando stehen, Gräfin, als unter dem seinen," beeilte er sich hinzuzusetzen.

„Nun kommen Sie aber mit mir, General," rief die schöne Amazone, „wir wollen unsere Batterien besuchen und dann zusammen frühstücken."

Suwarow verließ mit der Gräfin sein Zelt und machte Miene, respectvoll, einen Schritt entfernt neben ihr zu gehen.

„Nicht so, Ihren Arm!" befahl sie, mit einem Blick, der unbedingten Gehorsam verlangte.

„Was werden die Soldaten sagen, wenn ich mit einer Dame —" erwiederte Suwarow.

„Sie gehen mit keiner Dame, keiner Favorite," schnitt ihm die Gräfin das Wort ab, „sondern mit einem Kameraden, der Pulver gerochen hat!" Damit nahm sie, ohne weiter zu fragen, seinen Arm, und sie schritten durch die Zeltstadt, ein seltsames Paar, der schwächliche Mann in der armseligen Uniform und die große, schöne Frau im fürstlichen Pelz, die seidene Schleppe weit im Schnee nachschleifend.

* * *

Die türkischen Generäle in der Festung, welche durch Spione und Ueberläufer über die Lage der Russen wohl unterrichtet waren und täglich Feenmärchen von den schönen Sultaninnen und Amazonen hörten, mit denen sich Potemkin umgeben hatte,

entschlossen sich endlich zu einem nächtlichen Ausfall, in der Absicht, die Belagerungsarbeiten zu zerstören, oder doch mindestens sich in der allgemeinen Verwirrung der russischen Houris zu bemächtigen. Vorher sendeten sie einen Parlamentär ab, um den Russen den Glauben beizubringen, die Festung sei unhaltbar und nahe daran, sich zu ergeben.

Mit dieser Mission wurde der Sagardschi-Pascha, der Commandant der 64. Dschemaat (Regiment) der Janitscharen, der sogenannten Spürhundswächter (Sagardschi), betraut.

Der Zufall wollte, daß an dem Tage, wo er sich, unter dem Schutz der weißen Fahne, den russischen Linien näherte, das Regiment Simbirsk die Vorposten bezogen hatte.

Die Gräfin Soltikoff empfing den Parlamentär in ihrem prachtvollen Zelte, das viel mehr einem eleganten Damenboudoir als der Wohnung eines Obersten glich, und da es noch früh am Morgen war, im reizendsten Frauengewande. Der Türke staunte das schöne Weib, das in einem reich mit schwarzem Zobel besetzten Negligé von weißem Atlas unverschleiert und halb liegend auf einem Divan saß, und dessen wie Gold schimmerndes Haar, nur von einem weißen Bande gehalten, über ihre üppigen Schultern herabfloß, sprachlos an, dann neigte er sich, die Arme auf der Brust gekrenzt, demüthig vor ihr. Er hielt sie nämlich, ihrer Toilette nach, welche an den Amtspelz des Großveziers mahnte, für eine Art weiblichen Großvezier der Russen, um so mehr, als auf seine Frage, wo der Commandant sei, die Gräfin sich als denselben bezeichnet hatte.

Auch der Sagardschi-Pascha war ein Mann von seltener, blendender Schönheit, welche durch seinen prächtigen schwarzen Bart und seinen reichen Anzug, das weite rothseidene Beinkleid, die Weste von Goldstoff, den grünsammtenen Zobelpelz und den Turban mit dem Reiherbusch auf brillantenem Stiel, nicht wenig erhöht wurde.

Einen Augenblick standen sich das schöne Weib und der schöne Mann, Beide gewohnt und Beide werth, Sklaven zu ihren Füßen zu sehen, schweigend gegenüber, dann brachte der Türke seinen Auftrag vor. Er bot die Uebergabe der Festung an, verlangte aber für die Besatzung freien Abzug, mit Waffen und klingendem Spiel.

Die Gräfin erwiederte, man werde am folgenden Tage dem Commandanten Antwort geben.

„Ich hoffe, ihr nehmt die Uebergabe nicht an," sagte der Pascha dann, dessen dunkle Augen ohne Unterbrechung mit verzehrender Gluth auf der schönen blonden Nordländerin ruhten.

„Und weshalb?"

„Weil du das schönste Weib bist, das ich noch gesehen habe," sprach der Pascha, „und ich, wenn der Kampf fortgesetzt wird, meinen Kopf dafür wage, daß du, ehe der Mond voll wird, mein Serail schmückst, weiße Rose im Garten des Paradieses!"

Die Gräfin lachte. „Und wenn das Umgekehrte geschieht, wenn du in meine Hände fällst, Muselman, was glaubst du, daß ich mit dir anfangen werde?"

„Du wirst mich zu deinem Sklaven machen."

„Ich werde dich wie einen Hund vor meinem Zelte an die Kette legen!" rief die Amazone.

Damit entließ sie den Parlamentär.

Noch an demselben Tage kam ein russischer Ueberläufer in die Festung, welcher die Uniform des Regiments Simbirsk trug, und wurde vor den Sagardschi-Pascha geführt.

„Weshalb hast du deine Fahne verlassen?" fragte dieser.

„Weil ich es wagte, zu dem schönen Weibe, das uns befehligt, die Augen zu erheben," sagte der Ueberläufer.

„Sprichst du von eurem Großvezier, dem Weibe mit dem goldenen Haar und den Augen, aus denen der blaue Himmel blickt?"

„Ja, mächtiger Vezier."

„Und was that sie dir?"

„Sie ließ mich peitschen gleich einem Hunde."

„Es sieht ihr gleich, sie hat den Geist eines Mufti und die Würde eines Sultans," sagte der Pascha seufzend.

„Ich bin zu dir gekommen, weil ich mich an dem stolzen Weibe rächen will; sie hat geschworen, dich, ehe der Mond voll ist, gleich einem Hunde an die Kette zu legen; ehe der Mond voll ist, soll sie deine Sklavin sein, herrlicher Vezier."

„Wenn du dies kannst, Giaur, sollst du

von mir kaiserlich belohnt werden, wie der große Sultan seine Diener zu belohnen pflegt."

„Bis morgen früh hat sie den Vorposten," sagte nun der Ueberläufer. „Heute Abend giebt sie ihren Offizieren und Soldaten ein Fest, denn seitdem ihr Uebergabe angeboten, wiegt sich im Lager der Russen Alles in vollkommener Sicherheit. Bis Mitternacht werden sie so ziemlich alle betrunken sein."

„Was? auch die Frauen?" rief der Türke entsetzt.

„Gewiß!"

„Allah! Allah!" seufzte der Pascha, „auch die weiße Rose des Paradieses trinkt?"

„Verlaß dich darauf, und mehr als Thau," sprach der Ueberläufer, „sie wird nicht nüchtern sein. Wenn ihr einen Ausfall wagt, und ich euch führe, werden sie alle ohne Schwertstreich in eure Hände fallen."

Als der Abend kam, zeigte sich in dem Lager des Regiments Simbirsk wirklich eine ungewöhnliche Beleuchtung, und auch Musik klang von Zeit zu Zeit herüber. Der Pascha hatte seine Vorkehrungen getroffen. Vor Mitternacht verließ er, von dem Ueberläufer geführt, an der Spitze seines Fußregiments von 400 Mann und der 50 Reiter, die jeder Janitscharen-Dschemaat beigegeben waren, die Festung. Sie fanden die äußersten russischen Vorposten in der That vollständig betrunken und konnten sie, ohne daß Blut vergossen oder ein Schuß abgefeuert wurde, gefangen nehmen. Nun drangen die Janitscharen zu Fuß, von ihren Offizieren geführt, in das Lager des Regiments Simbirsk, während der Pascha mit seinen erlesenen Reitern, welche auf ihren feurigen Pferden, mit den helmartigen Hauben, auf denen hohe Federbüsche wehten, in den weißen Kaftans und den sammtnen Luchs- und Zobelpelzen, Jeder selbst gleich einem Pascha erschienen, auf das von bengalischen Flammen beleuchtete Prachtzelt der schönen Gräfin lossprengte.

Statt aber, wie er erwartet, schöne Frauen und wehrlose Männer zu finden, regte es sich mit einem Male ringsum in allen Zelten, Laufgräben und Batterien, und Tausende von Bajonetten starrten ihm und seinen Janitscharen von allen Seiten entgegen. Der Ueberläufer war ein Abgesandter der Gräfin gewesen, der den Pascha in ihre Schlinge gelockt hatte.

„Ergebt euch!" rief die Gräfin den Ueberlisteten zu, „oder ich lasse euch alle über die Klinge springen!"

Die Türken berathschlagten, und streckten endlich die Waffen.

Die Gräfin eilte, ihren Gefangenen in Empfang zu nehmen. „Nun," sprach sie mit grausamem Spott, „du hast Zeit, dich heute Nacht im Bellen zu üben, denn Morgen wirst du ohne Erbarmen an die Kette gelegt, wie ich es dir versprochen."

„Ich bin dein Sklave, begime mit mir, was dir gefällt," erwiederte der Türke und warf sich mit dem Antlitz zur Erde vor ihr nieder, um den Saum ihres Gewandes zu küssen.

Aber die schöne Frau blieb ungerührt. Sie ließ am nächsten Tage vor ihrem Zelte eine hölzerne Hundehütte aufrichten und den armen verliebten Türken in derselben anketten. Am Abend, bei einem fröhlichen Mahle, das sie den Favoritinnen Potemkin's und ihren Offizieren gab, kam sie plötzlich auf den barocken Einfall, ihren Hund, wie sie den Pascha nannte, bellen zu lassen.

Sie ließ es ihm durch ihre Kammerfrau befehlen, und als er nicht gehorchte, sondern mit echt orientalischer Gleichgültigkeit liegen blieb, wie er seit vielen Stunden lag, den Kopf an das kalte Holz gepreßt, sprang sie auf und rief: „Wir wollen doch sehen, wer jetzt Herr ist, er oder ich."

„Ja, er muß bellen!" schrie die ganze muthwillige Meute schöner galanter Frauen, welche in ihrem Zelte angesammelt war. Im Nu hatten sie sich alle in ihre Pelze gehüllt und eilten hinaus. Als sie ihn lachend umstanden, ließ der Türke, überrascht und trunken von so viel weiblichen Reizen, die sie ihm ohne Scheu zeigten, sein dunkles Auge von Einer zur Anderen schweifen, die schlanke, graziöse Potozka wie die von Leidenschaft glühende Griechin, die elegante Monsigny und die üppige Münnich gleich bewundernd, aber zuletzt blieb es doch wieder auf der Gräfin Soltikoff haften, welche ihre Grausamkeit noch verführerischer erscheinen ließ als sonst.

„Wirst du bellen, Hund?" fragte sie ruhig. Die anderen Damen brachen in ein schallendes Gelächter aus.

Der Türke schüttelte trotzig den Kopf.

„Ich würde ihn an Ihrer Stelle so lange peitschen, bis er meinen Willen thäte," sagte die Polin, in deren lebhaften Augen etwas Diabolisches lag.

„Sie haben Recht," sagte die Gräfin Soltikoff, und rasch holte sie die Peitsche, ein Attribut, ohne das eine russische Venus des vorigen Jahrhunderts nicht zu denken war. „Ich peitsche dich todt, wenn du nicht auf der Stelle bellst," rief sie mit einem Blick, der jedes Erbarmen ausschloß.

Der Pascha ergab sich endlich in sein Schicksal und begann laut zu bellen, während die grausamen Schönen umherstanden und sich vor Lachen schüttelten.

* * *

Anfangs December 1788 war ein neuer starker Schneefall eingetreten, welcher die ohnehin elenden Straßen des südlichen Rußland vollkommen unpracticabel machte und der Armee vor Otschakoff jede Zufuhr abschnitt. Potemkin kam in ernste Gefahr, mit seinen Soldaten und seinen schönen Sultaninnen zu verhungern.

Als das Elend auf das höchste gestiegen war,- kamen die Soldaten zu Suwarow und baten ihn um Rath und Hülfe. „Väterchen Alexander Wassiljewitsch," klagten sie, „wir haben nichts mehr zu essen, unsere Stiefel sind durch und in unsere Uniformen bläst bei hundert Löchern der Wind hinein. Rette uns, Väterchen Suwarow!"

„Für uns alle giebt es keine andere Rettung mehr, als Sturm," erwiederte der General. „Wir müssen Otschakoff nehmen oder sterben!"

Der Ausspruch des von dem ganzen Heere angebeteten Suwarow ging von Mund zu Mund, endlich rotteten sich die Soldaten zusammen, Tausende zogen, grüne Tannenreiser auf den Hüten und brennende Strohbündel in den Händen Abends durch das Lager vor den hölzernen Palast des Tauriers und verlangten den Sturm auf Otschakoff. Potemkin, durch die furchtbare Lage, die ihm keine andere Wahl mehr ließ, gezwungen, gab mit schwerem Herzen seine Einwilligung, ihm bangte um das Blut seiner Soldaten nicht minder als den Erfolg. Er übergab Suwarow das Commando der Stürmenden und dieser traf mit seiner beispiellosen Energie rasch seine Anstalten.

Am Abende des 17. December wurden Freiwillige aus den Regimentern aufgerufen, welche die erste Sturmcolonne bilden sollten, die, da sie zuerst auf die Minen und spanischen Reiter stieß, in der Regel so gut wie geopfert war. Man brauchte 600 Mann, da aber Suwarow selbst sie führte, meldeten sich mehrere Tausend, unter denen geloost werden mußte.

Die Gräfin Soltikoff befand sich gleichfalls unter denjenigen, welche sich als Freiwillige gemeldet hatten, und sie verstand es so einzurichten, daß auch das Loos sie traf.

„General, ich werde an Ihrer Seite sein!" sagte sie zu Suwarow.

„Das verhüte Gott!" erwiederte er.

„Und weshalb?"

„Weil ich zum ersten Male in meinem Leben etwas wie Angst fühlen würde."

„Angst um mich —?" fragte die schöne Amazone freudig überrascht.

„Ja denn, Gräfin," murmelte er verlegen, „ich bitte Sie, bleiben Sie im Lager."

„Nein, Suwarow, ich bleibe nicht," sagte sie rasch mit ihrer herrlichen Energie, „ich würde wieder in Angst vergehen, wenn ich nicht bei Ihnen wäre. Sie müssen mir schon gestatten, heute mit Ihnen zu siegen oder zu sterben."

Die denkwürdige Nacht des 17. December brach an. Ohne Trommelschlag, die Füße mit Stroh umwunden, die erste Colonne, von Suwarow geführt, ohne einen Schuß im Lauf und ohne Patrontaschen, voran, die anderen in einer Distanz von 1000 Schritten folgend, setzten sich die Russen in Bewegung. Kein Laut verrieth das große Unternehmen. Schon standen die Freiwilligen vor dem Festungsgraben, Suwarow machte das Kreuz und warf sich, der Erste, hinein. Die Anderen stürmten nach.

Der Ueberfall gelang vollständig, die türkischen Posten wurden überrascht und niedergemacht, der Wall erstiegen. Kein Schuß fiel, nur das Bajonett arbeitete. Aber jetzt entstand Alarm in der Festung und die Janitscharen stürzten von allen Seiten auf die Basteien, die nachfolgenden Regimenter wurden überall von einem

mörderischen Feuer empfangen, zugleich machte ein Theil der Besatzung einen Ausfall und schnitt Suwarow mit seinen sechshundert Mann von der übrigen Armee ab.

Die Gräfin hatte, nur von einigen Freiwilligen ihres Regimentes gefolgt, zuerst die russische Fahne auf der Mauer von Otschakoff aufgepflanzt und die türkischen Kanoniere niedergehauen, dann war sie in die Straßen der Stadt vorgedrungen und hier von allen Seiten umzingelt worden.

In dem Augenblicke, wo es für Suwarow galt, die Verbindung mit den anderen Sturmcolonnen herzustellen, vermißte er die Gräfin, er rief ihren Namen, Niemand antwortete. Todesangst faßte ihn, statt die eroberte Batterie zu behaupten, warf auch er sich mit seinen Leuten in die Stadt, nur von dem einen Gedanken beseelt, sie zu retten. Für kurze Zeit schien Alles verloren, die Stürmenden begannen zu weichen, die Türken erhoben ein bestialisches Siegesgeschrei. Da hörte Fürst Repnin, daß Suwarow abgeschnitten sei, warf sich vom Pferde unter seine Soldaten und rief die Fahne ergreifend: „Suwarow, unser Vater, ist gefangen, mir nach, wer kein Feigling ist."

„Suwarow, Suwarow gefangen, rettet Suwarow," lief es von Mund zu Mund und Alles lief von neuem zum Sturme. Fürst Repnin drang zuerst mit zwei Regimentern ein und brachte Suwarow, der sich bereits im Rücken bedroht sah, Hülfe zur rechten Zeit.

Unaufhaltsam führte der Held nun seine Leute vorwärts, die Janitscharen vor sich niedermetzelnd, bis er den weißen Federbusch der Gräfin wiedersah. Sie selbst stand, nur von wenigen Soldaten umgeben, an ein Haus gelehnt, die Flinte eines Gefallenen in der Hand, und wehrte sich mit der letzten Kraft der Verzweiflung.

„Tödtet sie nicht, sie muß lebendig in unsere Hände fallen," riefen die Türken einander zu, ein Jeder wollte das schöne Weib besitzen. Da fiel Suwarow, in einer Hand den Degen in der anderen die Lanze eines Kosaken, mitten unter sie, trieb sie auseinander und befreite so die Gräfin, welche seine Hand ergriff und in fieberhafter Aufregung an ihr Herz preßte.

Jetzt erst bemerkte Suwarow, daß die Gräfin blutete. „Sie sind verwundet?" rief er.

„Ich glaube," entgegnete sie matt.

„Wo, um Gotteswillen?"

Sie wies auf ihren linken Arm, er hatte die Stelle bald entdeckt und während rings-um Schüsse fielen, das Gestöhn der Verwundeten und Sterbenden sich in das Feldgeschrei der Kämpfenden mischte, preßte er seine Lippen auf die Wunde und begann so das Blut zu stillen.

Ein furchtbares Blutbad, ein Gemetzel ohne Gleichen folgte. Als die Sonne sich erhob, wehte die russische Fahne von allen Wällen und Thürmen. Otschakoff war erstürmt.

* * *

Drei Tage lang wurde die Stadt geplündert. Dreißigtausend Gefallene von beiden Seiten bedeckten das Schlachtfeld von Otschakoff.

Als Potemkin dasselbe in Augenschein nahm und seine todten und verstümmelten Soldaten sah, begann er laut zu weinen. So seltsam waren in diesem großen Barbaren Selbstsucht und Roheit mit Großmuth und Güte gemischt.

Nachdem man die gefallenen Russen beerdigt hatte, wurden die Leichen der Janitscharen auf dem festgefrorenen Liman aufgeschichtet in der Absicht, daß sie der kommende Eisstoß im Meere begrabe. Die russischen Damen aus dem Gefolge Potemkin's kamen nun in Schlitten, in ihre prachtvollen Pelze gehüllt, und fuhren um diese grauenvollen Pyramiden herum, die kraftstrotzenden Leiber der todten Janitscharen bewundernd.

Eine Scene, bei der sich das Haar emporsträubt.

Potemkin erhielt von der Kaiserin Katharina II. für den Sieg bei Otschakoff das große Band des Georgsordens, 100,000 Rubel, den Titel eines Hetmans der Kosaken und einen mit Diamanten besetzten und mit Lorbeer umwundenen Feldherrnstab.

Ein noch herrlicherer Lohn wurde Suwarow zu Theil.

Die Wunde der Gräfin Soltikoff war so unbedeutend, daß sie schon nach wenigen Tagen das Bett verlassen konnte. Als sie das erste Mal, in warmes Pelzwerk gehüllt, in ihrem Fauteuil saß, kam Suwa-

row, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

„Sie sind noch recht bleich, Gräfin," sagte er besorgt.

„Und Sie noch viel mehr, General," erwiederte sie lächelnd, „man könnte beinahe glauben, daß Sie eine bei weitem gefährlichere Wunde davongetragen haben."

„So ist es, Gräfin," seufzte er, „der Volksglaube behauptet, daß man demjenigen, von dessen Blut man getrunken, mit Leib und Seele verfallen ist. An mir scheint dies zur Wahrheit zu werden. Sie haben mich an der Kette wie den armen Pascha und wenn es Ihnen beliebt, werde auch ich in kurzem vor Ihrem Zelte den Mond anbellen können."

„Nein, General," sagte die Gräfin mit einem Blicke, der den General süß durchschauern machte, „für Sie weiß ich eine bessere Stelle."

„Und diese wäre?"

„Zu meinen Füßen, Suwarow, denn von da ist es nicht mehr weit zu meinem Herzen."

Schon lag der Held von Kinburn und Otschakoff vor ihr auf den Knien und die schöne muthige Frau schlang in inniger Liebe die Arme um ihn.

Adrien Boieldieu.*

Besteht das Wesen des klassischen Kunstwerks neben der harmonischen Durchdringung von Inhalt und Form in dem Verschwinden nationaler Besonderheiten vor dem universellen Gepräge der absoluten Schönheit, so haben wir Deutschen es zwar frühzeitig zu einer klassischen, aber später als andere Völker zu einer nationalen Oper gebracht. Gluck's, Mozart's und Beethoven's musikalische Dramen sind mehr klassisches Gemeingut als specifisch nationale Schöpfungen. Das germanische Element zeigt sich in ihnen noch nicht losgelöst von der fremdländischen Gemeinsamkeit, die eben das Fundament der klassischen Oper bildete. Erst Karl Maria von Weber gab uns ein Werk, das deutscher Art und Sitte unverkennbaren Stempel trägt, das nur auf dem Boden unsrer Heimath und nirgend sonst seinen Ursprung haben konnte. Weiter haben dann Spohr, Marschner und Wagner — die kleineren Geister ungezählt — an der Ausbildung einer vaterländischen musikalischen Bühne gearbeitet, wie sie unsere Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen längst vor uns besaßen. Nur gestaltete sich, deutschem Wesen gemäß, ihr Schaffen mehr ideal, wo Jene realer schufen. Wir sehen nun einmal die Welt und das Leben gern im Schimmer der Verklärung, während Andere vorziehen, der Wirklichkeit den Spiegel vorzuhalten und sie so wie sie ist, zu sehen. Dem entsprechend fand in Deutschland fast ausnahmslos die ernste Muse ihre Pflegestätte, wogegen unter dem heitereren Himmel Italiens und Frankreichs die komische Oper als dankbares Schooßkind gedieh.

Dieser letzteren Kunstgattung gegenüber pflegten sich unsere Landsleute seit jeher mehr zuschauend und genießend, als eingreifend und selbstthätig zu verhalten. Begabung und Neigung wiesen sie in eine andere Richtung, ihre Leistungsfähigkeit culminirte in der Bewältigung großer dramatischer, vornehmlich romantisch gefärbter Stoffe. In der Gabe, heitere Conflicte zu spinnen, mit leichter gefälliger Hand

* Im December vergangenen Jahres erschien aus der Feder unseees Mitarbeiters La Mara ein zweiter Band der „Musikalischen Studienköpfe," die wir zuerst in die Oeffentlichkeit einführten und denen sich schnell die Gunst der Leser zuwandte. Auch von den jetzt gegebenen Skizzen wurden zwei, Rossini und Beeltoz, bereits durch unsere Blätter bekannt, wennschon die inzwischen erfolgte Veröffentlichung neuer Quellenwerke, wie namentlich der Berlioz'schen Memoiren, eine Eeweiterung und wesentliche Umarbeitung des letzten Aufsatzes insbesondere veranlaßte. Drei neue Studien: Cherubini, Spontini und Boieldieu, füllen im übeigen den Inhalt des zweiten Bandes, der zeitlich wie räumlich über den des ersten hinausgeeift und im Gegensatz zu diesem das Bedeutendste, was das Ausland, Italien und Feankreich, seit Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts im Bereich der Tonkunst und zwar unter deutscher Einwirkung hervorgebracht, veranschaulicht. Die Angaben über Boieldieu, den Schöpfer der modernen komischen Oper in Frankreich, die auf den besten der vorhandenen Quellen, und namentlich dem jüngst erschienenen Werke Gustave Héquet's, basieen, bilden die Grundlage und den wesentlichsten Inhalt der nachfolgenden Skizze.

den Knoten zu schürzen und zu lösen, im Witz und in der natürlichen Situationskomik blieben die Franzosen und Italiener bisher unsere Meister. Leichtlebiger und pikanter, phantastischer und sinnlicher als wir, werden sie es sicherlich auch in Zukunft bleiben, dafern der deutsche Humor nicht frischeren Muthes seine Flügel heben, sich zu lebendigerem Aufschwunge emporraffen wird. Einstweilen, das ist gewiß, müssen wir zu unserer Erheiterung von fremdem Ueberflusse borgen, was uns als eignes Besitzthum nicht beschieden, und was wir doch ungern entbehren möchten; denn ob wir Deutsche uns immerhin gewöhnt haben, unsere Erholung in ernster Unterhaltung zu suchen, auch eine Stunde leichteren Genusses stellt sich als jeweiliges Bedürfniß heraus. Am häufigsten müssen Rossini, Boieldieu, Auber — und in neuerer Zeit leider auch Offenbach — die Lücken in unserem Bühnenrepertoire decken und ihm zur nöthigen Mannigfaltigkeit verhelfen: unter Allen aber steht Keiner unseren Sympathien näher als Boieldieu. Das Gemüthvolle seines künstlerischen Naturells, seine Verwandtschaft mit Mozart, die ihm sogar das Prädicat eines „französischen Mozart" erworben, haben ihn uns vor Anderen werth gemacht und kaum genießt er, der Schöpfer der modernen komischen Oper in Frankreich, bei uns geringere Ehren als in seinem Heimathslande. Selbst die Macht der Zeit, die gebieterische, hat ihn uns nicht ferner gerückt. Ein Bild voll lächelnder Anmuth und Jugendfrische, ist er nnd das Werk, das seinen Ruhmeskranz als unverwelklichstes Blatt ziert, uns noch heute lebendig, und dennoch fehlt wenig, daß sich ein volles Jahrhundert seit seiner Geburt vollendet.

François Adrien Boieldieu ist am 15. December 1775 zu Rouen geboren. Seine musikalische Begabung trat schon in aller Frühe zu Tage und, wie überhaupt das Dichterwort, daß die Kunst heiter, aber das Leben ernst sei, auf ihn, das Sonntagskind, wenig Anwendung leidet, so begünstigte auch die Stellung seines Vaters von Anbeginn die Entwicklung seiner natürlichen Neigungen und Anlagen. Als erzbischöflichem Secretär ward es diesem Letzteren, einem Manne von Verdienst, Geist und Wissen, leicht, dem kleinen Adrien oder „le petit Boiel," wie man scherzend seinen Namen abkürzte, im Kirchenchor von Notre-Dame de Rouen als Chorschüler Aufnahme zu erwirken. Hier lernte er die Noten verstehen und zum Preise des Höchsten seine kindliche Stimme üben. Dann übernahm es der Organist Broche — ein gefeierter Orgelspieler und Improvisator, der sogar als Rival des berühmten Virtuosen von Saint-Sulpice, Séjean in Paris, genannt wird — seine kleinen Hände auf den Tasten heimisch zu machen. Dies gelang ihm so schnell, daß er den Schüler gar bald als seinen Stellvertreter verwenden konnte, und so nahm denn der Knabe oftmals den Platz des Meisters auf der Orgelbank ein, ohne daß man dessen gewahr geworden wäre. Einmal geschah es sogar, daß, nachdem „le petit Boiel" gelegentlich eines hohen Festtags wiederum den Dienst an der Orgel verrichtet hatte, mehrere Zuhörer nach beendigtem Gottesdienst zu Broche kamen, um ihm ihren begeisterten Dank für sein Spiel darzubringen. Der aber ließ sich ihre Lobeserhebungen ruhig gefallen und es kam ihm nicht bei, den obwaltenden Irrthum zu Gunsten seines Zöglings aufzuklären.

Er war überhaupt ein gestrenger Lehrer, und so wenig Anlaß zur Unzufriedenheit ihm auch sein talentvoller Schüler geben mochte, er erzog ihn mit rauher, unsanfter Hand. Nach Art der musikalischen Lehrmeister seiner Zeit huldigte eben auch er dem wunderlichen Grundsatz, daß zu einer guten musikalischen Erziehung vor allen Dingen eine harte Behandlung gehöre. Dem jungen Adrien freilich wollte dies nicht in den Sinn. Sein zartes, fein organisirtes Gemüth fühlte sich verletzt durch die lieblose Weise und sein Stolz sträubte sich gegen die ihm auferlegten Demüthigungen. Genug, als es das Mißgeschick wollte, daß er eines Tages die Claviatur des Instruments, dessen er sich bei seinen Studien bediente, mit Tinte befleckte, bangte ihm dermaßen vor den Folgen seiner Unachtsamkeit, daß er schleunigst die Flucht ergriff und auf und davon lief, so weit ihn seine jungen Füße trugen.

Bis Paris gelangte der Vierzehnjährige; dann besann er sich eines Besseren und kehrte wieder heim. Doch erst, nachdem Meister Broche versprochen hatte, in Zukunft ein minder barbarisches System anzuwen-

den, nahm er die unterbrochenen Studien bei ihm wieder auf. Dieselben erstreckten sich nun vorzugsweise auf Clavierspiel und Composition, ohne daß, wie die Praxis dies bestätigt, der Schüler es mit beiden Gegenständen allzu ängstlich nahm. Ungleich interessanter als alle technischen und theoretischen Uebungen, als namentlich die Beschäftigung mit Contrapunkt und Fuge, war ihm die dramatische Musik. Das Theater war sein liebster Aufenthalt, und eine komische Oper Monsigny's oder Grétry's, eines der Werke Dalayrac's, Berton's oder Méhul's, die sich dazumal ihrer jungen Berühmtheit freuten, bildete den Gipfel seines knabenhaften Entzückens. Um sie sattsam bewundern zu können, scheute er kein Opfer. Bereitwillig leerte er den ganzen geringen Inhalt seiner Kasse, um sich vermittelst desselben den Kunsttempel seiner Vaterstadt, das beständige Ziel seiner Sehnsucht, zu eröffnen. Waren aber seine Taschen leer, so daß ihm der rechtmäßige Eintritt verschlossen bleiben mußte, dann schlich er sich während der Probe in den Saal und harrte, in einem dunklen Winkel verborgen, stundenlang auf den Beginn der Vorstellung, deren Genuß ihm selbst durch die Pein des Wartens nicht zu theuer erkauft schien.

Diese leidenschaftliche Neigung Adrien's für die Bühne brachte seinen Vater auf den Gedanken, eine Probe anzustellen, ob dieselbe nur zufälliger, vorübergehender Art, oder in der That eine tiefe, durch die Natur begründete sei. Zu diesem Ende verfaßte er selbst das Textbuch einer zweiactigen komischen Oper: „La fille coupable,“ und übertrug seinem Sohn die Composition desselben. Das Ergebniß, das den Theaterfreunden von Rouen im Sommer 1792 auf dem Théâtre des arts öffentlich vorgeführt ward, reichte hin, um den Vater, wie jeglichen unter den Zuhörern, zu überzeugen, daß den jugendlichen Componisten sein Instinct richtig geführt und er in der komischen Oper fürwahr seine eigentlichste Sphäre gefunden habe.

Der Rath seiner Freunde, auch seines Lehrers Broche, wies ihn nun nach Paris, und eine Aufführung daselbst wurde ihm als verlockende Aussicht vorgespiegelt. Nur die veränderten Verhältnisse im Elternhause verzögerten die Ausführung eines Planes, der dem jungen Autor unendlich reizvoll dünkte. Gleich vielen Anderen war auch sein Vater infolge der Revolution seiner gesicherten Stellung verlustig gegangen, und auf eine Unterstützung von seiner Seite konnte er mithin nicht zählen; selbständig mußte er dann in der fremden Stadt die Sorge für seine Existenz auf seine jungen Schultern nehmen. Dennoch entschied er sich endlich, sein Glück zu versuchen und, wie schon fünf Jahre zuvor, als die Furcht vor der drohenden Strafe ihn von dannen trieb, so machte er sich zum zweiten Male zu Fuß auf den Weg nach der Hauptstadt. Dreißig Francs in der Tasche, seine Partitur unter dem Arme, wanderte er leichten Schrittes neben dem Postwagen her und hatte, gleich diesem, in nur zwei Tagen das Ziel seiner Wünsche erreicht.

Die Lage der Dinge in Paris war freilich seinen Hoffnungen zunächst wenig günstig. Nicht als ob die blutige politische Tragödie, die sich soeben im Lande abspielte, das Gedeihen des musikalischen Lustspiels verhindert hätte. Im Gegentheil: von den fünfundzwanzig Bühnen, mit denen die so freudig begrüßte Freiheit und Privilegienlosigkeit Paris beschenkte, tischte allein die Opéra comique dem Publicum im Jahre 1792 nicht weniger als zehn, 1793 zwölf, und 1794 fünfzehn neue komische Opern auf. Das abwechslungsliebende Volk mochte selbst inmitten der entsetzlichen Aufregungen jener Tage das gewohnte Amüsement nicht entbehren. Am Morgen wurde guillotinirt und am Abend erlustigte man sich im Theater, wo die sich zudrängende Menge nicht Raum genug fand. Gerade aber an dem vorhandenen Ueberfluß an ähnlicher leichter Waare, neben der gänzlichen Unbekanntschaft seines Namens scheiterten die Componistenpläne des jungen Mannes. Nicht einmal der bescheidene Wunsch, durch Musikunterricht sein Brot zu verdienen, ward ihm erfüllt: es fand sich Niemand, der sich seiner Führung anvertraut hätte. Bitterlich empfand er sein Fremdsein in der großen Stadt, und da kein anderer Ausweg sich ihm eröffnen wollte, ergriff er endlich mit entschlossener Hand den letzten, der sich ihm darbot: er ward Clavierstimmer.

Der berühmte Meister der französischen Pianofortebaukunst, Erard, erwarb sich, wie es scheint, um Boieldieu das zwiefache

Verdienst, daß er ihm außer der nöthigen Sicherung seines Lebensunterhaltes auch den Eintritt in die Musikwelt vermittelte. In seinem Salon versammelte sich fast Alles, was Paris an Celebritäten zählte, darunter die namhaftesten Künstler, wie Cherubini, Méhul u. A. Aus dem Verkehr mit ihnen neue Anregung schöpfend, schrieb Boieldieu, nachdem er inzwischen auch einige Schüler gefunden und nicht mehr das karge Brot eines Clavierstimmers zu essen brauchte, mehrere Romanzen und Instrumentalcompositionen, die so viel Glück beim Publicum machten, daß die Theaterverwaltungen und Librettodichter auf ihn aufmerksam wurden. Dejaure, der literarische Bundesgenosse Berton's und Kreutzer's, bewarb sich um seine Mitwirkung und stellte ihm das Textbuch einer einactigen komischen Oper, dem ein beliebter neuer Roman: „La dot de Suzette“, zu Grunde lag, zur Verfügung. Die Vollendung der Partitur erfolgte ohne Zögern, und am 5. September 1795 hielt der noch nicht zwanzigjährige Boieldieu sein erstes Debut auf den Brettern der Pariser Opéra comique. Das Resultat desselben, durch die vorzügliche Vertreterin der Hauptrolle, Madame Saint-Aubin, wesentlich unterstützt, war ein so günstiges, daß es den Impuls zu weiteren Unternehmungen gab. So floß denn im Laufe der nächsten Jahre (1796 bis 1799) eine ganze Reihe ähnlicher Productionen: „Les deux lettres“, „La famille suisse“, „Zoraime et Zulnare“ und „Les méprises espagnoles“, aus seiner Feder, um meist auf derselben Bühne zu erscheinen. Nebenher entstanden noch einige Gelegenheitsstücke: „Mombreuil et Merville“, „L'heureuse nouvelle“ und „La prisonnière“, welche letztere er unter Mitwirkung Cherubini's schrieb.

Von alledem hatte „Zoraime et Zulnare“, ein dreiactiges musikalisches Drama, den weittragendsten Erfolg. Fétis fand in ihm bereits den eigenthümlichen Charakter von Boieldieu's Genie vorgezeichnet und betrachtet es als den Grundstein zu seinem späteren Ruhm. Ueberhaupt war man auch an maßgebender Stelle über die Bedeutung des kaum vierundzwanzigjährigen Componisten so gänzlich außer Zweifel, daß man ihm 1799 eine Professur des Clavierspiels an dem erst vier Jahre zuvor begründeten Conservatoire de musique übertrug.

Zur Seite der Besten seiner vaterländischen Zeit- und Kunstgenossen ward ihm nun seine Wirksamkeit an der musikalischen Erziehung der Zukunft angewiesen. Gleichwohl war seine pädagogische Befähigung gering; denn geläufiger als alle Theorie war und blieb ihm die Praxis. Fétis, der im Jahre 1800 in seine Klasse eintrat, nennt ihn sogar, ungeachtet seiner Verehrung für ihn, „einen ziemlich schlechten Lehrer.“ Nichtsdestoweniger fügt er hinzu, daß seine belehrende Unterhaltung, seine feinen, glänzenden Bemerkungen über die Kunst den Schülern für das, was ihm abging, reichliche Entschädigung boten. Mehr auf sein Beispiel als auf seine Lehre gründeten sich seine großen Erfolge gegenüber den Letzteren. Sein moralischer Einfluß aber vor allem erwies sich als ein tiefer, bedeutender. Das edle, liebenswürdige Naturell, das sich in seiner Kunst verkörpert und sie heute wie jemals wirksam und anziehend für Jeglichen macht, war der Ausfluß eines gleicherweise edlen und liebenswerthen persönlichen Wesens. Wer ihm auch nahte, er gewann ihn sich bald zum Freund, und was von Wenigen nur, am allerwenigsten aber von so auserwählt glücklichen Menschen gilt, das galt von ihm: er hatte keinen Feind. Vielleicht fand das Maß, mit dem er Andere zu messen pflegte, auch von Jenen wiederum auf ihn selber Anwendung; gewiß ist, daß er in neidloser Beurtheilung und wärmster Anerkennung fremden Verdienstes Vielen als Beispiel vorangegangen.

Zu einer Zeit, wo im Conservatorium eine souveräne Verachtung von Grétry, und namentlich Rossini, Platz gegriffen, ließ er es sich angelegen sein, dem mit aller Kraft entgegenzuarbeiten. Mochte Berton in einer eigenen Brochüre gegen den Erfolg des „Barbier von Sevilla“ protestiren, auch Habeneck die Meinung kund thun, daß man ein so leichtes Product einem respectabeln Publicum nicht darbieten dürfe, und selbst Cherubini — wiewohl er später seine Ansicht änderte — erklären, daß er „nichts von dieser Musik hören wolle“: Boieldieu fühlte sich dadurch nicht verhindert, zum Erstaunen seiner Schüler vielmehr die größte Bewunderung für das Genie der beiden mißachteten Meister an den Tag zu legen. Sobald eine neue Partitur des italienischen Maestro

erschien — so berichtet Adolf Adam, wohl der bedeutendste unter seinen Jüngern, — versammelte Boieldieu, der später eine Professur der Composition übernommen hatte, seine ganze Klasse um sich. Von Anfang bis zu Ende ward nun das neue Werk am Piano durchgenommen, indeß der Lehrer seine Schüler auf „die kleinen Mängel und die zahlreichen Vorzüge" desselben aufmerksam machte. „Hier, meine Kinder," sagte er dann, „habt ihr die beste Lection, die ich euch zu geben im Stande bin. Man muß vor allen Dingen die Autoren studiren, die Talent besitzen, und diesem hier wird man nicht vorwerfen können, daß es ihm daran mangele."

Gesang, Melodie war ihm das wesentlichste Erforderniß aller Musik; auf ihre Pflege lenkte er auch seine Zöglinge in erster Linie hin, während er allen entgegengesetzten Gelüsten derselben nachdrücklich in den Weg trat. Ein kühner Harmoniker allerdings war er nicht und mit Modulationen ging er sehr haushälterisch um, was ihm des ironischen Berlioz Aeußerung zugezogen: er habe in seinem Leben nur drei Accorde angewandt.

Seine eigene Begabung hatte ohne Frage im Melodischen ihren Schwerpunkt, und erst mit Erkenntniß und Berücksichtigung dessen stieg er zur wahren Künstlerschaft empor. Sein früheres Vorbild, Méhul, dem er noch in seiner im Jahre 1800 veröffentlichten Oper „Beniowski" folgt, lag zu sehr außerhalb seiner natürlichen Sphäre, als daß die versuchte Nachahmung ihm irgendwie zum Heile gereichen konnte. Wenn er ihm zu Liebe die Melodie der Declamation zum Opfer bringt und seine innerste Neigung bezwingt, um einen ihm fernabliegenden Weg einzuschlagen, so ward diese unfruchtbare Selbstverleugnung durch die kühle Aufnahme des genannten Werkes bestraft. Zwar erfuhr der im nächsten Jahre erscheinende „Kalif von Bagdad" nicht nur einen besseren, sondern sogar einen äußerst glänzenden Empfang. Demungeachtet war der Componist selbst auch von dieser neuen Leistung so wenig befriedigt, vielmehr der Schwächen und Lücken seines Könnens sich dergestalt bewußt geworden, daß er sich längere Zeit hindurch in ernsteste Studien vertiefte. Fétis erzählt, daß, während Boieldieu am „Kalif von Bagdad" arbeitete, er sich des öfteren bei seinen Schülern Raths erholte, und diese ihn auf manches kleine harmonische Versehen aufmerksam machten, das ihm bei der Hast der Arbeit entgangen sein mochte. Auch will Adam wissen, daß er infolge dessen den Unterricht Cherubini's erbeten und empfangen habe, was von anderer Seiet wieder bestimmt in Abrede gestellt wird. Daß er jedoch inzwischen, sei es mit oder ohne fremde Anleitung, der Vermehrung seines Wissens gewissenhaft oblag und mit strengerer Selbstprüfung denn sonst zu Werke ging, bezeugte das Ergebniß anderthalbjähriger Arbeit, das die Pariser im Januar 1803 unter dem Namen: „Ma tante Aurore" kennen lernten. Wie er nicht müde geworden, dasselbe wiederholter Durchsicht und Verbesserung zu unterwerfen, das lehrt der reinere Stil, die sorgfältigere Factur, die geschicktere Anlage des Ganzen. Auch seine Phantasie spendet freigebiger, ungezwungener denn zuvor. Man sieht, er müht sich nicht mehr, den Spuren Méhul's nachzugehen; er sucht nun auf dem seiner Begabung natürlicheren Wege: im Cultus der Melodie, seinen Beruf und sein Ziel.

Ein neuer, der angebornen Art homogenerer Einfluß wird dafür jetzt in seinem Schaffen bemerkbar. Italienische Vorbilder, wie eine welsche Operngesellschaft, die im Jahre 1802 nach Paris gekommen und sich in der rue de la victoire etablirt, sie ihm kennen gelehrt, schweben ihm nun vor. Begierig läßt er sich von Cimarosa's und Paisiello's Beispiel über die effectvolle Behandlung der Stimme belehren und vom Geist ihrer Opera buffa sättigen. Freilich schafft er ihn um in französisches Wesen; er läßt nicht von seiner Art und prägt Allem, was er schreibt, seine eigene Physiognomie, seinen eigenen Charakter auf.

Er war der erste, der Frankreich eine der Opera buffa ähnliche und ebenbürtige Schöpfung gab. Wohl hatten Grétry, Berton, Dalayrac bereits die komische Oper angebaut, welche aus der Vereinigung der Komödie mit der nationalen Chanson hervorging; ein lebensfrischer, jugendkräftiger Trieb aber entkeimte ihr erst unter Boieldieu's Pflege. Nicht, wie ihre größere Schwester, die ernste, idealere Tondichtung, die seit jeher des Dienstes ausländischer Meister bedurfte, um auf französischem

Boden zu gedeihen, dankt sie ihr Wachsthum fremder Hülfe. Nicht als ein künstlich aufgepfropftes Reis, sondern als wurzelechte Pflanze ist sie der vaterländischen Erde entsprossen. Hat doch der künstlerische Genius unseres Nachbarvolkes im Reich der heiteren, nicht in dem der ernsten Muse seine Heimath. In diesem blieb er ein armer Fremdling, der sich mit geborgten Gewändern schmückt und seine Empfindungsarmuth mit dem Mantel der Phrase zu überdecken sucht: — in jenem schaltet und waltet er frei und von Gottes Gnaden, ein reiches dichterisches Vermögen und vollste, reinste Eigenthümlichkeit entfaltend.

Mit dem Erfolg seiner „Tante Aurore“, deren dritter Act, da er den Parisern nicht behagte, einfach amputirt ward — rückte Boieldieu in die Reihe der ersten zeitgenössischen Tonkünstler ein. Ob er Méhul und Cherubini auch an Gelehrsamkeit weit nachstand: in der Kunst, die Menge zu gewinnen, sich ihr lieb und verständlich zu machen, war er ihnen ebenso weit überlegen. Die Anderen, die mit ihm um die Palme des Lustspiels rangen, Berton und Dalayrac an der Spitze, brauchte er nicht mehr zu fürchten, auch Grétry war verstummt. Wohin er auch blickte, es fand sich Keiner, der ihm den Herrscherstab im Reiche der Opéra comique streitig gemacht hätte. Und dennoch — so verlockende Bilder eben jetzt die Zukunft vor ihm ausbreitete, ihm ein sicheres Glück verheißend: er verließ plötzlich Paris, das ihm so gefällig die Bahn des Ruhms bereitet, die Andere steil und mühsam emporklimmen müssen. Häusliches Elend trieb ihn davon. Er hatte, indem er sich am 19. März 1802 mit einer gefeierten Tänzerin der Opéra, Clotilde Mafleuroy, vermählte, in künstlerischem Unbedacht ein Ehebündniß geschlossen, das ihm, nachdem er es ein Jahr lang getragen, zur lästigen, unerträglichen Fessel geworden war. Zu spät ward er des begangenen Irrthums einer ungleichartigen Verbindung gewahr und daß es ihm ganz unmöglich sein werde, beglückt und beglückend an ihrer Seite zu leben, die seinen Namen trug. Das vergällte ihm selbst seine künstlerischen Triumphe und ließ ihn sein geliebtes Heimathland fliehen, um in der Fremde einen freudlosen Wirkungskreis zu suchen.

In Rußland eröffnete sich ihm, was er begehrte, und so reiste er im April 1803 nach St. Petersburg ab. Unter dem Titel eines Kapellmeisters des Czaren übernahm er daselbst die Verpflichtung, für das kaiserliche Theater alljährlich drei Opern zu schreiben, deren Textbücher vom Kaiser gewählt und ihm überliefert werden sollten. Statt eines Dichters aber stand diesem augenscheinlich nur ein Arrangeur zur Verfügung. Wenigstens findet sich unter allen Libretti, deren musikalische Bearbeitung man dem Componisten zur Aufgabe stellte, nur eine einzige Originaldichtung: „Abderkhan“; — zufällig das einzige Werk von allen, das nicht reüssirte. Die Uebrigen: „Rien de trop ou les deux paravents“, „Amour et mystère“, „Un tour de Soubrette“, „Les voitures versées“ und „La jeune femme colère“, bestanden aus französischen Komödien und Vaudevilles; zwei andere: „Calypso“ und „Aline, reine de Golconde“, sogar aus bereits anderweitig benutzten Operntexten. In Rücksicht dessen, und um das Recht der früheren Componisten, Lesueur und Berton, nicht zu schädigen, blieben diese letzteren beiden Opern, auch nach Boieldieu's Rückkehr nach Frankreich, von den dortigen Bühnen verbannt, obgleich er selbst die „Calypso“ als eines seiner gelungensten Werke schätzte. Eine Arie aus derselben hat später im „Johann von Paris“ eine Stelle gefunden und wird in diesem unter dem Namen „Reisearie“ noch jetzt gehört.

Keine von sämmtlichen hier genannten Partituren ward durch den Stich vervielfältigt; ebenso wenig die Chöre aus Racine's „Athalie“, die gleichfalls während des Petersburger Aufenthalts entstanden. Sie blieben fast gänzlich unbekannt und erlebten nur eine einzige Aufführung im Théâtre français, nach dem Tode des Meisters (1838). Fétis, obwohl er nur einen Theil derselben am Clavier durch Boieldieu ausführen hörte, rühmt sie als „eine der schönsten Compositionen, welche wir seinem Talente danken.“

Sieben Jahre weilte Boieldieu in Rußland. Er erfreute sich auch im kälteren Norden der Beliebtheit, die seiner Kunst, wie seiner gewinnenden Erscheinung, nirgends fehlen konnte. Die kaiserliche Familie insbesondere zeichnete ihn durch ihre Gunst aus, und die Gemahlin Alexander's unter-

hielt sich vorzugsweise gern mit ihm, der so geistreich und liebenswürdig zu plaudern verstand, und dessen Eleganz der Manieren und Anmuth des Geistes ihn von jeher zum Liebling der Frauen machte. Auch knüpfte er hier ein Freundschaftsband, das später zu einem Bunde fürs Leben wurde; nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (1826) führte er Jeanne Desoyres Philis, die Schwester einer beliebten Petersburger Sängerin, als Gattin heim.

Indessen blieb er auch von den mißlichen Verhältnissen des Landes nicht unberührt. Als er einst ein Manuscript nach Frankreich schickte, und die Sendung, dem Gesetz zufolge, an der Grenze untersucht wurde, glaubte der übertriebene Diensteifer des damit beauftragten Beamten darin eine Geheimschrift zu entdecken und entzifferte die ersten drei Noten, si, mi, sol (h, e, g) als „six mille soldats“. Das verdächtige Manuscript ward sofort mit Beschlag belegt und ein Bericht an den Minister abgefaßt, darin die Sache auf das ernsthafteste beleuchtet und der harmlose Künstler der Spionage angeklagt wurde. Das Märchen kam bis zu den Ohren Kaiser Alexander's und soll ihm und Boieldieu sehr zur Belustigung gereicht haben.

Diplomatische Differenzen, die sich zwischen Rußland und seinem Vaterlande erhoben und einen nahen Krieg voraussehen ließen, verleideten endlich — so sagt man — dem französischen Musiker den Aufenthalt in St. Petersburg und bestimmten ihn, seine Entlassung zu fordern. Zu Anfang des Jahres 1811 kehrte er nach Paris zurück.

Vieles fand er daselbst verändert, auch im Bühnenwesen. Napoleonische Gesetze herrschten an Stelle der ehemaligen Freiheit, und Privilegien beschränkten gewisse Vorrechte auf einzelne Bevorzugte. Die Zahl der Theater war ansehnlich vermindert worden; nur zweien derselben — der Opéra und der Opéra comique — war überhaupt die Aufführung neuer musikalischer Werke gestattet. Dies ergab eine natürliche Rückwirkung auf die Production, um welche es in der That ziemlich kärglich bestellt war. Der Katalog des Repertoires der komischen Oper nennt von 1806 bis 1811 nur drei Namen neuer Componisten, deren keiner ein zweites Mal erschien. Nur einen einzigen Rivalen hatte Boieldieu in Nicolo Isouard zu überwinden, der, indeß er fern war, die Staffel des Ruhmes emporgestiegen und das Scepter der Opéra comique an sich genommen hatte. Zur guten Stunde trat er nun wieder auf dem lang verlassenen Schauplatz auf. Ein neues Textbuch: „Jean de Paris“, ward ihm alsbald von einem seiner früheren Mitarbeiter, Saint-Just, entgegengebracht; auch säumte er nicht, sich ans Werk zu begeben.

Nachdem von zweien seiner Petersburger Arbeiten, die er den Parisern vorführte, „Rien de trop“ einen glänzenden Succeß davongetragen — in einem der uns erhaltenen höchst anziehenden Briefe an seine Jeanne oder „Jenny“ hören wir ihn selbst darüber berichten — ging am 4. April 1812 „Jean de Paris“ zum ersten Mal über die Bühne. Er gewann sich, unter Mitwirkung der hervorragendsten Kräfte ausgeführt, sofort allseitige Sympathien. Fétis bemerkt, daß Boieldieu's Schreibweise während seines russischen Aufenthalts an Festigkeit und Wirkungsfähigkeit zugenommen und eigene Beobachtung nun ersetzt habe, was seinen harmonischen Studien aus Mangel geeigneten Unterrichts bisher fehlte. Er sieht in Boieldieu nun nicht mehr nur einen „angenehmen und geistvollen Componisten“, sondern einen würdigen Nachfolger seiner bisherigen Meister, Méhul und Catel. Dabei verschweigt er freilich und sieht nicht, oder will es nicht sehen, was sich dem deutschen Blick alsbald ergiebt: daß diese sich steigernde Reife im Schaffen des Künstlers im Studium der **deutschen** Klassiker ihre wesentlichste Begründung findet. Aus jedem Tact fast hören wir den Einfluß Mozart's heraus, der unseren Eltern und Voreltern diese Oper des „französischen Mozart“ so vorzugsweise lieb machte. Von ihm, dem deutschen Meister, hat er erlernt, was die vaterländischen Erzeugnisse ihm nicht zu gewähren vermochten, und seiner Schreibweise assimilirt er die eigene. Trotz alledem bewahrt er sich seine nationale Eigenthümlichkeit. Sie giebt sich in der rhythmischen Bewegung seiner Melodien, der leichten Grazie und feinen Coquetterie kund, die dem deutschen Kunstwerk in dieser Weise fremd ist.

Französischem System gemäß liegt es ihm näher, durch seine Kunst zu amüsiren, als das Herz zu rühren: denn gegenüber

des dem Deutschen eigenen tiefen Gefühls und der dem Italiener angeborenen Leidenschaft bleibt der Franzose immer der Repräsentant des Verstandes und Witzes. Darum sind das Lustspiel und seine musikalische Schwester die bevorzugten Pfleglinge seiner Kunst, und der specifisch ihm angehörige Genre der Conversationsoper, der anderwärts nur sporadisch gedeiht, fand bei ihm seinen natürlichen Boden. Die liebenswürdigsten Eigenschaften seiner Nationalität: heiterer Laune, funkelnder Esprit, pikante Anmuth nach außen und nach innen, durch hübsche Situationen herbeigeführt und belebt, sind die Hauptträger einer Musikgattung, in deren Cultur unsere Nachbarn um so gewisser unsere Meister bleiben werden, als wir — gleich anderen Völkern — eben der Grundbedingungen derselbigen ermangeln. Nicht minder dankbar aber haben wir darum den ihnen verliehenen Vorzug immerdar zu schätzen gewußt und aus ihm Vortheil für den eigenen Genuß gezogen. Wie die graziösen Gebilde der Opéra comique in Gemeinschaft mit den ihnen verwandten der italienischen Buffa noch heutigen Tages als gern gesehene Gäste über unsere Bühne gaukeln und die Lücken des heimischen Repertoires gefällig decken, so waren Boieldieu's Gaben von Anbeginn willkommene Erscheinungen auch in Deutschland. Der Beifall, den schon der „Kalif von Bagdad" und „Ma tante Aurore" sich erworben, steigerte sich lebhaft angesichts des muntern „Johann von Paris". Als Karl Maria von Weber diesen im Jahre 1817 dem Dresdener Theaterrepertoire einverleibte, wies er das Publikum auf den „fließenden, schön geführten Gesang, die planmäßige Haltung der einzelnen Stücke wie des Ganzen, die treffliche sorgsame Instrumentirung und Correctheit hin, durch welche der Componist seinen Mitbewerbern in Frankreich weit voranstehe." Auch Robert Schumann erkennt in seinem Dresdner Theaterbüchlein der Oper hohes Lob zu. Er räumt ihr sogar die bedeutsame Stelle einer Dritten im Bunde mit dem italienischen Barbier und unserem Figaro ein, eine Ehre, welche unseres Bedünkens dem Meisterwerk Boieldieu's, der weißen Dame, in ungleich höherem Maße zusteht. Noch heutzutage sehen wir das Werk, dessen einzelne Arien des öfteren in unseren Concertprogrammen auftauchen, auch hier und dort noch vollständig auf der Bühne zu Vorschein kommen. Allerdings gemahnt uns, daß trotz allen melodischen Reizes und Geschickes der Charakterzeichnung gar Vieles im Laufe der Zeit verblaßt und veraltet, und nur eine vollendete Darstellung ist im Stande, uns das allzu Dünne, Durchsichtige von Stoff und Musik minder empfindlich zu machen.

Arbeiten von geringerem Werthe und ephemerer Dauer füllen die nächsten Jahre im Leben des Meisters. Wer kennt heute „Le nouveau seigneur de village" oder „La fête du village voisin", die (1813 u. 1816) dem Publikum der Opéra comique dargeboten wurden, nur noch dem Namen nach? Oder wer beschwert sein Gedächtniß mit der Erinnerung an die Eintagsgebilde: „Bayard à Mezières", „Les Bearnais" und „Angéla, ou l'atelier de Jean Cousin", die er unter fremder Beihülfe, zum Theil im Auftrage der Regierung, für politische Gelegenheiten schrieb? Selbst die Kenntniß von der Existenz der dreiactigen Zauberoper „Le petit chaperon rouge", (1818) welcher unser altes Märchen vom Rothkäppchen zu Grunde liegt, ist unserer gegenwärtigen Musikwelt fast ganz abhanden gekommen und dennoch gehört sie zu den hervorragendsten Kundgebungen des Boieldieu'schen Genius. Das Libretto von Théaulon war der Entfaltung seiner Kräfte besonders günstig. Es gestattete der Phantasie weiteren Spielraum, größere Mannigfaltigkeit der Farbe, der Situations- und Charakterzeichnung. Köstlichen Humor athmet die Ouvertüre, die uns in naiver Tonmalerei einen Theil des Märchens erzählt und den Wolf, das Rothkäppchen und die Großmutter sprechend, wenn auch ohne Worte, vorführt. Der Charakter des Ganzen ist reizvoll und anmuthig, und die Empfindung steigert sich stellenweise selbst zu leidenschaftlichem Aufschwung.

Nachdem den Künstler, inmitten der Beschäftigung mit diesem Werke, seine Ernennung zum Mitglied des Institut de France an des verstorbenen Méhul Stelle getroffen, hatte er sich, wie um die getroffene Wahl zu rechtfertigen, mit doppelter Sorgfalt der Vollendung der Partitur hingegeben, die man scherzend

als seine Antrittsrede bezeichnete. Leider nur war der Erfolg der Oper mit Aufopferung seiner Gesundheit erkauft. Er fühlte sich schwach und angegriffen und zum ersten Male kündigte sich bei ihm als finsterer Gast jenes Leiden an, das seinem Leben ein vorzeitiges Ziel stecken sollte. Gebieterisch zwang ihm sein Zustand die harte Verpflichtung auf, der Beschäftigung mit seiner Kunst für lange Zeit zu entsagen. So nahm er denn von Paris und seinem geräuschvollen Leben Abschied, um sich in Villeneuve-Saint-Georges einen seinen Bedürfnissen angemesseneren Aufenthalt zu gründen. Dort, wo er sich einen eigenen Landsitz erwarb, überließ er sich achtzehn Monate hindurch tiefster Ruhe. Nichts vermochte ihn während derselben seiner Zurückgezogenheit zu entreißen, nicht einmal seine Berufung als Professor der Composition an das Conservatorium. Man hatte eine neue Klasse gegründet, lediglich um sie ihm übertragen zu können. Er wies diese Ehre nicht zurück, aber er begehrte und empfing die Vergünstigung, seine Schüler in seinem Hause unterrichten zu dürfen.

Gleicherweise trat in seiner schöpferischen Thätigkeit mittlerweile ein längerer Stillstand ein. Zwischen das Erscheinen des Rothkäppchens und das der weißen Dame (1818—1825) fällt nur seine Betheiligung an zwei Gelegenheitsarbeiten. Die Festoper „Blanche de Provence", mit der man 1821 die Taufe des Herzogs von Bordeaux feierte, hatte neben Cherubini, Paer, Kreutzer und Berton auch ihn zum Mitverfasser, und als vier Jahre später bei Karl's X. Krönung die Opéra dem neuen Herrscher ihre Huldigung darbrachte, hatten die drei Letztgenannten wiederum sich in der Oper „Pharamond" zu diesem Zwecke vereinigt.

Boieldieu selbst schätzte diese Gelegenheitsproducte ziemlich gering, und als man ihn in Folge seiner Betheiligung an „Blanche de Provence" zum Ritter der Ehrenlegion ernannte, wies er diese Auszeichnung stolz zurück. „Hätte man mir dieselbe für eins meiner früheren Werke verliehen, die das Glück hatten zu gefallen," sagte er, „so würde ich sie mit Dankbarkeit empfangen haben, doch was ich hier gemacht, verdient wahrlich nicht so viel Ehre!"

Die Ablehnung erregte Aufsehen bei Hofe; da übernahm es Ludwig XVIII. selbst, das Verfehlte auszugleichen. Bald darauf ward Boieldieu in die Tuilerien beschieden. Er bekleidete seit 1815 den Titel eines accompagnateur adjoint de la chambre du roi, und in dieser Eigenschaft forderte man von Zeit zu Zeit seine Dienste. Sobald der König seiner ansichtig wurde, gab er ihm ein Zeichen, sich ihm zu nähern. Huldvoll lächelnd überreichte er ihm die Decoration mit den Worten: „Mein lieber Boieldieu, ich hoffe, daß Ihr sie aus meiner Hand nicht verschmähen werdet. Ich verleihe Euch dieselbe für Eure gesammten Leistungen, nicht nur für Eure jüngste!"

Zu gleicher Zeit ward Boieldieu zum Compositeur der Herzogin von Berry ernannt: eine Ehre, die seine Einkünfte vermehrte, ohne ihm besondere Verpflichtungen aufzuerlegen.

Während er sich so durch alle erdenklichen Auszeichnungen bevorzugt sah, wünschte er aber auch seine Kunstgefährten nicht hinter sich zurückgestellt zu sehen und es bekümmerte sein gutes Herz, wenn sie nicht in gleichem Maße wie er geehrt wurden. So machte er den Vicomte de la Rochefoucauld, den Chef des Departements der schönen Künste, darauf aufmerksam, daß Catel noch nicht den Orden der Ehrenlegion trage, und wenige Tage später empfing ihn dieser in der That. Adam erzählt, daß der Neudecorirte dem Freunde diesen Dienst wenig gedankt und ihn darob gescholten habe, weil er ihn damit seines besonderen Kennzeichens im Institut beraube. Seine bisherige Auszeichnung sei es gewesen, kein Kreuz der Ehrenlegion zu tragen — nun werde er sich in der Menge der Uebrigen verlieren. „Wohlan," entgegnete Boieldieu, „so trage es aus Freundschaft für mich. Ich wagte nicht mehr mit dir auszugehen. Ich fühlte mich gedemüthigt, wenn man uns zusammen begegnete!"

Auch jüngeren Talenten war er ein gütiger Berather und Helfer in der Noth; so viel er es vermochte, hat er ihnen bereitwillig die Steine aus dem Weg geräumt und ihre Laufbahn ebnen helfen. Die kleinliche Furcht vor künftigen Rivalen kannte sein edler neidloser Charakter nicht, er unterstützte jene vielmehr. Herold z. B.

war einer von Denen, denen seine Hand die Bahn bereitete. Als er, der Preisgekrönte des Instituts, von einem dreijährigen Aufenthalte in Italien nach Frankreich zurückkehrte, sah er sich lange vergebens nach einem brauchbaren Operngedicht um, da Keiner der besseren Librettisten den Bund mit dem unbekannten jungen Mann wagen wollte. Da überließ ihm Boieldieu ein ihm selbst übertragenes Gelegenheitsstück, das zur Feier der Vermählung des Herzogs von Berry bestimmt war. Er stand ihm hülfreich bei und leitete, nachdem die Partitur vollendet war, allein die ersten Proben. Erst als er die Sänger bereits für das Werk gewonnen hatte, führte er ihnen eines Tages den jungen Componisten vor. „Von Arbeiten überhäuft," sagte er, „habe ich mir einen Mitarbeiter zugesellt. Nun Sie seine Musik kennen, stelle ich Ihnen denselben vor, überzeugt, daß Sie ihn willkommen heißen werden."

Herold's Werk „Charles de France", (1816) gefiel und sein Glück war gemacht. Wohl begreift sich's, daß er es ihm, dem er's dankte, nimmer vergessen.

Schwerer aber als die Dankesschuld irgend eines anderen Meisters gegenüber Boieldieu wiegt die Auber's. Mit Leib und Seele ist er ihm verpflichtet, aus dessen Hand er die komische Oper empfing, als eine nahezu fertige Gestalt, der er nur den Stempel seiner Individualität aufzuprägen, seinen eigenen lebendigen Odem einzuhauchen brauchte. Bei Boieldieu's Lebzeiten schon trat er dessen Erbe an. Er begann mit ihm die Herrschaft im Reiche des musikalischen Lustspieles zu theilen, um nach des Ersteren Tode als unumschränkter Gebieter desselben das Scepter zu führen, bis es vor einem Jahre erst seiner greisen Hand entfiel. Ihrer verschiedenartigen Individualität gemäß haben sie allerdings Beide, ob auch nach einem Ziele, doch in verschiedenen Richtungen hin gestrebt, und während der Eine sich um die formelle Ausbildung, den technischen Apparat, die Beweglichkeit des Ausdruckes besonderes Verdienst erworben, gab der Andere vielmehr durch die naive Innerlichkeit, die innig-gemüthvolle Weise seines Schaffens sein Bestes. Der liebenswürdigen Ursprünglichkeit und Harmlosigkeit Boieldieu's steht Auber vielleicht geistreicher und witziger, aber auch raffinirter gegenüber, ja er erweist sich selbst dem Einfluß Meyerbeer'scher Speculationen nicht unzugänglich. Der Repräsentant eines reineren Typus des französischen Wesens in all seiner gewinnenden Grazie und Liebenswürdigkeit bleibt ohne Frage der Aeltere der Beiden, zum mindesten in der Blüthe seines Schaffens: seiner weißen Dame.

Das gleiche Jahr, das Auber's Meisterwerk, den „Maurer" hervorgebracht, gab auch ihr das Leben. Am 15. December 1825 trat sie ans Licht, nicht als das mühsame Product von Jahren, wie Fétis meint, sondern als das Ergebniß weniger, aber gesegneter fruchtbarer Wochen. Da der Componist am 5. November die Proben in seinem Hause begann, waren erst sieben Nummern geschrieben. Darunter die erste Tenorarie: „Ach, welche Lust Soldat zu sein!" die schon zwei Jahre früher auf einen anderen Text und zwar als das vielbewunderte Resultat einiger kurzer Nachtstunden entstanden war. Der Director der Oper Guilbert de Pixérecourt, drängte nun aber zu möglichster Beschleunigung; die Sänger, der berühmte Ponchard Allen voran, setzten ihre besten Kräfte ein; kurz, fünf Wochen reichten zur Vollendung des Uebrigen und Inscenirung des Ganzen hin.

Das Entzücken des Publicums angesichts dieses neuen Werkes, zu dessen Interpretation sich die vortrefflichsten Sänger vereinigt hatten, kannte keine Grenzen, und man geizte nicht mit Beweisen desselben. Kaum war der Vorhang gefallen, so klang der Name des Componisten tausendstimmig wieder: Alle verlangten ihn zu sehen und ihrer Begeisterung genug zu thun. Boieldieu zwar verspürte wenig Neigung sich zu zeigen. Er hatte die vorhergehende Nacht dazu verwendet, den Schluß der Ouverture zu instrumentiren. Dies und die Aufregungen des Tages hatten ihn übermäßig ermüdet. Da, als die Forderung des Publikums immer ungestümer ward, ergriffen endlich zwei der Mitwirkenden, Henri und Feréol, den Widerstrebenden am Arme und zogen ihn gewaltsam auf die Bühne heraus. Dem Orchester genügte dies noch nicht. Es brachte ihm noch am selben Abend vor seiner Wohnung eine Serenade dar —

eine Huldigung, die man vier Jahre später, nach der ersten Aufführung des Tell, auch Rossini angedeihen ließ.

Selbst der Hof bezeigte seine Theilnahme an diesem neuesten und größten Triumph des Künstlers. Zwar war der König in Folge eines Trauerfalles vom Besuch der ersten Vorstellung zurückgehalten, doch ehrte die Herzogin von Berry dieselbe durch ihre Anwesenheit. Sie befahl Boieldieu in ihre Loge und gab ihm in so schmeichelhafter Weise ihr Wohlgefallen an der neuen Oper zu erkennen, daß er um die gern gewährte Erlaubniß nachsuchte, ihr die Partitur widmen zu dürfen.

Boieldieu selbst schreibt in einem der Briefe, deren Veröffentlichung Héquet's Verdienst, daß er einen ähnlichen Succeß weder bei sich noch bei einem Anderen jemals erlebt habe. „Ich weiß nicht, woher dies kommt," sagte er bescheiden, „aber es übertrifft alle meine Hoffnungen."

„Mein Erfolg," heißt es weiter, „scheint ein nationaler Erfolg zu sein, der, wie alle Welt mir sagt, in der Geschichte der Musik Epoche machen wird. Thatsächlich ist, daß die fremde Musik sich Aller bemächtigt hatte und das Publicum überredet worden war, man könne nur noch im Gefolge Rossini's einherziehen. Die Aufgabe war nicht leicht, es von diesem Vorurtheile zurückzubringen, welches die Musik der letzten Jahre nur bestärkt hatte. Ich habe den Ruhm, es besiegt zu haben, und die französischen Künstler, Maler, Schriftsteller und Musiker bringen mir fortwährend ihren Dank dafür dar; aber ich fürchte, daß der Eifer, falsch oder mit Leidenschaft geäußert, die Harmonie stören werde. Die Rossinisten scheinen wüthend; sie warten nur auf den Moment, für ihren Abgott Partei zu ergreifen. Aber das Drolligste bei alledem ist, daß, während man sich für uns streitet, wir Beide, Rossini und ich, uns ganz vortrefflich zusammen stehen. Er bezeigt mir den Wunsch eines guten Einvernehmens und ich meinerseits theile denselben auf das aufrichtigste."

Boieldieu's anerkennender Gesinnungen gegenüber den künstlerischen Leistungen Rossini's wurde bereits gedacht. Sie sprachen sich in origineller Weise u. A. auch darin aus, daß er für ein von ihm bewohntes Zimmer die Partitur des Othello als Tapete wählte. Auf der Leiter stehend, klebte er eigenhändig die Blätter derselben genau nach der Seitenzahl auf die Wand, um, wie er sagte, „den großen Meister jeden Morgen schon im Bette studiren zu können."

Hinwiederum nannte sich Rossini den „Freund, Collegen und aufrichtigsten Bewunderer des Autoren der weißen Dame, für den seine Empfindungen erst mit seinem Leben erlöschen würden," und als Boieldieu in einem Concert bei dem Minister La Rochefoucauld einen Theil seiner neuen Oper zur Aufführung brachte, übernahm er aus Gefälligkeit für den Componisten die Partie des Dickson, die er laut des Letzteren Zeugniß, „wie ein Engel und mit vieler Komik sang."

Boieldieu's Schüler freilich legten minder friedliche Gesinnungen als ihr Meister an den Tag. „Wie man uns nur von Rossini sprechen mag!" rief einer derselben zu ihm gewandt aus. „Sie stehen wahrlich hoch über ihm!" — „In der That," entgegnete er, „das merke ich alle Tage, wenn ich meine Treppe hinaufsteige." Er bewohnte nämlich die vierte Etage des Hauses, dessen ersten Stock Rossini inne hatte.

Ein Blick auf die Kunstgeschichte des letzten Jahrhunderts insbesondere lehrt, wie es menschliche Gewohnheit sei, sich lieber mit Erbitterung um die Verdienste der verschiedenen Schulen zu streiten, als sich ruhig an den Meisterwerken zu erfreuen, die sie hervorbringen. Wohl lebendiger als irgendwo hat sich dies in Paris bewahrheitet. Auf seinem vulcanischen Boden wurden von jeher auch die künstlerischen Kämpfe vorzugsweise ausgefochten. Wie begreiflich, daß sie sich auch an einen Erfolg knüpften, dem die Annalen der französischen Theater kein zweites Beispiel zur Seite zu stellen haben. Allmälig erst zog Stille ein in die aufgeregten Gemüther, ob auch der Enthusiasmus für das Werk, das diese Aufregung herbeigeführt, noch längst nicht verglühte. Dreihundert Vorstellungen vermochten ihn nicht abzukühlen und noch jetzt, nachdem die weiße Dame vor zehn Jahren bereits ihre tausendste Aufführung auf derselben Bühne erlebte, ist sie nicht nur die Jugendliebe aller ersten Tenöre, sie bleibt eine freudig

begrüßte Erscheinung für Alle, so oft und wo man sie auch kommen sieht. Sie ist das einzige unter allen Erzeugnissen ihres Schöpfers, an dem die Macht der Zeit spurlos vorübergegangen und dem ein halbes Jahrhundert nichts geraubt von all seinem reizvollen Jugendschmuck. Wenn, was er uns sonst gegeben, bedeutungslos geworden für das künstlerische Genießen der Gegenwart, wenn es sich zu diesem seinem edelsten Gebilde wie die Knospe zur Blüthe, wie Verheißung zur Erfüllung verhält, so weht uns hier ein frischer warmer Lenzeshauch, ein unvergänglicher Blüthenduft entgegen. Gewinnenderes, Liebenswürdigeres wie in der weißen Dame hat er uns selbst in seiner letzten Gabe nicht reichen, hat uns die gesammte heitere Tonpoesie seines Vaterlandes, weder durch Auber, den ihm am nächsten Stehenden, noch durch Herold, Adam oder Halévy und wie seine Nachfolger alle heißen, darbringen können.

Was Boieldieu dahin geführt, nahe dem Ziele seiner Laufbahn noch einmal und kräftiger denn je zuvor sein ganzes tondichterisches Vermögen zusammenzufassen, um ein Product zu erzeugen, welches wir dreist als den Gipfelpunkt aller französischen Leistungen in der gesungenen Komödie bezeichnen, das dürfte durch die Vereinigung verschiedener Bedingungen seine Erklärung finden. Denn nicht allein Rossini's Einfluß — so sehr er ihm rück-



Adrien Boieldieu.

sichtlich des Glanzes der Instrumentation, der breiteren Entwickelung der Ensemblestücke namentlich zum Vortheil gereicht — auch das immer eifrigere Studium unserer deutschen Classiker und vor allem Mozart's wurde ihm fruchtbar und befähigte ihn, den reichen Schatz von Erfahrungen, den er in langer Arbeit und Beobachtung gesammelt, um so gewisser zu verwerthen, als auch sein dramatisches Bedürfniß sich zum ersten Male durch eine angemessene dichterische Grundlage befriedigt fühlte.

In Scribe, dem unerschöpflichen Lustspieldichter, dem langjährigen Bundesgenossen Auber's und Meyerbeer's, hatte Boieldieu endlich einen würdigeren Verbündeten gefunden. Wären sie einander früher begegnet, dann schlösse sich wohl eine Reihe lebensfroher Gestalten an die weiße Dame an, statt der verblaßten Bilder, aus deren Mitte sie nun frisch und strahlend herausschaut. Die Mesalliancen sind eben dem sonst so glücklichen Künstler im Leben wie im Schaffen zum Verhängniß geworden.

Mögen sich immerhin gegen das Textbuch der Oper, deren Sujet Scribe zwei Romanen Walter Scott's: „Monastery" und „Guy Mannering" entlehnte, die ästhetischen Bedenken regen, die sich an Vermischung zweier verschiedener Kunstgattungen wie Roman und Drama knüpfen; die Speculation des Dichters auf das Interesse des Publicums ergab sich als eine kluge, glückliche. Die derzeitige außerordentliche Beliebtheit des schottischen Barden und der mit Lord Byron in die Mode gekommenen englischen Poesie kam den Bemühungen des Librettisten und Tonkünstlers um so mehr zu Hülfe, als Letzterer die sich darbietende Gelegenheit zu localer Färbung des Ganzen — eines späterhin vielfach nachgeahmten Effectes — feinsinnig auszunutzen verstand. Mehr als Alles das aber hat der musikalische Werth, die Gediegenheit der Arbeit, der frische einheitliche Zug, der warme Empfindungsstrom dem Werke zu seiner Bedeutung verholfen, das, als der Ausdruck liebenswerther Individualität und reinster Volkseigenthümlichkeit, sich selbst unverwelkliche Jugend und dem Urheber einen bleibenden Platz neben den hervorragendsten dramatischen Tondichtern aller Zeiten gewann.

Von nicht zu verkennender Wichtigkeit für die Wirkung der in Rede stehenden Oper war es allerdings, daß sie im rechten Moment den Parisern bescheert ward. Früher oder später, vor dem Barbier oder nach den Hugenotten hervortretend, wäre man sich ihres Werthes wohl kaum in gleichem Maße bewußt geworden. So aber fand sie den Boden auf das günstigste vorbereitet, ohne daß man durch Meyerbeer'sches Raffinement bereits verwöhnt und überreizt war. Der Stern Boieldieu's, der fast jeglicher seiner Unternehmungen freundlich geleuchtet, schien eben zu keiner Stunde wirksamer als bei Geburt der weißen Dame. Dann freilich war seine Macht dahin, sein Licht erbleichte, nachdem es seinen goldensten Strahl ausgesandt.

Noch einmal, ein letztes Mal beschenkte Boieldieu die Bühne, der sein Talent fast ausschließlich gedient: er gab ihr im Mai 1829 seine „Deux nuits." Leider ward gerade diese letzte Spende für ihn und das Publicum eine Quelle von Enttäuschungen. Man hatte eine gleicherweise zündende Wirkung wie von der letzten Oper erwartet und verbarg sein Unbefriedigtsein nicht, nun dieselbe ausgeblieben. Des Componisten Kunst scheiterte an dem Textbuche Bouilly's, an dessen abgelebter Fabel sich selbst Scribe's Verbesserungsversuche als ohnmächtig erwiesen. Die Welt war fortgeschritten, seit Boieldieu seine Laufbahn angetreten. War es ihm einst gelungen, durch den Zauber seiner Weisen die Schwäche manchen Libretto's vergessen zu machen, so hatte Scribe's Wirksamkeit die Pariser inzwischen an eine piquantere Kost gewöhnt. Man begehrte neue Formen, mehr Witz und wechselnde Situationen vor Allem, wie sie, durch ihn zuerst cultivirt, dem französischen Geschmack vorzugsweise entsprechen.

Ungleich energischer als in Italien und Deutschland war ohnedies von Anbeginn des Gedeihens der Oper in Frankreich die Forderung angemessener Operntexte laut geworden. Ein den Franzosen angeborenes lebhaft dramatisches Gefühl hatte sie frühzeitig dahin geführt, wenn nicht die Vollkommenheit der Tragödie oder des Lustspiels, so doch zum mindesten einen relativen Werth vom Libretto zu beanspruchen. Dies Letztere, nicht nur der musikalische Gehalt einer Oper, bedingte

das Maß des Erfolges derselben, die günstige oder ungünstige Aufnahme, die sie fand. Unseren Nachbarn steht das dramatische dem musikalische Bedürfniß voran; darum übernimmt auch, gegenüber der Oper, nicht ihr musikalisches, sondern ihr dramatisches Gefühl den Richterspruch; und nimmer ließ ihr kräftig realer Geschmack sich ungestraft eine jener Banalitäten auftischen, wie sie der musikschwelgerische Italiener und der idealere Deutsche nur zu geduldig hinnahmen und zum Theil noch nehmen.

Tief und schmerzlich litt Boieldieu unter der fehlgeschlagenen Hoffnung. Die Kränkung über die kühle Aufnahme des Werkes, das er, in Folge seiner geschwächten Gesundheit, nur in häufigen Unterbrechungen und mit Anspannung aller Kräfte zu vollenden im Stande gewesen war, zehrte an seinem Leben und untergrub den letzten Rest natürlicher Widerstandsfähigkeit in ihm. Er, der vom Glück und Erfolg Verwöhnte, vermochte den jähen Wechsel nicht zu ertragen. Sein Uebel, ein Kehlkopfleiden, machte reißende Fortschritte, seine Schwäche mehrte sich von Tag zu Tag und das Sprechen ward ihm zur schmerzhaften Qual. Seine Stellung am Conservatorium hatte er bereits im Winter 1827 niederlegen müssen. Sie trug ihm auch nach überkommener Dienstuntüchtigkeit eine Pension ein, die König Karl X. durch eine jährliche Beisteuer aus seiner Privatchatulle vermehrte. Dagegen ward ein Uebereinkommen mit der Opéra comique, welches dem Tondichter in Anerkennung seiner Verdienste um diese Bühne eine Jahreseinnahme von 1200 Francs garantirte, durch den neuen Unternehmer des Theaters ohne Weiteres annullirt.

Die Julirevolution 1830, die den bourbonischen Herrscherthron stürzte, beraubte auch Boieldieu seiner einträglichen Hofämter und der königlichen Pension: sie gab ihn auf seine alten Tage neben der Krankheit noch dem Mangel oder doch der Sorge preis. Nachdem er auf Anrathen des Arztes den Winter 1832 in Hyères und das nächstfolgende Jahr in Pisa zugebracht, fanden sich seine Hülfsquellen gänzlich erschöpft. Mit schwerem Herzen sah er sich gezwungen, bei seiner Rückkehr nach Paris bei Thiers, dem damaligen Minister des Innern, um eine Audienz nachzusuchen. Dieser begriff, daß es des Landes Ehre erheische, einen Künstler, der für dieselbe geschaffen, einer so peinlichen Lage zu entreißen. Er gab ihm, da der Plan, ihm als Conservator der königlichen Bibliothek eine Sinecure zu verschaffen, sich als unausführbar herausstellte, sein früheres Amt als Professor am Conservatoire zurück, dessen Einkommen er wenigstens genießen sollte, obschon er außer Stande war, seine Functionen wieder aufzunehmen. Hierzu fügte Thiers noch eine Pension von 3000 Francs aus den Fonds der Beaux-arts.

Nur kurze Zeit leider erfreute sich Boieldieu der Vortheile dieser veränderten Lage. Sein Zustand gebot einen wiederholten Aufenthalt im Süden, und zu Beginn des Sommers 1834 begab er sich noch einmal auf die Reise, um die Heilkraft der Quellen von Eaux-Bonnes zu erproben. Sie konnten ihm keine Hülfe mehr bringen.

Der Spätsommer sah ihn wieder daheim in seinem Landhaus in Jarcy bei Brunoy, mit dem er seit einigen Jahren sein früheres Besitzthum vertauscht hatte. Hier durchkämpfte er, von der liebenden Sorgfalt seiner Familie und Freunde umgeben, seine letzten schmerzensvollen Wochen. Noch in seiner Scheidestunde nannten seine Lippen den Namen Herold's, des Gefährten, der ihm ins Jenseits vorangegangen. Vielleicht ahnte er, wie bald er ihm folgen werde. Den ersterbenden Blick auf seinen geliebten Sohn Adrien gerichtet, dessen Rechte mit seiner erkaltenden Hand umfassend, entschlummerte er in der Frühe des 8. October 1834.

Wohl trauerte Frankreich bei der Kunde von seinem Hingang. Die unabsehbare Schaar der Theilnehmenden bezeugte es, als man fünf Tage später, am 13. October, seine sterbliche Hülle zur Ruhe geleitete. Unter Betheiligung der besten Künstler ausgeführt, begleitete Cherubini's Requiem die religiöse Feier in der Invalidenkirche, da der Erzbischof von Paris die Mitwirkung weiblicher Stimmen als unkirchlich in seiner Diöcese nicht dulden wollte. Dann nahm der Père La chaise den großen Todten in seine Hut.

Vergeblich erhob seine Vaterstadt Rouen, die nach dem Erfolg der weißen Dame eine Gedächtnißmünze auf ihn geprägt und ihn mit einem glänzenden Feste gefeiert

hatte, Anspruch auf seinen Besitz im Tode. Paris vergönnte ihr nur sein Herz, das sie, in silberner Kapsel verwahrt, der geweihten Erde des monumentalen Friedhofes übergab, in dem sie, gesondert von den Uebrigen, nur die Auserwählten, Ruhmgekrönten unter ihren Söhnen bestattet. Auch sein Standbild hat die alte Hauptstadt der Normandie auf einem ihrer Quais, der seitdem Boieldieu's Namen trägt, aufgestellt. In edlem Wetteifer mit ihr schmückte Paris die Academie des Beaux-arts mit seiner Büste, das Grab mit einem Monument, wie sie den Platz vor der Opéra comique, der bevorzugten Stätte seines Wirkens, nach ihm benannte.

Literarisches.

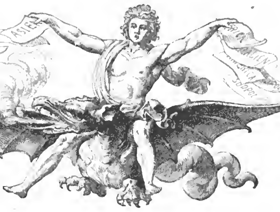
Religion und Staatsidee in der vorchristlichen Zeit und die Frage von der Unfehlbarkeit der biblischen Bücher in der christlichen Zeit. Aus dem Nachlasse Karl Adolf Menzel's. Herausgegeben mit einer Lebensbeschreibung K. A. Menzel's von Heinrich Wuttke. Leipzig, Ernst Fleischer, 1872.

Das vorliegende Werk ist aus dem Nachlaß des hervorragenden Historikers herausgegeben, welcher durch die „Geschichte der Deutschen" und die „Zwanzig Jahre preußischer Geschichte" sich um quellenmäßige Bearbeitung der neueren deutschen Entwicklung verdient gemacht hat.

Menzel war 1781 in Niederschlesien geboren; auf seine Entwicklung übte entscheidenden Einfluß, daß er von theologischen Studien herkam. Erst sein Aufenthalt in Breslau, wo alle Quellen der Geschichte seiner heimathlichen Provinz zusammenflossen, lenkte ihn auf das Studium der Geschichte, und seine „Geschichte Schlesiens" (seit 1807 erschienen) begann die lange Reihe seiner geschichtlichen Arbeit. Seine Studien erweiterten sich alsdann über die ganze neuere Entwicklung Deutschlands und obwohl Provinzialgeschichte jeder Zeit einen ganz hervorragenden Theil seiner Interessen einnahm, entstand doch bei ihm allmälig der umfassendere Plan einer neueren Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte.

Es ist bekannt, daß Breslau nach den Befreiungskriegen Mittelpunkt heftiger patriotischer Gährungen gewesen ist. Menzel, nach seiner ungestümen Natur, ist in so bewegten Lebensverhältnissen nie zur Ruhe gekommen. Und auch seine Geschichte der Deutschen war wenig geeignet, ihm eine ruhige wissenschaftliche Stellung zu geben. Ausgehend von dem richtigen Standpunkte, der damals noch nicht gewöhnlich war, daß nicht Darstellung der Staats- und Kriegshändel, sondern des geistigen Lebens Mittelpunkt der Geschichtschreibung sein müsse, vertiefte sich der frühere Theologe in die Religionsstreitigkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts; in der größten norddeutschen Stadt von starkem katholischen Bestandtheil lebend, empfand er das Bedürfniß, abweichend von der bisherigen protestantischen Geschichtschreibung, in der Darstellung beiden Parteien ihr Recht widerfahren zu lassen. So rief schon der erste Band leidenschaftliche Angriffe besonders der Kirchenhistoriker hervor und die Autorität von Marheinecke, der gegen ihn auftrat, entschied die Verurtheilung seiner Auffassung. Er galt für einen Kryptokatholiken. Er inzwischen fuhr fort, aus den Quellen den Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts in genauester Ausführlichkeit so darzustellen, wie es seinem freilich vielfach höchst subjectiven Forschen erschien, und in 13 großen Bänden war 1848 dieses Werk seines Lebens abgeschlossen. Verdienstlicher dürfte noch seine Zwanzig Jahre preußischer Geschichte von 1786 bis 1806 sein, das umfangreichste und am meisten in die Einzelheiten der Verwaltungen eingehende Werk, das wir bis heute über diesen Zeitraum besitzen.

Es kann nicht Erstaunen erregen, wenn man diesen Verlauf überblickt, daß die religiösen und kirchlich-politischen Fragen, die von je in der Geschichte ihn besonders interessirt hatten, bei voranschreitendem Alter das Uebergewicht gewannen. Unter die Arbeiten, welche in dieser letzten Zeit aus einer ein wenig dilettantischen Beschäftigung entsprangen, gehört auch die vorliegende Schrift. Man wird mit Interesse die Erörterungen derselben über die kirchen-politischen Ideen des Alterthums lesen, wie sie denn ihrerseits aus tiefstem Interesse entsprungen sind. Einige Kritik aber wird man der Auffassung der Thatsachen gegenüber geltend machen müssen. So weiß z. B. genaue Geschichtschreibung von den politischen Ideen der Pythagoräer leider durchaus nicht so viel als der Verfasser zu berichten, so hat weiter die Ansicht, daß die Schrift über die Gesetze Plato, unter dessen Namen sie uns überliefert ist, abgesprochen werden müsse, längst in der wissenschaftlichen Welt keine volle Geltung mehr, von manchen andern Irrthümern zu schweigen. Doch sind im Einzelnen überall Spuren umfassender Belesenheit: so interessirt seine Ansicht, daß die kirchen-politische Schrift Spinoza's die kritischen Untersuchungen von Richard Simon angeregt habe.



Neuestes aus der Ferne.

Ueber das Klima des westlichen und südlichen Arabien.

Die „Petermann'schen Mittheilungen" enthalten einen Aufsatz von unserem Mitarbeiter Heinrich von Maltzan über das Klima Arabiens, dem wir einige Notizen entnehmen:

Längs der ganzen Küste von West- und Süd-Arabien, von Aila angefangen bis zum 49° östl. L. v. Gr., zieht sich eine klimatisch homogene Zone, gleichsam ein Gürtel, dessen Breite vom Meerufer etwa fünf bis sechs deutsche Meilen ins Innere reicht. Weiter östlich erstrecken sich meine Erkundigungen nicht. Es soll deshalb nicht gesagt sein, daß die hier zu beschreibenden Phänomene nicht auch im Osten des 49. Längengrades stattfinden. Das Klima dieser Zone zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Klima von Mittel-Aegypten und zwar besonders der Gegend zwischen Kairo und Siut. Ich sage mit Bedacht Mittel-Aegypten, denn im Nil-Delta sind die Niederschläge viel reichlicher und man kann sicherer auf sie rechnen als in der arabischen Küstenzone, und in der Thebais sind sie so außerordentlich selten, daß mit ihr jener Ufergürtel nur allenfalls in ganz ausnahmsweise regenlosen Jahren verglichen werden könnte.

Was diese Zone besonders charakterisirt, ist der Mangel an Sommerregen, das Vorkommen unregelmäßiger Winterregen, große Trockenheit des Küstenlandes, als Folge der vorhergenannten Verhältnisse, heftige Winde, die an der Küste fast ununterbrochen wehen.

Dieselben Erscheinungen wiederholen sich fast genau so auf dem afrikanischen Ufer des Rothen Meeres und an der Somáliküste. In Massaua ist das Küstenklima etwas modificirt. Die Regen sind hier oft reichlicher. Dies rührt wohl daher, weil Massaua von einem großen Insel-Archipel gedeckt ist und so seine Eigenschaft als Küstenklima theilweis verliert.

Was dagegen das Innere von Arabien betrifft, so unterscheidet sich sein Klima nicht auffallend von dem anderer Binnenländer unter gleichen Breitengraden. Hegáz kann mit Nubien, das Assirland mit der Gegend von Berber, Yemen mit dem ägyptischen Sudán (Chartúm ꝛc.) verglichen werden. Yáfi'a, Hadhramaut, als tropische Hochgebirgsländer, zeigen die größte Aehnlichkeit mit dem inneren Abessinien. Im Norden Arabiens herrscht im Inneren oft größerer Regenmangel als an der Küste, im Süden dagegen fallen überall (wohlverstanden im Inneren) reichliche Sommerregen. Fast jeder Sommertag bringt ein Gewitter. Den besten Beweis für diese klimatische Tropennatur des inneren Süd-Arabiens (d. h. des tiefen Südens) bildet der Umstand, daß dort jene Gebete um Regen (dem afrikanischen „Regen-Machen" entsprechend), die in den nördlicheren Gegenden eine so große Rolle spielen, unbekannt sind. Nördlich vom 16. Breitengrad fangen die Regen an, ungewiß zu werden, und hier beginnen wieder die Regengebete.

Natürlich liegt zwischen dem dürren

Küstengürtel und dem regenreichen Inneren ein Landstrich, der einen klimatischen Uebergang bildet, doch scheint derselbe sehr schmal zu sein, da mir Araber versicherten, daß manche Orte, welche nur zwei Stunden von einem mit Sommerregen gesegneten Landstrich entfernt seien, selbst dieser Regen beinahe gänzlich entbehrten und ihrer nur in einzelnen Jahren theilhaftig würden. Die Höhenverhältnisse spielen hierbei wohl die wichtigste Rolle. Manchmal findet freilich auch ein Hinübergreifen über die klimatische Grenzlinie, die ja keine mathematische ist, statt, aber doch soll dies verhältnißmäßig selten vorkommen.

Skizzen aus dem St. Louiser Leben.

Die seit längerer Zeit zwischen St. Louiser und San Franciscoer mercantilen Größen schwebenden Unterhandlungen eröffnen den Louisern die Aussicht, ihre Stadt bald als den Mittelpunkt einer neuen Bahnverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean zu sehen, die vermöge ihrer Lage keine auf klimatischen oder Bodenverhältnissen beruhenden Hemmnisse und Störungen des Verkehres befürchten läßt. In den frequenteren Theilen der Stadt erhebt sich ein Marmorpalast nach dem anderen aus dem Boden, und an Stellen, an denen sich noch vor kaum einem Jahre unbedeutende einstöckige Ziegelhäuser mit niederen, finsteren Läden, oder wohl gar ärmliche Holzhütten befanden, sind, wie durch einen Zauberschlag, in wenigen Monaten elegante Gewölbe mit riesigen Fensterscheiben und großartige Etablissements entstanden. Und noch ehe der Frühling wiederkehrt, wird sich über den Mississippi eine mächtige Brücke spannen, und mit Frachten und Passagieren beladene Eisenbahntrains werden ohne den geringsten Aufenthalt von Ost nach West, und von West nach Ost dahineilen, und der strengste Winter wird in Zukunft nicht mehr vermögen, den steten Verkehr mit dem benachbarten Illinois auch nur für einen Augenblick zu unterbrechen. Und endlich, ist nicht der „Vater der Ströme," der große Binnenhandelsweg des nordamerikanischen Continentes, selbst die sicherste Bürgschaft für die Zukunft von St. Louis? An der St. Louiser Levee, dem stattlichen Kai, der die Stadt an der Ostseite halbkreisförmig begrenzt, ruht die Pulsader des Verkehrs, welcher das geschäftliche Leben der immer rascher emporwachsenden Handelsstadt entströmt.

Welcher Contrast zwischen dem östlichen und westlichen Ufer des Flusses: Drüben, auf ersterem, eine öde, sandige Gegend, deren Einförmigkeit nur hie und da (an den Landungsplätzen der Fährboote) durch lebhaftere Scenen unterbrochen wird. Am westlichen (St. Louiser Ufer) jedoch liegt ein mächtiger Dampfer neben dem anderen vor Anker, Schiffe legen an und stoßen ab, die Kais sind mit Fässern, Säcken, Kisten u. s. w. bedeckt; Wagen kommen und gehen, und in die durch Mark und Bein dringenden Rufe, und das Peitschengeknall, mit dem die Fuhrleute ihre keuchenden Pferde und Maulthiere den steilen Uferweg hinaufhetzen, mischt sich der schrille Ton der Dampfpfeifen, das Geläute der Schiffsglocken.

Wer bezweifelt, daß der Ausdruck „schaffen wie ein Nigger" sehr begründet ist, dem ist zu wünschen, er könnte die mehr oder weniger dunklen Gesellen mit den schwarzen Wollköpfen in ihren offenen Matrosenhemden betrachten, wie sie mit erstaunlicher Gelenkigkeit stundenlang, ohne auszusetzen, die großen Fässer oder riesigen Baumwollballen dahinwälzen und die schwersten Kornsäcke auf den Schultern schleppen; und dabei sehen die Bursche selbst in den Hundstagen aus, als ob sie die Sonnenhitze nicht im geringsten belästige. Indeß sieht man auch gar manches Prachtexemplar von einem jungen Neger, der in früheren Zeiten die Zierde eines Sklavenmarktes gewesen wäre, auf einem Expreßwagen, einer Bank oder auf dem von den Sonnenstrahlen durchwärmten Steinpflaster faul hingestreckt, die kräftigen Glieder dehnen.

Doch so tüchtig die Farbigen auch arbeiten können, wenn sie müssen und wollen, so machen sie andererseits ihres leicht erregbaren Naturells wegen der St. Louiser Polizei sehr viel zu schaffen. Eine besondere Passion haben die „fünfzehnten Amendements" für scharfgeschliffene Rasirmesser, die sie stets mit sich herumschleppen, und die bei Streitigkeiten unter den Negern eine sehr gefährliche Rolle spielen. Für das schöne Geschlecht scheinen die Neger-Seladons ebenso leicht zu entflammen, wie ihre weißen Schmerzensbrüder, und bei den meisten Rasirmesser-Affairen ist Eifersucht das Motiv zu Kampf und Mord.

Die Früchte eines allgemeinen Schulunterrichts werden jedoch auch bei der heranwachsenden farbigen Generation ihre wohlthätige Wirksamkeit nicht verfehlen und unter dieser, durch die langen Jahre der Sklaverei halb verthierten Race Aufklärung und Humanität verbreiten.

Wendet man sich von der Levee, dem Schauplatz der im Vorstehenden beschriebenen Scenen, westwärts, durch die steil ansteigenden von Ost nach West führenden Querstraßen, welche den untersten Volksklassen, meist Farbigen, und theilweise dem Auswurf der St. Louiser Gesellschaft zum Wohnort dienen, dann stößt man bald auf unverkennbare Zeichen des großstädtischen Lebens. Besonders die von Süd nach Nord laufenden beiden Hauptstraßen von St. Louis, die vierte und fünfte Straße, gewähren wenigstens in dem, dem Courthause benachbarten Theilen einen recht stattlichen Anblick. Elegante Kaufläden mit geschmackvollen Auslagen, einladende Restaurationen, Kaffees und Conditoreien reihen sich in bunter Abwechselung aneinander.

Beinahe wäre eine Hauptmerkwürdigkeit von St. Louis vergessen worden, nämlich die dortige Chinesencolonie, deren Stärke der „Erforschungsreisende vom Anzeiger des Westens" auf 27 Männer und vier Frauenzimmer angiebt. Dieselben kamen nicht direct aus dem himmlischen Reiche, sondern aus Californien, woselbst die Männer als Eisenbahnarbeiter oder mit Waschen und Cigarrenmachen ihren Lebensunterhalt verdient. Die vier Frauenzimmer, welche allein aus Californien in St. Louis eintrafen und in dieser Stadt ein Haus für sich bewohnen, gehören zur Kategorie der „halb-himmlischen Töchter" und stehen zu den männlichen Chinesen in keiner Beziehung. Letzteren hat der „Erforschungsreisende des Anzeigers" vor nicht langer Zeit einen Besuch abgestattet, und dann alle seine Erlebnisse unter den Himmlischen mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit erzählt. Derselbe lobt besonders die chinesischen Waschanstalten, deren es in St. Louis drei giebt; die Eigenthümer derselben führen die höchst melodisch-klingenden Namen: Wah Lee, Get Sing, und Yee Wahs. Den letzteren empfiehlt der „Erforschungsreisende" den St. Louiser Damen speciell wegen seiner Fertigkeit im „Waschen von Damenkleidern mit gefalteten Besätzen." Mit Cigarren- und Tabakhandel beschäftigt sich eine chinesische Firma: „Jung, Sing u. Co.," Theehandel betreibt einer der Chinesen und zwei verfertigen aus Wachs Bouquets und Blumenstöcke, welche recht zierlich aussehen, und von ihnen zu den Preisen von 75 Cents bis 1 Dollar feilgeboten werden. Der sprichwörtliche Fleiß der Chinesen ist auch den St. Louiser Colonisten eigen. In ihrer Lebensweise haben sie noch viel von ihren heimathlichen Gebräuchen beibehalten. Gekochter Reis und Zucker sind die Hauptbestandtheile einer chinesischen Mahlzeit. Der Zucker ist dem Chinesen ebenso unentbehrlich, wie dem Ungar sein Paprika. Zucker streuen sie beinahe auf alle Speisen, auch essen sie denselben roh in großen Quantitäten. Daß sie starke Theetrinker sind, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Messer und Gabeln kennen sie bei Tische nicht, statt derselben bedienen sie sich dünner Stäbchen. Als Schlafstätte dient ihnen der Fußboden, auf welchen sie eine Decke als Unterlage ausbreiten. Gekleidet sind sie meist halb in chinesische und halb in die landesübliche Tracht. Gewöhnlich stammen die Beinkleider aus einem St. Louiser oder San Franciscoer Kleiderladen, während statt des Rockes eine chinesische Blouse mit weiten Aermeln getragen wird. Auch die chinesische Fußbekleidung — tuchene oder sammetne Pantoffel, mit halbrunder, nach aufwärts gebogener Spitze und mit hübscher Stickerei verziert — ist von den Meisten beibehalten worden.

Rußland's Stellung in Mittelasien.

In Indien, wo man schon lange mit einer gewissen Aengstlichkeit auf das immer weitere Vordringen der russischen Macht in Asien blickt, ist das Gerücht verbreitet, daß ein russisches Heer im Anmarsch auf das Khanat Khiwa begriffen sei. Als vor einigen Jahren die Khanate Kokand und Bochara zu Vasallen Rußlands gemacht wurden, erklärte die russische Regierung, daß sie eine weitere Expansion ihres schon so gewaltigen Reiches nicht beabsichtige; indessen einmal auf der Bahn der Eroberungen wandelnd, kann sie nicht willkürlich innehalten, sie muß weiter schreiten und kann erst Halt machen, wenn sie vor der Schranke des Himalaya angelangt ist.

Sobald ein Stamm der Ebene von Centralasien unterworfen ist, stört der Nachbarstamm diese Eroberung und wird dieser zur Unterwerfung gebracht, so thut der nächst weiter wohnende dasselbe. Kaum war mit Kokand und Bochara der Friedensvertrag abgeschlossen, so fing der Khan von Khiwa an zu rüsten und eine feindliche Haltung anzunehmen, die russischen Handelsleute allerlei Vexationen zu unterwerfen und mit jenen beiden Vasallenstaaten Rußlands Intriguen anzuknüpfen, so daß Rußland, um eine directe Empörung zu verhüten, rasch die Besatzung von Taschkend und Samarkand verstärken mußte. In Folge dieser beständigen Bedrohung seiner Stellung, sandte Rußland an den Khan von Khiwa ein Ultimatum, in dem es die sofortige Einstellung seiner Rüstungen und eine Reihe von Zugeständnissen forderte, deren Einräumung auch Khiwa in den Zustand eines Vasallenstaates versetzt haben würde. Der Khan verwarf das Ultimatum und seitdem hat die russische Regierung angefangen, ein Armeecorps im Kaukasus anzusammeln, so daß es sehr wahrscheinlich ist, daß jenes in Indien verbreitete Gerücht begründet und daß jetzt auch gegen Khiwa der russische Eroberungsdrang gerichtet ist.

Das Resultat des Feldzuges kann nicht zweifelhaft sein. Khiwa wird ebenso unabwendbar der Eroberung verfallen, wie vorher Kokand und Bochara. Es ist eine sorgsam canalisirte Oase zu beiden Ufern des Oxus, wohlbebaut, bewohnt von arbeitsamen, gewerbetreibenden und gleichzeitig sehr kriegerischen Stämmen und ward sich, wenn Rußland seine Herrschaft dauber ausgedehnt hat, als eine fast unentbehrliche Territorialverbindung zwischen dem caspischen und dem Aralsee erweisen. Die Eroberung Khiwa's wird aber das Vorspiel für den Angriff auf Afghanistan bilden, bis schließlich alle tartarischen Fürsten Mittelasiens sich der Oberherrschaft des Czaren gebeugt haben werden.

Diese außerordentliche Machtausdehnung Rußlands in Asien ist indessen durchaus nicht zu bedauern. Es erfüllt damit eine Culturmission und wie primitiv auch die Cultur ist, die es nach Mittelasien hineinträgt, so ist es doch immer die Ordnung, die an die Stelle vollständiger Unsicherheit tritt, und damit ist das gröbste Fundament zur Entwickelung gelegt. Die früher in ewiger Fehde lebenden Stämme werden zum Friedenhalten gezwungen und durch die Einwanderung aus dem südlichen Sibirien wird Cultur in die neugewonnenen Territorien eingeführt. Die russische Politik ist dabei so verständig, daß sie den Vasallen ihre eigenthümlichen Einrichtungen läßt, insoweit sie nicht gemeinschädlich sind, und sich mit der thatsächlichen Abhängigkeit begnügt. Auch der Umstand, daß das russische Volk in Masse genommen auf einer noch niedrigen Stufe der Civilisation steht, wirkt im Verkehr mit den Asiaten ersprießlich; dieselben erhalten gerade nur so viel europäische Gesittung, wie sie anzunehmen im Stande sind.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 4 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 196.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Januar 1873.



Aus alten Spuren.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

I.

Beim Strohwittwer.

„Sieh da! Da kommt wahrhaftig der Doctor — 's ist ein Staatseinfall von dem Manne!“ sagte Herr von Meden, indem er fast jugendlich rasch vom Stuhle aufsprang und gegen das Fenster eilte, aus dem er einem über den Hof heranfahrenden Wagen eifrig entgegenwinkte. „Tres faciunt collegium — halten Sie es auch noch mit dem alten Satz, junger Freund? Zu meiner Zeit mochte man von einem Tisch zu Zweien nichts wissen — die Zahl der Grazien wenigstens. Na, wir Zwei sind ja auch graziöse Gestalten!“ fügte er mit einem lachenden Blick von der eigenen massenhaften Erscheinung auf das stattliche Aeußere des noch am Tisch sitzenden Gastes hinzu.

„Der Doctor hat andere Meriten.“

Damit eilte er zum Klingelzug neben der Thür, klingelte und wies den hereintretenden Diener zum Empfang des Anlangenden an. Dann war er wieder mit drei Schritten am Fenster und rief dem eben Vorfahrenden ein lustiges: „Alles parat, Doctor! Warten nur auf Sie!“ zu, und wiederum an der Thür, stieß er dieselbe auf und empfing den Besuch: „He, Doctorchen, solche Nase und dennoch so spät?“

Der Arzt legte seine Hand in die des

alten Herrn. Sein Gesicht, dem sich die Arbeiten und Sorgen der vergangenen Jahre in tiefen Linien eingeprägt hatten, wurde durch ein leises Lächeln erhellt, und sein Auge begegnete, nach einem flüchtigen Blick auf den anderen Gast, dem des jovialen Hausherrn. „Sie sind ja in brillanter Laune, Herr von Meden," sagte er. „Da scheint mein Besuch überflüssig zu sein."

„Den Teufel auch, Doctor — ziehen Sie nur die Kranken zu mir?" rief der alte Herr munter. „Meine Laune, sagen Sie? Habe die gesammte Familie von der Großmutter bis auf die jüngsten Enkel ins Bad fahren lassen und blieb selber daheim — von wegen meiner Ahnungen! Und richtig — zuerst der da, nun Sie! Kommen Sie, ich will Sie bekannt machen — meine Alte zankt sonst über schlechte Lebensart! Also —" und mit einer Verbeugung fuhr er in komisch-ceremoniösem Tone fort — „mein lieber Herr Doctor Rohde, dies ist der Herr Rath Malsberg, der Sohn meines alten Jenenser Leibburschen, der diesmal nicht selber kommt, sondern nur Grüße schickt. Und dieser hier, mein Herr Rath, ist unser Leib- und Magenarzt, ein Staatsdoctor, und für Sie schon darum von Wichtigkeit, weil er ein Haupthonoratiore der Stadt, Vorstand der Harmoniegesellschaft, Meister vom Stuhl, Kreisphysikus und zu allem Anderen der Schwiegersohn des August Halthin ist, des bravsten und griesgrämigsten Ehrenmannes im Lande."

„Also der alte Herr lebt noch — mein Vater trug mir viele Grüße an ihn auf, zweifelte aber, ob ich ihn noch finden werde," sprach der Rath nach der Verbeugung gegen den Doctor, sich wiederum zu seinem Wirth wendend.

„Nicht mehr finden? Den Teufel auch!" rief Meden mit komischem Schrecken aus. „Wie alt wird er sein! Drei-, vierundsiebzig Jahre höchstens! Und das heißen wir hier zu Lande noch die besten! Aber," brach er ab, „sitzt nieder und eßt und trinkt! Sonst zankt meine Alte wieder, daß ich vor meinen Gästen zugreife. Genöthigt wird auf Noldin nicht. Greift zu, es sind alles gute Dinge und mein Wein ist auch recht."

„Sie werden einen eigenthümlichen Begriff von uns bekommen," bemerkte der Arzt scherzend. „Dreiundsiebzig Jahre die besten, solche Frühstückstische am frühsten Morgen zur Einweihung des Tages, alte Herren, die ihre Familie —"

„Doctor, Sie sind ja ein ganz abscheulicher Mensch!" rief der alte Herr im lustigen Zorn dazwischen. „Wollen da Ihre neue Heimath, die Sie viel zu freundlich aufgenommen hat, vor Fremden verspotten! Als ob man uns draußen nicht schon ohnehin Unrecht genug thäte!"

„Schlechtes Gewissen, mein lieber Herr von Meden!" meinte der Doctor lächelnd. „Was wollt' ich denn anders sagen, als daß der Herr Rath draußen vermuthlich allerhand Bedenkliches über unser armes kleines Land gehört hat, dies beim ersten Anblick vielleicht sogar bestätigt zu finden meint, trotzdem aber nicht verurtheilen soll — wir sind wirklich besser als unser Ruf und Schein!"

„Sophistik," sagte Herr von Meden, sein Glas leerend. „Sie reden sich nicht mehr heraus."

„Und dennoch hat der Herr Doctor Recht," sprach der Rath, „ich bin schon jetzt auf das erfreulichste aufgeklärt und überrascht worden. Was redet man draußen nicht über diese Landstriche und gönnt ihnen nicht einen einzigen Reiz! Und da fand ich heut Morgen auf der Herfahrt etwas, das ich noch nirgends schöner gesehen habe. Der Kutscher verlangte die Erlaubniß von mir, daß er von der Chaussee in einen Waldweg ablenken dürfe, weil er viel näher und gut fahrbar sei. Was für ein Wald war das! Jeder Baum ein Prachtstück, kolossale Eichen, schlanke Buchen, der üppigste Nachwuchs! Und diese wunderbaren magischen Lichten zwischen den alten Stämmen, auf dem reichen Moose! Diese heimlich schönen Waldwiesen und dieser, aus seinem Versteck hervorblitzende See — ich sah dergleichen niemals schöner und lieblicher!"

„Ach — wie wird Ihnen, Doctor?" meinte der alte Herr scherzend. „Bruder in Apoll und dergleichen! Gratulire! — Aber meine Herren," fuhr er abbrechend fort, da er die beiden Gäste die Servietten niederlegen sah, „ist's wirklich schon genug? Nun, wie Sie wollen, genöthigt wird auf Noldin nicht. Dann also eine Cigarre — mir — der Doctor weiß das schon — erlauben Sie die Pfeife und mein

Glas Wein. Ich bin noch vom alten Schlage."

Man stand auf, man ging in das anstoßende Gemach, dessen Fenster und Thüren sich auf den großen Garten öffneten und einen sehr freundlichen Ausblick in den Duft und Glanz des schönen Spätsommermorgens gestatteten. Da zündeten die Gäste ihre Cigarren und der alte Wirth seine Pfeife an, der Diener brachte dem letzteren seine Flasche und ein Glas nach, und man machte es sich bequem zum Plaudern.

„Also von der Chaussee in einen Waldweg?" fing Herr von Meden an. „Das kann nur der Leuenhöfer Forst gewesen sein, und da freuen Sie sich, junger Freund, daß es bei der Poesie blieb. Unser Landrath ist ein eigen Kraut und liebt solche Fahrten durch seine Waldungen gar nicht, sondern fährt zuweilen sehr prosaisch dazwischen."

„So sagte der Kutscher auch!" versetzte Malsberg munter. „Aber er meinte, der Gestrenge sei noch bei der Armee und der Verwalter nehme es nicht so genau. Da fuhren wir denn — nochmals: zu meiner Freude. Es war wunderschön. Und da Sie doch von der Poesie reden," fügte er hinzu, „es fehlt auch die Romantik nicht. Der Kutscher zeigte mir eine Stelle, wo man ‚den alten Landrath' endlich gefunden habe."

„Da hat der Bursch Sie noch einen extra besonderen Weg geführt," meinte der alte Herr. „Der gewöhnliche leitet an dem Platze nicht vorüber."

„Es ist doch jener Herr von der Leuen, dessen Ermordung vor dreizehn, vierzehn Jahren — ich war Student — so viel Aufsehen machte?" fragte der Rath. „Ist der Thäter wirklich nicht entdeckt worden."

„Nein — allem Anschein nach nicht," entgegnete Meden achselzuckend. „Den man am sichersten für den Thäter hielt, dem war nichts zu beweisen."

„Ich möchte wohl etwas Näheres über den Fall erfahren," sagte der Fremdling wieder. „Er machte schon damals einen großen Eindruck auf mich und jetzt interessirt er mich als Criminalisten noch mehr."

„Da können Sie sich an Niemand besser wenden als an uns," sprach der alte Herr, der augenscheinlich ernst geworden war, „heißt das, soweit und soviel Laien davon wissen. Der Doctor hier —"

„Mich lassen Sie aus, alter Freund!" unterbrach ihn der Arzt mit verdüsterter Miene. „Sie wissen, die Erinnerung ist eine meiner traurigsten."

„Sie sollen auch nichts erzählen, Doctorchen," redete Meden beschwichtigend, und fuhr zu dem Anderen gewendet fort: „Freund Rohde hatte sich damals eben erst bei uns niedergelassen und mußte für den alten erkrankten Physikus die Section an dem armen Teufel vornehmen, hatte auch nach der unglücklichen Tochter zu sehen. Es waren schwere Tage, die jedem fühlenden Menschen ans Herz greifen. Davon will ich aber nicht reden. Ich aber bin aller Vermuthung nach der letzte befreundete Mensch, der dem Landrath begegnet ist, und meine alte Diana hat ihn endlich aufgefunden."

„So werd' ich Sie ein ander Mal um Ihre Erzählung bitten," sagte Malsberg mit einem theilnehmenden Blick auf den noch immer finsteren Arzt.

„Weshalb? Das kann gleich geschehen," meinte der Alte ruhig. „Der Doctor ist kein Kind — was Sie erfahren wollen, trifft ihn wie gesagt nicht. Beiläufig — der jetzige Landrath und Schwiegersohn des Ermordeten ist ein Halthin und der Schwager Rohde's. Also hören Sie zu." Und nachdem er sein Glas geleert hatte, lehnte er sich mit der Pfeife in seinem Stuhl bequem zurück und begann:

„Sehen Sie, die Leuen und wir sind schon seit hundert Jahren und darüber Nachbarn gewesen, vordem auch einmal verwandt und immer in freundschaftlichem Verkehr. Zwischen dem Rudolf — dem Landrath — und mir war's damit nicht weit her, nur daß wir uns noch „Vetter" hießen und gelegentlich, das heißt alle Jahre ein- oder zweimal, uns einen Anstandsbesuch machten. Ich bin wie ich bin; Rudolf war, ehrlich gestanden, ein wenig umgänglicher und behaglicher Gesell, und als seine Frau starb, gab's kaum noch recht Verkehr mit ihm. Er war hochmüthig, rauh und jähzornig und wußte sich Niemand zum Freund zu machen. Als Beamter war er ebenso, und die Leute hatten schier ein Recht, ihn zu hassen. Güte und Nachsicht lagen ihm fern. Das mußte ich vorausschicken.

„Nun baute ich Anno zweinndfünfzig und dreiundfünfzig meinen ganzen Hof und das halbe Dorf neu auf, brauchte viel Bauholz, und mußte mich, da der Oberförster mir unsinnige Preise und Bedingungen stellte, wohl nach Leuenhof wenden. Gern that ich es nicht, denn Leuen war auch ein unangenehmer Geschäftsmann, aber es half einmal nicht; seine Bedingungen waren immer noch die besseren, und bis auf einige Kleinigkeiten lief das Geschäft ganz gut und glatt ab. Bei den Kleinigkeiten aber hatte es Verdruß gegeben und drohte noch mehr, und um das Ding mit einem Male in Ordnung zu bringen, ritt ich am 1. Mai — es war ein Sonntag — zum Landrath, den ich daheim wußte, hinüber — auch wieder nicht gern, denn es hatte in der letzten Woche auf dem Amte allerhand Unannehmlichkeiten gegeben und ich konnt's mir denken, daß seine Laune keine rosige sein würde.

„Es war mir daher gar nicht unlieb, als er mir unterwegs bei den jungen Eichen begegnete, auch zu Pferd. Wir waren allerdings auf seinem Territorium, aber doch gewissermaßen auf neutralem Gebiet: er war draußen noch immer angenehmer als drinnen. „Sieh da, Vetter!" rief er mir entgegen, „wohin des Weges?" — „Zu dir, Vetter," sagte ich, „will endlich unser Geschäft in Ordnung bringen." — „So?" meinte er, er war jetzt neben mir und sah sehr verdrießlich aus. „Nun, es ist recht; aber willst du mir einen Gefallen thun, so machst du es mit Petzold" — so hieß sein Förster — „ab. Er hat Alles in Händen und ich habe so viel Teufelskram um mich, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht." — „Na, das ist mir auch recht," sagte ich — ich war sehr zufrieden, denn der Förster war ein guter alter Gesell. „Und so will ich hin und das Ding gleich abmachen." — „Weshalb pressirst du so?" fragte er. „Komm ein wenig mit mir. Es ist schönes Wetter und anmuthig im Walde." — Wollte Gott, ich hätt's gethan! Aber ich lehnte ab, denn ich hatte eine hübsche Summe bei mir und alle Rechnungen, und bin, was man so heißt, ein Pechvogel, und verliere gern etwas. Man wird durch Schaden klug. Und so fragt' ich ihn nur noch nach seinem eigenen Wege.

„Ei," sagte er und wurde ganz grimmig aussehend, „ich bin seit drei geschlagenen Wochen nicht mehr aufs Feld und hinausgekommen — immer drinnen in dem Nest und auf dem Amte. So muß ich's wohl heute wahrnehmen, morgen wäre es schon wieder zu spät." — „Ja, ich hörte es, daß du gerade neuerdings viel Schererei gehabt hast," meinte ich. Und da er nur etwas wie „der Teufel hole es!" murmelte, fügte ich so leichthin hinzu: „Hast du gestern August Halthin gesprochen? Er war in der Stadt, hörte ich." — Und da erwiederte er — für Sie, junger Freund, ist das gleichgültig, aber für mich ist's die Hauptsache vom ganzen Gespräch! — Und er sagte also: „Ei was! Frage den Teufel nach der ganzen Bagage!" Dann fragte er noch kurz, ob wir Nachmittags ein wenig zu ihm hinüberkämen, und als ich dankend ablehnte, trennten wir uns, er in den Busch hinein und ich zur Försterei.

„Als ich so meines Weges weiterritt und beim Riesenstein eben zur Försterei abbog, sah ich drüben am alten Hau entlang einen anderen Reiter hintraben. Es mochten bis zu ihm immerhin fünfhundert Schritte sein, und da er rasch und an den Bäumen hinritt, war von einem Erkennen keine Rede. Mir fiel der Weg auf, den er verfolgte, denn es war dort nur ein Fußsteig und keine Straße. Wer mit dem Lande genau bekannt ist, mag freilich, wenn er rasch nach Solden will, dort ein tüchtiges Stück abschneiden, mitten durch den Leuenhöfer Forst. Aber, ich wiederhol's, eine Straße giebt es dort noch heute nicht, und Vetter Leuen liebte solche Passanten in seiner Waldung eben so wenig, wie sein Schwiegersohn heute. Trafen also die Beiden einander, wie es leicht möglich war, so hatte der Fremde sicherlich eine unbehagliche Viertelstunde.

„So sagte ich auch zu Petzold, der gleich mir den Kopf schüttelte — er wußte selber von der schlimmen Laune des Landraths zu sagen und prophezeite dem Fremdling noch weniger Gutes als ich. Wir machten aber unser Geschäft schnell ab und ich war, ohne Weiteres zu hören, noch vor Mittag wieder daheim. Abends kam ein Bote von Leuenhof, der nach dem Landrath fragte, weil er nicht nach Hause gekommen sei; am folgenden Morgen

fingen wir an nach ihm zu suchen, und da wir denn doch immer entschiedener an ein Unglück oder Verbrechen denken mußten, kam mir auch der Reiter wieder in den Sinn. Das Gericht legte freilich wenig Werth auf meine Angabe, und richtig ist's, ein Mordgesell wird seinem Opfer am Ende nicht hoch zu Roß nachziehen. Obendarein wollte man den Reiter auch drüben, in der Nähe von Solden, erkannt haben — es sei der Schlächtermeister Preißert aus der Stadt gewesen. Und dieser selber gab zu, daß er an dem Morgen und etwa zu derselben Stunde wirklich quer durch den Forst geritten sei. Er war keinem Menschen begegnet. So war denn dies allerdings nichts. Und dennoch," fügte der alte Erzähler achselzuckend hinzu, „hatte und habe ich so meine Bedenken. Mir ist immer, als müßte ich den Preißert, einen uns allen bekannten Mann, selbst auf die Entfernung erkannt haben.

„Das ist Alles, was ich erzählen kann," schloß er; „Sie sehen, wenig genug, aber es weiß Niemand mehr. Vier Wochen später ritt ich eines Tages nach Leuenhof — der Landrath hatte in seinem Testament mich als Vormund seiner Tochter genannt — und guckte unterwegs, ohne einen besonderen Grund in die sogenannten Soldenschen Brüche hinein. Da stöberte meine alte Diana den Leichnam unter einem Laubhaufen auf. Besonderes sah und sehe ich nichts sonst dabei, als daß in dieser Gegend unbedingt schon früher nach ihm gesucht worden ist, ohne ihn zu entdecken. Ist das Zufall gewesen oder hat man die Leiche erst nachträglich dahin geschafft? Wir wissen's nicht. Eingezogen sind Mehrere worden, aber bald wieder entlassen. Der Eine, welcher vors Schwurgericht kam, wurde, wie gesagt, freigesprochen, da er ein Alibi nachwies, das die Geschworenen — und, ehrlich gestanden, auch wir Anderen — gelten lassen mußten."

„Haben sich im Walde keine besonderen Spuren gefunden?" fragte der Zuhörer nach einer Pause nachdenklich.

Der alte Herr zuckte die Achseln. „Die Staude, an die er sein Pferd gebunden hatte, fand man. Weshalb er das gethan, wohin er sich gewendet und was aus ihm geworden, blieb unentdeckt. Der Platz, wo ich ihn fand, ist vom ersteren eine gute halbe Stunde entfernt. Hat er etwas Auffälliges bemerkt, ist abgestiegen, nachgegangen — das Terrain zwischen den beiden Stellen ist für einen Reiter wenig practicabel! — Das mag alles sein, aber wir wissens nicht. Dazu kam, daß schon in der ersten Nacht, also vor dem ernstlichen Suchen, Regenwetter eintrat und die etwa vorhandenen Spuren vernichtete. Cooper's Pfadfinder wären hier ganz am Platze gewesen, aber sie fehlen uns leider."

„Und die Richtung des von Ihnen erblickten Reiters, wie stimmt sie zu den beiden erwähnten Plätzen?" fragte Malsberg wieder.

„Darüber sind die Ansichten verschieden, mein Lieber. Der Fußsteig führt allerdings in der Nähe des ersten Halteplatzes vorüber; allein wer kann sagen, ob der Reiter im Walde auf ihm geblieben ist? Preißert ist an den Soldenschen Brüchen entlang geritten, also weit entfernt."

„Und der Mann hat nichts Auffälliges bemerkt?"

„Gar nichts, weder gesehen noch gehört."

„Und dennoch sollte irgendwo wohl der Schuß vernommen worden sein! Es war ein schöner, stiller Morgen?"

„Ja, schön und fast windstill. Ein Schuß ist von Soldenschen Kirchengängern allerdings gehört worden. Aber er stimmt nicht recht in Ansehung der Zeit. Als wir uns begegneten, mag es gegen halb neun Uhr gewesen sein. Den Schuß vernahm man auf dem Rückwege aus der Kirche, also keinesfalls vor elf Uhr. Es läßt sich aber kaum annehmen, daß der Landrath so lange im Forst geblieben sein sollte. Das Verbrechen muß fast sicher früher geschehen sein."

Nach einer Weile sagte der Gast, aus seinem Nachdenken aufblickend: „Ich dachte eigentlich auch nicht an fremde Hörer, sondern an den Reiter, den Sie nannten. Er ist nach Ihrer Angabe zu der gleichen Stunde durch den Forst geritten und keinesfalls in irgend einer bedeutenden Entfernung von dem vermuthlichen Platze der That. Jedenfalls müßte er ganz nothwendig einen Schuß gehört haben, der während seines Rittes — wir wollen also einmal sagen von neun bis gegen halb zehn Uhr in dieser Gegend fiel. Wenn der Mann also wirklich sicher ist —"

„Das ist er durchaus," fiel der Wirth

lebhaft ein. „Ich finde es begreiflich, daß Jedermann, der von diesem Fall erfährt und die Einzelheiten vernimmt wie eben Sie, sich lebhaft für denselben interessirt; Sie als Criminalist in ganz besonderem Grade. Allein Sie dürfen nicht auf unrechte Wege hinüberwechseln. Preißert kann hier durchaus nicht in Frage kommen, weder als Thäter, noch als — sage ich — als Begünstiger der That, indem er etwa irgend einen ihm bekannten verdächtigen Umstand verschwiege. Er ist stets ein wackerer, ehrenwerther Mann gewesen, von uns allen gekannt und geachtet."

„Er lebt also noch und in der Kreisstadt?"

„Ob er noch lebt? Auf die Gefahr, hier vom Doctor noch einmal verhöhnt zu werden, muß ich dennoch sagen: den Teufel auch! Er ist drei, höchstens vier Jahre älter als ich!"

„Und nun zum Schluß noch eine Frage," sprach der Rath mit einer Art von entschuldigendem Lächeln. „Sie redeten vorhin von Ihrer Vormundschaft für eine Tochter, mein bester Herr von Meden, als wären keine weiteren Kinder dagewesen. Diese Tochter hat einen Herrn von Halthin geheirathet, welcher jetzt der Nachfolger ihres Vaters ist. Die Familie des Herrn ist, wie mein Vater mir sagte, sehr zahlreich. Ich möchte wohl wissen, ob ein alter Commilitone von mir auch zu ihnen gehört."

Herr von Meden und der Arzt sahen beide gleich überrascht auf. „Ein Commilitone von Ihnen?" fragte der Erstere lebhaft.

„Der Ausdruck ist strenggenommen ein unrichtiger," erwiederte der Rath. „Denn in dem Verhältniß, das er zu bedingen scheint, standen der Fragliche und ich niemals, obgleich wir ein halbes Jahr lang die gleiche Universität besuchten — Heidelberg nämlich, während des Sommersemesters 1853."

„Das ist, wenn's wirklich der Name ist, Niemand anders als unser jetziger Landrath!" rief der Hausherr. „Der Schwager unseres Doctors, der Schwiegersohn und Erbe des armen Leuen! Er studirte in Heidelberg bis zum Herbst jenes Jahres, wo er dann, glaube ich, nach Berlin ging. Und mit dem sind Sie also damals zusammen gewesen?" fügte er nachdenklich hinzu. „In jener schlimmsten Zeit, denn gerade da geschah ja der Mord. Ein paar Tage vor seinem Tode hatte Leuen ihm dahin endlich unvermuthet das Jawort geschrieben, und wiederum wenige Tage vor der Auffindung des Leichnams traf Fritzens Antwort ein — er war krank gewesen — und vierzehn Tage später er selbst!"

„Ja, ja, es stimmt gewissermaßen — von diesen Privatangelegenheiten erfuhr ich natürlich weder damals noch später etwas, bis heute," sagte der Rath in sinnendem Tone. „Ich kam in den Zwanzigern des April nach Heidelberg und sah Herrn von Halthin am ersten Nachmittag schon an unserem Tisch droben bei der Schloßwirthschaft vorübergehen. Er fiel mir wegen seines männlich schönen Aeußeren und auch wegen seiner nicht mehr studentischen Jahre auf, wegen der Fremdheit, mit der er an aller Welt, ohne Gruß, vorüberging. So fragte ich und erhielt wenig Auskunft; man kannte ihn nur in einem sehr kleinen Kreise. Dann sah ich ihn mehrere Wochen lang nicht, und als er mir später wieder begegnete, sah er finster und leidend aus. In Berührung mit ihm kam ich nicht. Und weshalb ich dennoch von ihm weiß, fragen Sie?" schloß er leicht lächelnd. „Nun, so ein junger Student wie ich damals, ist ein seltsames Wesen. Der Herr hatte einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht — er hatte für mich etwas Ideales, ich verliebte mich in ihn und wäre ihm für mein Leben gern näher gekommen. Aber wie gesagt, es war umsonst."

„Trifft Alles genau zu, Schmuckheit, Zurückhaltung und Finsterkeit," sagte Meden wieder in seiner früheren Laune. „Es ist sogar noch heute richtig. Nun aber, Doctorchen, thun Sie auch wieder den Mund auf — halt, was ist das? — Beim Zeus, das ist Helene! — Nun, nun, mein lieber Rath," wandte er sich an diesen, „geben Sie Ihre unglückliche Liebe noch nicht auf! Da kommt seine Frau — es muß etwas passirt und Fritz um den Weg sein!"

Man sah wirklich eben in der Ferne, wo ein Stück des Grenzzaunes von dem großen, zum Theil parkartigen Garten sichtbar wurde und ein geöffnetes Gatterthor zeigte, einen kleinen Wagen in die

breiten und festen Wege hereinfahren, nun hinter den Gebüschgruppen verschwinden, dann an den lichteren Stellen wieder zum Vorschein kommen und endlich auf dem breiten Mittelwege rasch sich nähern — ein allerliebstes, hübsches Gefährt und davor ein Paar der schmucken und zugleich derben schwedischen Pferdchen in ihrem schärfsten Trabe. Auf dem Vordersitz zeigte sich eine Dame, die Zügel in der Hand, ein kleiner Knabe saß neben ihr. Hinten sah man einen Diener. Und so kam das Ganze heran, leicht und anmuthig, man möchte sagen: in voller Harmonie mit dem leuchtenden, frischen Morgen und der freundlichen Umgebung.

Jetzt waren sie auch schon da. „Guten Morgen, Papa, guten Morgen!“ rief die Dame dem alten Herrn zu, der aus der Thür auf die Stufen getreten war, welche hier abwärts führten. Und nun hielt die Dame an, die Peitsche steckte sie an ihren Platz, reichte die Zügel dem Diener, und war im nächsten Augenblick selber mit einer leichten Bewegung von ihrem Sitz auf dem Boden neben dem Alten, eine anmuthige und schöne, noch jugendliche Erscheinung. Sie legte herzlich die Hand in seine dargebotene. „Papa, Sie und die Mutter dürfen mir nicht entgegen sein — ich will Ihnen Adele für ein paar Tage entführen,“ redete sie, ihn aus den heitern, dunkeln Augen anlächelnd.

„Hat denn das doch solche Eile?“ fragte er launig und ihre Hand schüttelnd. „Kommen Sie nur erst herein — du da, spann aus!“ rief er dem Diener dazwischen zu — „zum Strohwittwer! Denn es ist Alles davon bis auf mich und ein paar wackere Gäste. Kommen Sie, wollen's in Ruhe bereden!“

Sie zog lachend ihre Hand zurück. Das Auge suchte durch die Thür nach den Gästen — „ach, wahrhaftig! Da ist ja Schwager Rohde! Schämen Sie sich vor mir, Schwager, weil Sie sich gar nicht mehr bei mir sehen lassen?“ Und da der Arzt jetzt herantrat, ihr die Hand zu bieten, hielt sie die ihre neckend zurück und meinte: „Das verdienen Sie gar nicht, böser Mensch! Und dennoch“ — die Hand legte sich jetzt in die seine — „Sie sehen wohler aus als vor drei Wochen! — Ja, so lange ists her! — Und was macht Anna, was die Kinder?“

Es war etwas außerordentlich Liebenswürdiges, Heiteres und Frisches in dieser lebhaft herzlichen Weise, in jeder Bewegung, jedem Zuge der anmuthigen Frau. Rohde's ernstes Gesicht hatte sich aufgehellt, und der Hausherr schaute auf sie mit einem Ausdruck von schier väterlicher Zärtlichkeit. „Wenn Sie nur hereinkommen wollten, Nachbarin!“ drängte er von neuem.

Sie lehnte es wieder ab. „Lassen Sie mich nur,“ sagte sie, „meine Zeit ist knapp und wäre auch Adele daheim, bleiben könnte ich doch nicht. Es giebt so viel zu thun! Denken Sie“ — es leuchtete innig auf in ihren Augen — „mein Mann ist vielleicht schon in vierzehn Tagen zu Hause!“

„Das freut mich, freut mich!“ sprach der Hausherr herzlich. „Das ist eine gute und freundliche Rücksicht auf unsere Sorgen und unsere Sehnsucht, mehr als ich erwartet habe!“

„Wie Sie so reden können, Papa!“ rief sie fast ein wenig zürnend. „Wer kann, wer darf in solcher Zeit an sich denken! Fritz könnte jetzt schon daheim sein, allein man hat ausdrücklich gewünscht, daß er seine brave Compagnie selber beim Siegeseinzug in Berlin hineinführe, und da darf er doch nicht fehlen. Er hat es mir frei gestellt, selber nach Berlin zu kommen, aber das muß ich leider aufgeben, wie gern ich auch dies einzige Fest mitfeierte. Ach, Papa, ach, Schwager, was ist das für eine Zeit, was ist das für ein Sieg! Der Herr hat Großes an uns gethan, über unser Verdienst!“ sagte sie recht aus dem Herzen, ihre Hände lagen in einander, die Augen erhoben sich zum blauen Himmel.

Da sie wieder nieder- und sozusagen auf die Erde zurückblickte, sah sie die Augen des Arztes mit einem gewissen, halb nachdenklichen, halb kühlen Ernst den ihren begegnen. Sie bot ihm die Hand. „Nicht wahr, Schwager,“ sprach sie innig, „jetzt sind auch Sie besiegt und wissen nichts mehr von Tadel und Opposition? Solch ein Glück, solch ein Sieg muß uns ja alle einig machen!“

„Gewiß, gewiß, Schwägerin,“ entgegnete er ruhig, ohne daß sich jener kühle Ausdruck verloren hätte. „Da einmal die Waffen entscheiden sollten, ist der Sieg freilich außerordentlich, und das Heer hat

sich mit Ruhm bedeckt, verdient unsern wärmsten Dank. Das kann Niemand tiefer empfinden als ich."

Nach einem langen, aufmerksamen und forschenden Blick schüttelte sie mit dem Ausdruck einer flüchtigen Unzufriedenheit leise den Kopf, und sich zu Meden wendend, sagte sie: „Nun aber muß ich wirklich wieder aufbrechen. Nicht wahr, Sie schicken mir morgen Ihre Adele? Und Sie, Schwager, kommen Sie nicht bald einmal mit Anna heraus? Es ist so schön auf Leuenhof."

Der Diener, der auf einen ablehnenden Wink der Gebieterin der Weisung des Hausherrn vorhin nicht gefolgt war, hielt die Zügel bereit, der Knabe war gar nicht abgestiegen.

Als die Dame mit ihren beiden Begleitern zu dem Gefährt herantrat, blickte sie wie unter dem Eindruck einer plötzlichen Erinnerung rasch auf und sagte: „A propos, Schwager, was ist denn das für eine gräßliche Geschichte da in euerer Vorstadt gewesen? Ist es wirklich wahr?"

Er schaute sie befremdet an. „Ich verstehe Sie nicht, Schwägerin," versetzte er. „Was ist passirt? Ich bin freilich schon vor halb sechs Uhr fortgefahren und habe nichts vernommen, was Ihren Ausdruck rechtfertigte."

„Willmanns, der Gensdarm, ist über unsere Feldmark gekommen und hat Vollradt erzählt, daß in der Vorstadt bei einer Wittwe — ich vergaß den Namen — über Nacht eingebrochen und sie selber erschlagen sei — grausig! Man sei dem Thäter schon auf der Spur. Es soll ein Arbeitsmann Grüning sein."

„Das Erste, was ich höre — ich bin zu früh fortgefahren!" sagte Rohde lebhaft. „Das kann nur die Wittwe Lebrecht sein — man hält — oder, ich muß ja wohl sagen: hielt sie für so reich wie sie geizig war! Aber da muß ich eilen heimzukommen!"

„Gott gebe, daß es nicht so schlimm ist, Willmanns hatte es doch auch nur von einem Kameraden gehört," sprach die Dame, indem sie ihren Platz einnahm und die Zügel faßte. „Einen herzlichen Gruß an Anna und die Kinder, Schwager; und Sie, Papa, schicken Sie mir Adele? — Adieu, adieu!" Die kleinen Pferde zogen mit all ihrem natürlichen Ungestüm an, der Wagen rollte davon.

„Das ist nun wieder einmal eine ganz verwünschte Geschichte," bemerkte Meden unmuthig, „und obendarein nur allzu glaublich. Den Grüning kenne ich, er mähte hier einmal bei mir, aber ich nahm ihn nicht wieder. Denn es ist der radicale Trunkenbold und Galgenstrick, ein fataler Gesell, dem man Alles zutraut."

„Das Weib ist um nichts besser und die Kinder taugen auch schon nichts mehr," meinte der Arzt, und nach einigen unterrichtenden Worten gegen Malsberg, der eben zu ihnen trat, fügte er achselzuckend hinzu: „Aber was kann's helfen! Geschehen ist geschehen und ich muß meinen Wagen bestellen. Sie werden daheim schon ungeduldig genug nach mir aussehen. Und am Ende auch nach Ihnen, Herr Rath," schloß er. „Ich weiß ja, die älteren Herren machen sich von solchen Inspectionen und Untersuchungen gern frei und schieben sie den Jüngsten zu."

„Ich gehe schon selber gern," sprach der Rath. „Ein solcher Fall ist mir immer willkommen. Sie haben schon gemerkt, daß ich ein eifriger Criminalist bin."

„'s ist verwünscht," sagte der alte Herr verdrießlich, während sie durch die Zimmer schritten. „Kaum, daß man sich einmal recht behaglich fühlt und sich bene thun will, säet der Teufel Unheil dazwischen!"

„Na, es ist wahrhaftig ein Glück, daß meine Schwägerin Ihr lästerliches Fluchen nicht mehr hört," bemerkte der Arzt in scherzendem Tone. „Die würde schöne Augen machen!"

„Ja, sie nimmt's donnermäßig scharf, es ist ja neuerdings so Mode auf Leuenhof," sagte Meden achselzuckend. „Und ich kann nicht helfen — in meinem Sinne ist es schade; es streckt sich wie ein Schlagbaum in unsern Verkehr. Um ihn möcht' es immer —" und indem er plötzlich abbrach, fuhr er mit neuem Achselzucken fort: „Sie sehen Ihre Verwandten nicht häufig, Rohde, aber auffallen sollte es doch auch Ihnen, daß die Helene trotz alledem stets viel heiterer ist, wenn er nicht daheim. Was sagt Ihre Frau dazu?"

Der Arzt schüttelte den Kopf, ohne etwas zu erwiedern.

Eine Viertelstunde darauf fuhren die

beiden neuen Bekannten im Wagen des Arztes davon und der Stadt zu, und der joviale Alte schaute seinen Gästen in verdrießlicher Stimmung nach. Wie hübsch schien der Tag werden und seine „Ahnungen“ sich erfüllen zu wollen! Und nun mußten solche fatale Geschichten dazwischen kommen!

II.

Familiengeschichten.

Das Verbrechen, dessen Kunde die beiden Gäste von Roldin fortgescheucht hatte, zeigte sich in Wirklichkeit noch bei weitem häßlicher, als es durch das erste Gerücht dargestellt worden war. Es offenbarte sich keineswegs als eine jener blutigen Thaten, zu denen der Verbrecher meistens mehr durch Zufall und Gelegenheit, als durch wirkliche Absicht getrieben wird. Menschen, die nur auf Diebstahl und Raub ausgegangen wären, würden zu ihrem Werk sicherlich die tiefe Nacht gewählt haben, wo der Schlaf der Hausbewohner ihnen von deren Seite keine Hindernisse in den Weg geschoben hätte. Der Leichenbefund ergab aber mit größter Wahrscheinlichkeit, daß die That bereits am Abend geschehen sei, wo die Räuber mit ziemlicher Sicherheit annehmen konnten, daß sie die Wittwe Lebrecht noch wachend finden und ihrem verzweiflungsvollsten Widerstande zu begegnen haben würden. Ja es mußten auch in der Nachbarschaft noch Augen und Ohren vorhanden gewesen sein, die das böse Werk, wenn es nicht auf das sorgfältigste vorbereitet war und durchgeführt wurde, auf das ernstlichste zu gefährden vermochten. Man mußte daher nicht nur auf diese Vorbereitungen und eine genaue Kenntniß der Hausgelegenheit und der Bewohnerin, sondern auch fast auf den ausdrücklichen Willen schließen, dieser Letzteren zu begegnen und ihr „etwas“ anzuthun.

Erleichtert wurde den Verbrechern ihr Werk durch die Lebensweise und — sagen wir: Lebensverhältnisse des Opfers. Die Wittwe Lebrecht war bei ihren Nachbarn nichts weniger als angesehen oder beliebt; man ging ihr im Gegentheil eher aus dem Wege, denn sie war zankfüchtig, boshaft und klatschlustig und hatte es allmälig mit Allen verdorben. Und da sie obendarein auf Pfänder lieh und noch andere Wuchergeschäfte machte, so lernte man sie auch als geizig und hartherzig kennen, und es war begreiflich, daß sie nah und fern Feinde im Ueberfluß und bei mehr als einem rohen Menschen ein Rachegefühl erregt hatte, das ihr gelegentlich gefährlich werden mußte. So war es denn jetzt auch eingetroffen. Sie mußte von wenigstens zwei Angreifern überfallen sein; denn ein einziger hätte die nichts weniger als schwache Frau schwerlich so schnell und völlig bemeistert, daß sie, ohne daß ein Laut nach außen gedrungen wäre, ihrem Geschicke unterlag. Sie war gebunden und durch ein in den Mund gepreßtes Tuch am Schreien verhindert, dann erschlagen worden. Und wie sicher die Verbrecher sich gefühlt hatten, ging aus den Spuren hervor, die sie hinterlassen: es fand sich Tabaksasche und der Rest eines als Fidibus gebrauchten Schuldscheines im Zimmer, verkohltes Papier zeigte sich im Ofen. Der Raub war anscheinend überhaupt mit vollster Ueberlegung ausgeführt. Pfandstücke, die den Dieben hätten gefährlich werden können, waren, ob auch noch so werthvoll, zurückgeblieben, alles Uebrige aus den verschiedenen Truhen und Schubladen sorgfältig ausgesucht und verschwunden, zumal, um dies zu wiederholen, Alles, was einem Pfand- oder Schuldschein glich. Dafür mochte sich mehr als Einer in Stadt und Land bei den Verbrechern zu bedanken haben.

Mit der Entdeckung der Thäter sah es fürs erste mißlich aus. Wie kalt und sicher, oder sage man gleichmüthig sie die That und den Raub auch vollbracht haben mochten, in Ansehung der Spuren, die für sie selber hätten gefährlich werden müssen, waren sie die Vorsicht selber gewesen, und man konnte daraus etwa nur schließen, daß es nicht Neulinge, sondern in solchen Werken erfahrene Gesellen gewesen sein müßten.

Der Verdacht gegen den schon genannten Arbeitsmann Grüning verlor gleich in den ersten Verhören allen Halt. Der Mensch wies gerade für diese Nacht ein anscheinend unwiderlegliches Alibi nach; am Tage zuvor war er, um Arbeit zu suchen, über Land gewesen, hatte Abends

in einer nicht weit von der Grenze liegenden, ziemlich verrufenen Kneipe, dem sogenannten Wickenkruge, gerastet und mit anderen Gästen bis tief in die Nacht getrunken und gespielt. Dann war er aufgebrochen und hatte die Stadt und seine Wohnung bei dem Morgengrauen erreicht — ein paar Nachbarn, die ihn anlangen sahen, konnten dies bezeugen. Und bei der Entfernung jener Schenke von der Stadt war dies frühe Eintreffen ihm nur dadurch möglich geworden, daß er für eine ziemliche Strecke seines langen Weges einen ihm begegnenden Wagen hatte benutzen dürfen. Somit schien er also vollständig entschuldigt zu sein. Sein Ruf war allerdings, wie wir schon erfuhren, ein so schlechter, und sein Haß gegen die Wittwe Lebrecht ein so grimmiger, daß man ihn, wie es denn ja auch geschehen war, im ersten Augenblick einer solchen That hätte für fähig halten können. Sagte er doch im ersten Verhör offen heraus: dem Weibe sei nur sein Recht geworden. Es habe das schlimmste Ende hundertfältig um diejenigen verdient, welche es ausgesogen, betrogen und geschunden habe. Es thue ihm schier leid, daß auch er nicht habe einen Schlag thun können.

Man behielt ihn nicht bloß solcher frechen Aeußerungen wegen in Haft. Von einem Menschen dieser Art, der mit allem Gesindel im Lande bekannt war, ließ sich möglicherweise dennoch einmal etwas erfahren, das auf die Spur des rechten Thäters führte. Und damit das gegen ihn beobachtete Verfahren auch in den Augen strenger oder — je nach dem — billiger Denkender gerechtfertigt erscheine, führte die Untersuchung alsbald auf mehr als ein anderes Vergehen, welches verfolgt werden und den Menschen vor die Geschworenen führen mußte.

Die beiden Gäste des alten Herrn von Meden wurden durch den bösen Fall und Alles, was demselben folgte, schneller einander genähert und enger mit einander verbunden, als es selbst in der kleinen Stadt sonst der Fall gewesen sein dürfte. Da Rohde Kreisphysikus und Gerichtsarzt war, so fielen ihm selbstverständlich auch diesmal alle derartigen Geschäfte zu, und dem jungen Rath wurde — wie wir voraussetzen dürfen, sehr zu seiner Befriedigung, wirklich die Untersuchung wider Grüning übertragen. Für Rohde freilich schienen die ihm aus dem Falle erwachsenden Obliegenheiten nur peinliche zu sein. Er war, wie es sich ja auch zu Noldin schon verrathen hatte, wo er selbst der Erinnerung an ein früheres Verbrechen und seine damaligen Functionen auswich, trotz seiner für gewöhnlich ernsten und gleichmüthigen, in den Augen Mancher sogar kalten Haltung, im Grunde ein sehr weicher Mensch, der auch in dem täglichen Berufsleben nicht selten unter dem litt, was sein Stand und Amt ihm in den Weg schob und ihm zur Pflicht machte. Jede größere und ernstere Operation erschien ihm, trotz aller Uebung, als ein schweres Werk, und die Gefahr eines Patienten drückte ihn schier mehr als die Angehörigen. Ein Nachtheil erwuchs für die Kranken oder seinen Ruf dadurch aber keineswegs. Die Klarheit seines Geistes und die Energie seines Handelns wurden von dieser seiner Weichheit nicht beeinträchtigt und gerade die schwersten Fälle zeigten ihn nicht nur als den theilnahmsvollsten, sondern auch als den unermüdlichsten, gewissenhaftesten und glücklichsten Arzt.

Malsberg schloß sich dem neuen Bekannten auf das herzlichste an und fand von Tag zu Tag mehr, was ihn an demselben interessirte und ansprach und ihm zugleich die Achtung, ja Liebe erklärte, deren der Arzt, wie damals bei Herrn von Meden, in allen Kreisen genoß. Es war da so viel Tüchtiges und Gediegenes, so viel Gutes und wirklich Liebenswürdiges, daß man sich ihm, je näher man ihn kennen lernte, desto williger verbunden sah. Ueber das alles breitete sich freilich ein nur selten und leise durchbrochener Ernst und jene Kälte und Stille aus, deren wir schon gedachten. Aber wenn dies den neuen Freund an dieser, im Grunde unleugbar heitern und behaglichen Natur zu Anfang überraschte und erstaunte, so mußte er doch, als er bessere Einblicke in das Leben Rohde's gewann und mehr von seiner Vergangenheit und allerhand Verhältnissen erfuhr, sich alsbald eingestehen, daß auch dieser Mensch einmal wieder geworden war, wie er hatte werden müssen.

Rohde hatte niemals ein leichtes Leben gehabt; jeden Fortschritt und jeden kleinen

Vortheil hatte er dem Geschick so zu sagen abringen und abtrotzen müssen und selbst die schönste Zeit, die der Mensch erleben darf, die der jungen, aufknospenden Liebe, war für ihn vor allem eine sehr ernste und trübe gewesen. Der Erfolg, den er hier wie in seinem Berufe als Arzt endlich gefunden, war ihm so spät geworden, daß man sich nur wundern mußte, den Mann noch verhältnißmäßig so frisch und so wenig verhärtet vor sich zu sehen.

Wollen uns die Leser hier eine kurze Abschweifung zu der Gattin des Arztes und zu ihren Familienverhältnissen gestatten. Fand sich doch selbst der Rath Malsberg veranlaßt, sich gerade hierüber bei neuen Besuchen zu Noldin und auch bei anderen Bekannten auf das möglichst genaue zu unterrichten — nicht blos aus steigendem Interesse für die neuen Freunde selber, sondern auch, weil hier gleichfalls Spuren von jenem, bis auf den heutigen Tag unerklärten und ungesühnten Verbrechen auftauchten, das den Tod des Barons von der Leuen veranlaßt und den Criminalisten in einer ihm selber kaum verständlichen Weise interessirt hatte.

Ein paar Stunden hinter Noldin hauste auf dem großen und schönen Gute Pogwitz die Familie Halthin, von der wir, wenn auch nur dem Namen nach, einzelne Glieder bereits kennen lernten. Zu den alten Familien, deren es in diesen Landstrichen viele giebt und die sich nicht wenig auf dies Alter zu gute thun, gehörten die Halthin nicht; im Gegentheil hatte erst der Großvater des gegenwärtigen Familienhauptes, ein angesehener und — ausnahmsweise — beliebter, wohlhabender Advocat, den Adel erworben, da er nach den damaligen Gesetzen ohne denselben den Besitz des von ihm erkauften „Rittergutes" nicht antreten durfte. Er wurde, da er unleugbar ein Ehrenmann, von den neuen Standesgenossen im allgemeinen ziemlich freundlich aufgenommen, nur daß man für ihn kein rechtes Vertrauen auf einen günstigen Erfolg seiner neuen Carriere hatte; solcher Besitz gedieh eben nicht unter solchen Händen, sagte man; zu dem mußte man geboren, in dem erzogen sein. Und als der Alte nicht lange darauf starb und sein einziger Sohn gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gleichfalls noch in jungen Jahren davonging, prophezeihte man dem wiederum einzigen Erben, einem sechs- oder siebenjährigen Knaben, das schnelle Ende der flüchtigen Herrlichkeit. Die schweren Zeiten, die endlosen Kriege, die Besetzung des Landes durch die Franzosen und was sich daran schloß, kamen hinzu. Es sah allerwärts traurig aus, selbst die ältesten und reichsten Geschlechter gingen, wie es schien, unrettbar dem Ruin entgegen; die tüchtigsten und intelligentesten, die sparsamsten Landwirthe sahen kein Durchkommen mehr. Wie hätte da das Vermögen der Halthin und die junge ungeübte Kraft des heranwachsenden Erben ausreichen und Stich halten sollen!

Indessen man täuschte sich. August von Halthin, der jetzt noch lebende Herr von Pogwitz, verzagte nicht und unterlag nicht. Er übernahm seinen Besitz in einem Alter, wo unsere Jugend nach Allem eher zu fragen, von Allem eher zu wissen pflegt als von den Sorgen und Pflichten des Lebens. Er bewirthschaftete ihn mit der Unterstützung seiner ebenso jungen Frau in der fleißigsten und sorgfältigsten Weise. Er hielt sich nicht nur, sondern kam — selbst in jenen schlimmen Jahren — vorwärts, und als die Verhältnisse und Conjuncturen allmälig bessere wurden und der Werth des Grundbesitzes endlich sich zu befestigen und zu steigen begann, war der noch junge Mann trotzdem schon einer der wohlhabendsten und geachtetsten Landwirthe weit und breit und Pogwitz hatte den Ruf und Rang eines Mustergutes.

Leicht und umsonst hatte Herr von Halthin solche Erfolge nicht erzielt, die Zeiten der steten Sorgen und Kämpfe, des außerordentlichen Aufwandes von geistiger und körperlicher Kraft waren an ihm nicht vorübergegangen, ohne tiefe Spuren zu hinterlassen. Was wir oben dem Doctor Rohde nachrühmten, daß er sich aus seiner schweren Vergangenheit noch so viel Frische und Weichheit gerettet hatte, traf bei August von Halthin selber und auch bei seiner Gattin am wenigsten zu. Beide waren vor der Zeit, in gewissem Sinne, alt, sie waren streng und kalt geworden, ja es gab Manche, die sie hochmüthig hießen, und Andere, welche sie hart nannten. Das traf auch gewissermaßen zu. Sie hatten Gelegenheit und Gründe genug gehabt, ihren Werth zu erkennen und ihn der Welt entgegenzuhalten, und was die Härte

betrifft, so waren sie, die sich nach dem Volksausdruck ihr Lebelang hatten hart sein müssen, wohl berechtigt, gegen die Ihren, gegen Andere nicht schwach und weich zu sein.

Es kam dazu, daß auch ihr häusliches Leben kein leichtes gewesen war. Sie hatten an mehr als einem von den zahlreichen Kindern, die auf Pogwitz geboren wurden, schlimme Erfahrungen zu machen. Da gab es einen Sohn, den ältesten, der vollständig zu Grunde gegangen war; da fand sich ein anderer, der sich gleichfalls nicht mehr daheim blicken ließ und von den Eltern nicht mehr genannt wurde; da lebte im Nachbarlande eine Tochter, die nach ihrer ersten kurzen Ehe, im Laufe ihres Wittwenstandes, der Gesellschaft und den Eltern allen möglichen Grund zum Verdacht und zum Zürnen gegeben hatte und, seit sie sich zum zweiten Male mit einem Manne von großem Vermögen, aber zweifelhaftem Ruf verheirathet, sich von den Ihren ebenfalls fast vollständig getrennt sah. Neben diesen lebten Andere freilich auch in angenehmen und achtungswerthen Verhältnissen, allein auch diese standen den Eltern, äußerlich wenigstens, nicht nahe. Man hatte, wie man das heißt, kein rechtes Herz für einander.

Für uns sind von allen aber nur die Beiden von Interesse, welche uns im Laufe dieser Geschichte öfters begegnen werden: das ist ein jüngerer Sohn, Fritz von Halthin, der Schwiegersohn des ermordeten Barons von der Leuen und sein Nachfolger im Landrathsamt; und eine von den jüngsten Töchtern, Anna, die Gattin des Doctors Rohde.

Fritz war Soldat gewesen und hatte sich das Vertrauen seiner Vorgesetzen in einem Grade erworben, daß er, eben erst zum Premierlieutenant avancirt, bereits mit der Führung der Landwehrcompagnie seines Heimathkreises beauftragt wurde. Das war zu Anfang der fünfziger Jahre und der junge Mann wußte seiner höchst verantwortlichen Stellung in einer Weise gerecht zu werden, die ihm, abgesehen von seiner strengen, ja starren politischen Richtung, die Achtung und Anerkennung aller Kreise erhielt. Nur mit dem Landrath, Baron von der Leuen, schien sich, obgleich Beide einander gesellschaftlich und dienstlich nahe stehen mußten, kein angenehmes und erfreuliches Verhältniß bilden zu wollen. Der Herr hielt den jungen Offizier, den Sohn eines alten guten Bekannten, sich, zum mindesten gesagt, fern und trat ihm gegenüber niemals aus seiner Kälte und Fremdheit heraus. Und dies mußte für Fritz um so empfindlicher sein, als er gerade zu dieser Zeit seine tiefste Neigung und seine leidenschaftlichsten Huldigungen der einzigen, bereits mutterlosen Tochter des Barons zu widmen begann, und wie sich alsbald bemerken ließ, von dem schönen und liebenswürdigen Mädchen allen übrigen Bewerbern vorgezogen wurde.

Der Baron war dieser Liebe nicht günstig. Im Gegentheil trat er ihr voll Entschiedenheit entgegen, und als endlich ein wirklicher Antrag gemacht wurde, erfolgte ein bestimmter und, wie man sich hie und da zuflüsterte, höchst unfreundlicher Abschlag. Von den Gründen des Barons verlautete nichts, er äußerte sich mit äußerster Kälte und Kürze gegen Niemand anders, als daß die Sache abgethan sei. Fritzens Verhalten rechtfertigte anscheinend die Annahme, daß auch er alle Hoffnung aufgegeben habe. Er ließ sich nach kurzer Frist versetzen. Bald darauf erfuhr man, daß er seinen Abschied genommen habe und nach Heidelberg gegangen sei, um dort noch Jura zu studiren. Gebessert wurde für ihn dadurch, so weit sich erkennen ließ, nichts. Der Baron blieb mit der alten Pogwitzer Herrschaft in gutem Einvernehmen; von dem Sohne wollte er, wie man schon einmal merkte und wirklich vernahm, jetzt so wenig wissen wie bisher.

Zwei Jahre nach Fritzens Entfernung, im Frühling des Jahres 1853, kehrte Herr von der Leuen, wie wir schon erfuhren, von seinem Morgenritt durch den Wald nicht zurück; und sein Leichnam wurde erst nach Wochen entdeckt. Einige Tage vor dieser Entdeckung lief auf Leuenhof ein Schreiben von Fritz Halthin an den Baron ein. Der Schreiber sprach in demselben seinen heißen Dank gegen den Landrath aus, der, wie sich herausstellte, kurz vor seinem Tode dem früheren Bewerber jetzt dennoch die Hand seiner Tochter, wenn auch unter allerhand Bedingungen, zugesagt hatte. Die Verspätung von Fritzens Antwort wurde durch eine Reise in die Pfalz und durch eine, dieser folgende schwere Krankheit des Schreibers erklärt. Er hatte erst in diesen Tagen den Brief lesen können.

Daß alle Welt durch diesen Ausgang überrascht wurde, bedarf keiner Erklärung. Eine ähnliche Inconsequenz hatte Niemand jemals von dem Baron erfahren. Kein Mensch hatte eine Ahnung von der plötzlichen Willensänderung gehabt, selbst seine Tochter erfuhr davon keine Silbe, so daß sie sogar an ihr Glück kaum glauben, und Herr von Meden, ihr Vormund, sich nicht eines gewissen Mißtrauens erwehren konnte. Allein das Mißtrauen mußte wohl weichen und der Glaube sich einstellen, als Fritz auf die Mittheilung des Geschehenen herbeieilte und den Brief des Verstorbenen vorlegte. Eine Erklärung fand man auch jetzt nicht, das Schreiben aber war da und zweifellos, und somit hatte selbst Meden keine Einwendungen mehr zu machen. Zwei Jahre später, als Fritz, wie der Verstorbene von ihm verlangte, sein Studium beendet und das Examen bestanden hatte, erfolgte die Heirath und wieder nach einigen Jahren wurde ihm von der Regierung der Posten seines Schwiegervaters übertragen.

Beliebt wurde Fritz von Halthin im Grunde nicht wieder wie vordem. Man versagte ihm das Zeugniß nicht, daß er ein Mann von Ehre und ein befähigter, energischer Beamter sei, allein von einer besonderen Werthschätzung zeigte sich höchstens im Kreise der Parteigenossen etwas — hier sah und bewunderte man in ihm den Vertreter der strengsten Richtung, auf politischem Gebiet so gut wie auf dem kirchlichen. In allen übrigen Regionen hieß man ihn, sei es übertrieben, sei es allzu streng, hochmüthig, kalt und hart, und von einem freundschaftlichen Umgang und Verkehr mit der Nachbarschaft ließ sich zu Leuenhof nichts mehr bemerken: was der Mann verlor und versah, konnte die Frau nicht wieder gut, geschweige denn besser machen, trotz aller Liebenswürdigkeit und Güte, die man ihr gern nachrühmte.

Die oben erwähnte, zwischen der alten Pogwitzer Herrschaft und ihren Kindern herrschende Fremdheit und Kälte zeigte sich, um dessen zu gedenken, nirgends so ausgeprägt als diesem Sohne gegenüber. Man sah die Alten seit dem ersten Jahre nach Fritzens Verheirathung nie mehr zu Leuenhof, und der Landrath begleitete seine Familie kaum einmal im Jahre zu einem Besuche nach Pogwitz. Allein kam er noch seltener.

Von seiner Schwester Anna können wir kürzer berichten, obschon auch ihr Lebensweg ein — in diesen Verhältnissen — besonderer war. Als das Mädchen zuerst in der Gesellschaft auftrat, begegnete sie alsbald mehrmals dem damaligen Studenten Franz Rohde, der auf einem Ferienbesuche bei Verwandten in der Stadt, mit diesen nicht selten zu einer, den Pogwitzern benachbarten und befreundeten Familie kam. Sie machte auf den schon zu dieser Zeit ernsten und stillen jungen Mann einen Eindruck, den derselbe niemals überwand, und an dem er unverbrüchlich während der folgenden mühseligen Jahre des Studiums und der beginnenden Praxis festhielt, obgleich die auf einen solchen Eindruck gegründeten Aussichten für ihn so schlecht wie irgend denkbar waren: Rohde's Persönlichkeit so wenig, wie seine Stellung im Leben oder gar in der „Gesellschaft“ waren von der Art, daß die schöne Tochter eines solchen Hauses dadurch leicht zu bestechen gewesen wäre. Mit einem Wort, auch in dieser Beziehung waren jene Jahre für den jungen Arzt die trübsten. Von der im Stillen so heiß Geliebten vernahm er selten etwas, noch seltener begegnete er ihr; ein oder das andere Mal hörte er auch von ernstlichen Bewerbungen um ihre Hand, und wenn er sie trotzdem frei bleiben sah, konnte er doch am wenigsten hoffen, daß die Erinnerung an ihn und — vielleicht! — die Kenntniß seiner treu bewahrten Liebe Anna's Entscheidung beeinflußt habe.

Da machten plötzlich ein paar von seinen Curen Aufsehen, der Tod eines älteren Collegen kam dazu, und der arme Anfänger sah sich mit einem Male zu einer großen Praxis berufen und genoß eines täglich steigenden Ansehens. Als Stellvertreter eines andern Collegen kam er nach Pogwitz. Er traf auch mit Anna wieder häufiger zusammen, die jetzt schon über die erste Jugend hinaus, einsam und kränklich im stillen Elternhause lebte. Und als er, nach schwerem Entschluß, einmal ihr von seiner Liebe sagte und um ihre Hand bat, bekam er von ihr und auch von den Eltern das Jawort.

Daß dieser Ausgang ein außerordentliches Erstaunen erregte, bedarf kaum einer Erklärung. Man ist mit Ausnahme einzelner Familien nicht gerade prononcirt adelsstolz in dem Ländchen, aber man hält —

und zwar neuerdings viel strenger — doch auf seinen Stand, und daß ein „Fräulein" aus dem ihren in den bürgerlichen hinabheirathet und obendrein einen, kaum oder nur mäßig begüterten Beamten oder Mann der Wissenschaft in einer Landstadt, ist immerhin ein Ereigniß, das viel Reden hervorruft und sehr strenge Urtheile herausfordert. Diese Verbindung wurde den Eltern und auch der Tochter zum Theil schwer verdacht und in einzelnen, ganz besonders exclusiven Kreisen niemals recht vergeben. Fand sich doch in der eigenen Familie Jemand, der Anna's Schritt für die unerträglichste Unwürdigkeit erklärte und sich schier vollständig von dem neuen Paare schied: das war Fritz, der spätere Landrath, derjenige von Anna's Geschwistern, der von Jugend auf mit ihr am innigsten verbunden gewesen.

Als Anna ihm, damals noch nach Heidelberg hinüber, Rohde's Werbung, ihr Jawort und die Zustimmung der Eltern meldete, war er ganz außer sich gerathen und hatte, wie man zu sagen pflegt, Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, die Sache rückgängig zu machen, und da ihm das nicht gelang, sagte er sich in dem leidenschaftlichsten Briefe von der Schwester förmlich los und bewahrheitete dies in der nächsten Zeit auf das trotzigste. Er kam nicht zu ihrer Hochzeit, er ignorirte sie und Rohde, welche ein Jahr später bei der seinen zugegen waren, in verletzender Weise. Er kam, obgleich er ja nun ganz in der Nähe wohnte und, zumal seit er Landrath geworden war, zuweilen täglich in der Stadt sein mußte, kaum jemals in des Arztes Haus; er hatte, wo er der Schwester begegnete, nur den flüchtigsten Gruß, das kälteste Wort für sie, und dem Schwager, der als Kreisphysikus mit ihm häufig genug in Verkehr kommen mußte, stand er fremder und herber gegenüber, als er es bei einem wirklich Fremden versucht haben dürfte. Hier kam freilich auch die politische Stellung der beiden Männer zur Geltung. In Fritzens Augen war der Arzt nicht nur ein „Revolutionär", sondern auch beinahe ein „Atheist".

Daß dies unnatürliche Verhalten des einst so geliebten und liebevollen Bruders auf Anna einen tief peinlichen Eindruck machte, ist selbstverständlich. Da aber Fritzens Abneigung oder Feindschaft gar zu willkürlich und gesucht und gar zu übertrieben war, verlor der Eindruck nach und nach an Schärfe und machte einer gewissen, achselzuckenden Gleichgültigkeit Platz. Rohde, der dem Schwager zuerst, wie auch allen übrigen neuen Verwandten, auf das herzlichste und unbefangenste entgegengetreten war und sich in der angegebenen Weise zurückgewiesen fand, nahm diese Erfahrung von Anfang an mit ruhigem Gleichmuth auf, machte auch seinerseits keinen Versuch einer Annäherung und ließ, da die Geschwister sich in der jüngsten Zeit allmälig wieder mehr zusammenfinden zu wollen schienen, auch dies geschehen, ohne sich für oder wider auszusprechen. Wenn er, wie man das ihm zuweilen abzumerken glaubte, im Grunde und im ganzen mit der Lockerung des außerordentlichen Freundschafts- oder vielmehr Liebesbundes zwischen Fritz und seiner Gattin wohl zufrieden war, so wurde ihm dies von Näherstehenden kaum verdacht. Wie Fritz von Halthin nun einmal war, konnte er auf eine Natur, wie Anna sie besaß, und auf ein so schlicht bürgerliches und dennoch eigenartiges Leben, wie es in Rohde's Hause gelebt wurde, schwerlich einen günstigen Einfluß üben.

Eine Natur, wie Anna sie besaß, wiederholen wir, und fügen nun hinzu, daß das Erstaunen und die Bedenken, welche durch ihre Verbindung mit dem Arzt hervorgerufen wurden, sich keineswegs blos den Eltern und dem Mädchen zuwandten und für diese sorgten, sondern, zum mindesten in dem Bekannten- und Freundeskreise Rohde's, auch diesem selber und seiner Ehe, seiner Zukunft galten. Wie sollten und konnten diese beiden Menschen schön und glücklich zusammenstimmen, fragte man sich, deren Anlagen und deren Entwickelung, deren Lebensstellung und Lebensgang, deren Anschauungen und deren Ansprüche, nach aller menschlichen Berechnung so grundverschieden waren? Bei Rohde und Anna Halthin war es nicht wie bei anderen jungen Ehepaaren, die sich neben und durch einander weiter entwickeln und sozusagen zusammenwachsen, ohne Müh' und ohne Opfer von der einen oder andern Seite. Was hier der Eine und die Andere in sich trugen und wie sie waren, hatte sich in und an beiden in vollster Selbständigkeit entwickelt und festgestellt, und es fragte sich, ob sie, ganz abgesehen von ihrem Wollen, über-

haupt nur noch im Stande seien, die nothwendigen Opfer zu bringen und die rechte Harmonie zu gewinnen. Es kam die weitere, schier noch ernstere Frage hinzu: vermochte Rohde seiner jungen Frau das, was sie durch die Ehe mit ihm unleugbar aufgab, in genügendem Grade zu ersetzen, und verstand Anna sich mit dem zu begnügen, was ihr blieb oder wurde, und sich hineinzufinden in den neuen Kreis und die neuen Verhältnisse des stillen und engen Lebens? Und endlich, um auch dessen zu gedenken — die Liebe, die Alles vermittelt, Alles erleichtert, Alles besiegt, — wie war es mit der bestellt? Mochte Rohde sich seines Glücks auch noch so tief und dankbar bewußt sein, aus allen Thüren und Fenstern schlug es nicht bei ihm heraus, warf nicht sein goldenes Licht über jeden Schritt und jede Stunde, machte ihn selber äußerlich nicht frischer, nicht leichter, nicht froher. Und wenn Anna ihrerseits auch mit ernster Achtung, ja mit herzlicher Neigung zu Rohde in die Ehe trat — wer hätte glauben wollen und können, daß sie auch jene große Liebe und jenes tiefe Glücksbewußtsein in sich barg, durch welche solch ein Bund für immer am besten gesichert wird?

Der Beginn der Ehe und die ersten Jahre rechtfertigten die Sorgen der Freunde nicht. Anna fand sich in die neuen Verhältnisse mit viel Geschick und gutem Willen hinein. Ihre Stellung zu dem Gatten ließ an Freundlichkeit, Vertrauen und Rücksicht wenig zu wünschen übrig. Dabei kam es nicht groß in Betracht, daß sie, wie gelegentlich kleine Züge verriethen, den Ansprüchen ihres früheren Standes und Lebens innerlich nicht vollständig zu entsagen vermochte; daß sie den Unterschied ihrer früheren und jetzigen Stellung in der Gesellschaft bei Gelegenheit zu spüren und empfinden schien; daß sie sich nicht recht heimisch fühlte in ihrem jetzigen Lebenskreise; daß man in ihr mit einem Wort einerseits ein gewisses Vermissen und etwas Unbefriedigtes entdeckte, und sie andererseits sich so zu sagen über den Gatten erheben sah; ihre Hingebung, ihr Vertrauen waren ersichtlich herzlich, aber nicht schrankenlos, und die Erkenntniß und Schätzung seines Werthes ging nicht so weit, daß sie, wenn auch nur im Scherz, nicht stets viel an ihm auszusetzen gehabt und sich nicht über seine Schwächen und Eigenheiten aufgehalten hätte. Dies alles war, wiederholentlich gesagt, zum Theil gerade einem so gutmüthigen und anspruchslosen Menschen wie Rohde gegenüber, von geringer Bedeutung, und zum Theil in den Augen aller billig Denkenden nur natürlich. Es ließ sich von Anna vernünftigerweise unter diesen Umständen gar nichts Anderes erwarten. Ueberdies, und das war denn doch die Hauptsache, ging neben diesem allem jene schon erwähnte Rücksicht und Schonung, deren Anna sich gegen den Gatten befleißigte, ruhig ihren Weg und ließ das Abweichende selten oder nie in bedenklicher Schärfe hervortreten.

Indessen es blieb nicht so. Die Ehe und das neue Leben hatten für Anna außerordentlich günstige Folgen: sie lebte so zu sagen geistig und körperlich von neuem auf. Aus dem kränklichen, fast verblühten Mädchen wurde eine blühende Frau, die zumal neben dem rasch alternden Gatten um vieles jünger und frischer erschien, als sie ihren Jahren nach war, und sie wurde so regsam, so lebensvoll und lebenslustig, wie sie es selbst in der schönsten und fröhlichsten Mädchenzeit weder gewesen war, noch es hatte voraussehen lassen. Sie legte jetzt einen lebhaften Werth auf ihre Erscheinung und Umgebung, sie liebte die Geselligkeit und verlangte nach Unterhaltung und Zerstreuung, und zwar zuweilen mehr, als sich mit den Neigungen und dem Wesen des Gatten, als sich mit der, auch mit ihrer Zustimmung und Hülfe gegründeten Hausordnung vertragen zu wollen schien.

Rohde war ein Mensch von jenem täglich mehr aussterbenden Schlage, in dem noch die ganze schlichte und bescheidene Lebensauffassung, die ein wenig pedantische, aber dennoch tief gemüthliche, ja echt poetische Anschauung unserer Eltern und Großeltern, gegen alle Ansprüche und Uebertreibungen des modernen Lebens im Kampfe liegt. Das eigene Haus mit seinen stillen und beschränkten Räumen, der Garten hinter demselben mit seinen altmodischen Blumen, seinen Obstbäumen und der Ligustrumlaube; ein lustiges, buntes Hühnervolk auf dem Hofe, die Katzen für den Stall, Tauben und Kaninchen zum Vergnügen der Kinder; vor der Straßenthür eine sauber beschnittene

Linde, welche drunten eine Bank und droben die Fenster der Studirstube beschattete, ein guter Schutz für das Haus, eine freundliche Herberge für allerhand lustiges Gevögel — das alles hatte Rohde sich ersehnt, das alles hatte er gefunden. Darin lebte er und webte und verstand es nicht, wie man sich ohne solch ein abgegrenztes und doch inhaltreiches Dasein wohl fühlen könne.

Und nun das tägliche Leben in diesen Räumen; die frühen Morgenstunden mit ihrer großen, friedlichen Stille und Einsamkeit, so recht gemacht zu den liebsten und ernstesten Studien und Arbeiten! Da schimmert im Sommer das Frühroth durch die Lindenzweige auf den Schreibtisch; da glitzern im Winter die Eiskrystalle der Fenster im Licht der Lampe, dann knistert das Feuer im Ofen und von draußen gucken die Sterne vor Frost zitternd herab in den friedensvollen behaglichen Raum. Darauf folgt dann der Tag mit seiner rastlosen Arbeit und Sorge, mit all seinen Gängen und Fahrten, durch die Stadt, über Land, so daß kaum über die Essenszeit eine Ruhestunde übrig bleibt. Und dann endlich die beste Zeit des Tages, der rechte Feierabend für den müden Leib und den müden Kopf: das tiefe Ausruhen im bequemen Stuhl, am Tisch mit der Lampe, die Cigarre im Munde; die Kinder daneben mit ihren Spielen, ihrer Lectüre, ihrem Plaudern, die Frau mit ihrer Arbeit und zahlreichen Neuigkeiten; zuweilen ein alter Freund, dem das Zimmer nicht zu räucherig und der kleine Kreis nicht allzu schlicht und eintönig war, der plaudernd und theilnehmend, selber anspruchslos an diesem anspruchslosen Leben Behagen fand — so hatte Rohde auch dies alles sich ersehnt, so brauchte er's, wenn man ehrlich sein und an die Mühen und Sorgen seiner Tage denken wollte, und so hatte er's erreicht und lebte von einem Tage zum anderen. Die Kinder fühlten sich wohl zufrieden, die Gattin hatte sich mit guter Manier gefügt und ließ es zu Zeiten freilich nicht an launigen Bemerkungen und Scherzen, aber auch nicht leicht an sich selber fehlen. Und auch die Freunde stellten sich ein, bald dieser, bald jener, und Alles war Frieden und Behagen.

Das war also so fortgegangen von einem Jahr zum andern und hatte sich gewissermaßen consolidirt und eine Art von Berechtigung erhalten. Man lachte hie und da über diese Ruheseligkeit und dies Philisterium, aus denen Rohde sich immer seltener losreißen mochte, zu Gunsten einer größeren Geselligkeit; man neckte ihn damit und bedauerte zuweilen in launiger Weise Frau Anna, daß auch sie sich zu solchem Leben verstehen solle. Aber wenn man den Menschen ins Herz gesehen und ihre rechte Meinung vernommen hätte, so dürfte man schon gespürt haben, wie bei Manchem hinter dem Scherz und der Neckerei sich etwas wie ein leiser Neid über ein so stilles und gutes, gesichertes und trotz aller Einförmigkeit innerlich freundliches, ja reiches Leben verbarg, und wie mancher Andere nicht diese Menschen, sondern sich selber bedauerte, daß ihm andere Verhältnisse und andere persönliche Geartung das gleiche Leben unmöglich machten.

Neuerdings, und wenn man genau zusah und nachrechnete, erst im Laufe des letzten Sommers, ja besonders erst seit dem Herbst, war leider eine Veränderung eingetreten, welche von den Hausgenossen selber vielleicht weniger gespürt und empfunden wurde, als von ihren alten Bekannten und Besuchern. Rohde erschien nicht nur noch stiller und verschlossener als je zuvor, sondern er zeigte sich auch ersichtlich müder und ruhebedürftiger in seinen Mußestunden, als man es bis dahin wahrgenommen hatte. Den Zerstreuungen und der Geselligkeit außerhalb seines Hauses ging er noch entschiedener aus dem Wege als sonst, und daß er, wie wohl bisher hin und wieder, einen alten Freund Abends mit nach Hause gebracht oder einen anderen zu einer Wiederholung seines Besuches aufgefordert hätte, kam kaum noch vor. Die Abende wurden noch viel einsamer als sonst und zwar um so mehr, als selbst Anna sich gegenwärtig nicht selten von ihnen ausschloß; sie war, wie wir schon anführten, ihrerseits zerstreuungs- und vergnügungslustiger geworden. Sie sei sich das selbst schuldig, erklärte sie das wohl einmal gegen die Bekannten, ja auch gegen den Gatten selber. Es sei mit ihm nicht mehr auszukommen, man gehe in dieser Eintönigkeit und Einförmigkeit, in dieser Regungslosigkeit ganz zu Grunde. Und wenn das auch scherzhaft klingen

sollte — es war, und hier zeigte sich auch ihre eigene Veränderung, nicht mehr der alte gutmüthige Scherz, der nur halb ernste Vorwurf und Tadel. Nun, diese Scherze klangen und trafen empfindlich und schier vorwurfsvoll; sie hatte, weniger fügsam, ja ungeduldig und zuweilen unfreundlich, alles Mögliche zu klagen, zu verwerfen, auszusetzen, und fragte immer weniger nach des Gatten Behagen, nach seinen Wünschen.

Schon die Erklärung, welche sie für die Vereinsamung ihres Hauses und für des Gatten persönliche Veränderung anführte, zeugte nicht blos von Unfreundlichkeit, sondern auch von einer Art wirklichen Zwiespalts. Wie denn ein Mensch von solcher politischen Gesinnung, in einer solchen Stellung zu den erhebenden Ereignissen der Gegenwart, verlangen oder erwarten könne, sagte sie wohl einmal fast wegwerfend und mit zusammengezogenen Brauen, daß die alten Bekannten sich noch zu ihm halten sollten? Und wenn er hier so starr und trotzig, so verblendet sei, fügte sie hinzu, werde er im übrigen, im Leben des Tages immer weicher und schwächer. Es sei ganz entschieden jener Lebrecht'sche Fall, der ihn so entsetzlich deprimirt habe. Sie begreife das nicht. Es sei ein haarsträubendes Verbrechen und für Rohde möge seine dadurch veranlaßte Thätigkeit eine sehr peinliche gewesen sein. Aber dergleichen könne am Ende alle Tage vorkommen. Es sei seine Pflicht und sein Amt, und der Mann müsse dem männlich genügen, wenn er nicht als zu schwach erscheinen wolle.

Ueber diese letztere Anschauung haben wir nichts hinzuzufügen; daß der Fall den Arzt tief ergriffen hatte, sagten wir schon und war, seiner Natur gemäß, auch ganz begreiflich. Daß aber die Erschütterung auch jetzt, nach Wochen, ihn noch durchdringe und ihn gewissermaßen lähme — das war denn doch mehr, als Andere glauben mochten und konnten. Im Gegentheil, gerade Malsberg, der dem Arzt in jenen ersten ergreifenden Momenten stets zur Seite gewesen und seitdem in einer, schier täglich sich herzlicher gestaltenden Verbindung geblieben war, wußte sicher genug, daß die Sache Rohde, wie man zu sagen pflegt, nicht ein haarbreit mehr nachging als einem Jeden, der auf die noch immer fortgesetzte Untersuchung sah und die endliche Entdeckung der Thäter hoffte.

Anna's Erklärung der steigenden Vereinsamung dagegen mochte etwas Wahres enthalten. Rohde war von jeher, um es kurz zu bezeichnen, ein Mann der entschiedenen Linken und daher auch in den letztverflossenen Jahren in Opposition gegen die Regierung und ihr System gewesen, kein thätiger und so zu sagen lauter, aber ein fest in seiner Ueberzeugung begründeter und nicht minder fest zu derselben stehender Politiker. Nun war man, wie die Leser erfuhren, zum Jahre 1866 gelangt, wo Preußen Oesterreich mit wenigen gewaltigen Schlägen darnieder und die Zustände Deutschlands von Grund aus über den Haufen warf. Zu Anfang, als das Kriegswetter zuerst am Horizont erschien und finsterer und finsterer heraufquoll, gab es bekanntlich Viele, die, unüberzeugt durch den officiellen Lärm, dem Kommenden mit tiefer Sorge und schwerem Zweifel entgegenblickten und diesen Krieg, mochte er enden wie er wollte, schon an und für sich einen der traurigsten nannten, welche jemals über das unglückliche Deutschland hereingebrochen waren. Wer ernsten und offenen Auges in die Zeit und auf die Ereignisse blickte, mußte sich wohl die Frage vorlegen, ob die für Preußen und Deutschland nothwendige Umwandelung wirklich *nur* durch einen solchen Krieg und durchaus nicht auf friedlichem Wege zu erreichen gewesen wäre, wenn man es in Preußen verstanden hätte, sich den außerordentlichen Stimmungswechsel zu Nutze zu machen, der sich in den letzten fünfziger und ersten sechziger Jahren in ganz Deutschland zu Preußens Gunsten bemerklich machte.

Später schwiegen solche Fragen, solche Bedenken, solche Trauer im Lande fast überall vor den allerdings ganz wunderbaren Erfolgen und gewaltigen Siegen, und es waren nur Wenige, welche sich gleich Rohde nicht blenden noch täuschen ließen über das, was geschehen war und in der Zukunft — nicht geschehen konnte, sondern geschehen mußte. Daß diese Wenigen zumal jetzt, wo überall die heimkehrenden Sieger gefeiert wurden, sehr allein und einsam standen, ist begreiflich genug, und ebenso versteht es sich, wie es ihnen, und also auch wieder Rohde, wenig

nützte, daß sie, zumal in solcher Gegenwart und unter solchen Verhältnissen, mit ihrer nun einmal befestigten Anschauung sich zurückzogen und die Dinge ihren Gang nehmen ließen. Selbst die alten Freunde und Gesinnungsgenossen schauten mißtrauisch und unmuthig auf sie, und die rechten Heißsporne nannten sie beinahe Verbrecher und Verräther. Das ist jene tyrannische Unduldsamkeit und jener nicht minder tyrannische, jeden Mann von Geist und Herz anekelnde Eigendünkel, welche sich zu solchen Zeiten einzustellen und breit zu machen pflegen, und ein schlimmes Zeichen für die vorhandene „Freiheit," und ein noch schlimmeres für die Solidität und Dauer der neuen, vielgepriesenen Zustände bilden!

In diese Zustände und Verhältnisse war Malsberg eingetreten und lernte sie nicht nur durch die Andeutungen und Mittheilungen gemeinsamer Bekannter, sondern auch mit eigenen Augen kennen, als er häufiger und häufiger im Hause des Arztes erschien und sowohl seinen Besuch willkommen sah als sich auch selber in diesem Kreise heimisch und behaglich zu fühlen begann. Es mußte in den beiden Männern etwas tief Verwandtes geben, das sie so schnell und herzlich einander näherte und sie so freunlich mit einander verband; das Rohde dem neuen Freunde gegenüber niemals still und müde bleiben, sondern sich mit ungewöhnlicher Frische und Heiterkeit erschließen und hingeben, das den jungen Rath so viel Geschmack gerade an einer so engen Häuslichkeit, an einem solchen schlichten Kreise, an so einfachen Unterhaltungen finden ließ.

Als Anna ihn bei seinem ersten Abendbesuch in ihr Wohnzimmer hinüberführen wollte, lehnte er das — ersichtlich zu Rohde's größter Befriedigung — lächelnd ab. „Lassen Sie mich nur gerade hier, bei Ihnen, bei den Kindern," sagte er mit einem freundlichen Blick auf die Letzteren. „Ich fürchte nicht, daß ich die Kleinen störe, sondern ich hoffe, bald mit ihnen gut Freund zu werden. Solch ein Zirkel weckt so freundliche Erinnerungen in mir. Mein Vater hielt es vordem mit uns ungefähr eben so, und es waren gute Stunden."

„Ich mache Ihnen mein Compliment für so bescheidene Ansprüche," meinte sie nicht ohne Spott. „Der Hauptgrund ist aber doch wohl, daß Sie Ihre Cigarre — hier lieber rauchen als im Damenzimmer."

Er lachte. „Das auch," versetzte er. „Ein weiterer Grund aber wird in Ihren Augen vielleicht noch viel bedenklicher sein. Das Damenzimmer macht den kleinsten Kreis sogleich zu einer Art von „Gesellschaft," zu der man nicht leicht uneingeladen erscheint und für die man sich auf allerhand Ansprüche vorbereiten muß, sei es auch nur in der Unterhaltung. Da geht es mir aber wie hier Ihrem Herrn Gemahl. Sie glauben nicht, welche Sehnsucht so ein abgeschaffter Mensch in solcher Abendstunde nach Ruhe und Anspruchslosigkeit hat!"

„Noch einmal mein Compliment!" sagte sie im vorigen Tone. „Eigentlich ist diese euere Angst vor Ansprüchen an eueren Geist aber höchst komisch und seltsam, ja sie könnte sogar fast einen eigenthümlichen Verdacht erwecken. Uns werft ihr gern vor, daß wir uns am besten in hausbackener Unterhaltung gefallen und ihr —"

„Wir," unterbrach der Gatte sie launig, „sind eben der Ueberzeugug, daß dein ‚Geist' ein höchst obstinater Gesell ist. Herauszwingen läßt er sich nicht und gegen Ansprüche wehrt er sich hartnäckig. Läßt man ihm aber seine Freiheit, so kommt er von selber zu Platz. Und somit — ich gebe dem Rath völlig recht! — lasse uns hierbleiben. Du wirst deine Freude an uns haben."

Anna mußte später wohl zugestehen, daß der Abend wirklich ein recht heiterer geworden war, für die Männer, für die Kinder, für sie selbst. Alle hatten sich sichtbar wohl gefühlt. Und das wiederholte sich fortan, wie wir wissen, nicht allzu selten, und auch sie selbst fand mehr und mehr Geschmack an dem neuen Bekannten. „Er ist für Rohde so wohlthätig —" erklärte sie das.

Daß dies auch für sie, zumal in Ansehung ihrer Stellung zu dem Gatten hätte sein können, das zog sie freilich nicht in Rücksicht. Es änderte sich hier nichts, und Malsberg hatte mehr als eine jener seltsamen Scenen zu beobachten, wo der Scherz in Anna's Worten ihn nicht über die kaum hinter demselben versteckte Schärfe, über den bitteren Ernst täuschte; wo er

die Frau nicht begriff, die, er verstand nicht weshalb, mit all ihrem Herzenstact das Richtige nicht treffen wollte oder konnte, und den Unfrieden anscheinend schier gewaltsam in ihr stilles Haus hineinzerrte, und auch über den Mann den Kopf schüttelte, der mit einer Art von Indifferenz die Angriffe gar nicht zu beachten schien und sich seiner Frau gegenüber überhaupt in einer Gleichgültigkeit gefiel, die von einer so anspruchsvollen Natur wohl als Rücksichtslosigkeit und Egoismus bezeichnet und verdammt werden konnte.

Die Freunde und ihr Geschick, ihre Zukunft fingen an, den jungen Mann auf das ernstlichste zu beunruhigen. Er sann über die Gründe nach, die so unbehagliche und gefährliche Zustände hervorgerufen haben könnten, und er grübelte über die Hülfe, die man den beiden Menschen leisten könnte und müßte. Aber er fand nichts, was ihm genügt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon's I. Schwestern.

Von

S. Sugenheim.

I.

Elise Marianne Bonaparte, des großen Corsen älteste Schwester (geb. 3. Jan. 1777), verdankte, wie dieser seine Aufnahme in der adeligen Militärschule von Brienne, die ihrige im königlichen Conservatorium von Saint-Cyr (22. Juni 1784) dem nachgewiesenen Adel ihres Hauses. Denn nicht einer der 250 Plätze, die es in der genannten weiblichen Erziehungsanstalt für Töchter unbemittelter Familien gab, konnte im alten Frankreich Bürgerlichen zu Theil werden. Als Elise acht Jahr in dieser Stiftung der Frau von Maintenon geweilt, führte der Sturm der Revolution (Aug. 1792) deren Auflösung herbei; ihr thatsächlicher Vormund Napoleon wandte sich (1. Sept.) mit der Bitte an die Municipalbehörde des Orts, seiner Schwester die 352 Livres auszahlen zu lassen, die ihr nach dem neulich ergangenen Staatsgesetz gebührten, nämlich ein Livre für jede zurückzulegende Meile, um in seiner Begleitung nach ihrer Heimath Ajaccio sich begeben zu können, was auch sofort geschah.*

Ungefähr ein Lustrum später reichte Elise zu Marseille (5. Mai 1797) ihre Hand dem fast fünfzehn Jahr ältern (18. Mai 1762 geb.) Fürsten Felix Baciocchi, aus einer guten und vermögenden Familie Ajaccio's. Da sie unter den drei Schwestern Napoleon's, wie ihr Bruder Joseph** bezeugt, körperlich wie geistig dem Imperator am ähnlichsten war, also auch mehr ausdrucksvolle denn schöne Züge und nur eine Mitgift von 40,000 Francs hatte, war die Verbindung mit dem genannten damaligen Bataillonschef im Dienste der Republik durchaus keine unvortheilhafte für Mademoiselle Bonaparte. Auch war Felix ein sehr schöner Mann, der sich durch seine militärische Pünktlichkeit und die treffliche Haltung seiner Leute, sonst aber nur durch unüberwindliche Trägheit auszeichnete. Als junger Mensch, als er noch Offizier im Regiment Royal-Corse war, hatte er die Uhr immer neben seinem Bette liegen; aber er blieb stets in diesem, bis die letzte Minute ihn an den Dienst mahnte. Wahrscheinlich wußte Napoleon das und versagte zum Theil auch deshalb die von Mutter und Schwester erbetene Einwilligung zur fraglichen Heirath. Die beiden wußten sich aber zu helfen; während der Obergeneral der italienischen Armee zu Leoben über die Friedespräliminarien mit den Oesterreichern unterhandelte, empfing er dort die unerwartete Mittheilung aus Marseille: da man auf bezügliche frühere Briefe bis jetzt keine Antwort erhalten und nicht zweifle, daß diese bejahend lauten werde, habe man einstweilen Hochzeit gehalten. Da wäre der Protest allerdings nicht mehr zeitgemäß gewesen.

Bald nachdem ihr dritter Bruder Lucian Mitglied des Raths der Fünfhundert geworden, kam Elise (1798) mit ihrer Familie nach Paris, wo sie durch ihre Vorliebe für Wissenschaften und Künste sich auszeichnete, in kurzem als eifrige Be-

---

* Taschereau, Revue rétrospective T. IV, p. 330 sq. (Paris 1834).

** Mémoir. & Correspond. publ. p. Du Casse I, 65.

schützerin derselben glänzte. Ihr Haus wurde Sammelplatz der bedeutendsten Gelehrten, Schriftsteller und Künstler der Hauptstadt, zumal seit dem 18. Brumaire; namentlich Boufflers, Laharpe, Fontanes und Chateaubriand gehörten zu seinen häufigen Besuchern, zu denen, die dieser Schwester des ersten Consuls viel verdankten. Nachdem Letzterer sich in den Kaiser der Franzosen verwandelt, begann natürlich auch für Elise und deren Gatten ein neuer Aufschwung ihres Lebens. Napoleon hatte diesem kurz nach seiner Heirath die Beförderung zum Obersten des 26. leichten Infanterie-Regiments verschafft und sandte ihn jetzt (Juni 1804) ins Ardennen-Departement, um die Präsidentschaft des dortigen Wahlcollegs zu übernehmen; Felix wurde von demselben zum Senatscandidaten erkoren und nicht lange darauf (29. Decbr. 1804) zum Mitglied dieser Körperschaft ernannt, dann zum General und Offizier der Ehrenlegion. Im nächsten Frühjahr (18. März 1805), noch vor ihres Bruders Krönung in Mailand (26. Mai), welcher Elise in außerordentlichem Kleider- und Diamantenprunk beiwohnte, ward sie von Jenem mit dem Fürstenthum Piombino beschenkt, bald darauf (24. Mai) mit dem weit belangreicheren von Lucca, mit welchem im folgendem Frühling (30. März 1806) das Herzogthum Massa-Carrara und Theile der weiland modenesischen Landschaft Garfagnana vereint wurden, so daß Elisens Gebiet jetzt gegen 180,000 Einwohner zählte.

Es war keineswegs zumeist brüderliche Liebe, die den gewaltigen Soldatenkaiser dazu bestimmte, sondern Rücksicht auf gesunde Politik und Frankreichs Interesse. Das kleine Fürstenthum Piombino, welches einst mit der nordwestlichen Maremma der Republik Pisa, jetzt aber seit einigen Jahren (1801) den Franzosen gehörte, bot nämlich wegen seiner Lage mitten in Toscana und seiner Entfernung von den übrigen italienischen Bestandtheilen des Kaiserreichs der Verwaltung nicht geringe Schwierigkeiten, heischte aber Beachtung wegen der durch dasselbe vermittelten bequemen Verbindung mit Corsica und Elba. Wie Venedig und Genua, war auch (1799) der alte Adelsfreistaat Lucca der Franzmänner Beute geworden, die dort ein gemäßigt republikanisches Regiment etablirten. Aber nach Proclamation des Kaiserreichs war auch in diesem Theile der Halbinsel die Zeit der Republiken vorüber. Wie Genua's Doge, Girolamo Durazzo, als Napoleon zur Krönung sich in Mailand befand, natürlich aus eigenem Antrieb, ihm vorstellen mußte: er möge in seiner Gnade die Bitten des ligurischen Volkes erhören und dessen unselig isolirter Lage durch Vereinigung mit Frankreich ein Ende machen, was auch sofort geschah, ward auch dem lucchesischen Abgesandten Belluomini dort dasselbe durch den Kaiser und Talleyrand sehr verständlich angedeutet. Demgemäß überbrachte eine lucchesische Deputation Jenem (23. Juni 1805) zu Bologna das Resultat einer im Anfange dieses Monats im ganzen Herzogthum innerhalb dreier Tage stattgefundenen Volksabstimmung, bei der freilich, nach Maßgabe der bezüglichen Bekanntmachung die, die unendliche Mehrheit bildenden, Schweigenden als Zustimmende gezählt wurden, mittelst welcher die „lucchesische Nation" des Kaisers älteste Schwester und deren Gatten fortan zu Regenten verlangte. Schon Tags darauf erhörte Napoleon auch diese Bitte; in der neuen Verfassung, mit welcher er wieder am nächsten Tage (25 Juni) die Lucchesen beschenkte, gelang es der Schlauheit ihrer Abgesandten und deren nicht gesparten Handsalben, der werthvollen Bestimmung Aufnahme zu verschaffen, daß Jene von der französischen Conscription befreit bleiben sollten.* Nach kaum drei Wochen (14. Juli) nahmen die beiden Ehegatten Besitz von ihrem Staate, welchen sie übrigens als französisches, nur in Elisens Nachkommenschaft sich vererbendes Mannlehen empfingen; Felix ward Prinz des Kaiserreichs.

Allerdings wurde die Regierung im Namen des Prinzen, unter der Oberaufsicht des Generals und Senators Hedouville, in der officiellen Eigenschaft eines außerordentlichen kaiserlichen Ambassadeurs, geführt, aber die Leitung aller öffenlichen Angelegenheiten lag doch hauptsächlich in Elisens Hand. „Nicht etwa (sagt ein neuerer Geschichtschreiber Lucca's, der nachmalige bourbonische Staatsminister Mazzarosa), als hätte es dem Fürsten Baciocchi

* Repetti, Dizionario geogr. storico della Toscana T. II, p. 869.

an Fähigkeit und Mitteln gefehlt, das Land gut zu verwalten; daß er diese besaß, bewies er überzeugend genug, als er eine Zeit lang allein die Dinge lenkte.“ Aber Elise war des Kaisers ihm, wie erwähnt, am meisten gleichende Schwester, ragte darum ebenso sehr durch ihren Geist hervor, als sie dessen gar wenig durch ihr Aeußeres sich rühmen konnte, und hatte namentlich ebenso den Willen wie Geschick zum Handeln. Wie sie handelte, bezeugen heute noch die Lucchesen, die ihre Zeit gesehen haben, bezeugt die Geschichte, die ihr ein ehrenvolles Denkmal setzte. „Die Regierung der Baciocchi ist vorüber,“ sagt Mazzarosa, „aber die Erinnerung an dieselbe ist geblieben, ja sie wird stets lebendig und ruhmvoll bei den Lucchesen bleiben, welche die menschlichen Handlungen zu würdigen wissen, bei denen, die dem Guten das verdiente Lob zollen und beim Schlimmen in Abrechnung bringen, was den Zeiten vielmehr und den Umständen als unlauteren Absichten beizumessen ist.“ Zwei Aussprüche desselben Historikers über Elise zumal geben die Hauptzüge des Bildes der Regentin. „Sie war,“ sagt er, „voll Geist, voll Thätigkeit, voll guten Willens.“ Und später: „In der Wahl der Personen besaß sie (wie ihr großer Bruder) seltene, nie fehlgehende Meisterschaft.“

Elise fand viel zu thun in Lucca. Die alte Republik war seit fast zwei Jahrhunderten (1627) zu einer so engumgrenzten Aristokratie eingeschrumpft, daß man vor etwa vierzig Jahren (1768) durch das rasch fortschreitende Aussterben der allein zur Theilnahme an der Regierung berechtigten Familien sich genöthigt gesehen, den hermetisch geschlossenen Kreis derselben erheblich zu erweitern und später (1787) noch fernere diesfällige Vorkehrung zu treffen. Die Stätigkeit und Ordnung, welche diese Oligarchie dem lange so stürmisch bewegten Gemeinwesen gereift, hatten allerdings unleugbare Vortheile, aber doch auch all die schlimmen Folgen jener Stagnation und Isolirung gehabt, vor welchen, abgesehen von den nachtheiligen Einflüssen eines solchen Kastenwesens, ein so kleiner Staat sich am wenigsten zu retten vermag. Darum war hier gar viel zu reformiren und die Fürstin legte sogleich rüstig Hand ans Werk. Schon hatte sie mit der durchgreifenden Verbesserung der Gesetzbücher und der Rechtspflege begonnen, als von Paris her die Einführung des Code Napoleon befohlen ward, welcher für Italiener allerdings mancher Modificationen bedurft hätte, aber im ganzen doch von recht wohlthätigem Einflusse sich erwies. Von noch weit wohlthätigerem war aber die von Napoleon ebenfalls befohlene Einziehung des ungeheuren Grundbesitzes der Klöster und sonstigen geistlichen Körperschaften. Denn die fünfzehn Mönchs- und siebzehn Nonnenklöster, die es damals im Lucchesischen gab, waren gleich den übrigen kirchlichen Genossenschaften meist reich begütert; hauptsächlich durch Säcularisation und Verkauf ihrer Grundstücke rc. erwarb Elise ein Domanial-Vermögen von mehr als zwanzig Millionen Francs, ward sie in den Stand gesetzt, ihrem Ländchen so große Verbesserungen zuzuwenden, ohne die Abgaben in demselben drückend zu machen.

Die Wohlthätigkeits-Anstalten und Gefängnisse, — eines der größten Klöster ward zum Hauptgefängniß eingerichtet —, das Erziehungswesen der höheren Stände wie die Elementarschulen für das Volk und namentlich die erbärmlichen in den Landgemeinden, Ackerbau, wie Handel und Industrie erfreuten sich gleichmäßiger Beachtung und verständiger Umgestaltungen. Besondere Aufmerksamkeit schenkte Elise den Spitälern und Armen, dem Straßen- und Wasserbauwesen; alle vorhandenen Chausseen und Wege wurden wesentlich verbessert, viele neu hergestellt, so z. B. ward an einem Tage die Anlage von vier großen Hauptstraßen begonnen, die östlich und südlich nach Toscana, westlich nach Genua, nördlich nach der Garfagnana führten. Die reizenden Anlagen im Thale der Lima bei den lucchesischen Bädern entstanden damals. Was die Republik seit Jahrhunderten oft, aber stets vergeblich geplant, Lucca's ausreichende Versorgung mit trinkbarem Wasser, ward von der Fürstin rüstig in Angriff genommen, die Herstellung der großen, von dem zwei Meilen von der Stadt entfernten Dorfe Vorno nach derselben geführten Wasserleitung von ihr begonnen; nur wegen des inzwischen erfolgten politischen Umschwunges auf der Halbinsel mußte Elise die Vollendung dieses bedeutenden Werkes der nachmaligen bourbonischen Regierung überlassen. Ebenso that sie ungemein viel zur Förderung der

Wissenschaften und schönen Künste, zur Sicherung einer trefflichen Justizpflege, zur Vermehrung des städtischen Wohlstandes u. s. w. „Sie schrieb sich, und mit Recht," sagt Mazzarosa, „die Regeneration dieses Landes zu, für welches sie wahre Mutterliebe empfand." Aber auch die Theile ihres Staates, um welche sie sich nicht solch' eminente Verdienste wie um Lucca und dessen früheres Gebiet erwarb, hatten ihr viel zu danken. So z. B. Massa die Erbauung einer schönen Chaussee nach Carrara und letztere Stadt die Gründung der „Banca Elisiana" (25. Mai 1807). Das war eine mit 300,000 Francs dotirte Hülfskasse zur Unterstützung der dortigen Akademie der Wissenschaften und namentlich der Bildhauerkunst, sowie behufs zweckmäßigerer und leichterer Ausbeutung der dasigen altberühmten Marmorbrüche — schon zu Julius Cäsar's Zeiten sollen sie existirt haben — zur Erlösung ihrer Besitzer und Arbeiter von dem seitherigen, nur zu oft höchst drückenden Joche gewissenloser Wucherer. Es ist darum von den Carraresen auch überaus schmerzlich empfunden worden, als mit Elisens Herrschaft (1814) auch diese wohlthätige Stiftung derselben ihr Ende erreichte.* Gar Manches würde sich noch weit vortheilhafter gestaltet haben, hätte nicht ewig ein Streit zwischen Jener und dem Kaiser gewaltet, welch' Letzterer in Allem, was sich auf Italien bezog, nur die Interessen Frankreichs oder seine persönlichen im Auge hatte, während Elise die ihres Ländchens zu wahren suchte. Und mannhaft hat sie den Streit bestanden, so daß sie dieses bis zum letzten Moment vor der menschenfressenden Conscription bewahrte, welche mehr denn irgend etwas den Haß der Italiener gegen Napoleon's I. Herrschaft geweckt und geschürt hat.

Nachdem Felix und Elise fast vier Jahre lang in Lucca, wo sie dem vom berühmten Bartolomeo Ammanato (1578) begonnenen und erst nach anderthalb Jahrhunderten (1729) vollendeten Herrschersitz reichen Schmuck und dem Platz vor demselben seine gegenwärtige Gestalt gaben, Hof gehalten, vertauschten sie (1. April 1809) diese Residenz mit jener der Medici, dem Palast Pitti in Florenz. Denn der Kaiser hatte ihr (von Felix ist in dem bezüglichen Decrete vom 3. März 1809 gar nicht die Rede) auch das General-Gouvernement Toscana's mit dem Titel einer Großherzogin verliehen. Sie hatte im Grunde davon aber auch fast weiter nichts als den Titel, einige honoräre Functionen und den äußeren Pomp. Die Präfecten von Florenz, Livorno und Siena empfingen nämlich ihre Befehle vom kaiserlichen Minister des Innern, wie der Chef des Generalstabs die seinigen vom Kriegsminister, obgleich Felix Baciocchi nominell das Commando über die Division führte. Elise vermochte deshalb nur wenig in allen administrativen Dingen und daher rührt es, daß sie in Toscana lange nicht den Ruf und die dankbare Liebe hinterlassen hat, welche ihr die Bevölkerung des kleinen Staates bewahrte, in welchem sie Quasi-Souveränin war. Doch hat sie auch in Toscana überall, wo sie konnte, verständig, billig, vorsorglich gehandelt, Manches gemildert, was ohne ihr Dazwischentreten weit mehr verletzt haben würde. Freilich hatte sie auch ihre Schwächen und Fehler, die aber mehr die des Weibes als der Fürstin gewesen sind. Sie war nämlich ungleich, leicht beweglich, heftig, fremdem und verschiedenartigem Einflusse zugänglicher, als für sie selbst und das Land ersprießlich sein mochte. Aber ihr scharfer Verstand und ihr lebhaftes Rechtsgefühl leiteten sie doch bald wieder auf den richtigen Pfad, wenn sie fehlgegriffen oder sich übereilt hatte. Sie verstand daneben in seltenem Grade die Anhänglichkeit ihrer Beamten und Diener zu gewinnen. Entschlossen und rasch heischte sie Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit, Gehorsam, lohnte aber auch in demselben Maße durch Wort und That.

Ihr Hof war, den Verhältnissen gemäß, glänzend. Sie liebte Feste und Luxus, und die Eleganz der Tracht und des Lebens wie noch viele andere wichtigere Dinge, wie zumal der wahre Fortschritt der Civilisation mittelst geselliger Annäherung der Stände, haben durch ihren Impuls, ihr Beispiel und ihre Aufmunterung auch in ihrer neuen Hauptstadt wie in ihrer frühern unendlich gewonnen. Nicht schön, wie bereits bemerkt, denn ihre Züge waren zu männlich, glänzte sie doch durch den eminent

* Repeti a. a. O. I, 42. II, 870. Roncaglia, Statistica generale degli Stati Estensi I, 69. 281 (Modena 1849). Reumont, Beiträge z. italien. Gesch. IV. 394 f.

geistreichen Ausdruck derselben unter den schönen Frauen ihrer Umgebung, von denen mehr denn eine auch in Paris Aufsehen erregte. Sie liebte es, außer den Sprößlingen der alten und vornehmen Familien Toscana's und den durch ihre hohen Functionen dazu berufenen Franzosen, auch Solche im Palaste Pitti zu sehen, die durch die strengere Etikette ausgeschlossen gewesen wären. Mit der Coketterie des Geschlechtes vereinte Elise die Coketterie des Ehrgeizes; sie wollte des ihr zu Theil gewordenen glänzenden Looses werth erscheinen, dem Namen Napoleon kein Dementi geben. Sie empfand es darum auch tief, daß ihre Stellung in Florenz mehr Glanz als innern Halt hatte, und verzichtete schon deshalb nie völlig auf ihre lucchesische Residenz, noch auf jenes anmuthige Lustschloß Marlia, welches sie mit seinen drei Miglien umfassenden Parkanlagen inmitten des herrlichen von grünen Hügeln begrenzten Serchiothales geschaffen hatte. Wenn sie sich dahin begab, sagte sie: „Hier ist mir wohl, denn ich glaube inmitten meiner Familie zu sein; doch stille, daß es der Kaiser nicht erfahre."

Die Eintracht in der Familie des Letztern stand zur Zeit ihrer Größe und ihres Glanzes bekanntlich auf nichts weniger als festen Füßen. Namentlich zwischen dem Imperator und seinem zweiten Bruder Lucian setzte es viel Streit, mehr noch als durch den unabhängigen Charakter, oder vielmehr die ausgeprägte Frondeurnatur desselben, durch seine plebejischen Heirathen. So hatte Lucian wegen seiner zweiten Vermählung mit der Wittwe eines Wechselagenten, zur Zeit als Napoleon schon stark auf das Kaiserthum lossteuerte, im Zerwürfniß mit ihm Paris abermals (April 1804) verlassen und sich schmollend nach Rom zurückgezogen. Dies Mißverhältniß zwischen dem Kaiser und dem begabtesten seiner Brüder empfand wohl am schmerzlichsten ihre Schwester Elise, deren scharfer Verstand sehr bald erkannte, daß es ein Unglück für die ganze Familie, daß kein anderer ihrer Brüder so geeignet wie Lucian sei, einer der festesten Pfeiler des neuen Thrones zu werden. Darum bemühete sie sich angelegentlichst, eine Aussöhnung zwischen den Brüdern zu erreichen, und schrieb, als auch der Imperator, von derselben Ueberzeugung erfüllt, sie lebhaft wünschte, aus Marlia an Lucian (20. Juni 1807) ein sie nicht wenig ehrenden Brief,* dessen wesentlicher Inhalt hier eine Stelle finden mag:

„Es sind dir Anträge gemacht worden, (Napoleon hatte ihm die Krone Portugals, auch die Hand des Prinzen von Asturien für seine älteste Tochter, jedoch nur unter der Bedingung angeboten, daß er sich von seiner zweiten Frau trenne), die du noch vor einem Jahre wohl augenblicklich angenommen haben würdest, jetzt aber verwirfst. Siehst du denn nicht ein, lieber Lucian, wie das einzige Mittel, die dir so widerwärtigen Adoptionspläne (bezüglich Eugen's Beauharnais auch als Erben des Kaiserthrones) zu vereiteln, darin besteht, daß der Kaiser eine Familie habe, über welche er ganz nach Belieben verfügen kann? Wenn du in seiner Nähe bleibst, oder einen Thron von ihm empfängst, wirst du ihm nützlich werden, er wird deine Töchter verheirathen und so lange er in seiner eigentlichen Familie die ihm nöthigen Werkzeuge zur Ausführung seiner Entwürfe findet, sie nicht unter Fremden suchen. Dem Herrn der Welt darf man sich nicht wie Seinesgleichen gegenüberstellen; hat uns auch die Natur zu Kindern eines Vaters gemacht, so machten uns doch seine Wunderthaten zu seinen Unterthanen. Denn wiewohl Fürsten, haben wir doch nur Alles von ihm; ein edler Stolz ist's, das rückhaltslos zu bekennen, und mich bedünkt, daß unser größter Ruhm darin bestehe, durch unsere ganze Regierungs- und Handlungsweise klärlich darzuthun, daß wir seiner und unseres Hauses würdig sind. Denke also, lieber Lucian, über die dir gemachten Vorschläge nochmals reiflich nach. Wie glücklich würden unsere theure Mutter und wir Alle sein, wenn die Eintracht in unsere Familie zurückkehrte! Lieber Lucian, gebe nach, um unseretwillen, die wir dich so sehr lieben, um des Volkes willen, dessen Beherrschung mein Bruder dir anvertrauen will, dessen Glück du begründen wirst und zürne mir nicht wegen dieser Sprache der Wahrheit." Sie verhallte ungehört; die Brüder blieben entzweit bis die Katastrophe über die Napoleoniden hereinbrach.

Am frühesten wurde Elise von ihr ereilt und zwar durch den Verrath ihres eigenen Schwagers Murat, durch dessen

* Bei Du Casse a. a. O. T. IV., p. 11.

Schuld ganz Mittel-Italien bekanntlich schon vor dem Einzuge der Verbündeten in Paris für die Franzosen verloren ging. Bereits zwei Monate vorher (31. Januar 1814) ward sie von Murat's Truppen aus Florenz vertrieben, hielt sich aber noch sechs Wochen lang in Lucca, bis eine vor Livorno erschienene englische Flotte sie zwang, auch dieses zu verlassen, wenn sie den einzigen noch offenen Weg, den nach Genua, sich nicht versperrt sehen wollte. Der Abschied der Lucchesen (14. März) von ihrer „Semiramis", wie einer der geistreichsten Zeitgenossen (Talleyrand) Elise nicht übel genannt hat, war ein sehr bewegter. Unter dem Namen einer Gräfin von Compignano, welchen sie von einem Besitzthum zwischen Lucca und Viareggio annahm, begab sie sich nach Napoleon's Abdankung zunächst nach Bologna. Während der hundert Tage ward sie aber genöthigt, Italien zu verlassen, worauf ihr ein Aufenthalt im Innern der österreichischen Staaten angewiesen wurde. Achtzehn Monate lang weilte sie in Brünn, dann gestattete ihr Metternich, in Triest sich niederzulassen. Während des Winters wohnte sie in dieser Stadt, in welcher sie, vermöge ihres großen Reichthums, ein bedeutendes und angenehmes Haus ausmachte, in Gesellschaft ihrer jüngsten Schwester und ihres jüngsten Bruders, des Exkönigs von Westphalen, im Sommer aber auf der dicht dabei befindlichen, von ihr angekauften Villa Campamarzo. Doch ist sie nicht dort, sondern auf einer andern, ihr ebenfalls gehörigen, der Villa Vicentina bei Aquileja in Unter-Friaul, von sämmtlichen Geschwistern zuerst, kaum 44jährig, an einer Brustentzündung (7. Aug. 1820) in den Armen ihres Gemahls und ihres genannten Bruders gestorben, für welch Letztern ihr Tod ein um so empfindlicherer Verlust war, da sie ihm in seinen oft recht drückenden Geldnöthen häufig ausgeholfen.* Felix durfte im nächsten Jahre in Bologna sich niederlassen, woselbst er (December 1821) den großen und schönen Palast Ranuzzi erwarb, den er noch weit glänzender ausstattete; dort starb er auch (28. April 1841) 79jährig. Von den drei Kindern dieses Ehepaares gingen die beiden Söhne ihm im Tode voraus, so daß seine einzige Tochter (geb. 3. Juni 1806) alleinige Erbin des großen Vermögens wurde. Napoleone Elise, die in ihrer Kindheit „la petite Napoléon" genannt sein wollte, hatte erwachsen in dem männlichen Ausdruck der zu starken Züge, wie in der Haltung viel, was an den Kaiser erinnerte. Sie vermählte sich (1824) mit den Grafen Philipp Camerata zu Ancona und lebte nach lange unter dem zweiten Kaiserreich in Paris, wo ihr einziger Sohn sich (1853) erschoß, ohne daß man den eigentlichen Beweggrund erfuhr.

Pauline, des großen Corsen zweite Schwester (20. October 1780 geb.), verrieth schon in frühester Jugend, daß sie eine der glänzendsten Schönheiten ihrer Zeit werden würde. Als sie dreizehn Lenze zählte, mußte sie mit ihrer Mutter und der ganzen Familie vor Paoli und den Briten aus Ajaccio nach dem südlichen Frankreich flüchten. Dort sah sie Louis Stanislas Fréran, einer der Chefs der damals herrschenden Termidoristenpartei, als er (Oct. 1795) mit zwei anderen Regierungscommissären (Julian und Méchin) nach Marseille gesendet wurde, und verliebte sich sogleich sterblich in sie. Obwohl Pauline seine Leidenschaft erwiederte, ihm mündlich und schriftlich oft genug betheuerte: Paulette (wie sie von ihrer Familie genannt wurde) t'aimera autant que Pétrarque (einer der Lieblingsschriftsteller Fréron's) aimait Laure,* daß sie nie einem Anderen ihre Hand reichen werde; obwohl ihre Brüder, Napoleon und Lucian, welchen der damals so einflußreiche Mann ein recht willkommener Schwager gewesen wäre, mit demselben auf sehr intimem Fuß standen und Paulinens Wahl deshalb billigten, wurde doch nichts aus der Sache. Einmal, weil ihre Mutter und ihre Schwägerin Josephine sich dieser Verbindung aufs äußerste widersetzten, wegen einer früheren Liaison Fréran's mit einer anderen Schönen (ta maîtresse nennt sie Pauline in Briefen an den Geliebten, in welchen sie versichert, daß sie solche gar nicht beunruhige, denn je connais la droiture de ton coeur et approuve les arrangements

* König Jérôme und seine Familie im Exil. S. 161 (Leipzig 1870).

* Aus dem interessanten, von Taschereau, Revue rétrospective, T. III, p. 99 sq., veröffentlichten Briefwechsel Fréron's und Paulinens, welchem auch das Nächstfolgende entnommen ist.

que tu prends à cet égard), die nicht ohne solche Resultate geblieben, welche jene jetzt ältere Ansprüche auf seine Hand geltend machen ließen. Josephine schrieb ihrem Gemahl, daß seine Schwester, wie diese ihrem Herzensfreund (cara mia speme, idol mio, ti amo sempre e passionatissimamente; sie correspondirte nämlich halb französisch und halb italienisch mit ihm) in tiefster Betrübniß meldete, durch eine Heirath mit Fréron sich entehren würde. Ein noch größeres Hinderniß scheint aber aus der Thatsache erwachsen zu sein, daß des Letzteren Stern schon im nächsten Jahre (1796) in eben so raschem Sinken, als der Napoleon's in raschem Aufsteigen begriffen war, daß dieser die reizende Schwester damals nur einem einfluß-, oder mindestens geldreichen Manne, gönnte, wie er (11. Jan. 1796) seinem Bruder Joseph schrieb. Es ist darum auch wenig glaublich, daß er sie seinem damaligen Adjutanten Marmont, wie derselbe in seinen Memoiren prahlt, durch seinen genannten Bruder (1797) zur Lebensgefährtin habe antragen lassen, und daß derselbe ihre Hand ausgeschlagen, weit wahrscheinlicher vielmehr, daß der spätere Marschall und Herzog von Ragusa nicht der Geber, sondern der Empfänger eines Korbes, und daß dieser Hauptursache seiner tiefen Antipathie gegen die Napoleoniden gewesen, die schon lange vorhanden war, noch ehe sie sich zu äußern wagte.

Commandant der Besatzung von Marseille war damals der wackere Oberst Karl Emanuel Leclerc, dessen Huldigungen Pauline sich schon zur Zeit gefallen ließ, als sie ihrem Bruder Napoleon noch betheuerte, Fréron sei der Einzige, welchen sie lieben könne, kein Mensch auf der Welt werde sie verhindern, seine Briefe zu empfangen und seine Schwüre zu erwiedern, denn sie sei unfähig, mit den Umständen auch ihre Gefühle und Gesinnungen zu ändern. Freilich war sie schon damals (1796) so verständig, hinzuzufügen, daß sie trotzdem das Unglück ihres Lebens dem noch größeren vorziehen würde, sich ohne die Einwilligung eines Bruders zu verheirathen, welchen sie von jeher so zärtlich zugethan gewesen, und dadurch dessen Fluch zu riskiren. Diese schreckliche Aussicht erwies sich auch, als Fréron's Affairen immer mehr den Krebsgang nahmen, Leclerc von Napoleon, dem er schon von Toulon her vortheilhaft bekannt war, dagegen zur italienischen Armee berufen und (1797) zum Brigadegeneral befördert wurde, so überwältigend, daß Pauline es über sich gewann, noch in demselben Jahre diesem ihre Hand zu reichen. Von seinem Schwager, kurz nach dem 18. Brumaire, zum Divisionsgeneral ernannt, erst bei der Rheinarmee unter Moreau verwendet, dann (Febr. 1801) an der Spitze eines Heeres von 30000 Mann nach Portugal geschickt, um dessen Regierung zu nöthigen, der englischen Allianz zu entsagen, wurde Leclerc zehn Monate später (Decbr. 1801) mit 17000 Mann nach St. Domingo gesendet, um diese größte und werthvollste all ihrer westindischen Colonien den Franzosen wieder zu unterwerfen. Hier hatte nämlich der als Sklave geborne Schwarze Toussaint-Louverture eine Negerrepublik gestiftet, und der erste Consul, nachdem das Pariser Directorium sich vergeblich bemüht, ihn zum Gehorsam zurückzuführen, den groben Mißgriff begangen, wenigstens den Schein desselben dadurch erkünsteln zu wollen, daß er Jenen, der nichts weniger als ein hochherziger Charakter, aber doch ein Mann, ebenso thatkräftig, als listig und umsichtig war, zum Divisionsgeneral und Oberbefehlshaber auch der französischen Truppen auf der Insel (Oct. 1800) ernannte.

Ihres Bruders bestimmter Befehl zwang Pauline, sehr gegen ihren Willen, den Gatten auf dieser gefährlichen Expedition zu begleiten. Dabei traf sie wieder mit ihrem alten Geliebten Fréron zusammen, welcher mittlerweile so heruntergekommen war, daß sein einstiger Schützling Bonaparte, nachdem er erster Consul geworden, ihm, damit er zu leben hatte, eine untergeordnete Stelle in der Verwaltung der Spitäler übertrug und ihm jetzt, auf seiner eigenen Familie dringende Verwendung, eine Unterpräfectur auf St. Domingo verlieh, weshalb er sich zugleich mit Leclerc und Paulinen dorthin einschiffte. Auch er ist dem dortigen mörderischen Klima bald erlegen. Denn dieses — nicht Toussaint's Feldherrntalent, der im Grunde nur ein ganz mittelmäßiger General war — machte die anfänglichen Erfolge der Franzosen in kurzem zu nichte. Leclerc hatte Letzteren nämlich mit seinem durch spätere Nachschübe bis auf 23200 Mann gebrachten

Heere (April 1802) innerhalb einiger Wochen, freilich auch mit Hülfe des Verraths mehrerer seiner Unterbefehlshaber, so zu Paaren getrieben, daß er (Mai 1802) capituliren und durch Vertrag drei Viertheile der Insel deren alten Herren überlassen mußte. Aber die Voraussicht des listigen Schwarzen erwies sich als nur zu richtig: noch früher, als dieser vorhergesagt, fing die Geißel der Antillen, das gelbe Fieber, unter Galliens Kriegern zu wüthen an. Des tückischen Negers Jubel darüber, und seine Begierde, den Glücksfall möglichst schnell auszubeuten, wurden ihm selbst aber verderblich. Denn zwei Briefe an seinen geheimen Agenten in der Capstadt, in welchen er von diesem genaue Angabe der Zahl der täglich in die Spitäler gebrachten Soldaten, über den Geist der Colonialtruppen, unter welchen schon die Desertion bedenklich umsichzugreifen anfing, und vor allem sofortige Nachricht verlangte, sobald der Obergeneral selbst vom Fieber ergriffen werde, fielen in des Letzteren Hände, überzeugten ihn, daß Toussaint über Vertragsbruch und Verrath brüte, und berechtigten ihn zweifellos, seine Verhaftung zu verfügen. Sie erfolgte (10. Juni 1802) durch General Brunet, der den Neger zu sich lockte und auf seinem eigenen Zimmer arretiren ließ; der sogleich nach Frankreich gebrachte Sohn der Tropen ward dort im eisigen Gefängnisse des Forts Joux bei Besançon eingekerkert, woselbst er schon im nächsten Frühling (27. April 1803) starb.

Aber bald nach seiner Einschiffung, als das gelbe Fieber das schon durch andere Krankheiten des ungesunden Klimas bedeutend geschwächte französische Heer vollends aufzureiben drohte, erhoben sich die Neger (Sept. 1802) abermals in Masse, und unter Anführung des schrecklichen Dessalines, eines Tigers in Menschengestalt, und Christophes, eines andern schwarzen Scheusals, entbrannte der Krieg entsetzlicher denn je zuvor. Damals benahm sich Pauline, wie ein Augenzeuge berichtet,* als des großen Corsen würdige Schwester.

Während ihr Gatte mit etwa 8000, großentheils auch schon von der tödtlichen Krankheit ergriffenen Kriegern, dem ganzen Reste des schönen Heeres, mit welchem er gelandet, gegen die Insurgenten focht, und namentlich die Capstadt gegen die wiederholten Angriffe von weit überlegenen Negerschaaren tapfer vertheidigte, weilte Pauline mit ihrem Söhnchen und einem zuverlässigen Freunde, der nur eine schwache Artillerieabtheilung befehligte, in dem von ihr und Leclerc bislang bewohnten Hause, welches am Abhange der Küstenhügel lag. Der Obergeneral befürchtete einen Ueberfall desselben durch einen feindlichen Trupp und befahl, da er nicht im Stande war, auf der Anhöhe des Caps, wo er im verzweifelten Kampfe focht, den Ausgang vorauszusehen, Frau und Kind auf ein Schiff der französischen Flotte zu bringen. Pauline verstand sich dazu jedoch durchaus nicht und erwiederte den aus der Stadt zu ihr geflüchteten Damen, die sie unter lebhafter Schilderung der entsetzlichen Mißhandlungen, welche Frauen von den Schwarzen zu erdulden hätten, flehendlichst beschworen, zu fliehen: „Fliehen Sie immerhin, Sie sind nicht Bonaparte's Schwestern!" Da die Gefahr indessen jeden Augenblick stieg, schickte Leclerc einen Adjutanten ab, um Pauline, im Falle abermaliger Weigerung, mit Gewalt an Bord zu bringen. Sie wurde jetzt von vier Soldaten in einem Lehnsessel fortgetragen, begleitet von jenen zu ihr geflüchteten Frauen, deren alleiniger Schutz ihr Muth war. Als sie eben an die Schaluppe gebracht werden sollte, erhielt sie durch einen zweiten Adjutanten ihres Mannes die Nachricht von der Niederlage der Neger. „Sehen Sie, daß ich Recht hatte, mich nicht einschiffen zu wollen," sagte sie und kehrte um, obgleich sie noch nicht außer aller Gefahr war. Ein Negertrupp, welcher zu den wie durch ein Wunder zurückgeschlagenen Insurgenten gehörte und in die Hafendämme sich zurückzuziehen suchte, stieß auf Paulinens schwache Begleitung. Erst wollten die Schwarzen angreifen, wurden aber durch ganz in der Nähe abgefeuerte Flintenschüsse bald verjagt. Während dieses Scharmützels bewies Pauline eine unerschütterliche Geistesgegenwart. Ihr armer Gatte wurde aber nach einigen Wochen (2. Nov. 1802) vom gelben Fieber weggerafft, und Rochambeau, sein Nachfolger im Oberbefehl, war am wenigsten der Mann, die wichtige Insel für Frankreich zu retten; nach Jahresfrist (Nov. 1803) hatte es sie für immer verloren.

* Bei Constant, Mémoires, T. I, chap. XIII.

In demselben Monat (6. Nov. 1803) schritt Pauline, glücklich nach Paris zurückgekehrt, wo bald darauf ihr Söhnchen starb,* zur zweiten Ehe mit dem Fürsten Camill Borghese (geb. 19. Juli 1775), aus einer der bedeutendsten und reichsten römischen Familien. Stifter dieser Heirath ist Napoleon gewesen, welcher bereits als Obergeneral der Franzosen in Italien den Prinzen kennen gelernt, der ein ebenso begeisterter Anhänger dieser und ihrer Revolution, als sein Vater Marc Anton deren abgesagter Feind, und deshalb schon frühzeitig (1796) unter ihre Fahnen getreten war. Als Camill (April 1803) nach Paris kam, um dort seinen Reichthum und seine Pracht zu zeigen, bot ihm der erste Consul, welchem die Verbindung mit einem so alten und angesehenen Hause damals sehr erwünscht kam, Paulinens Hand mit den Worten an: „Sie ist ganz zur Gattin eines Römers geschaffen, weil (auf ihr Benehmen auf St. Domingo anspielend) selbst Römerin vom Kopf bis zum Fuß.“ Dem Prinzen war die reizende Wittwe und die Verschwägerung mit dem damals mächtigsten Manne der getauften Welt natürlich hochwillkommen und auch er gefiel jener, da er von sehr einnehmendem Wesen, wohlgebaut und in allen körperlichen Uebungen ungemein geschickt war. Von seinem Schwager (1805) zum französischen Prinzen, und nach der Schlacht bei Austerlitz, in welcher er sich hervorthat, zum Oberst eines Carabinerregiments erhoben, zeichnete Camill an dessen Spitze in den beiden nächstjährigen Feldzügen sich noch weit mehr aus, erhielt deshalb Generalsrang und den Titel: „Herzog von Guastalla.“ Später (1808) zum Generalgouverneur von Piemont und Genua ernannt, residirte er seitdem in Turin, woselbst er sich recht beliebt zu machen wußte, so ungünstig auch im ganzen die Verhältnisse waren.

Pauline war, nach der übereinstimmenden Meinung von Männern und Frauen, die schönste Französin ihrer Zeit und ihres großen Bruders spätere Versicherung auf St. Helena, die Künstler hätten sie einstimmig für eine wahre mediceische Venus erklärt, fern von aller Uebertreibung. Auch glaubte Canova, der berühmte Bildhauer, als er von Borghese mit der Anfertigung ihrer Statue beauftragt wurde, diese am treuesten herstellen zu können durch einfache Reproduction der Formen* und der Züge der Venus von Praxiteles, bekanntlich des vollendetsten Meisters der attischen Schule in der Periode des schönen Stils. Diese Statue, welche die Fürstin als siegende Göttin, auf einem Ruhebett liegend, darstellt, in der einen Hand den Apfel haltend, welcher deren Attribut bildet, während die andere den Kopf stützt, ist später in den Besitz König Georg's IV. von England übergegangen. Aber eben so unbestritten ist Pauline auch eine der launenhaftesten ihrer Zeitgenossinnen, eine bei reizenden Evenstöchtern freilich nicht seltene Vinculation, Camill's Ehe mit ihr darum ebenso wenig eine glückliche gewesen, wie die Leclerc's,** und daher kinderlos geblieben. Allerdings gutentheils auch, weil ihre große Leichtfertigkeit, oder richtiger vielleicht ihr Mangel an Vorsicht im Umgange mit anderen Männern, ihm nur zu oft Anlaß zur Eifersucht gab; er lebte deshalb geraume Zeit getrennt von ihr, in Florenz, während sie in Neuilly bei Paris inmitten einer glänzenden Hofhaltung weilte, in welchem vielbesuchten Kreise auch Napoleon öfters zur Erholung sich einfand. Als dieser Borghese zum Generalgouverneur Piemonts ernannte, zwang sein ausdrücklicher Befehl die Schwester, ihrem Gemahl nach Turin zu folgen. Sie hatte daher bald einen gewaltigen Haß auf diese Stadt, wie auf das ganze Land geworfen und wollte durchaus wieder nach Frankreich, was der Kaiser ihr jedoch

* Wie ihr Bruder Joseph, bei welchem sie damals wohnte, berichtet (Du Casse, I, 93), jedenfalls glaubwürdiger, als die Angabe Anderer, die das Kind später in Rom sterben lassen.

* Um diese zu zeigen, kamen bei Paulinens Toilette gar wunderliche Specialitäten vor. Z. B. Souvent les dames de service près d'elle étaient admises dans son appartement pendant sa toilette, qu'elle prolongait à dessein de se faire admirer. Souvent un intervalle assez long séparait le moment où on lui offrait sa chemise de celui où on la lui passait; pendant ce temps elle se promenait dans sa chambre avec autant d'aisance que si elle eût été totalement vêtue. Constant, T. III, chap. XIII. Und noch absonderlichere Umstände, qui paraissent incroyables, mais dont je n'aime pas à rappeler le souvenir, même dans le secret de ma pensée.

** Welchen sie durch ihre Launen auch schon entsetzlich gequält hatte, en lui repétant cent fois le jour qu'il etait trop heureux d'avoir pour femme une soeur du premier consul. Constant.

nicht erlaubte. In ihrer allerliebsten Wuth erklärte sie ihm jetzt, sie sei französische Bürgerin und wolle keine Prinzessin mehr sein, ihr schönster Titel sei jener der Wittwe des Generals Leclerc; sie habe 20000 Livres jährlicher Einkünfte, die sie nicht von ihm bekomme, und wolle lieber als bloße Bürgersfrau leben, denn sich tyrannisiren lassen. Als Napoleon diese Mittheilung unbeantwortet ließ, wurde Pauline krank und bald so hinfällig, daß sie nicht einmal Bouillon mehr vertragen konnte und in acht Tagen fast nichts aß. Ihrem Bruder Joseph, der sie damals besuchte, eröffneten die Aerzte, daß Turins feuchte Luft ihr höchst nachtheilig, daß ihr Gesundheitszustand ein wahrhaft beklagenswerther sei. Da Borghese ohne Erlaubniß seines Schwagers dennoch nicht wagte, die von jenen angerathene Reise in die Bäder von Aix in Savoyen ihr zu gestatten, glaubte Joseph, wie er (30. Mai 1808) dem Kaiser schrieb, ihn auf eigene Faust dazu ermächtigen zu sollen, indem ihr Bruder, nach seiner Ueberzeugung, vor allem wolle, daß seine Schwester am Leben erhalten werde. Es blieb Napoleon schließlich nichts anderes übrig, als dieser auch die Rückkehr nach Frankreich zu gestatten, woselbst sie wieder, meist in Neuilly, residirte.

Da des großen Corsen zweite Heirath den Glanz ihres eigenen Hofhalts sehr erheblich minderte, entzündete das in Paulinen eine lebhafte Abneigung gegen ihre neue Schwägerin, welcher sie bei einem Zusammentreffen mit derselben und dem Kaiser in Brüssel (1810) einen so significanten Ausdruck gab, daß Letzterer nicht umhin konnte, sie vom Hofe zu verbannen. Zwar wurde ihr bald darauf die Andeutung, daß ihrer Rückkehr, selbst gegen beziehungsweise kleine Genugthuung, nichts im Wege stehe, sie zog aber Ungnade der kleinsten Demüthigung vor. Jene dauerte noch bis zu Napoleon's erster Abdankung; kaum hatte Pauline, die damals in Nizza weilte, von derselben Kunde erhalten, als sie zu ihm nach Elba eilte. Denn hochsinnig und liebevoll, wie sie inmitten aller ihrer Schwächen, ihres Leichtsinnes und ihrer, wie bei den meisten Napoleoniden, mit lächerlichem Geiz in Kleinigkeiten* gepaarten Verschwendungssucht war — wegen welcher der Kaiser und ihre Mutter ihr oft Vorwürfe machten, Letztere ihr sogar drohte, sie werde noch im Hospital sterben — hatte sie fest beschlossen, fortan nur Napoleon's Schwester zu sein, und ist diesem Entschlusse unerschütterlich treu geblieben. Sie verließ den glänzenden Palast in Rom, welchen ihr Gemahl ihr überlassen, und bot all die reichen Hülfsmittel ihres hochgebildeten Geistes auf, um des Entthronten Exil zu theilen und dessen Schmerzen ihm zu lindern. Sie war seine thätigste Gehülfin im Entwerfen seiner Projecte, eifrigste Vermittlerin der Aussöhnung zwischen ihm, ihrem Schwager Murat und ihrem Bruder Lucian. Pauline, die erst zwei Tage nach Napoleon's Einschiffung nach Frankreich mit ihrer Mutter Elba verließ (28. Febr. 1815), zog sich zunächst nach Viareggio am lucchesischen Strande, wo sie ein Schlößchen besaß, und dann nach Rom zurück. Da es dem Kaiser damals sehr an Baarmitteln gebrach, sandte sie ihm, die aus dem angedeuteten Grunde sonst nichts zu ihrer Verfügung hatte, die äußerst werthvollen Diamanten, die sie einst von ihm und ihrem Gemahl erhalten; sie wurden nach der Schlacht bei Waterloo in Napoleon's Wagen gefunden, also der Alliirten Beute; wohin sie gekommen, hat man nie erfahren. Da Paulinens Gesuch, den jetzt zärtlicher denn je geliebten Bruder nach St. Helena begleiten zu dürfen, keine Erhörung fand, ist sie seitdem in Rom geblieben.

Zwar sollte sie, wie ihre anderen Schwestern, nach Deutschland gebracht werden, sie wandte aber alle erdenklichen Mittel an, um in Italien zu bleiben. Sterbend, wenn man sie wegschaffen wollte, setzte sie es endlich durch, daß man sie in Ruhe ließ. Vornehmlich mit Hülfe des Papstes Pius VII., der ihr, sowie verschiedenen anderen Gliedern ihrer Familie dankbar die mancherlei Unterstützung und Dienste vergalt, die er von ihr und ihnen während seines gezwungenen Aufenthalts in Savona und Fontainebleau empfangen. Obwohl

* Z. B.: Étant aux bains de Lucques, il y avait sur la cheminée de son salon des candelabres, portant des bougies; à l'instant où les visites sortaient on les éteignait; et lorsqu'on entendait une voiture entrer, on les rallumait précipitamment. Cet exercice se renouvelait plusieurs fois dans la soirée. Constant.

Pauline in ihrem leichten Sinn sich nie Mühe gegeben, ihre geringe Harmonie mit ihrem Gemahl zu verbergen, fand sie es doch gerathener, sich ihm wieder zu nähern, nachdem das Glück den Napoleoniden den Rücken gekehrt hatte und der Titel, wie das Einkommen einer Fürstin Borghese ihr nützlich werden konnten, da sie außer dem erwähnten Gütchen zu Viareggio nur noch eine Villa zu Monte San Quirico bei Lucca und ein Gartenhaus bei Porta Pia besaß. Camill, der nach dem Sturze des Kaisers seinen Titel, Herzog von Guastalla, wie die Statthalterschaft in Piemont (April 1814) ohne Bedauern abgelegt, dachte edel genug, sie wieder aufzunehmen, und sie lebten eine Zeit lang in der ewigen Stadt in anständigem Hausfrieden, wenn nicht mit, doch neben einander. Da der Aufenthalt in Rom, wegen der dort ansässigen vielen Verwandten seiner Gemahlin, mit welchen er früher, anläßlich der geringen Uebereinstimmung mit dieser, manch unfreundliche Berührung gehabt, ihm indessen bald zuwider wurde, siedelte er nachmals wieder nach Florenz über, wo er ebenfalls reichen Besitz hatte, so namentlich den Palast Salviati, und überließ Paulinen den in der Siebenhügelstadt ihm gehörenden.

Sie stand im Begriff, auch ohne Autorisation zu ihrem heißgeliebten Bruder nach St. Helena sich zu begeben, als sie die Nachricht von seinem Tode empfing. Seitdem nagte der Wurm einer unheilbaren Schwindsucht an ihrem Leben; als die Aerzte (Sept. 1823) erklärten, sie müsse Rom verlassen, wo besonders der Sirocco ihr gefährlich sei, schrieb der neue Papst Leo XII. ihrem Gemahl, er möchte ihm zu Liebe sich wieder mit ihr vereinigen, worauf dieser Pauline aufforderte, zu ihm nach Florenz zu kommen; auf der Reise dorthin hauchte sie fast den Geist aus. Camill nahm sie liebevoll auf und wohnte seitdem mit ihr in der ihm gehörigen reizenden Villa Strozzino bei Florenz. Dort schwand sie unter fürchterlichen Leiden allmälig hin; als sie des Todes Nahen fühlte, sprach sie mit fester Stimme zu ihrem in Thränen gebadeten Gemahl: „Camill, weine nicht; diese Stunde ist die wichtigste meines Lebens, ich bedarf aller meiner Kräfte. Mache nicht, daß ich selbst weich werde; ich will meines Namens würdig sterben; Napoleon sieht auf mich!" Von all ihren Anverwandten stand nur ihr jüngster Bruder, Hieronymus, an ihrem Sterbebette, welches sie einige Tage vor ihrem Tode verließ, nachdem sie ein Stärkungsmittel genommen, um große Toilette zu machen und in dieser ihr Testament eigenhändig niederzuschreiben. In solcher Nähe des Todes war sie allerdings mager, übrigens aber wenig verändert, die Magerkeit auf ihrem Gesichte sogar wenig bemerklich; es war noch immer reizend; so vollkommene Züge vermochte selbst jener Unhold nicht zu entstellen. Ihr brechendes Auge war unablässig auf Napoleon's Bild gerichtet; so verschied sie (9. Juni 1825) in den Armen ihres genannten Bruders und ihres Gatten, welch' Letzterer ihr Andenken auch dadurch ehrte, daß er ihre zahlreichen, ihr Vermögen bei weitem übersteigenden Legate anerkannte. Er ist übrigens ein leicht getrösteter Wittwer geblieben und nach kaum sieben Jahren (9. Mai 1832) ihr ins Jenseits gefolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Mit einer Biographie Franz Pfeiffer's von Karl Bartsch und den Bildnissen von Pfeiffer, Laßberg und Uhland. Wien, 1870. Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Durch die Veröffentlichung dieses Briefwechsels führt uns der nunmehr auch verewigte Wiener Germanist, Franz Pfeiffer, in die hochbedeutenden Kreise ein, welchen Deutschland die Entstehung und den fast beispiellos raschen Aufschwung des wissenschaftlichen Studiums seiner Sprache, seiner Mythologie und seines Rechtes, man möchte sagen seiner innersten Volksseele verdankt. So schließt sich diese Publication an die Mittheilungen an, welche Pfeiffer seit 1866 in seiner „Germania" machte, sie begannen damals mit den Briefen Jacob Grimm's, welche über die wissenschaftlichen Kreise hinaus zu jener Zeit berechtigtes Aufsehen erregten. Diesen Mittheilungen reiht sich der vorliegende Briefwechsel an, besorgt noch von Pfeiffer's Hand, von einer schönen Biographie Pfeiffer's von

Bartsch eingeleitet und veröffentlicht durch Wagner.

Die Stellung, welche der Freiherr Joseph von Laßberg in den Anfängen unserer germanischen Wissenschaft einnimmt, ist eine höchst eigenthümliche: Kunstgeschichte und Literaturgeschichte bedürfen überall umfassender Sammlungen als der Grundlage wissenschaftlicher Untersuchungen. So gehen auf diesen Gebieten die Sammler den wissenschaftlichen Forschern vielfach voraus.

Die von den Romantikern erregte begeisterte Liebe zu der Vorzeit unseres Volks bestimmte Männer von Vermögen unter großen Opfern die Sammlungen zu Stande zu bringen, welche altdeutsche Dichtung und Malerei der Nation wieder zugänglich und der Wissenschaft erforschbar machten. Eine solche Stellung nahm der edle Boisserée ein, der am Niederrhein die erste große Sammlung älterer deutscher Gemälde zusammenbrachte, angeregt von Friedrich Schlegel und dessen romantischen Genossen, alsdann in Berlin Herr von Meusebach, welcher einen Bücherschatz erwarb, der noch heute einzig dasteht als Quellensammlung unserer deutschen Literatur: er ist nunmehr einer der werthvollsten Bestandtheile der großen Berliner Bibliothek geworden. Neben ihnen steht der Freiherr von Laßberg, welcher auf der alten Meersburg am Bodensee eine Fülle der werthvollsten Ueberbleibsel altdeutscher Dichtung um sich sammelte. Dem Briefwechsel ist neben den Bildnissen Uhland's und Pfeiffer's auch das seinige beigegeben: ein mächtiger Kopf von langem wallenden Haar und Bart umgeben, Kraft und Güte im schönsten Gleichgewicht. Laßberg's Haus war durch lange Jahre so recht eigentlich der Mittelpunkt für die meisten Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Literaturforschung, namentlich soweit sie sich mit der Glanzepoche der ritterlichen Dichtung befaßte. Ein gutes Theil davon beruht auf den Grundlagen, wofür er mit seltener Hingabe kein Opfer scheuend an Mühe und an Geld, die Materialien herbeigeschafft. Dadurch und durch seine eigene nicht gering anzuschlagende literarische Thätigkeit, entstand ein reger brieflicher und persönlicher Verkehr. Benecke, die Grimm's, Lachmann, Schmeller u. a. fanden in Laßberg den bereitwilligen Förderer ihrer großartigen Leistungen und Bestrebungen. Am innigsten und dauerhaftesten aber gestalteten sich des Freiherrn von Laßberg Beziehungen zu einem Manne, der ihm von allen wohl geistig am nächsten stand und — worauf Laßberg nicht kleine Stücke hielt — obendrein auch ein Schwabe war: Ludwig Uhland. Diese Beziehungen, auf das gleiche vaterländische Streben, auf die gleiche Begeisterung für alles Gute, Schöne und Edle und eine seltene Uebereinstimmung in allen wichtigeren Punkten der Lebensanschauung gegründet, wurden auch dann nicht abgebrochen, als das Bedürfniß gelehrter Mittheilung längst schon mehr in den Hintergrund getreten war. Sie dauerten bis an Laßberg's Ende.

Laßberg und Uhland traten in erste Berührung zu einander im Frühjahr 1820 und von Uhland, der sonst so abgeschlossen, der selten nur Anknüpfungen an andere suchte, ging die Anregung dazu aus. Der berühmte Dichter arbeitete damals an seiner Monographie über Walter von der Vogelweide und wandte sich an dem berühmten Sammler um über die Herkunft Walter's und seine Heimath festere Nachweisung zu gewinnen. Auch er erfuhr, wie bereitwillig sich der Handschriftenschatz der Meersburg Allen erschloß, welche fähig schienen, die germanische Wissenschaft zu fördern; und nicht der Schatz der Handschriften allein sondern nicht minder freudig das gastfreundliche Haus und das Herz des echt deutschen Mannes. Hier geht der lebendige Briefwechsel zwischen Uhland und Laßberg an, welcher weit über die persönlichen und wissenschaftlichen Interessen dieser beiden Männer hinaus, einführt in den Gang der germanischen Wissenschaft.

Denn auch Uhland nimmt in dieser eine hervorragende Stellung ein. Dies kann heute erst ganz überblickt werden, seitdem wir in den Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß jene Reihe wissenschaftlicher Forschungen empfangen haben, welche durch Vollendung des Gehaltes und der Form theilweise künstlerischen Erzeugnissen nahe stehen. In dieser Natur waren Dichtung und germanische Wissenschaft nicht zwei abgetrennte Gebiete. Ihm war Poesie wie die Sprache oder der Mythos Ausdruck der Volksseele. Und der Quell der Dichtung, welcher in ihm selbst hervortrat, hatte beinahe nichts Subjectives; von Allen gleich empfunden ist diese Dichtung von Allen gleich genossen worden; es lag tief in der Natur eines solchen Dichters, daß selten in seinen Schriften und in seinem Gespräch Aeußerungen über Goethe, Schiller und Shakespeare hervortraten, Dichter von großer subjectiver Kraft, daß er sich dagegen zum Volkslied und Minnegesang hingezogen fühlte und Forschungen auf diesem Gebiete seine Dichtungen begleiteten und alsdann, da die Neigung zur Productivität früh in ihm entstand, diese überdauerten und die ausschließliche Beschäftigung seines späteren Lebens wurden.

Aus diesen späteren Zeiten stammt denn auch der vorliegende Briefwechsel, welcher ein werthvolles Denkmal der Gesinnungen und Arbeiten dieser beiden Männer und der grundlegenden Zeit unserer germanischen Wissenschaften bleiben wird.



Der brasilianische Urwald und seine Bewohner.

Von

Dr. Kupfer.

Wer hätte nicht schon von den Wundern des tropischen Urwaldes gehört, und wie Wenigen ist es wohl vergönnt, diese Wunder selbst zu schauen? Da ich einer der Wenigen bin, der viele Jahre die brasilianischen Urwälder bereist, sie zu jeder Jahres- und Tageszeit kennen gelernt hat, so will ich versuchen, hier eine Beschreibung des brasilianischen Urwaldes zu geben.

Gewöhnlich stellt man sich bei uns vor, daß der brasilianische Urwald — Matto virgem — nur einer Art und Form sei und denkt sich unter Urwald meist einen Wald von Riesenbäumen, deren mächtige Kronen so dicht mit einander verflochten sind, daß kein Sonnenstrahl hindurchdringen kann; und unter diesem Riesenwalde denkt man sich einen anderen Wald von schlanken Palmen und Bambus, von Farren, Schlingpflanzen und Schmarotzergewächsen &c., Alles undurchdringlich mit einander verwachsen und verstrickt, während auf den Aesten der höchsten Bäume sich duftige, farbenschillernde Blüthen von Orchideen und Schlingpflanzen wiegen und am feuchten Boden die Riesenleiber der abgestorbenen Baumgeschlechter modern.

Ja, solche Riesenwälder, in denen man sich von den Schauern der Schöpfung erfaßt fühlt, giebt es allerdings in Brasilien; aber wie würde sich der Reisende enttäuscht fühlen, wenn er sie dort überall und oft zu finden hoffte, wohl gar an den Hauptstationen der europäischen Dampfschiffe: Pernambuco, Bahia oder Rio de Janeiro; da trifft er nur mageren, niedrigen Urwald an, der nicht im entferntesten zu obigem Bilde paßt.

Die mächtigen Riesenwälder finden sich nur auf einer verhältnißmäßig kleinen Strecke des großen Brasiliens vor und stets an bestimmte Oertlichkeiten gebunden, und diese sind die feuchten, ungesunden Küstenniederungen, etwa vom 22. bis 15. Grad südlicher Breite und östlich der sich vom 30. bis 6. Grade, der Küste parallel und mehr oder weniger nahe, hinziehenden vielnamigen Gebirgskette. Nur dort darf der Reisende die großartigsten Urwälder Brasiliens suchen, nur dort wird er von ihrer überwältigenden Pracht und Größe bezaubert werden.

Südlich vom 22. Grade verlieren die Küstenwälder mehr und mehr ihren tropischen Charakter und ihr riesiges, gewaltiges Aussehen — und nördlicher vom

15. Grade nach dem Aequator zu, wo die Serra sich mehr und mehr verflacht und die Küste sandiger und trockener wird, nehmen magerer, niedriger Wald oder Cocoshaine, oder ganz kahle Sandflächen die Stelle der Riesenwälder ein.

Höher an der Serra hinauf und westlich von ihr nach dem Innern zu, hat der Urwald wieder ein anderes Aussehen als in den Küstenniederungen, bei weitem nicht so großartig und gewaltig — doch werden wir darauf später wieder zurückkommen.

Daß gerade an der Küste Brasiliens und besonders östlich des Küstengebirges und etwa vom 22 bis 15 Grade die üppigsten Urwälder gedeihen, hat wohl seinen Hauptgrund — neben der dortigen glühenden Tropensonne — in der großen Feuchtigkeit, welche die vom Atlantischen Ocean über Brasilien streichenden Südostpassate dieser Küste zuführen und einen großen Theil dieser Feuchtigkeit schon an dem Küstengebirge ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch niederschlagen, während westlich der Serra und je mehr nach dem Innern zu, die Passate immer weniger befruchtende Feuchtigkeit enthalten und spenden können. Darum wird auch der Urwald, je mehr nach dem Innern zu, stets magerer und lichter, bis er allmälig, immer dürftiger werdend, in die nur noch mit krüppelhaften, zwergartigen Bäumen bestandenen oder ganz kahlen Campos übergeht, was je nach der Bodenbeschaffenheit näher oder ferner von der Küste aus geschieht, in der Provinz Sao Paulo z. B. 60 bis 80 Leguas von dieser entfernt.

Wo dagegen im Innern des Landes andere Bedingungen dauernder Feuchtigkeit, wie große Flüsse, oder nicht versiegende Quellen, oder Feuchtigkeit niederschlagende Gebirgszüge vorhanden sind, da haben sich auch, selbst mitten in den kahlen Camposgefilden, je nach der Bodenbeschaffenheit mehr oder weniger üppige Wälder und Waldinseln entwickelt, jedoch nur bis zu der Grenze, als der Fluß, oder die Quelle, oder das Gebirge ihre befruchtende Feuchtigkeit spenden konnten. So kann man an den meisten großen Flüssen Brasiliens, noch weit im Innern und selbst mitten im kahlen Camposgebiet, doch an ihren Ufern den üppigsten Urwald finden, der aber fast stufenweis nach dem Campo zu an Größe und Mächtigkeit abnimmt, bis er in mehr oder weniger Entfernung, oft nur einige hundert Schritte vom Ufer entfernt, zwergartig und krüppelhaft wird und so allmälig wieder in die kahlen Campos übergeht. Auf die Waldinseln in den Campos werden wir noch später zurückkommen.

Das große Brasilien, das von Vielen noch für ein ganz mit Urwald bedecktes Land gehalten wird, finden wir also nur von einem verhältnißmäßig schmalen Saum von wechselnder Breite, durchschnittlich 60 bis 80 Leguas, Urwaldes bedeckt, östlich und westlich des Küstengebirges, von dem aber nur der kleinste Theil in den Küstenniederungen wirklich so mächtiger Urwald ist, wie ihn der Europäer meist in seinem Phantasiebilde mit sich herumträgt. Der größte Flächenraum Brasiliens, das Innere des Landes, ist von den Campos eingenommen, in denen sich nur strichweise wieder Urwald vorfindet und nur, wo wieder Bedingungen dauernder Feuchtigkeit gegeben sind. Auch die „Matto grosso“ — dicker Urwald — benannte Provinz im Innern Brasiliens von einem Flächenraum von 50175 □ Leguas, enthält nur strichweise Urwald, ist meist Camposgebiet, wurde aber von ihren ersten Entdeckern deshalb Matto grosso genannt, weil sie, aus den Campos der Provinz Saö Paulo kommend, plötzlich wieder dichten Urwald am Riesenflusse Paraná antrafen und danach die ganze Provinz benannten, welcher unpassende Name ihr noch bis jetzt geblieben ist.

Wollen wir nun zur Beschreibung des Urwaldes übergehen, so ist vorauszuschicken, daß es sehr schwer ist, durch Wort und Bild eine klare Anschauung davon zu geben. Denn der tropische Urwald besteht nicht, wie meist bei uns die Wälder, nur aus einer Baumart, sondern aus unzählig verschiedenen; seltsam geformte Bäume und Blätter, mit Schmarotzergewächsen und Schlingpflanzen durchflochten, bilden ein buntes Gemisch, ein wirres, wildes Durcheinander, das zu entwirren kaum das Auge im Stande ist, viel weniger das beschreibende Wort.

Die feuchten, dumpfen Riesenwälder der Küste habe ich stets mit eigenthümlichen Gefühlen, aus Schauer, Staunen und

Bewunderung gemischt, betrachtet und betreten.



Palmengruppe im Urwald.

Diese Wälder erscheinen am schönsten und großartigsten aus einiger Entfernung gesehen; sie gleichen dann, namentlich wo die mächtige Jequetiba und Peroba vorherrschen, einem erhabenen Tempel, wo auf Riesensäulen von 6 bis 8 Fuß Dicke und 120 bis 130 Fuß Höhe die mächtigen, schirmartig gewölbten Baumkronen als

immergrünes Dach ruhen, und unter ihren Riesenkronen, geschützt vor Sonnenbrand und Stürmen, wiegen sich, ein Wald unter dem Walde, schlanke, luftige Palmen, Armleuchterbäume, Farren, Bambuse ꝛc., Schlingpflanzen und Schmarotzer, Alles bunt und dicht durch einander, eine Art der anderen Raum und Licht streitig machend, einander überwuchernd und verdrängend im Kampfe ums Dasein, — ein wirres, wildes Bild voll strotzenden Lebens — und voll Vernichtung!

Betritt man nun diese Riesenwälder, was man fast nur zu Pferde kann, da die Waldwege meist das ganze Jahr hindurch feucht und in der Regenzeit sogar so schlammig und sumpfig sind, daß sie selbst zu Pferde nur mit Anstrengung zu passiren sind — so weht dem Reisenden eine feuchte, kühle, oft eigenthümlich modrig riechende Luft entgegen, erzeugt von den vielen am Boden verwesenden Pflanzenleichen; nur selten, daß ein süßer Blüthenduft ihn erfreut. An den Seiten der breiteren Wege, wo mehr Licht und Luft die Pflanzen erreicht, hat sich meist eine dichte Mauer von Unterholz, Schlingpflanzen und Bambus gebildet, dessen zarte, luftige und graziös gebogenen Zweige die Wege oft laubenartig überspannen, die aber der Reiter vorsichtig vermeiden muß, um nicht durch sie an Gesicht und Händen verwundet zu werden.

Selten hat man beim Reiten Zeit und Muße genug, um die Schönheiten des Waldes im Einzelnen zu bewundern; der schlechte, meist schlammige und topfartig ausgetretene, schlüpfrige Weg zwingt den Reiter, stets den Zügel des Pferdes fest zu führen und auf jeden Schritt zu achten, um es beim leicht vorkommenden Straucheln aufreißen zu können — sonst riskirt er, mit dem Pferde zu stürzen und ein unfreiwilliges Schlammbad zu nehmen. Nur wenn man das Pferd anhält oder bei trockenen, höher gelegenen Stellen des Weges vom Pferde steigt, kann man die Erhabenheit des Urwaldes mit Muße bewundern. An ein Spazierengehen und freies Herumstreifen wie bei uns in den Wäldern, ist übrigens hier nicht zu denken; versucht man es, einzudringen in dieses wilde Durcheinander, so wird man nach wenigen Schritten aufgehalten durch tauartige, oft wunderlich gedrehte Schlingpflanzen, oder stacheliges Unterholz, oder schneidende Schilfgräser, oder stolpert über halb vermoderte Baumleichen und kehrt sehr bald, oft mit zerrissenen Kleidern und zerschundenem Gesicht und Händen, zu seinem Pferde zurück.

Nur mit dem großen Waldmesser der Brasilianer kann man sich im Urwalde mit Anstrengung nothdürftig einen Weg bahnen, oder man muß, wie ich auch später gelernt, die ausgetretenen Wildpfade, besonders des Tapirs, benutzen, wo man, wenn auch gebückt und unbequem genug, doch auf größere Strecken in den Urwald dringen kann. Ist man nun auf die eine oder andere Weise in das Dickicht eingedrungen, so findet man hier nicht etwa einen Baumriesen dicht neben dem andern, sondern die Riesensäulen von 6 bis 8, selten von 10 und mehr Fuß Durchmesser, d. i. in Manneshöhe vom Boden gemessen, und von 120 bis 130 Fuß Höhe bis zu den ersten Zweigen der Krone, diese Riesensäulen stehen meist 50 bis 100 Fuß und mehr von einander entfernt, während sich ihre mächtigen 60 bis 80 Fuß breiten, dicht belaubten Kronen meist mit einander berühren und so ein schattiges, schützendes Dach für den unter ihnen wachsenden niedrigeren Wald bilden. Die meisten dieser Riesenbäume haben ein glänzendes, dunkeles, lederartiges Blatt, ähnlich unseren großblätterigen Myrten- und Lorbeerbäumen, und gehören auch meist zu diesen Familien, wie die majestätische Jequetiba, die Peroba, der Sapucaya, oder sie sind Ficus- und Cedernarten, erstere mit kastanienblattähnlichem, letztere mit palmenblattähnlichem hellgrünen Laube. Die Rinde dieser Bäume ist meist dunkel schwarzbraun; von den Unterwaldbäumen haben einige glänzende, grünliche, andere aschgraue, noch andere fast weiße Rinden, die aber bei allen Urwaldbäumen weit zarter und dünner ist als bei unsern Waldbäumen; denn dicke Borken wie unsere Eichen gebrauchen die Tropenbäume nicht, da sie sich vor keinem kalten Winter zu schützen haben.

Bei den Figueiras fallen die mächtigen strebepfeilerartigen Seitenwurzeln besonders in die Augen; sie bilden $\frac{1}{2}$ Fuß dicke Mauern, mit denen sie sternartig und oft 10 bis 12 Fuß hoch und breit den

Hauptstamm umgeben und stützen, so daß selbst ein Reiter zwischen ihnen Schutz finden kann. Die anderen größeren Bäume haben zwar auch, aber hiermit verglichen nur schwache Andeutungen dieser gewaltigen, strebepfeilerartigen Mauerwurzeln.

Zwischen und unter den Riesenbäumen stehen nun etwa 10 bis 12 Fuß von einander schlankere, dünnere Bäume der verschiedensten Arten, Bignonien, Mimosen, Cassien, Melastomen ꝛc. ꝛc., deren Laub in fast allen Farbentönen spielt, vom hellsten bis zum dunkelsten Grün, vom grau bestäubten bis fast weißen, im October und November auch wohl mit gelben und rothen Blüthen, weithin leuchtend, gemischt ist; unter diesen Bäumen fallen besonders die verschiedenartigsten Palmen, die Armleuchterbäume und die Farrenbäume durch ihre eigenthümliche Gestalt und Blattform auf; aber nur wenige von diesen Unterwaldbäumen erreichen die Dicke von 2 Fuß; die meisten sind kaum 1 Fuß dick und noch dünner, alle sind aber verhältnißmäßig sehr hoch, 50 bis 60 Fuß Stammeshöhe, und reichen mit ihren lichten, meist unregelmäßigen und kleinen Blattkronen bis fast unter das Blätterdach der Riesenbäume. Das eigentliche, den Urwald verstrickende und unzugänglich machende Unterholz wird nun aus Urticeen, Leguminosen, Guttiferen, Bignonien, Euphorbiaceen, Cacteen, Farren, Bambusen und anderen Gräsern gebildet, die häufig mit Stacheln, Dornen, Krallen — unhas de gato, Katzenkrallen — versehen sind oder messerscharf schneiden, wie einige Gräser. Die interessantesten von diesen verschiedenen Pflanzenformen sind die bis in die höchsten Baumkronen kletternden Schlingpflanzen, Cipos, meist zu den Leguminosen, Guttiferen und Bignonien gehörend und alles holzige Gewächse. Ihre oft wunderbar regelmäßig gewundenen holzigen Stränge von Bindfaden- bis Armesdicke, hängen massenhaft von den großen und kleinen Bäumen herab, während ihr Laub und ihre oft farbenprächtigen Blumen sich mit denen der Bäume mischen; sie verstricken und verwirren sich meist dicht und unlösbar in einander und werden oft so massenhaft und schwer, daß sie, durch ihr Gewicht allein, häufig dünnere Bäume zu Boden reißen. Besonders merkwürdig unter ihnen ist eine Feigenart, halb Baum, halb Schlingpflanze, die sich gern an stärkere Bäume anlehnt und anschmiegt, zuerst dünne Arme um ihren Leib schlingt und mit den Bäumen in die Höhe wächst, ihr Laub brüderlich mit dem ihrigen mischend; bald aber pressen die stärker und dicker werdenden Arme wie eiserne Klammern den Hauptstamm fester und fester an sich und hemmen so mehr und mehr den Saftlauf; sein Laub wird welk, der Stamm stirbt allmälig ab — und die Figueira, cipo matador, hält bald nur noch den Baum als Leiche in ihren Mörderarmen, mit dem sie einst in Jugendfrische zusammen dem Lichte entgegenwuchs. Namentlich eine Schuppenpalme, Baguaçu, habe ich oft so erwürgt gesehen, und wenn sie morsch mit ihrem Brudermörder zu Boden gesunken war, wuchs dieser in fast unzerstörbarer Lebenskraft am Boden weiter, trieb neue Zweige und Wurzeln und strebte verlangend nach anderen benachbarten Bäumen, um an ihnen sein verrätherisches, todtbringendes Anschmiegen und Umarmen von neuem zu beginnen — das widerlichste Bild des Kampfes ums Dasein, was mir je vorgekommen.

Die letzte Gruppe der den Urwald schmückenden Pflanzen sind nun die Schmarotzer- und Luftgewächse. Oft bedecken sie von der Wurzel bis zu den höchsten Zweigen die mächtigen Riesen des Urwaldes und selbst die abgestorbenen und zu Boden gestürzten sind zuweilen noch von ihnen wie mit einem grünen Leichentuche bedeckt; meist aber wachsen sie an und auf den oberen Aesten, oft eine dicht an die andere gedrängt und so wahrhaft hängende, blühende, duftende Gärten bildend — nur schade, daß man ihre Blüthen, der Höhe des Standortes wegen, nur selten erkennen kann. Namentlich sind die Orchideen unter diesen Luftgewächsen am zahlreichsten vertreten und die herrliche, großblumige rosenrothe Catalaya, die eben so große, dunkelrothe Stanhopea und die gelblichweiß blühende Vanille kann man selbst von weitem deutlich an den Bäumen hängen sehen und sich ihrer Farbenpracht und Form erfreuen.

Neben den Orchideen sind es besonders die so verschieden geformten Ananasgewächse, welche die Zweige und Aeste der älteren Bäume bedecken; da findet man die mächtige Bromelia Pinguin neben der zarten,

fadenartigen, grauen Barba velha, letztere oft in solchen Massen von einzelnen Bäumen herabhängend, daß sie diesen das gespenstige Ansehen eines grau behaarten Baumriesen geben. Zwischen diesen beiden extremen Formen giebt es nun unzählige kleinere und größere Ananasarten, unter denen die Tillandsia utriculata in ihren festgeschlossenen unteren Blättern meist einen Vorrath von klarem Wasser enthält — für den Reisenden oft ein erquickendes Labsal, wären nur nicht häufig todte Insecten und lebende Frösche darin zu finden. Im November, December, wenn diese verschiedenen Ananasarten ihren meist im herrlichsten roth und blau prangenden, weit sichtbaren Blüthenschaft treiben, bilden sie mit den schönsten Schmuck des Urwaldes.

Noch muß ich des großblätterigen Schmarotzers, des Cipo d'Imbé — einer Aroidea — erwähnen, der sich meist hoch an den älteren Bäumen in dem Winkel zwischen Ast und Stamm mit seiner armesdicken und gekrümmten Wurzel ansetzt und mit seinen großen, dunkelgrünen Blättern, einzeln wohl einen Quadratfuß groß, zusammen aber einen Büschel von der Größe eines Wagenrades bildend, schon von weitem in die Augen fällt, während seine langen, glatten, schnurgeraden und fingerdicken Luftwurzeln, zehn bis zwölf an der Zahl, fast bis auf die Erde herabreichen.

Wir haben nun noch den Boden und die Bodenkräuter des Urwaldes zu betrachten; auch diese sind ganz anders als in unsern Wäldern. Kein weicher Moosteppich bedeckt im Urwald den Boden und ladet wie bei uns zum Ruhen ein, sondern zwischen massenhaft vermodernden Pflanzenresten, Aesten, Bäumen und herabgestürzten Cipos im wirren Durcheinander, strebt nur hier und da ein Farrenkraut oder eine stachelige Ananas oder Solanee, oder Urticee vergeblich dem Lichte entgegen; der ewige Schatten des Urwaldes bringt keine üppigen, duftigen Bodenkräuter hervor; Verwesung und Moder herrscht dort vor, und was wir bei uns am Waldboden als grünen Teppich bewundern, hat sich im Urwald in die Zweige und Kronen der Bäume als Luft- und Schmarotzergewächse geflüchtet.

So hätten wir nun den mächtigen Urwald der Küstenniederungen im Gesammtüberblick und in seinen interessantesten Formen kennen gelernt. Aber ich wiederhole es, nur aus einiger Entfernung gesehen macht dieser Urwald einen wirklich schönen, erhabenen Eindruck und zieht mit fast unwiderstehlicher Gewalt in seinen kühlenden Schatten. Hat man ihn aber betreten und ist tiefer in sein Dickicht eingedrungen, so fühlt man sich bald beklommen und gedrückt, überall sich gehemmt durch Schlingpflanzen, durch Stacheln und Dornen aufgehalten und gezerrt; bald versinkt der Fuß hier, bald da in Morast oder modernde Pflanzenreste, verstrickt sich und strauchelt oder gleitet von einem schlüpferigen Stamm unsanft herab; — aber vor allem: mitten im Walde sieht man meist den Wald vor Bäumen nicht, oder vielmehr, man sieht vor dem verwirrenden Durch- und Uebereinander der verschiedensten Formen nur selten die Schönheit einer einzelnen Form — und athmet erst wieder froh und frei auf, wenn man auf der, wenn auch kothigen Landstraße angelangt ist und wieder sein gutes Pferd besteigen kann. Was man so vom Pferde aus und besonders an lichteren Stellen der Straße vom Urwalde sehen kann, ist meist schöner und belohnender, als was man bei den mühseligsten Excursionen in sein Innerstes erreicht; denn an den lichteren Stellen der Straße, da wo z. B. Brücken über Bäche und Schluchten führen, sieht man häufig die schönsten Palmengruppen mit Farrenbäumen und Bambusen gemischt, sich unter den Kronen der Riesenbäume wiegen; diese Blicke sind oft wunderbar schön und malerisch und prägen sich unvergeßlich in das Gedächtniß des staunenden Naturfreundes ein.

Steigen wir nun aus den Riesenwäldern der Küstenniederungen einige hundert Fuß höher die Serra hinauf, so ändert sich schon der Charakter und das Aussehen des Urwaldes. Je höher wir steigen, je lichter, niedriger, schwächer wird das Ganze, wenn es auch noch ebenso wirr und undurchdringlich wie in den Niederungen bleibt; auch verschwinden einzelne Baumarten und andere neue finden sich dafür ein, aber vor allem fehlen die Riesenstämme von 6 bis 8 Fuß Durchmesser und 120 bis 130 Fuß Höhe, und damit das Tempelartige, Erhabene, Schauerliche der

Küstenwälder. Die Größenverhältnisse und das Aussehen nähern sich, je höher wir steigen, mehr und mehr unsern Eichen- und Buchenwäldern, nur daß die Schlingpflanzen und Schmarotzergewächse selbst diesen hohen Bergwäldern eigen bleiben. So etwa sind die Wälder in der Umgebung von Rio de Janeiro, auf dem Corcovado, den Tijuca-Bergen und bei Petropolis beschaffen. Dort wird der Neuangekommene wohl viel Neues und Interessantes finden, sich an mancher schlanken Palme, an dem fremdartigen, urweltlichen Anblick des Farrenbaumes und an manchen seltsam geformten Luftgewächsen und Schlingpflanzen erfreuen können — aber den Eindruck des Erhabenen, Ueberwältigenden, Schauerlichen, wie in den Riesenwäldern der feuchten Küstenniederungen, wo das strotzende Leben mit dem massenhaft Verwesenden siegreich ums Dasein ringt — diesen großartigen Eindruck werden jene Bergwälder nicht auf ihn machen, und wenn er nicht später Gelegenheit hat, eine mühselige Excursion nach jenen Riesenwäldern zu unternehmen, so wird er, wie schon so Viele, überhaupt ein ganz falsches Bild vom brasilianischen Urwald bekommen, ebenso falsch wie die, welche nur die großartigen Küstenwälder besucht haben und danach allein den Urwald in Brasilien sich vorstellen und beschreiben.

Die westlich des Küstengebirges und auf den Hochebenen des Innern Brasiliens gelegenen Urwälder wechseln in ihrem Aussehen sehr nach der Höhe des Ortes und nach der Fruchtbarkeit und Feuchtigkeit des Bodens. Bald sind sie hoch und mächtig — Matto frondoso — und denen der Küstenniederungen in manchem ähnlich, bald schwächer und lichter, wie die bei Rio de Janeiro und Petropolis. Die schönsten Urwälder des Innern kommen aber, wie schon anfangs gesagt, an den Ufern der größeren Flüsse vor, und auf dem dort häufigen und so fruchtbaren Boden des verwitterten Thoneisensteins — terra rocha — genannt. Dort finden sich, auch noch tief im Innern des Landes, strichweise herrliche, mächtige Urwälder vor, die in ihrem Aussehen und der Mächtigkeit ihrer einzelnen Bäume kaum den Riesenwäldern etwas nachgeben; aber einzelne Baumarten der Küstenwälder sind in ihnen nicht mehr vertreten, wie der Sapucaya, während andere neue Arten diesen Binnenlandswäldern eigen sind, namentlich der herrliche Pinheiro-Araucaria. Dann sind diese Wälder aber auch lichter, man kann mit weniger Mühe in sie eindringen, es fehlt ihnen das Dumpfe, Schauerliche, Ueberwältigende der feuchten Küstenwälder; ihr Boden ist nicht so übersät mit massenhaft verwesenden Pflanzenresten, es sproßt und drängt und quillt in ihnen nicht ein so gewaltiges, Alles überwucherndes neues Leben hervor, wie aus dem feuchten fetten Boden der Küstenwälder.

Ein wahrhaft liebliches Bild vom Urwald im Kleinen zeigen die schon anfangs erwähnten Waldinseln im sonst öden, monotonen Campo. An niedrigen, sumpfigen Stellen des Camp, die durch nie versiegende Quellen auch in der trockensten Jahreszeit stets sumpfig bleiben, findet man häufig einen wirklich zaubrisch schönen engbegrenzten Wald von herrlichen Fächerpalmen — Buriti, Mauritia vinosa — mit wenigen anderen schlanken Waldbäumen gemischt, vor, und während die lustigen Palmenkronen die Laubbäume meist überragen, bilden massenhafte Convolvulaceen und Schlingpflanzen eine immergrüne, oft mit Blüthen reich geschmückte lebendige Mauer nach außen, wie um den Einblick in das Innere dieser lieblichen Waldinseln, dieser geheimnißvollen Naturtempel zu verhindern. Denn nicht eindringen kann man in ihren kühlenden Schatten, wegen des sumpfigen Bodens, auf dem sie nur wachsen, aber schon ihr lieblicher Anblick erfreut und erfrischt den vom öden, monotonen Campo ermüdeten Reisenden. Wie die Brasilianer sagen, sollen aber diese Waldinseln der häufige Aufenthalt von Unzen und Schlangen sein.

Wenn wir nun zur Betrachtung der Thierwelt des Urwaldes übergehen, so müssen wir, als zuerst in die Augen fallend, der zahlreichen und prachtvollen Schmetterlinge erwähnen, die sich theils im dunkelsten Schatten des Waldes wiegen, wie der prachtvoll blaue, handgroße Menelaus und Nestor, besonders aber sich an feuchten und sonnigen Stellen des Weges in so bunter Menge und Pracht sammeln, daß man dort ohne Mühe die Farben aller Nationen auf den Schmetterlingen wieder-

finden kann. Ich habe an solchen Stellen oft schwarz-weiße, schwarz-weiß-rothe, schwarz-gelbe, blau-weiß-rothe ꝛc. ꝛc. dieser lieblichen Thierchen friedlich neben einander sitzen und erquickende Feuchtigkeit aus dem Boden saugen sehen, die erst aufflogen, wenn der Huf des Pferdes sie beinahe berührte, wo sie dann in wahren Wolken den Reiter umflatterten.

Neben dieser bunten und friedlichen Schmetterlingswelt treten leider noch häufiger die höchst lästigen Schaaren der Musquitos in verschiedenster Gestalt und Größe auf; ihre verschiedenen Arten scheinen bestimmte Arbeitsstunden zu haben und sich förmlich einander abzulösen, so daß man meist nur von einer Art, wenn auch ohne Unterlaß, geplagt wird. Da giebt es kleine winzige Dinger, die sich ein besonderes Vergnügen daraus zu machen scheinen, dem Reisenden in die Augen zu fliegen, bis zu großen Stechfliegen, deren sehr schmerzhafter Stich sogleich einen Blutstropfen hervorquellen läßt.

Bis man sich an diese Musquitoplage einigermaßen gewöhnt, d. h. sich resignirt hat, macht man eine Zeit nervöser Aufregung und Schlaflosigkeit durch, deren Pein Einem selbst die schönsten Genüsse des Urwaldes verbittern kann. Namentlich an den Ufern der Flüsse häufen sich die Musquitos in solchen Schaaren, daß dort der Europäer nur unter dem Musquiteiro ruhig schlafen kann; denn selbst Feuer und Rauch wehren sie dort nicht ab.

Noch einer häufigen Plage des Urwaldes muß ich erwähnen: der verschiedenen Arten der Milben — Zecken — die von der Größe einer Nadelspitze bis zur Größe einer Linse an den Zweigen der Bäume hängen und beim Anstreifen in Menge auf den Reisenden herabfallen; bald fühlt er ihre Bisse, bei den kleinen als ein intensives Jucken mit entzündlicher Röthung der Haut, bei den größeren als empfindliche Stiche; letztere schwellen durch Blutsaugen mehr und mehr an, oft bis zur Größe einer Erbse und sind sie nur durch vorsichtiges Herausziehen zu entfernen; reißt hierbei der Kopf ab und bleibt in der Haut sitzen, so entsteht meist ein schmerzhaftes, schlecht heilendes Geschwür.

Auch Ameisen, Bienen und Wespen sind im Urwalde massenhaft zu finden; erstere namentlich werden dem Reisenden oft sehr lästig und dulden z. B. nicht, daß er sich im Walde auf den Boden lagert oder auf einen umgestürzten Baumstamm setzt; bald sind sie in Schaaren da und vertreiben ihn mit brennenden Bissen. Wehe ihm aber, wenn er von einem Bienen- oder Wespenschwarm — Marimbundos — überfallen wird, nur schleunigste Flucht kann ihn und sein vor Angst zitterndes Pferd vor diesen gefährlichen Feinden retten.

Doch genug von den Plagen der kleinen Urwaldbewohner!

Eines, dem brasilianischen Urwald eigenthümlichen Insectes will ich aber noch erwähnen, das den Reisenden durch seine schrillen, dem Pfeifen der Locomotive ähnlichen Töne in Erstaunen setzt; es ist dieses eine Cicade, Cigarra von den Brasilianern genannt, von der Größe eines Maikäfers, die durch das Zusammenreiben ihrer Flügel diese durchdringenden, weithin hörbaren Töne verursacht und namentlich Mittags sich vernehmen läßt, wenn sonst alles Leben im Urwalde schweigt.

Neben den Insecten sind es die Vögel, die den Urwald am häufigsten beleben vor allem die verschiedenen Arten der Papageien, die man oft in Schaaren von dreißig und mehr hoch oben in den Bäumen, Nüsse ꝛc. knackend, oder über dem Walde paarweise hinfliegend antrifft; ihr abscheuliches, ohrenbetäubendes Geschrei, wenn sie des Reisenden ansichtig werden, verkündigt sie schon von weitem. Dann sieht man noch ziemlich häufig und oft in größerer Menge wilde Tauben, aber schon seltener den schönfarbigen, großschnabligen Pfefferfresser — Tucano — dessen schnarrende Töne den Reisenden auch nicht ergötzen können; aber wahrhaft widerlich klingt das Geschrei des allerdings seltenen, ganz weißen Ferreiros — Chasmarhynchus — ich kann es nur mit dem gellenden Geräusch vergleichen, das eine rasch über eine Glaskante gestrichene Feile verursacht und habe nie begreifen können, daß sich Brasilianer diesen Vogel zum Ohrenschmaus im Käfig halten können, wie es nicht selten geschieht. Auch Inambus und Spechte sieht und hört man zuweilen, sehr selten aber, daß man eines Jacus oder Mutugs ansichtig wird. Das

wären die am häufigsten im Urwalde vorkommenden Vögel.

Von Schlangen sieht man nur sehr selten etwas im Urwalde und braucht sich deshalb nicht sehr vor ihnen zu fürchten, und wenn auch ihr Biß gefährlich ist, wie besonders der der Cascavel und Jararaca — so wird es doch immer als ein nur sehr selten vorkommender Unglücksfall angesehen, wenn einmal ein Mensch von einer Giftschlange tödtlich gebissen wird; ich habe bei meinem 14jährigen Aufenthalt als Arzt in Brasilien nur drei Fälle von tödtlichem Schlangenbiß erlebt und war schon länger als ein Jahr in Brasilien, ehe ich eine Giftschlange über den Weg in den Wald schlüpfen sah; von Brasilianern getödtete Schlangen hatte ich allerdings schon öfter am Wege liegen gesehen und später hatte ich selbst mehrmals Gelegenheit zu sehen, wie unerschrocken die Brasilianer die Giftschlangen angreifen und tödten; haben sie kein Gewehr bei der Hand, so nehmen sie einen langen Zweig und schlagen damit so lange auf die sich bäumende Schlange los, bis diese todt am Boden liegt.

Außerdem erzählen die Brasilianer noch von einer 2 bis 3 Fuß langen grünen Kammeidechse, Lagarto — Iguana — daß sie die Giftschlangen aufsucht und bekämpft und, wenn sie gebissen wird, in den Wald läuft und ein bestimmtes Kraut als Gegengift frißt, worauf sie dann den Kampf von neuem beginnt und nicht eher ruht, als sie nicht die Schlange mit Schlägen ihres Schwanzes getödtet hat.

Von Säugethieren sieht man nur höchst selten etwas im Urwalde, so selten, daß sie jedenfalls nichts zur Physiognomie des Urwaldes beitragen. Oft kann man tage- und wochenlang den Wald bereisen, ohne daß man auch nur einen Affen zu Gesicht bekäme — und doch sind dies noch die häufigsten größeren Bewohner des Urwaldes; daß Einem aber gar eine Unze oder ein Tapir oder Reh oder Faulthier oder Ameisenbär ꝛc. aufstoßen sollte, gehört gewiß zu den größten Seltenheiten; mir ist dies wenigstens bei meinen häufigen Reisen durch den Urwald während vierzehn Jahren nicht einmal begegnet. Diese größeren Thiere bleiben am Tage meist ruhig in ihren Lagern und erst bei anbrechender Dunkelheit und des Nachts verlassen sie ihre Schlupfwinkel und gehen dann auf Raub und Nahrung aus.

Von Affen dagegen, namentlich den Macacos, kann man zuweilen, besonders in den frühen Morgenstunden, selbst größere Gesellschaften in den Kronen der Bäume herumklettern sehen und habe ich mich dann stets an ihren gewandten Sprüngen und ihrem weichen, melancholischen Pfeifen erfreut. Außer diesen nicht sehr seltenen Affen trifft man auch zuweilen, doch schon seltener, auf einen Trupp Wildschweine — Catéten, oder auf ein Gürtelthier — Tatú, oder auf eine Paca.

Die übrigen größeren Urwaldsthiere bekommt man nur zu sehen, wenn man mit vielen guten Hunden eine regelmäßige aber sehr mühselige Jagd unternimmt, doch auch nur auf guten Jagdgründen, fern von allem Anbau. Auf diese Jagden werden wir noch später zurückkommen.

Früh Morgens, kurz vor und nach Sonnenaufgang, ist der Urwald am belebtesten; da kreischen die Papageien in Mengen, die Tauben gurren, die Tucane und Ferreiros schnarren, dazwischen lassen zuweilen die Affen ihren weichen warnenden Ruf erschallen, während die locomotivenartig pfeifenden Cigarras Alles übertönen. Je höher aber die Sonne steigt, je stiller wird auch der Wald; die Thiere fast alle suchen ihre schattigen Schlupfwinkel und schlafen oder verdauen in Ruhe ihren Morgenimbiß. Nur die Cigarras lassen auch in der höchsten Mittagshitze ihre lauten Stimmen ertönen, sonst aber bleibt der Urwald unter Mittag todt und still, und wären sie nicht, so wie die farbenschillernden Schmetterlinge und die lästigen Musquiten, man würde unter Mittag nichts Lebendiges im Urwalde wahrnehmen. Von Nachmittag vier Uhr an bis zur beginnenden Dunkelheit nimmt aber Leben und Geräusch mehr und mehr wieder zu; dann aber ziehen sich die Tagvögel ꝛc. in ihre Lager zurück und Nachtvögel und Nachtthiere beginnen ihr Dasein durch neue, seltsame Töne zu zeigen.

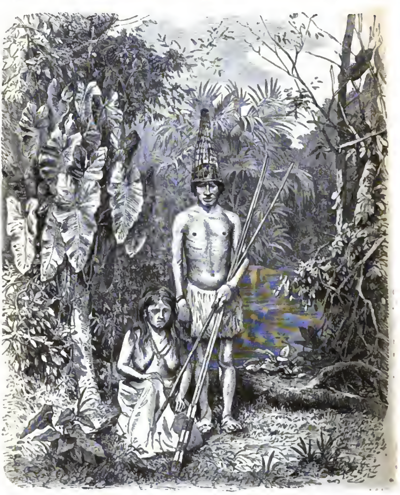
Ganz eigenthümlich und fesselnd ist der melancholische, süße, menschenähnliche Gesang des Surucuá, eines Nachtvogels von der Größe einer Taube. Er beginnt mit dem einmal gestrichenen c, singt diesen Ton acht Mal hintereinander in Pausen von $^3/_4$ Secunden, geht dann genau auf

cis über, es ebenfalls acht Mal wiederholend, dann zu d, dann zu dis, dann zu e und endet mit f, auch dies noch acht Mal laut und klar singend; es klingt dieser Gesang wie ein langes, sich allmälig steigerndes Klagelied und hat mich stets eigenthümlich ergriffen, wenn er in stiller Nacht aus dem Walde erklang.

Dann hört man Nachts zuweilen das laute, heftige Gebrüll des Brüllaffen oder den scharfen, kurzen Pfiff des Tapirs; selten aber stört den Reisenden das widerliche, heisere, katzenartige Miá der Unze.

Meist ist der Urwald aber des Nachts ruhig und still und man kann oft stundenlang lauschen, ohne einen Ton zu vernehmen.

Wer die Thierlaute des Urwaldes gehört, der wird nicht sagen können, daß sie lieblich und fröhlich klingen und heitere Empfindungen erwecken; im Gegentheil, sie sind meist widerlich, heftig und wild oder schwermüthig und klagend, und wenn je, so kann man im Urwald erkennen, welch mächtigen, bestimmenden Einfluß die äußere Natur, der Charakter einer Gegend auf



Indios do Campo. (Nach einer Originalphotographie.)

das Seelenleben und seine Aeußerungen auch bei den Thieren ausübt — weit mehr natürlich noch auf den Menschen. Wo die heitere Sonne und der blaue Himmel mit seinem Wechsel den Blick und Geist des schöpf, ohne Gedanken und ohne Streben, noch heute nackt und bloß, nur seinen thierischen Begierden thierisch fröhnend, ein armseliges, trauriges Dasein führen. Gebückt und scheu die Pfade des Wildes benutzend,



Indio do Matto. (Nach einer Originalphotographie.)

Menschen nicht nach oben ziehen und beleben, wo ein ewiger Schatten und die Alles überwuchernde und beherrschende Pflanzenwelt seiner schwachen Kräfte spottet, — da muß auch der Mensch geistig verkümmern! So sehen wir denn auch den brasilianischen Waldmenschen — Indio do Matto — als ein armes, halb blödes Geschöpf, ohne Gedanken und ohne Streben,

schreitet Einer hinter dem Andern lautlos dahin und nur die Jagd und die wenigen eßbaren Früchte und Wurzeln des Waldes liefern ihm und den Seinen die Nahrung, und wenn er auch nicht oft zu hungern braucht, so muß er sich doch häufig mit erbärmlicher und ekelhafter Nahrung begnügen. Hat er aber einmal ein größeres

Jagdthier mit seinen Pfeilen getödtet, dann stillt er seinen Hunger auch ebenso unmäßig wie jedes wilde Thier in ähnlicher Lage.

Die Botocuden und Puris, Indios do Matto und noch heute nackte Anthropophagen können als Beweise für meine Behauptungen dienen.

Ganz anders dagegen, viel weiter geistig entwickelt und auch bildungs- und culturfähiger sind die Indios do Campo — und ganz anders sind auch die Thiere und Thierlaute, die man dort hört. Das Licht der Sonne, Mond und Sterne verfehlen hier nicht belebend, und erheiternd auf Menschen und Thiere zu wirken. Der Indio kann hier schon außer der Jagd ein wenig Ackerbau treiben; die Pflanzenwelt ist hier nicht mehr so Alles beherrschend und überwuchernd wie im Urwald und läßt seiner Mandioca, seinem Mais und seiner Cará schon Raum und Gedeihen und während der Indio do Matto sich für jede Nacht nur eine nothdürftige Hütte aus Zweigen und Palmenblättern baut, um sie Morgens mit den Seinen gleichgiltig wieder zu verlassen und weiter nach Beute zu schweifen, — errichtet sich der Indio do Campo schon festere Hütten, selbst größere für mehrere Familien oder auch kleine Dörfer — der erste Beginn und die Möglichkeit der Cultur.

Auch kennt und liebt der Indio do Matto weder Spiel noch Tanz, weder Gesang noch Musik — er hört und sieht ja auch im Walde nichts Fröhliches und Frohes um sich; dagegen der Indio do Campo liebt Spiel und Tanz, Gesang und Musik leidenschaftlich. Er hat aber auch das heitere Leben des lichten Campo um sich und hat außerdem häufig Gelegenheit, den lustigen Gesang und Tanz des Tangará, eines kleinen Camposvogels, zu beobachten.

Im Frühling, wenn die Geschlechtsliebe erwacht, sieht man nicht selten diese niedlichen Vögel auf einem horizontalen Zweige sitzen, das Weibchen in der Mitte, auf beiden Seiten mehrere Männchen; diese nähern sich hüpfend und singend gleichzeitig dem Weibchen, welches ebenfalls singend mit den Flügeln schlägt und kokett sich dreht und wendet, bis sie ihm ganz nahe gekommen sind; dann fliegt jedesmal das nächste Männchen auf und stellt sich wieder an das andere Ende der Reihe, und so geht dies lustige Tanzen und Singen und Fliegen eine ganze Weile fort, — bis das Weibchen davonfliegt und so den Ball beendet.

Die Guaranis waren solche Tanz und Musik liebenden und bildungsfähigen Indios dos Campos und haben sich auch durch die meisterhafte Erziehungsmethode der Jesuiten zu dem zwar unterwürfigen, aber tapferen Volke der Paragnayer entwickelt.

Bei den Indios do Matto dagegen ist bis heute jeder Civilisationsversuch, auch einst der der Jesuiten, fehlgeschlagen. Sie lassen sich zwar taufen, denn sie wissen, man beschenkt sie dafür, halten auch wohl kürzere oder längere Zeit bei den Missionären bequem vegetirend aus; — will man sie aber zur Arbeit bewegen, so fliehen sie bald wieder in den Urwald zurück, um sich nicht wieder blicken zu lassen — bis sie vielleicht einmal der Hunger zurücktreibt. Ihr Schicksal ist ein baldiger und sicherer Untergang der sich immer weiter ausdehnenden Cultur gegenüber.

Was die Vogelwelt der Campos betrifft, so ist auch sie, wie gesagt, eine ganz andere als im Urwalde und ihre mannigfaltigen und heiteren Töne sind in Harmonie mit den heiteren Camposgefilden und erfrischen und erfrenen wieder das Herz des noch soeben vom schaurigen Urwald und seinen wilden Tönen beklommenen Reisenden. Da schwirren und pfeifen bunt schillernde Colibris um duftige Camposblumen, da tanzt und singt der Tangará, der häufige, lustige Bemtevi, das liebliche Pfeifen des Rebhuhns, das muntere, hundeartige Gebell des Seriémas, der sanft und lieblich singende Zaunkönig und vor allem eine Drossel, der Sabia, — erfreuen und beleben die sonnigen Camposfluren.

Der Sabia ist der Lieblingssänger der Brasilianer und selbst ihr bedeutendster Lyriker. Gonzalvez Dias feiert ihn noch als Verbannter in seinem Schwanengesang:

> Minha terra tem palmeiras
> Onde cant'o Sabia etc.
> (Meine Heimath die hat Palmen
> Und dort singt der Sabia.)

Ich will nun noch Einiges über die Jagd im Urwalde mittheilen. Ein Europäer denkt sich meist, daß die Jagd in Brasiliens

Wäldern zu den interessantesten und genußreichsten gehören müßte, die es gibt, und glaubt, daß womöglich hinter jedem Baum ein wildes Thier lauert. Auch ich hegte im Anfang meines Aufenthalts in Brasilien ähnliche Ansichten, und als ich zuerst auf einer größeren Reise ins Innere die unentweihten Urwälder betrat, that ich es nie, ohne mit Doppelflinte, Revolver und Messer bewaffnet zu sein. Bald aber lernte ich meinen Irrthum erkennen und ging dann meist nur noch mit dem Messer in den Wald — denn bei allen meinen Excursionen waren mir außer Vögeln nie am Tage andere Thiere aufgestoßen als einige Male Affen, Wildschweine und Gürtelthiere. Die Jagd auf Vögel ist daher die einzige, die sich im Urwalde lohnt, — immer vorausgesetzt, daß man ohne gute Hunde und größeren Jagdapparat jagt — und das Herumschweifen darin fast ebenso wenig gefährlich als in unsern Wäldern, aber weit beschwerlicher wegen des dichten Unterholzes, der vielen Dornen und Schlingpflanzen ꝛc.

Spuren der Onça und namentlich des Tapirs sieht man allerdings nicht selten im Urwalde, aber zu Gesicht bekommt man sie am Tage fast nie, da sie dann meist in ihren Verstecken ruhen.

Will man daher im Urwalde größeres Wild jagen, so muß man, wie die Brasilianer, mit gut dressirten Hunden in den Wald gehen, diese auf eine frische Fährte schicken und nun am Wechsel des Wildes geduldig ausharren, bis es die Hunde herangetrieben haben, worüber aber oft viele Stunden vergehen, während welcher man von den Musquitos fürchterlich zerstochen wird; sehr oft verlieren auch die Hunde die Fährte oder erreichen das Wild nicht und kehren dann ohne dasselbe zurück.

Bei der Jagd auf die Onça — felis onca — wozu sich nur wenige Hunde eignen, treiben diese das langsam fliehende Thier so lange mit Gebell vor sich her, bis es ermüdet auf einen Baum klettert, um den sich dann die Hunde aufstellen und durch ihr Geheul die Jäger herbeirufen; diese postiren sich dann möglichst gut, und auf ein gegebenes Zeichen feuern alle zugleich, entweder in den Kopf oder neben das Schulterblatt, mit einer Kugel und einigen groben Schroten jeder, so daß bei einigermaßen guten Schützen die Onça fast immer todt oder doch tödtlich getroffen vom Baume stürzt.

So ungefährlich diese Art Unzen-Jagd ist, daß sie selbst von einem guten Schützen und mit nur einem guten Hunde ganz allein ausgeführt werden kann, so sehr gefährlich ist es dagegen, die Onça anzugreifen, wenn sie noch auf dem Boden ist und sich etwa mit den Hunden herumschlägt. Da wagen selbst die besten Schützen nicht, auf sie zu schießen, und nur die Noth kann sie dazu zwingen, denn die Onça ist unglaublich gewandt und stark, und stürzt sie nicht sogleich todt zusammen, wie nur höchst selten, so springt sie, dem Rauche nach, auf den Jäger ein, und meist bleibt dieser dann schwer verwundet oder todt unter ihren Klauen.

Eine weit interessantere und belohnendere Jagd als die im Urwalde selbst, ist aber die Jagd auf den Flüssen, die sich durch den Urwald ziehen.

Zu solchen Jagdpartien vereinigt sich gewöhnlich eine größere Gesellschaft, verproviantirt sich auf 14 Tage, 3 Wochen, und fährt mit guten Hunden, großen und kleinen Canoes einen der größeren Flüsse herab bis zu gutem Jagdgebiet. Dann werden die kleinen Canoes mit den besten Schützen und Ruderern bemannt, die Hunde auf eine frische Fährte losgelassen und diese treiben dann früher und später meist Rehe oder Tapire in den Fluß, wo sie dann die Schützen mit ihren leichten Canoes leicht erreichen und schießen können. Daß auf diese Weise täglich 2, 3 Rehe oder Tapire erlegt werden, gehört nicht zu den Seltenheiten.

Die Tapire haben bekanntlich eine so dicke, knorpelartige Haut, daß selbst eine Flintenkugel kaum durchdringt und sie viele Kugeln bekommen können, ohne zu stürzen, wenn man sie nicht dicht hinter das Ohr trifft, wo die Haut am dünnsten ist und die Kugel auch gleich ins Hirn dringt.

Zuweilen hat man auch Gelegenheit auf solchen Jagdpartien, die in den größeren Flüssen nicht seltenen Riesenschlangen, Succuris, — Boa constrictor — zu sehen und zu schießen.

Die erste, die ich schoß, hing um einen Baumast gewickelt dicht über dem Wasser und schien zu schlafen, so daß wir bis auf

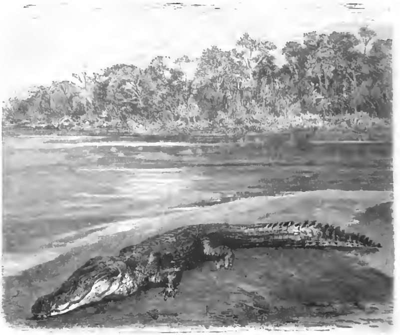
10 Schritte mit dem Canoe heranfahren konnten; ich schoß mit Mittelschrot in den Kopf — und wie vom Blitz gerührt hing sogleich die mächtige Schlange schlaff und scheinbar todt am Baum. Wir zogen sie in unser Canoe und da wir bald am Nachtlagerplatz anlangten, hißten wir sie ans Land, um ihr nach dem Abendbrot die Haut abzuziehen, die ich mir zum Andenken mitnehmen wollte.

Die Succuri hatte eine Länge von 16 Fuß und am dicksten Theile des Leibes 8 Zoll Durchmesser; wir hatten sie in der Nähe des Ufers liegen lassen — und als wir nach etwa einer Stunde vom Essen zurückkehrten, um ihr die Haut abzuziehen, war die Schlange verschwunden, wieder in den Fluß gegangen, und ich so um ihre Haut geprellt.

Später schoß ich noch mehrere Succuri, aber wirklich todt, und habe noch lange Zeit Hausschuhe aus ihrer gegerbten Haut getragen.

Beim Vorüberfahren an einer Sandinsel bemerkten wir ein ander Mal, wie langsam aus dem Wasser ein großes Jacaré auf die Insel kroch; ein gut gezielter Schuß mit einer Kugel durch das Auge streckte das mächtige Thier fast ohne Zuckung nieder.

Es war ein altes, großes Jacaré und maß $9^1/_2$ Fuß in der Länge. Sein fürchterlicher Rachen mit fast zollangen Zähnen hing schlaff und weit aufgesperrt herab — ein Anblick, der mir seitdem das Baden in dem Flusse auf dieser Reise verleidete. Die Brasilianer behaupteten, daß die Jacarés meist eine Menge Steine verschluckten und im Magen behielten, — und richtig, als ich das Thier geöffnet hatte, fanden sich 11 kleine Kieselsteine von der Größe einer Hasel- bis Wallnuß im Magen vor, die ich zum Andenken mit mir nahm und noch lange aufbewahrt habe.

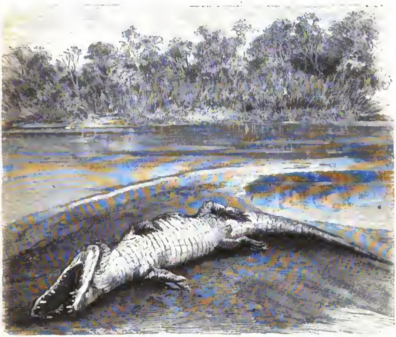


Jacaré, auf die Sandinsel kriechend.

Wir haben nun nach einander den Urwald und seine hauptsächlichsten Bewohner kennen gelernt. Es wird vielleicht nicht uninteressant sein, noch zum Schluß zu zei-

gen, was die Cultur und das Feuer aus dem Urwalde macht.

Nachdem das Unterholz und die dünneren Bäume umgehauen sind, werden von allen Seiten und etwa 20 Fuß breit, alle Bäume und Sträucher nach der Mitte zu geschleppt, so daß rings um das abzubrennende Stück Wald ein von Holz und Gras freier Weg gebildet wird. Dann bleibt das Ganze einige Wochen in der Sonne liegen und wird dadurch so trocken und dürr, daß nun lang fort. Während des Brennens müssen die Brasilianer die äußerste Vorsicht gebrauchen, damit das Feuer nicht auf den benachbarten Wald überspringt, was übrigens höchst selten geschieht, wenn es auch oft nur mit der größten Anstrengung zu verhüten ist. Ist nun der durch die viele Asche üppig gedüngte Urwaldboden erkaltet und durch einige Regen genäßt, so werden darin entweder Kaffee oder Zuckerrohr oder Baumwolle oder Lebensmittel gepflanzt,



Jacaré, durch einen Schuß ins Auge getödtet.

das hineingeworfene Feuer mit Leichtigkeit zündet und den noch vor kurzem majestätischen Wald in wenigen Stunden vernichtet. Die kleineren Bäume brennen fast ganz zu Asche, die großen, nicht umgehauenen, verkohlen aber nur und bleiben so noch viele Jahre ein trauriges Denkmal menschlicher Zerstörung.

Das Brennen eines solchen Urwaldes ist ein fürchterlich schönes Schauspiel, namentlich in der Nacht aus einiger Entfernung gesehen. Das Glühen einzelner Bäume dauert oft viele Tage und Nächte

was in solchem jungfräulichen Boden natürlich aufs üppigste gedeiht.

So wehe es daher auch dem Naturfreund thut, die üppigen Urwälder mehr und mehr schwinden zu sehen, so muß er sich doch sagen, daß nur durch ihre Vernichtung durch Feuer aus diesen Urwaldswüsten ein culturfähiges Land geschaffen werden kann.

Das Erdferkel.

Von
Fr. Lichterfeld.

Dem Namen nach ist man versucht, das sogenannte Erdferkel für ein Mitglied des borstigen und störrigen Geschlechtes der Schweine zu halten; aber nicht die Beschaffenheit der Gliedmaßen und demnächst der Zähne war bei jener Bezeichnung maßgebend, sondern der Geschmack des Fleisches, der dem des Wildschweins ähnelt und die holländischen Colonisten zu dem Namen Aard-Varken verleitete.

Nach wissenschaftlichen Unterscheidungsmerkmalen gehört das Thier zu den Edentaten oder Zahnlückern, und nicht, wie das Schwein, zu den Pachydermen oder Dickhäutern.

Bei aller Armuth an Gattungen enthält die Ordnung der Edentaten doch so verschiedene und sonderbare Formen, daß sich ein allgemeiner Typus derselben schwer aufstellen läßt. Nur darin stimmen sie überein, daß allen mindestens die Vorderzähne, vielen auch die Eckzähne und einzelnen wenigen geradezu alle Zähne fehlen, obgleich z. B. das Riesengürtelthier ein Gebiß von nahezu hundert Zähnen hat, also mehr als jedes andere Landsäugethier. Auch die Bildung der Zähne ist eigenartig, denn sie haben weder Schmelz noch Wurzel.

Fast alle Edentaten kennzeichnen sich überdies durch lange krumme Krallen, die ihnen sowohl zur Erlangung ihres Lebensunterhaltes, als zur Vertheidigung dienen.

Sie gehören sämmtlich der tropischen Zone an und zerfallen in Faulthiere (Bradypoda), Scharrthiere (Effodientia) und Kloakenthiere (Monotremata). An Gattungen enthält die erste Familie das drei- und zweizehige Faulthier, (Bradypus und Choloepus), die zweite das Gürtelthier (Dasypus), den Schildwurf (Chlamydophorus), das Erdferkel (Orycteropus), den Ameisenfresser (Myrmecophaga) und das Schuppenthier (Manis); die dritte Familie, die gleich den Vögeln nur einen Ausgang für ihre Excremente hat, zählt den Ameisenigel (Echidna oder Tachyglossus) und das im ruhigen Wasser lebende paradoxe Schnabelthier (Ornithorhynchus), dessen mehrfach angefochtene Säugethiernatur jetzt außer Zweifel gesetzt ist, zu ihren Mitgliedern.

Alles scheint die Natur bei diesen Edentaten anders bestimmt zu haben als bei den anderen Säugethieren, denn während hier die innere Verwandtschaft sich in der Regel auch äußerlich durch eine gewisse Familienähnlichkeit kund giebt, waltet bei den Edentaten, mit Ausnahme der beiden Faulthiergattungen, gerade das Gegentheil ob.

Der Körper des Gürtelthieres und des Schildwurfes ist mit sohlenlederartigen Schilden bedeckt, der des Schuppenthiers mit hornigen Schuppen, die Haut des Erdferkels ist mit dünnen spärlichen Haaren besetzt, die des Ameisenfressers mit langen flatternden Borsten; das sind Differenzen, die jeden Gedanken an eine Familienverwandtschaft ausschließen. — Und dennoch stehen die so verschiedenen Gattungen der Scharrthiere durch ihren inneren Bau in nahem Verbande und kennzeichnen, wenn man von dem Unterschiede der Bekleidung absieht, dieses Verhältniß auch äußerlich durch gewisse charakteristische Merkmale.

Wie die ganze Organisation der stumpfsinnigen Faulthiere für den Aufenthalt auf Bäumen, so ist die der Scharrthiere für den Aufenthalt auf dem Boden eingerichtet; aber zu schnellen und gewandten Bewegungen sind sie deshalb doch nicht befähigt. Ihre kurzen kräftigen Gliedmaßen und die langen, starken Krallen eignen sich, zumal die hinteren Extremitäten etwas länger sind als die vorderen, nicht sowohl zum Laufen als zum Scharren und Graben, und dieser Lebensweise entspricht auch der kegelförmig zugespitzte Kopf und die rüsselartige Schnauze.

Ihrem Zahnbaue nach theilt man die Scharrthiere in bezahnte, d. h. mit Backzähnen versehene Edentaten, und zahnlose. Zu der ersten Abtheilung gehören Gürtelthier, Schildwurf und Erdferkel, zu der zweiten Ameisenfresser und Schuppenthier.

Während die Nahrung der Faulthiere hauptsächlich in Baumblättern und die des

robbenartigen Schnabelthieres in kleinen Wasserthieren besteht, sind alle andern Edentaten, trotz ihrer verhältnißmäßigen Größe, Entomophagen oder Insectenfresser, und haben somit einerlei Bestimmung in dem großen Haushalte der Natur.

Als Schutzwehr gegen die maßlose Vermehrung der Ameisen und Termiten in den Tropengegenden sind besonders das Schuppenthier und Erdferkel für die alte, der Ameisenfresser und Ameisenigel für die neue Welt prädestinirt.

Das Schuppenthier hat außer dem südlichen Asien und den Sundainseln auch das tropische Afrika bis Guinea zum Vaterlande; das Erdferkel dagegen nur Afrika, vom Cap bis an den Senegal und den oberen Nil; der Ameisenfresser bewohnt das tropische Südamerika; der Ameisenigel Neuholland und Vandiemensland.

Die erste Nachricht von dem Erdferkel gab ein portugiesischer Mönch, Johann dos Santos, um das Jahr 1587. Es wurde anfänglich der Gattung der Myrmekophagen oder Ameisenfresser zugezählt, nachdem aber Camper auf die erheblichen inneren Differenzen des afrikanischen und amerikanischen Ameisenfressers aufmerksam gemacht, von Geoffroy im Jahre 1791 zur Gattung erhoben und mit dem Namen Orykteropus, d. h. Gräberfuß, belegt.

Die äußere Gestalt des Erdferkels zeichnet sich durch einen dicken unförmlichen Leib aus, gegen den der lange schmächtige Kopf und die langen schmalen Ohren sonderbar abstechen. Der Kopf ist sehr in die Länge gestreckt, wobei die Oberlippe die untere beträchtlich überragt, der Unterkiefer ist schmal und spitzt sich nach vorn zu; die Mundspalte ist sehr klein. Die Nasenlöcher liegen am vordersten Theil der Schnautze und sind von einem Kranze dichtstehender Haare umgeben. Die Augen sind sehr weit von den Nasenlöchern abgerückt, dagegen den Ohren sehr weit genähert. Die Ohren sind sehr lang und schmal, durchscheinend, nach oben zugespitzt und nur sehr spärlich mit feinen Härchen besetzt. Der Leib ist stark gerundet und nimmt von vorn nach hinten an Dicke zu. Der Schwanz ist an der Wurzel auffallend dick und nicht besonders lang. Die Vorderfüße theilen sich in vier Zehen, welche nach außen an Länge abnehmen und mit sehr starken, etwas gekrümmten, unten abgeplatteten und an den Rändern schneidenden Nägeln bewaffnet sind. Die Hinterfüße haben fünf Zehen, von welchen die äußerste und innerste sehr kurz, die mittlere am längsten ist; ihre Nägel sind fast noch größer und etwas flacher und breiter. Die Haut ist sehr fest und derb und spärlich mit straffen Haaren besetzt.

Wie überhaupt den Edentaten, so fehlen auch dem Erdferkel Schneide- und Eckzähne; die Zahl der Backenzähne wechselt zwischen je fünf bis acht im Oberkiefer und je vier bis sechs im Unterkiefer. Es scheint, daß im Alter die vorderen kleinen Zähne verloren gehen und nur die hinteren stehen bleiben.

Die Zunge des Erdferkels ist gleich der des Schuppenthieres, des Ameisenfressers und Ameisenigels, sehr lang und schmal und mit verschiedenerlei Warzen besetzt. Sie kann mittelst ringförmiger Muskelfasern im Innern sehr weit ausgestreckt und wieder zurückgezogen werden und dient den Thieren beim Durchstöbern der Ameisen- und Termitennester gleichsam als Leimruthe. Nachdem sie mit den scharfen Klauen die steinharten Lehmgewölbe der Termiten durchbrochen, recken sie den langen Kopf mit dem kleinen Saugmunde in das Myriadengewimmel im Innern und lassen die klebrige Zunge ihr geschäftiges Spiel treiben. Alle Augenblicke fährt diese vor und mit Termiten bespickt wieder zurück. Nur bei einer so außerordentlichen Beweglichkeit der Zunge und der ungeheueren Verbreitung der Ameisen und Termiten in den Tropen ist es denkbar, wie ein Geschöpf von der Körperlänge eines Windhundes, gleich dem großen Ameisenfresser (Myrmecophaga jubata), oder das Erdferkel, das über hundert Pfund schwer wird, mit der winzigen Nahrung sich erhalten könne.

Man unterscheidet zwei Arten von Erdferkeln, das cap'sche (Orycteropus capensis), mit einer mehr ins röthliche spielenden Varietät vom Senegal, und das erst im Laufe unseres Jahrhunderts bekannt gewordene äthiopische (O. aethiopicus), welches sich von jenem durch etwas kürzere, oben zugleich schmälere und mehr von der Stirne abgesetzte Schnautze unter-



Erdferkel

scheidet. Die Haut ist hellfahl, die Behaarung blaßgelblich, an den Extremitäten in Schwarz übergehend, also ähnlich wie beim cap'schen Erdferkel.

Die Körpergröße der einen wie der anderen Art beträgt circa $3^1/_2$ Fuß in der Länge und auch die Lebensweise ist dieselbe.

Das Erdferkel ist ein scheues, vorsichtiges Thier, das sich den Tag über in seiner Höhle verborgen hält und nur des Abends auf Nahrung ausgeht; dabei setzt es sich, auf den muskulösen Schwanz gestützt, öfters witternd auf die Hinterbeine und erinnert in dieser Stellung lebhaft an das Känguruh.

Droht demselben irgend eine Gefahr, so gräbt es, gleich den Gürtelthieren, sich rasch in die Erde ein, und der stärkste Mann vermag es alsdann nicht mehr bei dem Schwanze herauszuziehen. Das wohlschmeckende Fleisch und die Haut, aus der ein starkes Leder bereitet wird, machen das Erdferkel zu einem geschätzten Wild, und wenn es gerade beim Eingraben in den Boden oder in einen Termitenbau überrascht wird, zur sicheren Beute des Jägers. Wie alle Edentaten, und an deren Spitze das Faulthier, so hat auch das Erdferkel ein stumpfsinniges, träges Temperament und beschäftigt sich am liebsten mit Schlafen.

Das äthiopische Erdferkel des Berliner zoologischen Gartens widmet dieser Beschäftigung den größten Theil seines Daseins. Erst gegen Abend, wenn der Wärter ihm sein Futter gebracht, verläßt es seinen mit Sand und Stroh versehenen Kasten, reckt die Glieder, setzt sich nieder und frißt. Nachdem es sich hierauf noch eine Zeit lang zurückgezogen, um sein Verdauungsschläfchen zu machen, erscheint es wieder und bleibt die Nacht über einige Stunden wach.

Das Thier frißt täglich anderthalb Pfund gemahlenes Fleisch, eine handvoll Ameisenpuppen und drei Semmeln in Milch. Was ein einziges Exemplar der Orykteropoden in der Freiheit hiernach an Ameisen und Termiten zu seinem Lebensunterhalte bedarf, übersteigt jede Vorstellung in Zahlen.

Neues aus der Meteorologie.

Von

Paul Reis.

I.

Ziele der Meteorologie.

Die Meteorologie ist die Wissenschaft vom Wetter. Wenn man von wissenschaftlichem Standpunkte aus zu einem allgemein gebildeten Publicum vom Wetter reden will, so setzt man sich mehrfacher Gefahr aus. Zunächst ist die Unterhaltung über das Wetter in feiner Gesellschaft so verpönt, daß sie selbst in die herzbeklemmenden Augenblicke der ersten Tanzstunde nicht mehr einzudringen wagt, und daß man erwarten muß, den von einem Wettergespräch Ueberfallenen mit zugehaltenen Ohren davonlaufen zu sehen. Eine zweite Gefahr liegt darin, daß der Aberglaube das liebste Kind der menschlichen Natur ist, und daß über nichts in der Welt mehr Aberglaube besteht als über das Wetter; der Eine schwört die heiligsten Eide dafür, daß der Mond das Wetter mache; der Andere überläßt es dem Walten des herrschenden Planeten; und der Dritte sieht in dem Wechsel des Wetters das Zürnen und Lächeln eines durch Verbrechen beleidigten und durch Gebete wieder versöhnten Gottes. Zum dritten glaubt Jeder etwas vom Wetter zu verstehen und mehr zu verstehen als die Schulgelehrten, die doch, wie man meint, von ihren Schulsälen und Studirzimmern unmöglich so gut beobachten können als Männer und Frauen des vielbewegten Lebens, und die außerdem, wie man sich oft vorstellt, durch tiefe Gedankenversunkenheit ihren Sinn für Naturbeobachtung trüben oder ganz verschließen. Auch ist es wirklich anzuerkennen, daß viele Berufszweige auf fortwährende Wetterbeobachtung im Freien angewiesen sind und daher Einzelheiten des Wetters oft wirklich besser verstehen als Wetterkundige der Wissenschaft, als die Meteorologen. Die Zeichen der Wetterveränderung sind nämlich oft in verschiedenen Gegenden sehr verschieden; Jäger, Schiffer, Landleute können daher über den Witterungswechsel an einem bestimm-

ten Orte oft mehr Angaben machen als der Meteorologe, der die Wetterverhältnisse der ganzen Erde zu durchdringen sucht. Und endlich, es läßt sich nicht leugnen, giebt es in der Thierwelt ein dunkles Vorgefühl, eine Art Ahnung für Wetterveränderungen, und auch manche Menschen haben durch krankhafte Veränderungen ihres Körpers theils schmerzhafte, theils ahnungsvolle Vorempfindungen für gewisse Witterungswechsel, wodurch sie ebenfalls dem Meteorologen von Fach oft überlegen sind, dessen Wissenschaft, eine der jüngsten Naturwissenschaften, erst an den Fundamenten und noch nicht einmal an der Schwelle des Tempels angelangt ist, der, so hoffen wir, einst der ganzen Menschheit Zuflucht vor den Unbilden des Wetters gewähren soll.

Das hohe Ziel der Meteorologie ist es auch, was trotz aller Gefahren ermuthigen kann, die bis jetzt gelegten Grundlinien dieser Wissenschaft einem allgemeineren Publicum vorzuführen. Welches sind denn nun aber die Ziele der Meteorologie? Für den Mann der Wissenschaft giebt es eigentlich in der Naturforschung kein anderes Ziel als **die Forschung** selbst, **die Ergründung der Geheimnisse der Natur**, und so ist auch das höchste Ziel der Meteorologie **die Erkenntniß der Ursachen des Wetters**. Mit der Naturerkenntniß verbindet sich aber immer von selbst eine erhöhte und erweiterte **Anwendung für das Leben**; so bewährt sich hier am glänzendsten das schöne Bibelwort: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles Uebrige wird euch beigegeben werden!“ Erforschet, ergründet die Geheimnisse der Natur, und reiche Schätze werden euch von selber in den Schooß fallen. Wer hätte vor 200 Jahren, als wohl Mancher über die scheinbaren Spielereien der Physiker, geriebenen Stäben Funken zu entlocken, spöttisch die Nase rümpfte, daran gedacht, daß diese Funkenkraft, die Elektricität, einst unsere Gedanken blitzschnell um die Erde tragen würde, wie sie unsere Entschlüsse vom Gehirne zu den Muskeln trägt, um sie dort durch Muskelcontraction zu vollziehen? So mag auch jetzt noch Mancher verächtlich die Achseln zucken über die wenigen Grundsätze, welche die Wetterkunde bis jetzt errungen hat. Dies darf und wird aber den Forscher nicht stören, seinem hohen Ziele nachzustreben, welches darin besteht, sämmtliche Witterungserscheinungen, die gesammte Meteoration der Erde als ein naturgesetzliches Ganze zu erfassen. In dem himmelanstrebenden Fluge nach diesem Ziele sind indeß schon manche goldenen Früchte zur Erde niedergefallen.

Durch die genaue Erkenntniß der Meeres- und Luftströme wurde der amerikanische Kapitän Maury in den Stand gesetzt, die Fahrt mit Segelschiffen von den Vereinigten Staaten nach dem Aequator in 18 Tagen statt in 40 zu vollziehen, ebenso wurde hierdurch die Fahrzeit nach Californien von 180 auf 92, die von England nach Australien von 250 auf 130 Tage reducirt. Wenn diese Fortschritte durch den Flug der Dampfschiffe überholt sind und darum der Vergangenheit angehören, so giebt es doch aber auch Fortschritte, die unter unseren Augen die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Meteorologie ziehen. In den starken Kälteperioden des letzten December suchten alle Zeitungsleser nach den telegraphischen Wetterberichten und athmeten bei 12 bis 24 Grad Kälte wie erleichtert auf, wenn sie Haparanda und Hernösand mit 0 bis 4 Grad Wärme verzeichnet fanden. — An den Meeresküsten von Frankreich, Deutschland und England sind Sturmsignale errichtet, welche ein, ja mehrere Tage vorher das Eintreffen eines Sturmes vorhersagen, die in den Häfen liegenden Schiffe vor gefahrdrohendem Auslaufen warnen und die in der Küstennähe dahinziehenden Fahrzeuge in die schützenden Häfen durch weitleuchtende Feuerzeichen hereinrufen. — Professor Wild in Bern hat auf Grund der neueren Meteorologie es versucht, das **Wetter in den letzten Jahren auf 1 bis 2 Tage vorauszusagen**; unter je zehn Prophezeiungen sind sechs vollständig eingetroffen, drei unvollständig und nur eine war ganz falsch. Die Meteorologie sagt es offen heraus, daß eine Voraussagung des Wetters auf lange Zeiträume oder auf einen bestimmten Zeitpunkt hinaus bis jetzt noch unmöglich ist, und daß jeder solche Versuch als Schwindel zu bezeichnen ist; sie sieht aber die zukünftige Möglichkeit einer solchen Prophezeiung von ihrem Standpunkte aus

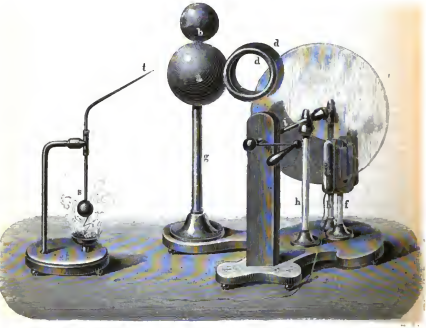
und erklärt dieselbe für eines ihrer Nebenziele.

Zu diesen Zielen würde es auch gehören, einen Einfluß auf das Wetter zu gewinnen, dasselbe nicht blos vorher zu verkündigen, sondern auch zu ändern, Wetter zu machen. Welch' eine Perspective eröffnet sich mit dieser Hoffnung für die Zukunft; wie mit einem Zauberschlage scheint ein großer Theil des menschlichen Elends in Nichts zu versinken, wenn es gelingen sollte, daß einst ein kaiserlich-deutsches Wetterministerium, oder noch besser, die Wetterdirection der Vereinigten Staaten von Europa den ganzen Wetterverlauf jedes Jahres so lenken könnte, daß Mißwachs und Unfruchtbarkeit im ganzen Reiche, oder besser noch im ganzen Erdtheile für immer verscheucht bliebe! Zwar mag Manchem der bloße Gedanke schon als eine strafbare Vermessenheit erscheinen, als ein unberechtigtes Zerbrechen der Schranken, die dem menschlichen Streben durch höhere Kräfte gezogen sind. Allein wurde dasselbe Bedenken nicht schon öfter erhoben; wurde nicht die Einimpfung der Schutzpocken als ein Eingriff in die Rechte Gottes dargestellt, wurde nicht der Blitzableiter als ein strafbarer Versuch, der göttlichen Gerechtigkeit zu entgehen, verurtheilt, und könnte man nicht von demselben Standpunkte aus auch die Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen verdammen, weil sie den Menschen über die engen Schranken seines natürlichen Horizontes hinausheben. Nein, jeder Einfluß, den die menschliche Vernunft über die Naturkräfte gewinnt, um sie zur höchsten Summe des allgemeinen Menschenglückes zu verwenden, führt die Menschheit größerer Vollkommenheit entgegen, die zu erreichen ein unwiderstehlicher und darum von höheren Kräften erweckter Drang uns treibt, und ist darum keine Vermessenheit. Auch zwingt keine Wissenschaft weniger zur Vermessenheit und mehr zur Bescheidenheit als die Naturwissenschaft, welcher die Erkenntniß zu verdanken ist, daß der Mensch weder Kraft noch Stoff erschaffen oder vernichten könne.

Die Hauptsache ist übrigens das Können und nicht das Dürfen. Wie aber, so wird Jeder fragen, gedenkt die Naturwissenschaft einen Einfluß auf das Wetter zu gewinnen? Niemals wird sie, mag Mancher einwerfen, Winter in Sommer verwandeln, niemals 20 Grad Kälte in 20 Grad Wärme umschaffen können. Gewiß wird die Wetterkunst sich innerhalb sehr bescheidener Schranken halten müssen, allein, daß ein Einfluß auf das Wetter möglich ist, scheint durch manche Erscheinungen festzustehen. Im Mai und Juni überzieht sich oft in ganz Nordwestdeutschland, aber auch oft weit bis nach Frankreich und der Schweiz hin der Himmel mit einem graurothen Schleier, daß die Sonne wie durch einen sehr dicken Nebel scheint; die Luft wird brenzlich und trocken, kein Thau fällt und oft wochenlang kein Regen, häufig brechen auch kalte Nordostwinde herein, die Blüthen fallen von den Bäumen und die Hoffnungen ganzer Landstriche sind zerstört. Und das Alles ist Menschenwerk; es ist der Moorrauch oder Höhenrauch. An den Ufern der Nordsee werden weit ins Land hinein die Moore in Brand gesteckt, um dem sauren Boden eine kärgliche Ernte abzugewinnen, die Rauchwolken überziehen weite Länder und verbreiten über dieselben eine dichte Decke von trockenen, wassergierigen Rauchtheilchen. Diese Decke verhindert schon in den ohnedies nur ungründlich erwärmten Frühlingstagen das Durchdringen der Sonnenstrahlen und beeinträchtigt hierdurch die Blüthezeit, verfinstert die goldenen Frühlingstage. Sie saugt aber auch sämmtliche Luftfeuchtigkeit an sich und trocknet dadurch die Luft aus, daß weder Thau noch Regen entstehen kann; und weil sie mit der Luftfeuchtigkeit eine große Dampfmenge, also Luft beseitigt, so entsteht über großen Landstrecken eine Luftverdünnung, welche Verdünnung noch durch die intensive Erhitzung an den Brandstellen vergrößert wird. An alle luftverdünnten Räume aber strömt die Luft von benachbarten Stellen und besonders von denen, wo ein großer Luftdruck herrscht; dies ist aber zu jener Zeit noch in dem benachbarten Rußland der Fall, weil dort die Luft oft noch eisig kalt um diese Zeit ist. Diese kalte Luft strömt also nach der Gegend des Höhenrauches, über Deutschland bis nach der Schweiz und Frankreich hin, erzeugt Frostnächte, knickt die jungen Zweige und zerstört die Blüthen und die knospende Frucht und die keimende Saat.

Wir haben hier ein Beispiel, daß Menschen ungestraft das Wetter für Wochen verderben; warum sollte nun das Wetter zu verbessern eine Vermessenheit sein; wir sehen zu gleicher Zeit an diesem Beispiel die Möglichkeit, einen Einfluß auf das Wetter auszuüben; wenn diese schlechte Möglichkeit vorliegt, so wird für eine fortgeschrittene Erkenntniß auch die gute Möglichkeit aufdämmern. Noch großartiger als Südfrankreich standen in der römischen und in der romanischen Zeit nicht blos im Staatsbau, sondern auch im Landbau in einer glänzenderen Blüthe als in den letzten Jahrhunderten. Die Ursache dieser Veränderung ist die Entwaldung. Die Berge sind kahl, an den kahlen Steinen rinnt das Regenwasser rasch herab, vereinigt sich zu starken verwüstenden Gebirgsbächen, welche die ehemals frucht-

Fig. 1.



der Einfluß des Moorbrennens ist der Einfluß der Entwaldung und Bewaldung der Länder und besonders der Gebirge. Kleinasien war in den Zeiten nach Alexander dem Großen ein Land, das viele herrliche und reiche Königreiche enthielt; die olympische Halbinsel war der Mittelpunkt aller Cultur und der Brennpunkt eines blühenden Wohlstandes, Sicilien und Karthago waren die Fruchtkammern des römischen Weltreiches, während heutzutage und schon seit Jahrhunderten die größten Theile dieser Länder nicht blos unbebaut, sondern auch uncultivirbar und wüste daliegen; auch Italien und baren Thäler zerstören, sich rasch in den Flüssen vereinigen und darum die ehemals unbekannten gewaltigen Ueberschwemmungen großer Flüsse, z. B. der Loire, verursachen und das Regenwasser schnell in das Meer führen. Wie anders, wenn die Gebirge bewaldet sind? An den Zweigen, Aesten, Stämmen rieselt das Wasser langsam herab, Blätter, Blüthen, Zweige, Rinde, Früchte saugen es auf und halten es lange fest; der mit Laub und darum auch mit einer lockeren Humus- oder Erdschicht bedeckte Boden nimmt das Wasser auf und verhindert es, sich rasch zu sammeln, verhindert so die Zerstörung der

Gebirgsthäler, die Ueberschwemmungen der Ebenen und das rasche Abfließen des Regens ins Meer. Das Wasser, was sonst rasch ins Meer abgeflossen wäre, bleibt nun wochenlang im Lande, sickert nur langsam durch den Boden und durchfeuchtet denselben. Die Blätter der Bäume, der Gräser und Kräuter, der vielgestaltige Boden mit seinen zahlreichen Erdtheilchen bieten der Luft eine große Oberfläche, zu welcher das tiefeingesogene Wasser nur allmälig heraufsteigt, und aus der dasselbe daher auch nur langsam und allmälig verdampft, weil durch das Laubdach die Sonnenstrahlen nicht so kräftig wirken können; so wird die Luft wochenlang mit Wasserdampf versorgt. Wird nun die dampfreiche Luft von einem kälteren Luftstrome berührt, oder gelangt sie aufsteigend in kältere Regionen, so wird der Wasserdampf zu Nebel oder Wolken condensirt, aus denen befruchtender Regen neu herniederfällt, während über dem unbewaldeten Gebirge ein eherner Himmel verdörrend leuchtet. Es ist eines der Hauptverdienste des Kaisers Napoleon III., die Wiederbewaldung der südlichen Gebirge Frankreichs, die mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden ist, wenn auch nicht durchgeführt, so doch in Gang gesetzt zu haben, und kein Mensch wird ihn deshalb der Vermessenheit zeihen, weil er seinem Lande ein Wetterverbesserer sein wollte. Wäre dies seine größte Vermessenheit gewesen, so hätte er nicht den schönsten Thron der Erde mit der Einsamkeit von Chiselhurst vertauschen müssen. Es wird übrigens längere Zeit erfordern, bis die Bewaldung gelungen ist und die Folgen derselben verspürt werden; in Unterägypten, das früher ganz regenlos war, hat schon Ibrahim Pascha ausgedehnte Baumpflanzungen vornehmen lassen, und bereits belohnen öftere Regengüsse die aufgewandten Kosten.

Fig. 2.



In Deutschland hat man seit alter Zeit den Einfluß der Bewaldung auf das Wetter erkannt, und die deutsche Forstcultur ist auf die erwähnten Sätze gebaut; darum erhob sich ein Schrei des Entsetzens durch alle Blätter, als in der traurigen Conflictzeit die preußische Regierung die Staatseinkünfte durch stärkere Ausnutzung der Forste erhöhen wollte, bis dieselbe von diesem allerdings vermessenen Beginnen abließ.

Diese Beispiele zeigen nicht nur, daß

ein Einfluß auf das Wetter geübt werden kann, sondern auch, wie ein solcher möglich ist; doch können für das Letztere noch mehr Beispiele angeführt werden. Der Blitzableiter hat nicht blos die Wirkung, daß er den aus einer Wolke springenden elektrischen Funken, den Blitz, auffängt und durch die Ableitestange in die Erde führt, sondern er wirkt auch, wenn kein Blitz überspringt, er führt einen Theil der Elektricität der elektrischen Wolke in die Erde. Die Spitzen, d. i. die spitzigen Enden metallischer und anderer leitenden Gegenstände haben nämlich die Eigenschaft, Elektricität ohne Geräusch einzusaugen oder auch auszuströmen, und sie zeigen dabei keine andere Erscheinung als einen violetten Lichtschimmer oder ein kleines Flämmchen auf der Spitze, das aber nur im Dunkeln sichtbar ist und bekanntlich St. Elmsfeuer genannt wird. Stellt man in die Nähe eines mit Elektricität geladenen Conductors a b (Figur 1) einer Elektrisirmaschine ein Metallstängelchen, s t, das mit einer metallischen Spitze t den Conductor beinahe berührt, unten aber eine Kugel s trägt, die sich gegenüber einem mit Spiritus gefüllten Schälchen befindet, so wird der Spiritus durch die aus der Kugel springenden Funken entzündet, während an der Spitze nichts zu bemerken ist. Die Spitze hat also geräuschlos die Elektricität aus dem Conductor gesogen. Führt man eine mit Elektricität geladene Glasstange über eine Flammenspitze hin, so wird sie durch diese Spitze gänzlich entladen. So saugen auch die Blitzableiter aus darüber hinziehenden Wolken Elektricität auf und führen sie unvermerkt in die Erde. Wäre demnach eine ganze Stadt mit einem Walde von Blitzableitern bedeckt, so würden sämmtliche tieferen über die Stadt hinziehenden Gewitterwolken ihre Elektricität verlieren; es würden alle tieferen Gewitter beseitigt und nur in den höheren Wolkenschichten ungefährliche Gewitter vorkommen.

Eine drollige Idee durchlief in den letzten Tagen die Zeitungen. Während man früher mit andachtsvollem Schauder las, daß bei dem Entscheiden des Sieges in der Leipziger Befreiungsschlacht der Nebel sich plötzlich getheilt und die Sonne mit ihrem Glanze den Sieg gefeiert habe, während profanere Seelen diese Poesie durch den Einfluß des Kanonendonners erklärten, hat in der letzten Zeit ein Civilingenieur von Chicago, Eduard Powers, geschichtlich nachzuweisen gesucht, daß es nach jeder großen Schlacht geregnet habe, wofür allerdings das berühmte Benedek'sche Nebelgeriesel von Chlum, die Leiden der Helden von Metz, der Schnee von Orleans und Le Mans Beispiele zu liefern scheinen. Jener Civilingenieur hat nun, wenn die ganze Sache kein Humbug ist, einen großartigen Wetterversuch vor, um die Frage zu entscheiden. Er hat bei dem Congreß um Ueberlassung von 300 Geschützen von mindestens 24 Pfund Kaliber nebst 30000 Pfund Pulver und einer elektrischen Batterie petitionirt, um die Geschütze öfter gleichzeitig loszuschießen, und hofft dadurch, sämmtlichen amerikanischen Dunst als Regen niederzuziehen.

Zur Zeit der Geltung von Volta's Hageltheorie erschien in der Leipziger Illustrirten Zeitung ein origineller Aufsatz, der nichts weniger enthielt als einen Vorschlag zur Beseitigung alles Hagels. Volta hatte nämlich den Hagel für eine elektrische Erscheinung erklärt, ähnlich dem bekannten elektrischen Korkkugeltanz (Figur 2). Der Apparat für diesen Versuch besteht aus einer kleinen Trommel m, gebildet von zwei metallischen Grundflächen und einem Glasmantel, und theilweise angefüllt mit kleinen Kugeln von Kork oder Hollundermark. Verbindet man die obere Grundfläche durch einen Metallstab mit einem elektrischen Conductor c einer Elektrisirmaschine, so wird sie elektrisch und zieht demgemäß die Kügelchen an. Durch die Berührung mit dieser Grundfläche erhalten die Kügelchen dieselbe Elektricität und werden deshalb abgestoßen; weil sie hierdurch wieder auf die erste Grundfläche zurückfallen und dieser ihre Elektricität abgebend wieder unelektrisch werden, so erfolgt sogleich erneuete Anziehung. Die Fortsetzung dieses Spieles bildet den Korkkugeltanz. In ähnlicher Weise dachte sich Volta die Entstehung des Hagels; wenn über einer elektrischen Wolke eine zweite, mit entgegengesetzter Elektricität geladen, steht, so kann es vorkommen, daß bei bedeutender Höhe dieser zweiten Wolke ihre Temperatur so niedrig ist, daß die in ihr enthaltenen Dunstbläschen sich zu kleinen Eiskörnchen ballen. Da dieselben

gleiche Elektricität enthalten wie die zweite höhere Wolke und ungleiche wie die erste niedere, so werden sie von jener abgestoßen und von dieser angezogen und müssen daher zur ersten Wolke niederfallen; dort wird ihre Elektricität neutralisirt und durch die entgegengesetzte ersetzt, weshalb sie von der tieferen Wolke abgestoßen und von der höheren angezogen werden und sich demgemäß wieder zur höheren Wolke hinaufbewegen. Bei jeder Berührung mit beiden Wolken bildet sich um das Eiskörnchen eine neue Eishülle, und dieses Spiel des Hin- und Hertanzens zwischen beiden Wolken und Vergrößern des Hagelkornes setzt sich so lange fort, bis das Gewicht desselben die elektrischen Kräfte überwiegt und es zur Erde niederführt. Ist diese Hageltheorie richtig, schloß der unbekannte Einsender, so handelt es sich nur darum, bei dem Herannahen von Gewitterwolken in besonders von Hagel heimgesuchten Gegenden immer bereit gehaltene mit Wasserstoff gefüllte Metallballone, welche Saugspitzen tragen, aufsteigen zu lassen; diese Spitzen saugen dann die Elektricität der Wolken auf und leiten sie durch die Halteschnüre des Ballons herab in die Erde. Wenn auch dieser Vorschlag nach dem Falle der Volta'schen Hageltheorie keinen praktischen Werth mehr hat, so ist er doch ebenfalls ein Beispiel des Bestrebens, Einfluß auf das Wetter zu gewinnen; der Vorschlag ist offenbar phantastisch, weil die zu Grunde liegende Hageltheorie phantastisch ist. Nüchterner dürfte ein anderer Vorschlag ausfallen, der sich auf reale Verhältnisse gründet. In der Gemarkung von Casalberc in der Provinz degl' Irpini in Neapel, so berichtet Dove, gab es früher niemals Hagelfälle; seitdem aber ein im Nordwesten liegender Bergwald ausgerodet und der kahle Abhang beackert wurde, hagelt es fast alle Jahre. Hier würde also aller Wahrscheinlichkeit nach die Wiederbewaldung helfen.

Wenn wir nach dem Vorausgegangenen die Möglichkeit aufdämmern sehen, einen Einfluß auf das Wetter zu gewinnen, und wenn es unzweifelhaft erscheint, daß einer fortgeschrittenen Erkenntniß die Vorherbestimmung des Wetters auf längere oder kürzere Zeit möglich sein wird, so erscheint die Erkenntniß des Wetters nicht blos als ein hoher Preis der Wissenschaft, sondern auch von unendlichem Einfluß auf das Leben. Um so mehr muß es verwundern, daß die Meteorologie, wie Eingangs gesagt wurde, noch weit von diesen hohen Zielen entfernt ist und erst die Grundlinien der Wettererkenntniß gelegt hat. Dies erklärt sich einfach daraus, daß die Meteorologie eine der jüngsten Naturwissenschaften ist, während der Gegenstand eminente Schwierigkeiten bietet. Derselbe entzieht sich nämlich zunächst der gewöhnlichen Methode der Naturforschung, er ist dem Experiment unzugänglich, man kann keine Wetterversuche machen. Dann ist eine einzelne Wettererscheinung nicht, wie eine andere Naturerscheinung, von wenigen Bedingungen und Ursachen abhängig, sondern eine jede Wettererscheinung ist ein Resultat zahlloser Einwirkungen, jedes Wetter entsteht durch Zusammenwirkung aller Wetterverhältnisse der ganzen Erde. Der Altmeister der neueren Meteorologie, Dove in Berlin, sagt hierüber treffend: „So wie die Weltgeschichte sich in den Begebenheiten auch des unbedeutendsten Ortes abspiegelt, so spricht sich auch die Witterungsgeschichte in den meteorologischen Erscheinungen jeder einzelnen Beobachtungsstation aus. Die Journale derselben sind die Chroniken der allgemeinen Witterungsgeschichte; aber so wenig man die Fäden der Weltgeschichte zu fassen vermag, wenn man nur eine Urkunde zu Rathe zieht, eben so wenig wird man aus den Beobachtungen eines Ortes zum Verständniß der mannigfach ineinandergreifenden Processe des Luftkreises gelangen. Nur aus dem Zusammenfassen und Vergleichen jener einzelnen Berichte tritt Bedingendes und Bedingtes in gegenseitiger Beziehung hervor, und das Fehlen eines einzigen Mittelgliedes läßt oft Phänomene räthselhaft erscheinen, die, wäre es ergänzt, sich von selbst erläutern würden." Diese zwei Schwierigkeiten, die Unmöglichkeit von Experimenten und die große Zahl und Verstecktheit der Ursachen erklären ausreichend, warum die junge Meteorologie noch weit von ihrem Ziele entfernt ist; und wenn in jenen zwei Beziehungen die Meteorologie von den übrigen Naturwissenschaften abweicht, so ist sie doch alt genug, um in einer dritten Beziehung eine

völlige Uebereinstimmung mit den übrigen Naturwissenschaften nachgewiesen zu haben. Diese Uebereinstimmung besteht darin, daß trotz der großen Zahl der Ursachen und der hieraus folgenden Verwickeltheit der Wettererscheinungen dieselben dennoch, wie alle Phänomene, nach bestimmten Gesetzen erfolgen, so daß man den Satz aussprechen kann: „Wetter ist weder Zufall, noch Willkür, sondern Gesetz."

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Geschichte der Schrift und des Schriftthums. Erster Band. Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schriftthum der nicht alphabetarisch schreibenden Völker. Von Heinrich Wuttke. Leipzig, Ernst Fleischer. 1872.

Es giebt wenig Aufgaben, welche tiefer in das Studium der menschlichen Cultur eingreifen, als diejenige, welche die vorliegende Schrift sich gestellt hat. Die Stellung des Schriftthums zum System der Cultur in den verschiedenen Zeiten muß nothwendig stark die Aufmerksamkeit eines modernen Menschen auf sich ziehen, welcher im Guten und Schlimmen die öffentliche Meinung von ihm beherrscht findet. Einem Schriftsteller gar kommen Angesichts der gegenwärtigen Fluth gedruckter Werke, in welcher die Masse das Beste zurückdrängt, sonderbare Gedanken. „Man schreibt lange," sagt Johannes Müller, „bevor man aufmerksam gelesen wird, und man wird lange gelesen, bevor man verstanden und richtig beurtheilt wird; von da ab bis zu Thaten und Handlungen können noch Generationen kommen und gehen." Das ist in der That ungefähr in der Kürze der Lebenslauf jedes productiven Gedankens, von seinem ersten Hervortreten bis zu seiner Wirkung in der Welt.

Die ältesten Formen des Schriftthums in einer Uebersicht darzustellen, erscheint freilich heute noch sehr schwierig und es ist zu erwarten, daß die Specialgelehrten Bedenken dagegen erheben werden. Hat doch z. B. die Entzifferung der Keilschriften im südwestlichen Asien erst ganz vor kurzem sich allgemeinere Anerkennung erworben, und noch in diesem Augenblick stehen ihr in wesentlichen Punkten so hervorragende Gelehrte auf semitischem Gebiet, wie Hitzig und Nöldecke, skeptisch gegenüber. Aber der Verfasser hat Recht, eine Uebersicht des Erworbenen kühn zu wagen, und besonders das größere Publicum wird es ihm danken.

Er behandelt, nach einer Uebersicht über den Zustand der Schriftlosigkeit in ältesten Zeiten, die Aetzschrift (Tatuirung) als den Anfang der Schriftentwicklung, die Schriftgemälde in Asien und Nordamerika, die Bilderschrift der Südamerikaner in Felsinschriften, deren Verständniß verloren ist, ausführlicher alsdann die mittelamerikanische Hieroglyphik und das so hochbedeutende und ausgebildete chinesische Schriftthum. Ueber dies letztere besitzen wir in unserer Sprache noch keine Uebersicht, welche an Vollständigkeit und klarer Darstellung mit der vorliegenden verglichen werden könnte.

Die Hieroglyphik und das Schriftthum der Aegypter wird jederzeit besonders lebhaft die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Eine so uralte Cultur, von Priestern getragen, in kolossalen Massen von Aufzeichnungen auf die späteren Zeiten gekommen, beschäftigte schon griechische Schriftsteller aufs lebhafteste: wie Kinder erschienen sie sich mit ihrer rasch aufgeschossenen jugendlichen Cultur, wenn ihnen die Priester von Memphis in ihren chronologischen und astronomischen Reihen einen Durchblick auf Jahrtausende der Ueberlieferung der Forschung und nie unterbrochenen Culturlebens öffneten. Und die Ueberschätzung dieser Cultur, welche sich schon bei Herodot gewahren läßt, ist bemerkbar bis in die neuesten Zeiten. Als eine solche möchten wir es doch auch betrachten, wenn Wuttke ihnen in der Astronomie Anwendung der constructiven Methode zuschreibt. Er beruft sich hierfür auf Röth, dessen Auffassung bekanntlich hervorragenden Bedenken unterliegt. Und wenn er diese Bedenken niederzuschlagen glaubt durch die Bemerkung, daß der Mathematiker Cantor (Wuttke zielt wohl hier auf dessen mathematische Beiträge zum Culturleben der Völker) diese Auffassung billigt, so muß doch hervorgehoben werden, daß auch dieser letztgenannte Gelehrte sich nur auf eine Nachricht in dem Buche des Theon von Smyrna über die Astronomie stützt, daß aber bekanntlich die Nachrichten dieses Schriftstellers nur so weit strenge Glaubwürdigkeit haben, als sie auf ältere Autoritäten zurückgeführt werden können.

Von den „**Nordwestdeutschen Skizzen**", welche J. G. Kohl erscheinen ließ, ist jetzt bereits die vierte Auflage von Kühtmann in Bremen versandt worden. Der Mittelpunkt der Streifereien des bekannten Essayisten ist Bremen, von wo aus er die Weser hinauf- und hinabging, sich ostwärts zur Elbe und westwärts mit der Ems zum Meere wendete. Die Schilderungen sind sehr anziehend.



Die Schauspielerin.

Novelle

von

Th. Mecklenburg.

I.

Bernhard Beil war der berühmteste Schriftsteller seiner Zeit. Die Bühnen beeiferten sich, seine Dramen aufzuführen; selbst jene großen Künstler von den Herren und Damen des Theaters, welche sonst mit gönnerhaftem Selbstgefühl auf den Schriftsteller, dem erst ihr strahlendes Genie zu einigem Erfolg verhilft, herabsehen, verschmähten es nicht, diesem Helden unter dem Trosse den Hof zu machen. Seine Romane wurden nicht allein gelesen und gelobt, sondern auch mit unerhörten Preisen bezahlt, und seine tausend und aber tausend Collegen in der Ritterschaft des Geistes seufzten schwer und verloren allen Gleichmuth, der den weisen Mann zieren soll, wenn sein letztes Buch in sechster Auflage erschien.

So hatte Bernhard Beil, ursprünglich mittellos, mit der Zeit ein erhebliches Vermögen erworben, und bewohnte eine anmuthige Villa in dem schönen Park der Residenz. Sein Arbeitszimmer lag im ersten Stock, und war so hoch und geräumig, mit so stattlicher Eleganz eingerichtet, daß Comtesse Flitterflunk, eine bekanntlich vom Genius mehr als angehauchte Dame, als sie einst während der Abwesenheit des Besitzers von dem Diener erlangt hatte, sie einen Blick in die „Werkstatt des Genius" werfen zu lassen, sehr enttäuscht, tief schmerzlich berührt zurückkehrte: — wo war da eine Spur von jenem bezaubernden Duft der Armuth und Unordnung, jenem Mansardenduft, der von jeher das schöne Vorrecht des Genius ist! Nichts war da in Unordnung, überall Eleganz und Luxus, grade wie in dem Salon, den ihr Herr Vater, der Graf, sein Arbeitszimmer zu nennen beliebte — der Graf, der zu der Comtesse tiefster Trauer nicht blos selbst kein Poet, sondern auch aller Poesie entschieden abhold war.

Es war ein schöner Wintertag; die Morgensonne blitzte hell durch die Spiegelscheiben. Bernhard saß vor seinem Schreibtisch; die Feder war den müden Fingern entfallen, und er hatte die Arbeit, die vor ihm lag, vergessen. Was Jedermann in dem bleichen, erschöpften Gesicht, in welchem nur die Augen muthig leuchteten, lesen konnte, fühlte er heute, wie in den letzten Jahren schon oft: — daß von der rast-

losen Arbeit des Geistes, in die er sich eingesponnen, der Faden seines Lebens dünner und dünner gezogen wurde, und daß der Faden in kurzem reißen mußte, wenn nicht die Unruhe seiner Tage und Nächte bald dem Gleichmaß Platz machte, das allein uns alt werden läßt. Und er wünschte noch lange zu leben, denn er sah ein glückliches Ziel vor sich leuchten, das ihn höher beseligen konnte als aller Ruhm, ja höher als das Glück des Schaffens. In seinen Träumen sah er sich fern von der Hauptstadt und allem aufregenden, aufreibenden Treiben, an einem stillen, grünen Plätzchen, pflanzend und bauend, an Wald und Feld sich freuend, in seiner Hand die Hand der Geliebten.

Der Eintritt des Dieners störte ihn. Dieser meldete den Grafen Holberg, und ehe Bernhard ein ablehnendes Wort erwiedern konnte, erschien der Gemeldete selbst, eine hohe, elegante Gestalt, und reichte ihm mit verbindlichem Lächeln die Hand.

„Verzeihung, werther Freund, daß ich Sie störe, — lange halte ich Sie nicht auf. Ich kann mir denken, wie sehr Sie heute und morgen beschäftigt sind; denn morgen ist ja der ersehnte Abend, wo wir Ihr neues Drama sehen werden. Aber ich dachte mir, einen Dichter stört man eigentlich immer, — und so habe ich's auch heute gewagt — ich, der ich mit Leib und Seele an der dramatischen Kunst hänge, und doch leider weder ein Dichter, noch ein Schauspieler bin."

Ein leises Zucken des Spottes spielte um Bernhard's Mund, als er erwiederte:

„Sollte das ‚leider' ehrlich sein, Herr Graf? Ich glaube, Sie befinden sich doch wohler in Ihrer Situation als Mäcen, — und auch wir Anderen, wir Leibeignen der Bühne, haben Sie so am liebsten."

„Auch Sie sind nicht ehrlich, mein Werther," sagte der Graf lächelnd. „Sie, gerade Sie, sind stolz wie Lucifer gegen uns arme Mäcene. Doch das ist hübsch von Ihnen. — Weshalb ich nun komme? Sehen Sie, es ist mein Hautgout, den Dichter beim Schaffen zu überraschen —"

„Und die Tänzerin in der Garderobe?" fiel Bernhard ein.

Der Graf dehnte sich behaglich in dem Fauteuil und strich seine Handschuhe glatt. „Gewiß, auch das. Sagte ich es nicht, daß Sie stolz sind? — Aber Sie haben ein Recht dazu, und ich werde morgen der Erste sein, der Ihnen Glück wünscht zum neuen Triumph."

„Wer weiß!"

„Wer weiß? Sie wissen's, ich weiß es, alle Welt ist einverstanden," rief der Graf. „Ein Dichter wie Sie, und theurer Freund, eine Schauspielerin wie unsere Therese — ah!" Er drückte die Spitzen seiner Handschuhe an die Lippen.

Ein freudiges Lächeln flog über Bernhard's Antlitz. „Ja, wäre nicht Therese Wald," sagte er, „ich würde noch zaghafter sein, als ich es, glauben Sie nur, wirklich bin. Ihnen, Herr Graf, verdankt man es, daß wir diese Königin der Tragödie haben. Hätte Ihr Gold ihr nicht den Weg geebnet und die Möglichkeit gegeben, ihr Talent geltend zu machen, wer weiß, ob sie nicht jetzt noch als arme Lehrerin sich mühen müßte. Und da sehen Sie gleich, wie nöthig es ist, daß Mäcene, wie Sie, in die lustige Welt der Bühne hineinragen, in diese Welt, die mächtig über die Herzen der Menschen gebietet, und doch unmächtig ist, wie ein Kind, ohne die Gunst der Menschen."

Der leichte Ton, in dem der Graf bisher geplandert hatte, wich einem bewegteren Ausdruck, als er rief: „Pah! Mein Gold war nichts weiter als der Diamantstaub, der den Diamanten schleift. Was ist der Staub noch werth, wenn der Edelstein nun blitzt und strahlt — blitzt und strahlt bis ins Herz hinein!" Er fiel wieder in seine nachlässige Haltung zurück, und fügte lächelnd hinzu: „Wie ist's, Freund? Man sagt, der Blitz sei in Ihr Dichterherz gefahren?"

Bernhard's Gesicht röthete sich. „Herr Graf Holberg —" rief und er wollte sich erheben. Doch die Hand des Grafen legte sich auf seinen Arm:

„Werden Sie nicht ernsthaft, Theurer! Dulden Sie mich, — par charité! — Fürwahr, ich beneide Sie. Alle Tage dürfen Sie bei ihr sein, die Rolle mit ihr durchgehen, über Alles, was die Menschenbrust bewegt, zu ihr reden! Sie wären von Stein, wenn dieses Weib Sie nicht entzündete. Zittert nicht die Lebensgluth in jeder Linie, jeder Bewegung dieses entzückenden Körpers, jedem Blick dieser unbegreiflichen Augen?"

„Sie ist mehr als ein schönes Weib,"

erwiederte Bernhard ernsthaft; „sie ist eine große Künstlerin."

„Wie trocken Sie das sagen!" lachte Holberg. „Sie sind, ich weiß es, in der Politik ein Radicaler; Sie halten zum Beispiel meine Qualität als Graf für sehr unbedeutend —"

„Das liegt jedenfalls nicht an der Qualität, sondern an mir."

„Sehr richtig. Trotzdem bin ich viel radicaler als Sie. Sie in Ihrer Qualität als Künstler denken mehr an die Künstlerin als an das Weib — oder thun wenigstens so. Ich aber, ich vergesse Alles — Freund, ich sage Ihnen, Alles über dieses Weib, dieses schöne, hinreißende Weib!"

Bernhard erhob sich. „Sie sind entweder ein talentvoller Schauspieler," sagte er, „oder — "

„Oder Sie fühlen einen gelinden Haß gegen mich," sagte der Graf lachend und stand ebenfalls auf. „Nun, es ist nicht so schlimm gemeint, lieber Beil. Leben Sie wohl, leben Sie wohl." Er reichte dem Schriftsteller die Hand, der sie kaum berührte und sich zum Abschied leicht verbeugte.

Als die Thür sich hinter dem Besuch geschlossen, warf Bernhard die Cigarre, die er in der Hand gehalten, zornig zur Erde. Er setzte sich an den Arbeitstisch und blätterte in den Papieren, sprang aber bald wieder auf und durchmaß mit heftigen Schritten das Gemach.

„Ich kenne ihn," sprach er mit sich, „den gewissenlosen, hochmüthigen Wicht! Daß er Geist und Geschmack besitzt, ist das Schafskleid dieses Wolfes. — Mir klopfen die Pulse — so hat mich sein Geschwätz in Zorn gejagt. Will das giftige Gewürm an die Rose kriechen, die holde Blüthe benagen? Ja — ja — ja, Herr Graf, ich liebe dieses Weib, und ich zertrete dich, wenn du es wagst, sie anzurühren! — Und sie, die Gute, Reine, die Tochter des Genius, trägt ihm arglos ein dankbares Herz entgegen, weil der Zufall es ihm vergönnte, sie kennen zu lernen, als sie in ihrem ärmlichen Leben mühsam rang, die Stufen zum Tempel der Kunst hinanzuklimmen; weil das Glück es ihm vergönnte, ihr zu gewähren, was ihm so wenig kostet, Gold und Fürsprache. — — Es muß ein Ende werden — ich muß es ihr bekennen, das Geheimniß meines Herzens; — und sagt sie mir das Erlösungswort — dann fort aus diesem unruhvollen, alles Trostes baren Leben voller schlafloser Nächte und ewig nagendem Zweifel an sich selbst!"

Er hatte überhört, wie die Thür sich öffnete, und fuhr bei dem freundlichen „Guten Morgen," das ihn begrüßte, unwillig auf. Doch seine Stirn glättete sich, als er das hübsche junge Mädchen sah, das an der Thür stehen blieb.

„Willkommen, Lisette," rief er und reichte ihr freundlich die Hand. „Alles von Ihrer Herrin ist willkommen."

„Kein Compliment für mich?" erwiederte die junge Zofe. „Meine Herrin bedarf doch gewiß keiner Complimente; sie wird in dem Punkt so reichlich bedacht, wie kaum eine andere Sterbliche. Ich aber, ich bedarf ihrer! Wäre ich nicht so sehr gutmüthig, so müßte ich jetzt mich rächen, und Ihnen dies duftende Brieschen gar nicht geben."

„Von Fräulein Wald?"

„Ja wohl. Ich könnte nun fortgehen, den Brief in die Post legen, und hätte dann die Freude, daß der Herr einige Stunden von der qualvollsten Neugier gemartert würde. Aber Gnade für Recht — hier ist der Brief."

Bernhard entfaltete das Billet und las die wenigen Zeilen. „Fräulein Wald wünscht mich zu sprechen. Gern, ich komme sogleich. Es wird wegen der morgenden Vorstellung sein, — ich komme sogleich, Lisette."

„Nicht wegen der morgenden Vorstellung, Herr Beil," rief Lisette lachend und knixend. „So ein Dichter denkt doch an nichts als an seine göttlichen Trauerspiele, und glaubt am Ende, die Sonne scheine blos darum so fröhlich, weil morgen das große neue Stück aufgeführt wird."

„Warum nicht? Ist doch so ein Zöslein ausgelassen fröhlich blos vor freudiger Erwartung, das große, neue Stück morgen zu sehen. — Aber es freut mich, daß Sie es sind; sonst würde mich dies Schreiben beunruhigen. Etwas Uebles kann ihr nicht begegnet sein —?"

„Wie neugierig der Herr sind! Ja wohl ist meiner Herrin etwas Uebles begegnet; sie ist krank, verwundet."

„Wie? Jetzt werden Sie boshaft."

„Das Uebelste, was uns armen Mäd-

chen begegnen kann! Verwundet tief im Herzen, krank hier innen."

„Welche Worte!" versetzte Bernhard unwillig. „Was plaudern Sie!"

„Herr Beil," erwiederte das Mädchen mit einer schalkhaften Verbeugung, „die Pflicht gebietet mir, eiligst zurückzukehren, und nicht, wie gewissenlose Dienerinnen es oft thun, meine Zeit zu verplaudern. Adieu, kommen Sie bald!"

„Ein Wort noch, Lisette," rief Bernhard. „Sie meinten — — es ist doch nicht möglich —" er kämpfte einen Augenblick mit sich, und schloß dann halb verlegen: „Den Grafen Holberg, meinten Sie den?"

„O, welche Thorheit!" lachte sie, und schlüpfte hinaus.

Doch kaum war sie aus der Thür, so stieß sie einen lauten Ruf aus. Ein ältlicher, corpulenter Herr hatte ihre Taille umschlungen, und versuchte, ihre Wangen zu streicheln. Sie entwand sich ihm und eilte schnell davon, während Bernhard mit Erstaunen und keineswegs erfreut zwei neue Gäste erscheinen sah. Der eine, jener ältliche Herr, mit schwarzer, glänzender Perrücke und scharf geschnittenem Gesicht, winkte ihm freundschaftlich mit der Hand zu und schaute dann, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, mit behaglichem Lächeln der Enteilenden nach. Der andere Besucher trat ganz in das Zimmer und war offenbar in peinlicher Verlegenheit über das Benehmen seines Begleiters.

„Herr Rubin, wie ich glaube," rief Bernhard, und indem er sich zu dem jüngeren Manne wandte, fragte er mit etwas scharfem Ton: „Und Herr —?"

„Von Brox," erwiederte dieser, sich verbeugend, und fügte, bis in sein blondes Haar hinauf erröthend, zu dem Anderen hinzu: „Rubin, Sie wollten die Güte haben — wollen Sie mich nicht vorstellen?"

Herr Rubin aber kümmerte sich weder um ihn, noch um Bernhard, sondern kehrte beiden den Rücken zu und schaute durch das goldene Lorgnon noch immer hinaus.

„Es ist ein Schmetterling," rief er, mit den kleinen schwarzen Augen blinzelnd. „Manchen Goldfuchs hat sie von mir bekommen, und flattert davon!" Er näherte sich der Treppe, und über das Geländer hinabschauend, seufzte er: „Keinen Blick? Kein Blickchen? Grausame Tugend!"

Bernhard biß sich unwillig in die Lippen, der fremde junge Mann zupfte verlegen an seinen Handschuhen. Plötzlich schoß wie ein Pfeil der dicke Herr in das Zimmer, und mit strahlendem Gesicht Bernhard's beide Hände ergreifend und schüttelnd, rief er:

„Mein edler Freund, ich beneide Sie! Was sind Sie für ein glücklicher Mann!"

„Weshalb?" fragte Bernhard, etwas hastig seine Hände befreiend.

„Weshalb?" wiederholte Herr Rubin, und der Sonnenschein seines Antlitzes wurde immer glänzender. „Weil Sie ein großer Kapitalist sind — und nun noch diese Zinsen — diese Zinsen, für die mancher ein Kapital geben möchte, der es übrig hat! Hab' ich Recht?"

„Greifen Sie in Ihren eigenen Busen," versetzte Berhard, „und fragen Sie dort, ob Sie Recht oder Unrecht haben. Denn ich, ohne Verstellung, ich verstehe Sie nicht."

Herr Rubin wandte sich zu seinem Begleiter: „So sind die Künstler! Herr von Brox, da sehen Sie einen Künstler! Der echte Künstler greift in die Wolken und schaut in die Sonne, aber er versteht nicht das Blümlein zu seinen Füßen. — Mein edler Freund — hier ist Herr von Brox auf Broxendorf, der seine idyllische Heimath verlassen hat, um die Freuden der Residenz zu genießen. Und ich, der die Ehre hat, sein Banquier zu sein, mache mir ein Vergnügen daraus, ihn bei den Berühmtheiten unserer Residenz einzuführen."

„In der That, verehrter Herr," begann Herr von Brox, seine Verlegenheit bekämpfend, „Sie würden meine Dreistigkeit entschuldigen, wenn Sie wüßten, wie tief mich der Drang beseelt, einmal einem berühmten Dichter gegenüberzustehen. Wenn ich mich auch selbst nur hier und da versucht habe, so verehre ich doch die Poesie und beneide ihre Günstlinge."

Bernhard haßte nichts mehr als jenes neugierige Herandrängen von Dilettanten, welches zu den kleinen, doch empfindlichen Plagen gefeierter Schriftsteller gehört; und so erwiederte er, trotz der schüchternen Gutmüthigkeit, die in dem Wesen des jungen Enthusiasten lag, mit Ironie:

„Bei solcher Offenheit über Ihre Intentionen wären Sie im Stande, selbst ein berühmter Mann zu werden."

Herr Rubin klopfte seinem Freunde tröstend auf die Schulter. „Brox, so sind die Künstler! Originell — eigenthümlich! — Aber wir können Sie nicht verlassen, mein edler Freund, ohne eine Bitte. Mein junger Freund hier brennt vor Verlangen, die große Tragödin zu sehen, die neue Rachel, unsere berühmte Wald. Er wird sie zwar für sein Geld sehen auf den Brettern, die die Welt bedeuten, aber er will etwas Exclusives, und darum will er ihr die Hand küssen in ihrem Salon. Und weil Sie ein so intimer Freund von ihr sind und sie etwas von Ihnen hält, so thun Sie uns die Liebe und führen uns ein."

„Es wäre in der That," sagte der junge Mann schüchtern, „mein sehnlicher Wunsch, den Zauber ganz zu empfinden, den im Theater, trotz des empfänglichsten Herzens, der Anblick und das Gebahren der großen Menge um uns her uns verkümmert."

„Meine geschätzten Herren," erwiederte Bernhard lächelnd, „Sie irren sich in zwei wesentlichen Punkten. Fürs erste verstehe ich nicht, Herr Rubin, wie Ihnen die Idee kommt, ich sei bei Fräulein Wald so unbeschränkt Herr über Raum und Zeit, daß ich als Fremdenführer ihr Haus betreten dürfte."

„Sie sind ein egoistischer Mann, Freundchen," sagte Rubin. „Ist die Kammerkatz nicht ein schmucker Zins, und ist die Herrin nicht ein Kapital, ein großes?"

„Mein Bester, Sie sind freigebig mit Ihrem Witz," sagte Bernhard sehr ernsthaft und erhob sich; „ich aber bin mit dem meinem geizig; denn der Witz verleiht der Zeit Flügel, und von der Zeit habe ich wirklich nichts übrig. Der zweite Punkt nämlich, worin Sie sich täuschen, ist dieser: weder eine Dame, wie Fräulein Wald, noch ein armer Schriftsteller, wie ich, vermögen über ihre Zeit zu disponiren, wie Sie, meine Herren. — Sehen Sie, so sind die Künstler!"

„Himmlisch! Brox, hab' ich Recht?" rief der Banquier, ohne von seiner selbstgefälligen Behaglichkeit zu verlieren.

„Ich weiß nicht — ich fürchte, wir stören den Herrn," sagte der arme Brox und suchte verlegen nach seinem Hute.

Herr Rubin war aber noch nicht zu Ende. „Ein Augenblickchen noch," rief er. „Darf ich meinen Freund Beil morgen, nach der Vorstellung, zu einem feinen kleinen Souper erwarten?"

„Bedaure, ich habe mich engagirt."

„So werd' ich Ihnen einen Korb Sect schicken."

„Keineswegs!"

„Nichts, nichts! Haben Sie mir einen Korb gegeben, geb' ich Ihnen wieder einen. Wollen Sie ihn nicht, so werfen Sie ihn zum Fenster hinaus, und amüsiren sich, wenn das Publicum Sect trinkt auf den Straßen, wie es der große Heine besungen hat. Sans adieu, Freundchen."

Brox hatte seinen Hut endlich gefunden und verabschiedete sich mit so viel aufrichtiger Bescheidenheit, daß Bernhard ihm die Hand reichte, und, froh über das Ende des Besuchs, freundlich den beiden Adieu sagte. Er hörte noch, wie der Banquier im Gehen seinen Freund tröstete: „Brox, wir gehen zum Grafen Holberg; er ist mein Freund, geht ein und aus bei der Wald, er wird uns einführen."

Ein Seufzer der Erleichterung erstarb auf Bernhard's Lippen, als plötzlich die Thür sich wieder öffnete, und Rubin noch einmal erschien, mit höflicher Handbewegung einen neuen Gast hineincomplimentirend.

„Mein Herr, ich werde die Ehre haben, Sie einzuführen bei meinem Freunde Beil," sagte er mit heiterer Vertraulichkeit zu dem Fremden, und rief hinaus: „Brox, warten Sie einen Moment!" Dann mit dem Hute auf Bernhard deutend: „Herr Bernhard Beil, unser berühmter dramatischer Dichter; — Herr?"

„Ich werde mich selbst vorstellen," erwiderte der Fremde kurz.

„Auch ein Künstler?" Der Banquier wiegte lächelnd sein Haupt; dann trat er an Bernhard's Seite und flüsterte: „Wissen Sie, der Herr von Brox ist ein sehr reicher Mann!"

„Was geht das mich an?"

„Aber mich, Freundchen! Unter uns, die Hälfte von seinen Gütern gehört mir; fragen Sie über's Jahr nach, dann gehört mir die andere Hälfte auch."

Und als ob er fürchte, daß der Eindruck dieser Enthüllung durch weitere Worte gestört werde, schoß er hastig hinaus.

„Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, muß Mohammed wohl zum Berge kommen," sagte der Fremde, indem er

Bernhard näher trat; und als dieser erstaunt nach seinem Begehren fragte, lachte Jener hell auf und rief: „Was ich will? Sehen, was du machst, Bernhard, Bärenherz, das seinen besten, ältesten Freund nicht erkennen will."

Jetzt erst erkannte Bernhard die Züge seines Jugendfreundes Albert Schmelzer, den er seit zehn Jahren nicht gesehen, und stürzte freudig in seine Arme. Beide waren schon auf der Schule Freunde gewesen und auch auf der Universität unzertrennlich geblieben. Als Albert nach dem Tode seines Vaters von allen Mitteln zur Fortsetzung seines Studiums entblößt war, erlernte er bei einem entfernten Verwandten, der Gutsbesitzer war, die Landwirthschaft, und hatte bald an dem Beruf, der unmittelbar wie kein anderer seinen Jüngern den Lohn ihrer Arbeit entgegenbringt, so viel Freude gewonnen, daß er, auch ohne verheißungsreiche Aussicht in die Zukunft, mit frohem Muthe thätig war. Die Briefe, welche die Freunde anfangs wechselten, wurden bald spärlicher, wie ihre Interessen und die Eindrücke, die sie, Jeder nach seiner Art, empfingen, verschiedener wurden; und bald hörten die Briefe ganz auf, als Bernhard nach Beendigung seiner Studien sich auf Reisen begab und lange Jahre umherstreifte.

Trotzdem waren sie im Herzen einander treu geblieben, und erwärmten sich jetzt in der Rückerinnerung an eng mit einander verlebte Stunden. Wie sie so neben einander saßen, konnte man kaum ein unähnlicheres Freundespaar sehen; der eine mit schwarzen Locken und Augen, gefurchter Stirn, mit geistig durcharbeiteten, aber müden, schwermüthigen Zügen; — bei dem anderen Thatkraft und Lebenslust in den hellblauen Augen und dem gebräunten, kräftigen Gesicht.

Als Bernhard ihm Vorwürfe machte, daß er ihn nicht früher einmal in der Residenz aufgesucht, erwiederte er lachend:

„Das ging nicht! Seit wir uns zuletzt sahen, bin ich nicht eine Woche lang mein eigner Herr gewesen, und am wenigsten Herr des nöthigen Geldes. Und weißt du, welch ein Gott jetzt mich hergeführt hat? der Gott Plutus, der Gott des Mammons. Ich habe geerbt — eine unglaubliche Menge Geld — habe dann ein schönes Gut gekauft — in einer reizenden Gegend — du mußt mich besuchen! Um nun meine Freude auszutaumeln, habe ich diese Reise gemacht, dich zu sehen — und — und — noch Jemand."

Der Freund wünschte ihm Glück. „Daß du bei mir wohnst, versteht sich von selbst."

„Für die ersten Tage, ja. Dann aber — — höre, und springe mit einem Satze hinein in die tiefsten Herzensgeheimnisse deines Freundes. Diese Reise ist meine Brautfahrt, und meine Braut wohnt hier."

„Deine Braut? Und hier? Und alles das weiß ich nicht?"

„Doch bist du der Erste, der es jetzt erfährt. Ich lernte Therese kennen —"

„Der schönste Frauenname!" fiel Bernhard ein.

„Ich lernte sie kennen und lieben in dem Hause, wo sie als Gouvernante und ich als Gutsverwalter lebte. Sie ging hierher in die Residenz, um ein besseres Auskommen zu gewinnen, und wir trennten uns mit schwerem Herzen. Und doch, die Zeit der Trennung, wie wurde sie verschönt durch die hin- und hereilenden Briefe, und am meisten, wenn es mir vergönnt war, mein kleines Einkommen mit ihr zu theilen. Nun aber, wie ein Frühling geht uns die Zukunft auf! Sie weiß noch nichts von dem Glück, das ich gehabt; sie glaubt nur, daß ich komme, sie einmal wiederzusehen. Denn meine Ankunft habe ich natürlich gemeldet."

Der Freund drückte ihm herzlich die Hand. „Du Glücklicher! Du hast dein Ziel erreicht, ein Ziel, das dein Leben ausfüllt! Du bist beneidenswerth."

„Das bist du doch wahrlich auch. Mit welcher Freude, Bernhard, mit welchem Stolz habe ich deine Dichtungen gelesen, deinen wachsenden Ruhm verfolgt! Woran du schon als Knabe so glühend gehangen, das hast du in vollem Maße erreicht."

„Erreicht? Freund, so wahr ich lebe, das erreicht sich nie. Die Weisheit nur habe ich gewonnen aus all meinem Streben, daß allein in dem Streben selbst der sterbliche Sohn des unsterblichen Gottes sein Glück und seinen Lohn findet."

„Aber dennoch, was du erreicht hast, ist stolzer Freude werth. Deinen Namen rühmen Alle, deine Worte dringen in die Herzen der Menschen, und rühren an dem Besten, was in ihnen ist."

„Ja, es ist etwas werth," erwiederte Bernhard mit stolzem Selbstgefühl, „Freunde zu haben, so weit die deutsche Zunge klingt, denn unsre Freunde sind ja Alle, die mit uns fühlen, Glück und Leid wie wir empfinden. Aber — glaubst du, daß die Kämpfe, Mühen und Sorgen, in denen ich Jahre hindurch gerungen, spurlos vorübergingen? — Doch — keine Grillen! Morgen ist die erste Aufführung meines neuen Dramas; ich freue mich, daß du es sehen wirst."

„Wie gern werde ich es sehen!" rief Albert. „Auch Therese soll es; ich weiß, welche Freude sie am Theater hat. War doch ihre Liebe zur Schauspielkunst der Anlaß unseres ersten und einzigen Zwistes. Sie nahm in dem kleinen Städtchen, das in der Nähe unseres Gutes lag, Theil an einem Liebhabertheater, und sie spielte so gut, daß sie mit Lob überschüttet ward, spielte mit solchem Eifer, so hingerissen von dem lockenden Schein, daß ich es ihr verbot."

„Wie?"

„Wahrlich nicht aus kleinlicher Eifersucht; denn ich wußte, daß sie mein war. Aber sie sagte, und beharrte lange dabei, daß sie zur Schauspielerin geboren sei; ja, sie beschwor mich mit heißen Thränen, daß ich sie dem unüberwindlichen Zuge folgen lassen sollte — Schauspielerin zu werden!"

„Seltsam!" sagte Bernhard nachdenklich. „Und warum verbotest du es ihr?"

„Warum? Weil das Weib, das außerhalb des Hauses, das vor aller Welt glänzen will, ihren schönsten Schmuck, die Weiblichkeit, selbst verkehrt; und weil ich sie liebe mit aller Inbrunst meines Herzens, weil sie die Seligkeit meines Lebens ist."

„Mich preisest du glücklich," rief Bernhard, „weil ich Künstler bin, und mit deiner Braut schmähltest du, weil der Zauber der Kunst sie anzog!"

„Ich bewundere die Kunst und ihre Jünger; Therese aber liebe ich, und glaube, wie es des Mannes Pflicht ist, mit seinem Besten vor aller Welt zu glänzen, so ruht des Weibes Zier in der Welt des Hauses, der kleinen Welt, die so weit reicht wie von der Wiege bis in die Ewigkeit."

„Ich kann dich nicht tadeln; denn du liebst, und ein jeglicher Knecht der Liebe ist ein Egoist. Du wirst mich doch bald deiner Braut vorstellen?"

„Gewiß; heute oder morgen. Sie ist gut und sanft, hat aber mitunter doch etwas, das ihrem Namen entspricht: sie heißt Therese Wild —"

Jäh fuhr Bernhard empor, und kaum einen Schreckensruf unterdrückend, bedeckte er das Gesicht mit der Hand.

„Wie heißt sie?" fragte er zögernd.

„Therese Wild, und ist, wie sie heißt, oft ausgelassen wie ein Kind." Wie Bernhard aufstand und schweigend im Zimmer auf und abging, fügte er hinzu: „Doch du bist zerstreut, und ich bedenke erst jetzt, wie viel du noch zu sorgen haben wirst für den morgenden Abend. Und ich meinestheils stecke noch immer in den Reisekleidern."

„Ich gehe vielleicht einen Augenblick fort; wir treffen zum Frühstück hier wieder zusammen," sagte Bernhard und öffnete die Thür eines Nebenzimmers. „Nimm dieses Zimmer für dich. Richte dich ein, wie du irgend magst und kannst. Du erweisest mir einen Gefallen damit, denn du bist der ordnungsliebenste Mensch unter der Sonne und ich der unordentlichste."

„Wenn du das meiner Braut sagst, ist mir's recht," sagte Albert lachend und verschwand in dem Nebenzimmer.

Mühsam hatte Bernhard bisher seine Bewegung bekämpft. Jetzt sank er wie gebrochen in einen Stuhl und bedeckte stöhnend das Gesicht mit den Händen. Therese Wild, die Braut seines Freundes — und Therese Wald, die gefeierte Künstlerin, das Ziel seiner Wünsche — sie waren Eins! Er wußte es aus ihrem eignen Munde, daß sie so hieß, wie die Braut seines Freundes; ihm allein hatte sie ihren wahren Namen, und daß sie als Gouvernante früher in jener Gegend gelebt, vertraut, ohne ihm doch von ihrem Verlöbniß zu sagen.

Trübe starrte er vor sich hin. Also wieder einmal war ein Plan, auf den ein Menschenherz all' seine Hoffnung des Glückes gebaut hatte, eine Seifenblase gewesen! Hätte nur nicht die Seifenblase mit ihrer Farbenpracht so seinen Sinn gefangen genommen, daß ihm nun alles Andere nichtig und keines Wunsches werth erschien!

Und doch, war es nicht möglich, war es nicht fast wahrscheinlich, daß Albert, dessen Wesen so himmelweit von dem ihren verschieden, daß Albert es war, dessen Hoffen vergeblich? — Er wollte unwillig diesen

Gedanken, der in dem Unglück des Freundes den Trost suchte, verscheuchen; und doch drängte er sich immer wieder heran, denn an dieser Möglichkeit hing so viel für ihn — ein ganzes Leben!

Unerträglicher, als die trostloseste Gewißheit, wurde ihm der Zweifel; — er wollte zu ihr, jetzt gleich, und sie offen fragen — doch nein, nicht offen, denn dann verriethe er sich ja — aber er wollte es ihr ablauschen, ob sie Albert's Liebe erwiedere, ob er aufhören müsse, nach dem einzigen Glück zu ringen, das ihm des Ringens werth erschien. — —

Als er in der geräumigen Wohnung der Künstlerin anlangte, hörte er, daß er erwartet wurde, und trat in ihr Empfangszimmer. In seiner Erregung bemerkte er nicht, daß dieses, sonst mit allem Luxus ausgestattet, heute nur wenige und die einfachsten Möbel enthielt; er beachtete nicht, daß die Schauspielerin selbst, die vor einem kleinen Spiegel stand, statt der gewohnten eleganten Toilette mit gesuchter Einfachheit gekleidet war.

Sie begrüßte ihn herzlich und er nahm mit der Vertrautheit eines alten Freundes Platz, während sie fortfuhr, vor dem Spiegel ihr schwarzes Haar zu ordnen, das mit seiner lockigen Fülle sich nicht in den einfachen Scheitel fügen wollte, welcher heute die Stelle der modernen Frisur vertrat.

„Ich komme auf Ihren Befehl," begann er; „aber ich komme auch aus eigenem Antrieb; denn ich bringe Ihnen die freudigste Nachricht von der Welt."

„Das glaube ich," erwiederte sie freundlich; „denn von der Freude, mit welcher man den Boten empfängt, geht immer etwas auf die Botschaft über. Und gerade heute, doppelt sind Sie mir willkommen. Mir ist das Herz voll — o so voll von Seligkeit! Nur ein kleines, bitteres Tröpfchen schwimmt in meinem Freudenkelch — und Sie, mein bester Freund, sollen mir beistehen, dieses Tröpfchen Wermuth zu tilgen." Sie setzte sich zu ihm, und reichte ihm die Hand. „Schlagen Sie ein, — nicht wahr, Sie helfen mir?"

„Was ich kann! Sie gebieten über mich."

„Ich nehme Alles an; ich darf es, denn Sie haben keine bessere Freundin als mich."

„Wen risse das nicht hin!"

„Hinreißen? Nein — aber hübsch lenksam und gefügig soll es Sie machen. Zum Beispiel sollen Sie Ihre gute Nachricht, die, wie ich sehe, Ihnen auf der Zunge brennt, noch eine Weile brennen lassen, und erst hören, was ich Ihnen zu sagen habe. Sehen Sie wohl, was ich hier am Finger trage?"

„Ein Ring — er sieht aus — er hat eine verhängnißvolle Gestalt."

„Verhängnißvoll ist kein gutes Wort. Er ist das glückliche Symbol meines Glückes; es ist mein Verlobungsring, den ich weislich im Kästchen gelassen habe, bis die Zeit gekommen, wo er glänzen und strahlen kann. Und nun sollen Sie aus einer Ueberraschung in die andere fallen. In jener Zeit, wo ich auf dem Lande als Gouvernante lebte, war mein Herz oft schwer gedrückt. Aber in demselben Hause lernte ich einen Mann kennen, der unter dem Druck der Armuth dennoch dastand wie der Vornehmsten einer, stolz und fest wurzelnd in der Wahrheit und Kraft seines Herzens. Oft wenn die demüthigende Leerheit meiner Existenz im Kampf mit dem Drange nach dem Höchsten im Leben mich bis zur Verzweiflung niederbeugte, richtete sein Wort mich auf. Denn er sprach aus der Fülle eines Herzens, das jeden Schein tief verachtete. Er ward meinem Herzen eng vertraut, und als ich bald erkannte, daß ich ihm mehr war als eine trostbedürftige Freundin, da — ach, da jubelte ich laut auf; denn ich liebte ihn und hing an ihm mit jeder Faser meiner Seele. Und nun — nun ist er hier — heute noch erwart' ich ihn — und bereiten Sie sich, Herr Poet, in kurzem auf ein reizendes, wunderschönes Hochzeitscarmen vor. — Aber was ist Ihnen denn? — Warum stehen Sie so ernsthaft da?"

Bernhard war aufgestanden und blickte finster vor sich hin.

„Weil ich das alles schon weiß," erwiederte er mit rauhem Ton.

„Was haben Sie?" fragte Therese erstaunt. „Sie wissen es schon?"

„Ja — ja, ich weiß Alles!" rief Bernhard; und mit Bitterkeit fuhr er fort: „Mir ist's eine alte Geschichte, wenn sie auch wieder neu wird durch Ihr beflügeltes Wort. Deswegen kam ich ja her, Ihnen zu sagen, daß Albert mein Jugendfreund ist, daß der beneidenswerthe Bräutigam —

denn er hat mir's eben erzählt — schon angekommen ist, bei mir wohnt und in kurzem zu Ihren Füßen liegen wird."

„Ihr Freund? O, wie glücklich! Aber ich frage von neuem, was haben Sie? Sie sehen finster aus, gequält."

„Nun ja, ich ärgere mich," rief Bernhard, der sein wundes Herz unter erzwungener Lustigkeit zu verbergen suchte. „Ist das nicht natürlich? Komme hierher gerannt mit meiner Nachricht, die mir — Sie sagten's ganz richtig — auf dem Herzen brannte, und wollte ausschütten vor Ihnen wie Fortuna ein Füllhorn voll Freuden. Nun wissen Sie es schon, daß er hier ist — und da ärgere ich mich ganz einfach, daß ich zu spät komme und meines Dankes verlustig bin, kurz, daß ich ein so kläglicher Bote vor Ihnen stehe, ein verunglückter Liebesbote! — Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein; ich eile, denn in jeder Stunde kann Albert hier sein."

Er nahm seinen Hut und wandte sich mit einer kurzen Verbeugung zur Thür. Doch Therese, die nun wirklich erschrocken war, ergriff ihn bei der Hand, und ihr Auge bat so schmeichelnd wie ihr Mund, als sie sagte: „Bernhard, lieber Freund, bleiben Sie! Bitte, bitte, bleiben Sie! Ich hoffte einen Freundschaftsdienst von Ihnen, und nun sehe ich, daß Sie mir böse sind. Was habe ich gethan? Sagen Sie; ich will es Ihnen abbitten."

Nach einem kurzen Kampfe nahmen seine Züge wider ihren ruhig freundlichen Ausdruck an. Er führte sie zu ihrem Platze zurück, und, ihre Hand an seine Lippen führend, sagte er: „Verzeihen Sie mir! Ich habe mich wieder einmal gegen alle Form vergangen."

„Nein, das ist es nicht," erwiederte Therese; „Sie haben etwas wider mich, und das kann ich nicht ertragen von Ihnen, den ich so ehre, der so gütig gegen mich gewesen. Sie müssen es mir sagen, womit ich unwissentlich — auf mein Wort, unwissentlich — Sie verletzt habe."

„Verehrte, nachsichtige Freundin — Sie haben mir schon oft meine Ungezogenheiten, meine Launen zu gut gehalten, thun Sie es auch diesmal. Ich habe viel Verdrießlichkeiten gehabt — nun thut es mir wirklich leid, daß mir meine Ueberraschung mißglückte. Gewiß, das ist Alles."

„Dann bin ich auch wieder froh. Sein Sie launenhaft, so viel Sie wollen; nur bleiben Sie mein Freund, wie Sie es waren, als Ihre Hand mich in meinen künstlerischen Anfängen stützte. Und nun sollen Sie auch erfahren, wie das Tröpfchen Wermuth in meinen Becher des Glückes kommt. Doch jetzt, da ich weiß, daß Sie mit Albert schon befreundet sind, habe ich keine Sorge mehr."

„Ich denke mir, was Sie meinen," fiel Bernhard ein. „Albert sagte mir, wie Sie schon früher der Schauspielkunst enthusiastisch zugethan gewesen, und wie er es nicht würde ertragen können, wenn seine Gattin, das Weib, das ihm allein gehört, auf der Höhe des Ruhmes, Allen sichtbar stände."

„Ja, das ist es," sagte Therese seufzend. „Ich habe nie einen Menschen gekannt, der so, wie Albert, das wirkliche Leben zu scheiden vermochte von der luftigen, und doch — wir beide wissens ja, mein Freund — doch so mächtigen Welt des Ideals. Das Schöne und Große empfindet er wie Andere, und doch blickt er aus dem fest ummauerten Kreise des täglichen Lebens auf das Streben und die Ziele der Kunst wie auf bunte Träume, die seinen Weg nicht berühren können. Verhaßt ist ihm der Gedanke, daß ich, die zu seinem Leben gehört, zugleich einer anderen Macht gehöre."

„Und warum ist er so engherzig?"

„Weil er mich liebt. Wäre das nicht, so ließe er mich ja gewähren."

„Und Sie, werden Sie sich diesem Eigensinn opfern?" fragte Bernhard zögernd. „Soll Ihr Genie von der Prosa, die im Gefolge dieses Bündnisses schleicht, für immer gefesselt werden?"

„Der Kunst entsagen?" rief Therese, „dem Triebe mich entwinden, der mein Leben beherrscht? Ich wollte oft, ich könnte es. Glücklich sein im Genießen der Freuden, die auch das Alltagsleben in Fülle bietet — ich beneide die Leute, die es können. Und doch möchte ich in diesem Augenblicke sterben, müßte ich auf den Weg mein Leben lenken. Freiheit — Leben ist allein in der Kunst; alles Andere ist Tod und Gefangenschaft!"

„So braust der Pegasus mit donnerndem Hufschlag hinan!"

„Der Pegasus — ja. Aber wir Menschen — sind Menschen mit einem liebenden Herzen. Und Liebe und Kunst sollten

sich feindlich entzweien? sollten nicht denselben Weg gehen können? Stammt doch die eine so geradewegs von dem Unsichtbaren her, wie die andere!"

Bernhard schaute sie mit einem Blick unsäglicher Wehmuth an. „So sehr — so sehr lieben Sie ihn?"

„Von ganzer Seele. Warum man den Geliebten liebt? — Es ist so selig, es nicht zu wissen. Der Blick des Auges ist es nicht; die Zeichen der Güte, mit welchen er uns umgiebt, sind es nicht, — es ist — das Unsichtbare. Das Andere sind nur Kränze, um die Fessel der Liebe gewunden. Aber — gestehe ich es nur: wir Liebenden sind Kinder und erfreuen uns unendlich an den lieben Blumen, die unsere Gefangenschaft schmücken."

„Und wie glauben Sie, Albert mit Ihrer Lebensstellung zu versöhnen? Leicht ist es gewiß nicht; denn wie Alles an ihm aus dem aufrichtigsten Herzen stammt, hält auch Alles an ihm eisern fest."

„Freilich, ihn zu überreden, darauf rechne ich nicht. Er hat für sich der Gründe genug, und ich keine. Denn daß ich nur meinem Berufe gefolgt bin, und daß der Beruf zur Kunst ein erhabener ist, das läßt sich ja nicht mit Gründen beweisen. Darum soll die Kunst, soll mein Beruf selbst für mich sprechen."

„Ich ahne, was Sie im Sinn haben."

„Albert soll, wenn er kommt, nur die Gouvernante Therese Wild finden."

„Darum also ist — ich seh' es erst jetzt," sagte Bernhard, sich in dem Zimmer umschauend, „aller Comfort hier entfernt. Träte Graf Holberg herein, wie würde er zürnen!"

„Gewiß würde Graf Holberg zürnen," erwiderte Therese lachend, „denn er ist die Aufmerksamkeit selbst, während ein gewisser Herr, der sich auch zu meinen Verehrern rechnet, es kaum sieht, und dann noch schadenfroh lächelt."

„Eine schlimme Aufmerksamkeit, die des Grafen," sagte Bernhard ernst.

„Das spricht der Neid aus Ihnen," scherzte Therese. „Doch was geht uns hier der Graf an. Ich denke erst jetzt daran, wie leicht mein ganzer Plan hätte zerstört werden können, wenn Sie zu Albert von meiner Metamorphose sprachen."

„Glücklicherweise that ich es nicht, verschwieg ihm sogar, daß ich seine Braut kenne, weil ich Sie und ihn überraschen wollte."

„Vortrefflich. Er wird mich also anscheinend in denselben Verhältnissen finden wie früher. Dann will ich ihn an die Zeiten erinnern, wo ich ihn so oft bat, mich meinem Drange zur Schauspielkunst folgen zu lassen, will reden und schmeicheln und ihn leise aus seinen Mauern hervorlocken. Darin, lieber Bernhard, müssen Sie mir beistehen. Sagen Sie ihm, daß auch das Weib mit dem ihr anvertrauten Pfunde wuchern soll, und daß die Schauspielkunst doch auch so viel werth sei wie eine andere menschliche Thätigkeit."

„Ich will thun, was ich kann. Aber ich wiederhole, er ist hartnäckig wie Granit."

„Unsere Worte sollen auch nur eine Art Vorbedeutung sein. Den Sieg hoffe ich morgen von der Aufführung Ihres Dramas. Nie war mir eine Rolle lieber, — ich werde gut spielen! Ist es kein Wahn, daß ich Künstlerin bin, ist es kein Wahn, daß unsre Kunst die Herzen der Menschen rührt und bewegt — dann werde ich siegen. Mein Spiel soll Albert überzeugen, daß ich nicht leben kann, ohne Schauspielerin zu sein, — und daß ich auch nicht leben kann ohne ihn, weiß er."

„Nicht leben können!" sagte Bernhard schwermüthig. „Man glaubt oft: wenn Dies und Jenes uns träfe, könnten wir nicht leben — und doch, wenn es uns trifft, wir leben geduldig weiter! — Doch das sind Grillen. Sie werden siegen und glücklich sein."

Sie wurden von Lisette unterbrochen, die athemlos hereinstürzte und rief: „Ein Herr ist eben gekommen, der nach Fräulein Wild fragt! Er ist es gewiß, er ist es!"

„Meine gute Lisette," sagte Therese, „nimmt an meinem Glück so herzlich Theil, wie sie es muß, wenn sie ihre Rolle gut spielen will. Du weißt doch, Lisette? — Geschwind, Bernhard, gehen Sie durch diese andere Thür, daß Sie ihm nicht begegnen. Und auch ich — ich muß mich sammeln. Ach, auf der Bühne wird es mir leichter, eine Rolle zu spielen!"

Sie drängte Bernhard zu einer Seitenthür hinaus und verschwand selbst durch eine andere. Lisette setzte sich mit einer Handarbeit ans Fenster, und gab sich alle Mühe, ernsthaft auszusehen, wie sehr auch

die schelmischen Augen, die fortwährend nach der Thür flogen, sich diesem Vorhaben widersetzten. Ihre Geduld wurde auf keine harte Probe gestellt: Albert erschien, sein Blick flog suchend durch das Zimmer, und etwas verlegen sagte er zu der Zofe, die mit feierlichem Anstande, der ihr schwer wurde, ihm entgegentrat:

„Verzeihen Sie — es scheint, ich habe mich geirrt; ich suche Fräulein Wild."

„Sie haben sich nicht geirrt, mein Herr," erwiederte das Dämchen mit einer tiefen Verbeugung; „ich theile diese Wohnung mit meiner Freundin Therese Wild. Wären Sie vielleicht der sehnlich erwartete Freund?"

„Ja, ja — ich bin es! O, führen Sie mich zu ihr — wo ist sie?"

„Ich will sie Ihnen rufen. Wir haben noch ein zweites Zimmer, ein Studirzimmer — das ist aber auch Alles. Sie wissen, große Einnahmen hat man nicht."

Es wurde ihr, wie sie zur Thür hinausschlüpfte, leicht, den Muthwillen, der auf ihren Zügen lag, zu verbergen; denn Albert war es zu Muthe wie dem Kinde, das am Weihnachtsabend vor der geschlossenen Thür steht und den Augenblick erwartet, wo alle Herrlichkeiten, die eine Menschenbrust entzücken können, auf ihn einströmen sollen. Und doch — denn der Mensch ist so wenig an Glück gewöhnt — mischte sich ein heimliches Gefühl der Furcht in seine Freude.

Er hatte ein leises Klopfen an der Thür überhört. Als diese sich schnell öffnete, wollte er der Erwarteten entgegeneilen, aber der Jubelruf erstarb auf seinen Lippen, als er einen Herrn eintreten sah, der nicht weniger enttäuscht schien wie er.

„Sehr unbequem — schon Besuch! Und eigenthümlicher, wie es scheint," murmelte der Fremde, und fragte dann, näher tretend und ihn mit hochmüthiger Miene fixirend: „Mein Bester, warten Sie schon lange?"

„Mein Herr, ich bin erstaunt —"

„Ich auch," unterbrach ihn der Fremde schroff, und warf sich nachlässig in die Sophaecke.

Gereizt erwiederte Albert in demselben Tone: „Darf ich fragen, wer Sie sind, was Sie wünschen?"

„Sie scheinen sich hier bequem zu fühlen," versetzte Jener, das Lorgnon auf ihn richtend. „Sie haben wohl nichts dawider, wenn ich dieselbe Frage stelle?"

„Es muß ein Mißverständniß obwalten," sagte Albert so ruhig, als er vermochte. „Hier ist meine Karte. Ich bin vor wenig Stunden erst in der Stadt angelangt und befinde mich hier in diesem Zimmer, um meine Braut zu sehen, welche hier wohnt."

Der Fremde richtete sich aus seiner halb liegenden Stellung auf. „Wo wohnt Ihre Fräulein Braut?" fragte er.

„Hier — hier in diesem Zimmer."

Jener warf sich in das Sopha zurück und brach in ein helles Gelächter aus.

„Herr, begreifen Sie nicht," rief Albert zornig, „daß Ihr Benehmen beleidigend ist? Und begreifen Sie nicht, daß ich ein Recht habe zu wissen, wer Sie sind und was Sie hier wollen?"

Noch immer lachend erwiederte der Fremde: „Ja — ja — o! — lassen Sie mich nur erst zu Athem kommen. — Mein Herr, Ihre angenehme Mittheilung verpflichtet mich zu gleicher Aufrichtigkeit. Ich bin der Graf Holberg, und befinde mich hier, um der Königin unserer Bühne, der großen Schauspielerin Fräulein Wald, meine Aufwartung zu machen. Nämlich, sehen Sie, Fräulein Wald wohnt auch hier, hier in diesem Zimmer."

„Ach, jetzt sehe ich das Mißverständniß," rief Albert, froh die Lösung des Räthsels, wie er glaubte, gefunden zu haben. „Sie haben sich, getäuscht durch die Aehnlichkeit zweier Namen, in der Wohnung geirrt, Herr Graf."

„Scheint beinahe so," versetzte dieser, indem er sich in dem Zimmer umsah; „scheint fast so — die Wände kahl und leer — eine Nähterineinrichtung — sie ist eine Meisterin in originellen Einfällen."

„Ich wiederhole Ihnen, die Dame, welche Sie suchen, wohnt nicht hier; nicht die Schauspielerin Fräulein Wald, sondern die Lehrerin Fräulein Wild; nicht Ihre Dame, sondern meine Braut."

„Ei, eben erst aus Ihrer gewiß idyllischen Heimath angelangt und so genau wissen Sie schon Bescheid." Der Graf griff wieder zur Lorgnette.

Albert bezwang sich mit Mühe und erwiederte so ruhig er konnte:

„Ich sehe meine Braut nach langer

Trennung wieder — Sie verstehen mich wohl, ich möchte mit ihr allein sein."

„Ha, ha, ha! Ein verzeihlicher Wunsch! Wollen Sie bald heirathen, werther Herr, oder warten Sie noch ein wenig?"

„Nicht auf Ihre Insolenzen! Ich habe hier das Recht" — Albert trat dicht vor den Grafen hin und wies nach der Thür. Da hörte er seinen Namen rufen, Therese flog herein und stürzte in seine Arme.

„Albert — Lieber — du!"

„Meine liebe, liebe Braut!"

Therese hatte den Grafen nicht bemerkt, der bei ihrem Eintritt sich erhoben und verwundert zugeschaut hatte. Er trat jetzt näher, und sich tief verneigend, wollte er sprechen, als Albert heftig rief:

„Sie noch da, mein Herr? Werden Sie gehen?"

„Ich glaube fast," erwiederte Holberg trocken, und zu Therese sich wendend, sagte er mit verbindlichem Lächeln: „Ich bin hier wohl nicht bei Fräulein Wald? Den Namen kennen Sie vielleicht, mein Fräulein? Fräulein Wald, die gefeierte Schauspielerin?"

„Ich heiße Wild und bin Lehrerin. Der Name ist wohl an der Verwechselung schuld," sagte Therese. Sie trat mit steifem Anstand von Albert zurück und hatte im selben Augenblick dem Grafen zugeflüstert: „Gehen Sie, bitte, bitte!"

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung! Und der Herr dort hat die Ehre —?"

„Er ist mein Verlobter."

Einen Augenblick schwieg der Graf. Dann verbeugte er sich ehrerbietig. „Nochmals meine demüthige Entschuldigung. — Genehmigen auch Sie, mein Herr, meine Entschuldigung und nicht minder meine Complimente über Ihren ausgezeichneten Geschmack. Aber wirklich, Sie sollten Fräulein Wald kennen, wie sie zu spielen versteht!"

Wie er zur Thür hinausschritt, sah ihm Albert finster nach. „Ein großer Narr, dieser Graf," stieß er heraus. „Ich kenne ihn nicht und dennoch machte er mir den Eindruck, als sähe ich einen Feind, den ich seit lange gehaßt."

Es wurde ihr leicht, seinen Verdruß zu verscheuchen; sie selbst vergaß den Schreck über den unerwarteten Besuch des Grafen, durch welchen ihr ganzer Plan beinahe zerstört worden wäre; sie vergaß über dem Glück des lange erharrten Wiedersehens selbst die Sorge über die Eröffnung, welche ihrem Bräutigam nun in wenigen Stunden werden mußte. Erst als dieser ihr den glücklichen Umschwung in seinen Verhältnissen mittheilte, der ihre Verbindung in der allernächsten Zeit möglich machte; als er in der Schilderung des Glückes schwelgte, welches sie auf dem neu erworbenen Landgut, vereint in gemeinsamer Thätigkeit und gemeinsamem Genuß, erwartete — da erst stieg die Unruhe und Sorge wieder in ihr auf und sie mußte die Künste der Schauspielerin aufbieten, um nicht theilnahmlos bei seinem freudigen Erguß zu erscheinen. Er schloß mit den scherzenden Worten: „Und endlich kommt noch etwas ganz Apartes für dich. Eine Viertelstunde von unserm Dorfe liegt die Stadt und dort spielt in jedem Winter eine Schauspielertruppe das Allerneueste vom Jahr."

Es freute sie, daß er ihr die Gelegenheit gab, das, was sie quälte, zu berühren, und nach der Möglichkeit eines glücklichen Endes zu spähen.

„Ich freue mich," sagte sie, „daß du meine alte Lieblingsleidenschaft nicht vergessen hast."

„Von dir vergesse ich nichts."

„Es freut mich, da diese Neigung dieselbe geblieben ist. Ja — ich kann nicht anders, ich muß es vom Herzen haben: unaustilgbar ist jener Beruf mir eingeboren! Die Poesie lebendig machen, sie verkörpern — das ist der Beruf des Schauspielers, und der kann wohl ein Menschenleben ausfüllen, ja verzehren!"

Albert erhob sich ungestüm. „Wie du sprichst!" rief er. „Und gerade heute, wo wir uns nach langer Trennung wiedersehen. Ich aber mag nicht wiederholen, was ich vor Jahren umsonst gesagt!"

Therese trat zu ihm und schlang ihren Arm um seine Schulter. „Albert," bat sie, „die Liebe ist geduldig und nachsichtig — darum höre mich. Ich habe es nicht vergessen, was du damals sagtest, hab' es oft erwogen. Der höchste Lohn, der auf dem Gipfel der Kunst ertheilt wird, der jeden Schmerz vergütet — der war es gerade, der deine Braut, dein Weib nicht schmücken sollte: der Ruhm. Sage, welches irdische Gut ist höher?"

„Das Glück des Hauses. Du hast ganz

Recht, ich will kein berühmtes Weib, ich will nicht, daß die Frau, die ich in mein Herz aufgenommen, von Allen angestaunt, ihr von Allen Beifall zugerufen wird."

„Aber es ist ja nicht der Beifall, nicht der Jubel der Menge — das lautpochende Herz ist es, die Freude, vielen Menschen unser Bestes mitzutheilen. Das ist der Ruhm! Und zu dem mußt du hinausschauen wie ich!"

„Hinausschauen zu meinem Weibe? Der einfache Landmann zu seiner berühmten Gattin?" erwiederte er mit Bitterkeit. „Oder soll ich etwa auch berühmt werden — du auf der Bühne, ich auf meinen Aeckern? — O, Stunde des Wiedersehens!"

Er schritt erregt auf und ab. Therese vermochte ihre Thränen nicht zu unterdrücken, und wie sie weinend an seinem Halse hing und flüsterte: „O sieh mich an! Sieh mich an, wie ich dich liebe!" — Da bereute er, daß er durch eine vorübergehende Grille seiner Braut, wie er glaubte, sich hatte zum Zorn hinreißen lassen.

„Laß mich meine Aufwallung wieder gut machen," sagte er, sie küssend, „ich habe hier einen berühmten Freund, so berühmt, wie du es beschriebst. Es ist der Dichter Bernhard Beil."

„Ich kenne seine Werke," erwiederte sie stockend.

„Aber sein neuestes kennst du nicht. Es wird morgen aufgeführt. Wir wollen es zusammen sehen, und dann sollst du ihn selbst kennen lernen."

„Geh' du allein hin, ich bitte dich darum," antwortete Therese. „Ich hörte, daß man von dem Stück, wie von der Schauspielerin, welche die erste Rolle hat, große Erwartungen hegt. Vernimm von einer Künstlerin — man sagt, sie sei es — das Werk deines Freundes. Dann, nach der Vorstellung komm zu mir — und — glaube, daß dich Niemand so liebt wie ich!" —

Als Albert gegangen war, brach sie in heiße Thränen aus. Sie hatte ja nur das Beste gewollt, und doch hatte sie lügen, heucheln müssen.

II.

Am Mittag des folgenden Tages wurde dem Grafen Holberg auf sein Klingeln durch Lisette geöffnet.

„Melden Sie mich bei Ihrem Fräulein, mein Kind," sagte er, „das heißt, wenn sie nicht etwa wieder im Komödienspielen mit dem sonderbaren jungen Manne von gestern begriffen ist. — Und sagen Sie mir," fügte er hinzu, im Zimmer sich umschauend, „was diese Grille bedeuten soll: diese kahlen Wände, diese Möbeln aus dem Trödelladen, dieses ganze ärmliche Gemach."

Aber Lisette lächelte nur, legte den Finger an die Lippen und schlüpfte hinaus. Holberg blieb nicht lange allein; Therese, in demselben einfachen Anzuge wie gestern, trat herein und bot ihm freundlich die Hand.

„Ich hatte Ihren Besuch erwartet," sagte sie und lud ihn zum Sitzen ein. „Seien Sie willkommen."

„Nicht wahr, die Komödie der Irrungen ist jetzt vorüber?" erwiederte der Graf. „Nur die Decoration, diese häßliche Decoration ist noch geblieben."

„Sie haben mich gestern geschont," versetzte Therese, „mir aus einer peinlichen Lage geholfen. Zum Dank dafür sollen Sie das Ende der Komödie erfahren. Das Ende davon ist, daß ich mit dem Manne meines Herzens vereinigt werde."

Holberg stutzte. „O! Sie wollen den Herrn — heirathen?"

„Ich will zu den Gaben der Kunst das ach! so unentbehrliche Glück der Erde fügen, will des geliebten Mannes Weib sein. Warum soll der Mensch es nicht wagen, nach dem ganzen Glück zu greifen! — Sie wissen, daß ich früher die war, als welche ich gestern erschien."

„Ich wußte nicht, daß Sie Ihren Namen verändert, noch weniger, daß Sie —"

„Wen ging es etwas an, das Geheimniß meines Herzens!"

Der Graf sah einen Augenblick schweigend, die Lippen auf einander gepreßt, vor sich nieder. „Gestatten Sie mir," sagte er dann, „eine Frage: soll die Decoration nun immer so stehen bleiben?"

„Das heißt?"

„Das heißt, ob Sie nun all dem Glanz

und Schmuck des Lebens, der Sie umgiebt, und der allein Ihrer würdig ist, entsagen wollen, um — es ist schwer, den rechten Ausdruck zu finden — um in dem reizenden Dorfe Ihres Herrn Gemahls die Stunden zu zählen. In der That, Sie müssen diese Frage eines Freundes natürlich finden, der unglücklich ist, Sie nur einen Augenblick in diesem ascetischen Raume zu sehen."

„Ich glaube, Herr Graf, Sie möchten am liebsten, daß ich fortwährend in einer Grotte aus Karfunkelstein säße, wie eine Prinzessin aus Tausend und einer Nacht. Wenn Sie wüßten, wie gleichgültig mir all diese Tändeleien sind!"

„Leider weiß ich es, ich, der Ihnen Alles zu Füßen legen möchte!"

Therese reichte ihm die Hand. „Ich bin Ihnen dankbar," sagte sie, „für die Güte, mit der Sie viele Hemmnisse aus meinem Wege räumten."

„Wäre dieser Dank, der mir so süß ist, wie dem Sieger im Turnier der Dank seiner Dame, wäre er nur nicht so vergänglich! Denn nun, wenn Sie die glänzende Bahn, welche Sie betraten, wieder verlassen, wenn Sie die Frau dieses Mannes werden — was habe ich dann für Sie gethan? Nichts."

Ihr Auge flammte auf und sie rief: „So wahr ich lebe und athme, werde ich nie der Kunst entsagen! Ich kann es nicht, ich kann es ja nicht!"

„Ah! Sie bleiben bei uns?"

„Hören Sie mein ganzes Geheimniß und erkennen Sie aus meinem Vertrauen, daß ich Ihnen dankbar bin. Mein Verlobter wollte nicht, daß ich Schauspielerin würde; er glaubte nicht an mein Talent — glaubte nicht, daß ein Weib, dessen Leben in dem Ringen nach dem Ideal vergeht, dennoch ihr ganzes Herz einem geliebten Manne geben kann. Deshalb ließ ich ihn in dem Wahn, ich wäre noch, was ich früher war. Heute Abend wird er im Theater sein; Sie wissen, ich spiele dann, und der Himmel sei mir gnädig, daß es mir gelingt, ihn zu zwingen, auch die Schauspielerin seiner würdig zu halten."

„Ich gönne Sie ihm nicht," rief der Graf, „ich gönne Sie Niemandem; aber gelingen wird es Ihnen gewiß! Wen hätten Sie nicht bezwungen, der Sie gesehen im Feuerschein des Genies! Auch Patroklus mußte sterben — und jener Herr sollte widerstehen? — Doch — weiß unser Freund Bernhard davon?"

„Ich sagte es ihm. Er ist mit Albert befreundet; doch dieser weiß natürlich nicht, daß ich und Bernhard uns kennen."

„So verschwiegen Alles?" sagte der Graf nachdenklich. „Glauben Sie nicht, daß zu große Verschwiegenheit —?" er hielt so plötzlich inne, daß Therese erstaunt fragte, was er meine.

„Nichts," erwiederte er, „einen Gemeinplatz. — Noch eins, bevor ich gehe. Heute Abend soll Ihr Glück vollendet werden — lassen Sie mich, so wenig ich vermag, dazu beitragen." Er nahm aus der Brusttasche ein Etui und überreichte es ihr. „Tragen Sie dies am Abend. Wenn dann der Ungläubige bekehrt ist und Sie glücklich darüber sind, so habe ich die Genugthuung, freilich eine närrische, mir einzubilden, ich hätte ein Sandkorn dazu gethan."

Als Therese das Etui öffnete, eine prächtige Agraffe von Brillanten in Form einer Rose sah, und sich lebhaft weigerte, das kostbare Geschenk anzunehmen, bat er mit so herzlichen Worten und schien so betrübt, daß sie endlich zögernd nachgab.

„Um der guten Worte willen, mit denen Sie Ihr Geschenk begleiten," sagte sie, „will ich es nehmen."

„Und werden es tragen?"

„Ich will es tragen. Und morgen, Herr Graf, sollen Sie an unserm Glücke theilnehmen."

Er küßte leicht die dargebotene Hand und empfahl sich.

Hätte sie ihn sehen können, wie er auf der Straße stand und einen Augenblick zu ihren Fenstern emporschaute — sie würde das Geschmeide, das sie aus seiner Hand erhalten, von sich geschleudert, sie würde die Luft, die er geathmet, wie Pesthauch geflohen haben. Leidenschaftliche Wuth verzerrte sein Antlitz, und obwohl er sich bald beherrschte, blieb doch ein finsterdrohender Zug zurück.

Er eilte in seine Wohnung, und als er sich allein sah, brach es von seinen Lippen: „Ha, daß ich den Wuthschrei zurückdrängen mußte! — Das wäre das Ende der Gluth, die mir am Marke zehrt? Ein Anderer soll die Blume pflücken, nach der mein Herz begehrt? — Nehmen Sie sich in Acht, Herr Bräutigam! Sie müssen klüger

fein wie die Schlange, wollen Sie im Spiel mit mir gewinnen!"

Seine Leidenschaft für die schöne Künstlerin war in wenigen Jahren zur wildesten Flamme emporgelodert. Aber er wußte auch, daß bei aller Dankbarkeit, die sie ihm kindlich unbefangen entgegentrug, sie niemals die weibliche Würde verleugnete, daß keinen Augenblick jene Unnahbarkeit sie verließ, die den Reinen erquickt, aber den Unreinen erbittert. Grollend hatte er sich in Geduld geschickt — die Erinnerung an manches reine Frauenherz, das er gebrochen, gab ihm die feste Ueberzeugung, daß der Augenblick der Schwäche kommen werde, und er war entschlossen, dann im Nu und unentrinnbar das Opfer zu ergreifen. Nichts war ihm dieses Weib als eine glänzende Spanne Leben, und nichts das Leben als Genuß. Ehre — Kunst — Liebe waren ihm nicht Göttinnen — nur irdische Weiber mit schwellenden Lippen und fliegenden Haaren. — Eine tolle Narrheit, pflegte er zu sagen, ist das ganze Leben — Sinn hat es erst dann, wenn wir nichts weiter von der Erde verlangen, als was wir von ihrem Boden pflücken können.

Und nun sollte er alle Geduld, alle Kunst vergeblich aufgewendet haben! Es kam da irgend Jemand hergeschneit, aus irgend einem dunkeln Winkel, der ihm, dem Grafen Holberg, der sich in der bewußten Sicherheit, dem frechen Vollgefühl und den tausend Erfolgen seiner Selbstsucht ein Aar dünkte über dem Troß der Maulwürfe — der dem Grafen Holberg dieses Weib, das sein war, schon sein war, weil er es wollte und die Gluth um sie ihn verbrannte, aus der Hand nehmen, ihn gehen heißen wollte! — Er rannte in seinem Zimmer umher wie ein ergrimmtes Raubthier.

Sein Diener trat herein und meldete zwei Herren, deren Karten er ihm überreichte. Auf der ersten stand: Sigismund Rubin, Commerzienrath. Der Graf warf sie verächtlich bei Seite: „Fort mit dem Wicht!" Als er auf die zweite einen flüchtigen Blick warf und: Bodo von Brox las, winkte er den Diener zurück und sagte: „Bitte einzutreten; aber laß sogleich den Wagen vorfahren und melde ihn nach zehn Minuten."

In der Thür erschien der Banquier, indem er noch seinem Begleiter zuflüsterte: „Da ist der Graf — fein aber stolz!" Herr von Brox wollte sich dem Grafen vorstellen, aber der Banquier schnitt ihm das Wort ab, indem er unter tiefen Verbeugungen begann:

„Mein hochgestellter Gönner, ich habe die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen, um Ihnen meinen Freund Brox vorzustellen. Herr von Brox auf Broxendorf, der seine reizend gelegenen Güter verlassen hat, um in den feinen Genüssen der Residenz zu schwelgen; er hat es übrig."

Der so Eingeführte erröthete vor Unwillen und Verlegenheit, aber mit schneller Selbstbeherrschung fiel er ein:

„Gestatten Sie, Herr Graf, daß ich mich selbst wegen dieser Störung entschuldige. Mein Papa hat mir gesagt, daß der Graf Holberg zu unsern ersten Cavalieren zählt und ich schätze es mir zur Ehre, die Bekanntschaft desselben zu machen."

Der Graf reichte ihm verbindlich die Hand. „Willkommen, Herr von Brox. Ich habe mit Ihrem Herrn Vater manche fröhliche Nacht in Paris verlebt und ich freue mich, wieder etwas von ihm zu hören."

Er führte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit zu einem Sitz und überließ es dem Banquier, dem ein leichtes Kopfnicken zu Theil wurde, sich selbst zu einem solchen zu verhelfen. Aber Herr Rubin war nicht im mindesten empfindlich, er wiegte sich behaglich in einem Schaukelstuhl und hörte mit wohlwollendem Lächeln dem Plaudern der Beiden zu. Als bald darauf der Diener, dem erhaltenen Auftrage zufolge, den Wagen meldete, und der Graf seinen jungen Standesgenossen zu einem Zusammentreffen in einem Restaurant einlud, hielt er seine Zeit für gekommen.

„Kann ich die Freude haben," begann er, „den Herrn Grafen zum Diner bei mir zu sehen?"

„Bedaure," war die kühle Antwort.

Herr Rubin ließ sich nicht so leicht abweisen. „Ich wette, der Herr Graf sind schon versagt — und bei wem? Bei unserer Wald. Hab' ich Recht?"

„Nein."

Herr Rubin antwortete mit einem listigen Augenblinzeln; und seinem Begleiter, der an der Thür seiner wartete, auf die

Schulter klopfend, sagte er: „Brax, wir gehen zu meinem Freunde Bernhard; wir treffen dort auch den anderen jungen Menschen — ich schwöre, er ist ein Künstler. Kennen der Herr Graf diesen — Albert Schmelzer heißt er ja wahl?"

Der Graf fuhr zusammen und seine Stirn röthete sich. „Kennen Sie ihn?" fragte er hastig.

„Ich habe ihn selbst gestern meinem Freunde Bernhard vorgestellt. Auf Wiedersehen, Herr Graf."

Der Graf, der einen Augenblick finster vor sich hingestarrt, hielt ihn zurück. „Verweilen Sie, meine Herren. Sie können, Herr Rubin, sich selbst, mir und der ganzen Welt vielleicht, einen großen Dienst erweisen. Ich muß Sie durchaus ein paar Augenblicke sprechen."

„Eine Ewigkeit!" rief der gefällige Commerzienrath, und hätte um ein Haar den Grafen umarmt.

„Werden Sie mir verzeihen, Herr von Brox," fuhr Graf Holberg fort, „wenn ich Ihnen im Laufe des Tages unsern Rubin auf kurze Zeit entführe?"

„Geniren Sie sich nicht; ich lasse Ihnen denselben schon jetzt. In meinem Hotel treffen Sie mich, Rubin. Ohne Umstände, Herr Graf."

Als Holberg mit seinem Gaste allein war, befahl er dem Diener, den Wagen abzubestellen und Wein und Cigarren zu bringen. In dem Mament, als Rubin den verhaßten Nebenbuhler genannt hatte, war dem Grafen ein boshafter Einfall, der ihm schon während seiner Unterredung mit der Schauspielerin durch den Sinn gefahren, zu einem festen Plane geworden.

„Endlich sind wir allein," begann er, und füllte sich das zweite Glas, während der Commerzienrath behutsam an seinem ersten nippte. „Ich denke, Herr Rath, Sie sind ein kluger und gefälliger Freund."

„Ist mir Ehre und Vergnügen," schmunzelte Rubin, während er überlegte, daß der reiche Graf Holberg unmöglich in Geldverlegenheit sein könne. Aber besser war besser, — also ein harmlases Thema. „Haben Sie, Herr Graf, den Herrn Schmelzer, von dem ich vorhin sprach, gesehen? Ich traf ihn gestern bei meinem Freunde Bernhard."

„Ich habe ihn gesehen. Sie wissen, wer der Mensch ist?"

„Was wird er sein? Ein Künstler, der Freunde erwerben will unter den Gönnern der Residenz. Hab' ich Recht?"

„Sie wissen also noch nichts von dem Verluste, der uns droht? Denken Sie, dieser Bursche ist aus irgend einem entlegenen Winkel hierher gekammen, um zu heirathen — wen glauben Sie wohl? Niemand geringeres als unsere Therese Wald!"

„Kastbar! Will er sie heirathen, der junge Mensch?"

„Und das amüsirt Sie noch! Mann, sind Sie denn ein so entsetzlicher Stoiker, daß es Ihnen gleichgültig ist, wenn diese Perle der Schönheit und Kunst Ihnen, mir und aller Welt entrissen wird?" rief der Graf und reichte seinem Gaste die Kerze für die Cigarre.

„Lassen Sie gut sein, Herr Graf," sagte Rubin und schlürfte behaglich an seinem Glase. Er fühlte sich in der gehobensten Stimmung, weil er glaubte, dem Grafen mit seiner Lebensweisheit zu Hülfe kommen zu müssen. „Lassen Sie gut sein; sie nimmt ihn nicht."

„Ich sage Ihnen aber, sie hat ihn schon genommen," erwiederte Holberg und zerrte ungeduldig an der Tischdecke. „Sie ist ihm verlobt, seine Braut. Sie ist es var Jahren gewarden. Jetzt kommt er her, der Vandale, die Erfüllung ihres Versprechens zu verlangen. Und sie, die Arme, bethört von Wahn, ist im Begriffe, ihr ganzes Lebensglück — und unser Glück, Rubin, unser Entzücken — einem übereilt gegebenen Warte zu opfern — ihm zu falgen, uns des Ruhmes und der Zierde, die sie uns ist, zu berauben. Sie stehen sprachlos da; sagen Sie, dürfen wir das dulden?"

Rubin sah den Grafen verdutzt an. „Haben Sie mich erschreckt! Welch' ein Abgrund von Schlechtigkeit steckt in dem jungen Menschen! Sie wollen einen Rath hören? Fardern Sie ihn var die Klinge, Graf, und hauen Sie ihn zusammen; Brox fall Ihnen secundiren. Sprechen Sie ein Wort, so hole ich Brox."

„Recht gut; aber bedenken Sie, in welchem Lichte ständen wir dann vor unserer Dame! Und namentlich Sie, der Arrangeur des Duells. Nein, ich weiß einen besseren Weg. Dieser Albert ist ein ganzer Simplicissimus. Er hält es für seiner unwürdig, eine berühmte Schauspielerin zur

Gattin zu haben; und die arme Therese, um den Barbaren nicht zu erzürnen, mußte alle ihre List aufbieten, um ihm weis zu machen, sie sei Gouvernante oder dergleichen."

Rubin zündete seine Cigarre wieder an. „Dann ist der junge Mensch nicht blos schlecht, er ist auch dumm!"

„Sie aber will ihn bekehren," fuhr Holberg fort. „Sie tritt heute, wie Sie wissen, in einer Glanzrolle auf; er soll sie sehen, und leider! ist sie so hinreißend, daß ich fürchte, es wird ihr gelingen, sie bekehrt ihn. Ist sie aber die Gattin dieses Menschen, dann — die Poesie, Rubin, der Duft, den wir in ihrer Nähe athmeten, ist dahin!"

Hübscher Taugenichts, der Graf, dachte Rubin und sagte: „Ich verstehe Ihre Regungen; ich habe immer Gefühl gehabt für meine Freunde."

„Ich vergesse es Ihnen nie, wenn Sie mir helfen," erwiederte Holberg. „Selbst die Musen müssen Ihnen dankbar sein, wenn Sie beitragen, diese Mesalliance zu verhüten."

Er reichte dem Banquier die Hand, der sie feurig drückte und ausrief: „Sagen Sie mir, was zu thun ist; braucht der Barbar Geld?"

Holberg konnte ein höhnisches Lächeln nicht unterdrücken. „Ich fürchte, damit geht es nicht," sagte er; „er muß auf andere Weise gezwungen werden, selbst und freiwillig zu entsagen. Er hat die prüdesten Ansichten von der Welt. Wenn Sie ihm nun, das heißt heute noch vor Abend, freundschaftlich allerlei erzählten von der berühmten Therese Wald: daß sie der Liebling aller Menschen sei, daß ihr Salon nicht leer wird von Anbetern, und daß sie — so beiläufig — nicht unempfindlich ist gegen die Huldigungen, die man ihr bringt?"

„Freund," schmunzelte Rubin, „Sie sind ein feiner Kopf. Ich habe es Brox gesagt: mein Freund Holberg ist stolz, aber fein!"

„Sie hat ihm verschwiegen," fuhr Jener fort, „daß sie Bernhard, mit dem er befreundet ist, auch nur kennt. Wenn er nun vorher erführe, daß Bernhard mit Therese Wald sehr intim ist — und das ist ja der Fall — so hoffe ich, dies würde den Effect der Komödie heute Abend stören."

„Genug, Graf! das Uebrige giebt mir der Geist ein. Sie hat mehr Intime, zum Beispiel meinen Freund Holberg."

Der Graf lächelte vor sich hin. „Ich will Ihnen eine Handhabe geben. Eine Rose von Brillanten, welche sie von mir annahm, wird sie heute tragen. Es ist ein Schmuck, der leicht in die Augen fällt."

„Ich sage Ihnen, vertrauen Sie mir," rief der Banquier und sprang auf. „Will der junge Mensch einen Beweis, sein Freund Rubin hilft ihm auf die Spur."

Er war in seinem Eifer schon an der Thür, kehrte noch einmal zurück, und im neu erworbenen Freundschaftsrechte sagte er halblaut: „Noch ein Wort, Graf. Sein Sie offen: Sie haben ihr die Rose von Diamanten gegeben — Ihnen aber hat sie gegeben die Rosen von den Diamanten der Liebe. Hab' ich Recht?"

Aber der Graf blitzte ihn grimmig an; und mit dem Fuße stampfend rief er: „Zum Teufel, nein! Sehen Sie denn nicht, Mann, daß mein Blut kocht, weil dieses Weib stolz ist, wie eine von den Königinnen, die sie spielt? Wäre es anders, so brauchten wir sie nicht — zu verleumden!"

„Fi donc!" rief Herr Rubin. „Ist sie nicht Ihre und Bernhard's Freundin? Und thun wir nicht ein gutes Werk, wenn wir den jungen Thoren nasführen, damit er uns den Stern unserer Bühne läßt? — Aber ich eile ans Werk. Bei Bernhard treffe ich ihn sicher und werde ihn auf ein Stündchen für mich zu erlangen wissen. Auf Wiedersehen, theurer Freund!" —

Als der Graf allein war, und, finster vor sich hinstarrend, zwischen den zusammengeklemmten Zähnen ein Pfui! herausstieß — galt das allein dem neuen Freunde, den er erworben, oder auch dem Auftrage, mit welchem er diesen entsendet?

Die beiden wiedervereinigten Männer, gegen deren einen heimtückischer Verrath sich bereitete, saßen in Bernhard's Zimmer und gedachten der Knabenzeit mit ihren Freuden und Leiden. Doch Albert blieb einsilbig und in sich versunken.

„Du bist unmuthig, Freund," sagte Bernhard. „Ist es das Heimweh nach der frischen Luft deiner Heimath, was dir die Stirn furcht?"

„Ja, ich dachte eben daran, und ich dachte auch, wie trostlos öde es dort sein

würde, wenn ich — wenn ich allein zurückkäme."

„Welche Grillen! Und doch, wem das höchste Glück bevorsteht, den überkommt wohl eine heimliche Angst, er würde es nicht erleben."

„Das kenne ich auch; doch dies ist anders. Es ist nicht das freudige Bangen vor dem ersehnten Augenblick; es ist eine peinigende Furcht. Therese verheimlicht mir etwas, das sie fürchtet mir zu sagen. Ich fühlte es, als sie an meiner Brust lag, daß etwas zwischen uns steht, was ich nicht zu begreifen vermag. O, wenn ich sie verlöre — todt wäre mein Leben!"

Bernhard schwieg eine Weile, ehe er antwortete: „Ja, es giebt nichts Elenderes auf der Welt, als verlorene Liebe! — Du aber quälst dich ohne Grund: Liebe läßt sich nicht heucheln; nur wer selbst treulos ist, spürt es nicht, wenn die Liebe des Andern erkaltet."

„Ihre Liebe ist nicht erkaltet; ihre Augen, ihre Lippen haben sie mir so warm entgegengetragen wie sonst. Trotzdem ist etwas, was ihr Furcht einjagt in dem Augenblicke, wo sie in meinen Armen ruht. Und wieder trat dasselbe zwischen uns, was mir schon so oft alle Freude verbittert hat, ihr unseliger Hang zur Bühne. Ich wollte, es hätte nie eine gegeben."

„Und begeisterte Stunden verdankst du ihr doch!"

„Was ist mir die ganze Welt gegen meine Liebe! Alle Kunst und Weisheit verfliegt ja in nichts gegen dies eine Gefühl! Verlache mich, schilt mich; ich spreche es aus: meine Liebe ist mir mehr als Alles, was ihr groß nennt in der Welt, denn ich lebe in ihr, meine Welt ist sie!"

„Ich begreife, was du sagst, wenn mir auch bestimmt ist, nur zu träumen von der Liebe," sagte Bernhard mit trübem Lächeln. „Man weiß ja, wie ein Traum quälen kann. — Ich würde es selbst begreifen, wenn du um deiner Liebe willen der Abneigung gegen jenen unseligen Hang, wie du ihn nennst, entsagtest. Wenn nun deiner Braut wirklich ein großes Talent verliehen wäre — könntest du nicht dann ihr ein Opfer bringen?"

„Jedes, nur nicht dies — das kann ich nicht! Begreife doch auch das: wenn alle Welt das Recht hätte, sich an ihr zu weiden — zu empfangen, was ihr aus erwärmtem Herzen strömt — wenn alle Welt das Recht hat, aller Welt zu erzählen, was gut und was nicht gut an ihr sei — — verdammt! Wenn alle Welt sie besitzt, so will ich sterben, aber nicht sie mein nennen!"

Bernhard zog den Erregten auf einen Sitz neben sich. „Wenn dennoch ein großes Talent deiner Braut verliehen wäre — werde nicht zornig, ein Freund, glaub' es mir, ein aufopferungsfähiger Freund spricht zu dir — und wem die Natur einmal die Augen gegeben hat, das Ideal zu schauen, der kann nicht aufhören, ihm nachzuwandern und ob er darüber zu Grunde ginge. Laß deine Braut doch den Versuch machen, nach dem sie sich sehnt. Zeigt sich ihr Glaube als ein Wahn, so ist sie für immer geheilt; doch wird es hell bei ihrem Spiel, als ob die Sonne sich erhebt, dann wirst du selbst den Edelstein nicht wegwerfen wollen. Denn ich, der ich von der Liebe viel geträumt habe, sage dir, daß die Kunst ein Edelstein ist, nicht weniger kostbar als jene."

„Höre auf, mich zu quälen," rief Albert. „Ich müßte ein Anderer sein, um anders zu denken. Die Liebe ist mehr als der Traum eines Dichters — darum verstehst du mich nicht."

Bernhard schwieg. Dann nahm er seinen Hut, und als sei er ganz mit dem Thema zu Ende, sagte er leichthin:

„Mag sein, daß du Recht hast. Verzeih' mir jetzt, wenn ich dich eine Stunde allein lasse; ich muß mich selbst überzeugen, daß Alles in gebührender Ordnung zum heutigen Abend ist. Und überdies bedarf ich frische Luft und Bewegung, um das heimliche Zittern zu bewältigen, das, wie den Neuling, auch den Veteranen an solchem Tage befällt."

Albert blieb nicht viel Zeit, einsam seinen Träumereien nachzuhängen, denn bald nachdem Bernhard gegangen, stellte sich lächelnd, strahlend, mit glänzenden Augen und Wangen Herr Rubin ein. Er war so kameradschaftlich, so zuthunlich, daß Albert, trotz seines Verdrusses über die Störung, sich eines Lächelns nicht erwehren konnte über den Kauz, der Jeden, der in Rufnähe trat, als seinen alten, trauten Freund begrüßte.

„Schätzen Sie sich glücklich, werther Herr," begann der Banquier, „mit einem

Manne befreundet zu sein, wie unser Bernhard. Alle Zirkel stehen Ihnen offen, denn überall hat er Zutritt."

„Diesen Vortheil werde ich schwerlich genießen," erwiederte Albert; „ich denke nur wenige Tage hier zu bleiben."

„Schade! Kennen Sie Fräulein Wald, unsere große Tragödin?"

„Ich werde sie heute Abend sehen."

„Sie ist die Königin der Schönheit! Kann ich die Ehre haben, dem Freunde meines Freundes Bernhard meine Loge anzubieten? Ich werde Ihnen alle Berühmtheiten unserer Residenz zeigen."

„Ich nehme das an," sagte Albert nach einigem Zögern, „denn ich möchte nicht gern meinem lieben Wirthe dort beschwerlich fallen, der heute gewiß am liebsten allein ist."

„Unser Bernhard könnte Sie bei der Wald einführen," fuhr der Bankier fort; „er ist ihr Freund. Sehen Sie mich an, werther Herr, ich bin ein glücklicher Mann und doch beneide ich diesen Bernhard um seine Freundschaft mit der Wald."

„Sind sie so intim?" fragte Albert zerstreut.

„Intim! Sie sind ein Herz und eine Seele."

„Ich hörte diese Dame rühmen."

„Wer rühmt sie nicht!" rief der Banquier in Ekstase. „Alle Menschen rühmen sie, alle Menschen lieben sie! Glücklich die Wenigen, die sie wieder liebt. Ihr Freund Bernhard ist der Eine, mein Freund Holberg ist der Andere."

„Der Graf?" fragte Albert mit einer unangenehmen Empfindung. „Das ist doch wohl ein Irrthum. Er weiß ja nicht einmal die Wohnung der Dame."

Rubin sah ihn zuerst verwundert an; dann dachte er an irgend eine Kriegslist des Grafen und meinte: „Sie hat wohl die Wohnung gewechselt, das thut sie oft, eine ist immer prächtiger wie die andere — sie hat es übrig."

„Ist sie so reich?"

„Sie nicht, aber ihr Anbeter — mein Freund Holberg ist reich. Neugierig bin ich, ob der Graf die Wette gewinnt."

„Darf man wissen, um was es sich handelt?"

„Mein Freund Holberg will, sie soll sich offen bekennen als seine Freundin, zum Verdruß der ganzen Welt. Darum hat er ihr eine Rose von Brillanten geschenkt — kostbar, Freundchen! Trägt sie sie heute Abend, so hat er gewonnen, trägt sie sie nicht, gewinne ich."

„Eine Wette um eine Frau!" rief Albert halb lachend, halb unwillig.

„Hat der Graf sie doch mit seinem Gelde unterstützt," demonstrirte Rubin, „daß sie die berühmte Tragödin werden konnte. Und wozu giebt es Damen von der Bühne? Zur Freude der Menschen. Hab' ich Recht?"

„Ja, ja, Sie haben Recht!" rief Albert mit plötzlicher Erregung und drückte ihm die Hand. „Sie sind ein braver Mann! Es bleibt dabei, ich begleite Sie ins Theater, und in den Pausen, lieber Herr Rubin, erzählen Sie mir noch ein wenig von den Aventuren der großen Schauspielerin."

„Naschen Sie gern solche Bonbons, Freundchen?" scherzte Herr Rubin, und schritt Arm in Arm mit seinem neuen Freunde davon.

III.

Das Schauspielhaus war gedrängt voll. Das lange erwartete Stück des berühmten Dichters sollte heute zum ersten Male aufgeführt werden, und die Kassenbeamten hatten einen schweren, die Billethändler einen glücklichen Tag gehabt. Der Beginn des Stückes verzögerte sich über die gewohnte Zeit, und bei der gespannten Erwartung und der Hitze im Saal machten sich die Zeichen der Ungeduld bald laut. An der Verzögerung war Niemand schuld als Therese. Die Gewißheit, daß Albert sie sehen und erkennen würde, daß sie selbst dem Augenblick nahe, wo ihr ganzes Lebensglück entschieden werden sollte, hatte ihr alle Fassung geraubt. Sie lag ohnmächtig in ihrem Garderobezimmer, und der Director hörte mit Verzweiflung, wie der Theaterarzt es unwahrscheinlich finde, daß Fräulein Wald heute auftreten könne.

Bernhard wurde der Retter in dieser Noth. Seinen Bemühungen gelang es, sie zu beruhigen, zumal als die Umstehenden auf seine Bitte das Zimmer verlassen hatten und er ihr von Albert sprach und seiner Ueberzeugung, daß das Wagestück mit glücklichem Erfolge werde gekrönt

werden — seine eigenen Zweifel verbarg er. Therese hatte in dem ersten Acte erst in der letzten Scene aufzutreten, und das Stück begann.

In einer Prosceniumsloge saßen Rubin und Albert. Der Banquier schwelgte in dem Genusse, seinem „Freunde“ alle Sterne der ganzen und der halben Welt, die in den Logen um sie herum flimmerten, zu zeigen. Sämmtlich waren sie natürlich seine Freunde, von deren liebenswürdigen Schwächen er tausend hübsche Geschichten wie kleine Teufelchen umherwirbeln ließ. Der stete Refrain aber war Therese Wald. Jene Baronesse, deren Gatte vor einem Jahre an der Kugel des tollen Rittmeisters H., eines intimen Freundes des Banquiers, starb, besaß ein Zimmerchen mit rosarothen Möbeln, Teppichen und Vorhängen, dessen Wände mit den Billets höchstgestellter Anbeter tapeziert waren — aber pah! was war das gegen den Reichthum der schönen Therese, vor deren Wohnung im letzten Jahre zweimal die Feuerwehr erschienen war, weil man in dem Hause eine Feuersbrunst vermuthete — es war nichts als ein Scheiterhaufen, den die Unvergleichliche von Zeit zu Zeit aus den eingelaufenen süßen Billets arrangirte. — Jene Sängerin dort, mit den starken Zügen und der gesucht einfachen Toilette, schwang den Feldherrnstab über ein Heer von Schriftstellern, Künstlern, Enthusiasten, deren Lebenszweck war, sie zu verherrlichen, ein jeglicher nach seinen Gaben: in Versen, in Marmor und Oel, und in Seufzern; — die Aermste, man konnte es selbst in der Gasbeleuchtung sehen, war in der letzten Zeit gelb geworden, ihre Nase unangenehm spitz — und warum? sie ärgerte sich, weil Therese, die strahlend schöne, ihr die berühmtesten Namen, die reichsten, vornehmsten Enthusiasten entführt hatte. Lag nicht der gefeiertste Dichter, Bernhard, beider gemeinschaftlicher Freund, ihr zu Füßen, sterblich verliebt, und darum oft so wortkarg und trübe? Hatte nicht Graf Holberg, ein stolzer aber feiner Mann, und des Banquiers specieller Herzensfreund, so zu sagen sein zweiter Bruder, ihr seine ganze Gunst zugewendet und überschüttete sie mit Reichthum und Huldigungen? Aber sie war auch dankbar dafür; zu jeder Stunde stand ihr Salon ihm offen, und Auge und Mund lohnte seiner Ritterlichkeit. Nur hatte sie bis heute in ihr zärtliches Herz die Welt nicht blicken lassen — wohl aus Rücksicht auf den Hof: denn auch in dieser olympischen Sphäre, die ganze Stadt wußte es, gab es einen oder zwei Halbgötter, welche mit wohlgefälligem Auge auf die schöne Tochter der Menschen, genannt Therese Wald, niederschauten. Heute aber sollte der Schleier gelüftet werden, freilich anfangs nur für die Eingeweihten, zu welchen jetzt auch Albert gehörte, — Albert erinnerte sich doch? Die Rose von Brillanten, kostbar!

Albert hörte zerstreut auf das Geschwätz seines Nachbarn. Nur die giftigen Verläumdungen, welche dieser über den Ruf der Schauspielerin ausgoß, nahm er mit einer Art bitterer Genugthuung auf.

In die Loge war auch, etwas verspätet, Herr von Brox getreten, den aber sein Gönner Rubin nicht im mindesten beachtete; denn eben jetzt war der große Moment gekommen — Therese trat auf. Auch ohne Rubin's eifriges Zupfen und Zischeln lenkte der Beifallssturm, der sich plötzlich im Hause erhob, Alberts zerstreute Blicke auf die Bühne. Da stand sie — seine Braut! — Seine Braut? Nein — eine Spukgestalt! — Er drückte die Hände vor die Augen — er wollte aufstehen und Jemand bitten, ihm beizustehen: er sei krank. — Da hörte er auf der Bühne sprechen — und wunderbar: derselbe Laut, derselbe Ton wie Theresens. Er sah wieder hin nach der Bühne — — zum Teufel, da stand ja wieder die Spukgestalt! — Und jetzt traf ihn ihr Blick, ihr Auge ruhte auf ihm — — der Himmel sei ihr gnädig und ihm! es war seine Braut! —

Stumm, bleich, bewegungslos saß er und starrte auf die Bühne. Er hörte, wie aus weiter Entfernung flüstern: „Die Wette verloren! Kostbare Diamanten!“ Er nickte stumm und rührte sich nicht. Verloren! tönte es in seinem Ohr, verloren! verloren!

So saß er, bis der Vorhang fiel. Dann tief aufathmend erhob er sich und schwankte zur Thür. Der Banquier, dem es vor diesem Antlitz — er nannte es später ein „nachtwandlerisches“ — unheimlich wurde, stellte sich, als ob er, nach anderen Logen grüßend, nichts bemerkte. Die Operation, welche er an seinem Freunde Albert auf

Wunsch seines Freundes Holberg hatte vollziehen sollen, war ja auch beendet.

Herr von Brox, der arme, witzlose Narr des Banquiers, legte mitleidig den Arm des Kranken in den seinen und begleitete ihn hinaus. Er rief einen Wagen herbei und befahl, nach Bernhard's Wohnung zu fahren. Auf seine gutmüthigen Fragen erhielt er keine Antwort; halbe Flüche und Stöhnen drangen aus der Ecke, in der Albert saß. Nur einmal, plötzlich, hörte er ihn rufen: „Was fragen Sie mich! Das Weib war meine Braut, die ihre Seele verkauft hat!"

Als sie an ihrem Ziele angelangt waren, begleitete Brox den Unglücklichen hinauf. Erst da der Diener ihnen in das Vorzimmer leuchtete, schien er die Wohnung Bernhard's zu erkennen. „Fort — fort," schrie er, „aus diesem Pesthaus des Verraths!"

Der Diener, erstaunt und verlegen, sagte: „Mein Herr ist noch nicht heimgekehrt; aber der Herr Graf Holberg wartet auf ihn in jenem Zimmer!"

Ein Blitz des Triumphes flog über Albert's Mienen. „Ha, ha! der? Dann bleiben wir. Kommen Sie, Herr — Sie scheinen ein braver Mann zu sein, ich bedarf Ihrer Hülfe."

In der That hatte der Graf Holberg, ohne vorher im Theater zu erscheinen, sich in die Wohnung Bernhard's, um dort Albert zu erwarten, begeben. Ich denke, sprach er zu sich, es ist das Gescheidteste, daß ich den beneidenswerthen Bräutigam hier erwarte, denn er müßte kein lebendiges Blut haben, wenn er sämmtliche fünf Acte hindurch ausharrte — — und ein wenig mit ihm plaudern möchte ich doch auch noch. Ha, wie mich das Weib berauscht hat! Ich merk' es an dem Haß, den ich spüre. Thoren, die mich stolz nennen! Niemand kann radicaler sein als ich, was den Haß und die Liebe betrifft.

Als Albert und mit ihm Brox eintraten, saß er gemächlich auf dem Sopha und fragte lächelnd:

„Schon so früh zurück, meine Herren?"

„Ha — Schurke! Die Hölle ist es, die dich mir in den Weg wirft!"

Der Graf spielte mit seinem Spazierstöckchen und fuhr in kühlem Tone fort: „Sie fangen mit dem Ende an, mein Werther. Es versteht sich ja von selbst, daß wir einander hassen; aber ich hoffte auf eine feurige Darlegung Ihrer Gefühle." Er unterbrach sich, als Albert mit zwei heftigen Schritten dicht vor ihn hintrat, und sagte anscheinend sehr ruhig: „Halt, keinen Schritt weiter — sonst erwürge ich Sie mit meinen Händen."

Albert sah ihn mit flammenden Augen an. „Glaubten Sie, ich wolle Sie angreifen? Nein, Herr Graf, ich war nur neugierig; ich wollte einen Menschen näher betrachten, der so schlecht ist wie Sie."

„Das ist nun Ihre Ansicht! Aber denken Sie doch, wie langweilig es auf der Erde wäre, wenn alle Creaturen dieselbe hohe Sittlichkeit besäßen."

„Freilich, es muß auch Thiere geben." Albert wandte sich zu Brox: „Dieser Mann hat, was mir einst heilig war, unter seinen Füßen. Wollen Sie mein Beistand sein?"

„Mit Freuden," erwiederte Brox.

Der Graf erhob sich, und mit höflichem Lächeln diesem seine Karte überreichend, sagte er: „Wie angenehm, Herr von Brox, daß Sie gerade jetzt die Residenz besuchten. — Ich hoffe, die Herren noch diese Nacht wiederzusehen; es ist hier in der Nähe ein trefflicher Platz."

Mit einer kurzen Verbeugung entfernte er sich.

Brox hatte den Mann, dem er eben seine Unterstützung zugesagt, kaum im Leben gesehen; die Angelegenheit, um welche es sich handelte, war ihm noch unbekannt; dennoch zögerte er keinen Augenblick, sich auf die Seite zu stellen, wohin das Unglück, der Jammerruf eines gequälten Herzens ihn rief.

Er trat zu Albert, der vor sich hin brütete und stumm die Lippen bewegte, und sagte:

„Ich will gern Alles thun, was Sie wünschen. Sie schienen mit dem Banquier Rubin intim zu sein, und dieser ließ sich heute überaus angelegen sein, Sie aufzusuchen. Ich möchte Ihnen nur noch sagen, daß er mit Ihrem Feinde, dem Grafen, sehr vertraut thut, und daß ich ihn — ich sage es nicht gern, aber es kann hier vielleicht nützen — daß ich ihn als unwahr, rücksichtslos, schadenfroh und — ja, als lügnerisch kennen gelernt habe."

„Nichts kann es nützen," rief Albert und erhob sich ungestüm, „denn ich könnte Ihnen von einer kleinen allerliebsten Komödie erzählen, die mir gestern vorgespielt wurde von meiner Braut, die zugleich eine berühmte Schauspielerin, und jenem Grafen, der zugleich ein illustrer Mäcen ist. — Sollten Sie aber glauben, daß der Herr Graf gar kein Herz hat, so irren Sie sich; lernen Sie meinen Freund Bernhard kennen, so werden Sie den Andern hochschätzen. — Sie sind gutherzig, ich danke Ihnen; aber glauben Sie es mir, ein gutes Herz ist das Allerdümmste und Werthloseste, was man haben kann. Nehmen Sie an, Sie liebten ein Mädchen, und sie schenkte Ihnen den ganzen köstlichen Schatz ihrer ersten Liebe — dann käme aber ein Mann, der mehr ist als Sie an Rang, Witz und Reichthum — nur eine Kleinigkeit fehlte ihm, das Herz; und diesem gefiele das Mädchen, das Ihnen Treue gelobt — dann, lieber Freund, halten Sie Ihr Herz fest, daß es nicht zerbricht, denn der bitterste Jammer steht Ihnen bevor. — Was ist doch der Mensch, der am Leben hängt, für ein erzdummer Wicht!"

„Und dies ist die große Welt," sagte Brox halblaut, „nach der ich mich sehnte, von der ich lernen wollte — ein Gewirr von Hohn und Unglück! — Lassen Sie mich noch Ihre Hand drücken; ich wollte, ich könnte Ihnen helfen. Sie treffen mich in meinem Hotel oder erfahren dort von mir."

Als Albert allein war, dachte er wohl einen Augenblick an den Edelmuth, mit welchem ihm dieser fremde Mann, der ihm in keiner Weise verpflichtet war, seine Theilnahme und seinen Beistand geboten hatte. Aber was konnte ihm Alles nützen! Darum ist ja eben das Leben ein so verteufeltes Ding, weil es Fälle giebt, wo Einem nichts und Niemand helfen kann! Und doch sind wir immer selbst schuld daran — warum machen wir uns zu Narren unseres Herzens, zu Narren des Glaubens — des Glaubens an Liebe, Freundschaft, an Alles, was wir nicht mit den Händen greifen, mit den Zähnen festhalten können! Ganz und gar hatte er sich an diesen Glauben, an diese Liebe gegeben, nichts behielt er zurück — und darum fühlte er sich nun ganz und gar verloren. Betrogen von den beiden Menschen, die ihm die besten und liebsten auf Erden waren — von ihr, von ihr, o! wie war es möglich! — von ihr, der seine Seele gehörte, gefoppt und genarrt! — Einen Halt suchte er mit zitternden Händen — einen Halt in der leeren Welt, und wäre es die Wuth! Doch — was ihn traf, glich nicht den Dornen, die reizen und stacheln; es war ein Fels, der auf ihn niedergefallen! Nur etwas wie Neid fühlte er noch: ein glücklicher, beneidenswerther Mensch war sein Gegner; er schwelgte — er schwelgte in Himmelsfreuden! Der letzte Genuß auf Erden sollte es für ihn sein, einen Schuß abzufeuern in dies Paradies!

Er hatte es nicht bemerkt, daß Bernhard hereintrat und ihn traurig betrachtete. Als er jetzt, um selbst das Zimmer zu verlassen, sich umwandte und diesen vor sich sah, prallte er zurück.

Bernhard wollte ihm die Hand reichen und rief, als er sich finster zurückzog:

„Wende dich nicht ab! In Leiden erproben wir die Freunde — darum sprich, sprich zu mir."

„Was soll ich dir erwiedern!" antwortete Albert dumpf. „Falschheit ist deine Tugend, Heuchelei dein Gewerbe. Ich will gehen."

„Nein, das sollst du nicht im Fieber des Wahnes," rief Bernhard und wollte den Arm um ihn schlingen. „Daß Therese nicht blos deine Braut, daß sie auch die Braut der heiligen Kunst ist, das fällt wie Nacht und Nebel auf dich."

Albert riß sich los. „Ja, es war eine reizende Ueberraschung! Doppelt war sie — denn daß solch ein vornehmer Herr ihr Gönner ist, ein Gönner, wie eine Debütantin ihn braucht — — und freilich — — nichts ist umsonst — der glückliche Graf!"

„Mensch, wer hat dir diesen Wahnsinn eingeredet?"

„Bist du eifersüchtig auf ihn?" höhnte Albert, und alle Bitterkeit der Verachtung, aller Schmerz, der ihn selbst zerriß, brach hervor. „Ja, sieh', selbst das weiß ich, Verräther — unaussprechlich schlecht bist du! Fort — mir schwinden die Sinne!"

Er wollte hinausstürzen. Aber auch in Bernhard brach jetzt Alles, was er mit Kraft und Entsagung in sich verschlossen, was er für immer seinen Freunden hatte

verbergen wollen, mit ungestümer Gewalt hervor. Er trat Albert fast drohend entgegen, und sein Auge blitzte zornig, als er rief:

„Mein Ehrenwort, jetzt gehst du nicht, jetzt sollst du mich hören — eitler Thor, der du meinst, du seiest der einzige brave Mann unter Lumpengesindel! — Ja — jetzt will ich sprechen — es sagen, wovon mir das Herz fast gebrochen ist! — Ja, ich liebe Therese. Seit von ihrem Blick, ihrem lieben Wort, seit von ihrer Nähe mich der Athem traf, brach die Liebe wie eine feurige Offenbarung auf mich herein. Mir war, als sei ich erst jetzt geschaffen; die Erde und ihre Herrlichkeit lag plötzlich, als wäre ich bisher blind gewesen, vor mir da. Und was das Beste ist, Freund, bei diesem aufrichtigen Geständniß, ich wußte nicht daß ein Engel mit feurigem Schwert vor dem Paradiese stand — ich wußte nicht, daß ein Anderer schon ihre Liebe besaß. Und als du nun kamst und sprachst, da — ja, da habe ich geheuchelt, habe es dir verschwiegen, was deine Braut mir war. Aber ich habe dies wieder gut gemacht durch eine andere Heuchelei; denn als ich von ihr erfuhr, daß sie dich liebte mit dem Herzen einer Braut, da trieb ich die Heuchelei auf die Spitze: ich freute mich über euer Glück, drängte Alles hinab in die verschlossene Brust, was wie ein Seufzer emporsteigen wollte, und eifrig ging ich daran, bei der Katastrophe zu helfen, die dich mit dem Berufe deiner Braut versöhnen sollte. In der ganzen Kraft und Macht ihres Talentes wollte sie sich dir zeigen, so dir Anerkennnng abringen. Das war der Plan, den sie sorgend für ihre Liebe, hoffend und zagend sich erdacht. — Nun müßt ihr es allein mit einander ausmachen — geh' jetzt, geh' — mir ist jämmerlich zu Muthe!"

Die Erregung, mit welcher er seine Worte begonnen, war längst gewichen, und der bitterste Schmerz lag in Ton und Geberde, als er das Gesicht in die Hände barg und sich abwandte.

„Steht es so? und hast auch du dich von ihr narren lassen?" rief Albert mit bitterem Lachen. „Aber du bist doch nicht ruinirt wie ich! War ich gegen dich ungerecht? Ich fühle es nicht; das Eine, Eine drückt alles Andere zu Boden! — Daß sie ihr Leben geschieden hat von dem meinen — was darf ich sie anklagen? Der Stern, dem sie gefolgt ist, nenn' ihn die Kunst oder Ruhm, ließ den Stern der Liebe erbleichen. Aber, o Tod! daß sie das Spielzeug wurde dieses glatten Grafen, dafür möcht' ich sie sterben sehen!"

Bernhard fuhr wild empor: „Was sprichst du, Wahnwitziger! Die reinste der Frauen schmähst du!"

„Rüttelt es dich auf?" rief Albert wild. „Ja, es ist eine Geschichte, die bläst wie der Sturmwind die Kreuze von den Kirchen! Die Maitresse ist sie des Grafen Holberg. Er hat gewettet mit guten Freunden, daß sie sich schmücken solle mit ihrer Schande. Und sie that's. Sie trug die diamantne Schande an ihrer Brust!"

Bernhard streckte wie gebietend die Hand gegen ihn aus: „Nicht weiter! Ich vermag solche Lästerung nicht zu ertragen. Daß dich Jemand belogen hat, sehe ich. Und — — ha! es muß Rubin sein."

„Er brachte mich auf die Spur, doch ich habe mit eigenen Augen gesehen."

„Mit eigenen Augen sollst du sehen, daß du blind warst," sagte Bernhard. „Auch das will ich noch thun. Rubin, den feigen Wicht, zwing' ich wohl — jetzt gleich will ich ihn aufsuchen — die Nachtluft wird mir wohlthun — und wehe ihm, wenn er heute seine Feigheit verleugnet. Warte hier auf mich, ich kehre bald zurück." Er eilte mit diesen Worten davon.

Albert dachte wenig an die Vermuthung, welche Bernhard ausgesprochen; er dachte ebenso wenig der ungerechten Vorwürfe, die er auf den Freund gehäuft, noch der edlen Gesinnung, welche dieser in seinem Selbstbekenntniß enthüllt hatte. Es war in der That, wie er gesagt: die plötzliche Entdeckung, die wirkliche und die vermeintliche, die wie ein Donnerschlag auf ihn niedergefallen, hatte seine Empfindungs- und Urtheilsfähigkeit gelähmt für Alles, außer seiner geschändeten Liebe. Er wanderte mechanisch auf und ab und blickte zuweilen durch die dunkeln Fensterscheiben, mit keinem Gefühl als dem jener Ungeduld, die sich eines peinvollen Zustandes entledigen möchte, den uns doch keine Macht abwälzen kann.

Als er vor einigen Stunden das Theater verlassen hatte, und Therese zu Beginn des zweiten Actes bei ihrem Wiederauf-

treten seinen Platz leer sah, beschlich sie quälende Angst und nur mit Mühe vermochte sie ihre Rolle zu Ende zu spielen. Als der Vorhang zum letzten Male fiel und donnernder Beifall das Haus erfüllte, lag sie weinend und zitternd in ihrer Garderobe, und sandte Boten über Boten in Bernhard's Loge. Doch auch dieser hatte in seiner Unruhe um Albert das Theater verlassen. Sie fuhr schnell nach ihrer Wohnung, in der Hoffnung, dort den einen oder den anderen der Freunde zu treffen. Als sie auch hier sich getäuscht sah, ließ die qualvolle Unruhe sie nicht rasten: sie fuhr in Begleitung ihrer Kammerjungfer nach Bernhard's Wohnung.

Als der Diener ihr die Thür öffnete, und sie sah, daß Albert sich allein in dem Gemache befand, winkte sie der Zofe, im Vorzimmer zu bleiben. Albert fuhr zusammen, als ob ihn eine Kugel getroffen hätte. Dann stand er unbeweglich, bleich, die Zähne fest zusammengebissen, in der Mitte des Zimmers.

Therese trat mit ausgestreckten Händen auf ihn zu.

„Albert, verzeihe mir!“ rief sie. „Sieh nicht so kalt und starr auf mich herab — ich konnte nicht anders! Daß ich dich so sehr liebe und dennoch den Weg betrat, den du mir verboten hattest, ist das nicht Beweis genug, daß ich dem Zwang des Schicksals folgen mußte, das mit uns geboren wird?“

Er hatte die Arme gekreuzt, und kaum verständlich stieß er hervor:

„Spielst du noch immer Komödie? — daß du ein Herz, welches dein war, fortwirfst um erträumten Ruhm, das freilich ist nicht deine Schuld. Wächst doch manche Blume ohne Duft, und kann nicht dafür, daß sie so ist. Giftpflanzen aber, Giftpflanzen reißt man aus und zertritt sie. O Schande und Sünde! Daß dieses Auge lügt, daß dieser holde Mund sich befleckt mit buhlerischen Küssen!“

Entsetzt wich Therese zurück. Sie sah ihn stumm an — sie verstand ihn nicht.

Albert aber trat ihr näher und fuhr fort:

„Ich war im Traum, seit ich dich zuerst sah, bis heute. Vom Himmel träumte ich, wo alles Elend, das die Erde trägt, auf mich harrte —, von einem Engel träumte ich, und es war nur eine Buhlerin. Weicht die rosenfarbene Lüge von deinen Wangen vor dem Grimm der Wahrheit? Gestern, als ihr beide, du und dein Graf, dein glatter, schöner, reicher Graf, mit mir armen Narren euren Spaß hattet, nicht wahr, das war lustiger wie jetzt? Pfui, ein gräflich Spielzeug zu werden!“

Die grenzenlose Empörung, die ihr das Blut ins Gesicht jagte, gab ihr die Sprache wieder.

„Wahnsinniger!“ rief sie, „wie schwer wirst du dies einst bereuen! Höre mich —“

„Fort!“

„Nein, hören sollst du mich, unbarmherziger Mann, und wenn es mein und dein Leben kostet! So wahr du in dieser schrecklichen Stunde mein Lebensglück auf Jahre zerstört hast, ich habe nie an meiner Liebe zu dir gefrevelt! Betrogen und bethört bist du, und daß du dich bethören ließest, war die unwürdigste That deines Lebens.“

Sie hatte sich von ihm gewendet und wollte gehen; doch sie vermochte es nicht. Zitternd sank sie auf einen Stuhl und rang nach Athem.

Bernhard hatte unterdessen seinen Weg nach einem bekannten Weinhause genommen, wo nach dem Schluß des Theaters sich Schauspieler, Literaten und reiche Theater-Enthusiasten zu treffen pflegten. Seine Vermuthung, daß er Rubin an diesem Orte finden würde, täuschte ihn nicht. Indem er dem fröhlichen Zudrang der Gäste, welche ihm zu dem großen Erfolg der ersten Aufführung Glück wünschten, auswich, veranlaßte er den Banquier, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen.

„Held des Tages Sie — nein, des Jahrhunderts!“ rief Rubin, „tausend Flaschen Sect gäb' ich drum, heute an Ihrer Stelle —“

„Lassen Sie die Narrheiten,“ unterbrach ihn Bernhard rauh, „und geben Sie gefälligst auf eine kurze Frage bündige Antwort. Sie waren heute vor dem Theater und auch dort selbst mit dem mir befreundeten Herrn, welchen Sie gestern bei mir gesehen, zusammen. Haben Sie zu diesem Herrn über Fräulein Wald gesprochen?“

Das lebhafte, bräunliche Colorit im Antlitz des Herrn Rubin wich einer gelblichen Blässe.

„Ich?“ stotterte er. „Ich weiß es in der That nicht — es mag sein — aber

wozu — und überhaupt, bester Freund, das ist eine originelle Art, einen Mann zur Rede zu stellen."

Er machte einen höchst unglücklichen Versuch, ein hochmüthiges Air, wie er es von dem Grafen Holberg gesehen, anzunehmen.

„Sie meinen, was mich das angeht?" erwiederte Bernhard. „Das will ich Ihnen sagen. Dem genannten Herrn, der, wie ich Ihnen bemerkte, mein Freund ist, sind über die genannte Dame, welche ihn mehr als Sie oder mich oder irgend einen Menschen auf der Welt angeht, die infamsten Verleumdungen eingeblasen worden. Und zwar ist dies in den letzten paar Stunden vor der Vorstellung, gerade zu der Zeit, wo Sie mit ihm zusammen waren, geschehen. Daß Sie wirklich dieser Verleumder sind, lese ich in Ihrem Armensündergesicht. Ich verlange aber Ihr eigenes Geständniß, und zwar jetzt, in dieser Viertelstunde. Sie haben nun die Wahl zwischen zwei Dingen: — entweder Sie legen dies Geständniß ab, und es soll Ihnen dann weiter kein Leid geschehen; Ihre einzige Strafe mag sein, daß Sie sich nachher in jenem Spiegel betrachten. Oder Sie verweigern das Geständniß, und dann — Sie wissen, daß ich einigen Einfluß in der Gesellschaft habe, und auch daß meine Feder Einiges vermag. Ich ruinire Sie, ich zermalme Sie, ich werde nicht ruhen, bis ich Sie dem Spott und der Verachtung der ganzen Stadt preisgegeben habe. Wählen Sie — aber schnell."

Die Wahl wurde Herrn Rubin nicht schwer. Er wußte, daß Bernhard sein Wort zu halten vermochte, und er fand es auch keineswegs allzu peinlich, seine kleinen Indiscretionen einzugestehen. Was war es denn auch mehr, als ein wenig Medisance, und noch dazu über eine Schauspielerin! Und übrigens konnte er auch noch den Grafen als den Urheber des kleinen Attentates vorschieben.

„Mein Verehrtester," begann er, und sein Gesicht strahlte von Bonhomie, „warum denn so hitzig? Liegt Ihnen wirklich etwas daran — Sie wissen, ich bin meinen Freunden gern gefällig. Ich habe dem jungen Herrn, Ihrem hochverehrten Freunde — ein liebenswürdiger junger Mann — wirklich ein wenig erzählt. Er sah melancholisch aus; und da er Ihr Freund ist, so sagte ich zu mir: es ist deine Pflicht, ihn zu erheitern."

„Lassen Sie die Umschweife! Was haben Sie ihm gesagt?"

„Nichts, als daß ihr alle Welt huldigt, vor allem sein Freund Bernhard — und da hab' ich doch Recht, Verehrtester? — und mein Freund Holberg, der Graf. Werden Sie nicht ungeduldig, Freundchen! Ich habe ihm gesagt, daß sie stolz ist, wie eine Königin, und aufs Jahr tausend Liebesbriefe in den Kamin wirft — ja, das habe ich wörtlich gesagt — ausgenommen einzig die Briefe von meinem Freunde, dem Grafen, und von seinem Freunde, Ihnen, Verehrtester. Und — richtig! der Graf hat ihr heute eine Rose von Brillanten geschenkt, kostbar — Sie müssen sie gesehen haben. Ich habe ihm gesagt: wenn sie diese Rose trägt, ist es ein Zeichen der Huld für den edlen Grafen — und sie trug sie. Ehrenwort, Verehrtester! das ist Alles."

„Alles? Schade, daß es nicht mehr ist, Herr Rubin! — Und weshalb verübten Sie diesen — Scherz?"

„Auch das will ich Ihnen sagen — aber auf Discretion! Der Graf, mein Freund, bat mich darum: er hat solch' kostbare Einfälle, so aristokratische! Und ich diene meinen Freunden, wo ich kann — haben Sie es doch eben selbst gesehen!"

„Schön. Ich danke Ihnen. Und gehen Sie zum Teufel — Sie — Schuft!"

Bernhard eilte hinweg, und Herr Rubin blieb allein zurück. Halb unwillkürlich trat er vor den Spiegel, auf den ihn Bernhard vorher hingewiesen hatte, und betrachtete sich. Jedenfalls lag in diesem Anblick keine Strafe für ihn, wie Jener gemeint. Denn nachdem er sich liebkosend das Kinn gestrichen, schritt er seelenvergnügt zu der Gesellschaft zurück, der er vertraute, daß er mit seinem Freunde Bernhard eine ungewöhnlich geistreiche und originelle Zwiesprache gehabt, von welcher er leider nichts mittheilen dürfe. —

Als Bernhard, athemlos, von Schmerz und Zorn gequält, in seine Wohnung zurückkehrte und Therese dort fand, die kaum bei seinem Kommen den Blick erhob, war ihm klar, was hier vorgefallen.

„Verzeihen Sie ihm," rief er. „Er ist betrogen, man hat ein Bubenstück gegen ihn vollführt." Er wandte sich zu Albert:

„Ich komme von jenem Wichte, Rubin, und er hat mir gestanden, daß Graf Holberg, von Leidenschaft und Neid erfüllt, ihn beschwatzt hat, sich zum Werkzeug der Verleumdung herzugeben. Jedes Wort, das er zu dir sprach, war erlogen, erlogen in der Absicht, dich deiner Braut zu entfremden. — Du zweifelst noch?"

„Und gestern — traf ich nicht selbst den Grafen dort? Hat sie nicht mit Blicken und Winken ihn bedeutet, daß ich der Gimpel sei, den man listig am Narrenseil führen müsse?"

„Ich wiederhole es dir: die Schauspielerin solltest du in dem Augenblicke erst erkennen, wo ihr liebendes Herz hoffte, deine Nachsicht zu gewinnen. Thor, den die Leidenschaft so verwirrt, daß er die einfachste Wahrheit nicht sieht!"

Endlich, endlich wich vor seinen Augen der Dunst, dessen gespensterhafte Gestalten ihn so entsetzlich gequält hatten. Er trat zu der Schauspielerin, und sagte leise:

„Therese, dein Auge ist klar wie der Tag. Gottlob! ich glaube endlich!"

Sie entzog ihm die Hand, die er ergriffen hatte.

„O Schmach!" rief sie überwältigt. „Klopfenden Herzens harrte ich daheim — mit zitternder Ungeduld eilte ich hierher, und nun — Schmach, Schmach!"

Sie preßte ihr Tuch an die Lippen, um das Schluchzen zu unterdrücken, das gewaltsam aus ihrer Brust hervorzubrechen drohte.

Bernhard vermochte dies nicht länger zu ertragen. Er ergriff seinen Hut und entfernte sich schweigend, ohne daß die Beiden auf ihn achteten.

In Albert's Brust kämpften Glück und Schmerz. Schwer lag ihm das Vergehen, dessen er sich gegen seine Braut schuldig gemacht, auf dem Herzen. Aber er wußte, daß sie ihm verzeihen würde: hätte er selbst ja freudig sein Leben für sie hingegeben. Nur das Eine war noch übrig: der Bühne mußte sie entsagen, dem Wahn, daß noch an anderer Stätte ihre Heimath sein könne als in seinem Hause und in seiner Liebe.

„Therese," sprach er, „ich habe es nicht gewußt, daß ein Mann dem andern die Hand drücken kann und zur selben Zeit ihm Gift reichen. Ich kenne nicht die Welt der geschliffenen Schurken."

Therese kämpfte ihre Thränen nieder und erwiederte leise:

„Die schrecklichste Stunde meines Lebens ist dies; doch ich kann sie dir vergeben. Die Wunde, die du mir geschlagen, wird aufhören zu schmerzen; denn es schlug sie die Hand, die ich liebend geküßt habe."

Sie reichte ihm die Hand, und er beugte sich über sie.

„Sei mein!" rief er. „Sei ganz mein, wie du es gewesen! Entsage dem Ruhm! Ich könnte es nicht ertragen, wenn um den Lichtglanz, in welchem du leben möchtest, das Geschmeiß der Nacht flattert und krächzt. Du hast es gesehen, es raubt mir den Verstand."

Ihre bleichen Wangen rötheten sich und das trübe Auge blitzte auf. Sie erhob sich.

„Ich wollte, daß ich mit Engelszungen reden könnte!" rief sie. „Ach, höre doch die Stimme der Liebe, höre die Stimme meines Herzens, das an dir hängt mit aller Zärtlichkeit, die der Schöpfer in das Frauenherz gelegt! Du geliebter Mann, ich kann ja nicht anders, als dem Rufe folgen, der mir Tag und Nacht ertönt — ja, Tag und Nacht, nimmer verläßt mich der Genius der Kunst! O, daß diese Flamme, die ein Gott entzündete, so unsägliche Schmerzen bereitet! Und dennoch kann ich sie nicht meiden. Nein, sterben eher, als von ihrem Glanze zurück in das Dunkel!"

„Sterben eher, als die Geliebte besitzen und ewig vom Neide gequält sein! Sterben lieber, als dich sehen vom Beifall der Menge leben und der Bosheit eines Jeden bloßgestellt! — Ich will thun, was ich noch nie gethan, was ich nie zu können glaubte!" Er stürzte in wilder Leidenschaft ihr zu Füßen. „Auf meinen Knieen schwöre ich es dir, wir sind für immer geschieden, bedenk' es wohl, für das ganze Leben geschieden, wir sind todt für einander, wenn du jetzt nicht mein Flehen erhörst. Alles, was ich habe und bin, will ich dir weihen — nur entsage dem Ruhm, sei nichts als mein geliebtes Weib! — Ich hätte nie geglaubt, vor einem Menschen knien zu müssen — sieh, ich thue es jetzt in meiner Todesangst!"

Er erhob sich. Lautlose Stille herrschte in dem Gemache, nur der Pendel der Uhr ließ sich in seinem Tiktak nicht stören von

den beiden Menschen, die hier in Angst und Noth sich verzehrten.

„Ich kann es nicht!" Kaum verständlich rangen sich diese Worte über Therefens Lippen.

Albert sah kalt und still vor sich nieder.

„Es ist zu Ende," sagte er endlich. Er wandte sich zur Thür, kehrte noch einmal zurück und reichte ihr mit abgewandtem Gesicht die Hand.

„Leb' wohl, du Frühling meines Lebens!" rief er. Dann eilte er schnell hinaus.

Die Thür schloß sich. Therese wollte ihm nacheilen, ihn zurückrufen, doch ihr Fuß zögerte. Sie sank auf ihren Platz zurück und stützte die Stirn in die Hand. Nutzloses Sträuben gegen die Hand des Schicksals! Um Todesschmerzen verkauft der Gott seine Preise, um ein verödetes Herz, um ein Leben ohne Liebe! Seid ihr solches Kaufgeld auch werth, ihr Lorbeeren der Kunst? — Vergebliche Fragen, vergebliches Ringen!

Sie rief ihre Zose und fuhr nach ihrer Wohnung zurück.

IV.

Als der Morgen trübe heraufdämmerte, saß Therese noch vor ihrem Kamin, wo sie die traurigste Nacht ihres Lebens verbracht hatte. Ach, warum mußte es so kommen, warum war ihr schöner Traum vom Glück so unbarmherzig vernichtet? — Sie fühlte, daß ihr noch mehr zerstört war als das fest gehoffte Glück, mit dem Geliebten vereinigt zu werden; sie fühlte, daß auch ihre Freude an der Kunst, an ihrem Talent auf lange dahin war. Auf lange, vielleicht auf immer. Denn konnte es jemals anders werden? Mußte nicht immer die Gestalt des Geliebten mit dem flehenden, verzweifelnden Antlitz an der Pforte stehen, die zu den Hallen der Begeisterung führt? Weh' über sie! Die Liebe wandte ihr den Rücken und die Kunst vermochte ihr keinen Ersatz zu bieten. Ersatz! Hätte, wenn sie seinem Flehen nachgegeben, vielleicht die Liebe ihr Ersatz geboten für die verlorene Kunst? — Ach, ja! ja! — rief es tausendfach in ihr; und sie weinte bitterlich.

Aber sie konnte ihn noch zurückrufen! — Durfte sie es? Konnte sie auf ihn noch vertrauen — auch auf sich selbst vertrauen? — In ihrem zermarterten Hirn verwirrten sich die Gedanken und halb Schlummer, halb Betäubung schloß ihre Augen.

Als sie aus ihrem Halbschlummer auffuhr, stand ihre Zose vor ihr, sie mit mitleidigem Blick betrachtend.

„Verzeihen Sie die Störung," hob diese an, „Herr Bernhard, welcher Sie sprechen zu dürfen bittet, war so dringend — behauptete, es könne keine Minute aufgeschoben werden."

Ein Schimmer von Hoffnung röthete Theresen's Wangen. Vielleicht brachte Bernhard Botschaft von Albert — vielleicht —

„Laß ihn kommen — sogleich!"

Als Bernhard eintrat, erschrak er vor den Spuren, welche diese Nacht der Verzweiflung auf den Zügen der Schauspielerin zurückgelassen hatte.

„Sie vermuthen richtig," erwiederte er auf ihren angstvoll fragenden Blick; „ich bringe Ihnen Nachrichten von dem Freunde."

„Er ist bei Ihnen? Aber — er haßt mich — er verwünscht mich?"

„Wenn je die menschliche Stimme in Tönen der Liebe sprach, so hörte ich diese Nacht ihn so Ihren Namen rufen. Sie müssen zu ihm."

„Und er wird mich nicht zurückstoßen?"

„Er bedarf Ihrer. Im Duell mit dem Grafen Holberg wurde er verwundet —"

Ein Angstruf drängte sich über ihre Lippen und zitternd ergriff sie Bernhard's Hände.

„Sagen Sie mir Alles! Martern Sie mich nicht!"

„Die Aerzte nennen seine Verwundung schwer, stellen aber seine Genesung in Aussicht, wenn unablässige Pflege ihren Bemühungen zu Hülfe kommt."

Die Schauspielerin war aufgesprungen. Sie warf ein Tuch um ihre Schultern und wäre hinausgeeilt, wenn nicht Bernhard sie zurückgehalten hätte.

„Nur eine Minute noch bleiben Sie," rief er. „Der Wagen harrt Ihrer unten. Ich muß — ich muß so egoistisch sein, Sie um zwei Augenblicke für mich selbst zu bitten."

„Schnell — schnell!" Aufgeregt und

unwillig stieß sie die Worte hervor und sah nicht, wie in Bernhard's bleichen Zügen der Schmerz kämpfte — achtete nicht darauf, wie er nach Worten, nach Athem rang.

„Albert wird lange Zeit," sprach er endlich, „das Bett nicht verlassen können. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich meine gesammte Wohnung Ihnen und Ihrer Bedienung zur Verfügung stelle. Ich selbst muß verreisen."

„Dank, Dank, mein Freund. Aber eilen wir nun!"

„Noch zwei Worte, Therese. Sie kennen meinen alten Traum, nach Amerika auszuwandern. Ich gehe schon heute nach Hamburg, und mit dem nächsten Schiffe über den Ocean."

„So bald? Und so weit?" Therese ordnete, während sie sprach, mit fliegender Hast ihre Toilette und füllte ein Täschchen mit verschiedenen Dingen. „Wir werden oft an Sie denken — ich werde Ihnen schreiben, wie es Albert geht — und wenn Sie zurückkehren —"

Sie unterbrach sich hier. Bernhard hatte in der letzten Stunde den furchtbarsten Kampf in sich gerungen. Er war fest entschlossen, von dem Weibe, welches er mit aller Kraft seines Herzens geliebt und das einem Anderen, seinem Freunde, angehörte, für immer zu scheiden. Jetzt, in dieser letzten Minute des Scheidens, nichts sagen zu dürfen von dem, was ihm das Herz zerriß — die überwallenden Fluthen zurückdämmen zu müssen, zu schweigen, wo er hätte laut schreien mögen — fast war es zu viel selbst für ihn. Ein tiefes Stöhnen drang aus seiner Brust und jetzt erst sah Therese, wie gebrochen die sonst so feste Gestalt des Freundes vor ihr stand, wie das klare, ernste Auge angstvoll umherirrte.

„Bernhard, Sie sind selbst krank," rief sie. „Unmöglich können Sie so reisen!"

Mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte zwang er sich zur Ruhe.

„Es ist nichts," sprach er, „es ist nur der Schmerz der Trennung von der Heimath — auch von Ihnen, Therese, meiner edlen Freundin. — Ich bleibe drüben, jenseit des Meeres — ich kehre nie zurück."

„Niemals —?" Sie ergriff seine Hand, die eiskalt in der ihren ruhte.

„Niemals, Therese. Ich schreibe Ihnen bald. Vergessen Sie mich nicht. — Und jetzt ist es die höchste Zeit, daß Sie gehen — wahrhaftig, wahrhaftig, es ist die höchste Zeit!"

Für ihn, den Armen, war es die höchste Zeit, daß sie ging. Denn in der nächsten Minute konnte Alles, was in seinem Herzen wühlte, hervorbrechen. — Er führte die halb Widerstrebende hinaus, wo schon die Zofe, welche er vorher benachrichtigt hatte, ihrer harrte. Er half ihr in den Wagen und küßte ihre Hand — als sie sprechen wollte, winkte er dem Kutscher und der Wagen rollte davon.

Er starrte dem Wagen nach, so lange er ihn sehen konnte. Dann wankte er, ein gebrochener Mann, mit zitternden Knien von dannen. — —

Als Therese an das Krankenlager Albert's trat, erkannte er sie mit einem dankbaren Lächeln, und schien ihre Anwesenheit selbstverständlich zu finden, eben so wie in den folgenden Tagen, wenn das heftige Wundfieber, welches sich einstellte, ihm gestattete, sich ihrer Gegenwart bewußt zu werden.

Es folgten nun lange Wochen der qualvollsten Sorge für Therese. Tage kamen, wo die Aerzte mit den Worten der Beruhigung sparsamer wurden und endlich ganz schwiegen. In dieser Zeit wich sie nicht Tag noch Nacht von seinem Bette, und wenn ihr der Schlaf gewaltsam die Augen schloß, so erwachte sie bald wieder mit dem jähen Gefühl, als stände sie an einem Abgrund und müßte rettungslos hinunterstürzen.

Wie oft in dieser Zeit der Verzweiflung hätte sie sich tödten mögen, wenn sie dachte, daß sie die Mörderin des geliebten Mannes werden könne. Wenn er sich Nachts stöhnend und phantasirend auf seinem Lager umherwarf, lag sie in einem dunkeln Winkel des Zimmers auf ihren Knien, betend bald, und bald ihren Wahnsinn bejammernd, der zwei Leben zu vernichten drohte, seines und ihres. Und aus den grimmigen Qualen ihres Herzens rang sich wie eine ewige Wahrheit der Gedanke hervor: die Kunst ist wohl ein köstlicher Schmuck des Lebens, aber das Leben selbst ist sie nicht, sondern die Liebe ist das Leben. Sie begriff es nicht, daß sie jemals anders geglaubt.

Die Genesung kam endlich. Es kam die Zeit, wo er sie dankbar die Retterin seines Lebens nannte; wo er, in die Frühlingssonne blickend, die jetzt schon verheißungsvoll durch das Fenster schien, sagte: „Dir danke ich es, Therese, daß diese Sonne mir wieder leuchtet und ich der Erde wieder gehöre."

Es kam auch die Zeit, wo er sich scheute, ihre Hand zu berühren, ja selbst sie anzuschauen; wo sein Herz stürmisch klopfte, wenn sie zu ihm trat; wo er immer dringender sie bat, in seiner Pflege nachzulassen.

Sie that, wie er wünschte, und kam nur noch selten aus dem Gemache, das sie für sich gewählt hatte, in das Krankenzimmer. Einmal, als sie zu ihm trat, fragte er, wohin denn Bernhard gereist sei und wann er zurückkehren würde.

„Hat er es dir nicht gesagt?" erwiederte sie. „Er ist nach Amerika und hatte Pläne — ja, er sagte mir, er wolle ganz dort bleiben."

„Unmöglich! Unmöglich! — Der Thor!" stieß er ungestüm hervor, und es war, als ob er mit Gewalt sich zwänge, nicht mehr zu sagen.

Je mehr sich seine Genesung der Vollendung näherte, desto trüber und einsilbiger ward er. Therese dagegen lebte und webte in Dank und Glück, und wenn man ihr sagte, daß der Genesende sich trübselig geberde, als ginge es gerade jetzt zum Sterben, lächelte sie still vor sich hin. Sie hatte dem Intendanten des Theaters angezeigt, daß sie von der Bühne für immer Abschied genommen.

Als Albert an einem warmen Tage zum ersten Mal sein Zimmer verlassen hatte und an einem sonnigen Platze im Garten des Hauses saß, trat Therese zu ihm.

„Wie wunderschön muß es jetzt in Waltorf sein," sagte sie. Mit diesem Namen hatte er ihr früher die Besitzung, welche er erworben, genannt.

„Ja, es mag wohl sein," erwiederte er und fügte nach kurzem Stillschweigen hinzu: „Ich habe dem Verwalter geschrieben, daß er mich in acht Tagen erwarten soll."

„So früh?" rief sie. „Ich glaubte, du würdest hier bleiben, bis — bis —"

„Bis?"

„Nun, bis wir zusammen reisen können."

Er sprang empor und ergriff zitternd ihre Hand.

„Therese — es ist unmöglich, daß du jetzt Scherz treiben kannst! Was meinst du?"

„Ich meine," rief sie, und warf sich in seine Arme und drückte ihr erglühendes Antlitz an seine Brust — „ich meine, daß ich dein sein will, einzig dein, geliebter Mann! Ich meine, daß ich Alles von mir geworfen habe, was uns trennte, und daß ich kein anderes Glück mehr kenne, als dein Herz zu besitzen und dir zu gehören! Daß ich vom Leben eher lassen kann als von deiner Liebe!"

Als am Abend dieses glücklichen Tages die Verlobten beisammensaßen, sagte Albert:

„Nur Eines drückt mich noch, meine geliebte Braut. Weißt du, weshalb Bernhard über das Meer gegangen ist?"

„Ich glaube es zu wissen. Denn er sagte mir oft, daß er sich aus der Welt der Ideen hinaussehnte in eine andere Art von Thätigkeit, wie sie jenes Land der Rastlosigkeit bietet."

„Das war es nicht. — An jenem Abend, als die Fluth des Unglücks über mir zusammenschlug, übermannte die Gewalt der Liebe auch sein Herz, das streng erzogene. Er liebt dich, er liebt dich seit lange."

Therese schwieg und sah ernst vor sich hin. Dann sagte sie:

„Ein edler Mensch, wie unser Freund ist, kann nicht für immer unglücklich sein. Wir wollen ihn ehren und sein Andenken treu bewahren."

* * *

Bernhard hielt lange nicht sein Wort. Erst nach vielen Jahren kam an die Gatten ein Schreiben von ihm aus dem fernen Westen, welches mit den Worten schloß:

„Und so, meine Freunde, habe ich nach langen Kämpfen Ruhe und Glück gefunden. Denkt an mich als an einen Mann, der an jedem Morgen von neuem sich freut, daß er lebt und in froher Arbeit sich rühren kann, und dessen liebende Gattin die Natur ist, die alle Liebe, welche wir ihr zollen, tausend- und tausendfach zurückgiebt."

Die deutsche Kunst
in
ihrer volksthümlichen Bedeutung.

Von

Ernst Förster.

(Schluß.)

Wir kommen zur Neuzeit. Wir haben sowohl im Rückblick auf das fünfzehnte wie auf das sechzehnte Jahrhundert den religiösen Sinn als einen Hauptcharakterzug des deutschen Volkes hervorgehoben. Niemand kann verkennen, daß er auch jetzt noch, trotz der Einbuße, die er erlitten, im großen und ganzen in Deutschland lebendig geblieben. Aber wenn die religiöse Bewegung im fünfzehnten Jahrhundert noch vor- oder alleinherrschend kirchlich, im sechzehnten Jahrhundert confessionell war, so ist neben beiden in der Neuzeit eine dritte Bewegung eingetreten, die wir mit einem allgemeinen Namen vielleicht confessionslos nennen können und die nach der Ausdehnung, die sie gewonnen, die gleichen Ansprüche mit jenen auf Volksthümlichkeit mit Recht erhebt. Sie steht im unmittelbaren Zusammenhang mit noch anderen als rein religiösen Interessen, die den gleichen, oder auch einen überwiegenden Einfluß auf das öffentliche Leben gewonnen. Eine durch die überraschendsten glücklichen Erfolge und Leistungen immer höher gesteigerte Thätigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaften, der exacten wie der moralischen, der Erfindungen, im Bereich der Dichtkunst und Nationalliteratur überhaupt, sowie der Musik und der bildenden Künste; die Sorge für allgemeine Volksbildung zum Vortheil allgemeiner Volkswohlfahrt, zur Erhaltung und Verbreitung von Rechtssinn und Sittlichkeit, sowie für die Entwicklung productiver Kräfte nicht minder, als kriegerischer Tüchtigkeit; vor allem aber das Ringen nach Selbständigkeit gegen außen, nach Freiheit im Inneren durch Ausbau des Rechtsstaats, wachsende Vaterlandsliebe in zunehmender Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und das ununterbrochen und immer von neuem auf die mannigfachste Weise in Vereinen und Versammlungen, im Verkehr und in der Presse, in Sänger-, Künstler-, Turner- und Schützenfesten, in gebundener und ungebundener Rede mit gesteigertem Nachdruck ausgesprochene Verlangen nach der Einheit Deutschlands bilden die vorherrschenden Elemente der Gegenwart. Ihnen verdanken wir die Befreiungskriege von 1813 bis 1815, die constitutionellen Verfassungen der deutschen Staaten, verbesserte Rechtspflege, Wachsthum des Wohlstandes im erweiterten Verkehr, freiere Entwicklung des Bürgerthums, friedliche und freudenreiche Volksfeste, und endlich die großen Ereignisse der Gegenwart, das Niederwerfen des übermüthigen, raubsüchtigen Erbfeindes und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches.

Sehen wir nun zu, was die Kunst — und zwar zunächst die Baukunst — geleistet, um der volksthümlichen Richtung und Stimmung der Zeit zum Ausdruck zu dienen, so finden wir sie wieder — wie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts — auf dem Wege einer Renaissance, einer Wiedergeburt; nur daß man fürs erste nicht zum Alterthum, sondern zum Mittelalter zurückkehrte. Was im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in allen Fächern der bildenden Künste, vornehmlich aber in der Baukunst, in Deutschland gethan worden, trug den Stempel des Ausländischen; was unter Napoleon als antik eingeführt worden, war eine Caricatur des Alterthums und fiel mit der französischen Oberherrschaft zu Boden. Vom erwachten Nationalgefühl erweckt und geleitet ging die deutsche Kunst über die Jahrhunderte zurück, selbst über die Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts, und Schinkel erbaute 1815 das Siegesdenkmal der Befreiungskriege auf dem Kreuzberg bei Berlin im gothischen Stil. Die Gothik ward als deutsche Kunstweise rasch und fast allgemein der volksthümliche Baustil, wenn auch Einzelne, wie Lassaulx in Coblenz, Hübsch in Karlsruhe u. A., noch hinter sie zurückgingen. Zugleich erwachte und verbreitete sich damit die Verehrung der Monumente der Gothik, dieser leider! vernachlässigten und dem Verfall preisgegebenen Ehrendenkmale der deutschen Vorzeit. Der Gedanke, ihr herrlichstes Werk, den Dom in Köln, auszubauen, durfte nur ausgesprochen werden, um überall in Deutschland

Anklang und die bereitwilligste Unterstützung zu finden. Wenn aber irgendwo, so tritt gerade bei diesem Kirchenbau der Unterschied des volksthümlich-religiösen Bewußtseins im Mittelalter und in der Neuzeit in größter, unverkennbarer Klarheit uns entgegen. Zur Gründung und zum Fortbau des Kölner Domes waren auch im Mittelalter durch ganz Deutschland Beiträge eingesammelt worden; aber durch Ausschreiben erzbischöflicher Ablaßbriefe, in welchen den frommen Beisteurern Abkürzung der Prüfungszeit im Fegefeuer und Erlaß oder Milderung der Höllenstrafen in Aussicht gestellt wurden. Die Aufforderung zu Beiträgen für den Ausbau des Kölner Domes in unseren Tagen wendet sich nicht an das Schuldbewußtsein der Gläubigen, sondern an ihre Werthschätzung der deutschen Kunst, an ihre Vaterlandsliebe, an ihre Begeisterung für die deutsche Einheit, als deren Denkmal der vollendete Dom im voraus bezeichnet ward.

Inzwischen, wenngleich allerorten in Deutschland noch viel im gothischen Stil gebaut, und noch manches ehrwürdige Denkmal desselben aus alter Zeit vor dem Verfall bewahrt wurde, zur Alleinherrschaft gelangte er doch selbst auf kirchlichem Gebiet nicht, und einer der Ersten, der sich ihm entzog, war ihr erster Apostel, Schinkel, der das römische Pantheon zum Vorbild einer protestantischen Kirche nahm. Die Ursachen dieser Erscheinung sind weder im Zufall, noch in Architektenwillkür zu suchen. Im fünfzehnten Jahrhundert sahen wir die deutsche Kunst nach Inhalt und Form in völliger Uebereinstimmung, und damit die volksthümliche Bedeutung der Gothik unbezweifelt; im sechzehnten Jahrhundert war die Form stellenweis im Gegensatz mit dem Inhalt, und ihre Volksthümlichkeit damit zum Theil in Frage gestellt; die Neuzeit — auf religiösem Gebiete namentlich — in verschiedenen Richtungen aus einander gehend, mußte sehr bald zu der Entdeckung führen, daß die Vorliebe für die romantischen Kunstformen mit den Anforderungen des Volkes und der vorherrschenden Geistesrichtung im Widerspruch stand. Eine gewaltsame Wiedervereinigung von Form und Inhalt der Romantik im sogenannten Nazarenerthum blieb auf einen kleinen Bruchtheil der Nation beschränkt; der Widerspruch aber brachte es zu keinem positiven Programm, und von der für das Bedürfniß und den Charakter des Volkes bedeutendsten der bildenden Künste, der Architektur, wurde die Frage aufgeworfen und immer von neuem wiederholt: In welchem Stil sollen wir bauen? In Berlin, wie in München versuchte man — wenigstens für die kirchlichen Bauten — alle älteren Stile innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen, ohne zu einem entscheidenden Ergebniß zu gelangen; wenn auch in vielen Fällen, ganz vorzugsweise namentlich auf den Kirchhöfen und bei Grabdenkmalen der Gothik der Vorzug gegeben wurde. So schien kein Ausweg zu bleiben als der, die Formfrage ganz beiseit zu setzen, dem Gegenstand, der Sache das Vorrecht einzuräumen und zu fragen: Was sollen wir bauen? Jedenfalls war dies der Weg, auf welchem die Baukunst über die volksthümliche oder nicht volksthümliche Bedeutung ihrer Thätigkeit einen bestimmten und klaren Bescheid erhalten konnte.

Wie viel nun auch in ganz Deutschland in dieser Beziehung in unserem Jahrhundert geschehen ist, wie vielfach man den Wünschen, Bedürfnissen und der Geistesrichtung des Volkes und der Zeit mit Werken der Baukunst entgegengekommen: in ihrer höchsten monumentalen, volksthümlichen Bedeutung ist sie doch vor Allen von König Ludwig I. von Baiern aufgefaßt worden! — Es ist uns eine Aeußerung von ihm aus seinen Knabenjahren aufbewahrt, die wir als den Ausgangspunkt seiner großen Kunstunternehmungen in ihrer volksthümlichen Bedeutung betrachten müssen. Als er — ich glaube in seinem siebenten Lebensjahre — eines Tages im Schloßgarten von Schwetzingen auf die Frage an seinen Hofmeister nach der Bedeutung der dortigen verschiedenen Tempel, die Antwort erhielt, daß sie dem Andenken an altrömische Gottheiten gewidmet seien, entgegnete er: ob es nicht viel besser sei, dergleichen Denkmale dem Gedächtniß großer Männer Deutschlands und ihrer Thaten zu weihen? und bezeichnete damit, wie durch Eingebung, eine der Hauptaufgaben der monumentalen deutschen Kunst für ihre volksthümliche Bedeutung.

Die Frage, die er als Knabe aufgeworfen,

hat er als Mann in umfassendster Weise beantwortet. Zum Gedächtniß der Befreiung Deutschlands durch Arminius vom römischen Joch und nachfolgender Geistesheroen deutscher Geschichte hat er die Walhalla bei Donaustauf erbaut; den Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 widmete er in der Befreiungshalle bei Kehlheim ein eigenes Denkmal; den in Krieg und Frieden ausgezeichnetsten Männern Baierns die Baierische Ruhmeshalle an der Theresienwiese bei München; dem baierischen Kriegsruhm den ehernen Obelisken, die Feldherrnhalle und das Siegesthor in München; — gewiß, sämmtlich Aufgaben, um der deutschen Kunst eine volksthümliche Bedeutung zu sichern! —

Unverkennbar ist auch die Kirchenbaukunst in unserer Zeit von hoher volksthümlicher Bedeutung. Der unabhängig von der Confession allgemeine, eifrige Kirchenbesuch und die fast unzähligen neuerbauten Kirchen in ganz Deutschland sind Zeugnisse und Bürgen dafür.

Bei dem großen Einfluß, den in der Gegenwart die materiellen Interessen erlangt haben, und bei dem hoffentlich immer allgemeineren Bestreben, zum Guten und Nützlichen auch das Schöne zu fügen, sind auch an die monumentale weltliche Baukunst bedeutsame Aufgaben herangetreten.

Obenan stehen hier die Anstalten für Volksbildung und den höheren Unterricht mit ihren Schul- und Universitätsgebäuden, Polytechniken, Kunst- und Gewerbeschulen, Bibliotheken, Museen, wissenschaftlichen, culturgeschichtlichen und Kunstsammlungen aller Art; Gebäude für öffentliche Vergnügungen, musikalische Aufführungen, Theater; fürstliche Schlösser, Gebäude für Staatszwecke, für Regierung und Verwaltung, für Volksvertretung und öffentliche Gerichtsbarkeit; Rathhäuser, Kaufhäuser, Börsen; Bahnhöfe nebst anderen Hochbauten der Eisenbahnen, endlich Festungen und Casernen. Wem wäre es unbekannt, daß die deutsche Baukunst durch zahllose Lösungen aller dieser und verwandter Aufgaben in ihrem volksthümlichen Beruf sich thätig erwiesen und bewährt hat? Allein die außerordentliche Mannigfaltigkeit der bei Ausführung dieser Bauten angewandten Bauformen hat es bisher noch zu keiner Entscheidung kommen lassen, welcher von ihnen im nationalen Kunstgefühl der Vorrang gebühre?

In Berlin — um einige Beispiele anzuführen — wählte man für die Kunstmuseen altgriechische Formen; in München zum Theil ebenfalls, zum Theil italienische Renaissance, oder ein Gemisch verschiedener Stile, in Köln die Gothik, in Karlsruhe Vorgothik, in Dresden Roccoco; bei den Theatern hielt man sich fast überall an altrömischen Tempelbau. Höhere Schulanstalten hat man in Wien und in Dresden im gothischen Stil, die Universität in München im alten Klosterstil erbaut; für polytechnische Anstalten dagegen ging man zur Palastarchitektur der italienischen Renaissance hinauf. Die Rathhäuser von Berlin und München greifen in die Zeit eines mächtigen Bürgerthums zurück, während die neue Börse von Berlin ihr Vorbild am Louvre in Paris gesucht hat. Dürfte man Eigenthümlichkeit und Volksthümlichkeit für gleichbedeutend halten, so verdienten diesen Ruhm in der Kriegsbaukunst die Festungen Ehrenbreitstein und Franzenshöhe, vor allen aber das Arsenal in Wien. Es giebt eine Baukunst bei uns, der man das volksthümliche Gepräge nicht bestreiten kann: das ist die ländliche Baukunst in den Alpen! Mit Glück und Geschick sind ihre wesentlichen Motive vielfach bei den Hochbauten deutscher Eisenbahnen, namentlich in Baden und in Baiern angewendet und weitergebildet worden und haben diesen ein entschieden volksthümliches Gepräge gegeben.

Ihrer Aufgabe für die Neuzeit klarer, als die Baukunst, sich bewußt, trat die Bildnerei auf. Nur leise gestreift von der Romantik, und auch anfangs nur von ihren minder begabten Vertretern, griff sie mit richtigem Tact in das nationale Bewußtsein ein, indem sie die Verherrlichung der Befreiungskriege übernahm. Als Christian Rauch die Statuen von Bülow, Scharnhorst und Blücher in Berlin aufgestellt, und zwar nicht, wie die Helden des siebenjährigen Krieges auf dem Wilhemsplatz standen, in römischer Feldherrntracht, sondern im Rock und Mantel, in denen sie ihre Schlachten geschlagen und die Heere zum Siege geführt, da empfand Jedermann, was es sagen will, wenn die Kunst aus und zu dem Herzen des Volks spricht. York und Gneisenau mußten sich

zu ihren Kriegs- und Siegsgefährten gesellen; die Friedenssäule mit ihren Gruppen aus dem Befreiungskriege erhob sich auf dem Belle-Alliance-Platz, und endlich ward auch, einem längst und laut ausgesprochenen Verlangen entsprechend, dem großen Friedrich und seiner für die Geschichte Deutschlands einflußreichen Zeit das reiche Ehrendenkmal, von Rauch's genialem Geiste in Berlin errichtet. — Fraglicher bleiben die Gruppen auf der Königsbrücke, denen, um an die Erhebung des preußischen Volks von 1813 lebendig zu erinnern, die volksthümliche Form zu sehr fehlt, um ihren Zweck zu erreichen. Denn weniger als die Architektur verträgt die Sculptur den Widerspruch zwischen dem Gegenstand und seiner Form! so daß sogar die schlichteste Kunstform, wie bei Drake's Statue Friedrich Wilhelm's III. im Thiergarten, am meisten durchschlägt, indem sie auf das Volk wie auf die Erscheinung des wirklichen Lebens wirkt.

Es kann überhaupt der Sculptur kaum eine schönere Gelegenheit geboten werden, sich in ihrer volksthümlichen Bedeutung zu zeigen, als wenn sie vom Volke berufen wird, einem allverehrten und geliebten Fürsten die allgemeine, dankbare Anerkennung in einem Ehrendenkmal zu beweisen. Die Schwierigkeit für die Kunst liegt hier nur in seiner Doppelstellung: in der persönlichen Erscheinung, an welcher der Eindruck der Volksthümlichkeit haftet, und in der ihn darüber erhebenden Würde des Staatsoberhauptes. Wir erinnern hier an die Statue des Königs Max' I. von Baiern — von Rauch's Meisterhand ausgeführt — die noch immer von dankbaren Händen mit frischen Blumenkränzen beschenkt wird. Eine größere Popularität hat wohl selten ein Fürst genossen als König Ludwig I. von Baiern. Sollte seinem Denkmal — dem trefflichen Werke Widemann's — nicht der volle Ruhm volksthümlicher Bedeutung zugemessen werden, so läge es nur daran, daß der mit dem Krönungsmantel, mit Scepter und Krone ausgestattete, hoch zu Roß sitzende, von zwei Pagen begleitete König dem Volke eine durchaus fremde Erscheinung ist, bei der es weder an sein einfaches und anspruchsloses Auftreten, noch an sein größtes Verdienst als Schutzherr der Künste, erinnert wird. — Ich kann hier nicht unterlassen, an den Vorschlag zu erinnern, den einst König Ludwig für ein Denkmal des Herzogs Karl August von Weimar gemacht, in welchem derselbe von den Heroen der deutschen Nationalliteratur, die er nach Weimar berufen, umgeben dargestellt werden sollte. Mit der Anwendung dieses seines Gedankens auf sein eigenes Denkmal würde diesem ein durchaus volksthümliches Gepräge sicher zu Theil geworden sein!

Nächst den Ehren- und Dankbezeigungen für Fürsten und Feldherren, die ich alle aufzuzählen mir wohl ersparen darf, erwachte in unserem Volke naturgemäß die Erinnerung an die Verdienste der Männer des Friedens, der Heroen der Wissenschaften und der schönen Künste, denen wir die fortgeschrittene Volksbildung im Geiste der Freiheit, Gesetzmäßigkeit und Sitte, die Erhebung und Erfreuung der Seele durch die Werke der Dichtkunst, Tonkunst, Baukunst, Bildnerei und Malerei verdanken. Hier erwies sich die Bildnerei ganz besonders in ihrer volksthümlichen Kraft und Bedeutung, und bald schmückten sich die deutschen Städte, meist unter Betheiligung von ganz Deutschland, mit Ehrenstatuen geistiger Größen. Ich will nur — um nicht durch die lange Reihe zu ermüden — einige anführen: Luther in Wittenberg, Melanchthon und Albrecht Dürer in Nürnberg, Schiller in Stuttgart, Mainz, Hamburg, München, und bald auch in Wien und Berlin; Goethe in Frankfurt a. M., in München, und mit Schiller vereint in Weimar, dabei Herder und Wieland, Jean Paul in Baireuth, Lessing in Braunschweig, — noch ist Klopstock vergessen! — Platen in Ansbach, Uhland in Tübingen, Arndt in Bonn; Mozart in Salzburg, Beethoven in Bonn, — noch fehlt Haydn! — Rauch, Schinkel, Beuth, Winckelmann in Berlin; Orlando di Lasso und Gluck, Klenze, Gärtner — noch fehlt Cornelius! — Schelling, Fraunhofer, Rumford, Westenrieder und Kreitmayer in München; Friedrich List in Reutlingen, Kepler in Weil, Guttenberg in Mainz, und mit Fust und Schöffer in Frankfurt a. M. u. s. w. Auch an dieser Stelle ist das Verdienst des Königs Ludwig I. von Baiern in dankbarem Gedächtniß zu bewahren, der mit leidenschaftlichem Eifer sich die Aufgabe gestellt, womöglich alle Geistesgrößen der deutschen

Geschichte in Denkmalen zu verherrlichen, wie er auch jede derartige fremde Unternehmung aufs freigebigste unterstützt hat. Hierher sind auch die in der Walhalla und in der Baierischen Ruhmeshalle aufgestellten Ehrenbüsten zu rechnen. Von den übrigen vom König Ludwig I. der Bildnerei gestellten Aufgaben hat wohl keine eine volksthümlichere Bedeutung, als die Arminiusschlacht im Giebelfeld der Walhalla. Die Wiedergewinnung deutscher Festungen, im andern Giebelfeld dieses Denkmals, würde sie nicht minder haben, wenn es dem Künstler möglich gewesen wäre, eine volksthümlichere Form, d. i. eine verständlichere Ausdrucksweise dafür zu gewinnen.

Keinem Zweifel ist es unterworfen, daß das Lutherdenkmal in Worms, von E. Rietschel, wie es eine der umfassendsten Kunstunternehmungen der Neuzeit ist, zugleich durch Auffassung und Ausführung und durch die nachdruckvolle Betheiligung des deutschen Volks und der deutschen Fürsten eine hohe volksthümliche Bedeutung hat; obschon diese unter dem Einfluß der confessionellen Spaltung eine naturgemäße Beschränkung erleiden mußte. — Soll ich aber einen Künstler nennen, der seinen Beruf in dieser Hinsicht mit vollster Klarheit erkannt hat und mit Sicherheit verfolgt, so ist es Konrad Knoll, der die Motive zu seinem Fischbrunnen in München nicht aus der Mythologie — weder der griechischen, noch der christlichen — sondern aus dem Leben des Volks, aus dem von Alters her überlieferten Münchener Festgebrauch des „Metzgersprungs" entlehnt und damit ein wahrhaft volksthümliches Werk geschaffen hat.

War es schon der Bildnerei mehr als der Baukunst geglückt, eine volksthümliche Bedeutung zu gewinnen, so ward sie in dieser Beziehung von der Malerei in reichlichem Maße übertroffen. Der Erste, der ihren Beruf nach dieser Seite erkannt und ihr ihre Bahn bezeichnet hat, war P. Cornelius, der in der Blüthezeit der modernen Romantik, aber im Gegensatz gegen die Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders, mit Herz und Geist der deutschen Dichtkunst, dem deutschen Heldenthum sich zuwandte und Goethe's Faust, und das Nibelungenlied in die Sprache der bildenden Kunst übertrug.

Vergegenwärtigen wir uns, mit Bezug auf die Malerei, die Culturelemente der Gegenwart: den erneuten kirchlichen Sinn, infolge der zu Anfang des Jahrhunderts neu auflebenden Romantik, und zugleich die unbegrenzte Freiheit des Denkens und Dichtens, auch in Betreff der Religion; Liebe zum Vaterland, zur vaterländischen Geschichte und Dichtkunst; zur Dichtkunst aller Völker und Zeiten; Verehrung des Alterthums, Freude an den Werken alter Kunst, wie an der Schönheit und Größe der Natur: so müssen wir erkennen, daß König Ludwig I. auch hier, wie kein Anderer vor ihm, die deutsche Malerei durch die ihr gestellten Aufgaben in ihrer volksthümlichen Bedeutung erkannt hat. Den vier auf seine Veranlassung gebauten katholischen Kirchen in München, sowie dem restaurirten Kaiserdom in Speier, gab er einen bedeutsamen Gemäldeschmuck: der Allerheiligen-Hofkapelle Heilige und Begebenheiten des Alten und Neuen Testaments; der Marienkirche in der Au das Leben der Heiligen Jungfrau; der Bonifaciuskirche die Geschichten der Verbreitung des Christenthums in Deutschland; der Ludwigskirche das allgemeine christliche Glaubensbekenntniß; im Dom zu Speier ließ er die Geschichten der Schutzheiligen der Kirche malen. Der Mythologie des Alterthums widmete er die Fresken der Glyptothek; sein Wohnhaus, den neuen Königsbau und den Saalbau theilweis der Dichtkunst des Alterthums, theilweis deutschen Dichterwerken und vor allem den Großthaten deutscher Kaiser. Den öffentlichen Spaziergang in den Arcaden des Hofgartens schmückte er mit Kriegs- und Friedensereignissen der baierischen Geschichte und mit dem Anblick der landschaftlichen Herrlichkeit Italiens. Mit der Sammlung älterer Gemälde verband er die Geschichte ihrer Künstler in Bildern; mit der Sammlung der neueren jene Fresken, die seine Kunstunternehmungen und deren sie ausführende Meister verherrlichen sollten.

Sehen wir zu, ob und in wie weit die Malerei ihre Aufgabe im volksthümlichen Sinne gelöst hat.

Die oben genannten Kirchen sind katholisch. Der Katholicismus unseres Jahrhunderts ist weder so abgeschlossen, als der des fünfzehnten Jahrhunderts, noch so aus-

schließend, wie der des sechzehnten Jahrhunderts; er vereinigt stark ausgesprochene Gegensätze, wie u. a. diejenigen des Autoritäts- und des Ueberzeugungsglaubens, in sich. Er hält fest am Alten, und doch sind deutsche Philosophie und Poesie nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Beide aber, der freiere, wie der engere, strengere Katholicismus, machen Anspruch auf Volksthümlichkeit, und die Kunst, wenn sie den Anspruch theilt, muß beiden genügen. Der Allerheiligen-Hofkapelle mit ihrem byzantinischen Stil, der Basilika des Heiligen Bonifacius mit ihren Bauformen des fünften bis zehnten Jahrhunderts entsprach H. Heß mit seinen archaistisch gehaltenen Heiligengestalten und biblischen Darstellungen; dem gothischen Stil der Aukirche paßte Schraudolph den Stil der deutschen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts an und fügte sich bei den Fresken im Speyrer Dom, wenigstens in der Auffassung, den kirchlichen Vorstellungen aus der Erbauungszeit desselben im zwölften bis dreizehnten Jahrhundert. Cornelius, der, ohne sich vom Alten trennen zu wollen, doch nur im Eigenen, Neuen die Lösung der Lebensaufgabe, auch in der Religion, wie in der Kunst, sah, hatte bei seinen Gemälden der Ludwigskirche das christliche Glaubensbekenntniß, mit Ausschluß der confessionellen Unterscheidung, vor Augen. Ja, bewußt oder unbewußt ist er über beide hinausgegangen und hat in seinen Gemälden eine philosophische Erklärung der Dreieinigkeit gegeben, die meines Wissens kein Lehrbuch der Dogmatik enthält, indem er die drei Reiche von Gott dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist in drei Räumen, gleichsam in drei Zeiten geschieden hält, im ersten Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt darstellt; im zweiten sodann Christum für Gott Vater, und im dritten den heiligen Geist oder die Kirche für Christus eintreten läßt und so die Einheit der Dreie, als im christlich-religiösen Bewußtsein enthalten, darthut.

Ein wesentliches Element in der Culturgeschichte der Neuzeit bildet in Deutschland die Kenntniß und die Liebe des vorchristlichen Alterthums. Nicht nur, daß sie, gepflegt in den höheren Unterrichtsanstalten beider Geschlechter, in den Bereich der freiern Bildung gehören: so werden sie auch in denjenigen Schichten des Volks vorausgesetzt, denen klassische Studien nicht zuzumuthen sind; denn wie könnten Schiller's Gedichte den Weg in die Wohnung der ländlichen Bevölkerung gefunden haben, wenn ihnen „die Klage der Ceres," „der Fall von Troja" &c. unverständlich oder gleichgültig sein und bleiben sollte? Diese Thatsache sichert zunächst den Fresken von Cornelius in der Glyptothek ihre volksthümliche Bedeutung: sie erfreuen die mit dem Alterthum Vertrauten; sie wecken in den Minderunterrichteten das Verlangen, die Welt der reichsten und schönsten Poesie der Menschheit kennen zu lernen, in welche die Wurzeln auch unser Aller Bildung zurückreichen. Dazu kommt, daß Cornelius sie uns nicht in einer Nachahmung der griechischen Ursprache, nicht in italienischer oder französischer Uebersetzung, sondern in seiner eigenthümlichen, aus der Zeit und dem deutschen Kunstgenius geborenen Weise vorgeführt hat, gleichwie Schiller die Götter Griechenlands, Goethe die Iphigenia.

Wenn die Gemälde zu den Dichtungen des Orpheus, Hesiodus, zu Aeschylus und Sophokles, zu Aristophanes, Theokrit und anderen altgriechischen Dichtern, wenn vor allen die Gemälde zu den Nibelungen, zum Parcival von Wolfram von Eschenbach, zu den Gedichten Walther's von der Vogelweide, Bürger's, Klopstock's, Wieland's, Göthe's, Schiller's, Tieck's im Neuen Königsbau zu ihrer vollen volksthümlichen Bedeutung nicht kommen, so liegt es vornehmlich darin, daß sie dem Volke nicht oder nur unter Beschränkungen verschiedener Art zugänglich sind. Dasselbe gilt von der Odyssee und von den Kaiserbildern im Saalbau. Wie würden die Schilderungen des Lebens und der Thaten Karl's des Großen, Friedrich's Barbarossa, Rudolf's von Habsburg belehrend, erfreuend, erhebend auf das Volk wirken, wenn sie wie die religiösen Bilder in der Kirche, wenigstens wie die Fresken in der Glyptothek und Pinakothek dem öffentlichen Leben angehörten und ohne die vorwärts treibende Führung eines königlichen Dieners oder Aufsehers in Muße betrachtet werden könnten!

Das hat von Anfang an den Fresken aus der bairischen Geschichte in den Arcaden des Hofgartens und den italienischen

Landschaften Rottmann's ihren volksthümlichen Werth gebracht und gesichert, daß sie allezeit zugängliches Gemeingut des Volks waren; und dieser große Vorzug wird auch die letzteren hoffentlich gegen den Plan schützen, sie aussägen und hinter Schloß und Riegel in sichere Bewahrung bringen zu lassen.

Was König Ludwig begonnen, hat an manchen Orten Nacheiferung geweckt. In Düsseldorf widmet der Kunstverein einen Theil seiner Einnahmen der Ausführung öffentlicher monumentaler Kunstwerke. Ihm verdankt Aachen die Fresken aus dem Leben Karl's des Großen von Rethel, Elberfeld die Fresken zur Urgeschichte des germanischen Volkes von Joseph Fay u. a. m. Im Schloß zu Dresden hat Bendemann die Culturgeschichte der Menschheit und die Geschichte von Sachsen in vielen großen Gemälden geschildert.

Die großartigsten Unternehmungen derart außerhalb Bayerns knüpfen sich an den Namen König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen, der für ihre Ausführung P. Cornelius und W. Kaulbach nach Berlin berief. Wenn irgendwo, so tritt an diesen Schöpfungen die volksthümliche Bedeutung der Malerei in ihrer vollsten Geltung hervor.

Cornelius erhielt den Auftrag, eine Folge von Gemälden für die Friedhofshalle des zu erbauenden neuen Doms zu entwerfen. Ist schon der Gedanke einer Friedhofshalle als einer dem öffentlichen Leben zu stiller, cultusfreier, religiöser Betrachtung gewidmeten Stelle in hohem Grade volksthümlich, so sind es die von Cornelius dafür gezeichneten Cartons, in denen er neben die Schrecken und das Grauen des Todes und der Sünde die siegreiche Macht und den Trost der Religion in ernsten, erhabenen, herzerschütternden und herzstärkenden Bildern stellt und unabhängig von allen kirchlichen Satzungen und Gebräuchen, allein auf dem Grund des Evangeliums die Wege zur Seelenseligkeit bezeichnet.

Und wenn Kaulbach im Neuen Museum zu Berlin, das dem Publicum stets zugänglich ist, in umfang- und inhaltreichen Wandgemälden die Völkerscheidung — die Blüthe Griechenlands — den Untergang Jerusalems — den Untergang der Römerherrschaft — die Kreuzzüge und — die Reformation — als die Entfaltung der Geschichte der Menschheit unter dem Einfluß ihres religiösen Bewußtseins uns vor Augen stellt, so hat er schon mit der Wahl der Gegenstände der deutschen Kunst für ihre volksthümliche Bedeutung einen außergewöhnlich großen Dienst erwiesen, der um so dankenswerther ist, als er es in einer Sprache gethan hat voll dichterischen Schwungs mit Phantasie und Schönheitssinn und zugleich von vollkommener Klarheit und allgemeiner Faßlichkeit.

Ein eigenster Charakterzug des deutschen Volks ist seine Hingebung an die Herrschaft des Gemüths, sein Gefühl des Glücks in der Gemüthlichkeit, seine Befähigung für den Humor. Gleich der Lerche hoch in den Lüften jubelnd und lobsingend und im nächsten Augenblick im heimlichen niedrigen Nest in der Ackerfurche, — das ist nach Jean Paul — der Humor! Im Kugelregen der Pariser Forts ein fröhliches Lied singen und mit der ernstesten, leidbringenden und leidtragenden Arbeit des Krieges den Christbaum mit Lichtern aufputzen und mit Thränen der Rührung und Freude an die ferne Heimath und Kindheitslust denken — das können nur deutsche Krieger! Das ist allen andern Völkern unmöglich und selbst unverständlich! Darum finden wir auch bei keinem andern Volke, als dem deutschen, die Tiefe und Reinheit des Gemüthslebens, wahre Gemüthlichkeit und sprudelnden Humor in der Kunst und das sichert ihr ihre volksthümliche Bedeutung!

Wie wär' es möglich, auch nur annähernd eine Uebersicht der Leistungen zu geben, die in der Neuzeit durch den deutschen Humor, in Scherz und Ernst, in Schimpf und Spott, in Lust und Leid, an der Hand der Grazien oder des Momus, in Staffeleigemälden, in Kupferstich, Holzschnitt oder Photographie in alle Schichten des Volks getragen worden und überall die willkommenste Aufnahme gefunden haben? Auch hier muß ich mich auf nur wenige Andeutungen beschränken.

Es wird Niemanden überraschen, wenn ich hier vor Andern als Repräsentanten des Humors in der Reihe der deutschen Maler Moriz v. Schwind nenne, der das ganze Gebiet vom Tieftrührenden bis zum Lautlächerlichen mit Leichtigkeit beherrschte,

und dem das feinste, durchgebildetste Gefühl für Reinheit, Anmuth und Schönheit wie für das rechte Maß des Komischen zu Gebote stand. Wer denkt nicht mit innigem Vergnügen an sein „Aschenbrödel?" nicht mit Entzücken an seine „sieben Raben," nicht mit höchster Bewunderung und Freude an seine „Schöne Melusine?" — Das deutsche Märchen ist überhaupt eine unversiegliche Quelle des Humors. Aus ihr hat unter Andern auch Eugen Neureuther jene mit dem einfachsten Schmuck der blühenden, grünenden Natur ausgestatteten Bilder voll Heiterkeit, Phantasie und Schönheitssinn geschöpft, die zum allgemeinen Volkseigenthum geworden sind: die Märchen vom Dornröschen, vom Aschenbrödel, von Schneewittchen und von der Gänsemagd. — An derselben Quelle begegnen wir auch dem Lieblingskünstler des deutschen Volks, dem eigentlichen Kundgeber des deutschen Gemüths, Ludwig Richter mit seinen Bildern zu Grimm's Volksmärchen. Will aber das deutsche Volk sich in seinem häuslichen und gemüthlichen Leben in Dorf und Stadt, in Wald und Feld, im Frühling, Sommer, Herbst und Winter, an Sonn- und Werkeltagen, im Haus und in der Kirche, am Morgen, Mittag, Abend, in der Nacht, in Freud' und Schmerz, in einsamer oder gemeinsamer Trauer, bei Familien- oder öffentlichen Festen oder in der Kinder Lustbarkeit, will es sich selbst in seinen lieblichen und löblichen Eigenthümlichkeiten, und auch mit seinen Eigenheiten und Schwächen im Spiegel sehen: so schlägt er Beschauliches und Erbauliches, den Sonntag, den Strauß und den Neuen Strauß, und alle andern Bilderhefte von Ludwig Richter auf! Bei keinem Volk in keiner Zeit hat die Kunst eine in gleichem Maße volksthümliche Bedeutung erlangt!

Von denen, die denselben Weg eingeschlagen haben, darf ich wohl vornehmlich Oscar Pletsch nennen, der mit seinen Bildern aus dem deutschen Kinderleben nicht nur das Herz der Kinder, sondern des ganzen Volks getroffen. — Im satirischen Humor ist Kaulbach's Reinecke Fuchs mit seiner durchschlagenden Charakteristik unübertroffen geblieben und hat seine Volksthümlichkeit gründlich bewährt.

* * *

Und nun sei es mir vergönnt, zum Schluß meine Blicke noch in die Zukunft zu richten, auf die Aufgaben, welche der deutschen Kunst für ihre volksthümliche Bedeutung aus den Ereignissen der Gegenwart erwachsen könnten!

Großes haben wir erlebt! Die Weltgeschichte wird größere Thaten und größere Ereignisse in ihren Büchern kaum verzeichnet haben.

Das kriegerischste und mächtigste Volk Europa's, seit Jahrhunderten eine drohende Gefahr unseres Erdtheils, ist auf der Höhe seines Uebermuths und seiner Raublust niedergeworfen worden, seine Kaiserkrone ist zerbrochen, sein republikanischer Wahn zur Ohnmacht verdammt; Deutschland, vor wenigen Jahren noch durch einen Bruderkrieg gespalten, trat in rasch und treu geeinter Kraft dem Feind entgegen in dessen eigenem Lande und zog von Sieg zu Sieg bis vor die Mauern seiner ungeheuern, zur gewaltigsten Festung umgeschaffenen Hauptstadt, schlug alle feindlichen Armeen nieder, eroberte seine festen Plätze, vernichtete oder entwaffnete nahebei eine Million ihrer Krieger und zwang Paris zur Uebergabe; und aus der Waffenbrüderschaft der deutschen Heere erstand die langersehnte, auf hundert und aber hundert Wegen erstrebte deutsche Einheit, das deutsche Reich, und zu Versailles, in dem Festsaal Ludwig's XIV., unter dem Bilde der zu Boden geworfenen Germania, empfing Wilhelm der Siegreiche, König von Preußen, die Huldigung des deutschen Heers und der deutschen Fürsten und Völker als Kaiser von Deutschland!

Welche Aufgaben werden der deutschen Kunst aus diesen weltgeschichtlichen, weltumgestaltenden Ereignissen für ihre volksthümliche Bedeutung erwachsen?

Es ist ein großer Vorzug der Dichtkunst vor der Malerei, daß sie im öffentlichen Leben eine Stelle hat, wo sie mit Allem, was ihr Herz und ihre Phantasie bewegt, vor das Volk treten kann: das Theater! Der Malerei steht eine gleiche Stelle nicht zur Verfügung. Bis es gelingt, ihr eine solche zu schaffen, muß sie wenigstens verwandte Stellen im Auge behalten. Ich weise zunächst auf die öffentlichen, allezeit zugänglichen Friedhofhallen hin, in denen der Kunst die Gelegenheit

geboten ist, in der Trauer um unsere großen Todten, den Tapfern, die in diesem blutigen Kriege in mehr als 20 Schlachten, an 50 schlachtähnlichen Treffen und 20 Belagerungen, im Kampfe für das Vaterland gefallen sind, ein dankbar ehrendes Gedächtniß zu errichten. — Aehnliche Hallen, gleich den Kreuzgängen der Klöster, oder wenn man ein weniger bedenkliches Vorbild will, gleich den Arcaden des Münchener Hofgartens, könnten überall — namentlich an Badeorten im größern oder geringern Umfange als öffentliche, geschützte Spaziergänge angelegt und mit Erinnerungen an die Geschichte der Gegenwart und Vergangenheit, selbst an heitere Kriegserlebnisse, mit der Culturgeschichte der Stadt oder des Landes, mit Bildern in Ernst und Scherz, zu deutschen Volksliedern, Sagen und Märchen, zur Erhebung und Freude des Volks ausgestattet werden. — Gleiche Gelegenheit würden Rathhäuser und andere öffentliche Gebäude darbieten; und ganz besonders die Räume für allgemeine Volksbelehrung, Volkserheiterung und öffentliches geselliges Leben.

Von dem gesammten deutschen Volke aber wäre der Kunst die Aufgabe zu stellen, der Wiedergeburt des Vaterlandes ein großartiges National-Denkmal zu errichten, für welches deutsche Baukunst, Bildnerei und Malerei zusammen zu wirken und alle ihre Kräfte einzusetzen hätten, ihre volksthümliche Bedeutung zu bewähren, ein der Größe der Ereignisse, der Thaten wie der Opfer und der Leiden des gewaltigen Krieges würdiges Werk zu schaffen, ein hocherhabenes Heiligthum des gesammten deutschen Volks; aber keine stumme und todte Walhalla oder Befreiungshalle; nein! einen Dom für allgemeine deutsche Volksfeste mit dem durch Dichtkunst, Ton- und Redekunst beseelten Cultus der thatenfrohen, opferwürdigen Vaterlandsliebe, der Erinnerung an die Ereignisse und Großthaten der Vergangenheit, — ich denke u. A. an die aus der Stimmung und den Eindrücken der Zeit hervorgegangenen Bilderfolge aus der Völkerwanderung von Raue, dem geistvollen Schüler von Schwind's — wie der Gegenwart, an die Helden und Staatsmänner, Denker und Dichter, Volkslehrer und Volkswohlthäter, vor allem ein lebendiges Denkmal der kampftüchtigen und todesmuthigen Begeisterung der in treuer Waffenbrüderschaft geeinigten, durch einsichtvolle Oberleitung von Sieg zu Sieg geführten deutschen Heere — ein heiliges Vermächtniß für unsere Kinder und Kindeskinder bis zu den spätesten Enkeln zu stets erneuter Mahnung: zu wahren und zu mehren das deutsche Reich der Neuzeit, das Reich des Friedens und der Freiheit, der fortschreitenden Gesittung, Geistesbildung und Volkswohlfahrt!

Das walte Gott!

Sebastian Bach's

Lebenslauf und Künstlerart.

Von

Louis Köhler

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Der 21. März, Frühlingsanfang in der Natur, war im Jahre 1685 auch ein solcher in der Kunst, denn an diesem Tage erblickte zu Eisenach in Thüringen ein Knäblein das Licht der Welt, das unter dem Namen Sebastian Bach einst selber ein Licht der Welt werden sollte.

Die Familie Bach war schon von Alters her musikalisch und Sebastian wurde eigentlich mitten unter Musikern geboren, denn Vater Johann Ambrosius war Hof- und Stadtmusikus, Onkel Christoph war Musiker und Onkel Michael nicht minder. Aber auch schon die früheren Generationen hatten die Musik gepflegt; ein Urahn, Veit Bach, ein Deutscher, der im 16. Jahrhundert während der Religionskriege von Preßburg nach Deutschland übergesiedelt war, trieb neben der Bäckerprofession in der neuen Heimath, dem Dorfe Wechmar bei Gotha, das Zitherspiel mit Vorliebe. Solcher Hang zur Musik erbte sich in der Familie Bach fort bis auf die Enkel Seb. Bach's und es ist erstaunlich aber wahr, das die Bach'sche Familienreihe mehr als ein halbes Hundert nicht bloß musikalischer Leute, sondern auch Fachmusi-

ker hervorgebracht hat, die als Cantoren, Organisten und Lehrer geachtet wurden.

Uns erscheint die ganze Bach-Reihe natürlich nur als ein großes Crescendo, in welchem sich immer mehr musikalische Potenzen mit einander verbanden, bis unser allgeliebter und ohne Grenzen verehrter Sebastian Bach als Fortissimoausbruch sämmtlicher musikalischer Geisteskräfte entstand — von wo aus denn auch naturgemäß das Diminuendo bis zum verhallenden Pianissimo eintrat. Gesegnet sei die Familie, von ihrem ersten Zitherliebhaber bis zum spätesten clavicembalirenden Enkelsprossen hinab!

Der kleine Sebastian ward leider schon in seinem 10. Jahre ein Waisenknabe. Die dahingeschiedenen Eltern wurden gewiß nicht ersetzt durch den älteren Bruder Johann Christoph, einen Organisten in dem nahen Ohrdruff, der sich des armen Jungen annahm und ihm auch den ersten Unterricht in der Musik ertheilte. — Es währte nicht ganz so lange bei Sebastian wie bei andern so jungen Zöglingen mit der Ueberwindung der Elementarstufen, nicht bloß, weil er etwas mehr Talent hatte, sondern auch wohl zum Theil darum, weil man zu jener Zeit die „Anfahenden“ bald, nach einigen vorbereitenden Fingerstudien, in die Musikmacherei hineinführte. Es gab damals noch keine feste Lehrmethode, wegen Mangels an theoretischer Erkenntniß; wer nicht gleich schwimmen konnte wie eine junge Ente, war eben nicht die rechte Ente und ging unter, oder blieb auf dem Trockenen, das heißt, er ließ das Musiklernen bleiben. Damals ging das Kunststück noch nicht an, das heutzutage ein tüchtiger Clavier-Praktiker und Pädagoge fertig bekommt, nämlich auf dem Wege der Methode auch die Musiklahmen gehen zu machen.

Wie flügge der kleine Bach schon frühe war, zeigte, bald nachdem er das Spielen begonnen hatte, seine Neigung zu größeren Stücken von den damals berühmten Meistern Kerl, Pachelbel, Fischer, Buxtehude, Bruhns, Bohm u. A. Der Kleine gierte nach einem Notenbuche mit Compositionen dieser Männer; aber ich kann mir wohl denken, wie der Vaterstelle vertretende Herr Bruder den „dummen Jungen“ mit den Augen maß, als er nach dem griff, was dem Lehrer selber wohl das Schwerste sein mochte! Gewiß war der Herr Bruder kein Seelenkenner oder — ein Pedant, denn er gewährte nicht des Brüderchens inständige Bitten um das Notenbuch, sondern verschloß es in einem Schranke. Selbiges Möbel hatte jedoch eine Gitterthür und der kleine Bruder sah wohl oft sehnsüchtig hindurch auf das verschlossene Kleinod. War dies aber wirklich so unerreichbar? Kleine Jungen haben schmale Händchen — durchzwängen, das Buch hastig ergreifen und freudig-verstohlen herausziehen war ein Moment — daß nur der strenge Bruder nichts merkt! Das Buch durfte am Tage nicht vermißt werden; abschreiben wollte der kleine Dieb es, Licht für die dunkle Nacht hatte er nicht — so blieben ihm nur die mondhellen Nächte übrig und sie wurden denn auch eifrig benutzt. — O, kleiner Sebastian, hättest du lieber deine guten Augen in weichem Bette geschlossen! Die Natur ist keine so „gütige Mutter,“ daß sie dergleichen vergäbe! Eifer macht blind, dies Sprüchwort sollte sich an dir in nur zu buchstäblichem Sinne als wahr erweisen! — doch noch bist du nicht der unglückliche Greis, fünfzig Jahre später, — schreibe also und sei glücklich!

Und er schrieb. Als aber die Arbeit nach sechsmonatlicher Mühe fertig war, entdeckt der Bruder die That und — der Unerbittliche nimmt dem Knaben Buch und Abschrift weg. Wenn er die Frucht seiner heimlichen Mühe je wieder gesehen haben sollte, so ist es auch mit Schmerz geschehen; denn bald nach diesem Vorfalle starb der väterliche Bruder, und Sebastian stand aufs neue verwaist da. Er verließ Ohrdruff und zog mit einem Mitschüler gen Lüneburg, um Unterkommen und Erwerb zu suchen. Das Glück hatte ihm eine ungewöhnlich schönklingende Sopranstimme bescheert, sie verschaffte ihm Aufnahme in das Gymnasium. Aber auch die Stimme verließ ihn. Die Zeit der Mutation trat ein und zu besonderm Unglück noch in Begleitung eines physikalischen Phänomens: es ließ sich nämlich im Reden wie im Singen die Stimme doppelt, und zwar mit der tieferen Octave hören; nachdem dies einige Tage gedauert hatte — schwand die schöne Stimme ganz dahin!

Die Gesangsstudien mußten nun freilich aufhören; die gewonnene Zeit kam aber den Clavier- und Orgel-, wie auch den wahrscheinlich bereits jetzt betriebenen Violin-Studien zu Gute; diese wurden denn

auch mit größestem Eifer von dem nun zum Jüngling herangereiften jungen Musiker ausgeübt.

Die Lernbegier Sebastian's muß in der That außerordentlich gewesen sein, da er, nur um den berühmten alten Organisten J. A. Reinken zu hören, die weite Fußreise von Lüneburg nach Hamburg wiederholt unternahm; ohne es zu wagen, sich dem alten bewunderten Manne vorzustellen, hörte er heimlich seinem Spiele zu und ging dann, mit nutzbarer Beute gefüllten Geistes zurück durch Wind und Wetter nach der weitentlegenen Heimath.

Auch nach Celle wanderte der Musikdurstige, um die dortige herzogliche Capelle spielen zu hören. Diese bestand zum größesten Theile aus französischen Musikern und spielte wahrscheinlich auch französische Musik; dies eben zog den jungen Bach an; er war ein offener Kopf für alles Schöne und Interessante, in welcher Form es sich auch immer gab. Wenn wir jetzt mit urdeutschem Behagen die Tanzweisen Bach's spielen, denken wir nicht daran, mit welch nichtdeutschem Behagen Bach zuvor die Franzosen hörte, um den Stoff in sich aufzunehmen. — Doch nein, so ganz undeutsch war's nicht! sind wir doch Kosmopoliten im Geiste und zeigte doch auch gerade Bach sich dadurch als „höhern" Kosmopoliten, daß er das angeeignete Fremde in ureigener Weise verarbeitete und als ganz Neues auf „Gutdeutsch" wiedergebar. Wie der junge Bach seine Existenzmittel um diese Zeit gewann, ist nicht bekannt. Seinem Wesen nach war er ein anspruchsloser, ganz in seiner Kunst lebender Mensch, der mit Wenigem auskam. Wahrscheinlich gab er für geringen Sold Unterricht; bei seinem Fleiße und innern Gottesfunken war er ohne Zweifel ein ungewöhnlich geschickter und gesuchter Musiker. Ja, er muß um diese Zeit schon einigen Ruf gehabt haben, denn 1703 erhielt er, als er eben 18 Jahre alt war, eine Anstellung als Hofmusikus und Vorgeiger im Orchester zu Weimar. Diese Stellung muß ihm aber wenig zugesagt haben, denn schon 1704 befand er sich, mit 70 Thlr. Gehalt, im Besitze der Organistenstelle zu Arnstadt, wohin ihn vielleicht auch eine dortige vortreffliche Orgel zog, wie er sie bis jetzt entbehrt hatte. Erst hier vermochte er zum Vollgefühle seiner Genialität zu gelangen, indem er sich ganz dem Zuge seiner Phantasie auf dem schönen Instrumente überlassen durfte. Wie groß noch immer sein Studieneifer war, erhellt aus der Thatsache, daß er auch jetzt nicht weite Fußwanderungen scheute, um berühmte Künstler zu hören. So machte er die mühselige Reise von Arnstadt in Thüringen bis Lübeck zu Fuß, bloß um den dortigen Organisten an der Marienkirche, Buxtehude, zu hören. Das Spiel dieses Orgelmeisters fesselte ihn so, daß er mehrere Monate ein heimlicher Zuhörer desselben blieb.

Im Jahre 1707 begab sich Bach nach der thüring'schen Reichsstadt Mühlhausen, wohin er als Organist berufen worden war. Bei Gelegenheit einer Reise nach Weimar 1708, ließ er sich vor dem versammelten herzoglichen Hofe hören und erntete dessen größeste Bewunderung; die ihm sofort angetragene Hof- und Kammerorganistenstelle nahm er an und verblieb dort neun Jahre, nachdem er 1714 auch zum herzoglichen Concertmeister ernannt worden war. Seine Beschäftigung war hier eine sehr vielseitige, denn nicht nur als Dirigent, Clavier- und Orgelspieler, sondern auch als Geiger war Bach thätig. Er componirte in dieser Zeit seine berühmten Violinsonaten u. dergl., außerdem aber auch viel für Orgel und Clavier. Während Bach in dieser Stellung zu Weimar lebte, ereignete sich (1717) in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre der bekannte Wettkampf mit Marchand zu Dresden, wo Bach, nachdem der französische Claveciniſt vor ihm geflohen war, den Dresdener Hof derartig durch sein Spiel entzückte, daß ihm der Kurfürst 100 Louisd'or als Geschenk sandte, welche Summe aber von den Hofleuten unterschlagen wurde. — Um diese Zeit war der frühere Lehrer Händel's, Organist und Musikdirector Zachau in Halle, gestorben und wurde dessen Stelle dem nun schon berühmten Seb. Bach angetragen; dieser reiste auch hin und führte sein Probestück aus, überließ die Stelle aber einem fähigen Schüler Zachau's.

Um diese Zeit bot der musiksinnige Fürst von Anhalt-Köthen Bach die Stelle eines Kapellmeisters an, welche derselbe auch annahm und sechs Jahre lang behielt. Inzwischen machte er eine Kunstreise nach Hamburg, wo er als Orgel- und Clavierspieler hohe Ehre und Bewunderung genoß.

Der alte, nun beinahe hundertjährige

Organist Reinken, zu dessen Orgelvorträgen der Jüngling Bach einst weite Wallfahrten unternommen, hatte seine besondere Freude an Bach's Orgelspiel; als Einer der strengsten, begabtesten und zugleich berühmtesten Künstler in diesen Fache, stellte der alte Reinken sehr hohe Forderungen an den Organisten, hatte im Laufe der Zeit aber wahrnehmen müssen, daß die Art von Künstlern, welche solchen Ansprüchen zu genügen im Stande waren, erst immer seltener wurden und zuletzt ganz verschwanden. So über den Verfall der hohen Orgelspielkunst trauernd dem Grabe zuschwankend, hörte er den nun siebenunddreißig Jahre alten Seb. Bach und fand, freudig überrascht, daß dieser wieder einmal Einer von der echten Künstlerart war, der im Spielen zugleich schaffend wirkte und dessen Technik daher reiner, kunstwürdiger Geistesausfluß war. Als Bach ihm über den Choral: An Wasserflüssen Babylon's wohl eine halbe Stunde, denselben mit bewunderswürdiger Kunst variirend, vorphantasirt hatte, rief der greise Künstler dem jungen zu: „Ich dachte, diese Kunst wäre ausgestorben, ich sehe aber, daß sie in Ihnen noch lebt!" Diese Kunst bestand in Folgendem: Der Spieler wählte ein Thema und führte es contrapunktisch in verschiedenen Kunstformen derartig durch, daß die Phantasie durchaus die Gültigkeit eigener Erfindung hatte, selbst wenn sie über eine Stunde gedauert hätte. Die Formen waren: zuerst ein Vorspiel, dann eine Fuge mit vollem Werk über das Thema; danach ein Trio, ein Quartett über dasselbe Thema; ein Choral, um dessen Melodie das erste Thema in drei bis vier Stimmen mannigfaltig herum spielte, und endlich eine Fuge mit neuer Bearbeitung des ersten Themas oder mit Beimischung noch eines oder zweier Themata. — Ein starkes Stück für den Componisten und Spieler zugleich! Wie Viele machen's heute nach?

Im Jahre 1723 am 30. Mai wurde Bach zu Leipzig an der Nicolaikirche und Thomasschule, an Stelle des im Jahre vorher gestorbenen Kuhnau (des Erfinders der Sonate) Cantor und Musikdirector; daneben war ihm auch die Theilnahme an der Direction der Musik in der akademischen Kirche übertragen.

Hier gelang es Bach mit Unterstützung des Superintendenten Salomon Deyling während eines Zeitraumes von siebenundzwanzig Jahren, den Gottesdienst, durch Verbindung desselben mit der Musik, zu heben, indem er für alle Festtage im Jahre mehrfache Kirchenstücke componirte und solche mit dem Chore der Thomasschule ausführte. 1736 ertheilte ihm der sächsische Hof den Titel eines königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Hofcompositeurs.

Bach entfaltete auch außer seiner Amtsverrichtung große und vielseitige künstlerische Thätigkeit. 1727 führte er eines seiner Werke zum Geburtstage des in Leipzig anwesenden Kurfürsten, ein anderes 1730 zur Feier der Uebergabe der Augsburg'schen Confession auf. 1736 fanden allwöchentlich zwei Concerte statt, davon eines Freitag Abends von acht bis zehn Uhr, von Bach geleitet wurde; der ausführende Chor bestand aus Studenten, deren rohe Stimmen Bach durch Uebung zu veredeln trachtete. Die übrigen Kräfte müssen ziemlich unzulänglich gewesen sein, dies geht aus einer 1730 von Bach gemachten Eingabe hervor, einem „Entwurf einer wohlbestallten Kirchenmusik," in welcher er sechsunddreißig Sänger und zwanzig Orchesterspieler forderte, wogegen er nur siebzehn brauchbare Sänger und vier Stadtpfeifer, drei Kunstgeiger und einen Gesellen besaß, „von deren Qualitäten und musikalischen Wissenschaften zu sprechen ihm die Bescheidenheit nicht erlaubte."

1747 in seinem Greisenalter erlebte Bach noch eine hohe Freude durch die von Friedrich dem Großen an ihn ergangene Einladung, an den Hof zu Potsdam zu kommen und den König durch seine Kunst zu erfreuen. Der König selbst empfing ihn bei seiner Ankunft und indem er ihn im Schlosse umherführte, zeigte er ihm die in den verschiedenen Gemächern aufgestellten Silbermann'schen Flügel, die Bach alle versuchen mußte, was er auch that, indem er frei phantasirte. Da sich die Musiker der königlichen Hofkapelle (unter Quantz, dem Flötenlehrer des Königs) dieser musikalischen Wanderung durch das Palais angeschlossen hatten, fanden die herrlichen Clavierphantasien des großen Meisters immer ein höchst empfängliches kunstverständiges Publicum. Der König gab Bach auch ein Thema zum Fugiren auf; Bach führte dasselbe sogleich glänzend durch und feierte

später eine schöne Erinnerung dieser künstlerischen Ehrentage dadurch, daß er dasselbe Thema in einer Phantasie noch mehr ausarbeitete und dem Könige als „Musikalisches Opfer“ weihete.

Nach dieser Freude wurde Bach bis an sein Ende mit Trübsal heimgesucht. Vor allem war es Krankheit, welche ihm das Leben völlig verbitterte. Seine Augen, bereits in früher Jugend und noch mehr später, durch nächtliches Arbeiten angegriffen, wurden zuletzt völlig verdorben, durch Graviren der eigenen Werke in Kupfer! eine Nothhilfe, welche die damaligen kümmerlichen Verhältnisse des Musikalienhandels kennzeichnet.

Zweimalige verunglückte Augenoperationen hatten völlige Erblindung zur Folge; schlecht angewendete gewaltsame Medicamente untergruben die Gesundheit vollends — nach sechsmonatlichen Leiden starb der Meister am 30. Juli (nach andern Angaben am 28.) 1750 Abends, ein Viertel auf neun Uhr.

In der letzten Zeit seines Lebens, wo der Meister immer noch nicht von der Ausübung seiner Kunst lassen konnte, dictirte er (wie auch der ihn neun Jahre überlebende Händel) seine Ideen Andern in die Feder. Der größeste Theil der Bach'schen Hinterlassenschaft an ungedruckten Werken soll in den Besitz Karl Phil. Em. Bach's, nach dessen Absterben aber in Massen als Maculatur verauctionirt und Victualienhändlern in die Hände gekommen sein! Man behauptet, daß eben so viele Werke Sebastian Bach's verloren gegangen sind, wie man deren jetzt kennt und bewundert.

Bach war zweimal verheirathet und hatte aus der ersten Ehe sieben, aus der zweiten dreizehn Kinder (elf Söhne und neun Töchter), zusammen also zwanzig Kinder, von denen die Knaben sämmtlich musikalisch begabt, die Mädchen alle ohne Anlagen zur Musik waren. Von den fünf aus erster Ehe stammenden Söhnen waren die begabtesten, Wilhelm Friedemann, der „Halle'sche“ Bach, und Philipp Emanuel, der „Hamburger“ Bach genannt; aus zweiter Ehe stammten unter sechs Söhnen, die berühmten Johann Christoph, der „Bückeburger“ Bach, und Christian, der „Londoner“ Bach, nach dem Haupt-Aufenthaltsorte der Künstler genannt.

Mehrere der Kinder, worunter auch Söhne, starben noch jung.

* * *

Vor zwei, drei Decennien noch überkam Dilettanten und Musikfreunde ein gelindes Fröstelu bei dem Namen Sebastian Bach; es verband sich damit die Vorstellung einer Art menschenfeindlicher Musik, deren Töne, etwa wie klingende Rechenexempel, einen mehr arithmetischen als gemüthlichen Effect machten. Selbst unter den Fachmusikern gab es nur Wenige, die Bach kannten und verehrten, und unter ihnen hatten die meisten höchstens nur „allen Respect“ und keine Liebe für ihn. Haydn, Mozart und Beethoven kannten Händel, der damals mehr in die Weite und Breite gedrungen war, ungleich näher als Bach, dessen „Wohltemporirtes Clavier“ fast das einzige damals bekannte unter seinen Werken war. Wenn man bedenkt, daß sogar der berühmte Spohr mit kaum verdeckter Geringschätzung von Bach sprach, so darf man sich über die Ignoranz der damaligen Musikerschaft nicht wundern, eben so wenig wie darüber, daß Bach's Grabstelle zu Leipzig nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln und daß überhaupt der Meister etwa bis in die dreißiger Jahre mehr genannt als bekannt war. Nur hier und da war vordem eine musiksinnige Stadt, die Einen und vielleicht noch Einen in ihren Mauern barg, der „Bach spielte“ und der von allen Andern mit scheuem Blick angesehen wurde, wie Jemand, der in gewisse Mysterien eingeweiht ist, deren Kenntniß gewöhnlichen Menschenkindern schadet. (In meiner Vaterstadt Braunschweig war z. B. um 1830 „der alte Griepenkerl“ ein derartig „angesehener“ Mann.) Aber mag man immerhin über solche Thatsachen erstaunen, so sind sie doch auch zu erklären, und zwar zu gleichen Theilen aus der Natur des Meisters und der Menschen. Die Musik ist bekanntlich die innerlichste Kunst; an greifbaren reellen Stoff nicht gebunden, fördert der Musiker das, was ihn beseelt, durch luftige verhallende Klänge in das Gemüth des Genießenden hinein, dessen Gehör hier das innere Sehen zu besorgen hat und zunächst an dem festhält, was man die Physiognomie des Kunstwerks nennen kann: an der offen zu Tage tretenden (sogenannten „ob-

ligaten") Melodie, welche man als das Angesicht der Musik erfaßt und die schon an sich allein, abgelöst von Harmonie und Text, ein verständliches Tonbild giebt; kurz: die Mehrheit verlangt eine leicht übersichtliche Form, die zunächst den Sinn fesselt. Nun aber ist Bach der eigentliche Erzmusiker, denn er übt die innerlichste Kunst auch am innerlichsten aus, indem er nämlich so wenig auf das Aeußere in der Darstellung physiognomischer Züge und Farben bedacht war, daß die laienhafte Anschauung, Bach's Compositionen seien nicht in schöne Form gebildete „Gefühle", sondern ein unverdaulicher Urbrei derselben, leicht zu verstehen ist.

Die formale Entwickelung der Musik zu Bach's Zeit hatte einen historischen Proceß durchlaufen, der an das Ziel der Bestrebungen führte, welche die contrapunktirenden alten Niederländer (im Gegensatze zu den harmonisch-accordisch setzenden Italienern) verfolgten — Bach gab aber nicht etwa nur die höchste Kunstform in der contrapunktischen Satzweise, sondern hauchte auch Seele in dieselbe; wo seine Vorgänger dachten, da fühlte er auch; was jene mehr reflectirend zusammensetzten, das erwuchs als lebendiger Organismus im Geiste Bach's. Die Mysterien des Glaubens, das Denken über kirchliche Dogmen beschäftigte damals die Menschheit, so wie später die aufklärenden Ideen der neuen Philosophen und wie jetzt die Politik; der geistige Urstoff, aus welchem Bach seine tönenden Gebilde webte, war also das Ineinanderleben des Göttlichen und Menschlichen durch die Vermittlung der Kirchenlehre, deren Kanon man in beziehungsvoller Wortspielerei den treibenden Kern zu der Bach'schen „kanonischen" Kunst nennen konnte, deren tiefste Bedeutung in seinen kirchlichen Werken kund wird. Hier leben die obligaten Stimmen in demokratischer Polyphonie, beseelt von dem einen göttlichen Gedanken, der vordem in Palestrina's Chören als einfach homophones Klangbild über den Menschen schwebte. So schloß der Gang der historischen und musikalischen Entwicklung in Bach einen Knoten, dessen Form und Sinn ewig ist, wie die Musik selber, und einzig, wie die Zeit in jenem Moment. Der Geist der Bach'schen Epoche macht sich in seiner Beziehung zu Bach's musikalischem Satze darin so recht fühlbar, daß uns selbst die nichtkirchlichen Werke des Erzmusikers mehr oder weniger „geistlich" berühren; es lebt selbst in seinen humoristisch angehauchten Musiksachen überall, im Sinne wie in der Mache, ein künstlerischer Ernst, eine Strenge und Hoheit, die uns an das Höchste gemahnt und darum weihevoll stimmt, auch dann, wenn wir uns — wie z. B. beim Anhören seiner Tanzstücke — ergötzen.

Man wird nun aber einsehen erstens: Form und Geist in Bach's Musik sind derartig mit einander verbunden, daß keines von beiden anders sein kann; zweitens: der Inhalt seiner Musik ist mit den tiefsten Interessen, welche Geist und Gemüth des Menschen erfüllen können, Eins. Was wir im bunten Getriebe des Lebens Irdisches und Göttliches, Kirchliches und Weltliches in einander verronnen, bewußt und unbewußt als unterstes Grundelement unseres Stimmungsstoffes empfinden, findet in Bach's Musikschöpfungen seine klingende Form, die sogar in ihrer modischvergänglichen Zuthat durch den Gehalt verewigt ist. „Der alte Bach wird niemals alt."

Aus dem Gesagten geht aber auch noch hervor, daß Bach's Musik Verständniß finden kann und muß, wo das Verständniß an jenen Zeitinhalt hinanreicht. Dies hat sich auch in weitestem Maße bethätigt und zwar sogar in Kreisen, welche der gelehrten wissenschaftlichen Denkweise eben so fern stehen als dem Kennerthum in der Musik. Es gilt bei Bach namentlich klaren und charaktervollen Vortrag, ihm gegenüber aber hingebende Aufmerksamkeit von Seiten der Zuhörer: diese sind damit vollkommen befähigt, reichen Genuß aus Bach's Musik zu ziehen. Eines seiner schwierigsten, tiefsinnigsten Werke, die Matthäuspassion, welche erst durch Mendelssohn im Jahre 1827 unserer Generation zugeführt wurde, fesselt in Leipzig, Köln u. a. O. alljährlich eine große andachtvolle Zuhörerschaft; ich selbst habe es erlebt, daß meine schlichten Hauseinwohner, unmusikalische Handwerksleute, an Bach's Musik mit der Zeit sogar ein besonderes Wohlgefallen fanden und sie ausdrücklich immer wieder zu hören begehrten; Clavier-Schüler und Schülerinnen in jugendlichem Alter, welche auf richtigem Wege* zu Bach's Musik eingeführt

* Man findet dahin gehöriges Material in meiner „Klass. Hochschule d. Pianisten" (Leipzig, Schubert u. Co.) Abth. V.

werden, üben sie gern und mit wesentlichem Nutzen für die Ausführung und Verständnißfähigkeit combinativer Satzbildungen, wie dergleichen ja in Werken aller bedeutenden Meister vorkommen. Wo wäre jetzt überhaupt ein solcher, der nicht Elemente von Bach unbewußt verarbeitete, wo er polyphon schreibt — vielstimmig (anstatt homophon mit harmonisch begleiteter Melodie)! Mendelssohn in seinen Oratorien und Orgelsonaten, wie in seinen Clavierfugen op. 35, Schumann in seinen größeren und kleinern Werken, ja, was am wunderbarsten klingt, Rich. Wagner in seinen letzten Opern „Tristan und Isolde," „die Meistersinger" cultivirt die aus Bach gelernte Polyphonie — freilich Jeder in besonderer Weise von Geist und Form, denn darin beruht ja eben ihre originale Meisterschaft.

Hat sich die Kunst irgendwie verflacht, sei es bei der Künstlerschaft im Ganzen, oder beim Einzelnen, so wird Bach's Musik sicher das wiederbelebende Fluidum enthalten, den Extract, der in jedem Atom Geist ist. Wir haben das gesehen an unsern Virtuosen, die in Liszt einerseits zwar den höchsten Punkt äußerlicher virtuoser Effectkunst sahen, doch aber auch von seiner Bach-Spielweise, die so technisch gediegen wie original-schön in der geistigen Erfassung ist, profitirten; seitdem spielt jeder bessere Virtuose Bach und gar oft hat man in Concertvorträgen, besonders seiner unvergänglichen Tanzstücke, das Publicum elektrisirt und gierig das verlangte Dacapo genießen sehen. „Das ist jetzt so eine Mode," hört man da wohl äußern. Jawohl, aber so wird man bis in die fernste Zeit sprechen müssen, denn die nämliche Mode wird immer und immer wiederkehren — also beständig sein. Es ist hier beiläufig auf die eigenthümliche Thatsache hinzuweisen, daß, wie früher Händel das Studium der Meister Haydn, Mozart, Beethoven war, es heutzutage Bach für die Künstlerschaft ist; Händel liegt in seiner ungleich leichter geschriebenen und vielfach öffentlich gehörten Musik klar erkannt vor; Bach ist die Steigerung — und er zeigt sich uns so als ein richtiger „Zukunftmusiker".

Briefe Schiller's an Crusius.

Mitgetheilt
von
Dr. Bosberger.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Den drei im Februarhefte dieses Jahrganges veröffentlichten Schiller'schen Briefen sind wir jetzt in den Stand gesetzt, acht andere, sämmtlich an seinen Verleger Crusius in Leipzig gerichtet, nachfolgen zu lassen. In Bezug auf jene drei erwähnten Briefe mögen nachträglich noch folgende Bemerkungen dienen:

Der erste Brief, vom 17. Julius 1788, kann weder an Voß, mit dem Schiller damals noch in keiner Verbindung stand, noch an Wieland gerichtet sein. Letzterer Annahme widersprechen die Worte: „Ich habe mich ja auch schon, wie Sie wol gelesen, darüber des Breiteren vernehmen lassen," mit denen er seine „Briefe über Don Carlos" in Wieland's Mercur meint. An den Redacteur des Mercur konnte er nicht so schreiben. Der ganze Brief weist auf einen Mannheimer, wenigstens auf einen Pfälzer, als Adressaten hin, und kurz, es ist der Hofkammerrath und Buchhändler Schwan zu Mannheim, an den wir noch mehrere Briefe Schiller's haben. Dies ergiebt sich besonders aus einem Briefe an denselben vom 2. Mai 1788, worin es heißt: „Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir von dem Schicksal des Carlos auf Ihrer Bühne gegeben haben. Aufrichtig zu sprechen, große Erwartungen habe ich mir überhaupt von keiner Vorstellung des Carlos gemacht und ich weiß auch warum?" Die Recension aus dem „Tagebuch der Mannheimer Schaubühne," welche Schwan Schillern übersandt hatte, und auf welche sich dieser bezieht, ist von Schloenbach im Dresdener Schiller-Buch 1860 von neuem veröffentlicht worden. Die Stellen, auf welche Schiller besonders Bezug nimmt, lauten dort (S. 216 ff.): „Die Aufführung des Stückes befriedigte die Erwartung nicht ganz, die es rege gemacht hatte. Der Plan ist nicht gut, er ist zu gedehnt; das Interesse ist zu sehr getheilt, und das Schicksal des Don Carlos ist nicht der ein-

zige Punkt, auf den der Zuschauer sieht. Es sind zu viele Scenen eingeflochten, die blos da sind, um den Charakter des einen oder andern zu beleuchten, die aber mit dem Ganzen nicht unzertrennlich verbunden sind. — — Daß das Stück ohngeachtet der vielen angezeigten vorzüglichen Scenen, unter welchen mehrere mit aller Kunst vorgestellt wurden, kein großes Glück gemacht hat, daran mag wohl mit die außerordentliche Länge Schuld sein. Man hätte vor's erste (wie z. B. bei den Räubern) früher anfangen und nach hie und da etwas abkürzen sollen. Wenn die Zuschauer bis über halb neun zu verweilen genöthigt sind, so verliert sich endlich die Theilnahme und Unlust tritt an ihre Stelle. — Herr Beil als Alba setzte diesen Charakter nicht ins gehörige Licht. Alba war der stolzeste, der härteste und grausamste, obschon der tapferste Mann seiner Zeit. — Dieses Stück, als literarisches Product betrachtet, wird immer in der gelehrten Welt Epoche machen; allein auf der Bühne kann es nie ein außerordentliches Glück erringen." Auch die Recension von Schiller's „Erstlingswerk" (den „Räubern") im „Pfalzbairischen Museum" wird von Schloenbach ebenda mitgetheilt. S. 200 ff.

Der zweite und dritte Brief sind gleichfalls von großem Interesse. Nur Schade, daß uns „Schiller's Kalender" bei beiden im Stiche läßt, so daß es mir bis jetzt nicht möglich gewesen ist, das Datum des letzteren, undatirten Briefes zu bestimmen. Das Wichtigste bei beiden sind die Adressen; die an Böttiger deshalb, weil auch sie ein Beitrag ist, die irrige Meinung Hoffmeisters zu widerlegen, die ihren präcisesten Ausdruck in seiner Anmerkung am Schlusse des vierten Bandes seiner „Nachlese" gefunden hat: „Schiller stand mit Böttiger nie in einem so vertrauten Verhältnisse, daß er ihm viel geschrieben und mitgetheilt hätte." Der vorliegende ist der achte Brief, der uns erhalten ist, und dies ist genug für zwei Männer, die meist an demselben Orte lebten. Welche wichtige Folgerungen sich aber aus diesem brieflichen Verkehr zwischen Schiller und Böttiger ziehen lassen, das aus einander zu setzen, würde hier zu weitläufig sein.

Endlich der dritte sogar an Nicolai, dessen Namen ich im „Kalender" gefunden zu haben mich nicht einmal erinnere! Wer würde es glauben ohne diesen schriftlichen Beweis, daß Nicolai sich mit Schiller nach dem gewaltigen Sturme, der in den „Xenien" über ihn losgebrochen war, so weit würde haben versöhnen können, daß Schiller in diesem Tone an ihn schreiben konnte! Wie Schiller's Versöhnlichkeit gegen Moritz, der ihn in der Voßischen Zeitung hart angegriffen hatte (siehe Maltzahn's Schiller-Ausgabe in Hempel's National-Bibliothek III., S. 6. ff.), dessen Charakter in schönem Lichte zeigt (bei dem Empfang in Gohlis), so zeigt sich uns auch in dem Tone des Schiller'schen Briefes Nicolai in einem bessern Lichte, als in dem wir ihn uns, durch Goethe's Faust und Schiller's „Xenien" verleitet, gewöhnlich vormalen, und der vor kurzem laut gewordene Wunsch, daß auch Nicolai dereinst wie Gottsched seinen „Danzel" finden möge, rechtfertigt sich auch durch diesen Brief Schiller's.

Die nun folgenden Briefe Schiller's dienen zur Ergänzung der Schiller-Crusius'schen Correspondenz, von der zuerst ein Theil, nämlich sechs Briefe Schiller's, von Diezmann im Goethe-Schiller-Museum, 1858, S. 123—129, veröffentlicht wurde. Die beiden ersten erhielt der Herausgeber durch die Güte des Herrn von Löper in Berlin, die sechs übrigen wurden ihm von Herrn Dr. Lampe in Leipzig, dem jetzigen Inhaber der früher Crusius'schen, später Vogel'schen Buchhandlung in Leipzig freundlichst zur Veröffentlichung überlassen. Die Briefe haben, mit Ausnahme von No. 3 und 8 im Original vorgelegen, die letztgenannten in gerichtlich beglaubigten Abschriften aus einem Actenstück, den Verlag von Schiller's Gedichten betreffend.

Bei Crusius erschienen zuerst folgende Werke Schiller's: 1) Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Erster (und bekanntlich einziger) Theil, enthaltend die Geschichte der Rebellionen bis zur Utrechtischen Verbindung. 1788. (Siehe den Brief No. 1.) 2) Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller.

Erster (ebenfalls einziger) Band. 1788. Aus dem Brief No. 2 ergiebt sich, daß Crusius im Jahre 1792 an eine Fortsetzung des Unternehmens durch Huber dachte, die aber unterblieb. 3) Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehreren Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. Erster Theil. 1792. Davon erschienen allmälich noch drei Theile; der zweite 1800, der dritte 1801, und der vierte 1802. Sie wurden sämmtlich bei Göpferdt in Jena gedruckt. Siehe den zweiten Brief. 3) Gedichte von Friedrich Schiller. Erster Theil 1800. Zweiter Theil 1803. In zweiter Auflage erschienen dieselben in den Jahren 1804 und 1805. Die folgenden Ausgaben, deren Verlagsrecht später auf Cotta überging, hat der Dichter nicht mehr erlebt, so wenig wie das Erscheinen der projectirten Prachtausgabe, von welcher in den folgenden Briefen 3 bis 8 die Rede ist, und zu welcher Schnorr von Carolsfeld schon fünf vortreffliche Zeichnungen gemacht hatte, die dem Herausgeber gleichfalls vorgelegen haben. Derselbe kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß es der Crusius'schen Buchhandlung gefallen möge, die Prachtausgabe im Sinne Schiller's und mit Schnorr's Zeichnungen, die seinen ganzen Beifall hatten, erscheinen zu lassen. Nähere Nachrichten über das Manuscript derselben finden sich unter andern in dem Anhang zu Viehoff's Commentar, 3. Auflage.

1.

(Undatirt; wahrscheinlich vom 1. October 1788; vgl. Schillers Briefe I, 1, p. 413.)

Nur in aller Eile, um Sie nicht aufzuhalten (und die Post geht den Augenblick) sage ich Ihnen, daß ich recht sehr damit zufrieden bin, wenn Sie meinen Nahmen dem Buch vorsetzen.

Der Titel heißt der Abfall der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung von F. Schiller. Des ersten Theiles erster Band.

Mit Hochachtung Ihr ergebenster

Schiller.

2.

Jena, den 21. Febr. 92.

Daß der Druck des ersten Theils meiner vermischten Schriften mit nächstem angefangen und zu gehöriger Zeit gewiß beendigt seyn wird, wird Herr Göpfert Ihnen geschrieben haben. Weil ich diese ganze Sache für völlig ausgemacht und entschieden hielt, glaubte ich, Ihnen nicht erst darüber schreiben zu müssen. — Es ist mir ganz recht, wenn Herr Huber die Herausgabe der Geschichte merkwürdiger Rebellionen etc. übernehmen will. Nur behalte ich mir dabei zweyerley vor. 1. daß ich brauchbare Aufsätze dieses Inhalts, wozu mir erst kürzlich von einigen meiner Mitarbeiter Hofnung gemacht worden, darin einrücken kann. 2. daß mein Nahme auf dem Titel ganz wegbleibt. Wegen Papier und Stärke der Auflage für den 1. Theil meiner vermischten Schriften werden Sie so gütig seyn, Herrn Göpfert zu schreiben. Zugleich bitte ich mir aus, daß sechs Exemplare für mich auf Postpapier und zwei auf Schreibpapier abgedruckt werden. — Verzierungen von Kupferstichen braucht das Werk gar nicht.

Ihr ergebener Diener

F. Schiller.

3.

Weimar, den 10. März 1803.

An Herrn Crusius in Leipzig.

Eine Undeutlichkeit in meinem letzten Briefe hat ein Mißverständniß veranlaßt, wie ich aus Ihrem werthem von 2. März ersehe, und ich versäume nicht, es zu heben. Meine Absicht war keineswegs ein Honorar von 25 Thaler für den Bogen der **zweiten** Auflage meiner Gedichte zu stipuliren, diese Forderung würde von meiner Seite ganz übertrieben seyn. Ich glaubte blos, wegen des guten Absatzes der ersten, eine Erhöhung des Honorars **für die erste Auflage** mit Billigkeit fordern zu können, welche sich auch rückwärts auf den ersten Theil so wie auf die künftigen Bände erstrecken sollte, so als wenn gleich anfangs 25 Thaler dafür accordiert worden wären. **Die Gedichte haben zwar** den Vortheil der Neuheit **nicht**, wie andere noch ungedruckte Artikel, **aber dafür**, daß sie sich nicht gleich in den ersten Messen absetzen lassen, **bleibt Ihnen das Eigenthumsrecht für die künftigen Auflagen**, da z. B. Herr Unger auf meine Jungfrau von Orleans nur für drei Jahre das Verlagsrecht hat. **Meine Idee war**, wenn Ihnen mein Vorschlag der 25 Thaler für den Bogen

der Ersten Auflage anständig wäre, mir für den Bogen der zweiten und folgenden Auflagen 1 Carolin zu stipuliren. Ich will es aber gern bei dem alten Contract von 4 Louisd'or lassen, wenn Sie mir von jeder künftigen Auflage die Hälfte dieses Honorars also 2 Louisd'or p. Bogen bewilligen, denn es ist meine Meinung gar nicht, Ihre Gefälligkeit zu misbrauchen.

Eine Prachtausgabe der Gedichte wird mir recht sehr angenehm seyn, und ich weiß auch, daß man im Publicum sie wünscht. Was die Einrichtung derselben betrifft, so darf ich sie ganz Ihrem eigenen Geschmack überlassen. Die neuste Ausgabe des Don Carlos bei Göschen ist das schönste, was ich in dieser Art kenne. Lateinische Schrift ist zu einer Prachtausgabe wohl nothwendig, aber sie dürfte freilich nicht gar zu klein gewählt werden, und eben darum würde auch das Format größeres Octav seyn müssen, weil es nicht gut läßt, wenn die Verse gebrochen werden. Wenn Verzierungen dazu kommen sollen, so wünsche ich. ihrer wenige aber von tüchtigen Künstlern, und ich werde, sobald ich darüber Ihre Intention weiß, einige Sujets zu Zeichnungen vorschlagen. Herr Schnorr in Leipzig und Herr Ramberg in Hannover scheinen mir zu solchen Arbeiten eine besonders gefällige Manier zu besitzen.

Zu einem Titelkupfer für den zweiten Band der Gedichte möchte es nun wohl zu spät seyn, und es scheint mir auch nicht so nothwendig.

Ich wünsche bald von Ihnen zu hören, daß meine in diesem Briefe gethanen Vorschläge Ihren Beifall haben, und verharre mit der vorzüglichsten Achtung Ihr pp

v. Schiller.

Zusatz von Crusius: Habe seinen Vorschlag angenommen und mich unter dem 15. März 1803 gegen ihn verpflichtet, ihm vor die erste Auflage seiner Gedichte 20 Thaler und vor die zweite und folgende jedesmal 10 Thaler Conv. Spec. zu zahlen.

Vorstehende Abschrift stimmt mit dem sec. fol. 14 b. producirten Originale wörtlich überein, welches praevia collatione attestirt

Johann Daniel Merbach Act. jur.

4.

Weimar, 3. 8br. 1803.

Hier übersende ich Ihnen fürs erste die drey ersten Bogen vom 1. Theil meiner Gedichte. Die übrigen sollen von Woche zu Woche gehörig nachfolgen.

Die Zeichnung zu meinem Gedicht von der Glocke findet hier bei Kennern sehr vielen Beyfall und sie verdient gewiß in Kupfer gestochen zu werden.

Die Ideen zu andern Verzierungen der Prachtausgabe, will ich Ihnen noch vor Ende dieses Monats zuverlässig mittheilen. Um ganz gewiß zu wissen, welche Räume auszufüllen sind, lasse ich jetzt ein Exemplar der Gedichte für die Prachtausgabe in der Ordnung und nach der Auswahl, wie die Gedichte auf einander folgen sollen, abschreiben, wobei ich mich streng an den Probebogen halte, den Sie mir im Frühjahr zugeschickt. Weil es Verse sind und weil das Format so breit, daß kein Vers braucht gebrochen zu werden, so läßt sich alles bis auf die Zeile berechnen, und ich werde in der Anordnung dafür sorgen, daß die Zierrathen, welche auf den leeren Räumen unter den Gedichten angebracht werden sollen, sich gleich- und verhältnißmäßig über das ganze Werk vertheilen.

Ich empfehle mich Ihrem gewogenen Andenken aufs beste und verharre mit Hochachtung Ihr ergebenster

Fr. v. Schiller.

Die Zeichnung von Herrn Schnorr bitte ich noch 14 Tage hier behalten zu dürfen. Es ist gerade Kunstausstellung in Weimar und Herr Geh. Rath von Goethe, dem diese Zeichnung sehr wohl gefällt, hat mich ersucht, solche mit ausstellen zu dürfen.

5.

Weimar, den 6. Febr. 1804.

Zu der verzögerten Erscheinung meiner Gedichte, die ich mir nicht zu erklären wußte, haben Sie mir nun den Schlüssel gegeben. Ich wünsche, daß dieser Band nun frisch möchte weggedruckt werden, weil manche Liebhaber darnach zu verlangen scheinen.

Die Schnorrische Zeichnung, welche ich Ihnen so wie auch die übrigen vom vorigen Jahr mir mitgetheilten, dankbar remittiere, ist sehr zierlich und wird dieser neuen Ausgabe zu einem schönen Schmuck ge-

reichen. Auch die Zeichnung zu der Glocke ist sehr geistreich und verdient, daß der Kupferstecher sie verewige.

Haben Sie die Güte mich gelegentlich wissen zu lassen, wann Sie die Prachtausgabe der Gedichte zu realisiren gedenken?

Innliegendes Billet bitte an Herrn Schnorr gefälligst besorgen zu lassen.

Mit größter Hochachtung Ihr ergebenster Diener

Schiller.

6.

Weimar, 24. Jun. 1804.

Ich danke Ihnen verbindlichst für die übersandten 39 Carolin,* in gleichem die zwölf Exemplare des Werkes, welche Sie so gütig waren, mir zukommen zu lassen. Der Druck ist sehr gut und das Ganze nimmt sich sehr nett und zierlich aus.

Ich bin jetzt eben daran, die Gedichte, welche den Innhalt der Prachtedition ausmachen sollen, in vier Bücher zu ordnen, und Sie erhalten das Schema dazu binnen acht Tagen. Es werden fünf Kupfer nöthig seyn, eins zum Titel und eins zu jedem Buch. Ich dächte, daß man Herrn Schnorr die Erfindung und Zeichnung zu allen fünf überließe, da er sich bereits als einen so wackern Meister bewiesen hat. Haben Sie doch die Güte, ihm aus dem Cottaischen Damen Calender auf dieses laufende Jahr die Ballade von mir, welche Graf Habsburg betitelt ist, mitzutheilen, ob er nach Lesung derselben nicht vielleicht Lust bei sich spürt, eine Gruppe daraus zu zeichnen, besonders scheint mir der Inhalt der letzten Strophe von mahlerischem Effekt zu seyn.

Ein anderes schönes Bild würde vielleicht Cassandra abgeben, nach dem Gedichte von mir, welches im 2. Theil meiner Gedichte steht.

Die Glocke könnte das Dritte seyn.

Hero und Leander könnte das Vierte werden und zum Titelkupfer wählte man eine schöne Antike, wozu ich die Juno Ludovisi empfohlen haben wollte. Ein Abguß davon steht unter den Mengsischen Abgüssen in Dresden, auch hat die regierende Herzogin von Weimar eine recht schöne Zeichnung davon, welche in Rom nach dem Originale gemacht worden, und die ich Herrn Schnorr verschaffen kann.

Mit Vergnügen werde ich Ihnen, werthester Herr, von künftigen neuen Arbeiten etwas aubieten, wenn ich nur erst einige bestimmte Versprechungen, die ich Herrn Cotta gethan, gelöst haben werde.

Mich Ihrer Freundschaft bestens empfehlend verharre ich mit größter Achtung Ihr ergebenster Diener

Schiller.

* Den 18. Juni erhielt Schiller von Crusius einen Brief nebst 253 Rthlrn. Kalender, S. 166.

7.

Weimar, 24. Jänn. 1805.

Die Schnorrischen Zeichnungen gefallen mir sehr wohl, und die Kindsmörderin ausgenommen, welche ich des Gegenstands wegen nicht billigen kann, scheinen mir alle brauchbar zu seyn.

Hero und Leander macht eine sehr mahlerische Wirkung, und selbst der Thurm hebt als eine große Schattenmasse den Effekt. Ich würde rathen zwey tragische, Cassandra und Hero, und zwey heitere Gegenstände, die Glocke und das Geheimniß, oder auch die Gunst des Augenblicks zu wählen. Für das Titelkupfer wäre nun noch etwas passendes auszudenken.

Es ist mir sehr angenehm zu hören, daß Göschen den Druck der eleganten Ausgabe übernehmen will. Sie kann in keiner Officin vollkommener ausfallen. Und so will ich mich auch gern noch ein halbes Jahr länger damit gedulden.

Mit aller Hochachtung verharre Ew. Hochedelgeb. ergebenster Diener

Schiller.

8.

Weimar, den 21. November 1804.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre freundschaftliche Theilnahme an meinem Befinden und freue mich Ihnen melden zu können, daß es jetzt wieder besser um mich steht und auch die Thätigkeit, die ich lange unterbrechen mußte, sich wieder einfindet. Ich habe nur die Festivitaeten abwarten wollen, die der Einzug unsrer Erbprinzessin hier veranlaßte und war eben mit Aussertigung des hier folgenden Paquets beschäftigt, als ich Ihr werthes Schreiben vom 19. empfing.

Sie erhalten nun hiebey das Mscrpt.

zu der zweiten Auflage des Zweiten Bandes meiner Gedichte. Da in den letzt verflossenen anderthalb Jahren verschiedene neue Gedichte entstanden sind, und es noch viele Jahre anstehen kann, bis sich Stoff genug zu einem dritten Bande findet, so habe ich diese neuen Gedichte diesem zweiten Bande noch einverleibt, der dadurch an Gehalt gewinnt und nun mit vollem Recht eine vermehrte Auflage heißen kann.

Sie haben die Güte, sie in der Ordnung abdrucken zu lassen, wie ich sie in dem Inhaltsverzeichniß angemerkt habe.

Was die Prachtausgabe betrift, so habe ich nun die Eintheilung dazu gemacht, und sämmtliche Gedichte die darin Platz finden sollen mit genau ausgerechneter Zeilen Zahl und in der Ordnung, die ich für die schicklichste hielt abschreiben lassen.

Es sind vier Bücher, deren jedes im Durchschnitt 10 Bogen oder 80 Quartseiten zählt.

Mit nächster Montags Post hoffe ich Ihnen das Mscrpt. zusenden zu können.

Freilich würde mir's angenehm seyn, wenn in der Michaelis Messe kommenden Jahres dieses Werk erscheinen könnte, da ich selbst eine Freude daran habe.

An Herrn Crusius in Leipzig.

Literarisches.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch in 2 Bänden. Von Dr. Johannes Scherr. Vierte durchgesehene und ergänzte Auflage. Zweite Lieferung. Stuttgart, Verlag von Carl Conradi.

Die Licht-, wie die Schattenseiten der Arbeiten des Züricher Gelehrten sind hinreichend bekannt. Zu den ersten rechnen wir vornehmlich seine Weise, die Dinge so anzusehen, als sähe er sie zum ersten Male, ganz unbefangen, um Liebe und Haß unbekümmert, und was er gesehen, rund und klar, nicht selten mit originneller Kraft auszusprechen. Es ist, als ob von den Gewohnheiten der demokratischen Umgebung, in welcher er nun seit vielen Jahren lebt, im Guten und Schlimmen ein starker Bestandtheil auf ihn übergegangen wäre. Was er wollte, hat er im ganzen erreicht: „ein lesbares Buch zu schreiben, welches allen wirklich und wahrhaft Gebildeten, oder nach wirklicher und wahrhafter Bildung Strebenden die Universalgeschichte der Literatur nahzubringen und vertraut zu machen vermöchte." Zu tadeln erscheint bei einer Schrift von solcher Absicht nur ein gewisser cynischer Zug, welcher schon in seiner deutschen Culturgeschichte sich in höchst unangenehmer Weise bemerkbar machte. So tritt es auf ungeeignete Weise aus dem Rahmen der übersichtlichen Darstellung, wenn diese, welche für die größten Werke nur wenige Zeilen zur Verfügung hat, einen ausführlichen Auszug aus einem frivolen Gedicht von Gresset giebt, und der Verf. erscheint unter dem Einfluß desselben Zuges, wenn er das bekannte komische Heldengedicht Voltaire's für das genialste Werk dieses Mannes erklärt.

Die Anordnung, welche er seinem Stoffe giebt, erscheint für den Handgebrauch praktisch, wenn sie auch, an den höheren Ansprüchen echt geschichtlicher Darstellung gemessen, Bedenken erregt. Die Literaturen der großen modernen Culturvölker, welche sich in lebendigster Wechselwirkung mit einander entwickelt haben, werden von ihm abgesondert, jede für sich, eine nach der andern dargestellt. Jene umfassenden Strömungen, welche sich gleichzeitig in Italien, England, Frankreich, Deutschland in bestimmten Epochen gewahren lassen, werden auf diese Weise nicht sichtbar; dagegen erscheint freilich der Zusammenhang der Begebenheiten in jedem einzelnen Lande vermöge dieser Methode in einfacher und übersichtlicher Weise.

Die Urtheile Scherr's entspringen im ganzen und großen aus einem gesunden Gefühl für die innere Mächtigkeit, für die menschliche und dichterische Bedeutung der Personen, über welche er schreibt, Cervantes, Shakespeare, Goethe sind auch ihm die Höhepunkte der modernen Literatur.

Mannigfachen Widerspruch werden freilich seine Bemerkungen über die neueste Literatur erfahren. Uns dünkt, daß er auch in der Anhäufung des Stoffes hier viel zu viel gethan. Diese Bemerkungen über Dichter des Tages, welche mit denselben kommen und gehen, stehen im Widerspruch mit der universellen Aufgabe einer allgemeinen Geschichte der Literatur.

Geschichte des deutschen Landes und Volkes. Von A. L. von Rochau. 2 Theile. Berlin, Verlag von Georg Reimer. 1870/1872.

Umfang und Ton dieses Buches ist wohl auf einen ähnlichen Leserkreis berechnet, wie Scherr's Allgemeine Geschichte der Literatur, und wir wünschen lebhaft, daß ihm derselbe zu Theil werden möge.

Denn weit mehr, als in den bisherigen Bear-

beitungen der deutschen Geschichte ihm geboten wird, sucht ein moderner Leser politischen Blick und politische Erörterung in der Auffassung der bisherigen Entwicklung unseres Volkes. Ein Werk wie Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit, so hervorragend in der gelehrten und kritischen Benutzung der Quellen, giebt doch durchaus kein Bild der politischen Factoren, aus deren Zusammenwirken die europäische Politik des Mittelalters erwuchs. Unendlich zu beklagen bleibt, daß der größte unserer lebenden Historiker, Ranke, der Meister unserer kritischen Schule, der zugleich in der Auffassung politischer Combinationen Meister ist, das großartige Gesammtbild mittelalterlicher Politik, welches er in seinen Vorlesungen zu entrollen pflegte, nicht hat aufzeichnen wollen. Nur seine berühmte Einleitung zur Geschichte der Reformation giebt von derselben Kunde. Vor dieser Auffassung mußte Alles, was bisher über den großen Gang der politischen Geschichte Deutschlands geschrieben ist, in Schatten treten.

Rochau ist bekanntlich Politiker in erster Linie, und sein Interesse an praktischer Politik hat ihm das Verständniß der politischen Geschichte aufgeschlossen. Es steht ihm wohl an, daß er es offen bekennt: „Ich habe den auf dem öffentlichen wissenschaftlichen Markte vorhandenen Rohstoff auf Treu und Glauben angenommen, wie ich ihn gefunden, und demselben vorzugsweise die wesentlichen Bestandtheile jenes politischen Inhalts abzugewinnen gesucht, welcher mit den Mitteln des heutigen Tages, meiner Meinung nach, deutlicher erkannt und zu klarerer Darstellung gebracht werden kann, als es früher möglich war."

Aber ihm kommen zu Hülfe der Blick des Politikers und der Moment, in welchem er schreibt. Er begann den 1. Band unter der Anregung des preußisch-österreichischen Krieges und der Begründung des norddeutschen Bundes. Die Ereignisse selber erweiterten, während er schrieb, seine Gesichtspunkte. Die Begründung des deutschen Kaiserthums gewährte der historischen Betrachtung unserer Vergangenheit unberechenbare Vortheile. Vergleicht man die bisherige Entwicklung in diesem Lande mit der in England und Frankreich, so ist sofort erkennbar, warum bis heute deutsche bedeutende Geschichtschreiber wenig Neigung besaßen, das für unsere Geschichte zu thun, was Macaulay für England geleistet hat. Vergeblich suchte man in dem Gewirr der Thatsachen dieser Geschichte einen herrschenden Gedanken, oder eine gemeinsame Aufgabe. Dagegen verspricht der weite Gesichtskreis des heutigen Tages einen unberechenbaren Ertrag für das Studium der Vergangenheit. Werth und Unwerth älterer Gestaltungen werden jetzt erst sichtbar. So sind die Erlebnisse der Zeitgenossen besser geeignet als alle andere Beweisführung, die Sage von der Macht und Herrlichkeit der alten Kaiserzeit auf ihren Werth zurückzubringen. Auf der andern Seite blicken wir nunmehr deutlicher als früher in die allmählige Entwicklung derjenigen Factoren, welche für die Gestaltung eines deutschen Staatsganzen entscheidend gewesen sind.

Und hier hätten wir am meisten mit dem Verf. dieses Werkes zu rechten. Wenn auch neue Gesichtspunkte schließlich an dem Material der Quellen allein zu voller Entfaltung gelangen, nicht aber vermöge der bloßen Benutzung früherer Darstellung, so braucht das Bessere nicht der Feind des Guten zu sein. Dagegen an einem Punkte und zwar dem entscheidenden hätte auch ein mit den Quellen weniger vertrauter Politiker tiefer greifen müssen, als R. thut. Wir meinen die allmälige Entwicklung der Verwaltung, des Beamtenthums und der militärischen Organisation, welche schließlich der entscheidende Factor für die Begründung unsers Staatsganzen geworden sind. Nicht einmal die Grundlegung unsrer militärischen Organisation im Anfang unsers Jahrhunderts unter Scharnhorst und Gneisenau, einer der größten Vorgänge in der gesammten Geschichte Europa's, kommt zur Geltung. Und hier müssen wir von folgenden Auflagen eine Verbesserung erwarten.

Schopenhauer-Lexikon. Ein philosophisches Wörterbuch nach Arthur Schopenhauer's sämmtlichen Schriften und handschriftlichem Nachlaß bearbeitet von Julius Frauenstädt. Bd. 1 u. 2. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1871.

Der Verfasser ist heute unstreitig der hervorragendste unter den Anhängern von Schopenhauer. Denn Herr von Hartmann hat die Grundgedanken dieses Philosophen mit so selbständigem Geiste fortgebildet, daß er nur in einem weiteren Sinne der Schule zugezählt werden darf. Dagegen bewegt sich Julius Frauenstädt auch in seinen eigenen verdienstlichen Arbeiten, als deren vorzüglichste wir seine Studien über das sittliche Leben betrachten, in den Bahnen des Frankfurter Philosophen. Er hat gemeinsam mit Lindner in den „Memorabilien" wichtige Beiträge zum Verständniß der Persönlichkeit und des Lebens von Schopenhauer gegeben. Eine Arbeit von nicht geringerem Werth ist das vorliegende Lexikon, welches für ein eindringliches Studium der Werke und des Systems inskünftige unentbehrlich sein wird. Je mehr die Beschäftigung mit Schopenhauer unter der Masse der Gebildeten in allen Culturländern an Raum gewonnen hat, desto wichtiger ist, daß diese Beschäftigung sich vertiefe. Ein Philosoph will nicht gelesen, sondern studirt sein. Und in der Gewalt der Rede dieses Denkers, einer Ge-

walt, die ihn neben unsere größten Schriftsteller stellt, liegt eine Art von Zauber, der von der scharfen Auffassung und Prüfung der Begriffe ablenkt. Diese Philosophie ist aus dem Affect entsprungen und wirkt stärker als irgend eine andere durch den mächtigen Ausdruck der Gemüthsbewegung. Möchte daher die hier vorliegende nüchterne Zusammenstellung der Gedanken Schopenhauer's in lexikalischer Form zur klaren Auffassung und strengen Prüfung der Gedanken dieses Philosophen auch die im Denken weniger geübten Freunde desselben hinlenken.

Wir theilen nicht die Hoffnung des Verfassers, daß dieses Werk neben die sogenannten Reallexica als ein philosophisches trete, daß es die Erweiterung und Verbreitung bloßer thatsächlicher Kenntniß, welche jene befördern, ergänze durch Entwicklung der philosophischen Einsicht. Es liegt in der Natur der Sache, daß empirisches Wissen und Reichthum an Kenntnissen in lexikalischer Form mittheilbar ist, philosophische Einsicht ist es nicht: ihr ist die Form sachlich geordneter zusammenhängender Entwicklung wesentlich.

Auch scheint uns die Philosophie Schopenhauer's durchaus nicht auf solche Allgemeingültigkeit Anspruch zu haben, daß ein Lexikon derselben das Recht hätte, als philosophisches Lexikon gelten zu wollen. Aber ein doppelter Werth wird diesem Lexikon bleiben. Wie das große Lexikon von Mellin dem unentbehrlich sein wird, der die Philosophie Kant's ernstlich studirt, so wird auch das hier vorliegende Schopenhauer-Lexikon jedem gegenwärtigen und künftigen Forscher nothwendig sein, welcher ein strenges Studium aus der Philosophie des merkwürdigen Denkers macht. Und zwar wird für einen solchen das vorliegende Werk einen besonderen Werth durch die in ihm enthaltenen Mittheilungen aus den Handschriften Sch. haben. Es ist bekannt, daß dieselben durch die testamentarische Verfügung Schopenhauer's in den Besitz Frauenstädt's gelangt sind. Er allein war daher im Stande, wirklich den gesammten Nachlaß Schopenhauer's, Gedrucktes und Ungedrucktes, einer lexikalischen Arbeit zu Grunde zu legen und so die größtmöglichste Vollständigkeit zu erreichen. An diesem Punkte können wir freilich nicht umhin, eine Ausstellung zu machen. Derjenige Theil des Lexikons, welcher aus dem Gedruckten zusammengestellt ist, unterliegt überall der ausführbaren Controle durch die Werke selber; Jedermann kann sich der Richtigkeit des Citats vergewissern oder vielmehr der Richtigkeit der Zusammenfassung; dagegen haben wir für die Anführungen aus dem ungedruckten handschriftlichen Nachlaß keine Controle solcher Art, können die Genauigkeit der Zusammenziehung nirgends beurtheilen und infolge davon dieselben nicht als authentische Aeußerungen Sch. annehmen. Diesem Uebelstande wäre abgeholfen, wenn solche Stellen wörtlich und unter Garantie von Anführungszeichen mitgetheilt worden wären. Von diesem Mangel abgesehen, haben wir das Werk Frauenstädt's sorgfältig, vollständig und höchst geeignet für Benutzung bei wissenschaftlichem Studium Schopenhauer's gefunden, darüber hinaus hat es einen anderen nicht gering anzuschlagenden Werth für weitere Kreise. Es wird ihnen bei der Lectüre Schopenhauer's zur Hand sein; und es wird auch dann, wenn für bestimmte Probleme und Begriffe eine Auskunft gesucht wird, sei es daß Gespräch oder Lectüre oder Nachdenken das Bedürfniß aufdrängen: jederzeit eine anregende Antwort darbieten. Denn hat man auch von dem Frankfurter Einsiedler nirgends Darlegung der objectiven Ergebnisse der bisherigen Wissenschaft zu erwarten — er war eben so einsam in seinem Denken als in seinem Leben; ebenso leidenschaftlich subjectiv in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen als in seiner Beweisführung — nie wird man Worte finden, wo man einen Gedanken zu finden hoffte; nie unfruchtbare Abstractionen, wo man fruchtbare Forschung wünschte; und überall, wo man das philosophische Orakel dieses Lexikons auch befrage, wird die Antwort beschäftigen, interessiren und Nachdenken hervorrufen, wie sie aus bewegtem, anschaulichem und rücksichtslosem Denken entsprang.

Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts. Wort und Weise gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1872.

Der Verfasser derselben hat früher bereits fränkische Volkslieder, sowie solche aus verschiedenen Kriegszeiten veröffentlicht. Die hier vorliegende Sammlung stammt aus einer sehr großen Masse fliegender Blätter und handschriftlicher Aufzeichnungen, und wir glauben gern, wie er erzählt, daß dieselben Uhland's Interesse lebhaft in Anspruch nahmen. Nicht nur ein culturhistorisches Interesse wird angeregt, indem man in diesen Liedern blättert, welche unter Soldaten, Jägern, Studenten, heitern Wanderern von Mund zu Mund gehen; nicht selten begegnet man unter ihnen auch echtester Poesie. Wir zeigen dies an einigen Versen eines Jägerliedes, welches besonders interessant ist durch die Vergleichung mit Goethe's berühmtem Gedicht: „Im Felde schleich' ich ꝛc.“:

Eh' der Morgenröthe Zier
Mit dem güldnen Fingerleine
Leislich an die Himmelsthür
Klopfet, daß Frau Sonn' erscheine:

Hab' ich mich schon zu der Jagd
Allerfrühest aufgemacht . . . .

Wann ich komm' nun in den Wald,
Da ist Alles stumm und stille,
Schlummrig auch noch von Gestalt,
Nur die Luft ist frisch und kühle;
Kaum ein Hälmelein sich rührt,
So der Thau mit Perlen ziert . . .

Leislich kommt der Morgenwind,
Wieget in den oberst Zweigen,
Daß sie, wie die frommen Kind,
Als zum Beten sich verneigen.
Auch ein Thau, als Opfer dar,
Fällt aus ihrem grünen Haar . . . .

Also stille schleiche hin u. s. w.

Karl von François, ein deutsches Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwartzkoppen. Schwerin. A. Hildebrand.

Will Jemand ein spannendes, unterhaltendes und an romantischen Begebenheiten reiches Buch lesen, dem darf man das vorliegende empfehlen, und er hat dabei die Gewißheit, daß das Lebensbild, welches vor ihm entfaltet wird, kein erdichtetes ist, sondern daß Alles, was er da geschildert findet, wahr und wirklich erlebt ist. Nicht nur wird der Leser befriedigt sein durch den Inhalt, er wird auch die erhebende Empfindung gewinnen, daß es Menschen gegeben hat und noch giebt, die ganz sich selbst treu bleiben in den wechselnden Schicksalen eines an Ereignissen froher und trüber Art reichen Daseins. Vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Schlusse der Befreiungskriege erfahren wir mit dem Helden dieser Memoiren fast nur solche Erlebnisse, die zugleich die damaligen Verhältnisse nach verschiedenen Richtungen hin illustriren, so namentlich die Gefangenschaft auf dem Hohenasperg und seine merkwürdige Befreiung. Ob der vorzügliche, wahrhaft sympathische Stil des Ganzen den Memoiren ursprünglich eigen oder das Verdienst der Herausgeberin ist, dürfte schwer zu entscheiden sein.

Tokaj und Jókai. Bilder aus Ungarn von Karl Braun-Wiesbaden. Berlin. Georg Stilke.

Wir kommen allgemach auch in Deutschland dahin, jeden Vorzug in seiner Art zu schätzen und nicht mehr die tiefsinnige und ernste Miene des Pedanten allein für das Erlaubte in der wissenschaftlichen Literatur zu halten. Der Conversationston gewinnt immer mehr Boden, und gelingt es dem Schriftsteller, einen jovialen Zug einzumischen, um so liebenswürdiger finden wir ihn. In diesem Sinne sind Bücher wie das vorliegende besonders willkommen. Der berühmte Reichstagsabgeordnete bietet darin eine Reihe sehr wichtiger und tief in das volkswirthschaftliche und geistige Leben der Nationen eingreifender Beobachtungen, die er auf einer ungarischen Reise gesammelt, in ebenso witzsprühender wie nach allen Seiten hin Schlaglichter werfender Weise und zeigt sich als vielbelesenen, vielerfahrenen, vieldenkenden und doch frisch mitten im Leben stehenden Mann, der den Geist nicht leugnet, aber seine Veredlung auch nicht ohne die Materie betreibt, und eben darum gern von Wein und Poesie im Zusammenhang redet.

Die **„Neuen Novellen“** von Karl Helgel (Berlin bei Gebr. Paetel) sind alle drei geistvoll erdacht und mit Geschmack ausgeführt, doch verschieden an innerem Werth. Die erste „Er kommt nicht“ führt zwar das Thema, daß das Schlechte dem Schlechteren gegenüber als Tugend erscheint, virtuos durch, erzielt damit aber wenig poetische Wirkung. Die letzte Novelle „Der Packesel“ giebt die rührende Zeichnung eines treuen, selbstlosen Charakters. — Von Wilhelm Jensen, der an Productivität wohl die meisten Schriftsteller der Gegenwart übertrifft, ist ein Roman **„Drei Sonnen“** erschienen. (Schwerin, Hildebrand's Verlag.) Es ist die Herzensgeschichte eines träumerischen Gelehrten, der als Gymnasiast wie als Student seine Liebe verworfen sieht und später, als älterer Mann, der sechzehnjährigen Tochter einer früheren Geliebten sein noch immer nicht klug gewordenes Herz zuwendet. In Naturstimmungen wie in der poetischen Einkleidung philosophischer Träumereien ist Jensen unübertrefflich, wogegen seine Menschen in ihrer Art und Weise oft nach einer oder der andern Seite das rechte Maß überschreiten. — Wir möchten bei dieser Gelegenheit noch auf eine Erzählung hinweisen, die zu dem Besten gehört, was in dieser Richtung existirt. Es ist der Roman aus dem baltischen Leben **„Wilhelm Wolfschild“** von Theodor Hermann. (Mitau, E. Behre.) Sowohl in den Einzelheiten wie in der Conception des Ganzen ist dieses Buch vortrefflich zu nennen. — Von dem historischen Roman **„Eine ägyptische Königstochter“** von Georg Ebers ist bei Hallberger die dritte Auflage erschienen, ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Lectüre dieses auf gediegenen Studien basirenden Romans vielen Anklang gefunden hat. — In demselben Verlage erschien die Erzählung **„Mußte es sein?“** von Karl Detlef, worin der bereits sehr beliebte Autor die russische Gesellschaft mit demselben Glücke wie in früheren Arbeiten schildert.



Neuestes aus der Ferne.

Russische Handelsverträge mit centralasiatischen Staaten.

Seitdem Rußland durch die Sorge für die Ruhe in der schon vor langer Zeit unter seine Botmäßigkeit getretenen Kirgisensteppe genöthigt worden, kriegerische Operationen gegen die Nachbaren zu unternehmen und bedeutende territoriale Erwerbungen zu machen, sind diesen letzteren in einigen Organen der ausländischen Presse Eroberungspläne zu Grunde gelegt, welche gegen England gerichtet wären und dessen Besitzungen in Ostindien bedrohen könnten. Eine solche Ansicht wurde, obgleich sie durch wiederholte offene Erklärungen des russischen Ministeriums und ebenso durch beruhigende Kundgebungen von Seiten Englands widerlegt worden, von einem bedeutenden Theile des lesenden Publicums, sogar in Rußland, gern aufgenommen. Erst in letzter Zeit ist, wie es scheint, mehr und mehr eine richtige Auffassung dieser Operationen in Centralasien und der von Rußland verfolgten Ziele zur Geltnug gekommen, was zum Theil der Verbreitung genauerer Nachrichten über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse in den dortigen Grenzdistricten zuzuschreiben ist.

Mit der Herstellung der gewünschten Ruhe und einer gewissen bürgerlichen Organisation in der Kirgisensteppe hat sich der russische Handel mit den centralasiatischen Chanaten in Folge der verhältnißmäßigen Sicherheit der Karawanenstraßen bedeutend erweitert. Bis zur Einnahme Taschkents durch russische Truppen befand sich der Handel fast ausschließlich in den Händen der Bucharen und Chokander, die um Manufacturerzeugnisse nach Rußland kamen und sich der vollständigsten Sicherheit für sich und ihre Habe erfreuten. Russische Kaufleute dagegen wurden, wenn sie sich in seltenen Fällen in die benachbarten Chanate begaben, auf jedem Schritte nicht nur von ihren Nebenbuhlern, den Händlern, sondern auch von den localen Regierungen selbst bedrängt, welche zu ihrem eigenen Nutzen das Doppelte des durch das Schariat für die Muselmänner festgesetzten Zolles von denselben erhoben, abgesehen von allen übrigen Bedrückungen und der zügellosen Willkür von Seiten der Steuereinnehmer und städtischen Behörden. Es stellte sich die offenbare Nothwendigkeit heraus, einer solchen unvortheilhaften und der Stärke Rußlands so wenig entsprechenden Lage der Dinge ein Ende zu machen. Deshalb erließ die Regierung bei der Einrichtung des General-Gouvernements Turkestan für die weiteren Operationen in Centralasien ein vollständig bestimmtes Programm: Hinsichtlich der neu eroberten Länder — Einführung einer regelmäßigen Administration und gesetzlichen Ordnung; hinsichtlich der benachbarten Chanate — Anknüpfnng eines freundschaftlich diplomatischen Verkehrs mit den Herrschern und gleiche Berechtigung aller russischen Kaufleute im Handelsverkehr mit diesen Chanaten.

Zuerst unterwarf sich der Chan von

Chokand, der sich als nächster Nachbar von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, sich mit Rußland in einen Kampf einzulassen. Nach kurzen Unterhandlungen nahm Chudajar-Chan die ihm vorgeschlagenen Bedingungen für einen freien Handelsverkehr an, und am 13. Februar 1868 legte er nach einigen Schwankungen, welche die kriegerische Partei in Chokand veranlaßt hatte, den „wechselseitigen Verpflichtungen“ sein Siegel bei. Hierdurch wurde der Grund zu einer weiteren Annäherung an dieses Chanat gelegt.

Seitdem sind 4½ Jahre verflossen; seit dieser Zeit haben sich die freundschaftlichen Beziehungen zu Chudajar-Chan und dem chokandschen Volke wesentlich befestigt, und wie es scheint, hat man bereits begonnen, die russische Nachbarschaft und Freundschaft zu schätzen und in derselben Vortheil und Sicherheit zu finden.

Mit dem Emir von Buchara war es schwieriger, ins Reine zu kommen. Als ihm zum ersten Male die „wechselseitigen Verbindlichkeiten“, die den russischen Kaufleuten eben nur dieselben Rechte sichern sollten, deren sich die bucharischen Kaufleute seit langer Zeit in Rußland erfreuten, zur Bestätigung vorgelegt wurden, träumte er noch von der Rache, die er für die 1866 erlittene Niederlage zu nehmen gedachte, und zu derselben Zeit, als in dieser Angelegenheit Unterhandlungen mit seinem Abgesandten in Taschkent gepflogen wurden, d. h. im Winter 1867—1868, bereitete er sich eifrig zu einem neuen Kampfe mit Rußland vor. Der unglückliche Feldzug 1868 brachte ihn so weit zur Vernunft, daß er die ihm vorgelegten neuen „Verpflichtungen“, die den mit Chokand eingegangenen ähnlich waren, annahm. Dieser Vertrag blieb aber ein todter Buchstabe, so lange er sich nicht durch die Zurückgabe von Karsch (im November 1868) und Schachrissjabs (im August 1870) von dem aufrichtigen Wunsche, in Freundschaft mit ihm zu leben, überzeugt hatte.

Der Vertrag, der am 11. Mai 1868 unterzeichnet wurde, ist von dem mit Chokand abgeschlossenen nur insofern verschieden, als in demselben ausdrücklich der Verpflichtung des Emirs erwähnt wird, für die Sicherheit der russischen Kaufleute, der Karawanen und überhaupt des Eigenthums derselben innerhalb seiner Besitzungen ernste Sorge zu tragen.

Während die Unterhandlungen mit Chokand und Buchara geführt wurden, wurden auch mehrfache Versuche gemacht, regelmäßige und freundschaftliche Beziehungen zu Chiwa herzustellen, aber alle darauf gerichteten Bemühungen führten nicht zu dem gewünschten Ziele und dienten nur dazu, die wirkliche Stimmung der Regierung von Chiwa klar zu legen. Rußland verlangte eben nur die Befreiung seiner Unterthanen aus der Gefangenschaft und die Zulassung eines freien und ungefährdeten Verkehrs seiner Kaufleute mit den Städten des Chanats Chiwa; aber auch auf diese gesetzlichen und mäßigen Forderungen wurde bald mit Schweigen, bald mit Weigerungen, bald mit unsinnigen Gegenforderungen geantwortet. In dieser Lage können die Angelegenheiten um so weniger bleiben, als die Ruhe und Ordnung in der Orenburgischen Steppe sich in directer Abhängigkeit von den Beziehungen zu Chiwa befindet.

Es bleiben noch einige Worte über den im Juni vorigen Jahres abgeschlossenen Vertrag mit dem Herrscher von Dshityshar, d. h. von dem chinesischen Turkestan oder Kaschgar, mit Jakub-bek, zu sagen. Bis 1865 gehörte dieses Land zum chinesischen Reiche, und kraft des Vertrages von Peking vom 2. November 1860 war diese Provinz dem russischen Handel geöffnet. Nachdem Jakub-bek sich dieser Provinz bemächtigt hatte, konnte er in derselben nur unter der Bedingung gelitten werden, daß er in die Verbindlichkeiten der von ihm gestürzten Regierung eintrat. Im Juni 1872 nahm endlich Jakub-bek die ihm vorgelegten „gegenseitigen Verpflichtungen“, die mit den zwischen Rußland und Buchara abgeschlossenen ganz identisch sind, an und legte denselben sein Siegel bei.

Es ist einiger Grund zu hoffen, daß Jakub-bek es aufrichtig mit diesen Bedingungen meinen wird. An einem seiner Nachbarn, dem Sultan von Kuldsha, hat er gesehen, wozu Hartnäckigkeit und Hinterlist führt; an einem anderen, dem Chan von Chokand, kann er sich deutlich überzeugen, daß, wie er selbst in seinem Briefe an den Generaladjutanten v. Kaufmann sagt, „der mit Rußland abgeschlossene

Friede und die Freundschaft mit demselben weder Schaden, noch Bedrückung mit sich bringe, sondern wie im Gegentheil die kleinen Staaten durch das mächtige Rußland Ruhe gewinnen."

Die Völker aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal.

Ueber die Völker aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal hat Dr. G. Schweinsurth bereits früher einzelne Mittheilungen gemacht, welche sich dahin zusammenfassen lassen, daß gegenüber den Bewohnern der schwarzerdigen Tiefebene, den Schilluck, Nuer und Dinka, die sich durch schwärzeste Hautfarbe auszeichnen, die Bongo, Mittu, Niam Niam und Kredj, welche die rothe, eisenhaltige Sandsteinplatte des mittleren und südlichen Bahr-el-Ghasal-Gebiets bewohnen, trotz sprachlicher Verschiedenheit, abweichender Sitten und Lebensbedingungen durch den vorherrschend röthlichen Ton ihrer Haut und den völligen Mangel der Rindviehzucht als ein zusammenhängendes Ganze erscheinen. Die Bongo oder Dor, wie sie von den Dinka genannt werden, sind seit ihrer Unterjochung durch Chartumer Elfenbein- und Sklavenhändler auf circa 100000 Seelen reducirt. Die Zeit kann nicht fern sein, wo dieser vorzüglich begabte, bildungsfähige Stamm völlig ausgestorben sein wird, und die beabsichtigte Besitzergreifung aller dieser Länder durch die Aegypter wird das Ihrige dazu beitragen, ein solches Resultat möglichst rasch auch auf die übrigen Völker auszudehnen.

Das Armenische Hochland.

Ueber den Charakter des Armenschen Hochlandes geben die beiden Reisenden G. Radde und G. Sievers interessant Berichte, welche vorläufig zum Theil in Petermann's Mittheilungen erscheinen. In Bezug auf die Araxes-Ebene und den Blick auf das Ararat-Gebirge heißt es da:

Verläßt man Eriwan bei heiterem Wetter und verfolgt die Poststraße gegen Süden, so breitet sich vor dem Auge des Reisenden eines der eigenthümlichsten und großartigsten Landschaftsbilder aus, welches man überhaupt sehen kann. Man erreicht bald die Sanga-Araxes-Fläche, welche, hier steinlos, einen gelblich-grauen Boden hat, von zahllosen Bewässerungskanälen durchschnitten wird und so stark angebaut und bewohnt ist, daß man bis Dawalu fast beständig zwischen Gärten und Feldern fährt und große Dörfer passirt. Das üppige Grün der weiten Gartenanlagen ist von hohen Eleagnus-Hecken mit silbergrauem Laube vortheilhaft durchsetzt. Die geraden, oft doppelten und dreifachen Linien der Pappeln werden ab und zu von einer gepflanzten Ulmengruppe unterbrochen. Auf dem Wiesengrunde der Gärten stehen in unabsehbaren Reihen die kurzstämmigen, breitkronigen Aprikosen. Auf den Feldern bedingen Baumwollen-, Ricinus- und Reisplantagen die wohlthuendsten abwechselnden Nüancirungen in Grün. Ueberall herrscht hier reiches Leben. Es fehlt im Vordergrunde dieses Bildes nirgends an origineller Staffage. Träge Büffel ziehen die zweirädrigen plumpen Arben (Fuhrwerke), deren Dach, mit bunten Teppichen bedeckt, die orientalischen Insassen vor der Sonne schützt. Ueberall in den Gärten sieht man Menschengruppen, die Seidenernte hat begonnen; zwölf Paar Zugvieh schleppen den schweren Pflug im festen lehmigen Boden und die große Poststraße ist stark belebt. Einwandernde Perser kommen in Menge zur Ernte. Reiche armenische Weiber sitzen zu Pferde, ganz in blaue Tschadra gehüllt und vor dem Gesichte das weiße Gewebe mit seinem gegitterten Netze, durch welches die Augen schauen. Sie wenden sich sorgfältigst seitwärts, wenn wir ihnen begegnen. Eine große Schaar Rosenstaare schießt an uns vorbei, um die reifenden Maulbeeren im nächsten Garten zu kosten. Es ist für den Fremden hier Alles anders als in der Heimath, er gewöhnt sich erst nach und nach daran und wird dann gleichgültig. Allein in allem diesen liegt nicht der vorzüglichste Reiz dieser Gegend. Immer aufs neue blickt man gegen Süden zu den Ararat-Zwillings-Kolossen, die, obschon sie 50 Werst weit entfernt sind, trügerisch nahe zu sein scheinen und in der dünnen Atmosphäre des Hochlandes sich aufs schärfste bis in die Details auf hellblauem Firmament abzeichnen. Man sieht sich an diesem Bilde nicht satt. Gewöhnlich lagern in der Höhe von 12- bis 14000 Fuß Stratus-Wolken am Großen Ararat, die erst gegen Abend ganz schwinden. Dann färbt die untergehende Sonne Alles auf das brillanteste. Ein intensiver Purpur umfließt auf kurze

Zeit die Ebene und die Höhen. Ihm folgt das Dämmerlicht in der Tiefe, aber hoch oben erglänzen noch die Firnfelder des Großen Ararat im klarsten Weiß, — kalt — starr — erhaben.

Der Hafen von Montevideo.

Der eigentliche Seehafen Montevideo's beschränkt sich zwar auf eine und eine halbe Seemeile im Quadrat, ganz dicht an der Nordwestseite der Stadt gelegen, mit einer Tiefe von fünfzehn bis zwanzig Fuß. Im weiteren Sinne aber kann die ganze Bai von Montevideo als Hafen angesehen werden. Auch als Seehafen hat derselbe ganz entschiedene Vorzüge vor Buenos Ayres, da die viel zu geringe Tiefe des dortigen Hafens größere Schiffe zwingt, fünfzehn bis zwanzig Meilen von der Stadt entfernt liegen zu bleiben und Anker zu werfen. Alle Waaren und Güter werden in dieser Entfernung auf kleinere Dampfer geladen, die sich wiederum nur bis auf zwei Meilen der Stadt nähern können. Hier endlich nehmen Drays, die wenig oder gar nicht die eindringende Feuchtigkeit abhalten, bespannt mit Eseln, die bis an den Hals im Wasser stehen, nochmals die Waaren von den kleineren Dampfern auf und befördern sie schließlich bis nach dem Zollhaus von Buenos Ayres.

Von Montevideo aus besteht mit allen Seeplätzen Südamerika's fast ein täglicher Verkehr. Verbindungen mit Europa durch englische, französische, italienische, portugiesische und deutsche Dampfer sind mindestens einmal wöchentlich gesichert. Verbindung mit Nordamerika findet per Dampfer leider nur einmal im Monat statt, und selbst dann nicht direct, sondern durch Anschluß an Rio Janeiro.

Montevideo ist die einzige Stadt Südamerika's, die sich rühmen darf, mehrere elegante Hotels zu besitzen. Die Wohnhäuser sind meist zweistöckig, ohne bestimmten Baustil, mit flachen Dächern, die, zu blühenden Gärten umgewandelt, in den Abendstunden zum Aufenthalt dienen. Von hier aus überschaut man den viele hundert Schiffe tragenden Hafen. Jedes Haus schließt mehrere, zwei oder drei, mit Marmorschiefer oder Porzellanplatten geschmackvoll belegte Höfe, die geräumigen Hallen gleichen, ein; diese Höfe sind gleichzeitig mit Strauchgewächsen aller Art, Orangen-, Citronenbäumen, Blumentöpfen mit Rosen und Veilchen und anderen Blumen eingeschlossen. Wegen des außerordentlichen Mangels an Holz findet man sogar alle Treppen und Fußböden mit Marmorplatten belegt. Ohne Ausnahme sind hier die großen, schönen Fenster des unteren Stocks mit Eisengittern fest verschlossen. Es macht auf den Europäer wenigstens, der dabei unwillkürlich an Gefängniß und Diebstahl denkt, einen unangenehmen Eindruck. Da aber Diebstahl hier nicht vorkommt, so ist die Verunstaltung der sonst schönen Häuser wohl auch unnöthig.

Sonderbarer oder auffallender Weise findet man zur Beförderung von Fracht und schweren Gegenständen überhaupt, keinerlei Last- und Transportwagen. Man bedient sich einer Art von Karren, den amerikanischen Trucks sehr ähnlich, nur ungleich plumper, und mit doppelt so hohen schweren Rädern; auf diesen ist ein Geflecht befestigt, wie es die Importeure von Glas und Porzellan mit ihren Waaren erhalten. Ferner sind kleine einheimische Pferde mit großen, aus Häuten zusammengenähten Körben beladen, in denen namentlich die Bewohner des Innern, den Indianern gleich, ihre Habseligkeiten bergen, oder ihre wenigen Producte nach Montevideo bringen.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 5 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 197.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Februar 1873.



Aus alten Spuren.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

(Fortsetzung.)

III.

Neue Offenbarungen.

Es war wirklich seltsam, wie bereitwillig das Geschick dem Eifer und der Lust des Criminalisten zu seinem Fach genügen zu wollen schien. Von schweren Verbrechen war in diesen Landstrichen seit vielen Jahren selten oder gar nicht mehr die Rede gewesen und Fälle, wie die Ermordung des Herrn von der Leuen oder neuerdings der Wittwe Lebrecht waren ganz dazu angethan, als Raritäten in jene mündliche Chronik der Großeltern, Ammen und Kinderfrauen aufgenommen zu werden, die für Kinder einen so unvergänglichen Reiz zu haben pflegt. Nun gelangte aber schon wieder die Kunde von einer blutigen That an das Gericht: zu Pogwitz, dem Sitz des alten Herrn von Halthin, hatte einer von den Oberknechten — Johann Rist hieß er — den Wirthschafter erschlagen, ohne Vorbedacht freilich, wie es schien, gereizt nur durch einen heftigen Streit und durch eine, diesem folgende thätliche Mißhandlung.

Auf seinen Wunsch wurde Malsberg, der sich durch seine sorgfältige Behandlung des Lebrecht'schen Falles schon ein großes Vertrauen erworben hatte, auch diesmal mit der Aufnahme des Thatbestandes beauftragt und machte sich persönlich auf den Weg, den Arzt zu suchen,

der ihn auf der Fahrt zu begleiten hatte. Er fand ihn glücklicherweise bald, denn die Anmeldung des Falles war von der Mittheilung des alten Gutsherrn begleitet gewesen, daß der Wirthschafter das Eintreffen der Beamten kaum noch erleben werde. Und so schob denn Rohde selbstverständlich alle übrigen Geschäfte rasch auf die Seite, um mit dem Freunde in sein Haus zurückzukehren, wohin der Wagen bereits bestellt war.

Rohde zeigte sich auch diesmal wieder von dem Verbrechen bestürzt und tief ergriffen, allein es erschien dabei ein Zug, der Malsberg an dem Freunde noch besonders überraschte, ja ihm für denselben wohlthat. Der stille Mann hatte vor ihm bisher seiner Schwiegereltern noch niemals in einer Weise gedacht, die als herzliche Zuneigung ausgelegt werden konnte. Nun aber sagte er auf dem Heimwege plötzlich: „Das ist ja aber ganz abscheulich! Was ist denn in unser schlichtes und kaltes Land hineingefahren, daß sich solche Thaten drängen? Und nun obendarein zu Pogwitz! Wie leid mir das für die Alten thut! Sie mit ihrer Solidität und Ehrenhaftigkeit, mit ihrer Würde und Friedensliebe, müssen jetzt noch in ihrem Alter durch solche Nichtswürdigkeiten erschreckt und betrübt werden! Wie mir das leid thut!"

Daheim, als Anna von dem Geschehenen erfuhr, zuckte sie erschrocken auf und schlug die Hände zusammen. „Um Gotteswillen," rief sie, „was für ein Unglück! Aber freilich — freilich, es mußte wohl kommen! Wir haben es längst gefürchtet, Blöming war so übertrieben, so grausam hart mit den Leuten, und sie sind nicht mehr so geduldig wie sonst. Der Papa wollte auf Schwager Gisow nicht hören — nun hat er's! Und —" sie machte eine kurze Pause, als dächte sie nach, und fügte dann mit ungewöhnlich düsterem Ausdruck hinzu: „Wahrhaftig, ich irre mich nicht, es trifft wieder genau zu!"

„Du hast Recht — wir schreiben ja 1866!" sagte Rohde sichtbar überrascht. „Daran habe ich noch gar nicht gedacht."

„Natürlich!" meinte sie mit empfindlicher Schärfe. „Wie kämst du zu solchen Gedanken und Interessen! Du dankst deinem Gott, wenn du mit deiner Praxis und deiner Politik fertig bist. Das Uebrige kümmert dich nicht."

Als Rohde sich achselzuckend abwandte, um nach seinem Besteck und dem Reiserock zu sehen, mischte Malsberg sich ein. Anna's Worte verdrossen ihn nicht nur, sondern thaten ihm auch für den Freund weh, und er sagte in einem Tone, der sie ersichtlich stutzen machte: „Nun, nun, Frau Anna" — so vertraut war er inzwischen mit ihr geworden — „ich muß wieder einmal die Partei Ihres Mannes nehmen. Unser Beruf muß Unsereinem nun schon das Erste sein und verlangt mehr von uns, als — Uneingeweihte zu würdigen vermögen. Da Rohde es nicht gethan, sagen Sie mir lieber selber, was Sie mit jenem ‚Zutreffen' gemeint haben. Es könnte für die Auffassung dieser That von Interesse sein."

Sie hatte, wie gesagt, gestutzt, dann, nach einem unsicheren Blick die Augen niederschlagend, schweigend zugehört. Nun schaute sie, auch jetzt unsicher, wieder auf und versetzte in einem nicht ganz freien Tone: „Haben Sie wirklich noch nicht von dem sogenannten ‚Fluch von Pogwitz' gehört? Es soll vor vielen Jahren dort einmal ein Mensch, der einen anderen in der Nothwehr erschlug, trotzdem hingerichtet sein. Vor seinem Tode hat er den Richtern geflucht und prophezeit, daß die gleiche That sich fortan immer von neuem wiederholen und ihre Gerechtigkeit prüfen solle — alle zwanzig Jahre werde dies einmal geschehen. Und es ist eigentlich erschreckend, daß dies bisher stets eingetroffen zu sein scheint," fügte sie hinzu. „Seit das Gut in unserer Familie ist, wissen wir schon von fünf solchen Fällen bestimmt — mein Vater hat davon, mit dem heutigen, selber ihrer viere erlebt."

„In der That, das ist auffällig," bemerkte Malsberg, „und wirklich für mich von Werth."

Bevor er etwas hinzufügen konnte, meldete eine Dienerin, daß der Wagen vorgefahren sei, und zugleich trat Rohde, den Ueberzieher auf dem Arme, wieder ins Zimmer, um den Freund abzurufen. „Wir müssen eilen," sprach er, „Pogwitz ist gute drei Stunden scharfer Fahrt von hier."

Malsberg hatte die Genugthuung, daß Frau Anna mit einer Art von lebhafter Freundlichkeit auf den Gatten zutrat und ihm die Hand bot. „Nimm den Shawl

für deinen Hals mit," sagte sie, „es ist trotz des Sonnenscheins scharfe Luft. Grüße die Eltern vielmal und — kommt nicht zu spät wieder. Wißt ihr was?" fügte sie, wie plötzlich sich besinnend hinzu, „Medens haben mich so dringend eingeladen. Ich könnte heute Mittag hinausfahren und ihr holt mich heute Abend wieder ab."

Rohde nickte zustimmend. „Sei es so," entgegnete er freundlich. „Die Station wird uns Beiden auch willkommen sein. Nun aber vorwärts, Freund Rath! Adieu, Anna, grüße die Kinder."

Die Fahrt ging rasch vorwärts. Die Wege waren durch den im allgemeinen schönen und trockenen Herbst noch in gutem Stande erhalten worden und man schnitt überdies auch heute wieder auf dem verbotenen Pfade durch den Leuenhöfer Forst ein tüchtig Stück ab. Es fiel dem Rath auf, daß sein Begleiter auf dieser Waldstrecke ganz ungewöhnlich still in seiner Ecke ruhte und keinen Blick auf die Umgebung richtete, und es kam ihm dabei unwillkürlich die Erinnerung an die ja in dieser Gegend geschehene Ermordung des Barons von der Leuen und an Rohde's eigenthümliche Abneigung in den Kopf, über den alten bösen Fall zu reden. Diesen Gedanken weiter nachzuhängen, wurde er jedoch demnächst schon durch die Erscheinung Meden's verhindert, der ihnen, da sie aus dem Forst wieder ins Freie kamen, bei einem Reoidirritt durch seine Feldmark hier begegnete.

„Sieh da!" rief der Alte, als man sich erkannt hatte, ihnen lustig zu, „wenn die Katze nicht daheim ist, tanzen die Mäuse auf Tischen und Bänken! Na, na, der hochwohlgeborene Herr Landrath werden demnächst wieder zu Hause sein und dann hat das Waldwegfahren ein Ende! Heut aber ist's noch recht — ihr kommt hoffentlich zu uns, Kinder?"

Man hielt an, man begrüßte sich nun wirklich und herzlich. Als aber der Alte die Veranlassung der Fahrt vernahm, schüttelte er ganz unmuthig den Kopf. „Das ist ja eine ganz verwünschte Geschichte," rief er, „und da würde selbst Unsereiner die Contenance verlieren! Hol mich der Kukuk, der Fall ist schon an und für sich widerwärtig genug, und daß nun obendarein wieder der Fluch Recht behält und der Aberglaube sich noch fester setzt — das ist um ganz und gar des Teufels zu werden! Kann's mir denken, wie das den August verstimmt! Na, Kinder, sagt ihm von meiner Theilnahme und laßt euch im übrigen nicht anstecken! Bringt mir heute Abend heitere Gesichter — Ihre Frau hat lange keinen so gescheidten Einfall gehabt, Doctor! — Also heitere Gesichter — besonders Sie, mein verehrungswürdiger Herr Rath," fügte er lachend hinzu. „Meine Alte und meine Kleine sind gar nicht gut auf Sie zu sprechen, und ich kann nicht einmal opponiren; Sie haben uns wirklich neuerdings vernachlässigt — fast wie hier der Herr Doctor! Sein Beispiel taugt nichts für Sie, junger Freund!"

Man fuhr munterer weiter, dem nun nicht mehr allzufernen Ziele entgegen. Rohde wurde in seiner Weise sogar lebhaft. Er neckte den Freund mit dem Zorn der Roldiner Damen, er berichtete ihm dann über die Menschen und Verhältnisse bei seinen Schwiegereltern, die dem Rath noch nicht persönlich bekannt geworden waren, und der Letztere hatte von neuem die Genugthuung, den Arzt sich mit aller Wärme und Anerkennung über die alten Leute äußern zu hören. „Das sind Kernmenschen," sagte er endlich, „von außen ziemlich kalt und in gewissen Formen erstarrt. Aber Sie müssen sich dadurch nicht abschrecken lassen, mein Freund. Es ist viel Theilnahme in ihnen, viel Verständniß, und wo sie äußerlich kalt und regungslos stehen, sind sie drinnen möglicherweise bis ins Herz getroffen. Ich weiß das besser als irgend Einer," fügte er ernst hinzu.

„Ich habe ja so auch schon von anderer Seite über die Alten reden hören, und mein Vater schilderte den alten Herrn als etwas wie einen antiken Charakter," meinte Malsberg, „aber Sie machen mir mit Ihren wenigen Worten doch Alles anschaulicher und freundlicher."

„Das kommt, weil ich diese Menschen vielleicht besser würdige als Andere," sprach der Arzt ruhig. „Die Schwächen und Härten, die Anderen und auch den eigenen Kindern begegnen, sind mir gegenüber nicht so scharf hervorgetreten — so konnte ich unparteiisch urtheilen. Was aber den antiken Charakter betrifft — nun, bis auf

einen gewissen Punkt gebe ich das zu. Mein Schwiegervater ist wirklich noch von jener alten Art, die „unerschrocken unter den Trümmern des Erdballes" steht. Im Uebrigen aber ist und denkt auch er modern — kein Tadel in meinen Augen. Wir haben Anderes zu thun und anders zu sein als jene Menschen des Alterthums. — Aber da ist Pogwitz!"

Man war schon eine Zeit lang zwischen Landstücken hingefahren, die auch jetzt noch den Eindruck der sorgfältigsten Bewirthschaftung machten; die Herden, die Gespanne, welche sich hie und da zeigten, erschienen im besten Zustande. Die Menschen, welchen man begegnete, schauten die Reisenden zwar ernst an — sie wußten ja von der Veranlassung ihrer Fahrt — allein man sah's ihnen so zu sagen an, daß sie zufrieden in geordneten und behaglichen Zuständen lebten, und sie grüßten höflich, hie und da, wo der Schwiegersohn der Herrschaft erkannt wurde, auch mit einer Art von anständiger Vertraulichkeit. Im Dorfe, durch das man darauf fuhr, war gleichfalls Alles im besten Stande und von ungewöhnlicher Sauberkeit, und ebenso traf man's auch auf dem großen Gutshofe. Schon ein Uneingeweihter konnte aus diesem allen schließen, daß der Herr des Ganzen ein praktischer und tüchtiger, ein intelligenter und kraftvoller Mensch sein müsse, der den Forderungen des Lebens und seiner Stellung im weitesten Umfange zu genügen verstehe.

Die große, nur erst leicht gebeugte Gestalt des alten Herrn stand in der Hausthür; das weiße Haupt neigte sich leicht, die Hand bot sich den Ankömmlingen zum flüchtigen Druck, ein paar ruhig-höfliche Worte begrüßten sie. Dann führte er sie selber zu dem Sterbenden und dem Verbrecher, die in ein paar Hinterzimmern untergebracht waren, und man ging an das Geschäft.

Dasselbe war hier ein nichts weniger als schwieriges.

Der Zustand des Wirthschafters war ein hoffnungsloser; die Wunde brauchte nicht erst untersucht zu werden, schon der Anblick ließ ihre Tödtlichkeit erkennen. Blöming, wie der Mann hieß, lebte zwar noch, allein das Bewußtsein hatte ihn verlassen und der Tod mußte im Laufe der nächsten Stunden erfolgen. — Aehnlich, wenn man so sagen will, einfach stand es mit der That und dem Thäter; der Letztere leugnete nicht und stellte die erstere genau so dar, wie die Zeugen sie bestätigten.

Kurz, es war eines von jenen Ereignissen, die, wie traurig sie auch sein mögen, dennoch in solchen Verhältnissen sich von Zeit zu Zeit unausbleiblich wiederholen müssen; die Befehlenden so gut wie die Gehorchenden mögen in ihrer Weise und auf ihrem Platz noch so brave und tüchtige Menschen sein — der Bildungsgrad Beider ist gewöhnlich nicht von der Art, daß derselbe die Naturanlagen, die Leidenschaften zu beherrschen, zu mäßigen vermag, daß Geduld und Nachsicht hier einer — sagen wir: einsichtigen Fügsamkeit dort begegnen, daß die Forderungen des Einen immer dem Vermögen des Anderen entsprechen.

Blöming's Tüchtigkeit und Brauchbarkeit war eine unzweifelhaft große und hatte den Gutsherrn, trotz alles Verdrusses und aller Unannehmlichkeiten, die das Auftreten des barschen und zuweilen rohen Mannes gegen seine Untergebenen oft genug hervorrief, dennoch immer von neuem wieder Ausgleichungsversuche machen und — wie man das heißt — ein Auge zudrücken lassen. Wie immer in solchen Fällen, hatte auch er seine entschiedenen Lieblinge gehabt und neben ihnen Andere, die ihm nichts recht machen konnten, an denen er stets etwas auszusetzen, zu strafen fand. Ein solcher war von jeher der Knecht Johann Rist gewesen, ein geistig wenig befähigter, mit allerhand, freilich nicht ungewöhnlichen Fehlern behafteter und obendarein in seiner Arbeitskraft durch ein halblahmes Bein beeinträchtigter Mensch. Der arme Teufel mochte es, wie sich aus den Angaben seiner Kameraden ergab, bitter schwer gehabt haben. Die Nergeleien und Quälereien, der Tadel und sogar wirkliche Mißhandlungen hatten seit Jahren kein Ende genommen, er war bis aufs Blut gepeinigt und gereizt worden, so daß er mehr als einmal sich verschworen hatte, er wollte sich lieber das Leben nehmen, als in solcher Weise fortexistiren. Und als der Wirthschafter ihn heute — nachweisbar wegen eines geringen Versehens — schlug, erfolgte endlich der Ausbruch, und er nahm das fremde Leben.

„Ich, Herr,“ sagte der „Stallhalter,“ ein wie fast immer und überall schon älterer, solider und ruhiger Mann, als er von Malsberg vernommen wurde, „ich hätte es nicht so lange ausgehalten. Viel Rares ist an dem Rist nicht, aber er ist doch ein Mensch, und der Herr Wirthschafter macht' es zuweilen, daß es einen Stein erbarmen mußte. Was ich gethan hätte, weiß ich nicht, mir ist dergleichen noch nicht geboten worden. Aber ausgehalten hätte ich so etwas nicht. Und so denken sie Alle.“

Das traf allerdings zu: die Leute, selbst die sogenannten früheren Lieblinge, sahen die That ausnahmslos in sehr mildem Lichte an und standen auf der Seite des Thäters. Ueberdies sei es ja auch die „alte Zeit“ und da müsse denn Einer heran, er möge wollen oder nicht, klang es sogar ein- oder zweimal dem Rath entgegen — da war also richtig der sogenannte „Pogwitzer Fluch!“

Malsberg schüttelte den Kopf. Mußte dies, trotz aller Anzeichen vom Gegentheil, dennoch nicht den Argwohn rechtfertigen, daß die That — sei es auch nur mit einer Art von Vorbedacht vollbracht worden sei? — Aber er mußte die Erfahrung machen, daß der Thäter selber, der gleichfalls an jenen Fluch glaubte und sich auf ihn berief, sich gegen diesen Verdacht demnächst in einer für den Inquirenten höchst überraschenden Weise verwahrte.

„Ja, was kann ich thun, Herr?“ versetzte der Mensch, da der Rath ihm das Sündhafte und Gefährliche eines solchen Aberglaubens vorgehalten hatte. „Es hat so sein müssen, ob mir's hinterher leid thut und was das Gericht dazu sagt — das hilft alles nichts. Ja, ich habe wohl an die alte Geschichte einmal gedacht, die Zeit sei nahe und wundern müsse es Einen, ob es wieder passiren werde. Aber daß ich es sein müsse, habe ich nie gedacht; ich wollte mir selber das Leben nehmen, aber nicht ihm, wenn der Unmensch mich wie einen Hund malträtirt hat. Das war nicht so wie dazumal, wo Einer extra in den Busch ging, um den Anderen an den Kopf zu knallen. Hier ging's mit einem Mal los und aus.“

Malsberg fühlte sich, wie wir sagten, sehr überrascht. Und es war nicht bloß diese eigenthümliche — heißen wir es Combination, heißen wir es Folgerung eines Menschen, der auch nach dem Urtheil, das der Inquirent fällen zu müssen glaubte, ein durchaus, ja mehr als gewöhnlich in diesem Stande beschränkter Kopf war; diese Berufung auf einen Fall, der allerdings nach menschlicher Annahme, im Hauptpunkte dem vorliegenden gerade entgegengesetzt war, sondern es frappirte ihn auch und noch mehr dieser frühere Fall selber und die Kenntniß desselben, auf welche er hier mit einem Male stieß — eine Spur vielleicht und dann die erste, wirkliche, welche bisher zu entdecken gewesen?

Malsberg nahm sich zusammen. „Was redest du da von in den Busch gehen und vor den Kopf knallen?“ fragte er. „Was meinst du damit?“

Der Knecht ward durch die Frage augenscheinlich nicht bestürzt. In der bisherigen kalten und gleichgültigen, beinahe ein wenig stumpfen Weise versetzte er: „Nu, was denn sonst, als daß der alte Landrath dazumal im Busch erschossen ist? Das weiß jedes Kind. Das Loch hat er hinten im Kopfe gehabt. Da hat doch wohl Einer auf ihn gepaßt und es richtig vorher ausgerechnet. So meine ich's und so war es bei mir nicht.“

„Da hast du nicht Unrecht,“ sagte der Rath und fügte in einer gewissen vertraulichen Weise nach einer Pause hinzu: „Und wer, meinst du wohl, mag der Aufpasser gewesen sein?“

Und stets mit dem gleichen kalten Blick und Ton entgegnete der Knecht: „Was kann ich meinen? Gewesen ist's Einer, aber es hat ihn ja kein Mensch finden können.“

Malsberg schloß das Verhör, ohne die Sache weiter zu verfolgen. Aber sein Interesse für den alten, so wunderbar verhüllten Fall war von neuem und stärker als je erregt, und er nahm sich vor, das Vernommene und auch den Knecht selber in dieser Beziehung ernstlich im Auge zu behalten.

Sprechen mochte er von diesem Zwischenfalle eben so wenig, wie von der Beobachtung, die er in Ansehung der geistigen Begabung des Knechtes gemacht zu haben glaubte. Beherrscht fühlte er sich von beiden aber doch in einem Grade, daß er sich, da er mit dem Hausherrn und dem Arzt jetzt wieder zusammentraf, zur

Aufmerksamkeit und Theilnahme an der freilich sehr ruhigen Unterhaltung beinah zwingen mußte. Der alte Herr und seine gleichfalls schon hochbejahrte Gemahlin zeigten sich wirklich, wie Rohde es vorausgesagt hatte, als ziemlich kalte und formelle Naturen, welche weder selber einen Aufwand von Geist und Lebhaftigkeit machten, noch denselben von ihren Gästen beanspruchten. Doch konnte Malsberg auch jetzt bemerken, daß Beide für Rohde so viel Achtung und Rücksicht hatten, wie sie schwerlich vielen Anderen gewährten oder zu zeigen für nöthig fanden. Der Gruß, den sie dem Scheidenden an Frau und Kinder und nach Noldin auftrugen, ließ sich nicht kühler denken.

Als die beiden Freunde wieder unterwegs waren und bereits eine ziemliche Strecke schweigend zurückgelegt hatten, wandte Rohde, der ersichtlich in ganz behaglicher Laune die Pogwitzer Cigarre rauchte, sich plötzlich an seinen Begleiter. „Was giebt es mit Ihnen, Malsberg?" fragte er. „Sie sind, seit Sie zu uns zurückkehrten, merkwürdig ernst, aber auch zerstreut gewesen, fast als sei Ihnen ganz etwas Besonderes begegnet. Meine Schwiegermutter hat mich noch zuletzt befragt, ob Sie denn immer so seriös seien — die Noldiner hätten Sie ganz anders geschildert."

Malsberg zuckte die Achseln. „Ja, es ist mir auch etwas passirt, das einen ganz eigenen Eindruck auf mich macht," versetzte er, und fügte nach einem kurzen Besinnen hinzu: „Eigentlich wollte ich nicht davon sprechen, ja sollte es vielleicht nicht einmal. Aber Ihnen gegenüber ist es damit etwas Anderes, Doctor." Und damit berichtete er kurz von dem letzten, für ihn so überraschenden Ergebniß des Verhörs. Er hatte dabei die Augen auf seinen Begleiter gerichtet, und es konnte ihm nicht entgehen, daß sich an Rohde, sobald der Leuenhöfer Fall erwähnt wurde, eine plötzliche Bewegun, merklich machte, fast als erschrecke er oder fühle sich doch auf das unangenehmste berührt. Dies war so auffällig, daß Malsberg, da er seine Mittheilung vollendet hatte, zum Schluß einen scherzhaften Ton versuchend, sagte: „In der That, Freund, dies ist seltsam und nun muß ich Sie fragen: was giebt es mit Ihnen, daß Ihnen diese alte Geschichte so furchtbar fatal ist und Sie gar nicht von ihr reden hören können, ohne — ist es bestürzt oder ergriffen? — zu werden?"

Rohde lächelte schwach. „Ja, ja, entgegnete er, „ich werde Ihnen verdächtig, merke ich!" Und indem seine Miene sich wieder verdüsterte, fuhr er fort: „Aber — ich kann hierüber nicht scherzen. Ja, der Fall und die Erinnerung an ihn sind mir unaussprechlich peinlich, in einer — ich gebe es zu — mir selber kaum verständlichen Weise. Erklären kann ich Ihnen eigentlich nichts. Der Baron hatte mich einige Zeit vor seinem Tode als Arzt für sein Gut angenommen. Er consultirte selber mich am letzten Tage in der Stadt um eines Unwohlseins wi…n, wegen dessen ich ihn beruhigen zu könn… meinte. Dar… verschwand er, und als er wiedergefund… wurde, war die Section, wie Sie erfuhr… die erste, welche mir gerichtlich übertrag… wurde. Der Zustand der Leiche und Al…, was mir bei meinem Geschäfte oblag, wa… meine Arbeit begleitete, erschütterte m… ganz ungewöhnlich — ich habe mich … mals wirklich ganz erschrocken gefragt, o… ich denn überhaupt auch meinem Beruf und den mir durch ihn auferlegten Pflichten gewachsen sei. Ich habe nie wieder einen solchen Eindruck empfunden, ich habe ihn selber bis auf den heutigen Tag nich zu überwinden vermocht. Sehen Sie das ist Alles und dennoch — ich gestehe es noch einmal zu — im Grunde nichts Ich kann eben nicht anders, denken Sie davon, was Sie wollen. Aber, um darauf zu kommen," schloß er abbrechend, „beschäftigt Sie denn der alte schlimme Fall noch? Er war, so viel ich weiß, im juristischen Sinne aussichtslos und muß dies jetzt doch noch mehr als je sein."

Malsberg schüttelte den Kopf. „Wer vermag das zu sagen?" versetzte er. „Ich glaube nun einmal, daß dergleichen niemals für immer verborgen bleibt. Ihrem unerklärlichen Widerwillen steht bei mir, wie ich bekenne, ein vielleicht ebenso räthselhaftes Interesse gegenüber. Ich habe mir die Acten geben lassen. Sie gewähren keine neuen Aufschlüsse. Und dennoch, Freund, ich lasse die Sache nicht mehr aus den Augen!"

Rohde schüttelte gleichfalls den Kopf, als ob er wiederholen wollte: das wird dir

wenig nützen! — Aber er schwieg, und Malsberg wandte sich, da er wieder zu sprechen begann, einem andern Thema zu: der sogenannte Pogwitzer Fluch und das jetzige Opfer desselben, der Knecht in seiner anscheinenden Beschränktheit und mit den eigenthümlichen, jäh hervorbrechenden — sagen wir: Geistesblitzen: das alles bot gerade diesen Männern einen ausgiebigen und interessanten Stoff zur eingehendsten Unterhaltung; und da der Arzt bald auf das bereitwilligste theilnahm, verschwand ihnen der lange Weg und sie fanden sich, wie Beide lachend versicherten, zu ihrer Ueberraschung plötzlich auf dem Noldiner Hof und wurden von Meden's hallender Stimme munter begrüßt.

„Ich glaube, Doctor, Sie haben so etwas wie ein Seitenstück zu Ihres alten Collegen Faust Zaubermantel!“ meinte Malsberg heiter. „Sonst wär' es nicht möglich!“

Und: „Ja freilich, freilich!“ fügte Meden lustig hinzu, indem er des Arztes Hand schüttelte, „der hat's nicht blos hinter den Ohren, sondern in sich! Wenn er's nur immer auch heraus und Unsereinen davon profitiren ließe! Aber er ist selbstsüchtig, sag' ich Ihnen! Er will Alles für sich behalten, zuerst sich selber. Wie lange sind Sie eigentlich nicht hier gewesen, Doctor? — Aber kommt herein, Kinder! Die Damen wollen Neuigkeiten hören! Helene ist auch hier.“

Das war denn freilich ein anderer Empfang, und es war drinnen, bei den Damen, ein anderes Beieinandersein, als die Beiden es in Pogwitz getroffen hatten. Man sah es auf den ersten Blick, man hörte es beim ersten Laut, wie unendlich verschieden hier Alles und Jedes von dem war, was man in Pogwitz fand — die ganze Einrichtung und die ganze Umgebung, der ganze Zuschnitt des Lebens, vor allem die Menschen selber. Man hätte sagen mögen, die Lampen und Lichter brannten bei Medens heller und freundlicher als bei den Halthin drüben, zum mindesten beleuchteten sie viel frohere Gesichter.

War es doch schon ein außerordentlicher Vorzug und Vortheil des Noldiner Hauses, daß man in ihm doch auch die junge Generation noch vertreten fand, sei es auch nur durch die einzige Adele. Das junge Mädchen entfaltete alle Eigenschaften und Reize der Jugend, die Frische, die Anmuth und Grazie, die unbefangene, nun herzliche, dann neckische Fröhlichkeit in einem so hohen Grade und einer so ansprechenden Weise, daß sie allein schon das Haus und den Kreis belebte und alle Welt heiter mit sich fortzog. Der Vater war, wie wir wissen, ganz der Mann dazu, dies alles zu verstehen und zu würdigen, ja in seiner Weise zu unterstützen und zu steigern — es war in dem alten jovialen Herrn selber noch, wie man zu seiner Ehre sagen durfte, viel Jugendliches erhalten, im besten Sinne des Wortes.

Frau von Meden, welche unsere Leser hier gleichfalls zuerst kennen lernen, war allerdings, wie man schon nach der ersten Viertelstunde schließen durfte, eine um vieles ernstere und gehaltenere, ja von Haus aus vielleicht sogar eine strenge und formelle Natur. Aber sie hatte nicht vierzig Jahre lang mit einem solchen Gatten und in einem solchen Kinderkreise gelebt, im freundlichsten Dasein und in der — sagen wir einmal: fröhlichsten Liebe, ohne von ihrem Ernst und ihrer Strenge nachzulassen und mit lächelndem Achselzucken sich darein zu ergeben, daß man allerwärts lustig aus den „Formen“ heraussprang. Konnte doch selbst sie nichts eigentlich Unrechtes dabei entdecken und mußte doch auch sie zugestehen, daß es sich in solcher Weise gerade so ehrenvoll und viel heiterer leben lasse.

Man erkannte dies alles, wie gesagt, auf den ersten Blick, beim ersten Ton, und man sah es obendrein nicht nur an den Hausgenossen selber, sondern man erfuhr es auch aus dem unwiderstehlichen Eindruck, den diese Weise auf die Gäste machte, — besonders auf jene schöne Nachbarin, die an dem damaligen Frühstücksmorgen nur flüchtig an uns vorüberstreifte und sich nun heut von neuem und wirklich als das liebenswürdige und gütige, sanft heitere Wesen offenbarte, das sie an jenem Morgen uns nur ahnen ließ. Die Vorbereitungen für den heimkehrenden Gatten waren damals umsonst gewesen: der Landrath hatte immer neue Hindernisse gefunden und war noch in Berlin. Jetzt aber stand seine Rückkehr wirklich bevor — er wollte mit dem hiesigen Landwehrbataillon in die Stadt einziehen. Und es war schier rührend, mit welcher Sehnsucht die Gattin

seiner gedachte, mit welcher Freude sie ihm entgegensah, mit welcher zärtlichen Sorge sie an die Wirkung und die Folgen der Strapazen für die nicht allzu feste Gesundheit des Mannes dachte.

„Habe ich Ihnen zu viel von ihr gesagt? Ist sie nicht ganz reizend — himmlisch schön und gut?" sagte Adele einmal hörbar recht aus dem Herzen zu Malsberg, mit welchem Sie gerade zusammen stand. „Ach Gott, wenn es einer von uns allen verdient, es in der Welt so recht gut zu haben und auf Händen getragen zu werden, so ist's Helene! Und ich werde immer traurig, wenn ich denke —"

Da sie nicht fortfuhr, bemerkte Malsberg nach einer Pause: „Sie überraschen mich — Ihre Worte deuten etwas an, das mir ganz neu ist. Ich habe bisher geglaubt, gerade die Frau Landräthin lebe in den glücklichsten Verhältnissen?"

„Ja, gewiß," erwiederte das Mädchen nicht ohne eine flüchtige Befangenheit; „aber so, wie es sein sollte, ist es doch nicht. Fritz Halthin ist ein eigener Mensch, mit dem es sich — Sie wissen, Herr Rath, ich bin viel bei Helenen drüben — gar nicht leicht leben läßt. Mag er es auch noch so gut mit Jemand meinen, zeigen thut er ihm das selten oder nie. Und obgleich er Helene sicherlich grenzenlos lieb —"

„Ach, also schon bis zu Geheimnissen und zum Flüstern ist Eure Bekanntschaft gediehen!" sagte hier plötzlich die zu dem Paare tretende Anna, indem sie mit einem kaum näher zu bezeichnenden Blick die Beiden musterte. Und lachend fügte sie gegen Malsberg gewendet hinzu: „Sie sehen, Herr Hausfreund, man kommt Ihnen trotz alles Versteckenspielens doch auf die Schliche — die sehr angenehme Bekanntschaft ist schon eine sehr vertrauensvolle Freundschaft!"

Adele, die erröthet war, nahm sich zusammen. „Diesmal schießest du fehl, Anna," versetzte sie munter. „Der Herr Rath sieht Helene heut zum ersten Mal in der Nähe und sprach mir von ihr, und da habe ich ihm noch mehr erzählt — wie, das kannst du dir schon denken! Und so etwas darf man doch nicht laut sagen," schloß sie scherzend, „es würde ja eure Bescheidenheit verletzen."

„Und über meinen armen Fritz ist es wieder einmal tüchtig hergegangen — das kann ich mir auch schon denken!" meinte Frau Anna gleichfalls mit einem Versuch zu scherzen, nur daß es ihr im Gefühl ihrer jetzigen Zuhörer nicht recht gelang. Denen erschien viel natürlicher und wahrer, was sie hinzufügte: „Die Helene nimmt immer alles Gute vorweg. Man könnte schier zanken mit ihr!"

„Hören Sie nur, Herr Rath!" rief Adele denn auch mit der anmuthigen Schelmerei, zu der sich bei ihr die oft derbe Laune des Vaters umgestaltet hatte, „da ist die Frau Doctorin eifersüchtig auf ihre eigene Schwägerin!"

Und unter dem zustimmenden Lächeln des Raths versetzte Anna mit einem gewissen halb gutmüthigen, halb vielleicht sehr ernsthaften Schmollen: „Lacht ihr nur und spottet ihr nur! Ihr wißt es alle nicht, was für ein prächtiger, herrlicher Mensch Fritz ist, sonst würdet ihr ihn gar nicht hoch genug zu ehren und zu lieben wissen! Und mir — das mögt ihr gern wissen! — ist er freilich der Liebste aller Menschen!"

Die kleine Scene war vorüber, die Unterhaltung wurde wieder eine gemeinsame. Aber für Malsberg war, was er hier vernommen hatte, nicht verloren. So warm und herzlich ihm das Vertrauen zu Herzen sprach, das ihm das liebenswürdige Mädchen gewährt hatte — ein Vertrauen, das ihn zugleich überraschte und beglückte — so kalt, oder vielmehr fremd, fühlte er sich von Anna's Einmischung und ihrer ganzen Weise berührt. Abgestoßen wurde er dadurch aber weniger, als zum Nachdenken getrieben, was denn, sei es um sie her, sei es in ihr, vorgegangen sein könne, das sie, wie am vergangenen Morgen, auch jetzt wieder in diese zum mindesten seltsame Stimmung versetzen möge. Der Angriff Morgens auf ihren Gatten, und jetzt auf Adele und ihn selber, erschien ihm so gesucht und willkürlich, so wenig dem Tact entsprechend, welchen Anna, trotz aller gelegentlicher kleiner Zwischenfälle, unleugbar besaß und bewies, und nicht minder auffällig kam ihm die folgende leidenschaftliche Vertretung und — Vergötterung des Bruders vor, ohne daß derselbe vor ihren Ohren auch nur durch ein Wort verletzt worden wäre. Denn Adelens Urtheil über ihn konnte sie unmöglich vernommen haben.

Er sollte noch am gleichen Abend von neuem Gelegenheit zu der Beobachtung finden, wie ernst diese ihre Verstimmung war und wie widerstandslos sie sich von derselben beherrschen ließ.

Schon daß man auf Rohde's Wunsch, der in der Stadt noch mehrere Patienten besuchen mußte, früher aufbrach, machte sie ersichtlich ungeduldig, ja veranlaßte sie zu einer von jenen gereizten Bemerkungen, wie wir sie schon ein paar Mal von ihr vernahmen; und daß sie auch jetzt nicht nur von Meden's Seite, sondern auch von der Frau desselben eine Erwiederung erhielt, welche der launigen Weise des Einen, und der milden und billigen Anschauung der Anderen entsprach, brachte sie wohl zu einem gezwungenen Lächeln, aber augenscheinlich nicht zur Einsicht ihres Unrechts. Unter diesen Umständen war die Rückfahrt, bei welcher die beiden Herren sie jetzt zur Begleiterin hatten, eine nichts weniger als vergnügliche. Anna lehnte schmollend, fest in ihren Shawl gewickelt, in der Wagenecke, sie betheiligte sich nicht an der Unterhaltung der beiden Herren und ließ sich selbst durch Malsberg's direct an sie gerichtete Worte nur zu den einsilbigsten und trockensten Antworten vermögen.

Endlich, da der Rath sie wieder einmal im scherzhaften Tone mit ihrer Schweigsamkeit und ihrem Ernst zu necken versuchte, antwortete sie plötzlich hörbar gereizt: „Ach, was sollte mich denn bei euren Reden besonders unterhalten und zur Theilnahme reizen? Ich habe gottlob etwas Besseres und Höheres zu denken! Es ist trübselig genug, daß ihr gar keinen Gedanken und gar kein Gefühl für unsere herrlichen Sieger habt, die nun also wirklich zu uns zurückkehren! Aber, was wundere ich mich? Hat man doch auch in Roldin kein rechtes Herz für sie, und selbst Helene hat keine wahre, volle, hohe Freude! — Und zu —" und abbrechend, fügte sie mit einem Male fast noch schärfer hinzu: „Es ist doch wirklich höchst seltsam, daß du mir von den Eltern kein Wort, nicht einmal einen Gruß gesagt hast, Rohde!"

„Ich habe auch nichts zu melden als eben einen Gruß, und der versteht sich von selber," entgegnete er hörbar trocken.

„Ihr werdet doch über Fritz und seine Auszeichnung geredet haben?" rief sie.

„Nicht, daß ich wüßte," sagte er kalt.

„Sehen Sie, Malsberg, so ist's!" sprach sie bitter. „Ich sagt' es ja schon vorhin in Roldin — mein Bruder ist besten Falls für sie alle gar nicht vorhanden! Er freut sich, zu uns zurückzukehren — selbst Rohde, meint er, werde sich bekehrt haben! — Und wir —?"

„Du hast einen Brief von ihm bekommen?" fragte der Doctor so hin.

„Wie du hörst — allerdings," versetzte sie kurz.

„Darum!" sagte er, wieder nur so hin.

„Sagen Sie mir, Frau Anna," sprach Malsberg, da er am folgenden Tage auf einen Augenblick bei ihr eintretend, sie noch immer anscheinend in übler Laune fand, „was um Gotteswillen hat Sie denn gestern so gründlich verstimmt und gereizt, daß Sie mit aller Welt unzufrieden waren und anbanden? Man mußte ja ordentlich Angst vor Ihnen bekommen!"

„Sie nehmen ja einmal meines Herrn Gemahls Partie," versetzte sie herbe, „da wäre es nutzlos, von meiner Ansicht und von meinen Gründen zu reden."

„Und dennoch, Frau Anna," sagte er beschwichtigend, „Ihr Unmuth, daß er Ihnen von Ihren Eltern nichts gesagt —"

„Ich will Ihnen etwas sagen, Malsberg," unterbrach sie ihn bitter, „Sie müssen mich nicht für kleinlich, noch für abhängig von solchen Armseligkeiten halten. Aber solche Armseligkeiten beweisen mir, daß ein Verdacht, den ich schon lange hegte, leider wirklich berechtigt ist. Meine Eltern sind augenscheinlich erkältet gegen mich — gegen meinen Bruder wären sie es längst. Und da ich nun bestimmt weiß, daß dies Letztere mit Rohde's Abneigung gegen Fritz zusammenhängt, so suche ich auch die Gründe der Verstimmung gegen mich bei ihm. Wie er seinen Einfluß auf meine Eltern erlangt hat, weiß ich nicht. Aber er hat ihn und übt ihn nicht zu unseren Gunsten."

IV.

Das gestörte Siegesfest.

Inzwischen war der Siegeseinzug in Berlin gefeiert worden, und die Truppen fingen an, in die Provinzen zurückzukehren! So rasch, wie man gehofft hatte, ging es damit jedoch nicht; die Entfernungen so gut, wie die Massen selber waren so groß,

daß Verzögerungen und Aufenthalt unvermeidlich wurden, und fast das Ende des October herankam, bis einzelne Truppentheile ihre Garnisonen wieder zu erreichen vermochten.

So erging es auch dem Landwehrbataillon, welches in der Kreisstadt sein Stabsquartier hatte — andere Truppen standen hier bekanntlich nicht — und daher auf diesem Platz anfangs zusammengezogen war und von ihm jetzt entlassen wurde. Es war etwas himmelweit Anderes, als wenn ein Linienregiment in seine Garnison zurückkehrt und sich von theilnehmenden, frohen Schaaren herzlich begrüßt sieht. Hier ging die Freude noch ganz anders durchs ganze Land und durchdrang jedes Haus — die Väter kamen zurück, die Gatten, die Ernährer; nicht der gedeihliche Nachwuchs des Volks, sondern sein bester, festester, edelster Kern, sein tüchtigster und unentbehrlichster Theil! Das Bataillon hatte sich überdies auf das wackerste gehalten und bei mehr als einer Gelegenheit ausgezeichnet, zu den außerordentlichen Erfolgen auch seinerseits beigetragen; und endlich waren die Verluste gottlob verhältnißmäßig sehr gering, und zwischen den Augen, welche den Heimkehrenden sehnsuchtsvoll entgegenschauten, blickten nur wenige trüb' und thränenvoll darein.

Man durfte sich von Herzen freuen, man konnte von Herzen stolz sein, und Land und Stadt rüsteten sich zu einem Empfange, wie er noch niemals hier erlebt und geboten worden war. Die Dörfer an der Straße, auf welcher das Bataillon in — freiwilligen Eilmärschen herankam, hatten sich nach Kräften geschmückt, und in der Stadt arbeitete man Tag und Nacht, um Alles in Stand zu setzen und fertig zu bringen; denn wir müssen wiederholen: seit die Truppe die Grenze der Heimathsprovinz erreicht hatte, marschirte sie nicht mehr, sondern lief, machte Märsche, wie sie vor dem Feinde, selbst in der gefährlichsten Stunde, unerhört sind, ließ ein bestimmtes Nachtquartier aus und erreichte am gleichen Tage schon das folgende, überschlug einen Ruhetag und war endlich drei oder vier Tage früher in der Nähe, als die officielle Ankündigung es vorausbestimmt hatte.

Und nun — weiß es Gott, es waren die Fouriere, welche da in der Dämmerstunde auf dem vierspännigen Bauerwagen durch das alte Thor in die Stadt rasselten, mit aufbrausendem Jubel erkannt und begrüßt wurden, umdrängt und angehalten, vom Wagen herabgezogen, umjauchzt und umhalst, im Triumph begleitet zum Rathhaus und Landrathsamt und endlich davongeführt in Quartiere, welche diesmal durch keine behördliche Zettel bestimmt waren. Ihre Mittheilungen verbreiteten hie und da eine Art von Schrecken; in Dingsda solle das heutige Nachtquartier sein und kommen werde das Bataillon am nächsten Tage also bestimmt, wenn es auch, der Entfernung nach, spät werden möge. Man solle sich aber lieber doch auf die Mittagsstunden einrichten. Sie hätten unterwegs schon in allen Dörfern den Rath gegeben, daß man sich auf plötzliche Gäste parat halten möge; die Bursche gingen unbedingt weiter als bestimmt, und die Offiziere ließen sie gewähren.

Man erschrak, sagen wir, es fehlte noch so viel! Die Ehrenpforte war noch nicht fertig, die Guirlanden und Kränze noch nicht gebunden, geschweige denn schon an die Häuser geheftet und über die Straßen gespannt! Es fehlten noch ganze bestellte Fuhren von Tannenzweigen — die Laubwaldungen in der Nähe der Stadt waren leider bereits allzu entfärbt und entblättert, um noch eine Beisteuer liefern zu können. Aber mit frohem Herzen und freudigem Willen läßt sich Alles machen. Und so arbeitete man rastlos weiter, überall regte sich die ganze Nacht hindurch ein fröhliches Leben und Schaffen, in allen Häusern sah man helle Fenster und hörte man jubelnde Stimmen herausschallen. Und als der Morgen still und grau anbrach, stand die Ehrenpforte wirklich fertig, im Schmuck ihrer Fahnen und Inschriften; die Guirlanden spannten sich über die Straßen, die Häuser schmückten sich mit Kränzen und Draperien, und die Fahnen entfalteten überall im leisen Luftzug ihre bunten Farben.

Nun fingen auch die Schaaren der Landleute an, der Stadt zuzuströmen; es war, als ob die ganzen Dorfschaft[en sich] aufgemacht und Niemand daheim g[elassen] hätten, so dicht zogen die Haufen heran. Alt und Jung, bis zu den kleinen Kindern herunter, Alle in ihrer besten Kleidung und hie und da auch wohl noch in den

alten, fast ganz vergessenen Landestrachten. Sie füllten alle Straßen und Plätze und umlagerten alle Bäckerläden, um den Kindern und sich heute den Festtagsgenuß des weißen Brotes zu gönnen, vergnügte und zufriedene, aber stille Schaaren; denn zu lebhaften und lauten Aeußerungen ist dies Volk selbst in der höchsten Erregtheit nur selten geneigt.

Dann kamen allmälig auch die Landherrschaften von ihren Sitzen herangefahren, mit ihren zum Theil prachtvollen Viergespannen. Im „Deutschen Hause", dem herkömmlichen und beliebten Absteigequartier, kehrten heute die Wenigsten ein — es lag leider nicht an der Einzugsstraße. Ihre Equipagen schickten sie allerdings dahin und ließen auch allenfalls ein Nachtquartier bestellen. Weiter brauchten sie für den Tag nicht zu sorgen; sie fanden alle, wenn auch vereinzelt, ein Unterkommen. Ein gemeinschaftliches Mahl war Mittags nicht möglich gewesen herzustellen, da die heimkehrenden Offiziere ausnahmslos verwandte oder nahe befreundete Familien in der Stadt trafen, welche in dieser ersten Stunde den Verwandten oder Freund mit keinem Anderen theilen wollten. Die Vereinigung Aller wurde bis zum Abend verschoben, wo die Stadt den Siegern in den stattlichen Räumen des Rathhanses ein großes Fest zu bieten gewillt war. So wurde es denn auch hie und da in den Häusern schon lebhaft und natürlich zumeist in denen, von deren Fenstern aus der ganze Einzug am besten zu überblicken war. Und man öffnete diese Fenster schon jetzt und lauschte hinaus, ob noch kein Laut die Annäherung verkündigen wolle; man musterte die Decorationen der Häuser und die vorüberwogenden Menschenhaufen; man schaute eifrig und sehnsüchtig zum Himmel empor, ob die graue Decke sich nicht lichten und die Sonne freundlich herabblicken werde auf die frohen Menschen. Und man wandte sich wieder zurück ins Zimmer, den freigebig gespendeten Erfrischungen zu, oder um sich eine [illegible] Gott mochte wissen wie vielte Cigarre [illegible]n.

[illegible]an fuhr von neuem ans Fenster, [illegible] jetzt wurde es wirklich Ernst — es [illegible]gte ein Reitknecht irgend einer Gutsherrschaft durchs Thor in die Straße her[illegible]n und bat und drohte und fluchte, man möge ihn durchlassen, er bringe einen Brief vom Bataillonscommandeur an den Magistrat — die Truppen seien schon lange unterwegs und nicht mehr ferne. Auf dem Rathhause, wo der Bürgermeister glücklicherweise schon anwesend war, las man in dem Briefe: „Gott zum Gruß, mein lieber Bürgermeister! Ich melde Ihnen in aller Eile, daß ich die Leute nicht halten kann, sie laufen und der Kopf brennt ihnen und sie fragen den Henker nach dem Festprogramm! Und so laßt auch Ihr es gut sein und denkt: wer bald giebt, giebt doppelt! Haltet Euch parat — um zehn Uhr sind wir spätestens vor dem Thore."

Da rasselte die Bürgertrommel noch einmal durch die Straßen und die säumigen Mitglieder der Schützengilde liefen so schnell sie konnten zum Markt, zogen sich auf der Straße noch den Rock vollends an und drückten den dreieckigen Hut auf den Kopf — ein Angedenken längst entschwundener Zeit und nur bei den Schützenfesten noch getragen. Sie kamen jetzt wirklich rasch in Ordnung, die reichgestickten Fahnen entfalteten sich, das städtische Musikcorps, das heute durch freundliche Dilettanten unterstützt wurde, stimmte schon jetzt den Parisereinzugsmarsch an, und so zogen sie dahin, die Väter der Stadt voran, bequeme Reihen und doch stramme Gesellen, dem Thore zu.

Das Haus des Doctors Rohde war, wenn auch ein solides und tüchtiges, keineswegs das, was man ein schönes und gut gelegenes heißt. Es war ein alter „Kasten", den der Doctor leidlich wieder aufgeputzt hatte, und Frau Anna's ordnende Hand und großer Geschmack waren dann im Verein mit viel Geld — Manchem erschien es, wenn er einmal nachrechnete, für des Doctors Verhältnisse schier zu viel — des Innern so weit Herr geworden, daß es auch im gesellschaftlichen Sinn einen leidlich angenehmen Aufenthalt darbot und einige Zimmer besaß, welche die Hausfrau mit besonderer Vorliebe eingerichtet hatte und die nun in einer zierlichen und — wenn man so sagen kann — poetischen Eleganz erschienen, wie sie weit und breit nicht ähnlich zu finden waren. Schade nur, daß sie verhältnißmäßig wenig benutzt wurden und zur rechten Geltung kamen: eine lebhafte Geselligkeit war, wie wir wissen, nicht nach des Doctors Sinn, und er selber

ließ sich in diesen poetischen Gemächern nur ausnahmsweise einmal sehen.

Die Lage des Hauses hatte Frau Anna mit all ihrem Geschmack und Geschick indessen nicht verändern können. Nach den Begriffen der städtischen guten Gesellschaft mußte man am Markt oder in der „breiten Straße" wohnen, wenn man irgend welche Ansprüche an das Leben machen wollte, und in die Gasse des Doctors wäre man schon um des Namens willen schwerlich hineingezogen — wer mochte in der „Pferdestraße" wohnen? Denn in dieser lag das Haus und bildete die Ecke gegen die sogenannte Fahrstraße, welche lang und schmal vom Thor zum Markt führte. Hierher schob das Haus sogar im Grunde seine Hauptfront, wenn auch die Thür und der Baum daneben in der Gasse waren. Hier zeigten die Fenster von Anna's schönsten Zimmern ihre geschliffenen Scheiben, und die Morgensonne, welche über die niedrigen Häuser der anderen Straßenseite unverhindert hereinblickte, machte es den schönen Blattpflanzen ausnehmend behaglich, die hier unter der pflegenden Hand der Dame aufs üppigste gediehen und beinah den reichsten Schmuck dieser Räume bildeten.

Heut war ein ausnahmsweiser Ehrentag für das Doctor-Haus. Die Front gegen die Fahrstraße mit ihren hellen Fenstern wurde an diesem Tage zu einem ganz außerordentlichen Vorzug, denn die genannte Straße war ja das, was wir im neusten Byzantinerdeutsch unserer Festschriften als die via triumphalis zu benennen lieben — unter diesen Fenstern mußten ja die Krieger und Sieger dahinziehen, ja wenn man sich ein wenig weit hinausbeugte, konnte das Auge schon ihren Eintritt ins Thor erblicken. Bequemer hatte man es nirgends — auf den officiellen Empfang vor dem Thor mußte man, da die Tribünen leider nicht zu Stande gekommen waren, der andringenden Volksmasse wegen wohl verzichten, und was auf dem Markt etwa geschah, mußte man aus dem gleichen Grunde entbehren. Und so hatte sich denn nicht blos Anna's Familie hier zusammengefunden, sondern es kam auch noch dieser oder jener Andere von den vielen Landfreunden und auch aus der Stadt Mancher, der sich sonst, zu dieser Tagesstunde wenigstens, hier niemals blicken ließ, und die Räume waren so voll, wie sie noch niemals gewesen, und Alles war voll froher Erregung. An die ketzerische Gesinnung des Doctors dachte man heut nicht — seine Frau machte das ja auch im reichsten Maße wieder gut, und obendarein war er selber noch gar nicht einmal anwesend, sondern wie immer zu dieser Zeit auf seiner ersten und wichtigsten Runde bei seinen armen Patienten.

Anna war ersichtlich in ihrem Element und von all der schlechten Stimmung, die sich uns zeigte, bemerkte man heut und hier keine Spur. Die Anwesenheit der Eltern, die ihr so selten zu Theil wurde, die Gegenwart der anderen Verwandten, die ja auch keine häufigen Gäste waren; so mancher alte Freund, so viele angenehme Leute, und alle in so froher, gehobener Stimmung, so lebhaft und heiter, so behaglich daheim bei ihr, entzückt von der anmuthigen Umgebung, von der freundlichen Aufnahme, von dem feinen Frühstück, das sie für sich bereit fanden — es war der Dame lange nicht so gut geworden! Aber man sah und spürt' es ihr auch an. Wie voll Leben und Frische war ihre ganze Erscheinung, wie voll Anmuth jede Bewegung! Wie war sie nun hier, nun dort, liebenswürdig und aufmerksam, besorgt für die Unterhaltung, für das Behagen der Ihren, der Gäste alle; daß ihr Vater seine Cigarre hatte und Herr von Meden sein Glas Wein; daß ihre Mutter den bequemsten Sitz fand, wie die alte Dame ihn liebte und bedurfte, wenn sie sich überhaupt einmal den Luxus des Ausruhens gönnte. Und nun plauderte sie mit dem Schwager über die Ernte und mit den Damen über die neuesten Toiletten. Und dann huschte sie hinaus, einen Blick in die Küche zu werfen, und den zweiten längeren in den „Saal", wo die Tafel für den Mittag schon gedeckt war, besetzt mit dem reichsten Service, geschmückt mit zierlichen Aufsätzen, mit für diese Jahreszeit prächtigen Bouquets, während das „Buffet" an der Seitenwand von Silber und Krystall funkelte —

„Du hast es doch ganz reizend bei dir, Annchen!" sagte ihre Schwester Martha, die sie auf einem solchen Inspectionsgange begleitet hatte, eine hübsche und noch jugendlich rasche Frau, deren gesunde Gesichtsfarbe und stattlicher Körperumfang einen wunderbaren und doch sehr erklärlichen Gegensatz gegen die feinen Züge und die schlanke

Gestalt der städtischen Schwester bildete. „Wie hübsch dies Service ist — so dachte ich es mir nach deiner Beschreibung bei weitem nicht! — aber es muß auch furchtbar viel gekostet haben. Der Schwager ist doch ein ganz entzückender Mensch, daß er dir solche Depensen gestattet. Damit dürfte ich Gisow nicht kommen. Eure Ernten sind freilich auch sicherer als die unseren," fügte sie mit einem lächelnden Seufzer hinzu.

Es glitt wie ein flüchtiger Mißmuth durch das eben noch heitere Gesicht. „Lasse das gut sein," versetzte sie, indem sie ohne aufzublicken, eine Blumenvase mehr in die Mitte rückte. „Aus Krankheit und Tod zu ernten, ist und bleibt für mich ein peinlicher Gedanke, und leicht wird es Rohde obendarein warhaftig nicht. Ihr wißt es nicht so wie ich, wie müde und abgespannt, wie theilnahmslos und unzugänglich er hier zwischen uns ist. Vor Anderen nimmt er sich zusammen, bei uns hält er das nicht für nöthig. Und was die bewunderten Depensen angeht", redete sie in einem fast ein wenig bitteren Tone weiter, — „liebes Herz, du und ihr alle wißt auch wieder nicht, was für Kämpfe ich nicht nur mit seiner sogenannten Einfachheit, sondern auch mit seiner Sparsamkeit — sie grenzt fast an Knauserei! — zu bestehen habe! Es ist zuweilen eine wahre Qual für mich, sage ich dir! Und ich muß doch immer wieder daran. Sorgte ich nicht für die nothwendigen Anschaffungen und Erneuerungen — wir könnten keinen Menschen bei uns empfangen. Ihm freilich wäre es so am liebsten."

Frau von Gisow schüttelte nach einem forschenden Seitenblick auf die noch immer an der Tafel beschäftigte Schwester leicht den Kopf. „Hat Rohde sich denn neuerdings verändert? Wir haben ihn niemals von dieser Seite kennen gelernt und auch du hast selbst noch nie in solcher Weise geklagt," bemerkte sie und fügte mit erneutem Lächeln hinzu: „So sehr schlimm kann's dennoch nicht sein. Ich sehe immer wieder deine Tafel an — das spendirte Gisow mir nicht. Ich habe noch immer mein Aussteuerservice als bestes."

„Bei dir zerbricht auch nicht so viel — die städtischen Mädchen sind so dumm und unzuverlässig!" sagte Anna mit einer Art von Ungeduld. „Ihr rühmt mich ja wegen meiner Geduld und Gutmüthigkeit und — Gott weiß, was noch sonst! Ich fange an, wirklich selber daran zu glauben, es ginge sonst nicht. Aber was nützt das Klagen? Wenn ich das wollte, käme ich nie heraus," schloß sie. „Laß uns nach vorn, wir dürfen unsere Gäste nicht so lange im Stich lassen."

„Ich bin ordentlich erschrocken, Anna," meinte Frau von Gisow hörbar befangen. „Heut grade und so heiter und froh, wie du uns entgegenkamst —"

„Ich hab' es wohl lernen müssen, mich zu beherrschen — wie hätt' ich sonst noch eine gute Stunde?" unterbrach Anna sie bitter. „Ihr wißt alle nicht, was ich zu tragen habe, wie ich mir meine Freuden stehlen muß!"

Frau von Gisow schüttelte noch einmal den Kopf, allein sie erwiederte diesmal nichts und kehrte schweigend mit der finster blickenden Schwester in die vorderen Räume zurück — hätte Anna geahnt, was die geschilderte Scene und ihre Weise für einen Eindruck auf ihre Begleiterin gemacht hatte, sie würde vielleicht noch ganz anders darein geschaut haben. Frau von Gisow war in diesen Räumen ein sehr seltener Gast und sah, wie herzlich man auch mit einander stand, Anna und die Ihren kaum häufiger draußen in ihrer eigenen Häuslichkeit. Die Besitzung ihres Gatten lag gar nicht einmal in diesem Kreise, und der Verkehr mit der Stadt war ein sehr beschränkter. Dazu war die muntere Dame noch von jenem guten alten Schlage der echten Landfrauen, welche die „Wirthschaft" weder leicht nehmen, noch sie Fremden überlassen, vielmehr — nun auch wieder mit einiger Uebertreibung — glauben, daß dieselbe ohne ihre stete Gegenwart keine Stunde im rechten Gange bleiben würde. So sah sie von den Ihren wenig; zu hören und zu erfahren aber gab es dennoch stets Mancherlei, und so hatte sie denn auch allerhand Andeutungen davon erhalten, daß das Verhältniß zwischen Anna und ihrem Gatten neuerdings nicht mehr das frühere gute und freundliche sei, sondern in einer räthselhaften Weise getrübt erscheine.

Nun hatte sie dies eben selber beobachtet, Sie fühlte sich erst betrübt; aber — sie fühlte sich auch verstimmt und mißtrauisch. Was sie vernommen hatte, konnte die ruhige, einsichtige und praktische Frau nicht als wahr, nicht als begründet erkennen. Was sie hier ihrem Schwager vorwerfen

hörte, widersprach Allem, was sie bisher von demselben kennen gelernt hatte.

Anna blieb vor einem Spiegel stehen. Sie glättete ihr Haar und rückte eine Schleife zurecht. „Nimm dich zusammen, Martha," sagte sie zu ihrer Begleiterin, der man allerdings eine gewisse Bewegung ansah. „Unsere bittersten Klagen und unser schwerstes Leid gehören unserem Herzen allein!" und damit schritt sie weiter, in die Gesellschaftsräume, lächelnd und anmuthig, heiter und verbindlich — eine schöne Frau.

„Doctorin, Doctorin — sagen Sie mir, wie fangen Sie's an, daß man Sie bei jedem Sehen jünger und schöner findet?" sagte eben der joviale Herr von Meden, da Anna an ihm vorüberging, und ergriff ihre Hand. „Bleiben Sie ein bischen da — sagen Sie 'mal: haben Sie hier beim Hause so was wie einen Jungbrunnen? Der Rohde ist doch ein Tausendsasa! Ich recommandire Ihnen meine Alte und mich — wir können von dem Wasser brauchen!"

Sie machte sich lachend los: die Erregung durch das vorhergehende Gespräch hatte ihr eine lebhafte Farbe gegeben, die ihr bei dem dunkeln Haar sehr hübsch stand, und die sanften und doch glänzenden Augen stimmten dazu. „Sie irren sich, Herr von Meden!" sagte sie heiter. „Ich bin nicht Ihre Flamme, die Anna Halthin, sondern eine alte ehrbare Doctorsfrau!" Sie eilte gegen das nächste Fenster, wo eben bedauernde Rufe über den leise beginnenden Regen laut wurden.

„Und dennoch irr' ich mich nicht," sprach Meden, indem er sein Glas leerte und seiner Pfeife — er hatte zumal bei offenen Fenstern wie hier, ein solches Privilegium! — eine starke Dampfwolke entlockte. „Die Anna conservirt sich wunderbaar, sie nimmt es mit den Jüngsten auf — ich mache Euch mein Compliment, Gevatter. Es ist eine Freude, solche Kinder zu haben."

Halthin, dem diese Worte galten, erhob sich langsam am Tisch. „Wüßte nicht, warum es anders sein sollte," versetzte er ruhig. „Alt ist sie noch nicht und krank ist sie auch nicht, hat einen wackeren Mann, und gesunde Kinder und Zeit für alle Einfälle — da kann der Mensch sich schon conserviren, es giebt nichts drinnen, noch draußen, was ihn abnutzte. Bei dem könnt Ihr's auch sehen," fügte er hinzu und deutete gegen den Arzt, der eben in eines der vorderen Zimmer trat und einen Augenblick bei den ihm zuerst begegnenden Gästen verweilte; „aber das Gegentheil. Dem geht's auch schon gut, aber abgenutzt wird er doch, sein Weg ist kein so glatter und lustiger."

„Ja, man merkt's, daß er sich's sauer werden läßt, unser Doctor," bemerkte Meden, indem er sich gleichfalls erhob. „Er geht zusammen. Aber ich hab' ihn nur um so lieber, sag' ich Euch. 's ist ein Ehrenmann, ein Staatsmensch!"

„Ich sage nicht nein dazu," bemerkte Halthin trocken.

Die Begrüßung zwischen dem jetzt herankommenden Arzt und den beiden alten Herren kennzeichnete von neuem die Verschiedenheit Beider auf das schärfste. Der Verwandte nahm das Ding so kühl wie irgend denkbar auf und seine Rechte begegnete der dargebotenen Hand Rohde's in einer so langsamen und oberflächlichen Weise, als ob der Herr dies Begrüßungszeichen für sehr überflüssig halte. Meden's Hand schlug voll hinein, warm und von Herzen, und dazu sagte er in seiner jovialen Weise: „Na, Doctorchen, lassen uns da warten, wie unsere Festsöhne draußen ihre Festväter! Wie steht's? Geht's nicht bald los? Haben richtig den Regen abgepaßt und könnten nach all ihrem Alarm schon bequem in den Quartieren sitzen."

Der Doctor zuckte die Achseln. „Mit dem Regen, das ist nichts," versetzte er. „Es ist nur eine kleine Wolke und hinter ihr ist es blau — wir bekommen noch Sonnenschein. Aber das Zögern verdreht freilich kein Mensch mehr, zumal nach des Majors Brief, und unsere Stadtväter fingen, wie ich eben bei ihnen vorüberkam, wirklich an, ein wenig verdrießlich zu werden —"

Anna, die in der Nähe mit Anderen stand, wandte sich rasch um. „Das sieht dir ganz gleich!" sprach sie gereizt und in einem fast wegwerfenden Ton. „Wenn du doch nur deine eigene — Gesinnung nicht immer Anderen zuschieben wolltest! Unser Jubel und unser Stolz werden durch das bischen Warten nicht geringer!"

Rohde hatte sich ganz erstaunt zu seiner Frau gewandt — diese Worte und diese Weise klangen, trotz Allem, was er seither gelegentlich von ihr vernommen hatte, zumal in dieser Umgebung, allzu seltsam, als daß sie nicht ihn so gut, wie Alle, die sie gehört hatten, von der Dame hätten ernst-

lich überraschen sollen. Dieser Eindruck mußte ihr wohl merklich werden: der Vater, der in der Nähe am Fenster stand, wandte sich mit einem seiner kältesten Blicke ab, und Meden's Auge maß sie mit einem Ausdruck, dessen — sei es auch gutmüthiger Spott nicht mißverstanden werden konnte. „Mein Mann kann's nicht leugnen, daß er sehr gern und sehr leicht von sich auf Andere schließt," sagte sie mit bemerkbarer Verlegenheit, als wollte sie einlenken.

„Na, Doctorin," unterbrach Meden sie launig, „von wegen der Schnelligkeit — ich dächte, Sie haben da eben ein Kind mit dem Bade ausgeschüttet, gleichviel, ob's dabei Arm' und Beine bricht! Verdenk's den Hochwohlweisen da draußen keinen Augenblick, daß ihnen Zeit und Weile lang und die Füße kalt werden. Geht's doch selbst uns so trotz der Staatszimmer! Mich wundert nur, daß der Linker sich gegen den Bürgermeister heut Morgen so verrechnet hat — 's ist sonst seine Art nicht, und muß schon was extra Besonderes passirt sein!"

„So fängt man draußen bereits auch an zu denken," bemerkte der Doctor ruhig, während seine Frau sich ersichtlich schmollend abwandte; „man hat in Bilitz ein paar Reitende postirt, welche gleich Nachricht von der Annäherung bringen sollen — aber es ließ sich noch nichts hören oder sehen. Und so können sie gar nicht mehr zu Mittag hier sein."

Mittlerweile ließ sich auch in den Menschenmassen auf der Straße eine zunehmende Ungeduld spüren; denn es ging, wie man zu sagen pflegt, hart auf Mittag, und die Leute begannen hungrig zu werden: sie hatten gehofft, zu dieser Stunde schon mit den Ihren zusammen zu sein und entweder bereits den Rückweg angetreten zu haben oder in irgend einer der zahlreichen Wirthschaften ein Festmahl nach ihrer Art einzunehmen. Die Hausfrauen in den Häusern wurden auch verdrießlich; ihre Speisen waren fertig, und die Hausgenossen und Gäste, für die sie bereitet worden, blieben aus. Hie und da wurden die ausgehängten Teppiche hereingenommen und die Fenster geschlossen — selbst in Anna's Zimmern geschah das. Und verdenken konnte man's Niemand. Der Regen war wirklich zu Ende und der Himmel blau geworden, allein damit wurde es auch kälter, und während bis jetzt Freude und Erwartung alle Welt warm gehalten hatten, fingen nun Enttäuschung und Ungeduld an, die eindringende Kälte spüren zu lassen.

„Ich denke, du lässest uns zu Tische gehen," sprach die alte Frau von Halthin zu Anna. „Du weißt, daß der Vater seine Stunde gern einhält, und die Anderen, glaub' ich, werden auch nicht unzufrieden sein. Deine Schaugäste brechen ja auf."

„Ich sehe das alles ein, Mama," versetzte die Tochter hörbar verstimmt. „Aber es ist wirklich gar zu unangenehm! Wie hübsch hab' ich mir das alles gedacht, — wenn wir unsern Fritz im Triumph zu Tisch führten! Und nun — was wird er sagen, wenn er uns schon dort findet und — nachessen muß!"

Die Mutter zuckte kalt die Achseln. „Warum kommt er nicht früher und wartet mit uns? Bei dem Bataillon zu bleiben, ist eine reine Caprice, er hat dort nichts zu thun. Und so — denke lieber an deinen Vater."

Wir erfuhren bereits, daß der Ton zwischen Eltern und Kindern im Halthin'schen Hause günstigen Falls ein durchaus kühler war und Alles ausschloß, was an die in anderen Häusern herrschende Vertraulichkeit erinnerte. Von Liebe war, wie wir gleichfalls wissen, äußerlich wenigstens auch keine Rede, von Respect aber bei den Kindern gegen die Eltern desto mehr — daß irgend etwas den Eltern Widerstrebendes geschehen, oder auch nur irgend etwas von ihrer Absicht Abweichendes ausgesprochen worden sei, war völlig ohne Beispiel.

So gehorchte Anna jetzt auch augenblicklich, obgleich es ihr entschieden noch viel unangenehmer war, als sie sichtbar werden ließ, und zehn Minuten darauf saß die Gesellschaft, die sich durch das Scheiden der Stadtgäste sehr verkleinert hatte, an der vorhin von Frau von Gisow bewunderten Tafel. Herr von Halthin blickte über den Tisch zu seiner Tochter mit einer Art von freundlicher Zufriedenheit hinüber, was sie sich, wie der alte Herr nun einmal war, hoch genug anrechnen durfte, um darin beinah Ersatz für ihr Opfer zu finden; und Herr von Meden ließ seiner jovialen Laune freien Lauf und zog die Anderen so unwiderstehlich mit sich fort, daß man heiterer wurde, als Anna gefürchtet hatte. Von den Erwarteten wurde, wie nach stillschwei-

gender Uebereinkunft, nicht geredet; selbst Helene, die Gattin des Landraths, die ihn schon von hier aus begrüßen wollte — das Landrathsamt lag nicht an der Einzugsstraße — fügte sich schweigend in das Unabänderliche.

Endlich, da man schon beim Braten war, verkündeten die hallenden Böllerschüsse und das Geläut der Kirchenglocken, daß die Ersehnten beim Thore eingetroffen seien, und selbst Halthin war nicht unbarmherzig genug, die ungeduldige Gesellschaft noch länger am Tisch zu fesseln. Man eilte wieder in die vorderen Gemächer und vereinte sich dort mit der Kinderschaar, die an ihrer Nebentafel bereits fertig geworden.

Und man kam nicht zu früh. Denn als man sich wieder gegen die scharfe Luft verhüllt und die Fenster geöffnet hatte, fing das brausende Hurrah an, lauter und lauter vom Thore daherzurollen, und gleich darauf wurde schon die Trommel vernehmbar. Die Menschenmasse in der Straße zog sich nach hüben und drüben an die Häuser zurück, alle Fenster waren dicht besetzt, in allen Händen zeigten sich die weißen Tücher zum Gruß, waren Kränze und Blumen bereit, in allen Mienen, allen Augen strahlte und lächelte Glück und Stolz, alle Herzen schlugen hoch vor Freude. Und nun kamen die Tambours durch das Thor, jetzt erschien schon der Commandeur mit seinem Adjutanten, und ihnen nach quoll es, Section auf Section in festem raschen Schritt, schier endlos. Die Glocken läuteten und die Fahnen wehten, die Kränze und Blumen flogen auf die Braven herab, vor und neben ihnen brauste das Hurrah und der Jubel lauter und lauter, und hie und da sprang aus den Volksmassen eine Frau hervor, auf den Mann zu in der dichten Reihe und umschlang und küßte ihn und zog mit ihm weiter, jubelvoll und glückselig, und die Kinder trabten nebenher — wer hätte — wir sagen dummerweise: das Herz gehabt, diese Begrüßung zu stören, während wir doch sagen müßten: wer hätte so wenig vom Herzen in sich getragen? — Hier fand sich Keiner!

Mochten Offiziere und Mannschaften indessen auch noch so froh über die Heimkehr und noch so befriedigt sein durch den ehrenden und liebevollen Empfang: in den Mienen der Ersteren und hie und da auch bei den Letzteren zeigte sich dennoch ein gewisses Etwas, das zu der Freude des Tages nicht recht zu stimmen schien. Der Major von Linker erschien geradezu finster, und wenn er grüßte und dankte und als er zu der Gesellschaft an den Fenstern des Doctors hinaufsalutirte, wurde das strenge Gesicht nur von einem sehr flüchtigen Lächeln erhellt. Bei Fritz Halthin, der hart an seiner Seite ritt — er hatte sich, wie wir erfahren, dem Bataillon erst bei dem Rückmarsch und für den Einzug angeschlossen — wurde das Lächeln gar nicht einmal Herr über die Zeichen eines — sagen wir: verbissenen Unmuths. Und der Adjutant, ein sehr naher Bekannter fast des ganzen Kreises, zuckte nach dem herzlichen Gruß sogar in sehr bezeichnender Weise die Achseln.

Eine Erklärung erhielt man schneller, als man zu hoffen gewagt hatte. Als die letzten Reihen vorüberzogen, stellte sich bei der Gesellschaft bereits Malsberg ein, der dem officiellen Empfang am Thore beigewohnt hatte und nun auf einem kleinen Umwege durch die verhältnißmäßig menschenleere „Pferdestraße" rascher herbeikam, als es auf dem geraden Wege ihm möglich geworden sein würde. Er brachte seltsame Nachricht.

Daß die Harrenden und Wartenden am Thor allmälig in eine gewisse gedrückte Stimmung gerathen waren, war sehr begreiflich; ja die nach und nach sich einmischende Sorge, daß der lange Aufschub nur durch irgend einen unangenehmen Zufall entstanden sein könne, erschien gerechtfertigter. Trotzdem hatte die Freude, da die Erwarteten ohne Unfall anlangten, rasch alle anderen Gefühle verdrängt, und obschon auch hier bereits an den Ankömmlingen leise Züge eines gewissen Mißmuths sich bemerklich machten, waren der Empfang und die Aufnahme desselben doch die allerherzlichsten.

Da, als nach den officiellen Reden der Major und Bürgermeister sich noch einmal die Hände schüttelten — sie waren alte Freunde —, hatte der Erstere munterer als zuerst gesagt, er danke Gott, daß man endlich da sei; das Bataillon habe ihm das Ding schwer und es ihm fast unmöglich gemacht, die angekündete Stunde innezuhalten. Es habe ihm mehr als ein Donnerwetter gekostet, die Herrschaften — so drückte er sich mit einem Seitenblick auf die Offiziere aus — von oben bis unten in Ordnung zu halten. — Der Bürgermei-

ster schüttelte den Kopf gutmüthig lächelnd; da müsse ein Mißverständniß sein, meinte er. Das Billet des Oberstwachtmeister habe ja ausdrücklich die zehnte Stunde angegeben, und man habe sich freudig zu dieser Zeit parat gehalten.

„Die zehnte Stunde? Unsinn! Ich habe ausdrücklich zwei Uhr Nachmittags geschrieben!" sagte der Commandeur, die Stirn faltend. „Wir kamen ohnehin schon zwei Tage früher als bestimmt, und ich konnte mir denken, daß ihr alle Hände für uns rührtet — so mußte ich euch doch diese letzte Frist gönnen. Freilich, wär' es nach den Herrschaften —" und wieder ein Seitenblick! — „gegangen, so würden wir schon um neun Uhr hier gewesen sein. Sie haben sich bös versehen, Bürgermeister — zu eurem Schaden," schloß er launiger.

Das begreife er nicht, replicirte der Bürgermeister, im Billet stehe deutlich zehn Uhr. Aber das werde sich ja aufklären, und für jetzt sei's gleichgültig, — daß sie da seien, sei die Hauptsache. Und somit noch einmal „hoch, das Bataillon und sein tapferer Führer, hoch, hoch und hoch!"

Damit war die Sache äußerlich abgethan, das ganze Gespräch hatte überhaupt kaum zwei Minuten gedauert und war für Alle, die nicht ganz nahe standen, fast unbemerkt geblieben. Die Zunächststehenden aber sahen es wohl, wie zornig der Major war. Er wandte sich heftig zum Adjutanten und Fritz Halthin, und man vernahm seine Worte: „Das ist richtig wieder ein Streich von dem Tollkopf, dem Kurt Gisow, aber der Teufel hole mich, wo ich's ihm nicht eintränke! Und gar meine Handschrift nachmachen! Aber — Bataillon, marsch!"

„Na ja," sagte Meden, als Malsberg seinen Bericht geendet hatte, unter dem Kopfschütteln der Uebrigen, „das ist denn in der That wieder einmal ein echtes Stück von dem alten Tollkopf, und wenn der Stab wirklich über Nacht in Bilitz war — hätten sich auch ein sichreres Quartier aussuchen können! — so ist's fadengerade. Mit der Schrift, das versteh ich freilich nicht. So gewandt in der Feder ist Kurt Gisow, so viel ich weiß, nicht. Na, unser Herr Landrath werden uns schon ein bischen Aufklärung bringen können, und heut Abend wird man's vollends wissen und Linker Gnade für Recht ergehen lassen."

Aber diesmal hatte der alte joviale Herr sich getäuscht. Fritz Halthin, da er sich nach einem kurzen Alleinsein mit der Gattin, bei den Uebrigen einstellte, begrüßte zwar die Schwester mit einer Art von Leidenschaft und die Eltern und alle Anderen mit einer, nach allem Vorausgegangenen sehr erklärlichen Aufregung. Aber heiter war dieselbe nicht oder machte zum mindesten doch nur allzubald einer gar nicht abgeleugneten Verstimmung Platz. Linker sei mit seinem Zögern und seinen Rücksichten unerträglich gewesen; alle Welt habe nach Hause verlangt, und nur er sei unerbittlich geblieben, berichtete Fritz grollend. Er ließ nicht undeutlich merken, daß die Billetgeschichte für ihn, und vielleicht noch Andere, gerade kein Räthsel sei. Es schien fast, als habe man den Major unterwegs von dem „Scherz" unterrichtet und dadurch vorwärts treiben wollen, aber kein Gehör bei ihm gefunden. Der Landrath machte gar kein Hehl daraus und bewies es durch seine Stimmung und Haltung, daß ihm der Tag verdorben sei. Man hatte Mühe, ihn zum Besuch des Abendfestes zu bereden.

Das Festin im Rathhause hätte in der That viel heiterer sein können. Die militärischen Gäste erschienen alle in außerordentlich gehaltener Stimmung, und der Major, sonst ein liebenswürdiger und behaglicher Mann, hatte augenscheinlich seinen Verdruß noch bei weitem nicht überwunden. Er wiederholte gegen Bekannte ein paar Mal, daß er's dem Gisow „anstreichen" und auch die Genossen desselben nicht vergessen werde: denn das sei offenbar ein Complot! Er zeigte in dem ganzen Kreise der Vertrautesten, der sich in einem Nebengemach bei der Flasche zusammengefunden hatte, sein Billet und zur Vergleichung ein echtes Schriftstück von seiner Hand. Ist's nicht, beim Teufel, daß ich's selber zuerst verwechseln möchte?" rief er dabei zürnend aus. „Das geht über den Spaß, ja über alles Verzeihliche hinaus! Und den Künstler muß ich herausbringen — der tolle Gisow hat viel zu grobe Finger dazu!"

In seiner Umgebung schüttelte gleichfalls mehr als Einer verwundert den Kopf. Die Aehnlichkeit der Schrift war eine wunderbare. Und mehr als Einer dachte bei sich, es sei sogar eine gefährliche, für den Major unter Umständen so gut wie für seinen Nachahmer. Jetzt war's ein — freilich

übel angebrachter und schlecht auslaufender — Scherz. Aber wenn solche Kunst einmal im Ernst geübt wurde? —

V.

Verhältnisse.

Mit den Untersuchungen und Entdeckungen hatte man aber in diesem Herbst hierzulande kein Glück; und der Major brachte es in seinem Fall auch nicht weiter als der Rath in den beiden ernsten Untersuchungssachen. Herr von Gisow, ein Vetter desjenigen, den wir als Verwandten der Halthin'schen Familie nennen hörten, nahm die Angelegenheit mit jener Manier, der wenig anzuhaben war, auf die allerleichteste Schulter. Er erklärte lachend, daß er den Major mit seinen Rücksichten verwünscht und die Offiziere und Leute mit ihren vergeblichen Wünschen bedauert habe. So habe er das Ding in seiner Weise angegriffen — „hilft's nicht, so schadet's doch nicht!" — und zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: dem Major einen heilsamen Aerger verschafft und bewiesen, daß auch nicht Alles nach seinem Kopf gehe, und die wohlweisen Perrücken in Choc gebracht und ihnen eine Nase comme il faut gedreht. Den Offizieren, so viele davon bei ihm zu Vilitz, habe er einen Wink gegeben — hätten sie ihn richtig benutzt, hätte der Major wohl nachgeben müssen. Geschrieben hab' er den Zettel selber — er verstehe auch so allerhand Künste.

Daß ihm das Letztere kein Mensch recht glaubte, machte die Sache kaum anders. Von einer gerichtlichen Verfolgung war natürlich keine Rede, und ebensowenig ließ der Herr sich auf anderem, privatem Wege zu ausgiebigeren Erklärungen, geschweige denn zu einem Beweise seiner Kunstfertigkeit vermögen. Wer ihm nicht glauben wolle, möge „es bleiben lassen", sagte er sehr unverblümt, wenn auch stets mit seinem stereotypen, sei es gutmüthigen und behaglichen, sei es schalkhaften oder spöttischen Lachen, und fügte ebenso hinzu: wer auch damit nicht zufrieden sei und sonst noch etwas von ihm wolle, der könne ihn gleichfalls finden. Er sei der Gisow und bleibe der Gisow, und der Linker sei ein Philister, daß er so viel Lärm um den Spaß mache. Damit war denn die Sache so ziemlich zu Ende, und mit Ausnahme des Majors und einiger Anderen, zuckte man die Achseln über den unverbesserlichen „Spaßvogel" und legte den Streich zu den vielen ähnlichen, die er früher schon geliefert hatte.

Mit den beiden ernsten Untersuchungen ging es wie gesagt gleichfalls nicht in der gewünschten Weise vorwärts. Das Verfahren gegen den Pogwitzer Knecht freilich stieß jetzt ebensowenig auf Schwierigkeiten wie gleich anfangs. Johann Rist war seiner That geständig und blieb unabänderlich bei seinen ersten Angaben, welche durch Alles und Jedes bestätigt wurden; ein Vorbedacht war ihm nirgends nachzuweisen. Auf die Vertheidigung verzichtete er, mit der ihm werdenden Strafe erklärte er sich zufrieden. So eignete sich der Fall gar nicht einmal für die Geschworenen; das Gericht sprach sein Urtheil aus und der Verbrecher wurde an die Strafanstalt abgeliefert. Die seltsame Bemerkung, welche Malsberg von dem Menschen damals am ersten Nachmittag überrascht hatte, war ohne Folgen geblieben. Rist hatte sich zu nichts herbeigelassen, was für eine weitere Offenbarung hätte gelten können, und auch die Schlüsse, welche der Rath aus jener Angabe auf die geistige Fähigkeit des Angeklagten gezogen hatte, fanden keine Bestätigung: er zeigte sich, je länger desto mehr, als der beschränkte Kopf, für den ihn seine Herrschaft und seine Mitbediensteten von Anfang an erklärt hatten. Und so mußte man entweder jene Bemerkung wohl für eine solche halten, wie sie zuweilen auch in den ödesten Köpfen auftaucht, oder annehmen, daß sie dem Burschen von einem Dritten an die Hand gegeben sei. Dafür jedoch fehlte jeder Beweis. Es hätte fast nur der Wächter ein solcher Einbläser sein können, den Malsberg bei ihm gefunden und der von Herrn von Halthin gleich nach geschehener That bei ihm angestellt worden war. Es war aber ein Mann von dem hier einheimischen Schlage, wacker, derb und kalt, ohne besondere Theilnahme für den Thäter und ohne Entschuldigung für seine That.

Noch schlimmer stand es mit dem schwereren Lebrecht'schen Fall. Man war bisher nicht um ein Haar breit über die ersten Entdeckungen hinausgelangt: die Hoffnung, daß man durch Grüning mehr von den Thätern erfahren werde, hatte sich nicht erfüllt, und man hätte den Genannten kaum

noch länger in Haft behalten können, wären nicht, wie schon bemerkt, bei den Verhören ein paar andere Punkte aufgetaucht, welche gravirend genug erschienen, um eine theils fortgesetzte, theils erneute Untersuchung zu rechtfertigen. Aber auch hier war an einen raschen Fortgang nicht zu denken. Grüning verrieth neben aller Frechheit und Gewissenlosigkeit eine ganz außerordentliche Schlauheit und Vorsicht, und Malsberg hatte mit ihm schwere Stunden und bedurfte seiner ganzen Gewandtheit und Geduld, um nicht für den Angeklagten zu einer Art von Spielball zu werden.

Endlich eines Tages, als der Rath nach einem neuen vergeblichen Verhör schon den Beamten hereingerufen hatte, der den Inquisiten wieder in sein Gefängniß zurückführen sollte, sagte er plötzlich: „Sie, Grüning, an wen haben Sie denn noch eine Schuld zu bezahlen?"

Es zuckte jäh durch die harten Züge. Im nächsten Augenblick aber war bereits wieder die gewöhnliche, unerschütterliche Starrheit da, und er versetzte kaltblütig: „An keinen Menschen, Herr Rath."

Malsberg hielt sein Auge fest auf dem Mann, dessen ungewöhnliche Bewegung ihm nicht entgangen war. „Und dennoch hat der Mensch gestern gegen Ihren Hauswirth gedroht, daß, wenn er wiederkäme und die drei Thaler sechs Groschen nicht parat fände, er auf Pfändung klagen würde," sprach er langsam und jedes Wort betonend.

Das Zucken war wieder und noch stärker da; es ging auch nicht so schnell vorüber, obgleich Grüning sich ersichtlich Mühe gab, seine Haltung wiederzugewinnen. Sein Mund öffnete und schloß sich ein paar Mal, ohne daß ein Wort laut geworden wäre, und als er endlich sprach, klang seine Stimme heiser wie vor kaum überwundenem Grimm. „Flausen, Herr Rath," sagte er, „so ochsendumm ist Gottlieb Mühl —"

Er zuckte von neuem zusammen, ja es war, als wolle er das Wort verschlucken, zu dem ihn sein Grimm fortgerissen hatte. Aber es war bereits zu spät, und der Rath sprach ruhig: „Also Gottlieb Mühl heißt der Mensch? Nun, und wo ist der daheim?"

„Zu Leuenhof auf dem Hofe dient er als Knecht," versetzte der Gefangene mürrisch, aber ohne zu zögern.

Malsberg sah ihn streng an. „Sie lügen, Grüning," redete er. „Die Leuenhofer Leute kommen jede Woche und noch häufiger durch diese Vorstadt und Ihr Hauswirth kennt sie dem Ansehen nach sicher. Diesen, Ihren Gläubiger, kannte er aber nicht."

„Da kann ich dem Herrn Rath denn auch nicht helfen," entgegnete Grüning, der nun seine volle Haltung wiedergewonnen hatte, in seiner frechen Weise. „Einen Anderen des Namens kenn' ich gleichfalls nicht. Und so ochsendumm ist der Gottlieb, wie ich sage, nicht, daß er von mir fordern sollte, wo er weiß, daß ich Zeugen habe für die richtige Bezahlung."

Die Erklärung leuchtete dem Rath wenig ein. Die ganz ungewöhnliche Erschütterung des bisher immer vorsichtigen und kaltblütigen Menschen war gar zu auffällig gewesen, als daß man in ihr etwa nur den Aerger über eine unberechtigte Forderung hätte sehen sollen. Er nahm sich vor, der Sache und dem Fremden, die so unvermuthet aufgetaucht waren und eine so unerwartete Bedeutung für den Inquisiten zu haben schienen, auf das eifrigste nachzuforschen.

Er fand sich dabei gleich anfangs in einer Weise und von einer Seite unterstützt, wie er es wiederum gar nicht hatte hoffen können: als er nach der Abführung Grüning's die Aufforderung an das Landrathsamt dictirte, den Knecht Gottlieb Mühl vor Gericht zu stellen und daneben dem letzteren womöglich Nachricht über einen anderen Menschen des gleichen Namens zukommen zu lassen, stellte sich der Gerichtsdiener, welcher Grüning ins Gefängniß zurückgeliefert hatte, wieder ein und gab die Erklärung ab, daß ihm der rechte Gottlieb Mühl, den der Verhaftete gemeint haben möge, sehr wohl bekannt gewesen sei. Mit einem Menschen dieses Namens habe er vordem bei der gleichen Compagnie gedient. Ein wilder und liederlicher Gesell, aber ein „anschlägischer" Kopf, habe er stets in irgend einer „Patsche" gesteckt und sei aus den Strafen gar nicht herausgekommen. Daß er nach seinem Austritt hier in der Gegend gelebt, habe er freilich gehört. Als er — der Gerichtsdiener — einige Jahre später seinen Abschied und seine hiesige Anstellung erhalten habe, sei der Mühl schon fort gewesen — ausgewan-

dert ins Nachbarland, habe es geheißen. Von dort solle er sich am Schmuggel betheiligt haben, und da werde er auch schon mit Grüning bekannt geworden sein. Hier habe er sich aber, soviel dem Diener bekannt, nicht wieder gezeigt.

An diesem Abend gab die „Harmoniegesellschaft" endlich ihren ersten solennen Winterball, nachdem der November ohne einen solchen verstrichen war. Dafür sollte der jetzige nun aber auch desto glänzender werden, und man begnügte sich nicht mit den eigentlichen Mitgliedern, sondern ließ zahlreiche Einladungen an die benachbarten Landfamilien ergehen, zumal an diejenigen, von denen einzelne oder mehrere Mitglieder den Krieg mitgemacht hatten und bei dem verunglückten Siegeseinzug und dem gleichfalls gestörten Abendfest zugegen gewesen waren. Man wollte den jetzigen Ball wie eine Art Nach-, ja in gewissem Sinne wie die Hauptfeier angesehen wissen. Der Major von Linker war über den ihm gespielten Streich noch immer ganz außerordentlich erzürnt — er wurde niemals daran erinnert, ohne in die solidesten Flüche auszubrechen und die Versicherung zu geben, daß er dem rechten „Fälscher" schon noch auf die Spur kommen und dann „vor Gott und der Welt" sich seine Revanche nehmen werde. Daher war denn auch bei seinen früheren Offizieren und in den Kreisen dieser die Verstimmung und der Verdruß begreiflicherweise noch immer nicht recht überwunden worden; allerhand Häkeleien und Spitzen drängten sich, wo man auch zusammentraf, hervor und störten allen behaglichen Verkehr, und die außerordentliche Einstimmigkeit des Kriegs- und Siegesjubels ließ die jetzigen schroffen Gegensätze und die scharfe Trennung in der sonst so einigen und friedlichen „Gesellschaft" nur desto greller und unangenehmer hervortreten. Der Harmonieball, hoffte man, sollte nun Alles wieder gut machen. Er brachte nicht bloß die Verstimmten, sondern auch mit und neben ihnen eine Menge Unbetheiligter zusammen, das heißt, Menschen, welche durch ihre gute Laune und Heiterkeit die Grämlichen überstimmen, niederhalten, wieder einander nähern mußten. So war's denn auch ein Versöhnungsfest!

Man hoffte aber, daß der Ball dies auch noch in einem anderen Sinne sein werde. Die Zeiten der grimmigsten Reaction waren freilich vorüber und überdies hierzulande niemals in den anderwärts sich zeigenden Extremen bemerkbar geworden; man war und ist in diesen Gegenden im allgemeinen — gleichviel ob indifferenter oder billiger und duldsamer als in den eigentlichen Junkerprovinzen. In den letzten Jahren war man indessen auch hier aus einander gekommen und oft hart an einander gerathen. Ob Ministerium oder Kammer, ob Heeresreorganisation oder die alte Landwehreinrichtung — diese und ähnliche Fragen hatten alle Welt in Aufregung versetzt, hatten die lebhaftesten Kämpfe veranlaßt und die ältesten Freundschaftsbande gelockert. Jetzt hatte das Ministerium sein Recht sozusagen unwiderleglich documentirt, die Kammer erklärte sich für überzeugt und zufrieden, das neu gebildete Heer hatte die glänzendsten Erfolge erzielt. Da konnte man auch in Privatkreisen nicht länger widerstehen und mußte den seitherigen Gegnern die Hand entgegenstrecken. Das konnte und sollte heut gleichfalls geschehen und der neue Bund besiegelt werden. Beim Fest des Einzugstages war man, wiederholentlich gesagt, nicht warm geworden. Heut sollte es besser werden. Alle Welt traf sich und alle Welt war ja im Grunde einig!

Die Vorbereitungen, von denen die ganze Stadt und Umgegend und besonders die gesammte Damenwelt in Athem gehalten wurden, hatten sich im Hause des Doctor Rohde nicht am wenigsten bemerklich gemacht. Rohde war, wie wir erfahren, im Vorstand der Harmoniegesellschaft, und wenn Alles, was sich auf das Ballfest bezog, auch anderen Mitgliedern übertragen war, so hatte er doch auf demselben eine gewissermaßen hervorragende Stelle einzunehmen, und seine Gattin war die Frau nicht, welche auf dieselbe hätte verzichten sollen. Für den schlichten und müden Arzt boten die stillen häuslichen Abendstunden, wie wir wissen, Alles, was er sich zu wünschen wußte. Die Abende außer dem Hause waren in seinem Sinne, für sein Gefühl und, wir müssen ehrlicherweise hinzusetzen: auch für seinen Körper ein Opfer, das ihm im kleinen Kreise selten, bei größeren Festen niemals und durch nichts ersetzt wurde. Das lustige und ausgelassene Treiben einer lebhaften, glänzenden Menge zog ihn nicht an, der Spieltisch hatte keine Anziehungskraft für ihn, und er war auch nicht Ga-

stronom genug, um einen besonderen Werth auf ein gutes Souper und eine Flasche nicht minder guten Weins zu legen.

Mit Anna stand es, wie wir ebenfalls erfuhren, ganz anders. Seit sie ihre Kränklichkeit überwunden hatte und durch die Pflege und Hut der Kinder nicht mehr in Anspruch genommen wurde, war die Lust zur Geselligkeit und zu lebhaften Zerstreuungen stets entschiedener hervorgetreten, legte sie immer mehr Werth auf ihre Erscheinung und freute sich der Aufnahme und der Erfolge, welche sie bei solchen Gelegenheiten in der Gesellschaft fand. Etwas Uebles wollen wir damit aber durchaus nicht von ihr gesagt haben, zum wenigsten trat das Erwähnte niemals in einer wirklich tadelnswerthen Weise hervor, noch ließ es sie als eine richtig vergnügungssüchtige oder gar kokette Frau erscheinen. Neben einem anderen Gatten und in anderen Verhältnissen würde Alles, was und wie sie's liebte und trieb, für Jedermann so erklärlich und natürlich wie möglich gewesen sein.

Die Sache war nur, daß ihre Neigungen denen ihres Gatten geradezu widersprachen, und daß sie, wenn auch früher häufig, neuerdings immer seltener, die ihren den seinen unterzuordnen liebte. Das Opfer, das er, wie er nun einmal war, ihr, wenn er nachgab, doch wirklich brachte, hatte sie obendarein auch vordem eigentlich niemals anerkannt und gewürdigt, vielmehr sich, sei es scherzend, sei es spottend, über seine „Bequemheit" und seinen „Egoismus" aufgehalten und es für sehr gut, heilsam und völlig verdient erklärt, daß er einmal gründlich daraus herausgezwungen würde. Jetzt war von einer gelegentlichen Fügsamkeit einer- und von einer verhältnißmäßig so gutmüthigen Auffassung andrerseits längst keine Rede mehr. Sie ging immer entschiedener ihre Wege, ohne viel zu fragen oder sich um des Gatten Zustimmung oder Neigung zu kümmern; ob er sie begleitete oder zurückblieb, deutete ihr Auftreten und ihr Gebahren an, war für sie von keiner ernsten Bedeutung — das war nun einmal nicht anders.

Es war nur wiederum übel, daß es in Wirklichkeit bei weitem anders stand: sein Zurückbleiben reizte sie, wenn man in ihr zu lesen verstand, stets aufs äußerste, und seine Begleitung genügte ihr nicht, obgleich er sich bei solchen Gelegenheiten niemals als „leidendes Opfer" hinstellte, sondern sich mit der besten Manier einzuführen und dem Abend die besten Seiten abzugewinnen verstand. Sie sagte es nicht, aber sie ließ es deutlich genug merken, daß seine Ruheseligkeit und Häuslichkeit, seine Abneigung gegen alle Störungen derselben sie je länger desto mehr verdrieße und ihr stets unerträglicher erscheine. Ja, es war damit noch nicht genug. Sie legte anscheinend einen sehr geringen Werth auf seine Anerkennung, seine Billigung, seinen Beifall, und dennoch empfand sie es bitter, wenn er in seiner Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere so wenig Beachtung für ihre Erscheinung, so geringen Werth auf ihre Erfolge, wie sie es hieß, an den Tag legte.

Das hatte Malsberg, der Hausfreund, in halb seltsamer, halb ernstlich überraschender Weise am Abend jenes Einzugsfestes erfahren, das ja überhaupt so wenig den Erwartungen entsprach, die man von demselben gehegt hatte. Er war ihr mit einem vom Herzen kommenden Compliment über ihre Toilette, über ihre ganze Erscheinung entgegengetreten, und da hatte sie, mit einem Seitenblick auf den dabei stehenden Gatten, lächelnd gesagt: „Das ist hübsch von Ihnen und beruhigt mich! Der Herr Gemahl, der vordem für mich durch alle Himmel schwärmte und nichts Schöneres kannte als mich, hat jetzt keinen Blick mehr für mich, geschweige denn ein freundliches Wort."

Anna hatte sich seit jener eigenthümlichen Confession, welche wir am Schluß eines früheren Kapitels vernahmen, und bis zum Einzugstage, Malsberg gegenüber ersichtlich mehr zusammengenommen und sich, zum mindesten in seiner Gegenwart, aller scharfen Aeußerungen gegen oder über den Gatten enthalten. Daß trotzdem dennoch kein wirklich herzliches und inniges Verhältniß zwischen Beiden zurückgekehrt war, bemerkte er freilich gut genug. Nur schien ihm auch ihre gegenwärtige — Vorsicht, hieß er es — schon ein günstiges Zeichen zu sein, und zwar umsomehr, als er gerade in diesen Tagen angefangen hatte, auf Anna mit — sagen wir einmal: nachsichtigeren Augen zu sehen. Er hatte allerdings nicht erfahren, wie herbe gerade am Morgen dieses Einzugstages ihre Verstimmung wieder zum Durch-

bruch gekommen war; allein er hatte später gleichfalls allerhand Zeichen wahrgenommen, welche auf eine besondere Gereiztheit schließen ließen und ihn sozusagen auf irgend einen bald erfolgenden Ausbruch vorbereiteten.

Nun, da derselbe, wie er annehmen zu müssen glaubte, schon erfolgt war, fühlte er sich gewissermaßen erleichtert; das war denn am Ende nicht gar zu schlimm. Ja, in gewissem Sinne hatte Anna diesmal gar nicht so Unrecht in Malsberg's Augen, und er sagte daher auch scherzend: „Ja, ja, Doctor, da muß ich Ihrer Frau Gemahlin wirklich zustimmen. Sie sind der reine Schneemann!"

Rohde schüttelte mit launigem Lächeln den Kopf. „Hören Sie, Malsberg," sprach er, „das ist nicht recht von Ihnen, daß nun auch Sie Partei gegen mich nehmen — ich bin ohnehin schon bejammerungswürdig unterdurch, wie wir das als Kinder hießen! Und obendarein sind Sie eigentlich völlig incompetent, hier kann bloß ein Verheiratheter urtheilen. Die schöne Dame hier will einmal absolut nicht einsehen, daß ihr unwürdiger Gemahl stets die gleiche Verehrung und Bewunderung für sie hat, das Aussprechen derselben den galanten Freunden und Anbetern überläßt."

„Behalte die galanten Freunde und Anbeter für Andere — ich habe keinen Geschmack an dieser eurer Art!" brach Anna mit einer Heftigkeit aus, welche andere, in der Nähe stehende Festgäste ersichtlich aufmerksam werden ließ. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten.

Rohde's Auge maß sie mit einem eigenthümlichen, nicht näher zu bezeichnenden Ausdruck. In den nächsten Secunden wendete er sich mit einem gleichmüthigen „also auf Wiedersehen!" ab und ging in den Saal hinein.

Malsberg fühlte sich weniger bestürzt, als für den Freund, für Anna selber, für sich persönlich, ernstlich verletzt. Er meinte die Erfahrung, wie leicht der gutmüthige Scherz des Einen gelegentlich in der Auffassung und im Munde des Anderen zur ernstlichen Unart werden kann, noch niemals in so peinlicher Weise gemacht zu haben. Was er eben vernommen hatte, war kein Ausbruch einer augenblicklichen und vielleicht zu entschuldigenden Verstimmung, sondern einfach eine Rücksichtslosigkeit und zwar von derjenigen, die sonst so außerordentlich viel Werth auf die Beobachtung des Tacts und der Rücksichten legte. Er versuchte trotzdem auch jetzt noch einen Scherz. „Sie sind heut Abend ein gefährlicher Feind, Frau Anna," sagte er, als Rohde verschwunden war. „Man wird ahnungslos von Ihnen überfallen."

„Es hat eben Alles einmal ein Ende!" versetzte sie in einem fast grollenden Ton, und die Weise, wie ihre Finger den Fächer öffneten und schlossen, zeugte von der sie erfüllenden Aufregung.

Er schaute sie ernst an. „Das klingt, als wollten Sie einen Scherz mißverstehen," sagte er.

„Das will ich auch," entgegnete sie hart. „Zum wenigsten nehme ich mir die Freiheit zu entscheiden, ob ein an mich gerichtetes Wort ein Scherz oder eine Ungezogenheit ist, Herr Rath." Sie wandte sich mit einer flüchtigen Verneigung ab.

Die Gereiztheit, die sich in diesen letzten Worten auch gegen Malsberg gekehrt zu haben schien, begegnete ihm indessen schon beim nächsten Zusammentreffen nicht mehr und ließ sich auch in den folgenden Wochen nicht wieder bemerken. Im Gegentheil, man hätte glauben mögen, sie wolle gerade bei und an ihm etwas gutmachen durch ganz besondere Herzlichkeit und liebenswürdige Vertraulichkeit, und dies mußte jedem Beobachter umsomehr auffallen, als sie gegen ihren Mann leider weder gefügiger noch freundlicher werden zu wollen schien. Das Verhältniß zwischen den Gatten verschlechterte sich, zum wenigsten in Ansehung von Anna's Auftreten, anscheinend von Tag zu Tag. Rohde freilich schien das nicht zu empfinden oder gar nicht einmal zu bemerken. Malsberg meinte ihn niemals bisher gleichmüthiger und ruhiger in seiner Weise und auf seinem Wege gefunden zu haben: er hatte allerdings ganz außerordentlich viel zu thun und wurde selbst des Abends nicht selten aus der endlich erreichten Ruhe wieder aufgeschreckt.

Diese Abende waren noch stiller geworden, als sie es bisher schon gewesen; von den Gästen, wie Rohde sie liebte, stellte sich nicht einer mehr ein, und Malsberg fand sich, wenn er erschien, fast immer mit den Hausgenossen allein. Ueber den Grund dieser Vereinsamung konnte er nicht lange

in Ungewißheit bleiben: die alten Bekannten des Hauses sprachen ihn offen aus. „Die Doctorin ist nur noch für den Herrn Bruder da und für uns andere ungenießbar," sagte einmal eine Dame zu Malsberg, als er ihr von Anna's Empfindlichkeit über ihr seltenes Erscheinen redete. Und ein anderer Freund erklärte noch unumwundener: „Ich bewundere Ihre Geduld, mein lieber Herr Rath, die meine reicht nicht so weit. Einen einzelnen Menschen will ich mir gefallen lassen, mag er auch ein Kauz oder Hochmuthsnarr sein. Verdoppelt sich dies Geschöpf aber und zwingt uns, mit zwei völlig gleichen Exemplaren zu verkehren, so wird das Ding langweilig, ja ist außer allem Spaß. Geben Sie einmal Acht, wenn Sie die Geschwister zusammen und hernach einzeln sehen — es ist fast, als wär' es immer der gleiche Mensch. Das ist mir, wie gesagt, außer dem Spaß, denn so viel Geschmack find' ich an dieser Art nicht."

Zu einem solchen Achtgeben fand Malsberg wunderbarerweise in diesen Wochen nicht einmal Gelegenheit; wie häufig der Landrath auch in der Stadt sein und bei seiner Schwester verweilen mochte — unser Freund begegnete ihm weder dort, noch traf er anderwärts in einer Art mit ihm zusammen, aus der sich etwas wie eine Bekanntschaft hätte entwickeln können. Herr von Halthin besuchte freilich selbst die „Harmonie" nicht und hatte eigentlich mit keinem Menschen, außer seiner Schwester, Umgang. Zu sehen bekam Malsberg ihn allerdings oft genug — der Herr war, wie gesagt, oft in der Stadt — und erfahren konnte er, wenn er das wollte, auch allerwärts über ihn. Denn es war von dem Landrath viel die Rede. Seine Gesinnung und sein Charakter, von denen wir schon früher berichteten, hatten sich seit der Rückkehr aus dem Feldzuge nichts weniger als gemildert. Sie äußerten sich vielmehr täglich schroffer, härter und unduldsamer; ja man wollte wissen, daß selbst seine strengsten Parteigenossen ihm nicht mehr entschieden genug waren. Nur seine Schwester schien ihm zu genügen. Bei ihr fand er Verständniß und Zustimmung; er stand ihr höher als irgend ein anderer Mensch, und jede ihrer Aeußerungen war ein Wiederhall seiner Worte, seiner Anschauungen.

Malsberg erkannte zu seiner ernstlichen Beunruhigung und Betrübniß alle Tage besser, daß hier der Hauptgrund ihrer Entfremdung, ja ihrer Trennung von dem Gatten zu suchen sei — Rohde schien darüber, wie wir aus einer früheren Aeußerung von ihm schließen dürfen, selber keineswegs in Zweifel zu sein. Aber er äußerte sich darüber nicht und ließ, wie es ja auch Anderen gegenüber in allen politischen und religiösen Fragen von ihm gehalten wurde, seine Frau fast immer gewähren, gleichviel ob ihm die Sache nicht wichtig genug erschien oder ob er jede Einwendung für vergeblich hielt.

Nur ein einzig Mal sagte er in Malsberg's Gegenwart auf eine ihrer, wie jetzt immer, halb gereizten, halb absprechenden Aeußerungen in seiner gleichmüthigen Weise: „Na, verschiedene Ansichten berechtigen uns doch noch nicht zur Verdammung eines Anderen. Wenn die Ansicht aus etwas wie aus einer Ueberzeugung hervorgeht, so besteht sie in ihrer Weise zu Recht und verlangt unsere Achtung."

„Als wenn solche Menschen überhaupt eine Ueberzeugung hätten!" sprach sie verächtlich.

„Hochmuth kommt vor dem Falle," meinte er trocken.

„Probire deine Redensarten doch einmal nicht gegen mich!" rief sie im gleichen, nicht nur wegwerfenden, sondern auch erbitterten Tone aus. „Ich bin kein Kämpfer auf diesem Felde. Aber versuch' es doch einmal mit Anderen. Mein Bruder —"

„Behüte mich der liebe Gott!" unterbrach er sie wieder trocken. „Wie kannst du deinem Bruder eine so fatale Stunde und einen so detestablen Gegner wünschen!"

Malsberg wußte es für gewiß, daß auch die Schwäger einander noch nicht begegnet waren, und es ließ sich nicht schwer erkennen, daß hierbei Anna die Hand im Spiele hatte. Mochte sie noch so entschieden für ihren Bruder und gegen den Gatten sein — ein Zusammentreffen Beider, das unvermeidlich zu einer peinlichen Scene, wo nicht zu einem vollen und unheilbaren Zerwürfniß führen mußte, durfte ihr weder für den Einen, noch für den Anderen gleichgültig sein, so lange ihr noch überhaupt daran gelegen war, daß die innere Trennung für sie selbst nicht auch zu einer äußeren werde. Schwer

wurde ihr das Auseinanderhalten Beider nicht; Rohde war, wie gesagt, weniger als je daheim, und der Landrath fand Stunden im Ueberfluß, wo er ungestört bei der Schwester weilen konnte.

Als Malsberg sich diese Punkte klar machte, schloß sich sehr erklärlich der Gedanke daran, wie auch er selber, nach unserer obigen Angabe, bisher dem Landrath fern geblieben sei. Hier war die Sache nicht so einfach und sicher. War dies reiner Zufall oder gab es hier, sei es von der Seite Halthin's, sei es von derjenigen Anna's, eine bestimmte Absicht? Der Rath konnte sich nicht helfen; obgleich die Dame es oft genug bedauerte, daß die Herren sich wieder einmal verfehlt hätten, meinte er dahinter stets etwas wie eine gewisse Befriedigung hervorlauschen zu sehen. Ja, er hätte zuweilen fast glauben mögen, daß sie am liebsten mit ihm allein war, so ungeduldig nahm sie zu solcher Stunde eine zufällig eintretende Störung auf.

Wäre Malsberg ein Anderer gewesen, als der er war, und hätte er nicht Herz und Kopf voll von Gedanken und Empfindungen gehabt, die ihn — sagen wir kurz: Anna's Einfluß entzogen, so möchte ihm dies häufige ungestörte Zusammensein mit der schönen und für ihn immer liebenswürdigen Frau gefährlich geworden sein. Wir haben schon gesagt, daß sie sich ihm gerade in dieser Zeit stets ganz besonders herzlich und freundlich erwies. Es war fast, als wollte sie den Eindruck auslöschen, den ihre Stellung zu ihrem Gatten und ihr Auftreten gegen denselben auf den Freund machen mußte; als wollte sie diesem zeigen, daß sie denn doch ihre besonderen und berechtigten Gründe gegen Rohde haben müsse und abgesehen davon, für jeden Anderen nach wie vor eine gute, freundliche, liebens- und auch bedauernswerthe Frau sei. Aber freilich, ganz ausreichend war diese Erklärung ihrer Weise doch keineswegs, und wie sie war und was sie ihm bot, ging augenscheinlich weit über einen solchen augenblicklichen und persönlichen Zweck hinaus. Sie erschloß sich ihm so rückhaltslos, sie widmete sich ihm und gab sich ihm so lebhaft, so herzlich, so vertrauensvoll, so von ganzem Herzen hin, daß er hätte blind und taub sein müssen, wenn er darin nicht einerseits ein tiefes Bedürfniß, sich anzulehnen, eine warme Theilnahme und — Liebe zu finden, und andererseits eine wachsende Neigung zu ihm und einen Vorzug erkannt hätte, den sie ihm vor Vielen, vor Allen einräumte.

An etwas Unrechtes war dabei in ihr schwerlich zu denken. Anna war nichts weniger als eine kokette und eroberungslustige, Intriguen liebende Frau; in dieser Beziehung war ihr Ruf tadellos, und daß sie sich gern schön finden und loben ließ, daß sie Freude an den Aufmerksamkeiten und Huldigungen hatte, wie man sie in der Gesellschaft einer solchen Erscheinung widmet, konnte ihr kaum im Ernst von irgend Jemand zum Vorwurf gemacht werden. Dergleichen erlebt man an solchen Naturen und in solchen Kreisen alle Tage, ohne sich dadurch anders als unterhalten, ohne die Reize und das Behagen des ganzen Kreises oder einzelner Theile gestört und beeinträchtigt zu sehen. Im Gegentheil, dergleichen hält man so zu sagen für die Würze des Lebens und es ist, im rechten Sinne, auch eine solche für Alle, wie für den Einzelnen selber.

Trotzdem lag die Gefahr des Unrechts vielleicht näher, als es Anna bisher jemals an sich erfahren und als sie es selber gegenwärtig ahnte. Wir dürfen es nicht vergessen, daß Anna in einem Alter, von einer Erscheinung und in einer — Lage war, die im Verein eine Zuneigung und ein Vertrauen, wie sie Malsberg es erwies, für beide Theile so gefährlich wie irgend denkbar machen müssen. Die schöne, die vertrauensvolle, die nicht glückliche Frau, die Hülfe, Stütze, Trost und „ein wenig Güte und Liebe“ bei einem Freunde sucht, ist ein Wesen, dem man sich nicht entziehen darf noch kann, dem man von Herzen zu helfen, Trost zu bringen sucht und dem man unwillkürlich eine Neigung widmet, deren Grenzen sich jeder Berechnung entziehen und nicht selten von unserem Willen und unserer besseren Einsicht völlig unabhängig sind.

Malsberg empfand, obgleich er sich, wie wir andeuteten, gegen die äußerste Gefahr innerlich gesichert wußte, die Gewalt dieses Eindrucks und solcher Einflüsse auf das ernstlichste. Er empfand es daran, daß es überhaupt so weit und bis zur wirklichen Gefahr hatte kommen können; daß nicht

er, aber daß Anna schon ganz entschieden über die Grenze hinausging, welche sie bei ruhigerer Anschauung und Auffassung, bei klarerer und friedlicherer Einsicht für sich und ihn sicherlich auf das gewissenhafteste respectirt haben würde. Er spürte es daran, daß er trotz seiner eigenen größeren Klarheit und besseren Einsicht mit ihren Augen zu sehen, mit ihrem Herzen zu fühlen sich versucht fand; daß er sie im Recht gegen den Gatten, daß er die Schuld an all' den unbehaglichen und bedenklichen Zuständen weniger in ihr und ihrem Willen, als in Rohde's Unnahbarkeit und Theilnahmlosigkeit, in seinem räthselhaften — so hieß er es jetzt zuweilen! — Egoismus sah: der Freund dauerte sie, aber wie trieb er's auch! — Es gab hin und wieder flüchtige Momente, wo sein Herz hart schlug und sein Kopf zu wirbeln begann, wo er aller seiner Kraft bedurfte, um sich und die unvorsichtige Frau vor etwas zu bewahren, das nicht wieder gut zu machen war.

Gerade an der Demüthigung und dem Schmerz, die ihn nach solchen Augenblicken durchdrangen, erkannte er einerseits die Größe der Gefahr und andrerseits seine Pflicht nicht bloß für sich selbst, sondern auch für die Freunde, sich aufzuraffen und einzutreten. Ohne Selbstüberschätzung durfte er annehmen, daß er vor Vielen, wo nicht vor Allen dazu berufen und befähigt sei, in den stets unheimlicher sich gestaltenden Zuständen im Hause der Freunde eine — sehr nothwendige und unaufschiebbare Wendung zum Besseren wenigstens anzubahnen. Aber freilich fand er hier auch seine Hände in peinlichster Weise gebunden. Denn seine Freundschaft mit dem Arzt war, um es so zu bezeichnen, zum Stehen gekommen: die beiden Männer waren — Malsberg glaubte zu wissen, seit jener Fahrt nach Pogwitz — einander nicht mehr näher, ja vielleicht ferner getreten. Der Arzt wich ihm freilich nicht aus, aber er suchte ihn nicht mehr auf und erzeigte sich gegen ihn in der gleichen, sei es verschlossenen, sei es kalten, sei es zerstreuten Weise, wie daheim und so ziemlich gegen alle Welt. Da konnte er kaum auf eine günstige Aufnahme und Wirkung seines Vermittelungs-, Aufklärungs- und Versöhnungswerkes rechnen. Rohde's Wesen und Weise wies dergleichen anscheinend von vorn herein zurück. So blieb für ihn nur Anna übrig, und auch hier mußte er sich fragen, ob sein Einfluß auf die gereizte und verstimmte Frau wirklich demjenigen des Bruders die Wage zu halten vermöge. Denn daß es dieser sei, der die Zustände so gefährlich sich zuspitzen ließ, davon hätte Malsberg, wenn er es sonst nicht schon entdeckt, gerade die kleine Scene überzeugen müssen, der wir vorhin mit ihm beiwohnten.

Aber gerade diese Scene — sie war am gestrigen Abend gewesen — bot ihm in Anna's rücksichtsloser und verletzender Weise die beste Veranlassung zum Beginne seines Werkes. Hier, wenn irgendwo, konnte er die ungeberdige und unkluge schöne Frau zu fassen und vielleicht zu überzeugen hoffen. Und er hatte schon bei seinem Scheiden am Abend den festen Vorsatz mit sich fortgenommen, daß er heut, grade vor dem erheiternden Ballfest, eine ruhige Stunde wählen wolle, um mit Anna offen, redlich und ernst zu reden.

Das Verhör Grüning's, das zu einem so unvermutheten und vielleicht folgenreichen Ergebniß führte, hatte zu einem Aufschub geführt, der dem Rath bei dem Ernst seines Vorsatzes nichts weniger als angenehm war. Die Kaffeestunde, wo Anna meistens nicht nur allein, sondern auch gewöhnlich in der zugänglichsten Stimmung war, war bereits fast schon vorüber, und er schritt nun desto rascher dem Hause des Arztes zu.

Als er in die Nähe des „deutschen Hauses" kam, sah er vor der Thür desselben einen schweren Reisewagen halten, wie die Landherrschaften sie nur dann zu benutzen pflegen, wenn es einen „Staatsbesuch" zu machen oder zu einem Feste zu fahren gilt und die Damen besondere Rücksicht auf ihre Toilette zu nehmen haben. Das Wappen auf dem Schlag und die Pferde, welche von dem gleichfalls bekannten alten Kutscher eben ausgespannt wurden, verriethen unserem Freunde den Besitzer des Gefährts, und es ging durch sein nachdenkliches Gesicht ein Aufleuchten der freudigsten Genugthuung.

Seine Augen erhoben sich zu den obern Fenstern des Hotels und trafen dort, von neuem aufleuchtend, wirklich auf ein junges, freundliches, plötzlich von warmem Erröthen schimmerndes Gesicht, und als er, ehrerbietig grüßend, weiterschritt, rief ihm aus einem aufgestoßenen Fenster des Erdge-

schosses eine joviele Stimme nach: „Heda, Herr Criminal, laufen Sie da an den alten Freunden vorüber, ohne Sang und Klang? Pressirt's so gewaltig?"

Einen Augenblick stand Malsberg zögernd, dann jedoch winkte er lächelnd mit der Hand und schüttelte den Kopf, und schritt rasch weiter. Gerade, wie es ihn eben durchdrang und erfüllte erschienen ihm die Freunde noch hülfsbedürftiger und fühlte er noch tiefer seine Pflicht, je eher ihnen desto lieber und nach Kräften beizuspringen.

Auf dem Vorplatze droben in Rohde's Hause wurde eben die Lampe angezündet und kam Anna ihm entgegen. „Jetzt, Sie Böser?" rief sie ihm scherzend zu. „Den ganzen Nachmittag habe ich Sie erwartet. Wie nun, wenn ich sagte: Jetzt, mein werthester Herr, muß ich Toilette machen — ?"

„Das würde mir freilich sehr, ja ganz besonders leid thun," versetzte er lebhaft. „Aber ich schließe aus Ihrem Tone, daß es nicht so ernst gemeint ist."

„Ja, ich bin eben immer zu gut — also nur hinein!" sprach sie heiter. „Wären Sie früher gekommen, hätten Sie endlich wirklich einmal meinen Fritz getroffen — er ist gespannt auf Sie. Jetzt," fügte sie schalkhaft hinzu, „müssen Sie sich mit — Frau von Augustin begnügen."

Er zuckte, sichtbar unangenehm überrascht, zurück: „O nicht doch, nicht doch, Frau Anna!" redete er leise und rasch. „Sie wissen, ich kenne die Dame bisher nicht persönlich und — im übrigen werden Sie ja auch doch wirklich bald an Ihre Toilette denken müssen."

Sie ließ seine Hand nicht los, die feinen Finger legten sich noch fester um die seinen. „Eben darum," versetzte sie mit einem sanften, fast bittenden Ausdruck, „helfen Sie mir, die Alte zu unterhalten und nehmen Sie sie später mit fort — sie geht sonst nie! — Thun Sie's mir zu Liebe — bitte, gehen Sie hinein. Ich folge sogleich!"

VI.

Mein seliger Major.

Frau Amalie — oder wie sie sich lieber nennen hörte und sich auch auf dem Titel von einigen anonym erschienenen Goldschnitt-Büchelchen benamsete: Amelie von Augustin war ein echtes Exemplar jener dem Aussterben nahen Species der richtigen alten Hausfreundinnen, deren sich die Meisten von uns aus ihrem elterlichen Hause noch bald mit einem gelinden Schrecken, bald — und dennoch häufiger — mit einem gewissen gutmüthigen Lächeln erinnern. Denn die Wunderlichkeiten hier und die Beschwerden da, die mit ihnen im Kreise der Familie Platz zu nehmen pflegten, wurden fast stets durch zahlreiche, theils freundliche, theils komische, stets unterhaltende Züge aufgewogen, und wenn sie einmal am bestimmten Nachmittag oder Abend fehlten, wurde die Lücke für Alle fühlbar.

Frau Amelie war ihrerzeit ein sehr hübsches, sehr zartes, sehr poetisches und sehr ideales Mädchen gewesen und hatte so wenig Herz und Vertrauen zu der rauhen Wirklichkeit an der Seite eines prosaischen Gatten gehabt, daß sie ihre sehr feine kleine Hand stets noch im letzten Augenblick ganz entsetzt zurückzog und sich ihre Freiheit wahrte. Wie und weßhalb sie sich endlich dennoch für den damaligen Hauptmann von Augustin entschied, — ob sie in dem schon bejahrten Herrn mehr Garantien für ihre Herzens- und Geistesbedürfnisse fand, oder ob sie in einer ungewöhnlich schwermüthigen und ungewöhnlich klaren Stunde zu der grausamen Erkenntniß kam, daß die Jugend nicht ewig währe und daß es nicht gut sei, wenn der Mensch ganz allein bleibe —, das wollen wir in höflicher Discretion unentschieden lassen. Genug, sie heirathete den genannten Kriegshelden — er hatte wirklich bei Belleallianee als Offizier gefochten — und lebte mit ihm in seiner Garnison einige Jahre, wie — Gott es gab. Dann wurde der Hauptmann mit dem Charakter als Major pensionirt, zog des wohlfeileren Lebens wegen in die Kreisstadt und präsentirte seine Frau und sich der Land- und Stadtgesellschaft — Kinder hatte das Paar nicht.

Frau Amelie war geblieben, die sie von jeher gewesen, nur daß sie im Grunde leider gar nicht mehr „hübsch" war, und daß Jedermann sie für zehn Jahre älter hielt, als sie selber gelegentlich im tiefsten Vertrauen, seufzend und erröthend eingestand. Sie war noch immer sehr zart, sehr poetisch, sehr schwärmerisch, litt außerordentlich unter der Prosa des Lebens und seufzte über die verlorenen Illusionen und die bitteren Enttäuschungen, die ihr die Ehe gebracht,

und war im übrigen die herzensbeste Seele von der Welt mit niemals versiegendem Redefluß und einem allerdings nur im geheimen frei gegebenen — stets regen Appetit. Und da sie trotzdem auf die richtige und genügende Befriedigung desselben durch die passenden Mittel bei sich selbst und dem Gatten verzweifelt wenig Rücksicht nahm und der Bestimmung der Frau weniger in der Küche als in ästhetischen Unterhaltungen und Geistesübungen und in den zartesten Versbildungen gerecht zu werden suchte: — so wird man sich leicht vorstellen, daß ihre Häuslichkeit im Anfang nicht gerade eine sehr erquickliche und ihre Ehe keine eminent glückliche war — die „Geister platzten" hier wie dort gar zu häufig und lebhaft auf einander.

Herr von Augustin war ein alter Soldat vom reinsten Wasser. Mit seiner Bildung sah es gerade nicht besonders aus, da er sehr jung zur Fahne gelaufen war und hinterdrein nicht allzu viel Zeit zu Fortsetzung seiner Studien gefunden hatte. Mit seiner Bravheit und Ehrenhaftigkeit — auch als Mensch — stand es dafür aber desto besser, und seine Kameradschaftlichkeit und überhaupt seine gesellschaftlichen Vorzüge waren — d. h. im Männerkreise — über jedes Lob erhaben. Er trank gern, er spielte gern, er jagte gern, er hatte vordem leidenschaftlich getanzt und machte jetzt eine, Jedermann fortreißende Conversation. Von Aesthetik und Poesie hatte er, wie er selber es hieß, nicht die „blasse Idee", und Alles, was seine Frau sann und trieb, erklärte er für das zugleich dummste und langweiligste Zeug, von dem er auf Gottes Erdboden jemals vernommen habe. Da er aber längst begriffen hatte, daß hier an keine Aenderung zu denken sei, so nahm er Frau Amelie und ihr Wesen achselzuckend als eine „Thatsache" und verlangte für seine Nachsicht gegen sie nichts als die gleiche von ihrer Seite gegen sich, eine Uebereinkunft, die, nachdem sie endlich auch von der Majorin Seite wohl oder übel angenommen war, dahin führte, daß das Paar, nach des Majors Ausdruck, lebte, „wie die Engel im Himmel" oder „wie Gott in Frankreich", er in seinem Zimmer und sie in dem ihrigen; er in seinem Club und sie in ihren ästhetischen Thees; er von Braten und Wein, sie von Butterbrötchen und Thee — „die arme Frau!" sagte er wohl einmal schmunzelnd. „Stellt euch einmal vor, was ihr die Sättigung für Mühe machen muß, zumal bei ihrem respectabeln Appetit! 's ist ja ein ewiges Rennen mit Hindernissen! Aber bei der Aesthetik ist Hopfen und Malz verloren."

Bei solcher „Artung" des edlen Paars läßt es sich begreifen, daß der Major, wie er auch vordem gedacht haben mochte, jetzt, wo „die Geister schon längst nicht mehr auf einander platzten," ganz zufrieden mit seiner Frau war, die ihn in seiner Lebensweise nicht störte, und sie hinter ihrem Rücken für eine „recht brave" Frau erklärte und sie gelegentlich sogar „mein Engel" hieß. Mit ihr stand die Sache freilich bei weitem nicht so gut — für sie blieb er der „rauhe Kriegsmann" und allem Höheren verschlossene materielle Mensch, unter dessen Druck ihre himmelanstrebende Seele trauervoll hinschmachte. Günstigsten Falls war er „der Major", im vertraulichen Kreise aber und wenn sich ihr Herz in voller Hingebung erschloß, nur kurzweg der „Er," und daß sie ihn jemals anders als „Augustin" angeredet, ist von Niemand erlauscht worden. Trotz alledem machte sein Tod sie zu einer über die Maßen trauervollen Wittwe; die Erinnerung malte ihr — wohlverstanden ihren Aeußerungen nach — ihre Ehe als die glücklichste der Welt vor, und der Todte hieß in ihrem Munde nie mehr anders als „mein seliger Major", oder in ganz besonders erinnerungsvollen Augenblicken sogar „mein lieber Seliger".

Zu Anfang ihres hiesigen Aufenthalts, d. h. etwa vor achtzehn Jahren, und auch in der ersten Folgezeit war Dame Amelie mit ihren „Alluren und geistigen Bedürfnissen" in der kleinen Stadt übel daran gewesen, sie fand verzweifelt wenig verwandte Herzen und Geister und so gut wie gar kein Verständniß für sich und ihre Poesie. Man nannte sie horriblement eine schlechte Hausfrau und fand sie halb lächerlich, halb langweilig, und diejenigen, die sie gutmüthig duldeten, waren sehr sparsam gesäet. Allmälig besserte sich dies jedoch; man gewöhnte sich an ihre Wunderlichkeiten und Eigenheiten und ließ, da man sie besser kennen lernte, auch die guten Seiten einigermaßen gelten. Hin und wieder fand sich auch eine verwandte Seele, und sie sah sich nach und nach wenigstens auf einigen Stellen wohl aufgenommen und heimisch werden.

Als Doctor Rohde sich in der Stadt niederließ und, der Himmel mag wissen, wie, alsbald der Arzt des alten Majors wurde, der eben ein wenig „wackelig“ zu werden anfing, erklärte die Majorin ihn sofort für den liebenswürdigsten und geistvollsten Mann der Stadt und widmete ihm eine außerordentliche Verehrung und Freundschaft: sie fand nicht nur in dem jungen Arzt für ihre eingebildeten Leiden — im Grunde hatte sie eine eiserne Gesundheit — viel Geduld und eine beruhigende Theilnahme, sondern behauptete auch, daß er auf zehn Meilen in der Runde der einzige Mensch, der wirklich, ja hoch poetisch begabt sei und die Welt sicher noch einmal mit den prachtvollsten Schöpfungen seines Geistes überraschen werde. Wer so „reizende“ Gelegenheitsverse zu dichten vermöge, dem müsse auch sonst die Muse hold sein, erklärte sie ihm selber und Jedermann, und daß er, ruhig lächelnd, von solcher Huld niemals etwas wissen und in seinem Leben außer jenen erwähnten, nicht einen Vers geschrieben haben wollte, hieß sie unglaublich, grausam und „selbstmörderisch“. — Wie sie von seiner langjährigen Neigung und Treue gegen Anna Halthin erfahren hatte, wurde nicht bekannt. Dieser Zug erhob ihn in ihren Augen noch viel mehr, machte ihn noch „poetischer“ und steigerte ihre Verehrung zum Enthusiasmus. Daß die still Geliebte der guten Dame fortan gleichfalls in ganz besonderem Lichte erschien, ist ebenso begreiflich wie der unendliche Herzensdrang, mit dem Amelie sich an die endlich errungene und heimgeführte junge Frau anschloß. Sie machte sich von den ersten Ehewochen an im Hause des Arztes daheim, und sie wurde selbst von Anna um so nachsichtiger und freundlicher aufgenommen, als zu dieser Zeit gerade der „Er“ zu „meinem lieben Seligen“ wurde und die Wittwe wirklich sehr vereinsamt war.

Seitdem waren nun zwölf Jahre vergangen und Frau von Augustin nahm im Hause des Doctors, die Stellung als richtige Hausfreundin ein, deren Besuche, wie wir schon oben sagten, zwar allerhand Unbequemlichkeiten mit sich brachten, dennoch aber weder zu vermeiden, noch zu entbehren waren. Ihr Verhältniß zum Doctor war im allgemeinen das gleiche, wenn auch nicht mehr ganz so enthusiastische geblieben. Sie schätzte ihn außerordentlich hoch, sie schwor in den meisten Fällen nicht höher als bei ihm, sie hatte ein unbeschränktes Vertrauen zu seinem Geschmack, seiner Erfahrung, seiner geheimnißvollen poetischen Begabung, und sie jammerte auf das wehmüthigste über die Lasten und Fesseln des Berufs, die ihn in den reinen Aether sich nicht erheben ließen, ihn vielmehr im schnöden Erdenstaube festhielten und ihn hier zu mancher Stunde — leider, o leider! — zu einem sehr prosaischen, zuweilen „rauhen und harten“ Mann machten! Dies Letztere zumal in Beziehung zu „ihrer engelhaften, feenhaften Anna“, in der die Majorin je länger, desto entschiedener das Ideal einer Frau gefunden zu haben erklärte.

Brauchen wir noch hinzuzusetzen, daß ein solches Urtheil auf Anna, zumal in ihrer gegenwärtigen Mißstimmung, von bedeutendem Einfluß war? Frau von Augustin wurde daher auch von Niemand im Hause freundlicher aufgenommen, geduldiger ertragen, tapferer vertheidigt als von der Letzteren. Sie hatte die mehrmonatliche Abwesenheit der Alten ernstlich empfunden, sie hatte Malsberg immer von neuem und von neuem von der Fernen erzählt und sie beinah bitter gegen Rohde's gutmüthigen Spott in Schutz genommen. Und wenn dennoch ihre ersten Worte gegen Malsberg über die eben wieder Angelangte nicht allzu erfreut klangen, so mußte das irgend einen von jenen Gründen haben, nach denen die Damen gern zu handeln pflegen, ohne die Mittheilung desselben für nöthig zu halten. Daß wir trotzdem zustimmen, finden sie von uns als gebildeten und liebenswürdigen Leuten selbstverständlich.

Als der Rath ins Zimmer trat, regte sich etwas hinter dem Tisch in der Sophaecke und es ließ sich auch etwas wie ein Laut vernehmen, von dem indessen nicht zu bestimmen war, ob er durch Ueberraschung und Schrecken veranlaßt worden, oder ob er nur die Anwesenheit einer weiteren Persönlichkeit im Gemach bemerklich machen sollte. Zu sehen war im Grunde nichts, denn obgleich in der Nähe der Fenster noch ein ganz hübscher Lichtschimmer auf Anna's Nähtischchen und den Pflanzen umher ruhte, war es hier hinten doch bereits sehr dämmerig, wie es eben ein grauer Nachmittag des späten November zu solcher Stunde mit sich bringt.

Malsberg wandte sich dem Laute zu. „Die Frau Doctorin wird sogleich wieder erscheinen," sagte er und schritt gegen die Fenster vor, um sich besser erkennen zu lassen. Indem aber trat Anna auch bereits mit einem Lichte durch eine andere Thür wieder herein, ging mit einem „bitte tausendmal um Entschuldigung, liebe Majorin!" zum Tisch und ließ in der nächsten Minute das freundliche Licht der geschmackvollen Lampe aufflammen.

„Sind Sie recht erschrocken über den Einbruch, Liebe?" redete sie dabei munter weiter. „Aber was ist mit diesem Herrn anzufangen? Warum muß er nun gerade kommen, da es schon ganz dunkel ist und ich einmal hinausgehen muß? Auf dem Flur konnt' ich ihn doch nicht stehen lassen! Aber man sieht dabei wieder recht, Frau Majorin," fügte sie im gleichen Tone hinzu, indem sie die Glocke überdeckte, „mit Ihrer geliebten Theorie steht es doch nicht ganz sicher, denn sonst hätte dieser Herr schon längst hier sein müssen. Und nun, da man sich sehen kann," schloß sie mit einer Verbeugung, „erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen den Herrn Rath Malsberg präsentire."

Die alte Dame — nun da das Licht auf sie fiel und sie erkennen ließ, sah man ein kleines Gesicht, das von dem Alter seiner Besitzerin weniger durch Runzeln als durch die ziemlich scharf hervorragenden Züge Kunde gab, während die Augen, abgesehen von ihrem fast ein wenig schmachtenden Ausdruck, noch wirklich schön waren, und die Haare, die in Locken an den Wangen niedersanken, trotz ihrer Silberweiße eine ungewöhnlich reiche Fülle zeigten, — die alte Dame, sagen wir, machte in ihrer Ecke eine leichte Bewegung, ihre Augen gingen mit einem unendlich sanften Blick von der Sprecherin zu dem Vorgestellten, und dann sprach sie mit einer Stimme, die gleichfalls auffällig sanft, ja fast zart klang: „Unsere geliebte Freundin hat mir schon so viel Gutes und Schönes von Ihnen gesagt, Herr Rath, daß ich ganz eifersüchtig geworden bin. Es wird mir schwer werden, meinen Platz neben Ihnen hier in dem lieben Hause zu behaupten!"

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, das ist ja eine wahre Kriegserklärung!" bemerkte Malsberg mit verbindlichem Scherz.

„Wie hübsch gesagt!" sagte die Majorin, sanft lächelnd und das Köpfchen gegen Anna neigend, die sich neben ihr niedergelassen hatte. Und wieder zum Rath sich wendend, fuhr sie fort: „Sie müssen mir das schon erlauben, Herr von Malsberg! Ich kann mich nicht nur so von meinem Platze hier verdrängen lassen — o Liebe, wenn Sie wüßten, wie ich mich nach Ihnen gesehnt habe, nach diesem trauten Sophaeckchen, nach diesem sanften Lampenschimmer! Ist es nicht entzückend hier, Herr von Malsberg? Ich heiße dieses Plätzchen immer die Insel der Seligen! Aber was ich sagen wollte: es ist doch lieb von Ihnen, Herr von Malsberg, daß Sie sich uns noch zeigen — man wünscht seinen Feind doch zu sehen! — Und wissen Sie, Liebe — auf meine Theorie, wie Sie so zierlich spotten, Sie liebe Böse, da schwöre ich dennoch und entschiedener als je! — Sie sehen ja, unsere Reden sind nicht wirkungslos geblieben! Sie haben den Säumigen gemahnt und hercitirt!"

Dieser Redestrom, der durch den unausgesetzt sanften und gleichmäßigen, langsamen Fall der Worte für die Zuhörer noch, sei es seltsamer, sei es erschreckender wurde, weil selbst die willigste Aufmerksamkeit den sich durch einander schiebenden Sätzen kaum zu folgen vermochte und ein Ende sich gar nicht ahnen ließ, hatte die beiden Zuhörer mehr als einen behutsamen Blick austauschen lassen, der aus des Raths Augen mit dem Ausdruck einer steigenden Verblüfftheit, und aus denen Anna's mit einer Schalkhaftigkeit hervorglitt, welche ersichtlich kaum noch den Ausbruch der hellsten Lustigkeit zurückzuhalten vermochte.

Jetzt, da er einen Augenblick innehielt, nahm die Letztere mit bemerkbarer Schnelligkeit das Wort und sagte: „Sie müssen nämlich wissen, Herr Rath, wie Frau von Augustin des festen Glaubens ist, daß unsere Gedanken und Reden auch in die Ferne wirken und einen Anderen kräftig genug beherrschen, um ihn, ohne daß er's ahnt, unserm Willen unterthan zu machen und ihm Folge geben zu lassen. Die gnädige Frau ist überhaupt eine große Verehrerin der Nachtseite der Natur — heißt es nicht so? — und eine getreue Anhängerin und Ausüberin aller schwarzen Kunst —"

„Ist sie nicht grausam? Aber kann man ihr zürnen, dieser spottenden An-

muth?" fiel die Majorin schmachtend ein, und der Blick, der Anna zärtlich streifte, wandte sich weich lächelnd zu Malsberg. „Ich weiß zwar nicht, wie Sie darüber denken, Herr von Malsberg, aber ich glaube, daß ein Mann von Herz und Poesie, wie man Sie mir so geschildert hat, unmöglich mir feindselig sein kann."

„Nehmen Sie sich in Acht!" rief Anna neckend, während der Rath, bei dem die Komik jeden anderen Eindruck zu überwinden begann, herzlich lachte; „der Hausfreund ist ein furchtbarer Zweifler — Beweis, Beweis! ist sein täglich und stündlich Geläute! Vor ihm ist selbst der Sonne Klarheit und der Sterne Licht nicht immer sicher. Aber rührend ist es," fügte sie in herzlicherem Tone hinzu, „wie treu diese liebe Majorin zu ihrem Glauben hält und keine Enttäuschung achtet und keinen Spott! Denken Sie nur, wie schlimme Erfahrungen Sie zum Beispiel an meinem Bruder Fritz gemacht haben! Er ist unbarmherzig — ich gebe es zu —"

Frau von Augustin war während dieser Worte in die Ecke des Sopha's zurückgesunken und ruhte dort in einer gewissen, die Aufmerksamkeit herausfordernden Unbeweglichkeit; sie hatte den leichten Seidenshawl, oder wie man derartige Umhänge benamset, zu malerischen Falten um die Schultern und die Brust gezogen und blickte, das Köpfchen ein wenig geneigt, tief sinnend vor sich hin. Jetzt erhob sie das Auge mit einem eigenthümlich dunkeln Blick, und auch in ihrer Stimme klang eine Art von Düsterkeit wieder, als sie langsam sprach: „Ja, Liebe, er treibt es arg, aber das entmuthigt mich nicht. Ich habe es schon mehr als einmal erlebt, daß gerade die ungläubigsten Spötter am raschesten und gründlichsten bekehrt wurden — zuweilen mit einer Härte, in der ich nur eine Strafe für ihren Unglauben und Spott erkennen kann. Sie wissen wohl, wie es Ihrem lieben Hausherrn erging —"

„O Frau Majorin," fiel Anna ein, während ihr Auge den Rath mit einem neuen schalkhaften, so zu sagen verständigenden Blick streifte, „Rohde lassen Sie lieber aus! Wir wissen ja niemals, was bei ihm Scherz oder Ernst ist!"

„Und wie meinem seligen Major — war er doch, wie er sich selber hieß, in diesem Punkte wirklich ein hartgesottener Sünder! Und denken Sie nur an den armen Herrn von der Leyen mit seiner grausigen Vorahnung! Und unser lieber Herr Landrath hat am wenigsten Ursache zu spotten — gerade er liefert den überzeugendsten Beweis für — sagen wollt' ich: an ihm offenbart sich jene Nachtseite der Natur, wie Sie spottend es heißen — jenes für euch so öde und leblose und für uns Eingeweihte so wunderbar reiche und bewegungsvolle Reich der Schatten; jener geheimnißvolle Raum, wo das sich vollzieht, von dem eure Philosophie sich nichts träumen läßt —"

Anna lachte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hell hinaus und auch Malsberg, der dem seltsamen Gespräch bisher schweigend gefolgt war und in der Stille seine Beobachtungen über die wunderliche alte Dame angestellt hatte, konnte bei der Emphase, mit welcher gerade der letzte Satz vorgebracht wurde, seine Heiterkeit nicht ganz unterdrücken.

„Sie müssen mir das zu gute halten, meine gnädige Frau," sprach er aber schnell gefaßt und entschuldigend zu der einigermaßen empfindlich darein schauenden Majorin; „wir gewöhnlichen Menschenkinder haben so viel mit der Erde zu thun, daß wir kaum für den Himmel, geschweige denn für das Mittel-Geister-Reich Zeit übrig behalten. Und Sie werden überdies gewiß selber schon erfahren haben, wie Viele sich für eingeweiht und kundig erklären, ohne es bei näherer Prüfung beweisen zu können. Es wird so viel Unsinn über diese Dinge geredet — die Kinder, die Ammen und die alten Weiber haben sie so zu sagen zur Domaine erkoren und üben eine tyrannische Herrschaft. Wenn daher einmal ein Mensch von Geist, Bildung und Erfahrung vor uns in diesen Ton und Glauben mit einstimmt — wie sollen wir an seinen Ernst glauben?"

„Sie haben Recht — leider Recht, Herr von Malsberg!" versetzte sie, schwermüthig zu ihm hinüberblickend. „Es giebt hier gerade der Spötter und falschen Freunde viele, und noch mehr Unberufene. Der schauenden Augen erfreuen sich nur Wenige von uns, und jenes unnennbare, uns selbst unverständliche Etwas, das allein in uns die Erkenntniß jener Geheimnisse ermöglicht und uns mit dieser

unsichtbaren Welt in Rapport zu setzen vermag, ist nur ausnahmsweise einem Menschen anvertraut — das Volk heißt sie so richtig und schön Sonntagskinder. Das sind sie, am geweihten Tag, zur geheiligten Stunde geboren, und hoch begnadigt durch eine solche Mitgift und, wo sie es recht verstehen, voll tiefer, demüthiger Dankbarkeit für solche Bevor —"

Nach einem raschen, so zu sagen verzweiflungsvollen Blick auf Malsberg — können Sie den Unsinn denn noch immer anhören, ohne auch nur den Versuch einer Unterbrechung zu machen? schien dieser Blick zu sagen — sprach Anna plötzlich dazwischen: „Aber Sie nannten da vorhin Mehrere, denen ich niemals eine solche Begabung zugetraut hätte: Leuen, der Herr Major, und nun gar mein Bruder — Fritz zumal, fürchte ich, wird sich auf das ernstlichste gegen diesen Glauben wehren!"

„Ja, die Erkenntniß fehlt ihm, aber vor unseren Augen ist gerade er in einer wunderbar genauen Verbindung mit dem stillen Reich," entgegnete die Majorin mit einer gewissen Genugthuung. „Und das Wunderbarste ist, daß gerade diese drei Genannten in einem wunderbaren Zusammenhange stehen —"

Anna lachte. „Sehr begreiflich! Im Bataillon des seligen Majors hat Fritz seine Sporen verdient, und Leuen wurde, wenn auch erst nach seinem Tode, sein Schwiegervater."

„Sie liebe, böse Spötterin! Sie wissen wohl, daß ich das nicht meine!" sagte Frau von Augustin zärtlich. „Ich denke ja nur an jenen anderen, wunderbaren Zusammenhang, der sich für unsere Augen so seltsam, so ergreifend, so unverkennbar bei dem Tode des armen Landraths zwischen den Dreien herausstellte —"

„Aber Frau Majorin!" fiel Anna ein, die reine Stirn zog sich in leichte Falten.

„Und an die geheimnißvolle Begabung Ihres Herrn Bruders, die sich, so viel ich erfuhr, damals zuerst offenbarte und ihn gerade mit diesem Trauerfall in Verbindung brachte — ohne sein Wissen, glaube ich freilich —"

„Aber ich bitte Sie, Frau Majorin, was heißt das alles? Was meinen Sie?" fragte Anna, bemerkbar ungeduldig und die Stirn noch immer nicht frei. „Ich habe bisher geglaubt, daß es im Leben und Herzen meines Bruders nicht einen Zug, nicht eine Falte, ja kaum einen Gedanken in seinem Kopf gebe, von dem ich nicht wisse. Und nun reden Sie von etwas mir völlig Unbekanntem, und Sie erwähnen es obendarein, soweit ich auch zurückdenke, zum ersten Mal!"

„Ach, Liebe, von dergleichen redet man auch nicht," sagte Frau von Augustin mit flüchtiger Befangenheit. „Wir sprachen ja vorhin über den Spott der Weltkinder. Wer mag den herausfordern, zumal wo der Glaube, das Wissen uns so ernst, so heilig im Herzen ruht! Und dennoch, Liebe," fügte sie träumerisch zu Anna hinüberblickend hinzu, „wäre es wirklich möglich, daß Sie nie davon erfuhren, etwas wahrnahmen? Ich rede nicht von Ihrer lieben Familie, sondern von Ihnen, der zärtlichen Schwester, die —"

„Aber in des Himmels Namen — reden Sie doch nur!" rief Anna in bemerkbarer Aufregung. „Sie hören ja, daß ich keine Ahnung von dem habe, was Sie meinen können!"

Frau von Augustin drapirte den Shawl, der einigermaßen die richtigen Falten verloren hatte. Ihr Auge wandte sich von Anna zu dem schweigenden Malsberg und zurück mit jenem noch immer träumerischen Blick. „Wäre es Ihnen wirklich niemals geschehen," sagte sie leise und hörbar bewegt, „daß Sie Ihren Bruder dort gesehen — zu sehen geglaubt — hätten, wo er doch nicht war, nicht sein konnte?"

„Aber nein! — Aber ich verstehe Sie nicht, sage ich!" rief Anna fast ungestüm.

„Die gnädige Frau reden also von einem sogenannten Doppelgänger, glaub' ich," bemerkte Malsberg beschwichtigend. Er fühlte, ohne recht zu wissen, weshalb seine Aufmerksamkeit, schon seit die Majorin vorhin die drei Namen genannt hatte, mehr und mehr in Anspruch genommen und fügte sich daher auch williger, als es sonst vielleicht der Fall gewesen sein dürfte, in die abspannende Weise der alten Dame. Durch die letzten Worte derselben fühlte er sich aber eigenthümlich überrascht, und nach einer secundenlangen, durch das sanfte, zustimmende Kopfneigen der Majorin ausgefüllten Pause fügte er gedämpft hinzu: „Ich entsinne mich wirklich, daß man vor dreizehn Jahren in

Heidelberg Herrn von Halthin diese — Eigenschaft nachsagte."

„In Heidelberg? Sind Sie denn mit meinem Bruder zugleich dort gewesen?" rief Anna lebhaft.

„Sehen Sie! Sehen Sie!" sprach aber zugleich auch die Majorin ganz erregt, ja fast ein wenig triumphirend. „Das stimmt ja wunderbar! Das ist ja außerordentlich interessant! Das schlägt alle Zweifel nieder. Was wird meine liebe Vollnau sagen!"

„Aber ich bitte — erzählen Sie! Dies Hören und Hören und nicht Begreifen reibt mich auf!" sagte Anna, die ihre Arbeit auf die Seite gelegt hatte, mit allen Zeichen der nervösen Aufregung. „Ich bitte, Frau Majorin — Sie, Malsberg, müssen ein ander Mal berichten."

„Bei mir ist die Sache unendlich einfach," sprach der Rath lächelnd, „und nicht der Aufregung werth. Herr von Halthin lebte sehr zurückgezogen und wurde deshalb vielleicht mehr beachtet, als es sonst geschehen sein dürfte. Man sprach häufig von ihm — sagen Sie: man hielt sich ein wenig über ihn auf und brachte Dies und Jenes vor; so auch, daß man ihn zugleich hier und dort gesehen habe. Das Ueberraschendste ist für mich nur das Zusammentreffen dieses Scherzes mit der ernsten Ueberzeugung der gnädigen Frau."

„Und diese Ueberzeugung? Sie nannten Frau von Vollnau?" rief Anna wie vorhin.

„Ja, sie hat es selber erlebt und gesehen," redete die alte Dame wiederum mit jenem früheren, träumerischen Ausdruck. „Sie hat früher nie dergleichen bemerkt und gar nicht gewußt, daß unser lieber Landrath diese Gabe habe. Sie wissen, Herr von Halthin besucht Vollnau's regelmäßig in der Mitte des August mit Frau und Kindern auf acht Tage. Dieses Jahr war ja natürlich keine Rede davon; Ihre Frau Schwägerin wollte nicht ohne den Gatten kommen. Vollnau's waren darüber ganz unglücklich; sie haben sich an diesen Besuch gewöhnt und fühlten sich ohne ihn recht einsam. Die Sorge um des Freundes Ergehen kam dazu, sie zu betrüben. Am 23. August ist's gewesen, Vollnau war noch nicht aus der Stadt zurück, und meine liebe Vollnau saß im Salon am Fenster und schaute in den dämmernden Regenabend hinaus und fühlte sich niedergeschlagen, dachte an den Landrath und seine Gesundheit, an die Strapazen, die schauderhafte Cholera, mit rechtem Herzweh. Da geht die Thür auf — sie hört es nicht, aber sie sieht's — und der Landrath kommt herein, ganz deutlich — sie ist so erstaunt, so erschrocken, so beglückt, daß sie sich gar nicht regen kann, nur „aber Halthin!" ruft sie laut. Da winkt er ihr mit der Hand zu und geht vorüber — unhörbar — gegen das Speisezimmer zu und aus der Thür. Sie springt auf, sie eilt ihm nach — er ist nicht da, nirgends. Niemand sonst hat ihn gesehen. War's denn eine Erscheinung? Waren's ihre Gedanken, waren's die seinen, die sich so verkörperten? — Sie hat es gleich ihrem Mann erzählt. Er hat sie ausgelacht, sie beruhigt. Sie meint fast selbst, daß sie doch wohl geträumt. Aber denken Sie, vier Tage später kommt Helene zu ihnen herüber, bringt Grüße von ihrem Mann und erzählt, wie er neulich Abend — es ist der gleiche gewesen und auch die Stunde — im Traum sich bei Frau von Vollnau im Zimmer gesehen habe, sie am Fenster, er zu dem gewöhnlichen Logirzimmer hinter dem Speisesaal, an ihr vorübergehend — ganz deutlich; gleich darauf durch seinen Burschen erweckt, habe er sich zuerst gar nicht auf die Gegenwart besinnen können. — Sehen Sie, ist das nicht wirklich höchst wunderbar?"

Die Zeichen der Verstimmung hatten sich während dieser Mittheilung aus Anna's Miene wieder verloren, die Stirn war glatt und das Auge lächelte fast schalkhaft, als sie nun entgegnete: „Das ist freilich eine tolle Geschichte! Mich soll nur wundern, was Fritz dazu sagen wird, wenn ich sie ihm erzähle."

In das Gesichtchen der Majorin trat plötzlich der Ausdruck einer nicht geringen Empfindlichkeit. „Das, Liebe, thun Sie dann auf Ihre Gefahr," sagte sie in einem bemerkbar seriösen Ton. „Wie Ihr Herr Bruder auch über diese Dinge denken mag — so weit sie ihn persönlich treffen, nimmt er jedes Wort darüber bekanntlich übel. Das hat mein seliger Major erfahren und auch wohl mancher Andere. Darum haben Vollnau's auch nichts gesagt und darum bitte auch ich, sich nicht auf mich zu berufen."

„Aber meine beste Frau Majorin, es war ja nur ein Scherz!" sagte Anna beschwichtigend. „Und das bischen Unglauben, das sich einmischt, dürfen Sie mir auch nicht übel nehmen. So nahe wie ich meinem Fritz stehe, glaube ich eben nur schwer an irgend einen Zug in ihm oder in seinem Leben, der mir entgangen sein soll. Aber Sie wollten uns ja noch jene andere Geschichte von dem wunderbaren Zusammenhange der drei Herren erzählen —"

„Ach, Liebe, lassen wir das lieber!" fiel die Majorin noch ein wenig schmollend und gesenkten Auges ein. „Sie bekennen sich ja selber zum Unglauben und da —"

Anna legte ihre Hand auf die zarte Rechte der alten Dame. „Dafür ist ihr zweiter Zuhörer desto gläubiger," sprach sie mit einem spöttischen Blick auf den schweigenden Malsberg, „oder doch im Begriff, es zu werden! Sehen Sie ihn nur einmal an, sieht er nicht aus, als wäre er selber im Geisterreich?"

Der Rath — er schaute allerdings sehr nachdenklich darein — lächelte jetzt. „Sie haben nicht ganz Unrecht," antwortete er, „ich dachte an einen meiner Schulfreunde, von dem etwas Aehnliches erzählt wurde, nur daß es verhängnißvoll für ihn ward. Er glaubte nämlich selber daran, und als er sich einmal persönlich gesehen zu haben wähnte, nahm er es als eine Todesbotschaft und starb wirklich bald darauf. Ich meine nur, man soll mit diesen Dingen, ob gläubig oder nicht, äußerst vorsichtig sein, denn man kann niemals vorausberechnen, wie sie gelegentlich selbst auf den Ungläubigsten wirken. Aber ich schließe mich der Bitte der Frau Doctorin an," brach er, gegen die sichtbar sehr zufriedene Majorin gewendet, ab. „Was Sie von dem Herrn von der Leuen erwähnten, interessirt mich lebhaft, wie der ganze unglückliche Fall. Es gemahnt mich immer fast wie ein persönlicher Vorwurf, daß dies Verbrechen straflos blieb."

„Also, liebe Majorin! Sie sehen, daß Sie sogar ein gutes Werk thun!" sagte Anna munter.

Nach einem flüchtigen Lächeln der Befriedigung trat in das Gesicht der alten Dame wieder der frühere, träumerische Ausdruck. „Dann muß ich Sie vor allen Dingen um Zweierlei bitten," sprach sie in einem Ton, dessen Ernst die beiden Zuhörer überraschte. „Zuerst um Geduld, denn wie kurz ich mich auch fassen will, kann ich doch nicht ganz kurz sein. Und zum zweiten um Discretion — mein seliger Major hat mir dies Verlangen zur Pflicht gemacht, wo ich jemals davon erzählte. Ich thue das heute eigentlich zum ersten Mal; die Geschichte ist mir selber unheimlich.

„Sie wissen es schon oder müssen es doch erfahren," redete sie mit einem sanften Blick auf den aufmerksamen Malsberg weiter, „daß der Bruder unserer lieben Doctorin vor fünfzehn, sechzehn Jahren um die Hand des Fräulein von der Leuen angehalten und vom Vater, dem damaligen Landrath einen, wie es hieß, unfreundlichen Abschlag bekommen hatte. Herr von Halthin nahm bald darauf seinen Abschied und ging von hier fort, und der Landrath wich jeder Erinnerung an ihn — ich muß wiederholen: auf das unfreundlichste aus. Das erfuhren wir selber, mein seliger Major und ich, als wir einige Zeit darauf uns hier niederließen, die Bekanntschaft mit Herrn von der Leuen erneuten und mein Seliger einmal scherzend nach seinen Affairen mit Halthin fragte — der Letztere war, wie Sie schon hörten, früher Lieutenant in Augustin's Compagnie und uns lieb gewesen. Herr von der Leuen gab eine so schroffe Antwort, daß mein Major ganz entrüstet war und jede weitere Frage verschwor. Der Landrath trug ihm übrigens die Frage nicht nach; er verkehrte damals viel und augenscheinlich gern bei uns.

„Im Winter von 1852 auf 1853 kam hier das Tischrücken auf — ich hatte es eigentlich von unserer früheren Garnison mitgebracht und fand doch viel mehr Gläubige als Zweifler. Selbst mein lieber Seliger nahm zuweilen Theil daran, zuerst freilich spottend und auch später stets mit einem Scherz, dennoch, wie ich sehr wohl merkte, im Innern immer ernster und gläubiger, da er wirklich einige Male eine Antwort auf seine Spottfragen erhielt, in der er wohl eine höhere Macht erkennen mußte. Herr von der Leuen, der diese Scenen zuweilen Abends bei uns erlebte, erklärte die Sache kurzweg für einen Unsinn und ziemlich unumwunden uns alle für Thoren."

„Am 30. April ist's gewesen, es war ein Sonnabend, und ich vergesse den Tag in meinem Leben nicht," fuhr sie fort, immer in der gleich sanften, eintönigen und schlichten Weise, welche im Verein mit dem eigenthümlichen Stoff ganz geeignet gewesen wäre, auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck zu machen, hätte man sie nur gerade bei dieser Erzählerin für eine natürliche halten dürfen; „da saßen wir in meinem Salon auch zusammen, ein kleiner vertrauter Kreis lieber Menschen, und wie meistens, kam endlich auch heute wieder das Tischorakel an die Reihe. Mein seliger Herr war auch dabei und, obgleich er wie stets an dem Tage, in seinen Club gehen wollte, ließ er sich durch die wunderbaren Antworten, die wir erhielten, stets von neuem halten und war voll heiterer Theilnahme. Plötzlich ging die Thür auf und Herr von der Leuen trat ein — Sie wissen ja von sich selber, Liebe," unterbrach die Erzählerin sich hier mit einem weichen Blick auf Anna, „man kann die hiesigen Mädchen niemals daran gewöhnen, daß sie einen Besuch schicklich melden! — Also er kommt herein und sieht uns an, so recht unmuthig, und sagt: „Treff' ich da richtig die Gemeinde bei einander, und Sie als Hahn im Korbe, Major!" — er war zuweilen gar nicht fein, der liebe Landrath! „Und ich wollte Sie abholen, denn ich habe nur noch eine Stunde frei, dann muß ich nach Leuenhof." — Da meint mein Major: „Haben Sie nur noch ein paar Augenblicke Geduld, Landrath. Heute Abend ist der spaßhafte Kerl hier ganz des Teufels und redet Zeug zusammen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Solche gnädige Laune muß man wahrnehmen und — probiren Sie's einmal, Landrath, und fragen ihn nach was Sie wollen. Sie werden Ihr blaues Wunder hören!" — Und da sagt Leuen — wir waren ganz erstaunt! — mit einem Mal im spöttischen Ton und mit eben solchem Lächeln: „Nun gut, ich will eine Frage thun. Wenn er mir die richtig beantwortet, so — schwöre ich zu Ihrem Orden. Denn die Antwort weiß Niemand als ich. Also — fangen Sie an! Und also — Geister der Tische: wo werd' ich heute über sechs Wochen sein?"

„Beim Heumachen," sagt mein Major — er konnte so spaßhaft sein, der liebe Selige, und wir mußten alle lachen, auch der Landrath. Dann meinte er aber: das glaube er gerade nicht und wir sollten uns immer auf etwas Rechtes gefaßt halten. Und so legten wir die Hände fest, der Tisch kam rasch in Action und klopfte mit ungewöhnlicher Energie, und der erste Buchstabe war ein T. — „Hoho," sagte Leuen, „da geht's schon hin! Das ist nichts! Aber fahrt fort, er muß sich vollends blamiren!" — Und der zweite Buchstabe war ein O. und der dritte ein D. — „Na, na!" ruft mein Major und hebt die Hände vom Tisch, und auch wir Anderen fahren ganz entsetzt zurück, „mach Er keine dummen Späße, Monsieur!" — Und der Landrath sagt, so verbissen lachend: „Nun, da sehen Sie den Unsinn — so schlimm fürchte ich es für mich doch noch nicht! Aber jetzt wird es wirklich Zeit, wenn wir noch in den Club wollen, Major!" — Und damit brachen sie wirklich auf und auch wir Anderen trennten uns bald, nicht in heiterer Stimmung.

„In der Nacht, da er nach Hause kam, trat mein Seliger noch an mein Bett — ich las noch — was er sonst nie that und sprach merkwürdig ernst: „Du, Amalie, was mir da mit dem Leuen noch passirt ist, das ist ganz curios, und ich muß es dir sagen — aber du darfst nirgends davon reden." Und so erzählt er mir, Leuen habe ihn auf den Wall geführt und sei still neben ihm gegangen, und da er, mein Major, von der Tischantwort und ihrem Eindruck zu reden angefangen, da habe Leuen plötzlich gesagt: „Es ist seltsam, Major; die Antwort ist unsinnig, ich denke noch ein gut Stück zu leben. Aber es ist seltsam, sage ich, sie trifft trotzdem merkwürdig mit etwas zusammen, das sich seit kurzer Zeit in mir regt — weiß der Henker, was es ist, Ahnung oder Gefühl; genug, mir ist's, als stehe mir irgend etwas Schweres bevor, oder sei es mit mir einmal schnell zu Ende. Und es ist noch seltsamer, daß sich mit dieser Empfindung in mir stets der Gedanke an — jenen Menschen — nun, an den Fritz Halthin verbindet. Sie wissen, ich liebe ihn nicht. Aber mir ist, als habe ich ihm Unrecht gethan und müsse an Revanche denken. 's ist toll! Und dieser Gedanke ist so lebhaft, daß ich gestern Abend, da ich aus dem Club nach Hause ging, ihn, den Halt-

hin, leibhaftig vor mir zu sehen glaubte: hart vor dem Landrathsamt kommt mir Einer entgegen und an mir vorüber — der Mond scheint ja spiegelhell, und er war's, wie er leibt und lebt, nur daß er mir an Haar und Bart dunkler erschien — so deutlich, sage ich Ihnen, Major, daß ich stand und ihn fast angerufen hätte. Aber wäre er's gewesen, er hätte mich schon angeredet! Und er kann es doch nicht gewesen sein!" — „Nein, das kann er freilich nicht," versetzte mein Seliger, „sein Vater hat mir noch heute Morgen gesagt, daß er teufelmäßig fleißig über den Büchern sitzt und darum in diesen Ferien auch nicht nach Hause kommen wollte, so wenig Zeit habe er." — „Ja, ja, ich nehm' es auch nur als Mahnung," sprach der Landrath, „und muß schon daran denken. Zumal bei dieser Todesbotschaft." Er lachte dabei, aber es war nicht frei, sagte mein Major, er blieb auch den ganzen Abend still und düster und brach noch vor neun Uhr auf. „Kein Wort davon, Major!" raunte er diesem vor dem Fortgehen zu.

„Sie geben es zu," redete die Erzählerin nach einer Pause schwermüthig weiter, „das alles ist wunderbar genug, zumal für uns, die wir den Landrath noch kannten, den festen, harten Mann, unempfindlich für alles Mildere und Höhere. Und dennoch ist, was ich noch zu sagen habe, noch viel seltsamer, für mich wenigstens geradezu entscheidend. Sehen Sie, am nächsten Morgen, dem Sonntag — es war ein rechter erster Mai, ein wonniger Tag! — ging mein seliger Major, als es zur Kirche läutete, auf einen weiten Spaziergang — er liebte das an solchen Tagen, der Gute, und bedurfte es auch, der vordem im Dienst so viel Bewegung gehabt hatte und nun gar keine! Und er ging, wie meistens, auf der Chaussee gegen den Leuenhöfer Forst zu — Sie wissen, die äußerste Ecke hinter den Solden'schen Brüchen ist nur eine halbe Stunde von der Vorstadt. Da hatte der Selige einen Lieblingsplatz, wo er auszuruhen pflegte — es liegt dort ein stiller Wiesengrund, ein Bächlein fließt hindurch, und während nach rückwärts die stillste Waldeinsamkeit sich ausbreitet, sieht man nach vorn zwischen den lichter stehenden Bäumen nach Solden hinüber und auch die Thürme von unserer Stadt — mein lieber Major hatte mehr Poesie in sich, als Mancher ihm zutraute, ja als er wohl selber wußte.

„Heute gefiel ihm sein Plätzchen ganz besonders. Er setzte sich und schmauchte sein Pfeifchen. Es war ein wonniger Tag, sagte ich, Alles war voll vom Duft des jungen Grüns und die Wiese mit tausend bunten Blümchen gestickt, das Bächlein murmelte lustig dahin und blitzte zwischen den Ranken und Gräsern hervor, die vom Rande neugierig in das klare Wasser schauten. Aber die Frühlingsluft macht müde, die Stille kam dazu, mein lieber Major schlief ein. Eine Stunde, meinte er, müsse er wohl geschlafen haben, da sei er wieder aufgewacht, weil die Sonne ihm gerade auf die Augen schien. Und zuerst konnte er sich gar nicht recht besinnen. Mit einem Mal aber traf sein blitzendes Auge auf einen Mann, der drüben am andern Wiesenrand eilfertig hinschritt, schlank und hoch, im kurzen, knappen Rock, mit hohen Stiefeln, auf dem Kopfe einen von den breitschirmigen, weichen Hüten, so daß man das Gesicht nicht recht sehen konnte. „Aber was ich sah und wie er sich hielt und schritt," sagte mein Major, „das war leibhaftig der Fritz Halthin; ich dachte sogleich: na, da ist er ja doch! — Aber bevor ich aufstehen, ja nur rufen konnte, war er bei der großen Eiche und — es ist donnermäßig, aber der Teufel hole mich, wahr —" er fluchte zuweilen fürchterlich, der Gute! — „ja, Amalie, da war er Knall und Fall fort, wie in die Luft zerflossen!" — Mein seliger Major schüttelte sich, da er's mir erzählte. Er ist dann aufgesprungen und an den Platz, aber es ist keine Spur von einem Menschen zu sehen gewesen. — Am Abend kam die Nachricht, daß der Landrath nicht heimgekehrt sei. Und dann — aber das wissen Sie ja."

Sie schwieg und lehnte sich, tief athmend in die Ecke zurück, die Hand über die Augen deckend.

Als sie nach einer Viertelstunde endlich geschieden war — die Unterhaltung war nicht mehr in rechten Fluß gekommen, da Anna der vorgeschrittenen Stunde wegen ersichtlich unruhig zu werden begann, kam die Letztere von der Begleitung der alten Dame wieder ins Zimmer und zu Mals-

berg zurück, der gleichfalls schon nach seinem Hut gelangt hatte. Sie stand vor ihm und maß ihn mit einem — man hätte sagen mögen: übermüthigen Blick. „Wahrhaftig, der Herr Rath scheinen noch immer unter den Schauern des Geisterreiches zu leiden!“ sagte sie spottend zu dem sichtbar tief nachdenklichen Mann. „Nun, einen solchen Sieg wie über Sie heute, hat die Majorin lange nicht mehr erfochten!“

Der Ton, der Blick, das ganze Wesen der Freundin berührten ihn unangenehm. „Spotten Sie nur,“ entgegnete er kühl. „Mich interessirte diese Mittheilung trotz aller Wunderlichkeit wirklich sehr ernsthaft, da sie mehr als einen Fingerzeig enthält, der für die endliche Lösung dieses Räthsels von Bedeutung ist. Dieser von beiden Herren erblickte und mit Ihrem Herrn Bruder verwechselte Fremde ist mehr als verdächtig.“

„Und glauben Sie wirklich an die Wahrheit dieser tollen Geschichte?“ rief Anna lachend aus. „O lieber Gott, da kennen Sie unsere Majorin noch nicht! Sie ist zu Dreiviertheilen selber ihr seliger Major, und der größte Theil des Ganzen ist in ihrem Köpfchen passirt. Und nun, mein Herr,“ fügte sie, sich graziös verneigend, hinzu, „gehen Sie und schütteln Sie den Geisterschauer recht ab, damit Sie in einer Stunde hübsch galant und liebenswürdig sind — bei meiner höchsten Ungnade! Ich rechne darauf, mein Herr Rath! Ich werde heute Abend schön und heiter sein — ob auch für Sie — das ist Ihre Sache.“

Malsberg schied, innerlich so zu sagen noch stiller, als er sich bisher schon gefühlt und gezeigt hatte — Anna war und blieb ihm in ihrem heutigen Wesen unheimlich, und er freute sich beinah, daß es nicht zu dem beabsichtigten Gespräch mit ihr gekommen war; heute, schien es ihm, hätten seine Worte noch weniger Eindruck machen können als zu jeder anderen Stunde.

Da er aus der Hausthür trat, fuhr eben der Wagen des Arztes an und Rohde sprang heraus. „Oho, Sie sind's und gehen jetzt erst?“ rief er dem Freunde ungewöhnlich munter zu. „Da ist's also noch nicht zu spät, ich komme ohne Gardinenpredigt davon und Madame sind guter Laune!“

„Darauf bauen Sie lieber nicht zu fest,“ versetzte der Rath, den Händedruck des Anderen erwiedernd. „Frau von Augustin hat uns durch lange Geschichten über alles billige Maß aufgehalten.“

„Was, die Majorin ist da?“ rief Rohde fast lustig aus. „Nun, dann kommt doch wieder Leben in unsern Kreis, sei es auch nur durch Spott und Ungeduld! Aber Sie müssen mir heute Abend mehr von ihr erzählen, wenn Sie keinen Dienst haben. — Auf Wiedersehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon's I. Schwestern.

Von

F. Sugenheim.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

II.

Wenn Karoline, Napoleon's jüngste Schwester (geb. 25. März 1782) auch keine so vollendete Schönheit wie Pauline war, so ist sie doch immer eine reizende, ungemein interessante Erscheinung gewesen. Als sie bereits im fünfunddreißigsten Lebensjahre stand und schon tiefe Züge aus dem Kelch der Leiden gethan (1816), wurde sie von einer deutschen Edelfrau,* die längere Zeit in ihrer Umgebung weilte, wie folgt geschildert: „Eine blasse Frau, eine Marmorstatue in schwarze Gewänder gehüllt, trat hervor. Doch mit jedem Schritt gewannen diese gemeißelten Züge Leben. Würde, Geist, Anmuth lagen darin; auch war in dem Ton ihrer Stimme etwas so Gütiges und Liebevolles, daß sie mein Herz gleich gewann. Sie hat wundervolles braunes Haar, braune Augen, schöne Zähne, ihr ganzes Wesen ist graziös; die Lippen, wenn sie geschlossen sind, sehen streng aus, auch liegt etwas Gebietendes in ihren Augen, aber man empfindet das nur einen Moment.“ Auch ihre kleinen Alabasterhände und Füße sind viel bewundert worden. Trotzdem wurde sie merkwürdigerweise, wie Napoleon auf St. Helena erzählte, in

* König Jérôme und seine Familie im Exil, S. 60

ihrer Kindheit und ersten Jugend als das Aschenbrödel der Familie behandelt, hatte aber, als sie kaum sechzehn Lenze zählte, bereits die Eroberung des reichen, jungen römischen Fürsten Santa Croce gemacht, der sich sehr um sie bewarb. Sie zog ihm indessen schon damals ihren späteren Gemahl, Joachim Murat, vor, der (geb. 25. März 1767) genau fünfzehn Jahre älter als sie, Sohn eines Gastwirths in dem kleinen Dorfe Bastide Frontonière, unweit Cahors im Departement du Lot, und von diesem zum geistlichen Stande bestimmt war. Schon trug er in Toulouse, wo er seine Studien vollendet, den Priesterrock und wurde dort bereits allgemein Abbé Murat geheißen, als er sich (1787) in eine junge Schöne dieser Stadt verliebte, sich um ihretwegen duellirte und sie entführte. Nachdem er mit ihr kurze Zeit gelebt und das wenige Geld, welches er besaß, vergeudet hatte, ließ er sich, seiner ursprünglichen Liebe für den Kriegerstand folgend, im durchmarschirenden zwölften Jägerregiment anwerben. Ein Subordinationsvergehen veranlaßte aber schon nach Jahresfrist (1788) seine Ausstoßung aus demselben. Die bald darauf beginnende große Staatsumwälzung ermöglichte ihm indessen, wie so vielen Anderen, die Rückkehr zu seiner wahren Lebensbestimmung; zur Zeit der Ermordung Marat's (Juli 1793) war er längst (seit 30. Mai 1791) Lieutenant im 21. reitenden Jägerregiment, vornehmlich durch seine fanatische Hingabe an die Jakobiner, die ihn auch nach jener Ermordung zu dem an den Nationalconvent gerichteten Gesuche verleitete, seinen Namen Murat in Marat umändern zu dürfen. Napoleon, der während seines dienstlosen Aufenthalts in Paris (Mai bis Juli 1795) ihn kennen gelernt, wählte, nachdem er Befehlshaber der Armee des Innern geworden (Oct. 1795), den nunmehrigen Rittmeister Murat, der sich während der nächst vorhergegangenen Ereignisse in der Metropole hervorgethan, zum Adjutanten, und dann zum Flügeladjutanten,* nachdem er zum Obergeneral der italienischen Armee emporgestiegen war. Einigen verdienstlichen Leistungen, namentlich in der Schlacht bei Mondovi (22. April 1796), hatte Murat es zu danken, daß er zum Ueberbringer des durch diese dem König von Sardinien aufgezwungenen Waffenstillstand-Vertrags von Cherasco (28. April) nach Paris vom Generalissimus erkoren, und vom Directorium (10. Mai 1796) zum Brigadegeneral befördert wurde. In Aegypten, wohin er den großen Corsen begleitete, zeichnete er sich besonders in der zweiten (Land-) Schlacht von Abukir (25. Juli 1799) aus, deren Gewinn hauptsächlich, wie Napoleon selbst anerkannte, seiner ebenso kühnen wie umsichtigen Führung der Cavallerie zu danken war. Er nahm in dieser den Oberbefehlshaber der Türken eigenhändig gefangen, ward dabei von demselben zwar schwer verwundet, aber ohne dauernde üble Folgen.

Mit Napoleon nach Paris zurückgekehrt, leistete Murat ihm bei Durchführung der Revolution des 18. Brumaire die nützlichsten Dienste und gewann dadurch dessen Gunst in noch höherem Grade als durch den Tag von Abukir. Seine sofortige Beförderung zum Divisionsgeneral und Chef der Consulargarde (30. Nov. 1799) war der erste Beweis derselben, welchem ein noch sprechenderer bereits nach einigen Wochen sich anschloß. Obwohl des nunmehrigen ersten Consuls Macht damals noch wenig befestigt war, eine vornehmere Verschwägerung, die ihm eine stärkere Stütze verschaffte, als der kühne Gascogner sie zur Zeit zu bieten vermochte, ihm deshalb auch erwünschter gewesen wäre, wies Jener doch des Letzteren Bewerbung um die Hand seiner Schwester Karoline nicht zurück. Dieser, die zu einer bildhübschen Jungfrau sich entwickelt, war nicht sowohl der schon damals berühmte Reitergeneral — „nie," sagte Napoleon später auf St. Helena, „hat man bei einem solchen größere Entschlossenheit, mehr Muth und glänzendere Waffenthaten gesehen" — als vielmehr der ausgezeichnet schöne Mann ein will-

* Murat, dessen provisorische Ernennung zum Obersten während der October-Ereignisse 1795, nicht bestätigt worden, fuhr dennoch fort, sich so tituliren zu lassen, les signes distinctifs de ce grade zu tragen und (1796) se présenta au général Bonaparte avec cette confiance qui appartient aux seuls Gascons, et lui dit: „Mon général, vous n'avez point d'aide de camp colonel; il vous en faut un, et je vous propose de vous suivre pour remplir cet emploi." Marmont (damals sein Waffengefährte und Fürsprecher bei Napoleon), Mémoires, I, 96.

kommener Freier. Murat ist nämlich einer der schönsten Adamssöhne jener Tage gewesen; mit fast gigantischer Gestalt verband er regelmäßige, ungemein einnehmende Züge, feurige blaue Augen, prachtvolle lockige schwarze Haare und ungemein gewinnendes Benehmen, welche Vorzüge er durch eine überaus reiche, sogar phantastische Toilette, um derentwillen er nachmals auch der „Theaterkönig" genannt worden, in noch glänzenderes Licht zu setzen suchte. Seine Vermählung mit Karolinen erfolgte in Paris noch vor Ende dieses Jahres (29. Decbr. 1799).

Murat's rasches Emporsteigen war allerdings dieser nahen Verwandtschaft mit dem großen Corsen wesentlich zu danken, aber doch auch kaum weniger verdient; zumal in den Schlachten bei Marengo und Austerlitz, sowie in den nächstfolgenden Feldzügen gegen Preußen und Rußland, bedeckte er sich an der Spitze der französischen Reiterei mit Ruhm. Sogleich nach Verkündung des Kaiserthums wurde er (19. Mai 1804) **Marschall**, bald darauf (Febr. 1805) **Großadmiral** von Frankreich und französischer Prinz, im nächsten Jahre (15. März 1806) **Großherzog von Berg und Cleve** und nach etwas über zwei Jahren (15. Juli 1808) **König von Neapel**, ohne daß er darum aufhörte, Großadmiral von Frankreich zu sein, welche Würde vielmehr schon bei der Erhebung zum Großherzog für erblich in seiner Familie erklärt worden. Murat erwarb schnell die Liebe seiner deutschen wie seiner italienischen Unterthanen. Sprechendes Zeugniß von der Zuneigung jener Rheinländer geben die Thatsache, daß sie seine Berufung auf Neapels Thron mit aufrichtigem Bedauern vernahmen, sowie die, daß bei dem nachmaligen Ausbruch der Insurrectionen auf dem rechten Rheinufer (1813) bei Annäherung der Heere der Verbündeten seine Bildnisse überall respectirt wurden. Das rührte daher, daß er sich als Großherzog milde und gerecht gezeigt, viel Böses dadurch verhindert, daß er dem Begehren Napoleon's, seine Länder in aller Weise nach französischen Grundsätzen verwalten zu lassen, sich standhaft widersetzt hatte. Gar manche der drückendsten französischen Einrichtungen, wie das Enregistrement, das Salz- und Tabaksmonopol, sind während Joachim's Regierung im Großherzogthum nie eingeführt und von ihm oft rückhaltlos geäußert worden: „Ich will nicht, daß meine Unterthanen Knechte Frankreichs werden." Obgleich ohne alle wissenschaftliche Bildung, hatte er durch Uebung doch einen ziemlich sicheren, praktischen Blick in Staatsgeschäften sich erworben, der ihm die fehlenden theoretischen Kenntnisse genügend ersetzte. So stellte er z. B. Franzosen nur sehr ungern, und daher spärlich an, sagte einst (1807) zu einigen Offizieren, welchen er das füglich nicht verweigern konnte: „Bedenken Sie vor allem, daß Sie nicht in Frankreich, sondern in Deutschland dienen, und daß ich jetzt ein deutscher Fürst, Mitglied des Rheinbundes bin." Ueber einige deutsche Edelleute, die, wie damals so viele ihrer Standesgenossen, ämter- und geldgierig um die neuerrichteten Throne krochen, äußerte er voll übler Laune: „Es giebt in Deutschland schlechte Subjecte. Die Dummköpfe glauben mich zu gewinnen, indem sie ihr Vaterland mit Füßen treten."

In Neapel erwarb sich Joachim besonders die Liebe der unteren Klassen der Bevölkerung, theils durch seine von der strengen Etiquette der stolzen Bourbons so sehr abweichende Leutseligkeit (jeden Donnerstag gab er z. B. öffentliche Audienz, in welcher der Geringste seine Beschwerden, seine Gesuche ihm vortragen konnte), mehr noch aber dadurch, daß er übermüthigen Ausschreitungen seiner Landsleute möglichst wehrte und zur Abhülfe der Noth jener wirklich viel that. Eine der größten Wohlthaten, die sie ihm verdankten, war die, freilich mittelst der drakonischsten Maßnahmen, innerhalb zweier Monate * erreichte Ausrottung des alten gräulichen Banditenunwesens.

Auch seine Gemahlin zeigte sich des ihr beschiedenen glänzenden Looses in jeder Hinsicht würdig. Sie hat Napoleon's Wort: sie sei ein Mann unter seinen Schwestern, besonders dadurch gerechtfertigt, daß sie den ungeheuern Einfluß, welchen sie sehr bald auf ihren Gatten gewann, nicht wie eine eitle, vergnügungs-

* Di 3000 briganti, che leggevansi nelle liste pubblicate al cominciar di novembre del 1810, non uno restavane al finir del sequente mese di dicembre. Bianchini, Storia delle Finanze del Regno di Napoli III, 529 (2. ediz. Palermo 1839).

süchtige Frau miß-, sondern in verständiger Weise gebrauchte, indem sie seine umsichtige Berathetin und thätigste Gehülfin in Allem ward, was er zum Wohle der Neapolitaner ersann und ausführte. Da sie während seiner öfteren Abwesenheit des Reiches Regentin war, entwickelte sie namentlich in diesen Zeiten eine ebenso seltene Willenskraft, wie lebhaftes Rechtsgefühl, Schärfe des Urtheils und ungewöhnliche Fähigkeit, stets die tüchtigsten Männer auszufinden und talentlose von den Staatsgeschäften fern zu halten, ein so ernstes Streben, überall das Gute, ihrer Unterthanen wahres Wohl zu fördern, daß sie selbst ihren Feinden Anerkennung abgewann. Zumal den Wissenschaften und Künsten, wie der Hebung des völlig darniederliegenden Jugendunterrichts war ihre regste Sorge gewidmet; so hat sie z. B. auf die Gründung und Unterhaltung einer Lehr- und Erziehungsanstalt für 300 Mädchen in der Hauptstadt einen sehr großen Theil ihrer persönlichen Einkünfte verwendet. Diese Stiftung und die übrigen von Karolinen ins Leben gerufenen ähnlichen Institute halfen so sehr längst tief empfundenen Bedürfnissen ab, daß sie insgesammt auch von der nachfolgenden bourbonischen Regierung beibehalten wurden. Auch die Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum hat sie viel besser organisirt, als sie es seither gewesen, und dadurch, wie noch in anderer Weise, das Museum in Neapel mit vielen werthvollen Alterthümern bereichert. Wohlverdient war mithin das dankbare Andenken, welches die Neapolitaner dieser Schwester Napoleon's I. bewahrt haben.

Mit dessen zweiter Gemahlin hatte Karoline es gleich von vornherein gründlich verdorben, und zwar durch ihre eigene Schuld. Wie geistvoll und ungemein liebenswürdig sie auch immer war, verband sie damit doch den Fehler, ihre Herrschbegier nicht bemeistern, sie nicht verbergen zu können. Von Napoleon (März 1810) nach Braunau gesendet, um Marie Louise dort zu empfangen und nach Paris zu geleiten, glaubte sie deren Charakter im ersten Augenblick errathen zu haben und täuschte sich hierin doch gründlich, indem sie der Habsburgerin Schüchternheit für Schwäche, ihre Verlegenheit für linkisches Wesen hielt und daraufhin glaubte, ungenirt ihr gebieten zu können, wodurch sie sich das Herz derjenigen für immer verschloß, über die sie herrschen wollte. Bei der Ankunft in Braunau hatte die Kaisertochter, wie die Etiquette es erforderte, ihren ganzen österreichischen Hofstaat verabschiedet und nur ihre Oberhofmeisterin, Frau von Lazenski, welche sie erzogen und nie verlassen, bei sich behalten. Die Hofdamen, eifersüchtig auf sie, sagten der Königin von Neapel, es werde ihr nie glücken, ihrer Schwägerin Zutrauen und Zuneigung zu gewinnen, so lange diese eine Frau um sich habe, die solch großen, durch vieljährige Freundschaft erworbenen Einfluß auf sie besitze. Deshalb bat sie die Habsburgerin, auch die Genannte zurückzusenden, obgleich ihr versprochen worden sein soll, daß dieselbe ein Jahr lang bei ihr bleiben dürfe. Da ein von Karolinen veranlaßtes Gebot Napoleon's dieses Ersuchen unterstützte, wagte Marie Louise natürlich keine Weigerung; Frau von Lazenski reiste nach Wien zurück und nahm einen kleinen Hund der Letztern mit, dessen Verabschiedung Karoline gleichfalls unter dem Vorwande erlangt hatte, daß ihr Bruder die Hunde Josephinens nie habe leiden mögen. Deren Nachfolgerin hegte seitdem aber einen unversöhnlichen Groll gegen diejenige, die ihr diese Beschränkungen auferlegt.

Kurz nach Napoleon's zweiter Vermählung entstand auch ein ernstes Zerwürfniß zwischen ihm und seinem Schwager Murat. Dessen ersten Keime sind theils in dem schon berührten Streben des Letzteren zu suchen, seine deutschen, wie italienischen* Unterthanen vor französischer Knechtschaft und Ausbeutung möglichst zu bewahren, theils freilich auch in den groben, von ihm in Spanien zur Zeit begangenen Mißgriffen, als er dort (1808) den Oberbefehl über seine Landsleute führte, deren verhängnißvolle Tragweite der Imperator ebenso rasch erkannt, wie bitter gerügt hatte. Gesteigert ward die Spannung zwischen den Schwägern dadurch, daß Joachim Napoleon, wie er sich als König von Neapel nannte, in seinem Reiche die das Continentalsystem betreffenden Decrete

* „A Naples," äußerte er (1811) gegen Bourrienne, wie dieser erzählt, „je veux être roi de Naples, et je ne prétends pas sacrifier à ses faux calculs, la vie, le bien-être, les intérêts de mes sujets."

zwar öffentlich bekannt machte, aber nicht mit der vom großen Corsen geforderten Strenge durchführte, weshalb dieser drohte, französische Douaniers dorthin zu schicken, behauptend, daß beträchtliche Depots englischer Waaren sich daselbst befänden. Als Joachim gleichzeitig erfuhr, daß zwischen Frankreich und Oesterreich in aller Heimlichkeit über die Rückgabe Neapels an den Bourbon Ferdinand verhandelt werde, wogegen er mit einem neuen Königreiche in Deutschland entschädigt werden würde, soll er geäußert haben:* „Wer Neapel haben will, mag kommen und es holen; ich werde ihn erwarten.“ Jedenfalls war er so erzürnt, daß er (1811) seine Gemahlin nicht nach Paris reisen ließ, als sie bei der Taufe des Königs von Rom eine Function übernehmen sollte. Kurz darauf kam er zwar selbst nach der Seinestadt und verweilte dort sieben Wochen (3. April bis 22. Mai 1811) lang. Als er daselbst aber mehr und mehr zu errathen glaubte, daß sein kaiserlicher Schwager sich jetzt lebhaft mit dem Vorhaben trüge, über kurz oder lang ihm Neapel wieder zu entreißen und solches, wie ganz Italien, mit dem römischen Königreiche des Neugebornen zu vereinen, äußerte er rückhaltlos seine Erbitterung, namentlich durch seine plötzliche Abreise, ohne den Tauffeierlichkeiten (10. Juni) beigewohnt zu haben. Zwar ermühte der Königin und des Generals Grenier, Chefs des neapolitanischen Generalstabs, kluge Vermittlung eine Aussöhnung der Schwäger, aber der Wurm fuhr fort, im Innern Beider zu nagen. Vom Kaiser zur Heeresfolge nach Rußland mit 12000 Neapolitanern aufgeboten, leistete Joachim diese nur widerwillig und nicht vollständig, was herbe Zurechtweisungen Napoleon's veranlaßte, der ihm mit dürren Worten notificirte: „Denken Sie nur immer, daß ich Sie lediglich in meinem Interesse zum König gemacht habe; so wie Sie aufhören, Franzose zu sein, sind Sie mir gar nichts mehr!“ Als Oberbefehlshaber der gesammten Reiterei des französischen Invasionsheeres bedeckte Murat sich zwar in mehr als einer Schlacht mit Ruhm, wirkte aber doch auch durch seine Streitigkeiten mit Davoust und anderen Marschällen öfters recht störend auf den Gang der Operationen ein. Gleichwohl wurde er, weil König, von dem (5. Decbr. 1812) nach Frankreich zurückeilenden Kaiser mit dem Oberbefehl über die bejammernswerthen Trümmer des Heeres betraut, welcher freilich überaus schwierigen Aufgabe er sich jedoch durchaus nicht gewachsen zeigte, indem er grobe Mißgriffe beging, die gröbsten dadurch, daß er die in Wilna aufgehäuften großen Vorräthe Beute der Russen werden ließ, und daß er das ihm anvertraute Obercommando sehr bald (16. Jan. 1813) eigenmächtig niederlegte und nach Neapel eilte.

Darüber kam es zu einem sehr bittern Schriftenwechsel zwischen ihm und Napoleon; Joachim hat durch sein ganzes späteres Benehmen bewiesen, daß der schneidende Vorwurf, welchen ihm dieser damals machte, nur zu begründet war. „Das alles entstammt,“ schrieb er ihm (26. Febr. 1813), „Ihrer unseligen Schwäche. Sie sind ein guter Soldat auf dem Schlachtfelde, aber fern von demselben haben Sie weder Kraft noch Charakter.“ Murat war politischer Schwachkopf genug, sich vom arglistigen Briten Bentinck weiß machen zu lassen, jetzt sei die Zeit gekommen, Italiens Unabhängigkeit zu erringen, und des Geschickes Gunst habe zur Lösung dieser ruhmvollen Aufgabe ihn auserſehen; gern würden die Verbündeten ihn hierin unterstützen. Darum versuchte er Verständigung mit England, nahm an dem nächstjährigen Feldzuge in Deutschland anfangs nicht Theil, und erst die Nachrichten von den Siegen des Kaisers bei Lützen und Bautzen (Mai 1813) bestimmten ihn, die Unterhandlungen mit Bentinck abzubrechen, und ausgangs Juli endlich zur Abreise nach dem deutschen Kriegsschauplatze, aber allein, ohne die vom großen Corsen erwarteten Hülfstruppen. Auch war Murat's von Karolinen ermühte Aussöhnung mit diesem mehr eine scheinbare als wirkliche; die der Feder seines Schwagers entflossenen stachlichen Wahrheiten hatten ihn um so tiefer verletzt, je treffender sie waren. Noch vor seiner Abreise nach Deutschland hatte Jener nämlich auch mit Oesterreich

* Was nach Bourrienne's Bericht von Murat's Herzensergießungen gegen ihn im April 1811 allerdings sehr glaubwürdig ist: Car je suis prêt à défendre, s'il le faut, contre lui-même les droits du peuple dont il m'a donné le gouvernement. Suis-je donc un roi d'avant garde! .... s'il me pousse à bout, ou je l'en empêcherai, ou je succomberai, les armes à la main.

sich zu verständigen gesucht, was Napaleon erfuhr, der ihm deshalb schon zur Zeit seines Eintreffens bei der Armee (14. Aug.) nicht mehr traute.* In den salgenden Schlachten erwies er sich zwar wieder als der alte, ausgezeichnete Reitergeneral, aber nach den Entscheidungstagen bei Leipzig auch wieder als Verräther an dem, der doch allein ihn zu dem gemacht, was er war. Das durch einen österreichischen Abgesandten, den Grasen Mier, empsangene Anerbieten der Sieger, ihm den Besitz seines Landes zu verbürgen, wenn er sich von Napaleon lassage, bestimmte ihn, diesen schon in Erfurt zu verlassen und (25. Octbr.) nach Neapel zu eilen.

Nach schmählicher aber als Murat's damaliges Gebahren war das seiner Gemahlin. Denn seltsamer Weise hatte auch diese keine Ahnung davon, daß ihres Lebensgefährten Größe nichts weniger als eine selbständige, durch eigene Kraft lebensfähige, sondern lediglich die Schöpfung desjenigen war, der die Krane auf sein Haupt gesetzt, daß seine Königswürde im Grunde nichts Anderes als das Vicekönigthum Eugen Beauharnais', eine Delegation desjenigen war, der sie ihm verliehen, daß nach dem Falle Napaleon's der König von Neapel in den Augen der Sieger nur als ein Functionär erscheinen konnte, dessen Rücktritt nach dem Sturze desjenigen, der ihn eingesetzt, sich von selbst verstand. Darum hat sie varnehmlich in ihm jetzt den Wahn genährt, daß er Neapels König, auch nach dem Untergange Napoleon's, zu bleiben, daß er sagar noch etwas zu gewinnen vermöchte, wenn er sich dessen Feinden anschlösse. Das Merkwürdigste an dieser Selbsttäuschung Karolinens ist aber gewesen, daß sie nicht die Frucht ihrer übermäßigen Liebe zu Murat, sondern ihrer Varliebe für einen Anderen, ihres Verhältnisses zu Metternich, war, welches den Blick der sonst so klugen und scharfsichtigen Frau in diesem Schicksalsmoment in der verhängnißvollsten Weise umdüsterte. Als Metternich (1808) Gesandter seines Hofes in Paris war, hatte der Reiz seiner äußeren Erscheinung, die ja bis an die Schwelle des Greisenalters in Wuchs und Gestalt, in Blick und Bewegung anmuthig und ungemein imponirend blieb, die damalige Graßherzogin van Berg schnell für ihn eingenommen. Das zärtliche Verhältniß, welches sich damals zwischen dem sehr schönen Mann und der sehr schönen Frau entspann, war bald so bedeutend und so bekannt, daß selbst Fouché sich desselben bediente, um gewissen Dingen auf den Zahn zu fühlen, daß Napoleon's Generaladjutant Savary gestand: „Monsieur de Metternich avait poussé ses informations si loin, qu'il serait devenu impossible pour un autre que l'empereur, d'y parvenir au fond," und daß Letzterer, auf Metternich deutend, einst bei einer großen Cour seiner jüngsten Schwester zuraunte: „Amusez ce niais là; nous en avons besoin à présent."* Da die Sterblichen so gern glauben, was sie wünschen, und selbst die klügsten Evenstöchter schon die größten Dummheiten begangen haben, wenn ihre Eitelkeit, oder eine Herzensschwäche ins Spiel kam, wähnte auch Karoline jetzt, daß es ihrem alten Anbeter, der nach immer Liebesbriefe mit ihr wechselte, wirklich Ernst damit, daß es ihm überhaupt möglich sei, sie und ihren Gemahl aus dem allgemeinen Schiffbruche der Napoleoniden zu retten. Als sie nun von ihm (Jan. 1814) die bestimmte Mittheilung empfing, daß der Kaiser in seinen Unterhandlungen mit den Verbündeten denselben auch die Verzichtleistung auf Neapel angeboten habe, die um so glaublicher erschien, da der Gedanke nahe lag, daß Jener, um sich zu retten, seinen Schwager und seine Schwester ebenso gut aufopfern könne, wie seine Brüder Jaseph und Hieranymus, war Karolinens** Entschluß schnell gefaßt. Unmittelbar darauf (11. Jan. 1814) erfolgte der Abschluß eines Vertrags zwischen ihrem Gemahl und Oesterreich, kraft dessen Jener der Coalition wider Napaleon beitrat und 30000 Mann gegen ihn zu stellen sich

* Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des russischen Generals Graf v. Toll. III, 245.

* Hormayr, Kaiser Franz und Metternich, S. 55. (Leipzig 1848).

** Fouché an Eugen Beauharnais, 21. Jan. 1814. (Mém. et Correspond. des Letzteren, herausgegeben von Du Casse, X, 53): „— une lettre de Mr. Metternich a décidé la reine de Naples à entrer dans la coalition.... La lettre de Mr. Metternich est perfide; après avoir fait le tableau des forces de la coalition et des désastres de la France, elle ajoute que l'empereur Napoléon, dans des négociations avec les puissances coalisées, cède toute l'Italie et même Naples.

verpflichtete, wodurch er nur zu überzeugend bewies, wie sehr dieser im Rechte gewesen, als er ihn der vollkommensten Unfähigkeit geziehen, Verhältnisse der Politik zu beurtheilen.

Metternich war bekanntlich ein Staatsmann ohne alle Initiative, aller selbständigen und originalen Ideen bar und ledig, aber ein meisterlicher Taschenspieler mit dem Handwerkszeug diplomatischer Zweideutigkeit und diplomatischer Spiegelfechterei. Wie dem großen Corsen hat er das damals auch der in Rede stehenden Schwester desselben und ihrem Gemahl gegenüber klar genug bethätigt. Des Letzteren erwähnter Vertrag mit dem Wiener Hofe enthielt theils vollkommen nichtige Versprechungen desselben, theils Bedingungen, deren Erfüllung einleuchtenderweise unmöglich war. Selbstverständlich dachte Oesterreich nicht daran, solchen zu ratificiren; sein Zweck war nur, Murat, der damals noch über eine respectable Macht gebot und durch seine Conjunction mit Eugen Beauharnais den Triumph der Alliirten in Italien bedeutend hätte erschweren, verzögern können, Monate lang hinzuhalten und thatsächlich in den Kampf gegen Napoleon zu verwickeln, ohne daß man durch einen bestätigten Tractat ihm gegenüber gebunden gewesen wäre; dann hatte man ihn in seiner Gewalt und konnte machen, was man wollte. Erst im März, als Alles viel weiter gediehen und des großen Corsen baldige Entthronung mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen war, erhielt Murat einen von Kaiser Franz ratificirten Vertrag, aber mit wesentlichen Veränderungen, ohne daß man ihn weiter gefragt hätte, und er mußte ihn sich jetzt natürlich gefallen lassen; in demselben versprach Oesterreich nur in einem geheimen Artikel, sich für seine Anerkennung durch die Großmächte zu verwenden. England, welches an diesen Verhandlungen wohlberechnet nur durch den dazu gar nicht bevollmächtigten Lord William Bentinck, seinen bereits erwähnten commandirenden General auf Sicilien, theilgenommen, hatte mit Murat auch gar keinen Frieden, sondern nur Waffenstillstand (26. Jan.)* geschlossen. Schon das lange Ausbleiben der Wiener Ratification hatte diesen wieder wankend gemacht; es dämmerte in ihm die Ahnung auf, daß er betrogen werde. Diese und das innere Weh,* welches ihn quälte, seitdem er an seinem Schwager und Wohlthäter zum Verräther geworden, erzeugte in ihm den peinlichsten Widerstreit zwischen dem Bewußtsein dessen, was er gethan, und dessen, was er hätte thun sollen, was er in seinem Innern eigentlich für recht und ehrenhaft hielt. Daher rührte es, daß Murat, der in einer Proclamation an seine Truppen gegen Napoleon Anklagen ausgesprochen, zu welchen er am allerwenigsten berechtigt war, der seine Waffen schon mit denen Eugen Beauharnais' gekreuzt und mehrere Plätze ihm entrissen, im März 1814 mit Jenem, wie mit Letzterem, wegen eines Bündnisses gegen Oesterreich wieder Unterhandlungen anknüpfte, also auch gegen dieses treulos handelte. Nur des Imperators kurz darauf vollzogene Entthronung verhütete damals das erst in der neuesten Zeit erfolgte** allgemeine Bekanntwerden dieser Thatsache, die aber doch schon in den nächsten Wochen zur Kenntniß der in Paris versammelten siegreichen Verbündeten gelangte. Und zwar durch den eben genannten Stiefsohn und Vicekönig Napoleon's in Italien, welcher, um jene, und zumal Kaiser Alexander I., für seine besonderen Anliegen günstig zu stimmen, wie auch aus alter, und seit dem russischen Feldzuge und dem Abfalle Joachim's bedeutend gesteigerter Antipathie gegen diesen, sie (Mai 1814) von den Vorschlägen und Anerbietungen unterrichtete, die Letzterer, schon mit Oesterreich und England verbündet, aber stets zweifelnd an ihrer Redlichkeit, ihm und dem großen Corsen gemacht. Da es Ludwig XVIII. glückte, aus den französischen Archiven Beweise von der Richtigkeit der Angaben Eugen's beizubringen, waren Wellington wie Castlereagh für Murat's Beseitigung bald gewonnen. Aber Oesterreich widerstrebte. Einmal, weil es ebenso wenig eine französische Executionsarmee in Italien dulden, wie die Vollstreckung einer etwaigen Sentenz gegen

* Bernhardi, a. a. O. IV, 1, 115 f.

* Nirgends so drastisch ausgesprochen, wie im Briefe Joachim's an seine Schwägerin Pauline vom 15. Febr. 1814, bei Taschereau, Revue rétrospective, III, 145.

** Durch die von Du Casse, Mém. et Corr. du prince Eugen, X, 215—229 (1860) veröffentlichten Briefe.

Napaleon's Schwager selbst übernehmen wollte, die, allein zur See unternommen, doch überaus schwierig erschien. Dann wollte es die bestehenden Verträge doch auch nicht geradezu brechen und wußte zudem recht gut, daß seine in Oberitalien ohnehin unwillkommene Herrschaft durch ihre allgemeinen Tendenzen sowahl, wie durch unzählige verletzende Ungeschicklichkeiten im einzelnen, innerhalb weniger Monate so verhaßt gewarden, daß dort eine Verschwörung sich gebildet, die Murat in sehr gefährlicher Weise hätte benutzen können, wenn er dazu gereizt worden wäre. Alle Bemühungen der restaurirten Bourbons auf dem Wiener Congresse, Jaachim's Sturz herbeizuführen, blieben deshalb erfolglas, zum Theil freilich auch, weil Rußland's Selbstherrscher dem steilischen Zweige dieses Geschlechts entschieden abhold war.* Als es zum bekannten Bruche zwischen diesem und Preußen einerseits, und zwischen Oesterreich, England und Frankreich andererseits in Wien kam, bewarben sich sogar beide Kaiser um ein gutes Einverständniß mit Murat.

Da Talleyrand, Ludwig's XVIII. Hauptvertreter in Wien, immer größeren Einfluß auf Castlereagh, den Vertreter Englands, gewann, da es ihm glückte, diesen zu überzeugen, daß die Reoolution in Europa nicht vallständig besiegt sei, so lange Murat in Neapel hause, machte der Lard, als ihn die Eröffnung des Parlaments zur Rückkehr nach London nöthigte, vor seiner Abreise (Februar 1815) noch einen letzten, aber oergeblichen Versuch, die Kaiser von Oesterreich und Rußland für die Restauration der Bourbans auch in Neapel zu gewinnen.** Stets von Allem, was in Wien gegen ihn gesponnen und geplant ward, durch seine dortigen, Galdfüchse reichlich ausstreuenden Agenten ebenso gut unterrichtet, wie van dem durch die Abgesandten Ludwig's XVIII. dart gemachten Vorschlage, Napoleon auf Elba heimlich überfallen und nach St. Helena in britische Gefangenschaft abführen zu lassen, hatte Murat mithin Ursache genug, sich für höchst gefährdet zu halten. Diese Ueberzeugung und der Rath seiner Gemahlin bestimmten ihn, seinem kaiserlichen Schwager schriftliche Mittheilung oan dem fraglichen Projecte zu machen, mit der hinzugefügten Bitte, seine Undankbarkeit großmüthig zu vergessen, und dadurch zu dessen Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren, wesentlich beizutragen. Napoleon's Antwart, die ihm volle Verzeihung zusicherte, gab ihm zugleich auch von diesem Vorhaben desselben Kenntniß. Im Vertrauen darauf, und von dem Wahne bethört, daß es ihm mit Hülfe des erwähnten Hasses der Italiener gegen Oesterreich gelingen werde, sich zum Herrn des gesammten Wälschland aufzuwerfen, that Jaachim jetzt, was seine Feinde und zumal die englischen Diplamaten so sehr wünschten. Er zerriß nämlich selbst die Verträge, die gutentheils doch auch den bisherigen, freilich unsicheren Schutz ihm gewährt, ging zum Angriff über und versetzte sich dadurch gegen die Großmächte in das entschiedenste Unrecht. Und in seiner nur zu aft kopflosen Weise that er das zu früh, mit unzureichenden Mitteln, und vor allem ohne bestimmten Plan, ahne die Festigkeit, Umsicht und Sicherheit des überlegenen Geistes, der sich seiner Aufgabe gewachsen fühlt und auf Alles gefaßt ist. Napoleon hat später auf St. Helena geäußert, es scheine Murat's Bestimmung gewesen zu sein, ihm zu schaden; es sei ein Unglück für ihn gewesen, daß dieser ihn verlassen, und abermals ein Unglück, daß er allzu hitzig seine Partei wieder ergriffen. Der Kaiser hatte zwar die Besetzung Italiens bis zum Pa, und selbst bis an die Alpen, gebilligt, aber ihm zugleich dach auch dringend empfohlen, ohne mit Oesterreich zu brechen; er solle vielmehr Alles aufbieten, diese Macht zu gewinnen und dadurch oom Bunde seiner Feinde abzuziehen. Auch versuchte Napolean durch den schleunigst an ihn abgesandten General Belliard, seines Schwagers Uebereilung wieder gut zu machen. Aber ehe noch dieser bei ihm eintraf, hatte Jaachim das, auch gegen den Rath seiner Minister und seiner Gemahlin, welch' Letztere des Wiener Hofes Schutz sich gern

* Soll dieser doch, wie Coletta in seiner Geschichte Neapel's berichtet, damals, mit herber Hinweisung auf die Greuelthaten von 1799, gegen König Ferdinand's Vertreter auf dem Congresse, als sie die Ansprüche desselben auf Neapel in Erinnerung brachten, geäußert haben: „Man kann doch jetzt, wo man sich der Völker annimmt, einen Scharfrichterkönig (un re carnefice) nicht wieder auf den Thron setzen!"

** Bernhardi, Gesch. Rußlands und der europ. Politik in den Jahren 1814 bis 1831, I, 165.

erhalten hätte, so leichtsinnig begonnene Spiel bereits verloren. Die 39 000 Mann und 56 Feuerschlünde, die er im ganzen gegen Oesterreich zu führen vermochte, wurden von den 55 000 Streitern mit 64 Kanonen,* die dieses ihnen bald entgegenstellte, um so leichter zu Paaren getrieben, da der kriegerische Werth der neapolitanischen Schaaren überhaupt nur gering war und die Kaiserlichen im General Bianchi einen Führer von überlegener Einsicht und großer Energie besaßen. Eine Reihe von bis zum Lächerlichen unrühmlichen Gefechten hatte Murat bald belehrt, daß seine Neapolitaner selbst unter günstigen Bedingungen nicht sonderlich Stand hielten; er suchte deshalb einen Waffenstillstand nach, erhielt aber abschlägige Antwort. Die Niederlage bei Tolentino (3. Mai 1815) entschied sein Geschick; die Haltung der Neapolitaner in dieser Schlacht war eine so schwache, daß die Oesterreicher kaum Ursache hatten, auf ihren Sieg stolz zu sein. Auf dem eiligen Rückzuge nach Neapel löste sich Joachim's Heer schon in den nächsten Tagen fast gänzlich auf; ganze Brigaden liefen vor einzelnen österreichischen Schwadronen aus einander; die Reserveartillerie wurde durch eine österreichische Patrouille nicht erobert, sondern einfach ohne Widerstand in Besitz genommen.**

Seine Gemahlin, die in diesen Tagen des Unglücks als Regentin bewunderungswerthe Festigkeit, Besonnenheit und dann Resignation bethätigte, war von dem (26. April) mit vier Linienschiffen vor Neapel erschienenen britischen Commodore Robert Campbell durch Drohungen*** zum Abschlusse eines Vertrags (13. Mai) gezwungen worden, kraft dessen die neapolitanischen Schiffe und Marinearsenale ausgeliefert werden mußten, wogegen er der Königin und den Ihrigen freie Abfahrt auf einem englischen Schiffe und Schutz ihres Privateigenthums zusicherte. Ohne diese Uebereinkunft und Karolinens umsichtige Maßnahmen würde Neapel damals Schauplatz der schrecklichsten Auftritte geworden sein. Denn dessen Pöbel erhob sich kurz darauf raubend und mordend, angeblich gegen Murat's Herrschaft; 3000 Gefangene, welche ihre Kerker erbrochen, und viele Flüchtlinge vom Heere des Letzteren, standen im Begriff, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, als es einer von der Königin erbetenen Abtheilung englischer Marinesoldaten, im Verein mit der von ihr schnell gebildeten Bürgergarde, glückte, jene Verbrecher in ihre Gefängnisse zurückzutreiben und bis zum Eintreffen der jetzt ersehnten und daher um Beschleunigung ihres Marsches ersuchten Oesterreicher weiteren Excessen zu steuern, die Ruhe wiederherzustellen. Erst wenige Stunden vor dem Einrücken der Kaiserlichen hatte Karoline (21. Mai) mit ihren Kindern und zahlreichem Gefolge auf einer britischen Fregatte nach Triest sich eingeschifft, was ihr Gatte schon Tags zuvor verkleidet (im grauen Ueberrock mit abgeschornem Haar) auf einem Kauffahrteischiffe gethan, welches ihn nach Ischia und von dort durch die englischen Kreuzer glücklich nach der französischen Südküste brachte, die er ebenfalls in Cannes, wie Napoleon bei der Rückkehr von Elba, betrat (29. Mai). Da dieser fürchtete, Joachim's Erscheinen in Paris würde als böses Vorzeichen niederschlagend wirken, gestattete er ihm ebenso wenig dorthin zu kommen, wie er ihm erlaubte, an dem Kriege in den Niederlanden Theil zu nehmen, weil, wie er nachmals auf St. Helena äußerte, „die Armee sich mit Abscheu von einem Manne abgewendet haben würde, von dem sie sagte, er hätte Frankreich verrathen und ins Verderben gestürzt; ich hielt mich nicht für mächtig genug, um ihn in Schutz zu nehmen; und doch hätte er uns vielleicht den Sieg verschafft! Denn was that uns am Tage von Waterloo vor allem Noth? Einzubrechen in drei oder vier englische Quarrés. Gerade dazu war Murat wundersam tauglich." Und keiner der Feldherren, die in jener entscheidenden Schlacht die französische Cavallerie befehligten, war, muß man hinzufügen, im Stande, diesen genialen Reitergeneral zu ersetzen, die Geschwader mit dem zu jenem schwierigen Unternehmen erforderlichen Enthusiasmus zu durchdringen.

Nach Napoleon's zweitem Sturz war

* Nach den detaillirten Angaben Colletta's, Storia della campagna d'Italia del 1815, pp. 27, 30 (opera postuma, Torino 1847).

** Bernhardi, a. a. O. I, 205.

*** Il commodore avea fatto spargere ch'egli avrebbe lanciate migliaia di bombe e razzi alla Congrève. Colletta, a. a. O. S. 79. Der Vertrag vom 13. Mai Ebendaselbst S. 108.

Joachim in seinem Versteck bei und dann in Toulon nicht mehr sicher, da der Marquis von Rivière, Ludwig's XVIII. außerordentlicher Commissär, welcher wegen thätigster Theilnahme an Pichegru's Verschwörung (1804) gegen den ersten Consul zum Tode verurtheilt, aber auf Murat's und seiner Gemahlin dringende Fürbitten von Jenem begnadigt worden, das jetzt damit vergalt, daß er einen Preis von 2000 Louisd'ors auf den Kopf desjenigen setzte, der ihm den seinigen conservirt. Auch suchte Rivière durch List den Exkönig in seine Gewalt zu bekommen, was ihm nur deshalb nicht glückte, weil der Polizeicommissär Joliclère, der sein Versteck kannte, lieber seine Stelle verlor, als das Vertrauen täuschte, welches Murat ihm, der als Ehrenmann bekannt war, bewiesen.* Darum flüchtete dieser (23. August) nach Corsica, dessen Bevölkerung damals in Bonapartisten, Independenten und Bourbonisten sich theilte. Bei den beiden ersten Parteien fand Joachim zu seinem Unglück begeisterte Aufnahme, da solche in ihm den Wahn weckte, er werde eine gleiche, sobald er sich zeige, bei den Neapolitanern finden, in welchem die Zustimmung seiner meisten Freunde und Anhänger ihn bestärkte. Mit 250 derselben schiffte er sich (28. Sept.) in Ajaccio nach Salerno ein, wo, wie er wußte, 3000 Mann seines früheren Heeres, müßig und unzufrieden mit der restaurirten bourbonischen Regierung, in Garnison standen. Aber ein heftiger Sturm trieb (5. Oct.) die Escadrille aus einander; Murat irrte auf seiner Barke im Meerbusen von Santa Eufemia umher und beschloß endlich, verzweifelt und verwegen, mit ungefähr 30 Mann auf der Rhede von Pizzo in Calabrien zu landen (8. Oct.). Es war Sonntag, und die Stadtmilizen waren eben zur Parade aufgestellt, als er mit erhobenem Panier, unter dem Rufe der Seinigen: „Es lebe König Murat!" erschien. Aber Niemand stimmte ein, und von einem überlegenen feindlichen Haufen verfolgt, bot sich ihm nur noch ein Rettungsweg nach der See dar. Dorthin eilte Joachim; allein am Ufer angekommen, sah er, wie eben der Führer seiner Barke, der Malteser Barbara, ins Weite segelte, um das wenige Geld und die Werthgegenstände, die er an Bord hatte, für sich zu bergen. Murat hatte den Nichtswürdigen einst aus dem Seeräuberhandwerk herausgezogen, in seine Marine aufgenommen und schnell zum Fregattenkapitän und Baron befördert. Von seinen Verfolgern, meist niedrigem Gesindel, ergriffen, wurde er von ihnen rein ausgeplündert, wörtlich und thätlich mißhandelt und nebst seinen Gefährten in das Gefängniß des Schlosses Pizzo geschleppt. Kaum hatte der wieder in Neapel thronende Bourbon Ferdinand erfahren, daß derjenige, den er am grimmigsten haßte, sich in seiner Gewalt befinde, als er, gegen die Meinung seiner aus Politik zur Milde rathenden Minister (9. Oct.), befahl, den einstigen Träger der Krone dieses Landes vor ein Kriegsgericht zu stellen. Sämmtliche sieben subalterne Mitglieder desselben hatten ihre Offiziersgrade, wie auch noch manch andere Ehren und Wohlthaten von Murat empfangen, aber Alle zogen dem Verluste ihrer Stellen die Vollziehung des ihnen gewordenen Auftrags vor, diesen zum Tode zu verurtheilen. Da Joachim sich darüber keinen Augenblick täuschte, deshalb dem zu seinem Vertheidiger bestellten Kapitän Stratti erklärte: „Es handelt sich nicht darum, Recht zu sprechen, sondern zu verurtheilen; die sich meine Richter nennen, sind nur meine Henker," und daher von keiner Vertheidigung etwas wissen wollte („Sie können mir," sagte er zu Stratti, „das Leben nicht retten, lassen Sie mich meine Würde retten"), folgte der einstimmig gefällten Sentenz die Vollstreckung auf dem Fuße, wie König Ferdinand befohlen. Murat hörte sie mit kalter Verachtung an, und nachdem er von Frau und Kindern kurzen schriftlichen Abschied, unter Beifügung einer Locke, genommen, verweigerte er das Verbinden der Augen, den Soldaten, auf sein Herz deutend, zurufend: „Verschont das Gesicht; zielt nach dem Herzen!" Von acht Kugeln durchbohrt, stürzte er (13. October 1815) sogleich entseelt nieder, Karolinens und seiner Kinder Bildnisse fest in der Hand haltend.

Dieser tragische Ausgang Joachim's, welchen die imperialistische Dichtung nicht mit Unrecht „Achille de la France" genannt hat, wurde lediglich durch seinen abenteuersüchtigen Eigensinn herbeigeführt.

* Gallois, Hist. de Joachim Murat, p. 326. (Paris 1828.)

Denn Kaiser Franz hatte auf Metternich's Fürbitte ihm eine Zufluchtsstätte in seinem Gebiete nach eigener Wahl unter der einzigen Bedingung (1. Septbr. 1815) bewilligt, daß er sich verpflichte, das Land nicht ohne Erlaubniß zu verlassen, welches Anerbieten der Unglückliche am Tage vor seiner Abfahrt von Ajaccio erhielt und unsinnigerweise ausschlug. Denn, wenn er auch weit größeren Anklang bei seiner Landung in Calabrien gefunden hätte, wie leicht würde jede Erhebung zu seinen Gunsten von den 20000 Oesterreichern niedergeschlagen worden sein, die damals Neapel noch besetzt hielten! Die Kunde von seinem jammervollen Ende erhielt Karoline in Triest. Als der Kapitän der englischen Fregatte, welche sie und die Ihrigen dorthin brachte, bei der Begegnung mit dem Schiffe, welches den Bourbon Ferdinand von Palermo nach seinem wiedergewonnenen Reiche trug, wohlmeinend oder spöttisch ihr sagte: sie möge vor dem Getöse der Salutschüsse sich nicht fürchten, war die Antwort der Exkönigin: Kanonendonner sei den Bonapartes weder ungewohnt noch schreckhaft. Karoline, die von jetzt bis zu ihrem Tode den Namen einer Gräfin von Lipona (Anagramm aus Napoli) führte, hat auch im Unglück jene Geistesklarheit und ruhige Entschlossenheit nicht verleugnet, die sie als Königin in so manch ernsten Momenten bethätigte. Von Triest zog sie zunächst nach dem gemietheten Schlosse Haimburg, Preßburg gegenüber, bewohnte dann das vom Grafen Hoyos erkaufte Frohsdorf, die spätere Residenz Heinrich's V., und erlangte endlich (1822) durch ihren alten Freund Metternich die Erlaubniß, nach Triest überzusiedeln, woselbst sie nach dem Tode ihrer Schwester Elise die von dieser bewohnte Villa Campomarzo angekauft hatte. Ihre vornehmste Beschäftigung bestand in der Erziehung ihrer Kinder: **Achilles** (geb. 21. Jan. 1801), **Lucian** (geb. 16. Mai 1803), **Lätitia** (geb. 25. April 1802) und **Louise** (geb. 22. März 1805). Da Metternich erwachsene Prinzen Murat in Triest, wegen der leichten Ueberfahrt nach Neapel, nicht gern duldete, wanderte Achilles nach Nordamerika aus, wurde (1824) Bürger in New-York, Gemahl (30. Juli 1826) Karoline Dudley's, einer Großnichte des berühmten Washington (1828), Advocat in Georgien und spielte (1831) als Oberst der Fremdenlegion in Belgien eine nicht unbedeutende Rolle in der ersten Zeit dieses neuen Königreichs. Nach deren Auflösung ward er naturalisirter nordamerikanischer Bürger im Staate Florida, woselbst er auf seiner Besitzung bei Tailahassee in Jefferson-County (15. April 1847) gestorben ist. Sein Bruder Lucian, der aus dem angedeuteten Grunde ebenfalls (1824) nach Nordamerika emigrirte,* wurde 1848 vom Lot-Departement, der Heimath seines Vaters, in die Nationalversammlung gewählt und von Napoleon III., nach Wiederherstellung des Kaiserthums, als Mitglied der kaiserlichen Familie (1853) anerkannt; er hat auch den Sturz desselben er- und überlebt. Seine Schwester Lätitia heirathete (1822) den sehr reichen Marchese Pepoli in Bologna, und deren Sohn, Joachim Napoleon Pepoli, (5. Decbr. 1844) die Prinzessin Friederike Wilhelmine, Schwester des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen. Louise reichte ihre Hand (25. Oct. 1825) einem anderen sehr begüterten romagnolischen Edelmanne, dem Grafen Rasponi in Ravenna.

Auch Karoline heirathete wieder, den General Macdonald, einen Verwandten des gleichnamigen französischen Marschalls, aber diese Ehe ist eine heimliche gewesen. Ihr zweiter Gatte, ein schöner, großer Mann mit schneeweißem Haar, von sehr einnehmendem Aeußeren und Wesen, war der Kriegsminister ihres ersten in den letzten Zeiten seines Königthums. Die lange ersehnte Erlaubniß, nach Florenz, dem Asyl so vieler Napoleoniden, überzusiedeln, erhielt Karoline erst gegen Ausgang ihres Lebens; durch Beschluß der in Paris versammelten Minister der Großmächte war ihr nämlich der Aufenthalt in Italien, wie in der Schweiz und in den Niederlanden ausdrücklich verboten worden. Trotzdem daß vom Bourbon Ferdi-

* Da das Schiff, auf welchem er die Ueberfahrt machte, zwei Tage in Cadix liegen blieb, ging Lucian ans Land, um sich einigen jungen Leuten zu einer Jagdpartie anzuschließen. Von diesen als Murat's Sohn erkannt und enthusiastisch begrüßt, wurde er von der damaligen spanischen Regierung, die überall Revolutionen witterte, verhaftet, aber auf Metternich's Verwendung bald wieder auf freien Fuß gesetzt. König Jerome und seine Familie im Exil, S. 232.

nand ihr gesammter belangreicher Privatgrundbesitz im Neapolitanischen confiscirt und ungeachtet aller Reclamationen behalten worden, hatte Karoline doch bedeutende bewegliche Schätze aus dem Schiffbruche ihrer kurzen Königsherrlichkeit gerettet, wie schon aus der Thatsache erhellt, daß sie jeder ihrer Töchter eine Million Francs mitgeben konnte, und aus ihren verschiedenen Güterkäufen. Auch in Florenz hat sie den im Borgo Ognisanti am Arno reizend gelegenen Grifoni'schen Palast (jetzt ein Gasthof) käuflich erworben und umgebaut. Gleich anderen Napoleoniden erlangte auch sie (1838) von Ludwig Philipp durch Macdonald die Erlaubniß, nach Paris zu kommen, vornehmlich wohl, weil der Bürgerkönig ihr Besitzthum Neuilly zu erwerben und deshalb mit ihr persönlich zu verhandeln wünschte. Obgleich ihre Entschädigungsansprüche an den französischen Staatsschatz als völlig unbegründet abgewiesen wurden, votirten Deputirten- und Pairskammer der Schwester des Kaisers doch eine von der Regierung beantragte lebenslängliche Leibrente von hunderttausend Francs. Das war jedoch das schlechteste Geschäft, welches Karoline in ihrem ganzen Leben gemacht, denn sie hatte den betreffenden Antrag des Gouvernements mit der Verzichtleistung auf Neuilly erkaufen müssen und bezog das erwähnte Jahrgeld nur einmal, da sie kurz nach ihrer Rückkehr nach Florenz an derselben Krankheit, wie Napoleon I., am Magenkrebs, starb (18. Mai 1839). Macdonald war während ihres Aufenthaltes in Paris ihr ins Jenseits vorausgegangen.*

* Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, IV, 461 f. König Jerome u. s. Familie im Exil, S. 224, 269, 306.

Literarisches.

Aus der Jordanwiege nach Golgatha. Geschichte Jesu auf Grund freier geschichtlicher Untersuchungen von Ludw. Noack. Mannheim, Verlag von Schneider.

Die größte Thatsache alter Geschichte bietet in ihrer lückenhaften Ueberlieferung einen unerschöpflichen Stoff für die historische Hypothese; Ludwig Noack bahnt sich seinen eigenen Weg, abseits von der historischen Schule der Theologen, deren Begründer Christian Baur war. Manche Combination ist geistvoll, doch zweifeln wir, ob dem Gelehrten auf seinen einsamen, verschlungenen Pfaden Viele zu folgen Neigung haben werden.

Der niedersächsisch-dänische Krieg. Von Julius Otto Opel. Band I. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1872.

Eine durch umfassendes Material werthvolle Monographie. Der vorliegende erste Band umfaßt die Zeit von 1621 bis 1623. Das Buch bietet eine Fülle von neuen Aufschlüssen aus Archiven über eine der merkwürdigsten Epochen der deutschen Geschichte. Der große deutsche Krieg war ausgebrochen; 1620 war in der Schlacht am Weißen Berge das Schicksal Böhmens entschieden. Von dieser Zeit bis zu Wallenstein's Auftreten, 1624, finden wir auf der einen Seite den einen Bund, der von dem am besten verwalteten katholischen Staat der damaligen Zeit, von Baiern, geführt wird, der an Kaiser und Papst feste Stützen hat, der im Namen der höchsten Reichsautorität mit bedeutenden Machtmitteln handelt; auf der andern, protestantischen Seite drei verwegene Parteigänger, Christian von Braunschweig, Ernst von Mansfeld, Georg Friedrich von Baden; sie haben keine rechtliche Stellung, welche sie an die Spitze der protestantischen Partei stellte; die Noth und ihr starker, kühner Wille haben sie dahingestellt und die Verhältnisse der großen europäischen Politik, die Verbindung mit den protestantischen Mächten England, Holland, Dänemark erhalten sie. In dem Vordergrunde dieses ersten Bandes steht besonders die bizarre Heldengestalt Christian's von Braunschweig, und zum ersten Male blicken wir hier in ein Gewebe, das die niederländischen Stände, den dänischen Hof und die englische Regierung in mannigfachen Fäden mit dem bewegten Schauplatz der großen deutschen Tragödie verbindet.

Von dem neuesten poetischen Werke Robert Hamerling's, „Die sieben Todsünden", sind schon mehrere Auflagen durch die Richter'sche Verlagshandlung in Hamburg versandt worden. Farbenreiche, schwungvolle Bilder führt der Dichter in hinreißender Macht der Sprache an dem Leser vorüber; seltsam nur, daß er der kirchlichen Symbolik zwar in der Nachtseite seines Gedichtes gefolgt ist, aber den Todsünden nicht die drei erlösenden Mächte des Glaubens, der Liebe und Hoffnung entgegengestellt hat.



Von Lissabon nach der Küste Marokko's und den Canaren.

Von

F. C. Noll.

Lissabon.

Es ist der 3. August 1871. Um 5 Uhr betrete ich in der erfrischenden Morgenluft das Verdeck des Schraubendampfers „Gallicia," der uns von London herüberbrachte, denn heute in der Frühe schon sollen wir Lissabon sehen, wie uns von dem Kapitän mitgetheilt worden ist. Und eben fahren wir dicht am Ufer hin dem Tejo entgegen. Das hohe Ufer, das senkrecht zum Meere abfällt, besteht aus grauen wagrecht geschichteten Sandsteinplatten, ein Leuchtthurm erhebt sich an dem Strande als Warnungszeichen für den nächtlichen Schiffer, als Willkomm dem aus der Ferne heimkehrenden Pilger, und um uns her sind zahlreiche Fischerkähne mit hohem lateinischen Segel noch fleißig an der Arbeit.

Da thut sich uns die breite Mündung des Tejo auf. An dem rechten Ufer, dem wir nahe bleiben, reiht sich eine kleine Bucht an die andere. Der felsige Vorsprung, der sie unserem Auge anfangs verdeckt, ist mit altem Festungswerke bedeckt. Die Forts sind zum Theil verlassen, aber aus manchem derselben starren uns Kanonenläufe entgegen. In der Tiefe einer jeden Bucht ziehen sich weiße Häuserreihen an dem flacheren Strande hin, an dem die Welle sanft anläuft. Wie fallen die niederen weißen Häuser mit dem braunrothen Ziegeldache in die Augen, und doch wie gereichen sie gerade jetzt der Gegend zum Schmucke, denn alle die Abhänge und Hügel, die sich darbieten, zeigen, daß wir im Spätsommer sind. Fahles Gelb der Stoppelfelder überzieht das Land und nur selten sehen wir eine der Anhöhen mit dem schwarzen Grün magerer Nadelwälder bedeckt. Hier und da führt noch ein schwerer zweirädriger Erntewagen die letzten Erzeugnisse des Bodens fort. Nur wo ein Thalgrund dem Flusse zuneigt, treffen wir üppige Vegetation. Vergebens aber suchen wir nach dem freundlichen Grün unserer Thalwiesen, nach der Pracht unserer Buchenwälder: das Graugrün knorriger Oelbäume, die gesättigte Farbe der immergrünen Orangen und Lorbeeren, zwischen denen hier und da ein Oleanderbaum seine purpurne Pracht entfaltet, sind die Anzeichen, daß wir uns in der wärmeren gemäßigten Zone befinden. Die Weinberge haben schon herbstliches Gewand angezogen und an den Ackerrändern und zwischen Steintrümmern am Strande erheben Agaven (sogenannte Aloe) ihren mächtigen Blüthenschaft. Drüben aber in der Ferne

steigen die Berge Cintra's am Horizonte empor, die Häupter im Morgennebel verhüllt, die Abhänge, soweit dieselben sichtbar sind, mit zerstreuten Landhäusern besetzt.


Schloß Belem.

Alles deutet darauf hin, wir müssen in der Nähe einer großen Stadt sein. Unser Schraubendampfer, der uns vor 5 Tagen von London fortgeführt hat, nimmt jetzt den Lootsen auf, und langsam keucht er der Häusermasse zu, die aus der Ferne uns entgegenleuchtet. Wir sind an der Vorstadt Belem, die am rechten Flußufer sich hinzieht. Malerisch steht auf einem Vorsprunge in dem Wasser der Torre da Belem, der Thurm eines Festungswerkes,

der neben seiner gewaltigen Steinmasse doch durch sein verziertes Aeußere einen gefälligen Eindruck macht. Und nun entwickelt sich in nicht endender Häuserreihe Lissabon, wunderschön an einer Reihe von sieben Hügeln hingestreckt. Droben auf kahler Anhöhe glänzt in der Morgensonne das königliche Schloß, durch seine Größe alle Gebäude übertreffend; zwischen den Häusermassen, die bald in den Thälern sich dichter zusammenballen, bald über die Hügel sich lichter aus einander ziehen, winken uns die ersten Palmen aus dunklen Gärten entgegen, und weithin, so weit das Auge sehen mag, liegen große und kleine Schiffe über den Fluß zerstreut. Denn einen eigentlichen Hafen besitzt Lissabon nicht, vielmehr dient der ganze weite Fluß als solcher, und hierin liegt jedenfalls mit ein landschaftlicher Reiz der stolzen Hauptstadt Portugals. Das Bild wird ein viel mannigfaltigeres und anmuthigeres, als wenn, wie in vielen Seestädten, die sämmtlichen Schiffe auf einen Knäuel zusammengeballt liegen.

In der That gewährt Lissabon durch dieses reiche Leben auf dem Flusse, durch seine mehrere Stunden lange Ausdehnung an den sanften Hügeln, durch seine stattlichen blinkenden Häuser und den reinen blauen Himmel, von dem eine fast übermäßige Lichtfülle herniederstrahlt, ein großartiges Bild, und wir begreifen, daß man diesen Anblick mit zu den schönsten rechnet, die man von Städten überhaupt kennt.

Und doch, wenn man die Bedeutung Lissabons nur nach diesem glänzenden Aeußeren beurtheilt, wenn man glaubt, eine der ersten Weltstädte vor sich zu sehen, man irrt sich. Lissabon ist es ergangen wie so vielen ehemals bedeutenden Plätzen der pyrenäischen Halbinsel, seine Glanzperiode liegt hinter ihm. Vorüber sind die Zeiten, wo ihm die Schätze ferner Gegenden zugeführt wurden, und der jetzige Handel scheint einer so wichtigen Pforte Iberiens nicht entsprechend.

Treten wir nur ein in das Innere. Wo ist der betäubende Lärm, den wir in großen Handelsplätzen zu treffen gewohnt sind, der uns von London her noch so lebhaft im Ohre klingt? Nur am Ufer, wo zahlreiche Barken den Verkehr der Umgegend mit der Hauptstadt vermitteln, wo die Lebensmittel für diese landen, da herrscht reges Leben. In den Straßen aber ist es stiller, als wir erwarteten, Alles trägt den Charakter des Einfachen, und nicht ganz Unrecht können wir unserem Reisebegleiter geben, der meinte, Lissabon sei die größte Kleinstadt, die ihm noch je vorgekommen. Diesen Eindruck macht es jedenfalls auf den, der es von außen, von der Straße her beurtheilt. Nirgends trifft man da die großen Kaufläden, die man doch bei uns in jeder bedeutenderen Handelsstadt sieht. Der Bau der inneren Stadt, die einfachen Häuser der bergigen Straßen verrathen dasselbe. Da trifft man nicht die zahlreichen Kutschen und Miethdroschken, die in Großstädten die Eile des Verkehrs kennzeichnen. Die Fuhrwerke, denen man außer den wenigen Equipagen vorzugsweise begegnet, sind schwerfällige Karren, wie sie wohl schon zur Römerzeit auf der Halbinsel in Gebrauch waren. Zwei schwere Holzscheiben ohne Speichen stellen die Räder vor und sind so an der hölzernen Axe befestigt, daß diese sich mit ihnen umdrehen muß. Am Rande einer vierseitigen Holzplatte, die über der Axe liegt und die Waaren trägt, steckt man dicke Holzstäbe ein, krumm oder gerade, wie man sie eben zur Verfügung hat. An der unbeweglichen Deichsel ziehen zwei kräftige Ochsen, deren lange Hörner mit herabhängenden Riemen geschmückt sind. Der schlanke Bursche, der nebenherschlendert und statt der Peitsche noch den alten Stachelstock schwingt, trägt eine buntwollene Binde um die Hüfte und auf dem Kopfe ein schwarzes Filzhütchen, dessen kokett aufgeschlagener Rand mit schwarzen Troddeln geschmückt ist.

Bürgerlich einfach ist auch die Tracht der Bewohner. Bürgersfrauen, die ihre Einkäufe zu besorgen haben, tragen zum Schutz gegen die Hitze einen braunen Tuchmantel mit langem Ueberkragen und verhüllen das Haar mit umgebundenem weißen Taschentuche. Der Menschenschlag kann im Ganzen wegen seiner Schönheit nicht gerühmt werden. Besonders sind die Frauen eher klein als groß zu nennen und zeigen einen ungünstigen graugelben Teint, der an die Hautfarbe einiger maurischen Volksstämme erinnert. Die Männer, im Ganzen kräftiger, tragen in den Arbeiterklassen die blaue oder rothe wollene Leibbinde und eine hängende wollene Mütze,

während in den wohlhabenderen Ständen bei Männern wie Frauen die allgemeine europäisch-französische Tracht angenommen ist.

Ein reges und fleißiges Volk sind übrigens diese Lissabonner, das verräth sich auf den Straßen, den Märkten und in den Werkstätten, in die man meistens von der Straße her einen Einblick hat. Wie in allen südlichen Städten wickelt sich auch hier ein großer Theil des geschäftlichen Lebens auf der Straße ab und Dinge aller Art werden da mit lautem Rufen ausgeboten. Den meisten Lärm machen die Wasserträger, die schaarenweise die Brunnen umlagern, um ihre langen Fäßchen zu füllen, die sie dann auf den Schultern durch die Straßen tragen, um mit lautem und singendem „a — u" deren Inhalt anzubieten.

Auch mäßig scheint der Portugiese in hohem Maße zu sein, bescheiden auch in dem Verlangen nach Vergnügungen, und Lissabon, eine Stadt von 180,000 E. — die Einwohnerzahl Lissabons wird gewöhnlich zu hoch angegeben; ein Landsmann, der lange dort ansässig ist, sagte uns, daß die Zahl nach der letzten Zählung nur 178,000 betrage — bietet dem Fremden fast keine Unterhaltung außer der Theater, die aber während unser Anwesenheit geschlossen waren. Ein vielbesuchter Ort ist der Passeio publico, ein mit schönen Baumgruppen besetzter Garten, der Abends brillant erleuchtet und dann von zahlreichen Spaziergängern besucht wird. Das meiste Leben aber entfaltet sich dort am Donnerstag Abend, wo der Magistrat der Stadt für die Unterhaltung sorgt. Die Pausen zwischen den Concertstücken werden mit dem Auffliegen von Luftballons und Raketen und zum Schlusse mit Feuerwerkkünsten ausgefüllt, die man für eine Kindervorstellung berechnet glauben möchte, an denen aber das Volk seine außerordentliche Freude zu haben scheint. Eigenthümlich ist es, daß man das geringe Eintrittsgeld von 50 Reis (2—2½ Sgr.) erst bezahlt, wenn man das Vergnügen genossen hat, bei dem Verlassen des Gartens. Dann drängt sich Alles wild der Kasse zu.

Ein anderes eigenthümliches Schauspiel, dem wir ebenfalls beiwohnten, sind die Stiergefechte, die wie in Spanien Sonntags Nachmittags stattfinden. Die portugiesischen Stiergefechte unterscheiden sich aber von den spanischen wesentlich. Bei den letzteren ist es Sitte, daß der Stier nach Erschöpfung seiner Kraft von kunstfertiger Hand getödtet werde. Der Stier zeigt seine Gefährlichkeit und stumpft seine Wildheit ab dadurch, daß ihm zuerst eine Anzahl Pferde vorgeführt werden, arme, alte Thiere, die man ihm mit verbundenen Augen vorstellt und die von dem Horne des wüthenden Ochsen oft auf scheußliche Art gemordet werden. Dann treten die Banderilleros auf, gewandte Männer; mit dem farbigen Mantel necken sie das wüthende Thier zum Angriff, und wenn es meint, jetzt den Feind zu treffen, da springt dieser mit leichtem Sprung zur Seite, während der Stier mit den Hörnern in das leere Tuch fährt; oder der Kämpfende ist mit den Piken versehen, zwei Holzstäben mit Eisenspitzen, die dem Stier kunstgerecht in den Nacken gestoßen werden. Ist er ermattet, dann wird er durch Piken mit Feuerwerk, das sich entzündet, sobald die Eisen eingestoßen werden, oder durch Hunde zu neuen Angriffen gespornt, bis endlich die Espada eintritt, ein Kämpfer mit blutrothem Tuch und blinkendem Schwert. Dieses wird dem anrennenden Stiere durch den Bug in das Herz gestoßen, und gelingt der erste Stoß, dann krönt lauter Beifall den Sieger, dem zum Lohne die Haut des Opfers zufällt.

In Portugal richtet man die Stiergefechte weniger grausam ein. Es soll kein Blut fließen und man begnügt sich, die Ueberlegenheit der menschlichen List und Gewandtheit über die rohe thierische Kraft gezeigt zu haben. Die Banderilleros mit Mantel und Piken treten ebenfalls auf, aber der Stier wird nicht getödtet, sondern durch eine Schaar zahmer Ochsen, denen fußlange Kuhschellen am Halse hängen, endlich zum Stalle zurückgeführt. Man läßt keine Pferde tödten, aber reitende Kämpfer treten mit kräftigen theuren Pferden auf und werfen im Momente, wo der Stier zum Stoße anrennt, ihr Reitthier so geschickt zur Seite, daß der Stoß abgleitet und Pferd und Stier in dichtester Berührung dahinrennen, bis durch die Piken des Reiters der Stier weggetrieben wird. Um die Stiere unschädlich zu machen, tragen sie alle die Hörner in langen Lederscheiden verhüllt. Verlieren die

portugiesischen Stiergefechte dadurch an Gefährlichkeit, so fehlt ihnen auch andererseits die Mannigfaltigkeit in den einzelnen Gängen und jene wilde Aufregung, die sich in den spanischen Corridas des Publicums bemächtigt. Es verläuft so ziemlich ein Kampf wie der andere und nachdem die Aufregung, die sich auch unserer bei den ersten Gängen bemächtigt, gelegt hatte, erweckten die letzten der vorgeführten dreizehn Stiere unsere Langeweile, während bei den Portugiesen sich die Begeisterung auf uns unbegreifliche Weise steigerte und zuletzt in den wildesten Lärm ausartete. Wie aber Damen, die in den Logen reichlich vertreten waren, an solchen Schauspielen Gefallen finden mögen, das ist uns unbegreiflich.*

Doch wenden wir uns von dieser Thierquälerei ab einem lieblicheren Bilde zu. Kehren wir zurück zu dem Tejo, dem „Meere", wie der Lissabonner ihn nennt. Und nicht mit Unrecht. Das Wasser des Stromes ist bei Lissabon noch vollkommen salzig, die Bäder, die man in einem der geräumigen Badeschiffe nimmt, sind vollkommene Seebäder, und Ebbe und Fluth sind vor Lissabon, wo der Unterschied zwischen hohem und tiefem Wasserstande im Mittel 8 Fuß beträgt, deutlich bemerkbar. Der marine Charakter des Flusses fiel uns auch sofort in die Augen, als wir den ersten Schritt auf die Treppe setzten, die uns von dem Schiffe zunächst zur Douane führte. Da krochen — es war gerade Ebbe — zahlreiche Krabben (Grapsus) seitwärts marschirend auf und an den Ufersteinen hin, um sich bei unserem Nahen hastig zu bergen, da sahen wir die Mauern wie die zum Landen der kleinen Dampfer eingerammten Brückenpfähle mit zahllosen Austern bedeckt, die, röthlich von Farbe, wohl genießbar sind aber trotzdem nicht auf den Markt gebracht werden. Und als wir zum ersten Mal einen der Kähne betraten, die mit dem spitzen dreieckigen Segel wie mit einem Mövenflügel die Flut durchschneiden, und hinausflogen auf die Mitte des Stromes, da war das erste Thier, dem wir begegneten, eine fußgroße Qualle, eines jener gallertigen Thiere, die nur im Seewasser leben und Allen, die ein südliches Seebad besuchten, bekannt sind. Mit einer glockenartigen Scheibe, die kräftig zusammengezogen werden kann, pumpt sich das Thier gewissermaßen in dem Wasser weiter. Unter ihr hängen fransige Arme hervor, die zum Fangen der Beute benutzt werden; ihr nesselndes Brennen bei Berührung mit der Haut hat manchen Badenden schon in vorübergehenden Schrecken gesetzt.

Unser Fund war uns um so willkommner, als wir ein Thier vor uns hatten, das der wissenschaftlichen Welt völlig unbekannt war, bis im Jahre 1868 Prof. Häckel, der Lissabon gegenüber 14 Tage in der Quarantaine sein mußte, sich ein einziges Thier aus dem Tejo verschaffte und danach eine Beschreibung lieferte, die selbstverständlich keine vollständige sein konnte. Bei unserem Aufenthalte in Lissabon, der gegen unseren Willen 14 Tage dauerte, da keine Gelegenheit zum Weiterkommen sich bot, gewährte uns die Crambressa Tagi, wie Häckel sie nannte, reichlichen Stoff zur Untersuchung. Täglich fuhren wir in der Frühe hinaus und fischten uns zwei oder drei der prächtigen, nahe der Oberfläche dahinziehenden Thiere, die wir lebend in unsere Wohnung, das ausgezeichnete Hotel central, bringen ließen, wo sie uns dann den größten Theil des Tages beschäftigten. Alforreca nennt der portugiesische Fischer seine Qualle und bald, nachdem die Kahnführer unsere Wünsche kennen gelernt hatten, kamen sie, wenn wir uns sehen ließen, uns von allen Seiten mit der Frage entgegen, ob wir Alforrecas fischen wollten, ja selbst, wenn wir in dunkler Nacht gegen den Strand gingen, schallte uns noch die Frage „Alforrecas?" entgegen.

Fährt man mit dem Ruderbote bei ruhigem Wetter hinüber nach dem malerisch gelegenen Dorfe Casilhas, dann gebraucht man gerade eine halbe Stunde zu diesem Ausfluge, der für uns sehr lohnend war, da der dort mehr zugängliche Strand uns reichliche Beute lieferte. Da krochen auf dem entblößten Tange purpurrothe, einen halben Fuß lange Seehasen (Aplysien) umher, Schnecken, die bei der Berührung einen purpurrothen Saft reichlich fließen lassen; Krabben verschiedener Art, Aktinien in allen Farben, Muscheln, Schnecken, Balanen, Würmer und anderes Gethier füllten jedesmal die mitgenommenen Sammelgläser.

* Vgl. die Zeitschrift „Zoologischer Garten" 1872 im Januarhefte, wo sich eine ausführliche Schilderung des mit angesehenen Stiergefechtes findet.

Als wir von einer solchen Fahrt in Begleitung zweier deutschen Freunde in völliger Dunkelheit zurückkehrten, erlebten wir neue Freude. Wie schön nahm sich der Lichterglanz von der drüben lang ausgedehnten und die Berge hinansteigenden Stadt mit seinem Reflexe in dem Strome aus, wie herrlich war die ruhige Abendluft auf dem glatten Spiegel, in dem das Bild der himmlischen Sterne zitternd funkelte! Doch sieh, wie das Ruder in die Fluth taucht, erglühen von Neuem zahllose Lichtfunken, sie scheinen der Tiefe zu entsteigen, sie drehen sich mit dem bewegten Wasser im Kreisel und ziehen allmälig verlöschend mit dem Strome dahin. Und jede Berührung des Wassers mit den Rudern ruft die glänzenden Sterne der Fluth von neuem in das Leben; in dem Kielwasser unseres Kahnes glitzern und funkeln sie, der Hand, die zum Versuche Wasser schöpft, entfließen sie mit dem feuchten Strahle, in der Luft, in die wir das Wasser schleudern, glitzern sie: wir haben die vielgerühmte Erscheinung des Meerleuchtens zum ersten Male handgreiflich vor uns. Natürlich werden mit engmaschigem Netze die bläulichen, röthlichen und gelben Funken ihrem Elemente entrissen, um am nächsten Morgen unter dem Mikroskope nüchtern ihrer Natur nach entziffert zu werden. Da zeigt sich denn, daß verschiedene kleine Seethiere es sind, die bei irgend einem Reize in dem Wasser aufleuchten. Die kleineren Funken rühren von der Noctiluca her, einem kugeligen Geschöpfe von der Größe eines halben Hirsekornes und höchst einfacher Construction, oder auch von zahllosen schwimmenden Larven verschiedener Würmer und Cirrhipeden, die größeren aber offenbar von jenen kleinen Medusen, die ebenfalls sich mehrfach in unserem Glase befinden.

Wie aber faßt der unwissende Fischer jene herrliche Erscheinung auf, die er nicht achtet, weil er ihr von Kindheit an so häufig begegnet ist? Ihm ist das Aufglühen der Funken im Wasser wirklich der Abglanz der Sterne, der mit der durch den Ruderschlag gebrochenen Welle sich vervielfältigt, und erst, nachdem er die Funken in unserem Wasserglase, in der Hand und auf dem Boden seines Kahnes sieht, da meint er, es seien Alforrecas, und warnt uns davor, denn es brenne.

Lange saßen wir an solchem Abend noch auf einem der kleinen Square, die in der Nähe des Tejo angelegt sind. Unser Blick war nach oben gerichtet, dem schwarzen Himmel, von dem die Sterne in einem nie gesehenen Glanze herniederstrahlten. Erhabene Stille kehrt in dem Gemüthe des Betrachters solcher Herrlichkeit ein. Doch siehe, da wird es auch da oben lebendig. Schnell wie Gedanken ziehen Sternschnuppen dahin, an dem dunklen Firmamente eine lange Feuerspur zurücklassend. Woher mögen sie kommen, wohin ziehen?

Doch endlich kommt der Greatham Hall, der englische Dampfer, der uns weiter nach Süden führen soll. Nachdem wir mit vieler Mühe unser großes Gepäck, das wir, um das Auspacken zu vermeiden, auf der Douane hatten stehen lassen und von dem Niemand mehr wußte, wo es hingestellt worden war, wieder erhalten hatten, sind wir am 17. August Mittags um 1 Uhr an Bord und verlassen den schönen Tejo, der uns so manche genußreiche Stunde verschafft hatte, um ihn vielleicht nie wieder zu sehen. Und wie zum letzten Gruße taucht da neben uns noch eine Alforreca auf, um sogleich wieder in die Tiefe zurückzutauchen.

Gibraltar.

Es ist der 19. August. Bei dem Erwachen merken wir, daß das Schiff still liegt, wir eilen auf das Verdeck und haben vor uns — Gibraltar! Gibraltar, den vielgerühmten Fels, gerühmt nicht nur wegen seiner Befestigungswerke, sondern vor allem wegen seiner herrlichen Lage.

Da liegt das Schiff auf der ruhigen, grünen Bai von Algesiras; freundliche Städtchen, felsige Ufer und flacher Strand reihen sich ringsum, liebliche Berge zeigen sich überall am Horizonte. Am Ostrande gerade vor uns entsteigen dem Meere die Festungsmauern, hinter denen das freundliche Städtchen sich birgt; an dem Ufer hin und terrassenartig über einander gereiht liegen die gelben, meist zweistöckigen Häuser und gerade hinter ihnen steigt imposant der die Bucht von der einen Seite abschließende, mit dem Lande nur durch eine sandige Landzunge verbundene Fels wie die Seite eines Daches auf, unten mit Gärten gesäumt, weiter oben mit wildem Gestrüpp bedeckt, zwischen dem

trennende Mauern hinlaufen und einzelne Festungswerke hervorragen. In der Höhe von etwa 1500 Fuß zeichnet er sich mit langem, scharfem Grate an dem wolkenlosen Himmel ab, der auch hier eine blendende Helle über die herrliche Landschaft ergießt. Schiffe aller Flaggen liegen über die ruhige Bucht zerstreut, andre kommen oder gehen und zahlreiche hin- und herrudernde Kähne vermitteln den Verkehr mit der Stadt. Auch zu uns kommen einige, und da wir hören, daß das Schiff vor 12 Uhr nicht abfahren wird, lassen wir uns nach der Stadt bringen.

Zuerst treten wir auf den Fischmarkt, der außerhalb der Stadtmauer liegt. Welche Reichthümer des Meeres sind hier aufgehäuft. Die beiden Meere, das Mittelländische wie der Atlantische Ocean müssen hierher ihre Schätze liefern. Fische aller Größen, oft mit lebhaften Farben geschmückt, liegen hoch aufgehäuft über einander, da auf dem Boden ruhen friedlich neben einander der „stachlichte Rochen“ und des „Meeres Hyäne, der entsetzliche Hai“, dort zappelt eine gelbliche Carrettschildkröte auf dem Rücken liegend vergeblich mit den langen Ruderfüßen, um sich auf die Beine zu helfen, ganze Haufen eßbarer Muscheln sehen wir da aufgethürmt und selbst von den wenig appetitlich aussehenden Tintenfischen treffen wir große Vorräthe. Und wie wimmelt es auf dem engen Markte von Menschen, wie schreit es da englisch und spanisch durch einander.

Doch wir durchschreiten das enge Thor und begegnen zuerst englischen Rothröcken mit weißen Mützen, von denen ein weißes Tuch über den Nacken zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen herabhängt. Die Wache geht, das Gewehr wie einen Spazierstock wagerecht in der Hand tragend, hastigen Schrittes auf und ab. Wir sind in den engen, keineswegs schönen Straßen, in denen es von Soldaten — die Stadt von etwa 20,000 Einw. hat eine Besatzung von 6000 Mann — wimmelt. Aber außer ihnen sehen wir bunte Trachten die Menge, denn hier an dem Punkte, wo zwei wichtige Seewege sich kreuzen, wo die Schiffe nach oder von dem Mittelmeere sowohl, wie die auf dem Atlantischen Ocean vorüberziehenden anlegen, treffen wir Vertreter aller Nationen, hören wir die verschiedensten Sprachen. An Zahl wird die englische Bevölkerung der Stadt, wenn wir das Militär abrechnen, immer noch von der spanischen übertroffen, da wandeln Juden von der marokkanischen Küste in langem Kaftan mit entblößten Beinen durch die Straßen, Neger bieten Gegenstände zum Verkaufe aus, der türkische Kaufmann begegnet uns neben dem Schweden oder Franzosen — kurz, es ist ein buntes Gewühl durch einander, wie es wohl kaum ein zweiter Platz auf so engem Raum aufzuweisen hat. Die köstlichen Früchte des Südens werden hier überall zum Verkaufe ausgeboten, außer den stachligen Cactusfeigen aber sind sie alle nicht hier gewachsen, sondern von den benachbarten Küsten importirt. Spanien liefert köstliche Trauben — die besten von Malaga — Feigen und Orangen, Afrika dazu noch seine Datteln.

Wir steigen durch die engen Straßen allmälig bergan und kommen an einer Reihe gleichmäßig gebauter und von Soldatenfamilien bewohnter Häuschen aus der eigentlichen Stadt nach der Alameda, d. h. den wohlgepflegten Promenaden. Palmen, Drachenbäume, südliche Nadelhölzer und prachtvoll blühende Cactusstauden erhalten unter der sorgsamen Pflege der englischen Gartenkunst ein üppiges Grün, während die krautigen Sommergewächse der Hitze und dem Staube meistentheils erlegen sind. Immer aufwärts steigend gelangen wir an unbebaute Abhänge, aber auch sie sind mit reichlichem Pflanzenwuchs bedeckt. Zwischen schattigen Aleppokiefern bedecken hartblättrige Zwergpalmen den Boden, hohe Ginsterbüsche sind mit dornigen Schlinggewächsen, Smilax, überzogen, starre Agavenbüsche von fahlem Grün entsenden Blüthenschäfte wie Armleuchter von 20 Fuß Höhe und überall am Boden am Rande der Felsen wuchert, von Staub bedeckt, die Eselsgurke,* die bei der leisesten Berührung ihre elastischen Früchte abwirft und dabei die Samen mit einem Strahle ätzenden Saftes auf mehrere Schritte hinausschleudert. Soweit wir aber zu sehen vermögen, ist nichts von den berühmtesten thierischen Bewohnern Gibraltars zu sehen, von den Affen, die ehemals in zahlreicher Herde die unzugänglichen Schluchten und Wände bewohnten, wegen ihrer Räubereien in den

* Momordica Elaterium.

spanischen Orangegärten aber bis auf einige wenige vergiftet wurden.

Je höher wir steigen, desto großartiger wird das Panorama, das sich zu unseren Füßen ausbreitet. Die Stadt am Rande des Meeres, die schöne Bai von Algesiras, das blaue Band der Meerenge, die zahlreichen zerstreuten Schiffe, die hohen afrikanischen Berge drüben in zarten Duft gehüllt, der blaue Himmel und der heitere Sonnenschein: Alles vereinigt sich, uns ein Bild vorzuführen, das zu den großartigsten und unvergeßlichsten gehört. — Endlich aber heißt es Halt. Ein Festungswerk, das nur mit Erlaubnißschein betreten werden darf, sperrt die Straße ab und nöthigt uns, die Schritte seitwärts zu lenken. Noch aber haben wir Gelegenheit, das östlichste Ende des Felsens, die „Punta de Europa," mit der Häusergruppe an ihrem Fuße, die gewissermaßen als Vorstadt Gibraltars betrachtet werden kann, zu überschauen. Leider gestattet uns die kurz zugemessene Zeit nicht, uns einen Erlaubnißschein zu verschaffen und die in die Felsen eingehauenen Galerien zu besehen. Wohl aber haben wir die zahlreichen Schießscharten bemerkt, die in etwas schrägen Reihen in die steilen Felswände gehauen sind und die eben jenen Galerien der im Innern des Berges angelegten Befestigungen angehören. Der ausgehöhlte Fels, dessen schwächere Partien gar noch mit Panzerplatten belegt werden sollen, bildet die Hauptstärke der von den Engländern mit Argusaugen bewachten Feste. Außerdem aber begegnen wir überall über, in und außer der Stadt Batterien mit zum Theil wahrhaft riesigen Geschützen, ganze Reihen von Kanonen stehen an einigen mehr entblößten Stellen aufgepflanzt. Pulverhäuschen und Haufen der runden oder spitzen Geschosse dicht daneben sind fortwährend zur Benutzung bereit, wenn es dazu kommen sollte, einen plötzlich anrückenden Feind abzuweisen. Gibraltar strotzt wahrhaft von Geschützen jeden Kalibers.

Da übrigens doch wohl bei dem Bau der neuen eisernen Kriegsschiffe die Durchfahrt durch die Meerenge zu forciren wäre, hat man seine ganze Sorgfalt auf den Schutz der Bai von Algesiras gelegt, in der ein großer Theil der englischen Flotte geborgen werden kann, und zu diesem Zwecke sind auch unterseeische Vorrichtungen verschiedener Art geschaffen, von denen natürlich das Auge des Unberufenen Nichts entdeckt. Immer eine Ueberrumpelung befürchtend, durch die allein Gibraltar den Engländern wieder entrissen werden könnte, wird von den Gouverneuren die größte Strenge in der Stadt gehandhabt. Sobald nach Sonnenuntergang ein Kanonenschuß das Zeichen giebt, müssen die Fremden, die nicht ausdrückliche Erlaubniß haben, die Stadt verlassen, das Theater ist geschlossen und Niemand hat das Recht, sich noch auf der Hauptstraße sehen zu lassen, selbst die Offiziere dürfen nur mit einer Laterne ausgehen. Die Einwohner ziehen sich jetzt in ihre Wohnungen, Gärten oder Gärtchen zurück, die an den meisten Häusern sich befinden. Zum längeren Aufenthalte bedarf es der Bürgschaft eines Bürgers der Stadt oder eines Offiziers. Natürlich wird durch solche Einrichtungen jedem Fremden der Aufenthalt in der kleinen und ohnehin wenig Unterhaltung bietenden Stadt verleidet.

Doch wir kehren zum Schiffe zurück und wenden uns nun erwartungsvoll einem neuen Continente zu. Zum ersten Mal war es, daß wir die pyrenäische Halbinsel, die uns so viel des Neuen bot, betraten, und jetzt schicken wir uns an, Europa zu verlassen und das merkwürdige Afrika zu besuchen. Wem sollte da nicht eine ernste und freudige Stimmung sich aufdrängen?

Nie werde ich die Fahrt über die Straße von Gibraltar vergessen; sie gehört zu den schönsten Erinnerungen aus den Partien auf dem Meere.

Die Natur hält einen ihrer Feiertage, himmlische Ruhe ist über Land und Wasser ergossen. Von wolkenlosem Himmel, dessen reines Blau von der Fläche des Meeres wiederleuchtet, strahlt die südliche Sonne, Glanz und Wärme in üppiger Fülle herabsendend. Nicht ein Lufthauch ist zu fühlen. Die zahlreichen Segel, die dort nach dem spiegelnden Mittelmeere hin sichtbar sind, hängen schlaff an ihren Masten, die thurmähnlichen Schiffe liegen regungslos auf dem Wasser. So ruhig ist dessen klare Fläche, daß man die Strömung, die durch die Mitte der Straße zieht, von dem stillen Wasser in der Nähe des Ufers unterscheiden kann. Ein langer Streifen Schaums mit losgerissenen Pflanzen bezeichnet die Grenze, — und stehst du auf dem Vorder-

theil des Schiffs und wendest den Blick längere Zeit in die krystallene Tiefe vor dir, da meinst du nicht, daß das Schiff so schnell dahinzöge. Es scheint still zu liegen und nur, wenn du an die Brüstung dich anlehnst, dann spürst du seinen Pulsschlag, das Pochen der Maschine. Drüben an dem spanischen Ufer, das mit zerrissenen Felswänden nach dem Meere abfällt und inselartige Trümmer in das Meer geworfen hat, sitzen und fliegen zahlreiche Möven. Das weiße Gefieder auf grauem Fels erinnert an die blinkenden Landhäuschen, die drüben auf dem Lande glänzen und bei Tarifa, dem südlichsten Punkte Europa's, zu einer Masse, zu einer Stadt sich versammeln. Die Berge Spaniens fallen hier in parallelstreichenden Rücken, zwischen denen grün bewachsene Wasserrillen verlaufen, nach dem Meere ab. Regelmäßig sind die Kämme der einzelnen Höhenzüge, wo das Wasser sich scheidet, mit Baumreihen besetzt.

Der Frieden, der auf dem Wasser liegt, hat auch die Thierwelt an die Oberfläche gelockt. In langen Reihen oder in einzelnen Gruppen schwimmen weiße und graue Seevögel auf dem Wasser und fliegen erst dann, wenn das Schiff ihnen nahe gekommen ist, auf. In der blauen Fluth pumpen Quallen sich weiter, andere noch feiner gebaute Geschöpfe, große Salpen, wie aus Wasser gewoben, sind mit ihren Umrissen kaum zu erkennen. Ein orangegelber runder Körper an ihrem einen Ende, der Kern, der die Eingeweide einschließt, macht zuerst auf sie aufmerksam. Der rhombische, an beiden Seiten offene Sack, der das Thier vorstellt, schluckt sich so recht eigentlich durch das Wasser durch. Die vordere Oeffnung thut sich auf, saugt Wasser ein, und indem sie bei ihrem Schließen es hinten zum Körper hinausstößt, wird dieser im Wasser fortgetrieben. Und neben den einzelnen fast fußgroßen Exemplaren können wir längere Ketten ähnlicher, nur kleinerer Thiere beobachten, deren Körper ebenfalls kaum bemerkbar wäre, wenn nicht in jedem der Eingeweideballen golden aus der blauen Tiefe heraufleuchtete. Jene einzeln schwimmenden und diese kleineren Kettensalpen stehen in einem merkwürdigen Zusammenhange. Die Ketten entstehen durch Knospenbildung aus der großen Salpe und werden, in ihren Individuen gleichmäßig ausgebildet, von ihnen in das Wasser gestoßen; die Kettensalpen dagegen legen Eier, aus denen wieder einzelne große Salpen hervorgehen. Auch die Ketten bewegen sich durch Wasserschlucken der einzelnen Individuen vorwärts und bald liegt eine Kette senkrecht bald horizontal in dem Wasser.

Die Stöße der Schraube unseres Dampfers treiben andere Geschöpfe aus der Tiefe. Es sind fliegende Fische,* die erschreckt durch das schnelle Nahen des Kolosses vor dem Kiele aus dem Wasser springen und mit ihren breiten Brustflossen dicht über dem Wasser eine Strecke weit seitwärts abfliegen, um dann wieder in dem Wasser zu verschwinden. Die breiten Flossen des fußlangen braunen Fisches glänzen wie zitternde Libellenflügel in dem Sonnenschein. Dort wieder flattern schwärzliche Kammmuscheln (Pecten) in dem Wasser. Mit kräftigem Schlage schließen sie die mit Wasser gefüllten Schalen und pumpen sich mit rasch sich folgenden Stößen bis an die Oberfläche. Die Bezeichnung „Schmetterlinge des Meeres" ist eine recht passende, da ihr Schwimmen in der That wegen des Sinkens bei dem Wiederöffnen der Schale dem Flattern jener Insecten gleicht.

Doch dort in der Ferne vor uns bewegt sich plötzlich das Wasser lebhafter. In breitem Strudel wallt es auf, ein brauner Rücken zeigt sich, bald da, bald dort ein anderer. Mit leichtem Sprunge hüpft ein Delphin aus dem Meere, um in gefälligem Bogen wieder hineinzuschlüpfen. Eine ganze Herde dieser munteren Thiere, die uns während der Fahrt auf dem Atlantischen Ocean täglich zu Gesicht kamen und uns manche Unterhaltung gewährten, zieht unserem Schiffe entgegen und bald sind sie — es mögen etwa vierzig Stück sein — um uns her. Das ist ein rastloses Spiel, ein Hüpfen aus dem Wasser, ein Rennen und Jagen, das uns die dreisten Thiere bald lieb gewinnen läßt. Das Springen in die Luft scheint lediglich des Athmens wegen zu geschehen, denn im Augenblick, wo die lange Schnauze sich über das Wasser erhebt, hört man ein zischendes Blasen, der Delphin schnaubt aus und zieht zugleich frische Luft ein.

* Flughähne, Dactylopterus volitans.



Gibraltar.

Eine Viertelstunde etwa folgt uns die muntere Gesellschaft in heiterem Spiele. Bald streichen sie hinter dem Schiffe her, bald folgen sie der Seite, bald tauchen sie in die Tiefe, um auf der anderen Seite des Schiffes wieder zum Vorschein zu kommen. Endlich bleiben die Thiere zurück, sie besitzen nicht die Ausdauer der Maschine und verschwinden zuletzt weit hinter uns. Aber kaum sind sie fort, da nähert sich dem Schiffe wieder von dem Vordertheile her eine neue kleinere Herde, die dasselbe Spiel treibt. Was mag nur die Thiere veranlassen, so lange mit dem Schiffe zu gehen? Man hat geglaubt, die Delphine folgten der Nahrung wegen, die sie theils durch die aus den Schiffen geworfenen Gegenstände, theils durch die kleineren dem Schiffe folgenden Fische gewännen. Niemals haben wir einen Delphin etwas wegschnappen sehen und Niemand konnte uns sagen, daß er es beobachtet habe. Es scheint wirklich, daß diese Geschöpfe, die ja bekanntlich zu den Säugethieren gehören, aus reiner Spielerei auf die Schiffe zueilen, um sie eine Strecke zu begleiten. Das Poltern der Schraube lockt sie herbei und in raschem Wettlauf machen sie ihre Schwimmkünste, bis ihre Kraft ermattet. Das würde eine gewisse Intelligenz voraussetzen, aber man betrachte nur das große hellblickende Auge des Delphins, man denke, wie man ihn im Alterthume schon seines Verstandes wegen gepriesen hat — es ist kaum zu zweifeln, die schönen Sagen beruhen auf Beobachtungen über die Verstandesthätigkeit des Thieres.

Tanger.

Doch richten wir den Blick auch in die Ferne, auf das Land, dem wir zusteuern. Schon von Gibraltar aus sahen wir die afrikanische Küste deutlich vor uns liegen, die hohen zackigen Berge von zartem, grauem Duft umflossen, die uns ganz den Eindruck machten, als ob sie selber noch zu Gibraltar gehörten. Dann sahen wir beim Beginn unserer Fahrt über die Meerenge eine weiße niedere Häusermasse in einiger Entfernung nach dem Mittelmeere zu, es war Ceuta, die Feste, die sich Spanien fast zum Troste für den Verlust von Gibraltar diesem gegenüber angelegt hat. Jetzt aber rücken wir den grauen Bergen, die so geheimnißvoll uns zuwinkten, näher; ein weißer Punkt dehnt sich bald zur marokkanischen Stadt aus und nach vierstündiger Fahrt von Gibraltar ankern wir in der kleinen anmuthigen Bai von Tanger.

Während die Ankerkette niederrasselt, besehen wir uns die Gegend, die wir bald betreten wollen, genauer. An dem Südwestrande der Bai liegt, an einer Anhöhe hinaufgebaut, die Stadt, völlig verschieden von allen bisher gesehenen. Hohe mit Kalk getünchte Festungsmauern, mit großen Luken für die Kanonen, schnüren eine dicht gedrängte Häusermasse zusammen. Auch diese sind alle weiß bestrichen, sie besitzen weder Dach noch Fenster, die zwei oder drei von Fremden erbauten ausgenommen, von deren einem, dem Hotel Victoria, die englische Flagge herabweht. Anstatt unserer Kirchthürme ragen über die weißen Steinwürfel, die Häuser, einige viereckige Thürmchen, die Minarets, empor, auf denen ein kleiner runder Ausbau sich befindet. Dieser trägt eine Eisenstange, auf der zu den Stunden des Gebets eine weiße, Freitags aber, am Feiertage der Mohamedaner, eine grüne Fahne aufgezogen wird. Um den orientalischen Charakter der Stadt zu vervollständigen, ragt hie und da eine Dattelpalme über die niederen Häuser hervor. Rechts auf der Anhöhe liegt die Citadelle, die Stadt und Meer beherrscht. Oestlich von der Stadt, in der Tiefe der Bucht hat sich der Sand des Ufers zu Dünenhügeln aufgethürmt. Einige Häuserruinen, die da noch heraussehen, bezeichnen die Stelle, wo früher die Stadt gestanden haben soll, und von den Hügeln her an dem Strande hin führt eine begangene Straße. Kamele, Pferde und Esel schleppen Ladungen hin und her, marokkanische Landleute mit langem, schmutzig weißem Burnus behängt, eilen hastigen Schrittes nebenher; da sie den Gebrauch der Beinkleider nicht kennen, sehen sie aus der Ferne wie wandelnde Sandsäcke aus.

Sobald unser Schiff sich festgelegt hat, kommen Kähne vom Lande her uns zugerudert: die Vettern der Turcos wollen Waaren und Passagiere an das Land abholen. Wirklich eine bunte Gesellschaft. Der Eine hat in der That die Tracht der Turcos, die weite Sackhose, das knappe Wams und den rothen Fez mit blauer Quaste, der Andere trägt den einst weißen Burnus mit übergestülpter Kapuze, der

Dritte hat eine Art Sack übergehängt, aus dem er die bloßen Arme hervorstreckt, und den Kopf mit einem schmutzigen Lappen turbanartig umwunden. Die entblößten Beine und Arme verrathen den muskulösen Bau dieser schlanken, schön geformten Menschenrace. Am buntesten und schmutzigsten aber sind die Neger, die mehrfach sich bei der Gesellschaft befinden.

Kaum aber sind die Kähne bei uns angekommen, so sind auch deren Insassen mit katzenartiger Gewandtheit heraufgeklettert, und erstaunt sind wir, in englischer Sprache eingeladen zu werden, mit an das Land zu kommen. An allen Stationen der marokkanischen Küsten machten wir dieselbe Erfahrung, daß selbst die ärmsten Kahnknechte sich mit ziemlicher Geläufigkeit des Englischen zu bedienen wissen.

Da der Kahn des flachen Strandes wegen nicht ganz an dem Ufer beikommen kann, mußten wir uns der breiten Schulter eines der stämmigen Burschen anvertrauen, der uns denn endlich auf afrikanischem Boden absetzte. Und wie fremdartig, wie originell erscheint uns dieser in jeder Hinsicht.

Mit wenigen Schritten sind wir zwischen Eisen- und Holzniederlagen hindurch unter dem Stadtthore, wo arabische Zollbeamte in weißem Burnus auf Teppichen kauern, ein niederes Schreibpult vor sich. Patriarchalische Gestalten sabbatlich geschmückter Juden in seinen weißen Heik gehüllt, der auch den weißen Turban noch bedeckt, schreiten dem Meere zu; auch sie tragen die braunen Beine von dem Knie herab bloß, den Fuß nur mit losem Lederpantoffel bekleidet. Ueber schreckliches Pflaster klettern wir die enge Straße hinauf, die uns ein vollständiges Bild aller übrigen Straßen abgiebt. Hüben und drüben ragen blendend weiße Mauern in die Höhe, ohne Fenster, ohne Dach, nur mit niederem Eingange versehen. Hoch thürmt sich an vielen Stellen der Kehricht auf, dessen staubartige Theile uns von dem Winde in die Augen geweht werden, Federn gerupften Geflügels, Gräten gegessener Fische und andere Ueberbleibsel menschlicher Mahlzeiten liegen da umher, bis sie endlich durch die Hufe der Thiere und die Tritte der Menschen zu Staub verarbeitet sind, und natürlich tragen sie keineswegs zur Verbesserung der Luft bei. Von Strecke zu Strecke mußten wir uns an die Kalkwände drücken, denn ein Dromedar, das mächtigen Schrittes vorüberzog, drohte uns mit seiner Bürde umzurennen, Maulthiere, Pferde und Esel, alle bepackt, begegneten uns auf jedem Schritte. Ihnen ist der Transport von Waaren und Menschen anvertraut, denn Wagen oder Karren gibt es in Tanger wie in den übrigen Städten der Westküste Afrika's nicht; ein Rad ist ein unbekanntes und in solchen Straßen auch unbrauchbares Instrument.

Wir waren an der Moschee angelangt. Ein Thürchen nebenan stand halb offen. Ein eigenthümlich singendes Geplapper, das herausdrang, veranlaßte uns, näher zuzusehen, und wir warfen den Blick in eine arabische Schule, ein stallähnliches Local, das Licht und Luft nur durch die halboffene Thür erhält. Am Boden kauerte mit überschlagenen Beinen ein weißbärtiger Mann, der mit strenger Miene den langen Stab für die faulen Buben schwang, die ihre Sache nicht gut machten. Diese hockten und standen um ihn her und leierten im Chore den Spruch aus dem Koran, den der Lehrer ihnen vorgesagt hatte und den er später von den einzelnen abhören wird. Eine wahre körperliche und geistige Marteranstalt, eine solche Schule!

Wenige Schritte weiter, die Straße erweiterte sich etwas, und wir standen auf dem Markte, mitten im geräuschvollen Treiben eines regsamen aber armen Volkes. Ein merkwürdiges Gedränge, ein hastiges Hin- und Herwogen herrschte hier, denn es war Samstag, der Hauptmarkttag der Marokkaner. Ueberall kamen wir in Berührung mit den schmutzigen Burnus der Landleute; der Lärm, den die Schreienden und lebhaft Gesticulirenden verursachten, war anfangs betäubend; die Luft war mit Fett- und Schweißdunst erfüllt, und kaum fanden wir ein Plätzchen, wo wir uns vor den weitschreitenden Dromedaren sichern konnten.

Erbärmliche Buden sind da an den Mauern neben einander gereiht. Zwei Stangen tragen ein schmales Dach aus Lappen oder Brettern, das einigen Schutz gegen die Sonne gewähren soll. Darunter kauert die braune Gestalt des Händlers und um ihn am Boden liegen die Waaren, hier prächtige Zwiebeln und Knoblauch, dort handlange Radieschen, Bataten und Kartoffeln, hier wieder Feigen, an der Sonne gedörrt, und Hülsenfrüchte, dort herrliche Trauben dick mit Staub bedeckt,

frische Feigen, Datteln und allerlei Früchte für die Küche, wie die Paradies- und Pfefferäpfel. In sehr schmalen Läden, die sich in den Häusern befinden und nach der Straße zu einen Bazar bilden, treffen wir Handwerker an der Arbeit oder Kaufleute mit Ellen- und Lederwaren.

Alles zeigt uns, daß es sich trotz der Lebhaftigkeit des Verkehrs, trotz der Energie, die sich bei allen Handlungen der Leute entwickelt, nur um geringe Geldwerthe handelt; in kleinen Quantitäten werden die Gegenstände ausgeboten und in kleinen an die Käufer abgegeben, die fast nur in Kupfergeld bezahlen. Die schlechten, gegossenen Münzen sind bei Wechslern, die zwischen andern Kaufleuten am Boden hocken, und ihr Geld in Espartokörben vor sich haben, in jeder beliebigen Größe zu bekommen. Diese Kleinlichkeit des Verkehrs zeigt sich aber am auffälligsten auf dem Hauptmarkte, der droben vor dem Stadtthore im Freien sich entfaltet. Von dem inneren Markte kommen wir aufsteigend zuerst auf den Viehmarkt, einen engen Raum, auf dem im tiefsten Schmutze junge Kamele, Esel und Pferde stehen, dann an Hufschmieden vorüber, durch ein doppeltes Thor auf einen sandigen Raum, wo in dichtestem Knäuel die schmutzigen braunen Gestalten der marokkanischen Bauern sich durch einander winden. Magere wiederkäuende Kamele lagern da am Boden, beladen mit den armseligen Gütern, die in schlecht verwahrten Espartosäcken verpackt sind. Das eine hat Holzkohlen herbeigebracht, das andere gebrannten Kalk, der in einzelnen Klumpen abgegeben wird; von einem anderen packt eben ein Töpfer seine unglasirten Wasserkrüge ab, die durch die Verdunstung des auf der porösen Oberfläche durchsickernden Wassers den zurückbleibenden Inhalt abkühlen, wieder andere Kamele sind mit Reisig bepackt, andere mit gerupftem, an der Sonne getrocknetem Grase, das als Heu verkauft wird, kurz es ist ein wirklicher Kleinhandel mit den Lebensbedürfnissen. Mustern wir die Gestalten der Menschen durch, dann scheinen sie uns verschiedenen Stämmen anzugehören. Dort steht der schlanke magere Araber auf die Flinte gelehnt, die eben so lang ist wie er selber. Seine Gesichtsformen haben etwas Angenehmes und Intelligentes, wie wir es an den Ruderern bereits bemerkt haben. Häufiger aber sind die gedrungenen, fetten Formen der berberischen Race mit breiten Backenknochen und roherem Gesichtsausdrucke.

Wir winden uns durch diese dichte Masse von Menschen, Thieren und Waaren hindurch und gelangen wenige Schritte weiter auf den Schlachtplatz, der uns die marokkanische Aermlichkeit und Unreinlichkeit im höchsten Maße zeigt. Auf einer geebneten Stelle an einem Abhange sehen wir Gestelle aus je drei zusammengestellten Stangen aufgerichtet, an denen das getödtete Thier zum Zerschneiden aufgehängt ist. Schmierige Gestalten sind an der Arbeit, den mit dem Kopfe auf der Erde schleifenden Ochsen die Haut abzuziehen oder die gewünschten Stücke herauszuhauen. Von Wasser aber ist weit und breit keine Spur zu sehen, Alles geht im Staube unter freiem Himmel vor sich. Ueberall liegen gebleichte Schädel von Ochsen, Horn- und Knochenreste umher, Kühe mit gefesselten Füßen stehen in der Sonne, um ihr Schicksal zu erwarten, wir aber wenden uns von dieser häßlichen Scene ab, um die von der Höhe winkenden Gärten und Baumgruppen zu besehen.

Ist auch hier die Ungunst der Jahreszeit zu bemerken, die Dürre auf den unbebauten Stellen des sandigen Bodens allgemein, so werden wir doch durch den Blick auf die weite, gut bepflanzte Hochebene überrascht. Weinberge und Felder, jetzt meistens abgeerntet, sind regelmäßig mit lebenden Zäunen aus Agaven eingefaßt, der breite Weg verliert sich in der Ferne in niederem Gehölz. Frauen wandeln da mit Krügen auf dem Kopfe, Bauern, die wohl aus größeren Entfernungen gekommen sind, mit der Lanze oder Flinte bewaffnet, sitzen auf der Last des hochbeladenen Esels und Männer zu Fuß eilen hastigen Schrittes neben ihren Kamelen dahin. Die Farbe ihrer Kleidung, ihres ganzen Geräthes harmonirt mit dem sandigen Grunde, auf dem sie schreiten.

Die Gärten, zwischen die wir jetzt eintreten, sind mit hohen Baumgruppen besetzt. Mächtige Kiefern, zahlreiche Palmen ragen mit ihren Kronen über die übrigen Bäume empor, krummästige Feigenbäume stehen hinter dem Zaune, der außer durch Agaven hier auch von mächtigen Opuntien gebildet wird. Nirgends haben wir diese

Cactusstämme in einer Stärke wie hier gesehen, wo sie mehrere Fuß Durchmesser erreichen und ihre breiten bestachelten Aeste bis zur Höhe von zwanzig Fuß emportragen. Die äußeren der blattartigen Zweige sind von Uebermassen der gelblichen Cactusfeigen, die nicht alle von den Menschen benutzt zu werden scheinen, herabgebeugt.

Doch wir kehren zur Stadt zurück und ergötzen uns auf dem Rückwege an den vielen originellen Scenen aus dem Volksleben, die mit jedem Schritte sich uns darbieten. Dort drängt sich ein wunderlich aufgeputzter Neger zwischen der Menge durch. Auf seinem Rücken hängt ein Ziegenschlauch mit Trinkwasser gefüllt, auf seiner schwarzen nackten Brust ein kleiner Spiegel. Unter seinem Arme durch geht von dem Wasserreservoir auf dem Rücken ein Lederrohr, dessen verschließbare Spitze er in der Hand hält. Verlangt Jemand Wasser von ihm, so füllt er entweder aus seinem Rohre einen Zinnbecher, dessen übrig gebliebenen Inhalt er sparsam wieder in den Ziegenschlauch zurückgießt, oder der Durstige beugt sich vor dem Spiegel auf der Brust des Wasserträgers, und während er sich darin besieht, läßt ihm dieser das Wasser in den offenen Mund fließen. Zwischen dem äußeren und inneren Thore kauert im Sonnenschein auf einer Erhöhung ein blinder Bettler. Die dürre Hand hält er offen ausgestreckt, und indem er sich mit dem Oberkörper hin und her wiegt, mahnt er mit näselnder Stimme die vorübergehenden Gläubigen mit einem Spruch aus dem Koran zum Almosengeben.

Im Schatten einer Mauer am Markte sitzen häßliche Negerinnen am Boden. Sie haben nicht einmal das Streben, den unschönen Körper mit den dürftigen Lumpen zu bedecken. Und wer möchte von den Broten essen, die sie vor sich am bloßen Boden aufgethürmt haben? Sonderbar nehmen sich auch die Frauen der arabischen Bewohner aus. Wie ihre Männer tragen sie den wollenen Burnus, dem man in der Regel seine ursprüngliche weiße Farbe nicht mehr ansieht; nur ist die Kapuze, die sie über den Kopf gezogen tragen, nicht wie bei jenen spitz, sondern rund und wird bis zu den Augenbrauen herabgezogen. Unter den Augen über die Nase ist ein feineres Tuch, der sogenannte Schleier gebunden, so daß von dem ganzen Gesicht nichts zu sehen ist als nur die Augen. So zeigen sie sich ihren Glaubensgenossen. Begegnet ihnen aber ein Ungläubiger, dann erheischt der Anstand, daß sie sich noch weiter verhüllen. Die Hände, die unter dem faltigen Mantel verborgen sind, ziehen plötzlich diesen so über das rechte Auge her, daß auch dieses verdeckt wird und nur das linke sichtbar bleibt, übrigens gerade genug, um aus dem starken Backenknochen auf eine harte unweibliche Gesichtsbildung schließen zu lassen. (Forts. folgt.)

Sommerausflüge in England.

Von

M. Heine.

Shrewsbury.

„I fought him three hours by Shrewsbury clock“ * sagte Sir John Falstaff. Ich möchte wissen, wie die Uhr von Shrewsbury aussieht, sagte ich und fuhr von Liverpool nach der etwa sechzig englische Meilen südlich liegenden Stadt Shrewsbury.

Den Bahnhof, der dicht unter den Mauern des Schlosses liegt, verlassend, wendete ich mich an den ersten Mann der unteren Klasse, dem ich auf der Straße begegnete, mit der Frage: „Wo ist die Uhr von Shrewsbury?“

„Sehr leicht zu finden,“ lautete die Antwort. „Gehen Sie gerad' aus nach dem Marktplatz, dort hinter der Statue von Lord Clive werden Sie dieselbe finden.“

Ich wollte, ihm dankend, weitergehen, als Mephistopheles, mich plötzlich am Nacken packend, mir folgende Frage einflüsterte: „Und ist Sir John Falstaff augenblicklich in der Stadt?“

Der Mann blickte mich etwas unschlüssig an, kratzte sich hinter den Ohren und erwiederte schließlich: „Nicht daß ich wüßte,

* Ich focht mit ihm drei Stunden nach der Uhr von Shrewsbury.

ich habe nicht von ihm sprechen hören, wahrscheinlich ist er nach London gezogen."

Der Mann hatte Recht, im kleinen Theater von Shrewsbury wird wohl kaum jemals Shakespeare aufgeführt, und somit ist Sir John Falstaff nach London gezogen.

Die kleine Stadt von wahrscheinlich weniger als 25 000 Einwohnern liegt sehr malerisch auf einer vom Fluß Severn umschlungenen Halbinsel, deren Isthmus, kaum dreihundert Schritt breit, vom Schloß, auf einem mäßig hohen Hügel gelegen, vertheidigt und geschlossen wird. Die Stadt selbst mit ihren alten Gebäuden, Kirchen und Thürmen schmiegt sich an zwei andere sanftanschwellende Hügel an und ist, obschon vielleicht von keinem Punkt ein großartiges Gesammtbild bietend, dennoch in den mannigfachsten Beziehungen außerordentlich anziehend.

Der älteste Name des Ortes ist Careg Hydwyth (der mit Gesträuch bedeckte Felsen), der wälsche Name Amwything bedeutet eine von Wasser umgebene Höhe, die Sachsen nannten ihn Scrobbesbyrig, woraus die Normannen Shrosberie machten, was sich später in Shrewsbury verwandelte.

Die Gründung des Ortes gehört der grauen Vorzeit an, die erste greifbare Nachricht stammt aus dem sechsten Jahrhundert, wo der britische König Cynddylan an der Stelle des Schlosses seinen königlichen Palast hatte. Gegen Ende des achten Jahrhunderts ward der Ort den Sachsen überliefert, deren hauptsächlichste Grenzstadt er ward, die in den häufigen Kämpfen mit den Wälischen oft eine wichtige Rolle spielte und nicht weniger als sieben Belagerungen aushielt. In den Jahren 1283 und 1397 versammelte sich das Parlament hier, zu verschiedenen Perioden besuchten die herrschenden Könige den Ort und von der Zeit William's I. erhielt die Stadt nicht weniger als zweiunddreißig Charters oder Gerechtsamkeitsbriefe.

Das Schloß, das wir zuerst passiren, ward 1070 unter William I. aus der kleineren sächsischen Feste in seine gegenwärtige Ausdehnung erweitert durch Roger de Montgomery, den der König um jene Zeit mit dem Earlthum von Shrewsbury belehnte. Unter Henry I. ward es zu einer königlichen Festung, von einem Constable der Krone vertheidigt, hielt sich unter Charles I. bis 1645, wo es an die Parlamentsarmee übergeben ward. Charles II. belehnte den Lord Newport mit demselben und heute gehört es dem Herzog von Cleveland.

Die hauptsächlichsten noch jetzt bestehenden Theile sind zwei große runde Thürme aus der Zeit Edward's I., die Mauern des inneren Hofes und das nordöstliche Thor, Alles aus rothem Sandstein erbaut. Ein Pfad führt direct nach dem Thor, das, obschon sein Mauerwerk sehr unregelmäßig angelegt ist, dennoch nach einem Zeitraum von achthundert Jahren durch die Verwüstungen von Kriegen und Belagerungen seine Stärke unerschütterlich bewahrt hat. Zwischen den zwei runden Thürmen ist ein etwa 100 Fuß langes Gebäude errichtet, welches jetzt als Privatwohnung benutzt wird.

Wir begannen unsern Spaziergang beim Schloß, wo das königliche Collegium, von Edward VI. im Jahre 1551 begründet, seine interessante ausgedehnte, im etwas unzusammenhängenden Stil des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erbaute Façade erhebt. Mit den Einkünften der um jene Zeit aufgelösten Collegien von St. Mary und St. Chad belehnt, welche 1571 durch die Königin Elisabeth noch bedeutend vermehrt wurden, beträgt das Einkommen der Anstalt 3000 Pf. Sterl. (gegen 20 000 Thlr.) und aller Unterricht wird unentgeltlich ertheilt. Die Verwaltung wird vom Bischof von Lichfield nebst dreizehn Regenten geleitet, die Anstellung der Professoren geschieht durch das Collegium von St. John in Cambridge, und das Wachsthum der Anstalt, welche 1562 mit 290 Schülern eröffnet ward, hat deren Zahl bis auf 500 gesteigert. Verschiedene literarische und politische Berühmtheiten haben hier ihrem Studium obgelegen, wie der glänzende Sydney, „das Wunder seiner Zeit", der Schmuck des Hofes der Königin Elisabeth, und später der berühmte Sir Falke Greville, Lord Brooke.

Die Kapelle und Bibliothek, 1595 erbaut, bilden einen interessanten Theil ziemlich reiner Gothik, und Charles I. hat Spuren seiner Zeit durch Errichtung des Haupteinganges hinterlassen, über dem sein Wappen angebracht ist und unter demselben die griechische Denkschrift: „Hast du

Freude am Studiren, so wirst du gelehrt werden."

Dem höchstgelegenen Theil der Stadt (High Street) zuwandernd, finden wir zu unserer Linken verschiedene interessante Baulichkeiten, darunter die St.-Nicholas-Kapelle, die, aus der normännischen Zeit herstammend, von den Bewohnern des äußeren Schloßhofes zum Gottesdienst benutzt ward, während die St.-Michaels-Kapelle im inneren Hof für die unmittelbare Umgebung des Earls Roger de Montgommery diente. Jetzt dient die St.-Nicholas-Kapelle als Wagenschuppen.

Dicht bei der Kapelle und rechts von derselben führt ein pittoresker hölzerner Thorweg durch das sogenannte „Council House", im Jahre 1502 von Peter Newton erbaut und später erweitert, um als Residenz für den Gerichtshof von Wales zu dienen, dessen Präsidenten und Räthe häufig von der Stadt oder den Handelscompagnien „höchst fröhlich" bewirthet wurden, denn die Entscheidungen dieses Gerichtshofes umfaßten oft sehr wichtige Interessen, und die seiner Tagungen des Gerichts verliehen Shrewsbury eine gewisse Wichtigkeit, derenhalber man den Ort zu gewissen Zeiten als eine zweite Hauptstadt betrachtete.

Im Jahre 1689 ward der Gerichtshof von Wales abgeschafft und das Gebäude ward baufällig, so daß während des gegenwärtigen Jahrhunderts der Ueberrest desselben in drei geräumige Wohnhäuser getheilt ward.

Wandern wir nach dem Marktplatz durch Castle Street, so passiren wir verschiedene denkwürdige Gebäude des sechzehnten Jahrhunderts, unter denen das größte früher die Stadtresidenz der Familie Ireland bildete, deren Besitzungen in Albrighton lagen. Es ist dies eine geräumige Holzstructur von vier Stockwerken mit vier Giebeln, an deren Balken das Wappen der Irelands (Lilien, drei, zwei und eine) sichtbar, und vier Gruppen von Erkerfenstern, in deren Mitte früher der Haupteingang angebracht war. Das Gebäude, 1570 errichtet, ist jetzt in drei Wohnhäuser abgetheilt, deren unteres Stockwerk als Verkaufslocal benutzt wird.

Auf dem Marktplatz angelangt, fesselt vor allem die Statue des Lord Clive unsere Aufmerksamkeit. Dieser berühmte Krieger und Staatsmann, der Held von Plassey und Gründer des ostindischen Reiches steht in einer gebietenden und doch graziösen Stellung, gekleidet in das Costüm der Mitte des verflossenen Jahrhunderts, auf einem einfachen Piedestal von polirtem grauen Penrhyn-Granit. Die Figur, etwa neun Fuß hoch, aus Bronze bestehend, ist nach einem Modell des Barons Marochetti gegossen, und die Porträtähnlichkeit ist vom Bildhauer einem Gemälde des Nathaniel Dance entnommen, welches in Walcot aufbewahrt wird und im Jahre 1788 von H. Bartolozzi, Mitglied der königlichen Akademie, gestochen ward. Als einzige Inschrift liest man an der High Street zugekehrten Seite: „Clive", ein Name, der für genügend gilt, um den Ruhm und die Glorie seines Trägers zu bezeichnen.

Ein Comitee in London sammelte die Fonds (etwa 2000 Guineen) für dieses Monument, welches am 18. Januar 1860 durch den Earl von Stanhope der Stadt übergeben ward.

Hinter der Statue Lord Clive's befindet sich das alte Markthaus, in dessen vorderen Giebel die „Uhr von Shrewsbury" angebracht ist.

Die offene untere Halle (105 Fuß und 24 Fuß) dient an Sonnabenden als Kornmarkt, der Haupteingang dazu ist jedoch von der Westseite oder von Market Street, wo über dem Portal das Wappen der Königin Elisabeth mit dem Datum 1596 zu sehen ist. Auf jeder Seite dieses Portals befindet sich eine offene Arcade von drei Rundbogen, die ganze Front einnehmend. Das obere Stockwerk hat viereckige Fenster und eine festungsartige Bekrönung schließt die Façade. Ueber dem nördlichsten Bogen ist folgende Inschrift zu lesen:

The XVth day of June was this building begun by William Jones and Thomas Charlton, Gent., then Bailiffs, and was errected and covered in their time 1596.*

Unmittelbar darüber befindet sich eine Nische mit einer nicht unschönen Statue des Richard, Herzog von York, in voller Rüstung.

An der südöstlichen Ecke des Marktes steht ein äußerst interessantes Gebäude

* Am 16. Tag des Juni ward dies Gebäude begonnen von William Jones und Thomas Charlton, Gents., damals Bailiffs, und ward errichtet und eingedeckt in ihrer Amtszeit 1596.

aus der Elisabeth'schen Periode, welches 1519 von John Lloyd erbaut ward und seit langer Zeit als Wohnung für die Richter des Assisengerichts gedient hat und noch dient.

Unweit davon befindet sich die Sextry-Passage, welche ursprünglich nach St. Chads Kirche führte und ihren Namen der Sacristei der Kirche verdankt, welche innerhalb derselben stand. Die Ecke der Straße bildet die Croß-Keys-Taverne, eine pittoreske alte Holzstructur, welche bereits im Jahre 1495 eine Taverne gewesen sein muß, denn in den Stadtarchiven finden wir aus jener Zeit einen Posten von 13 Shilling 2 Pence „Für Wein von des Königs Gentlemen in der ‚Sextrie' getrunken."

Nahe dem Ende der Straße fällt noch ein substantielles steinernes Gebäude auf, an das sich eine bescheidenere Holzstructur lehnt. Das erstere ist die Halle der Tuchscherer, letzteres ist das Gasthaus Zur alten Post.

Die Tuchschererhalle hat zu verschiedenen Zeiten für verschiedene Zwecke gedient, wie z. B. als Theater, als Kirche für Wesleys Anhänger, als Versammlungshalle, als Assisengerichtshalle und als Verkaufsladen. Obschon gegenwärtig als Auctionslocal benutzt, hat das Gebäude dennoch sehr den Charakter jener alten Rathhäuser bewahrt, in denen vor Zeiten die Weisen der Stadt und guten Gewerbsgenossen in begeisterten Festen, unterstützt von passenden Erfrischungen in reichlichem Maße sich der geselligen Fröhlichkeit hingaben. Der große achteckige Kamin an der Südwestseite des Innern ist wohl erhalten.

Wir waren in die Nähe des Buttermarktes gelangt, ein ziemlich ausgedehntes Gebäude modernen Ursprunges, allein trotz der großen Einfachheit seines Stils dennoch mit einer Freiheit der Formen und Disposition der Massen angelegt, welche einen angenehmen pittoresken Effect hervorbringen.

Nach einer guten Mahlzeit ist ein angenehmer Spaziergang rathsam und deshalb wandte ich an jenem lauen, sonnigen Maitage meine Schritte der Lieblingspromenade von Shrewsbury zu, der sogenannten Quarry-Avenue, einige Alleen schöner alter Linden, die eine geräumige Wiese durchkreuzen, auf der Südwestseite der Stadt gelegen und von drei Seiten vom Fluß Severn begrenzt, dessen jenseitiges Ufer von sanften Hügeln gebildet wird.

Auf dem Wege dahin passirte ich die Gerichtshalle und das Rathhaus, beide im italienischen Stil erbaut, ihrem Zweck entsprechend, doch nicht besonders merkwürdig.

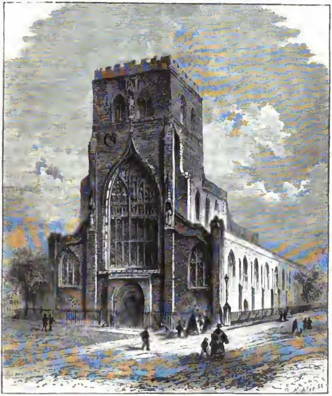
Anders ist es mit der alten St.-Chads-Kirche, welche, aus dem Jahre 780 stammend, das älteste Gebäude der Stadt ist, der Ueberlieferung nach von mercianischen Königen gegründet ward, zur Zeit der Sachsen ein Collegium besaß, von einem Vicar nebst zehn säcularen Canonici verwaltet ward und wahrscheinlich den Shropshire-Münster der Bischöfe von Mercia bildete. Das Besitzthum der Kirche bestand hauptsächlich aus „Zwölf Häuten Land", was nach heutigem Maß etwa 1440 Acker englisches Maß sein würde, und dennoch brachten diese, als im Jahre 1547 Edward VI. das Collegium auflöste, nur 50 Pf. Sterl. (340 Thlr.) Einkommen. Später wurde ein Theil dieser Ländereien dem königlichen Collegium (Grammar School) überwiesen, und dieser Theil bringt jetzt ein jährliches Einkommen von 800 Pf. Sterl. (5500 Thlr.).

Das dämmernde Licht der Reformation tagte in dieser Kirche zuerst im Jahre 1407, wie William Thorpe, ein Anhänger Wickliffes, hier gegen die Mißbräuche der Kirche von Rom predigte, dafür ins Stadtgefängniß geworfen und aus diesem nach Lambeth gebracht ward, um dort vom Erzbischof examinirt zu werden, von dem er später wieder freigelassen worden sein soll. Im Jahre 1573 erschien der Bischof von Lichfield und Coventry zum ersten Mal als besuchender Commissär, um die Ordnung und Ausübung der protestantischen Religion in der Stadt zu regeln.

Die alte Kirche soll, unter Henry III. im gemischten normännischen Stil errichtet, ein herrliches Gebäude gewesen sein, allein zerstörende Elemente der verschiedensten Art haben nur eine Ruine übrig gelassen. Schon im Jahre 1393 brannte das Dach und der Thurm, mit Blei eingedeckt, durch Unvorsichtigkeit des Dachdeckers ab, und am 9. Juli 1788 stürzte der große Mittelthurm.

Eine andere sehr alte noch erhaltene Kirche ist St. Marys, von König Edgar

gegen das Jahr 980 erbaut und mit 1300 Acker Land belehnt. Diese Kirche steht auf einem Hügel etwa hundert Fuß über dem Fluß in einer beherrschenden Lage und und bietet eine interessante Mischung dreier verschiedener Stile, des anglonormännischen des 12. Jahrhunderts, des hohen Spitzbogenstils im 13. und 14. Jahrhundert und der gedrückten Spitzbogen des 15. und 16. Jahrhunderts. Das Innere ist reich an denkwürdigen Bildhauereien, Bildern und Glasmalereien.



Abteikirche in Shrewsbury.

Endlich erreichen wir die „Quarry," und diese frischgrünende Wiese, etwa 23 Acker groß, sich sanft nach dem Fluß zu senkend, bietet mit ihren lieblichen Umgebungen im Mai einen liebreizenden Ort zum Lustwandeln. Die Hauptallee, 540 Schritt lang, erstreckt sich längs dem Ufer, drei andere rechtwinklig darauf mündende führen von der Stadt nach derselben. Die Gipfel der majestätischen Linden vereinen sich an ihrer Spitze, dem Wanderer eine schattige Stelle bietend, an der man die kühlende Brise, welche vom Fluß herweht, einathmen kann. Der Name „Quarry" (Steinbruch) stammt von einer Stelle auf der Südseite des Ortes her, wo man früher rothen Sandstein brach und wo jetzt ein kleiner Teich von schönen Kastanienbäumen beschattet wird, was eine angenehme Abwechslung bildet. Im Jahre 1719 erhielt die Allee ihre gegenwärtige Form.

Auf einem kleinen Fährboot erreicht man das jenseitige Ufer und gelangt, den Hügel ersteigend, an das Arbeitshaus, von dessen großer Terrasse man einen weiten Umblick über die Stadt hinaus hat bis

nach dem drei englische Meilen jenseits derselben gelegenen Schlachtfeld, wo Percy (Heißsporn) Schlacht und Leben verlor. Das Gebäude ward 1760 erbaut, um Kinder aus dem Findelhaus in London aufzunehmen, und kostete 12 000 Pf. St. (80 000 Thlr.). 1784 ward es zum Arbeitshaus umgewandelt.

Auf einem angenehmen Pfade gelangt man auf ein Plateau, die letzte Spitze des Hügels bildend, von der man einen vollkommenen Rundblick bis weithin an die wälischen Hügel genießt. Dieser Ort heißt Kingsland, oder, wie es in dem alten normännischen Patent geschrieben ist, „Chingsland“.

Hier findet seit langen Zeiten alljährlich die sogenannte Shrewsbury-Show statt, eine Festlichkeit, welche, mit Ausnahme von Coventry und Preston, jetzt in allen übrigen englischen Städten erloschen ist. Sie diente zur Feier des prächtigen Festes von Corpus Christi von Rom. Nach der Reformation ward der religiöse Theil des Festes abgeschafft und der zweite Montag nach dem Dreieinigkeitssonntag für die Festlichkeiten von Kingsland anberaumt.

Von hier aus kann man beide Brücken über den Severn zu gleicher Zeit sehen, von denen die sogenannte wälische Brücke an der Nordseite nach Wales führt, während die englische Brücke nach Osten zur Abtei des heiligen Kreuzes und nach dem Schlachtfeld bei Hawkstone führt.

Die englische Brücke ist 410 Fuß lang und besteht aus sieben Bogen auf sehr engen Pfeilern ruhend und von einer kühn aufstrebenden Balustrade gekrönt. Um den großen Wassermassen der Frühjahrsfluthen möglichst viel Raum zu lassen, ward der 60 Fuß im Durchmesser haltende Mittelbogen doppelt so hoch geführt, als die Endbogen. Die dadurch nöthig gewordene Ansteigung der über die Brücke führenden Straße ist vielleicht etwas unbequem, jedoch in Bezug auf die Schönheit der Brücke dient dieser Umstand eher zum Vortheil, und ohne Zweifel muß dieses Bauwerk als eines der gelungensten seiner Art in England bezeichnet werden. Die Ornamente sind einfach, doch geschmackvoll angelegt und der Schlußstein des Mittelbogens trägt einen schön modellirten Kopf der Sabrina, Göttin des Flusses. Der Architekt John Gwyn von London, doch in Shrewsbury geboren, stellte den Bau für 15 710 Pf. St. (etwa 130 000 Thlr.) her und diese Summe ward gänzlich durch freiwillige Subscriptionen gedeckt, deren größter Theil von den Grundbesitzern der Umgebung aufgebracht ward.

Jenseits der Brücke liegt die Vorstadt Abbey Foregate, nach einer früher hier befindlichen Abtei so benannt. Von dieser selbst blieben nur sehr unvollkommene Ueberreste sichtbar. Die Gebäude bildeten, wie bei den meisten derartigen Anlagen, zwei quadratische Höfe, an deren Nordseite die Kirche lag, während gegen Süden das Refectorium, das Kapitelhaus, Dormitorium, Sprech- und Krankensäle, Hospitium, Küche und andere Wirthschaftsräume sich befanden. Das Haus des Abtes lag am kleineren Quadrat und ward 1865 eingerissen, um Raum für die Eisenbahn zu machen.

Vom Refectorium bleibt nur noch die steinerne Kanzel übrig, von der ein junger Mönch vorlas, wenn die anderen Brüder im großen Saal bei ihrer Mahlzeit saßen. An der Außenseite des Gebäudes bildete die Kanzel einen kleinen Erker, während im Innern die Kanzel in den Saal des Refectoriums projectirte. Das Innere wird von einem Gewölbe mit acht delicaten Rippen gedeckt, in deren großem Knopf eine schöne Sculptur der Kreuzigung, mit Marie und Johannes am Fuße des Kreuzes, angebracht ist. Der Eingang fand durch eine enge in der Mauer angebrachte Treppe statt.

Die Abteikirche an der Nordseite ist vollkommen erhalten und dient noch jetzt zum Gottesdienst. Sie ward im Jahre 1083 von Roger de Montgomery, Earl von Shrewsbury, an der Stelle eines kleineren Holzgebäudes errichtet, welches von Siward, einem sächsischen Edlen zur Zeit Edward's des Confessors, erbaut war. Siward betheiligte sich auch bei dem Neubau, den zwei Mönche von Seez, Rainald und Trodo ausführten. Der Earl, von seiner Todeskrankheit, während seines Aufenthalts im Schlosse, ergriffen, ließ sich drei Tage vor seinem Tode mit Zustimmung seiner Gemahlin in den Orden als Mönch aufnehmen und empfing ein ehrenvolles Begräbniß in der Kapelle der Kirche, die er selbst gegründet.

Das letzte pittoreske Denkmal von Fore-

gate ist die St.-Giles-Kirche, unter der Regierung Henry's I. zum Gebrauch eines Hospitals von Aussätzigen errichtet. Dieselbe wird nach mehreren Erweiterungen noch heute zum Gottesdienst gebraucht.

Drei Meilen von der Brücke erreicht man ein großes Plateau, wo am 21. Juli 1403 die Schlacht von Shrewsbury zwischen Henry IV. und den Percies geschlagen ward. Der König hatte ein Heer gesammelt, um Owen Glendower, der in Wales gegen 10000 Mann zusammengebracht, anzugreifen, die englischen Aufrührer unter dem jüngeren Percy (Heißsporn) rückten von Stafford her gegen Shrewsbury vor, welches sie zu besetzen hofften, um sich der Verbindung mit Glendower zu versichern. Allein der König, von Lichfield herkommend, erreichte die Stadt einige Stunden vor ihnen, besetzte das Schloß und steckte die daran grenzende Vorstadt in Brand. Heißsporn zog seine ermüdeten Truppen drei Meilen zurück und am nächsten Tage begann die Schlacht auf Hateley Field. Heißsporn hatte gegen 14000 Mann, darunter viele vortreffliche Bogenschützen aus Ceshire, des Königs Heer war mehr als doppelt so stark. Die Schlacht war heiß, allein der Tod Heißsporn's entschied dieselbe zu Gunsten des Königs. Die Earls von Douglas und Worcester, sowie Sir Richard Venables wurden gefangen, ersterer später freigelassen, die beiden Letzteren nebst mehreren Anderen enthauptet.

Owen Glendower hatte vergeblich versucht, mit seinem Heere den Fluß zu überschreiten, er sah sich auf dem wälischen Ufer zurückgehalten und konnte nur von der Höhe einer Eiche, die er erklettert, die Niederlage seiner Verbündeten beobachten.

So hatte ich nicht nur die Uhr von Shrewsbury gesehen, nach der Sir John Falstaff drei Stunden gefochten, sondern auch das Schlachtfeld, auf dem er nicht gefochten. Ich kehrte nach dem Bahnhof zurück, erfrischte mich mit einem Stück „Simmel", ein Fruchtkuchen, stark mit Safran gefärbt, der nur hier gebacken wird, und kehrte am Abend höchst befriedigt mit dem auf so angenehme Weise verbrachten Tage nach Liverpool zurück.

Neues aus der Meteorologie.

Von

Paul Reis.

(Schluß.)

II.

Wetter ist weder Zufall noch Willkür, sondern Gesetz.

Wenn man den scheinbar regellosen Wechsel des Wetters betrachtet, z. B. im April bei uns, wo oft an einem Tage Frost, Schnee, Regen und Frühlingssonnenschein, Sturm und heitere Stille sich einander verdrängen, während dann wieder durch längere Zeit, oft Wochen lang, trübe, regnerische Tage oder fortwährend helle heitere Witterung herrscht, so scheint das bei uns geltende Sprüchwort: „Veränderlich wie das Wetter", gerechtfertigt, und das Wetter erscheint als ein Ergebniß des Zufalles oder einer außerirdischen unberechenbaren Willkür. Hört man aber, daß es Gegenden giebt, wo das Wetter Jahr aus, Jahr ein jeden Tag denselben Verlauf hat, so dämmert uns schon die Gesetzmäßigkeit des Wetters auf. Es giebt Gegenden auf der Erde, wo die Frage: „Was werden wir morgen für Wetter haben?" mit Gelächter beantwortet werden würde, weil morgen ganz dasselbe Wetter sein wird, wie es heute ist und gestern war; es giebt Städte auf der Erde, wo die Damen zum Kaffee vor dem Gewitter oder zum Thee nach dem Gewitter einladen, weil an jedem Tag zu bestimmter Zeit ein Gewitter entsteht und zu bestimmter Zeit aufhört; es giebt Länder auf der Erde, wo bejahrte Leute niemals die grauen Streifen des Regens gesehen, niemals das Rauschen des Regens gehört haben. Diese Länder liegen in den tropischen Regionen; doch ist auch in den polaren Ländern das Klima sehr gleichmäßig, und sogar noch Sibirien, obwohl dasselbe nicht zu den polaren Ländern gehört, nimmt an dieser Gleichmäßigkeit Antheil. In der ersten Hälfte des November beginnt der Winter mit einem mehrere Wochen lang anhaltenden Schneefall; dann steigt die Kälte bei unverändert hellem Himmel und heiterer Windstille bis zum Januar auf 40 bis 50 Grad

und nimmt eben so gleichmäßig bis zum März ab, in welchem Monate das Eis aufthaut, während es den ganzen April durch regnet. Dann erhebt sich die Wärme fast plötzlich auf 20 Grad und steigt bei dauerndem Südwind und hellem Himmel bis auf 30 Grad während vier Monaten. Im September tritt Regen- und Schneegestöber ein, das durch einen hellen Altweibersommer im October verdrängt wird und im November von neuem beginnt. Diese Witterung wiederholt sich constant jedes Jahr.

Wohl, so wird Mancher denken, dann mag in jenen Gegenden das Wetter regelmäßig sein, bei uns ist es aber doch das Urbild aller Unregelmäßigkeit. Führen wir einige Beispiele von Wettergesetzen bei uns an. Während in der Gegend des Aequators jeden Tag Gewitter ist, haben die westeuropäischen Länder, die vom Atlantischen Ocean bespült sind, wie Spanien, Irland, Schottland, Skandinavien nur 5 bis 10 Gewitter jährlich; dagegen kommen auf jeden Ort in Italien durchschnittlich jährlich 40, auf die Schweiz 30, auf Norddeutschland 20 Gewitter, und in den polaren Gegenden kommt oft in Jahrzehnten kein Gewitter vor. Ebenso gesetzmäßig wie die Zahl der Gewitter ist die Menge des niederfallenden Regens, der Erscheinung, welche für die unwissenschaftliche Beobachtung geradezu der Typus der Unregelmäßigkeit zu sein scheint. Die jährliche Regenmenge, worunter man übrigens die Gesammtmenge des jährlich niederfallenden Wassers versteht, ist an verschiedenen Orten oft sehr verschieden, bleibt aber an einem und demselben Orte unverändert oder mit nur sehr geringen Schwankungen dieselbe. Man mißt dieselbe mittels des Ombrometers; dasselbe ist ein hohes Blechgefäß mit einem communicirenden Glasrohre, das sich neben einer in Centimeter eingetheilten Scala erhebt; das Gefäß ist mit einem zweiten Blechgefäße bedeckt, das den Regen aufnimmt und durch eine trichterförmige Zuspitzung in das untere eigentliche Meßgefäß leitet und dasselbe gegen Verdunstung schützt. Man giebt die Regenmenge in der Anzahl von Centimetern an, welche im Laufe eines Jahres von der Höhe des Gefäßes erfüllt werden. So fallen denn in Coimbra in Portugal jährlich 300, in Wien jährlich nur 40 Centimeter Regen. Bergen in Norwegen hat jährlich 220, Mainz nur 50 Centimeter.

Noch größere Gesetzmäßigkeit bieten die durchschnittlichen Temperaturen. Die mittlere Temperatur eines Tages erhält man, wenn man alle Stunde den Thermometerstand beobachtet und die Summen der 24 Temperaturen durch 24 dividirt; es hat sich indeß herausgestellt, daß ein Mittel von zwei oder drei geeignet gewählten Beobachtungszeiten dasselbe Resultat liefert; so wird auf den preußischen meteorologischen Stationen um 6 Uhr Morgens, 2 Uhr Nachmittags und 10 Uhr Abends beobachtet und aus diesen drei Beobachtungen das Tagesmittel gezogen. Addirt man sämmtliche mittlere Tagestemperaturen eines Monats und dividirt durch 30, resp. 31 oder 28, so erhält man die mittlere Monatstemperatur. Addirt man alle Monatsmittel und dividirt durch 12, so erhält man die mittlere Jahrestemperatur eines Ortes; wenn man nun diese Jahresmittel für möglichst viele Jahre addirt und ihre Summe durch die Anzahl der Jahre dividirt, so erhält man die Mitteltemperatur eines Ortes. Diese Mitteltemperatur eines Ortes giebt Aufschluß über die Summe der Wärme, welche einem Orte durch alle Wettererscheinungen zugeführt wird, und bietet für verschiedene Orte ein Mittel der Vergleichung, durch welches der Unterschied der Wärmeverhältnisse sofort ins Auge springt. Die höchste Mitteltemperatur ist 22 Grad Réaumur, die niedrigste minus 14 Grad Réaumur; in der Mainzer Gegend beträgt sie nahezu 9 Grad Réaumur; in Berlin 7 Grad Réaumur. Sie ist in dem ewigen Wechsel der Temperatur das Unveränderliche, in dem schnellen Kommen und Gehen der einzelnen Temperaturen das Dauernde, in der scheinbaren Regellosigkeit das Gesetz. Sie ist daher auch den Dingen eigen, die an dem täglichen und jährlichen Wechsel keinen Antheil nehmen; der Boden nimmt nur bis zu einer Tiefe von einem Meter an den täglichen Aenderungen der Luftwärme Theil, in der Tiefe von drei Metern aber sind schon die jährlichen Aenderungen sehr unbedeutend, und in 20 Meter Tiefe geht der Wechsel der Jahreszeiten spurlos vorbei, ja sogar im Laufe vieler Jahre findet dort kaum eine Veränderung von

einem kleinen Bruchtheil eines Grades statt. Auf dem Boden des 30 Meter tiefen Kellers der Pariser Sternwarte ist ein Thermometer angebracht, das im Laufe von 80 Jahren nur Veränderungen von höchstens drei Hundertsteln eines Grades zeigte. Die Temperatur dieser unveränderlichen Erdschichte stimmt nun vollständig mit der berechneten mittleren Temperatur eines Ortes überein; so ist in Mainz in der Tiefe von 20 Meter die ewig unveränderliche Temperatur von 9 Grad und in 3 bis 6 Meter Tiefe wird diese Temperatur schon nahezu, aber mit größeren Schwankungen erreicht. Brunnen, welche in diese Tiefe von 20 Meter hinabsteigen, haben daher immer Wasser von 9 Grad, Quellen, welche aus dieser Tiefe kommen, bringen 9 Grad warmes Wasser an die Erdoberfläche. Demnach ist jedem Ort der Erde ein bestimmtes, gesetzliches Wärmeverhältniß trotz des ewigen Wechsels der Temperaturen eigen. Wenn schon darin „ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht" entsteht, so hat doch der unermüdliche Fleiß von Dove in Berlin, des ersten Meteorologen unseres Jahrhunderts, noch ein zweites Gesetz in den Wärmeschwankungen der Orte aufgefunden. Die mittlere Jahrestemperatur eines Ortes stimmt nämlich mit der Mitteltemperatur des Ortes nicht überein, liegt bald über, bald unter derselben, bald mehr, bald weniger weit von derselben entfernt. Nur in den tropischen und polaren Gegenden stimmen beide überein; hierin ist die Unveränderlichkeit des tropischen und des polaren Klimas, sowie die Veränderlichkeit unseres Wetters ausgesprochen. Dove hat aber in dieser Veränderlichkeit die Regel gefunden, daß der Unterschied zwischen der mittleren Temperatur eines Ortes und der mittleren Jahrestemperatur nicht über gewisse Grenzen hinausgeht; diese Grenze beträgt nach Dove für Norddeutschland $1^1/_2$ Grad über und unter der mittleren Temperatur. So könnte man z. B. für Berlin, dessen Mitteltemperatur 7 Grad beträgt, die Wette eingehen, daß seine mittlere Jahrestemperatur nicht über $8^1/_2$ und nicht unter $5^1/_2$ Grad betragen könne. Und wenn wir uns erlauben, für Mainz, das ja in so vielfachen Richtungen norddeutscher Regel unterworfen ist, auch diese norddeutsche Temperaturregel anzuwenden, so könnte man wetten, daß die mittlere Jahrestemperatur von Mainz nie über $10^1/_2$ Grad steigen würde, also nie über Rom mit 12 Grad sich erheben und nie unter die Berliner Temperatur von 7 Grad gerathen könne.

Vergleicht man die Mitteltemperatur eines Ortes nicht blos mit den einzelnen mittleren Jahrestemperaturen, sondern auch mit den einzelnen mittleren Monatstemperaturen, so ergiebt sich ein ebenfalls von Dove aufgefundenes Gesetz, daß nämlich die ganze Natur auf der Erde in unserer nördlichen Frühlingszeit aus einfachen Verhältnissen in verwickelte übertritt und in der Herbstzeit unserer nördlichen Halbkugel zu einfachen Verhältnissen zurückkehrt. In unserem Sommer sind auf beiden Hemisphären, im Norden wie im Süden, die Wetterwechsel viel lebhafter, unruhiger und stürmischer als in unserem Winter; da aber die südliche Halbkugel zu unserer Sommerzeit Winter und zu unserer Winterzeit Sommer hat, so ist der Verlauf der Jahreszeiten nach diesem Dove'schen Gesetze folgender: Unser Sommer ist unruhig, unser Winter gemüthlich, auf der südlichen Halbkugel aber ist der Sommer zwar warm und ruhig, dagegen der Winter nicht blos kalt, kälter als bei uns, sondern auch rauh und stürmisch, lebhaft wechselnd, ungemüthlich. Wer gedenkt nicht des durchschnittlich windstillen, verhältnißmäßig gemüthlichen russischen Winters, der in diesen hohen Breiten selbst in den kältesten Monaten bei den extremen Kältegraden von minus 20 bis 30 Grad Réaumur doch noch das gewöhnliche Culturleben in den Städten ermöglicht, ja sogar die winterlichen Culturfreuden, Eisfahrten und Schlittschuhpartien, Winterfeste in Eispalästen und die glühende Schlittenlust zuläßt, während in Südamerika viel, sehr viel näher am Aequator der Winter, unerträglich durch Eisstürme und Schneewehen, alle Cultur vergräbt. Dieses Verhältniß spricht sich gesetzmäßig darin aus, daß die Unterschiede zwischen der Mitteltemperatur eines Ortes und den mittleren Monatstemperaturen im Frühling und Sommer größer und wechselnder sind als im Winter;

im Herbste hält sich die Temperatur in der Nähe der mittleren des Ortes, geht im Winter allmälig unter dieselbe herab, ohne sich weit von derselben zu entfernen und ohne, mit wenigen Ausnahmen, starke Schwankungen zu erleiden; im Frühling aber hüpft sie rasch über und unter die mittlere Temperatur, entfernt sich im Sommer weit von derselben mit starken Vor- und Rücksprüngen.

Dove findet den Grund dieses Wettergesetzes in denselben Umständen, welche der südlichen Halbkugel überhaupt eine geringere Erwärmung als der nördlichen verleihen, welche, wie man häufig hört, den Südpol kälter als den Nordpol machen, nämlich in der verschiedenen Vertheilung von Land und Meer auf die nördliche und die südliche Erdhälfte. Im Winter verweilt die Sonne über der südlichen Erdoberfläche, wo die unendliche Wassermasse nur durch verhältnißmäßig unbedeutende Länderstrecken unterbrochen ist, im Sommer dagegen über der nördlichen Erdhälfte, wo das umgekehrte Verhältniß stattfindet, wo die Continente die Weltmeere bedeutend an Größe überbieten. Nun hat aber eine und dieselbe Wärmemenge einen ganz verschiedenen Einfluß, je nachdem sie auf Wasser oder Land fällt, weil Wasser zu gleicher Erwärmung einer viel größeren und zwar durchschnittlich dreimal größeren Wärmemenge bedarf als Land, ein Unterschied, den man durch den Begriff der specifischen Wärme fixirt. So ist die specifische Wärme des Quecksilbers neunundzwanzigmal geringer als die des Wassers, d. h. ein Kilogramm Wasser braucht zu seiner Erwärmung um einen Grad eben so viel Wärme als 29 Kilogramm Quecksilber für ihre Erwärmung um einen Grad nöthig haben, also neunundzwanzigmal so viel als ein Kilogramm Quecksilber; ebenso ist die specifische Wärme des Erdbodens nahezu dreimal kleiner als die des Wassers, d. h. das Wasser bedarf zu einer bestimmten Temperaturerhöhung dreimal so viel Wärme als Land. Wenn demnach Wasser und Land nur dieselbe Wärmemenge erhalten, so kann sich das Wasser nicht so stark erwärmen als das Land, obwohl es dieselbe Wärmemenge dann in sich trägt, wie das höher erhitzte Land. Der feste Erdboden erwärmt sich daher bei gleicher Bestrahlung rascher als das Meer, und kühlt sich folglich bei gleicher Ausstrahlung auch rascher ab als das Meer; wenn Land und Meer gleich viel Wärme an den unfaßbar kalten Weltraum abgeben, so wird das Land kühler als das Meer. Im Frühling und Sommer muß daher, weil die Sonne hauptsächlich Land bescheint, eine raschere Temperatursteigerung stattfinden, wodurch sich schon theilweise das Uebergewicht der nördlichen Erdhälfte in Bezug auf die Wärme erklärt; aber es müssen aus demselben Grunde auch raschere Wechsel stattfinden. Denn scheint die Sonne, durch eine Wolkendecke verhüllt, einmal für einige Zeit nicht, so giebt das Land rascher seine Wärme ab, die Temperatur sinkt schneller, hebt sich aber auch rasch wieder, wenn die Sonne wieder scheint, weil das Land sich rasch erwärmt. Im Herbst und Winter dagegen, wo die Sonne über der südlichen Hemisphäre steht und überwiegend ihre Strahlen auf Meere ergießt, werden diese von den Meeren aufgezehrt, ohne daß die Meere sich stark erwärmen, woher auch die erwähnte Erscheinung sich theilweise erklärt, daß die Südhälfte der Erde im allgemeinen kühler ist als die nördliche. Scheint nun einmal die Sonne nicht, so geben die Meere die eingesaugte große Wärmemenge nur langsam ab, die Abkühlung geschieht daher auch nur langsam, ebenso wie bei erneuetem Sonnenscheine die Wiedererwärmung nur allmälig stattfindet. Diese Wirkung der specifischen Wärme wird noch dadurch vergrößert, daß die Sonne das Wasser der südlichen Meere in unserem Winter nicht blos erwärmt, sondern daß auch eine größere Wassermenge verdunstet; hierdurch wird ebenfalls ein großer Theil der Sonnenwärme in Anspruch genommen und die zu rasche Erwärmung der Südhälfte, wie auch umgekehrt ihre zu rasche Abkühlung verhindert; der entstandene Dampf enthält nämlich eine sehr große Wärmemenge, welche durch die Winde mit dem Dampfe weit verbreitet wird; wenn nun durch Abkühlung sich der Dampf wieder in Wasser verwandelt, so tritt diese in dem Dampfe enthaltene Wärmemenge heraus und verzögert hierdurch die Abkühlung. Diese Verhältnisse sind die Ursache, daß unser Winterhalbjahr auf der ganzen

Erde einen ruhigeren Verlauf hat als das Sommersemester. Dove drückt dies in seiner klassisch schönen Sprache folgendermaßen aus: „Die Natur schlummert im Herbst ruhig ein, sie erwacht fieberhaft im Frühjahr, und wenn der Winter diesem nicht zur Folie diente, würde man den Herbst höher stellen."

Indessen sind die eben besprochenen Abweichungen von der Mitteltemperatur nicht die größten und kleinsten, sondern die mittleren, also diejenigen, welche den Grundcharakter der Jahreszeiten bedingen. Faßt man die größten Abweichungen ins Auge, so ergeben sich diese gerade umgekehrt wie die mittleren für den Winter größer als für den Sommer; im Winter entfernt sich die Temperatur öfter und mehr von der Mitteltemperatur als im Sommer, die absoluten Schwankungen sind in demselben größer und zahlreicher. Außerdem ist im Winter eine Tendenz zu übermäßiger Erniedrigung, im Sommer zu ungewöhnlicher Erhöhung der Wärme nicht zu verkennen; die Temperatur erniedrigt sich im Winter mehr unter die mittlere Winterkälte, als sie sich über dieselbe erhebt, während sie im Sommer mehr über das Mittel hinaus, als unter dasselbe herabgeht. Dove hat diese Einzelgesetze aus vielen vieljährigen Thermometerbeobachtungen geschlossen, besonders aus der längsten überhaupt vorhandenen Beobachtungsperiode, aus den nahezu 150 Jahre umfassenden Temperaturaufzeichnungen von Berlin. Der Winter und der Sommer erheben sich hiernach über ihre mittlere Temperatur durchschnittlich um 4 Grade, der Winter geht durchschnittlich um 8 Grade unter dieselbe herab, während der Sommer nur 3 Grad unter sein Mittel herabsinkt. Starke Winterkälte ist also häufiger als kühle Sommer und große Sommerhitze häufiger als zu warme Winter. Doch kommt es öfter vor, daß die Wintermonate die mittlere Wintertemperatur überbieten, als die Sommermonate die mittlere Sommertemperatur; zu warme Wintermonate sind häufiger als zu warme Sommermonate.

Diese Betrachtungen zeigen uns die Wahrheit der Behauptung, daß auch die scheinbar bunte und wechselvolle Willkür des Wetters wie alle Naturerscheinungen aus einem Complex von Gesetzen besteht, und uns nur deshalb als Willkür erscheint, weil wir es großentheils noch nicht verstehen, den Complex aus einander zu wickeln, da derselbe vielfach wie ein Gordischer Knoten verwickelt ist, da die Grundzüge vielfach durch Nebeneinflüsse von großer Zahl verschleiert und daher versteckt sind, und das bloße Durchhauen des Knotens hier durchaus nicht genügt. Uebrigens ist der Einfluß von Nebenumständen auf Naturerscheinungen etwas sehr Gewöhnliches; so ist der freie Fall der Körper durchaus nicht eine so einfache Erscheinung, wie man aus den in der Schule gelernten Fallgesetzen schließen sollte; da tritt der Widerstand der Luft in der mannigfaltigsten Weise mit ins Spiel, und ändert die Fallgeschwindigkeit und den Fallraum je nach der Gestalt, der Größe, dem Gewichte des fallenden Körpers in der seltsamsten Weise, und bei genaueren Untersuchungen größerer Fallräume tritt auch noch dadurch eine Aenderung ein, daß während des Fallens die Schwerkraft durch die Annäherung zur Erde größer wird. Man kann aber bei Fallversuchen von diesen Einflüssen abstrahiren, indem man den Widerstand der Luft klein macht durch Benutzung sehr kleiner kugeliger und sehr schwerer Körper, und indem man die Körper langsamer und durch kleine Räume fallen läßt, und so war es dem Scharfsinne Galilei's durch wenige Versuche gelungen, die Grundgesetze des Falles zu erkennen. Die Grundgesetze des Wetters aber konnten erst durch Jahrhunderte lange Beobachtungen ans Licht gestellt werden, und erst nach ihrer Feststellung war es möglich, an einzelnen Orten die einzelnen Einflüsse auf die Grunderscheinungen, die Abweichungen von den Gesetzen, die aber ebenfalls wieder nach Gesetzen erfolgen, festzustellen; aber dies war nur da möglich, wo, wie für Berlin, Jahrhunderte lange Aufzeichnungen von meteorologischen Größen, Temperaturen, Barometerständen und dergleichen vorlagen. Für die meisten Orte der Erde ist dies aber nicht der Fall; daher kennt man die gesetzmäßigen Abweichungen von den Grundzügen der irdischen Meteoration nur für wenige Orte, und es ist die Aufgabe der jetzigen Meteorologie, diesen Einzeleinflüssen durch genaue Messungen nachzuspüren und hierdurch die Gesetze und Ursachen derselben zu erforschen. Für

die Erreichung der Ziele der Meteorologie sind also systematische Wetteraufzeichnungen an möglichst vielen Orten der Erde unumgänglich nöthig.

Aber leider werden systematische Wetterbeobachtungen bis jetzt nur in sehr wenigen Ländern der Erde und in diesen erst seit kurzer Zeit angestellt; weil Jedermann das Wetter beobachten kann, so kam Niemand auf den Einfall, für Wetterbeobachtungen eigene Leute aufzustellen, und weil manche Privatleute oder Gelehrte zu eigenem Vergnügen Wetteraufzeichnungen vornahmen, so kam es keiner Regierung in den Sinn, von Staatswegen das Wetter aufzeichnen zu lassen; und doch kann eine nach gemeinsamem Plane geordnete Sammlung von Wetteraufzeichnungen nur eine Sache des Staates sein, weil nur der Staat die Macht hat, Einigkeit zu befehlen, und weil nur der Staat die Mittel hat, die für die Einheit nothwendige Vielheit zu organisiren. So werden denn erst seit kurzer Zeit selbst in den civilisirten Ländern wohlgeordnete Wetterbeobachtungen auf meteorologischen Stationen angestellt und das Wetter in seinem ganzen Verlaufe und mit Messung aller seiner Größen getreulich aufgezeichnet. Aber diese Aufzeichnungen sind noch nicht zahlreich und eingehend genug; so hat Preußen auf Dove's Anregung zwar schon längere Zeit Wetterstationen errichtet, aber nur eine auf je 113 Quadratmeilen, während die kleine Schweiz für je 9 Quadratmeilen eine meteorologische Station errichtet hat, aber allerdings erst seit sechs Jahren. In dem außerpreußischen Deutschland sind in Folge der Kleinstaaterei die Stationen nicht nach einem einheitlichen Plane geordnet, so daß ein Eingreifen des Reiches auch in dieser Richtung zu wünschen ist. Faßt man diese wahrhaft kindliche Jugend der beobachtenden Meteorologie zusammen, so muß man sich füglich verwundern, daß man überhaupt schon so viel Gesetzmäßiges aus dem Bereiche des Wetters kennt. Dazu kommt noch, daß es bis jetzt noch keiner Regierung, keinem akademischen Senat in den Sinn gekommen ist, eigene Wetterbeamten anzustellen, welche die Beobachtung und Erforschung des Wetters sich zur Lebensaufgabe machen sollten, und daß keine Lehrstühle für Meteorologie existiren, wenn nicht ein genialer und energischer Mann wie Dove sich selbst einen solchen schafft. Die meisten Meteorologen sind Aerzte oder Lehrer der Physik oder der Astronomie, also Leute, die einen anderen, die ganze Lebenskraft absorbirenden Beruf haben und die Wetterbeobachtungen nur nebenher, im Vorbeigehen machen können, so daß für jeden Tag oft nur eine, höchstens aber einige Messungen vorliegen. Eine richtige, die Wetterwissenschaft fördernde Beobachtung müßte ununterbrochen geschehen.

In dieser Sachlage kommt wie gerufen eine Erfindung, die in dem letzten Jahrzehnt, man kann sagen gleichzeitig an verschiedenen Orten, durch das Bedürfniß erzwungen worden ist, nämlich der Meteorograph, eine Zusammenstellung selbstregistrirender Instrumente, d. i. solcher Apparate, welche ununterbrochen Tag und Nacht das Wetter in all seinen Eigenthümlichkeiten, der Art und Größe nach aufzeichnen, ohne daß ein Mensch dabei etwas zu thun hat, als eine Uhr aufzuziehen. „Von hoher Bedeutung", sagt Wild, der Physiker und Meteorologe von Bern, „sind die selbstregistrirenden Instrumente. So haben z. B. die selbstregistrirenden Wind- und Regenmesser unserer Sternwarte in den letzten zwei Jahren über die Wind- und Regenverhältnisse Berns viel vollständigere Aufschlüsse gegeben als zwanzigjährige in gewöhnlicher Weise angestellte Beobachtungen. Wir können demnach hoffen, in wenigen Jahren auch die Erforschung unseres Klimas zu einem gewissen Abschlusse gebracht zu haben."

Ein solcher Meteorograph zeichnet mit Bleistift auf eine Papiertafel die Wettererscheinungen auf; er zieht eine hin- und hergehende krumme Linie, deren Ein- und Ausbiegungen das Steigen und Fallen des Barometers von Zeittheilchen zu Zeittheilchen ununterbrochen angeben; er zeichnet eine zweite Curve, welche durch ihre Neigungen und Beugungen anzeigt, wie sich die Temperatur im Laufe eines Tages, wie jedes beliebigen Zeitraumes geändert hat, er zeichnet die Windrichtung und die Dauer dieser Richtung auf, er zieht von Stunde zu Stunde gerade Linien, deren Länge die Geschwindigkeit oder die Stärke des Windes erkennen läßt; er schreibt die Minute auf, wo Regen beginnt und Regen endigt, sowie die Menge des täglich, monat-

lich und jährlich niederfallenden Regens; ja er zieht sogar von Viertelstunde zu Viertelstunde gerade Linien, aus denen man die absolute und die relative Feuchtigkeit der Luft zu diesen Zeitpunkten und die Schwankungen derselben erkennen kann. Besonders lehrreich ist eine solche Maschine, wenn sie sämmtliche gleichzeitige Wettererscheinungen auf eine Tafel der Größe nach neben einander aufschreibt, weil hierdurch der Zusammenhang derselben, ihre Abhängigkeit von einander sofort in die Augen springt und daher die Ableitung von Gesetzen erleichtert wird. Dies ist der Fall bei dem Meteorographen von Pater Secchi, dem berühmten Astronomen des Collegium Romanum in Rom, und bei dem schweizerischen Meteorographen von Wild in Bern.

III.

Der Meteorograph.

„Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben."

An diese Stelle des historischen Briefes Wilhelm's des Siegreichen vom Schlachtfelde bei Sedan erinnert uns lebhaft der Meteorograph; denn unserem Kaiser zog in jenem denkwürdigen Augenblicke das Bild der glänzenden Festtage des Sommers 1867 durch die Seele, das Bild der Zusammenstellung aller Erzeugnisse der menschlichen Cultur in dem Rahmen französischer Grazie, welche in jenem Festsommer die ganze gebildete Welt zu bewunderndem Schauen herbeigezogen hatte, und deren Glanz seinen Brennpunkt in dem Besuche des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen fand, wodurch diese Herrscher Zeugen und Veranlasser des letzten Aufblitzens des Napoleonischen Sterns geworden waren. Und in jener unvergeßlichen Ausstellung bildete der Meteorograph Secchi's in der kirchenstaatlichen Abtheilung einen der meistbewunderten Anziehungspunkte, einen Gegenstand unauslöschlicher Neugierde, eine Art Weltwunder. Da gewahrte man in der zweiten römischen Galerie in sehr glücklich gewählter Stellung eine Maschine von etwa drei Meter Höhe, welche schon durch äußere Eleganz die Blicke auf sich zog (unsere Fig. 1 giebt eine totale Vorderansicht derselben), und welche stets von einem laut bewundernden Publicum umlagert war. Trat man näher, so sah man in der Mitte hinter einer prächtigen Krystallglasplatte eine Papiertafel, vor welcher allerlei Hebelwerke die seltsamsten Bewegungen machten und mittelst weicher Bleistifte geschwungene Linien oder kleine Striche auf das Papier zeichneten, jetzt einen Moment still hielten, dann rasch voran, langsam zurück, auf und ab gingen, kurz ein ungesehenes und unerklärliches Schreibebüreau bildeten; bei näherer Erkundigung erfuhr man, der brillant gearbeitete Apparat sei ein Meteorograph, er schreibe in einer allerdings dem Laien unverständlichen Schrift die Witterung auf nach allen ihren Beziehungen und in ununterbrochener Folge, so daß man nach Jahrhunderten z. B. nach lesen könne, welche Richtung nicht blos, sondern auch welche Stärke der Wind in jedem Momente des heutigen Tages gehabt habe, aber welche Temperatur in jedem beliebigen Augenblicke eines beliebigen vergangenen Tages am Beobachtungsorte gewesen sei.

Natürlich interessirte man sich sehr für den Erfinder des Apparates und erfuhr zu nicht geringer Verwunderung für Manche, der Erfinder sei ein Jesuit, sei ein Lehrer der Astronomie und der Physik am Collegium Romanum zu Rom, Namens Secchi, dem für diese Erfindung der große Preis der Exposition universelle und der Orden der Ehrenlegion zugedacht sei, und der sich durch die Erforschung des Wesens der Sonne und der Fixsterne unter den Astronomen und Physikern einen großen Namen gemacht habe. Mancher, der den Jesuiten nichts Gutes zutraute, schüttelte ungläubig den Kopf; wir behaupten nicht, daß in den nun folgenden Prioritätsstreitigkeiten ähnliche Gründe zu Zweifeln geführt haben mögen; denn ein Naturforscher mag wohl ein Gegner der Jesuiten jeder Confession sein, weil er die Verschärfung der confessionellen Gegensätze für das größte Uebel, ja sogar für das größte Verbrechen der Neuzeit halten mag, — nimmermehr aber wird ihm der durch die Naturwissenschaft in ihm erzeugte Wahrheitsdrang erlauben, einem Erfinder seine Prioritätskrone zu rauben; ja es war wohl gerade dieser

rücksichtslose Drang nach Wahrheit, der an Secchi's Verdienst einige nach unserer bescheidenen Ansicht unberechtigte Ausstellungen zu Wege brachte.

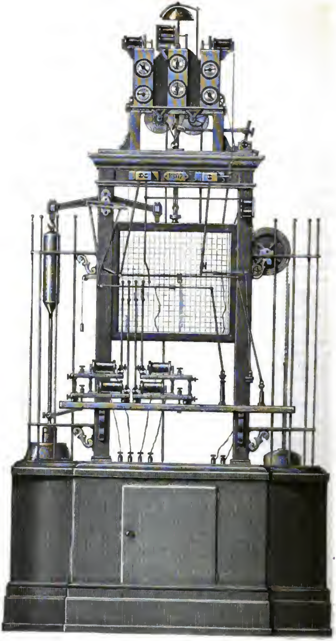
Die Idee einer selbstthätigen Wetteraufzeichnung, der Meteorographie, war nämlich schon früher aufgetaucht, und zwar ebenfalls in dem Geiste eines Mönches, des Augustiners Magellan (Joao Hyazinthe de Magelhaens), eines Urenkels des berühmten ersten Weltumseglers Magelhaens. Dieser Augustinermönch (geb. 1722 zu Lissabon, 1764 zum Protestantismus übergetreten und 1790 zu London gestorben), veröffentlichte 1782 in Rozier's Observations sur la physique einen Plan, alle meteorologischen Erscheinungen auf einem Blatte zu registriren durch die Beobachtungsinstrumente selbst; ja es stimmt sogar die Methode der Aufzeichnung für einige Instrumente mit Secchi's Apparaten überein. Allein die ganze Erfindung Magellan's war nur eine Phantasie, die selbst zu ihrer Zeit wenig Effect machte; denn in der 1802, also fast gleichzeitig erschienenen achtbändigen Geschichte der Naturlehre von Fischer, in der alle Erfindungen jener Zeit mit der Sorgfalt, die man immer der Gegenwart widmet, zusammengestellt und besprochen sind, geschieht des Meteorographen Magellan's keiner Erwähnung, obwohl andere viel unbedeutendere Productionen desselben Naturforschers dort breit aus einder gesetzt sind. Seitdem sind nahezu 100 Jahre verflossen, die Idee Magellan's war vollständig verschollen (svani, wie Secchi mit Recht sagt); in keinem Lehrbuche der Meteorologie oder der Physik, ja nicht einmal in einer Geschichte der Physik war dieselbe auch nur im entferntesten berührt; selbst in dem vorzüglichsten Nachschlagebuch für die Geschichte der Physik, in Poggendorff's biographisch-literarischem Handwörterbuche der Physik, ist zwar Magellan mit seinen übrigen Arbeiten erwähnt, aber des Meteorographen ist mit keinem Worte gedacht. Man muß daher, wenn Pater Secchi erklärt, daß ihm die Idee Magellan's unbekannt geblieben sei, aus Gründen sehr großer Wahrscheinlichkeit dieser Angabe Glauben schenken und sein Erfinderverdienst anerkennen. Wenn man jeder Phantasie über einen Gegenstand das Erfinderrecht zuschreiben wollte, so wäre es mit einer Geschichte der Wissenschaften vorbei; Erfinder ist derjenige, der die Erfindung zuerst ausführt und zum Gemeingut macht. Diese allgemeine Einführung ist sogar die Hauptsache, weil sonst die Erfindung werthlos wird; sonst könnte man mit viel größerem Rechte den Franzosen Ons-en-Bray oder den seligen Hofjuwelier Dinglinger aus Dresden als den Erfinder des Meteorographen geltend machen. Denn in den Mém. de l'Acad. roy. des sciences de Paris an 1734 findet man die Beschreibung eines selbstregistrirenden Anemometers von Ons-en-Bray, welches folgende Einrichtung hatte: „Eine mit einem Windrade versehene kleine Maschine läßt sich schon durch einen ganz mäßigen Wind in Bewegung bringen. Daher wird das Rad beim stärkeren Winde in einen schnelleren Umlauf kommen, als beim schwächeren. Nun ist Alles so eingerichtet, daß die Maschine vermittelst eines Zeigers die Anzahl der Umläufe angiebt. Folglich lassen sich hiernach die Veränderungen der Geschwindigkeit des Windes anzeigen. Sonst ist die Maschine aber sehr zusammengesetzt. Sie zeigt nicht allein die Aenderungen in der Geschwindigkeit und Richtung des Windes an, sondern bemerkt dies alles auch auf einem Papier in Abwesenheit des Beobachters. Mit derselben ist eine Uhr verbunden, und wenn Alles, nachdem die Uhr aufgezogen worden, gehörig eingerichtet ist, so sieht man nach 24 Stunden, was für Winde, und in welchen Stunden sie geweht haben, und wie sich ihre Geschwindigkeit geändert hat. Die ganze Maschine steht in einem Zimmer, und wird durch ein auf dem Dache befindliches Windrad in Bewegung gesetzt." Fischer's Geschichte der Naturlehre fügt dieser Beschreibung hinzu: „Es scheint indessen die Erfindung eines solchen Windmessers nicht ursprünglich französisch zu sein, da schon Leupold's im Jahre 1724 gedrucktes Werk eines ähnlichen Werkzeuges erwähnt, welches der Hofjuwelier Dinglinger in Dresden in seinem Hause habe errichten lassen."

Die Spectralanalyse wäre keine deutsche Erfindung mehr, wenn es gelänge, eine solche Auslegung des Erfinderrechts zur Geltung zu bringen; denn schon Angström, Stokes u. A. brachten in eine Spiritusflamme Natrium, betrachteten die gelbe Flamme mit Fernrohr und Prisma, und

nahmen so die Spectralstreifen des Natriums wahr, ja erkannten sogar schon, daß Linien des Sonnenspectrums mit jenen Linien übereinstimmen. Allein erst durch Bunsen und Kirchhoff wurde die Spectralanalyse Allgemeingut und die Grundlage neuer wissenschaftlicher und praktischer Methoden; daher werden Bunsen und Kirchhoff mit Recht von der ganzen Welt als Erfinder der Spectralanalyse genannt, und nur ein von Nationaleitelkeit geblendeter Engländer wollte jüngst ihre Erfinderkrone im Handumdrehen seinem Landsmanne Stokes aufsetzen, wurde aber von Zöllner nach Gebühr ganz gründlich zurechtgewiesen. Allerdings verführt die Vaterlandsliebe häufig fremde Naturforscher, das Verdienst ihrer Landsleute in einem günstigeren Lichte zu schauen, wie ja bei manchen fremden Völkern die Geschichtswissenschaft nur eine Magd im Dienste des Vaterlandes ist; allein es war seit Jahrhunderten der Stolz der deutschen Wissenschaft, so warm ihr Herz auch fürs Vaterland schlug, doch als höchste Richtschnur in der Arbeit, als überwindende Fahne im Kampfe nur das Banner der Wahrheit anzuerkennen, und dieser Fahne wollen wir treu bleiben, nicht die heißeste Liebe zum Vaterlande, nicht die frostigste Abneigung gegen die Jesuiten soll uns ihr entfremden. — Deßhalb muß auch hier noch hervorgehoben werden, daß der Director der Berner Sternwarte, Professor Wild, wohl angeregt, aber meist unabhängig von Secchi und fast gleichzeitig mit demselben ebenfalls einen Meteorographen hat bauen lassen und zwar von dem rühmlichst bekannten Telegrapheninspector Hasler in Bern; derselbe war ebenfalls in Paris 1867 ausgestellt, erregte aber weniger Aufsehen als der römische, weil er nicht in Thätigkeit war, weil er keine so günstige Ausstellung hatte und überhaupt viel bescheidener und compendiöser construirt war; dieser Apparat stimmt in manchen Beziehungen mit dem römischen überein, unterscheidet sich aber auch in vielen von demselben; so wird für die Aufzeichnung der Regenmenge ein Wasserrädchen, für die Registrirung der Luftfeuchtigkeit ein Haarhygrometer benutzt; die Linien, welche den Verlauf einer Wettererscheinung angeben, bestehen nach Hipp's Methode aus einzelnen Punkten und werden auf einen für ein ganzes Jahr bestimmten Bogen Papier ohne Ende aufgezeichnet, welcher sich durch ein Uhrwerk im Laufe der Zeit allmälig ab- und wieder aufrollt. Wild's Meteorograph wurde im Laufe der Jahre 1861 bis 64 allmälig zusammengestellt, während das erste Element von Secchi's Maschine, der Barograph, das selbstthätige Barometer nach Secchi's Schrift „Descrizione del meteorografo dell' osservatorio del collegio romano“ zum ersten Male am 16. Februar 1858 thätig war, und die erste Beschreibung des ganzen Meteorographen schon im Aprilheft der Memoiren des römischen Observatoriums 1859 zu lesen ist.

Es ist nun gewiß eine interessante Frage, wie denn durch einen Apparat Wettererscheinungen, z. B. die Temperatur, aufgezeichnet werden können; es wäre freilich ein Irrthum, wenn man sich vorstellen wollte, die Maschine schreibe die Anzahl der Wärmegrade in Ziffern auf, gebe z. B. an, daß am 10. März 1868 Morgens 8 Uhr 35 Minuten das Thermometer auf 12 Grad gestanden habe, ähnlich, wie eine Nummerirdruckmaschine auf Actien die laufenden Nummern druckt, oder wie eine Thomas'sche Rechenmaschine vielerlei Rechenexempel löst. Die Maschine schreibt keine Zahlen auf, sie zeichnet auf eine Papiertafel mit weichen Faberbleistiften (BBBBB) kleine gleiche oder ungleiche parallele Striche, welche zusammen geschlossene Figuren bilden, oder sie zieht mit ähnlichen Bleistiften geschwungene oder krumme Linien, Curven, deren Hin- und Herbiegungen die Größe der betreffenden Witterungserscheinungen erkennen lassen, kurz sie notirt das Wetter nicht arithmetisch, sondern graphisch, nach einer Methode, welche in allen exacten und technischen Wissenschaften schon seit geraumer Zeit mit dem größten Nutzen verwendet wird, schon manches Naturgesetz zu Tage gefördert hat und sogar für eine eigene Behandlungsweise statistischer Probleme in den Namen einer neuen Wissenschaft, der Graphostatik, eingedrungen ist. Wir wollen mit einigen Worten angeben, wie man aus den Windungen einer krummen Linie die verschiedenen Werthe einer veränderlichen Größe, z. B. des Barometerstandes zu erkennen vermag. Wie uns Fig. 2 zeigt, sind die Tafeln des Meteorographen mit wagrechten und senkrechten

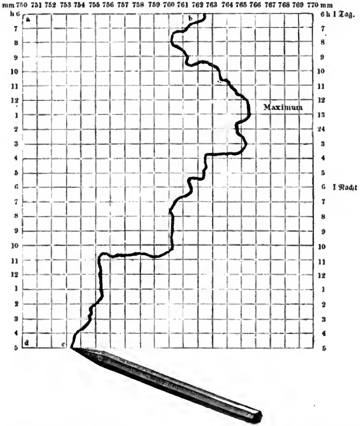
Fig. 1.



Secchi's Meteorograph.

graden Linien durchzogen, die ein quadratisches Netz bilden; die Tafeln werden von den Bleistiften berührt und durch das Uhrwerk auf dem Kopfe des Apparates langsam und vorsichtig in die Höhe gezogen; wären die Bleistifte ganz in Ruhe, so würden sie offenbar gerade verticale Linien gleichmäßig gehoben, so steht der Bleistift um 10 Uhr auf der Linie 10, um halb drei Uhr in der Mitte zwischen der Linie 2 und 3, wodurch man also zu jeder späteren Zeit erkennen kann, was von dem Bleistift zu diesen Zeiten aufgezeichnet worden ist. Wie demnach die wagerechten Linien

Fig. 2.



auf die Tafeln ziehen; da sie sich aber bald langsamer, bald schneller von links nach rechts und umgekehrt bewegen, so ziehen sie krumme Linien mit sanften oder steilen Aus- und Einbiegungen, welche allerdings, wie Fig. 2 zeigt, ebenfalls im Ganzen von oben nach unten verlaufen. Steht nun z. B. ein Bleistift Morgens um 6 Uhr bei der obersten wagerechten Linie 6 und Abends um 6 Uhr bei der mittleren Linie 6, und wird die Tafel während des Tages zur Erkennung der Wetterzeiten dienen, ebenso dienen die senkrechten Linien zur Erkennung der Wettergrößen; allerdings müssen die letzteren entsprechend gezogen sein, was nur durch Vergleichung der Bleistiftstellung mit der Stellung des zugehörigen, gewöhnlichen oder normalen meteorologischen Instrumentes möglich ist. Hat man z. B. an einem gewöhnlichen, genauen Barometer erkannt, daß zu einer bestimmten Zeit der Luftdruck 750 Millimeter be-

trägt, so zieht man durch den Punkt der Tafel, welchen der Barometerbleistift berührt, eine senkrechte Linie und schreibt an das obere Ende derselben 750 Millimeter; zu einer anderen Zeit, wo das gewöhnliche Barometer 770 Millimeter Luftdruck zeigt, hat auch, wie unsere gleich folgende Beschreibung zeigen wird, der Bleistift des Barographen eine andere Stellung weit rechts von der vorigen; durch den Berührungspunkt desselben wird ebenfalls eine senkrechte Linie gezogen und an den Kopf derselben wird die Zahl 770 Millimeter geschrieben. Den Zwischenraum der beiden Linien theilt man nun in 20 gleiche Theile, zieht durch die einzelnen Theilungspunkte ebenfalls senkrechte Linien und schreibt an dieselben die betreffenden fortlaufenden Zahlen. Findet man nun, daß die krumme Barometercurve die wagerechte Linie 10 zwischen den senkrechten Linien 763 und 764 schneidet, so war an diesem Tage um 10 Uhr der Luftdruck zwischen 763 und 764 Millimeter, und aus der Stelle, wo der Schnitt stattfindet, kann man noch Zehntel eines Millimeters ableiten und ablesen; wird die Linie 765 zwischen den wagerechten Linien 11 und 12 genau in der Mitte geschnitten, so war um halb zwölf der Luftdruck 765 Millimeter. In dieser Weise geschieht die graphische Aufzeichnung und Ablesung. Allerdings wird dabei vorausgesetzt, daß der Barometerstift bei 750 Millimeter und bei 770 Millimeter Luftdruck immer wieder bei denselben zuerst gezogenen Linien steht, sowie daß er seine Stellung ganz regelmäßig ändert und zwischen den zwei genannten Linien auch immer bei der Linie steht, welche den augenblicklich stattfindenden Barometerstand als Zahl am Kopfe trägt; allein dies ist die Aufgabe des Mechanismus, derselbe muß diese Bedingungen erfüllen, oder es müssen die Linien nach den Stellungen des Mechanismus anders gezogen sein. Auch kann der Mechanismus in Unordnung gerathen und wegen Reibung, verderblichen Lufteinflüssen &c. ungenau arbeiten; deßhalb müssen immer neben den Instrumenten des Meteorographen noch gewöhnliche meteorologische Instrumente auf der Station vorhanden sein und von Zeit zu Zeit mit den meteorographischen Angaben verglichen werden. Es sind daher die gewöhnlichen Instrumente neben dem Meteorographen nicht entbehrlich; doch ist es nicht nöthig, wie bisher, sie jeden Tag mehrere Male zu beobachten und ihre Angaben aufzuzeichnen, sondern es genügt eine von Zeit zu Zeit angestellte Vergleichung. Der Meteorograph ermöglicht aber nicht nur eine bedeutende Zeitersparniß, sondern er giebt auch noch den genauen Verlauf jeder Wettererscheinung an; so sehen wir z. B. aus Fig. 2, daß in der ersten Nacht Abends 6 Uhr das Barometer auf 761,5 stand, daß es alsdann ein wenig sank, von halb acht bis halb elf nahezu gleich hoch auf 760$^3/_4$ stehen blieb, dann einen fast plötzlichen starken Fall von nahezu 5 Millimeter erlitt, dann wieder 3 Stunden constant blieb und endlich bis zum Morgen um 5 Uhr noch bis auf 753$^3/_4$ Millimeter herabging; man kann also aus einer solchen Linie herauslesen, was man sonst nur finden könnte, wenn man ununterbrochen Tag und Nacht vor dem Barometer scharf beobachtend stehen bliebe und jeden Augenblick das Beobachtete aufzeichnen würde, eine Aufgabe, die wohl kein Mensch auch nur einen Tag lang leisten könnte. Außerdem ist leicht aus einer solchen Curve der höchste und der tiefste Stand, das Maximum und das Minimum einer Wettergröße, sowie der Augenblick dieses äußersten Standes abzulesen; so sehen wir aus Fig. 2, daß am ersten Tage zwischen 12 und 1 Uhr der Luftdruck das Maximum von 765,6 Millimeter erreicht hatte. Endlich ist man mittelst der graphischen Darstellung im Stande, leicht den mittleren Werth einer meteorologischen Größe zu finden und zwar mit nahezu absoluter Genauigkeit, während jede sporadische, wenn auch noch so regelmäßige Beobachtungsweise nur mit annähernder Wahrscheinlichkeit die Mittelwerthe berechnen läßt; und diese Mittelwerthe sind es ja, aus denen sich die Gesetze, wie auch die gesetzmäßigen Ausnahmen der Gesetze, und hierdurch die Ursachen der Wettererscheinungen ergeben. Diese Mittelwerthe kann man in verschiedener Weise finden. Man addirt möglichst viele Einzelwerthe und dividirt die Summe durch ihre Anzahl; oder man sucht z. B. den Inhalt der Figur abcd (siehe Fig. 2) mittelst eines P l a n i m e t e r s, d. i. eines Apparates, der den Inhalt einer Figur mechanisch, maschinenmäßig angiebt, wenn man den Stift dieses

Apparates über die Grenzen der Figur hinbewegt, und dividirt alsdann den so gefundenen Inhalt durch die Grundlinie ad derselben, so erhält man die durchschnittliche Höhe und dadurch auch den Mittelwerth aller Senkrechten zwischen ad und der Curve bc. — Von besonderem Werthe wird der Secchi'sche Apparat dadurch, daß sämmtliche Wettergrößen auf eine Tafel neben einander gezeichnet werden, wodurch der Zusammenhang derselben, die Abhängigkeit einer Erscheinung von der anderen ins Auge springt, und so manche Fingerzeige auf die gemeinschaftlichen Ursachen möglich werden.

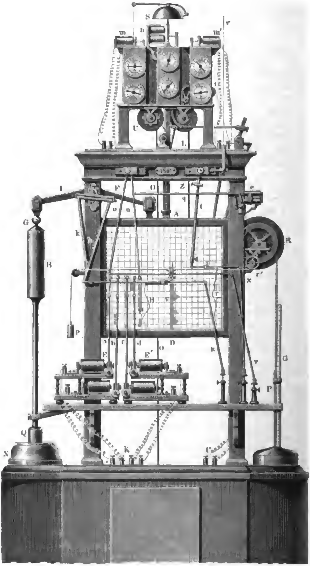
Der älteste, wichtigste, einfachste und doch interessanteste Theil des Meteorographen ist das selbstregistrirende Barometer oder der Barograph. Derselbe ist sowohl in der allgemeinen Ansicht, Fig. 1, deutlicher aber aus der Vorderansicht Fig. 3, links, sowie aus der Hinteransicht Fig. 7 rechts zu erkennen. Es ist das schon zwischen 1670 und 1680 von Samuel Morland erfundene Wagbarometer, mit welchem dieser vor König Karl II. von England experimentirte, das auch Magellan in seinem Meteorographen der Idee nach verwenden wollte, und welches von Pater Secchi neu ans Licht gezogen, von ihm, wie er sagt, von neuem und zwar in verbesserter Form erfunden wurde. Dasselbe heißt Wagbarometer, weil das Zu- und Abnehmen des Luftdruckes nicht aus dem Steigen und Fallen von Quecksilber, sondern aus dem Hin- und Herwiegen eines Wagbalkens IF, der in Secchi's Einrichtung stumpf knieförmig gebogen ist, erkannt wird. Diese schwingende Bewegung des Wagbalkens wird dadurch erzielt, daß das Barometerrohr BQ nicht, wie im gewöhnlichen Barometer an einem festen Gestelle befestigt ist, sondern beweglich an einem Ende des Wagbalkens hängt und durch ein Gegengewicht am anderen Ende desselben balancirt ist, welches Gegengewicht in der Figur durch die Papiertafel verdeckt wird. Uebrigens taucht das eiserne Barometerrohr BQ wie beim gewöhnlichen Gefäßbarometer in ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß X und enthält auch Quecksilber bis zu der dem Luftdrucke entsprechenden Höhe, und über demselben wie das gewöhnliche Barometer eine luftleere Kammer, die bekannte Torricelli'sche Leere. Beim Steigen des Luftdruckes nun senkt sich das Rohr BQ nach unten, und erhebt sich bei der Abnahme desselben wieder, wodurch die Schwingungen des Wagbalkens IF entstehen. Wir haben zunächst nachzuforschen, wodurch das Barometerrohr seine ab- und aufsteigende Bewegung erhält.

Der Luftdruck ist nicht bloß wirksam auf das Quecksilber im Gefäße X, sondern auch auf die obere Grundfläche G der luftleeren Kammer in B, weil über dieser Grundfläche die gewöhnliche Luft ruht, unter ihr aber ein luftleerer Raum ist, und weil demnach nicht wie in allen gewöhnlichen Fällen der Druck von oben durch einen gleichen Gegendruck von unten aufgehoben ist. Wenn der Luftdruck zunimmt, so wird folglich der Druck auf jene Grundfläche G und hiermit auf das ganze Rohr größer und bringt dasselbe zum Sinken. Diese Wirkung wird durch die Erweiterung der Kammer B in einer hier nicht näher zu erörternden Weise verstärkt, sowie auch dadurch, daß am unteren Ende des Barometerrohres eine weite Holzflantsche Q angebracht ist; wenn nämlich der Luftdruck steigt, so wird der Druck auf das Quecksilber im Gefäße X größer, wodurch mehr Quecksilber in die Röhre gepreßt wird und daher der Quecksilberspiegel im Gefäße X sinkt. Folglich taucht das untere Ende des Barometerrohres mit der Holzflantsche Q weniger tief ein. Bekanntlich verliert aber ein in Flüssigkeit getauchter Körper so viel von seinem Gewichte, als die verdrängte Flüssigkeit wiegt, und dieser Verlust ist hier bedeutend, weil wegen der Holzflantsche eine große Flüssigkeitsmenge verdrängt wird und weil die verdrängte Flüssigkeit, das Quecksilber, sehr schwer ist. Wenn nun die Holzflantsche, wie dies beim Steigen des Luftdruckes stattfindet, weniger tief eintaucht, so wird auch weniger Quecksilber verdrängt, der Gewichtsverlust des Rohres wird kleiner und daher das wirksame Restgewicht desselben größer. Bei der Steigerung des Luftdruckes erhält demnach das Rohr BQ aus zwei Gründen eine verstärkte Fallkraft, senkt sich mehr nach unten und zieht den Arm I des Wagbalkens nach; bei der Abnahme des Luftdruckes aber vermindern sich die das Rohr niederdrückenden Kräfte, und das Gegengewicht dreht dann den Wagbalken wieder zurück. Es handelt sich nun darum, aus diesen Wiegungen des Wag-

balkens, die in solcher Weise durch die Zu- und Abnahmen des Luftdruckes entstehen,

Zur Vergrößerung der Bewegung dient der lange dreieckige Hebel ghk; wenn auch

Fig. 3.



eine vergrößerte, wagrecht hin- und hergehende geradlinige Bewegung des Punktes zu gewinnen, in welchem der Barometerstift befestigt ist.

die Drehung der Achse des Wagbalkens noch so gering ist, so beschreibt das untere Ende jenes Hebels wegen dessen Länge doch einen großen Bogen, der, nach oben

geöffnet, sich im allgemeinen wagrecht hinzieht, aber eben durch die Bogenform doch ein verticales Bewegungselement enthält. Der Barometerstift darf aber nur wagrechte Bewegungen vollziehen, weil jede verticale Bewegung desselben die Zeit der Notirung verfälschen würde; folglich muß das verticale Element des Bogens eliminirt, es muß eine Geradführung, ein Mechanismus mit dem Hebel verbunden werden, der eine geradlinige wagrechte Bewegung des Befestigungspunktes des Stiftes ermöglicht. Diese Geradführung besteht höchst einfach aus einer aufrechten Gelenkstange z von gleicher Länge mit dem dreieckigen Hebel, welche sich um ihren unteren Endpunkt drehen und daher einen gleichen aber entgegengesetzt gerichteten Bogen wie das untere Ende des dreieckigen Hebels beschreiben kann. Dieses Ende und der obere Endpunkt der Gelenkstange z sind durch eine wagrechte Stange verbunden, in deren Mitte der Barometerstift befestigt ist. Beschreibt nun das untere Ende des Hebels einen gewissen Bogen von links nach rechts, so bewegt sich das obere Ende von z und so auch jeder Punkt der Stiftstange um gleich viel von links nach rechts; das verticale Element der Bogenbewegung ist aber für den Mittelpunkt der Stiftstange ganz eliminirt, da derselbe durch den dreieckigen Hebel immer um eben so viel gesenkt, als von der Gelenkstange z gehoben wird. Die Bewegung des im Mittelpunkte befestigten Schreibstiftes ist folglich eine rein horizontale, gewöhnlich nur eine sehr langsame und höchst selten einmal ruckweise. Da sich unter dem langsam seitwärts gehenden Stifte die Tafel A langsam hebt, so beschreibt der Stift die Luftdruckcurve H, aus deren Neigungen und Beugungen die Barometerstände nach der angegebenen Weise erkannt werden.

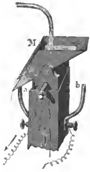
Einer fast gleichen Einfachheit wie der Barograph erfreut sich der **Thermograph**, das selbstregistrirende Thermometer, das ebenfalls eine krumme Linie, die Temperaturcurve T, auf die Netztafel zeichnet. Die Einrichtung desselben rührt von dem österreichischen Physiker und Astronomen Kreil her und ist in fast gleicher Weise in Wien und Kremsmünster ausgeführt. Da das steigende und fallende Quecksilber eines gewöhnlichen Thermometers unmöglich die nöthige bewegende Kraft aufbringen kann, so wird die bekanntlich unüberwindlich große Kraft verwendet, mit welcher ein fester Körper, insbesondere ein Metall, bei der Erwärmung sich ausdehnt und bei der Abkühlung sich wieder zusammenzieht. Heilt man ja doch die Risse und Sprünge von Thürmen, indem man einen heißen Ring fest um einen solchen Thurm verschraubt und verankert, und dann durch die unüberwindliche Gewalt der mit der Abkühlung verbundenen Zusammenziehung die aus einander gewichenen Theile wieder einander nähert, warum sollte man nicht in ähnlicher Weise durch Abkühlung und Erwärmung einen Bleistift bewegen können. Draußen in freier Luft, an einer nördlichen Wand des Observatoriums ist ein siebzehn Meter langer Kupferdraht in einem halben Meter Entfernung von der Wand unten an einem starken eisernen Kloben befestigt und oben an einem federnden Winkelhebel; wenn der Draht sich durch Abkühlung der Luft zusammenzieht, so wird der Winkelhebel gegen seine Federkraft gedreht, während er bei der Ausdehnung des Drathes durch Erwärmung sich durch seine eigene Federkraft nach entgegengesetzter Richtung dreht. Diese Drehung wird wieder in eine hin- und hergehende Bewegung eines Stiftes verwandelt. Von dem anderen Arme des Winkelhebels geht ein eiserner Drath in das Observatorium herein und setzt einen zweiten Winkelhebel in Bewegung und durch diesen einen vertical zum Meteorographen herabsteigenden Draht v (siehe Fig. 3 oben rechts), der mittelst eines dritten Winkelhebels die Stange t in eine um ihr oberes Ende stattfindende drehende Bewegung versetzt, die wegen der Länge dieser Stange am unteren Ende von beträchtlicher Größe ist. Der Bogen, welchen dieses Ende beschreibt, wird durch eine der obigen ganz gleiche Geradführung x in eine geradlinige wagrechte Bewegung des Stiftes s verwandelt, der so die Temperaturcurve T beschreibt.

Wie empfindlich solche Einrichtungen sind, beweist die Thatsache, daß selbst eine Wolke, die vor der Sonne vorübergeht, schon einen Eindruck, eine kleine Zuckung, einen Zahn in der Temperaturcurve hervorbringt, vorausgesetzt, daß ein kleiner Theil des eisernen Leitungsdrahtes, der von dem ersten zum zweiten Winkelhebel geht, von der Sonne beschienen ist. Secchi hat daher in der

Holzhülle, die diesen Eisendraht bedeckt, eine kleine Lücke angebracht, auf welche die Sonne scheinen kann, und erhält hierdurch in den Zacken der Temperaturcurve ein Bild von dem Zustande des Himmels, erkennt aus dem Verlauf der Temperaturcurve, ob der Himmel heiter war, ob und wann an diesem blauen Gewölbe eine oder mehrere Wolken vorbeigegangen sind, oder ob der Himmel von zahlreichen Wolken oder einer Wolkendecke eingehüllt erschien.

Der Udograph oder Apparat zum Aufschreiben der Höhe des gefallenen Regens fehlt darin gegen die allgemeine Regel und den so nützlichen Vorzug des Secchi'schen Meteorographen, daß er seine Notizen nicht auf die gemeinschaftliche Tafel schreibt, sondern auf ein eigenes auf die eine Front der Rolle R (s. Fig. 3 rechts und Fig. 7 links) befestigtes Blatt; auch ist das Erkennen der Regenmenge nicht so einfach wie das Ablesen des Luftdruckes und der Wärmegrade. Das bewegende Element ist das alte Ombrometer, ein weites unten auf der dem Quecksilbergefäß entgegengesetzten Seite angebrachtes Wassergefäß, welchem das Regenwasser aus einem doppelt so weiten Auffanggefäße zugeführt wird und in welchem daher das Steigen des Wassers viermal größer ist als das Steigen der wirklichen Regenmenge, so daß hierdurch der von der Wasserfläche getragene weite hohle Schwimmer schon bei geringer Regenmenge eine größere Erhebung erfährt. Von diesem Schwimmer läuft eine Kette über die Rolle R zu einem Gegengewichte, welche, da das Gewicht des Schwimmers und das Gegengewicht sie hinreichend spannen, die Rolle bei jedem Steigen des Schwimmers dreht. Von dem Mittelpunkte der Rolle geht nun, durch das gemeinsame Uhrwerk geführt, ein Stift nach dem Umfange hin, zeichnet also bei trockenem Wetter einen Radius, da in solchem Falle die Rolle sich nicht dreht; bei Regenwetter aber dreht sich die Rolle nach der Stärke des Regenfalles mehr oder weniger rasch, wodurch der Stift in einer gegen den Radius schiefen Richtung nach dem Umfange hin geführt wird. Die Stärke dieser schiefen Abweichung vom Radius läßt die Regenmenge erkennen, während die Gestalt der ganzen vom Radius abweichenden Linie auch durch ihre Krümmungen die einzelnen stärkeren oder schwächeren Phasen des Regenfalles deutlich macht. — Doch zeichnet der Meteorograph nicht blos die Regenmenge, sondern auch die Regendauer, den Augenblick des Beginnens und des Aufhörens der Erscheinung, auf, und hier tritt uns zum ersten Male die so fruchtbare Verwendung des elektrischen Stromes, in der Gestalt des Elektromagnetismus, dem Telegraphen analog, entgegen, nach der Idee, daß der Regen einen Strom schließt und öffnet, und daß diese Abwechslung den Anker eines elektromagnetischen Hufeisens, wie bei dem Morse'schen Telegraphen in eine hin- und hergehende Bewegung versetzt, die zur Registrirung benutzt wird.

Fig. 4.



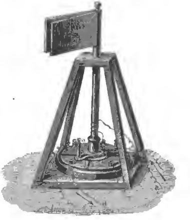
Der schwingende Nachen.

Bei dem Schweizer und dem Pariser Meteorographen ist ein kleines Wasserrädchen unter einem Dache angebracht, an einer Stelle, die rasch Regen sammelt und solchen auf das Rädchen leitet, das durch seine Umdrehungen den elektrischen Strom schließt und öffnet. Bei dem römischen Meteorographen ist der schwingende Nachen (Fig. 4) verwendet worden, der aus einem kleinen um eine Schwerpunktsachse leicht drehbaren, in der Mitte durch eine Wand in zwei Hälften getheilten Gefäße M besteht, zu dessen Achse der positive Poldraht des galvanischen Stromes geht, während der negative, in zwei Zweige getheilt, zu den Bügeln a und b geführt wird. Wenn es nicht regnet, schwebt der Nachen in seiner mittleren Lage frei, berührt keinen der beiden Bügel a und b, und der elektrische Strom ist sonach nicht geschlossen. Sowie aber Regen auf die eine Seite des Nachens

fällt, sinkt dieselbe durch ihre Schwere herab, berührt den Bügel a, wodurch sofort der Strom geschlossen ist; denn er geht jetzt von dem positiven Poldraht durch die Achse auf das Gefäß und von da durch den Bügel a zu dem negativen Poldraht. In diesem Moment fließt das Wasser aus der niedergefallenen Nachenseite heraus, während die andere unter die Ausflußröhre getreten ist, Wasser empfängt, schwerer wird und dadurch sinkt. Für die allerdings kurze Dauer dieser Bewegung wird der Strom geöffnet, aber sogleich durch die Berührung der rechten Nachenseite mit dem Bügel b wieder geschlossen; so schließt und öffnet der Regen den Strom und macht hierdurch das Hufeisen e (Fig. 3 rechts über der Regenrolle) jeden Augenblick zu einem Magnet und nimmt ihm den Magnetismus wieder, um solchen, fort und fort unterbrochen, immer neu zu erzeugen. Jedesmal nun, wenn das Hufeisen e ein Magnet wird, zieht es den links vor ihm liegenden Anker an und zieht dadurch auch die Stange q und mit dieser den Hebel u nach rechts, dessen unteres Ende wegen seiner Länge, trotz der Kleinheit der Ankerbewegung, doch einen merklichen Weg beschreibt und mittelst des hier befindlichen Stiftes einen kleinen wagerechten Strich auf die Tafel zeichnet. Jedesmal, wenn der Strom unterbrochen wird, zieht das Hufeisen den Anker nicht mehr an, läßt also einer Feder die Kraft, den Anker, die Stange q, den Hebel u und den Regenstift wieder in die ursprüngliche Lage zurückzuführen. Da aber dieses Schließen und Oeffnen sich während der ganzen Regendauer wiederholt, so zeichnet der Regenstift immer neue kleine Striche unter die vorigen, weil sich die Tafel fortwährend hebt und daher bei jedem Rucke des Stiftes eine tiefere Stelle der Tafel unter den Stift kommt. So entsteht eine kleine Strichsäule P, deren oberes Ende die Zeit des Regenanfanges und deren Fuß die Zeit des Aufhörens angiebt, während aus der Länge der Säule die Dauer des Regens leicht abgelesen werden kann.

Auch in dem Anemograph, dem Apparat zur Aufzeichnung der Windrichtung, spielt der elektrische Strom eine Hauptrolle, während der Wind selbst nur die Aufgabe hat, Ströme zu öffnen und zu schließen. Dies geschieht mittelst der Wetterfahne von Du Moncel (Fig. 5). Die Stange der Fahne ist mit dem negativen Poldraht a verbunden; der positive Poldraht dagegen verzweigt sich in vier Drähte, von denen jeder um eines der vier Hufeisen E und E' geht, welche im Fuße des Meteorographen (Figur 3) aufgestellt sind, und von da zu der Grundplatte O der Wetterfahne hinaufsteigt (Figur 5). Dieselbe ist in vier Sectoren getheilt, welche durch Ebenholz von einander getrennt und isolirt sind, und welche genau nach den vier Weltgegenden hinliegen. Von

Fig. 5.



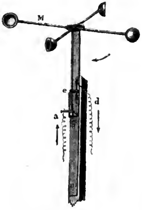
Die Fahne von Du Moncel.

der Stange der Wetterfahne geht eine Feder aus, welche der Fahne parallel ist und auf der Grundplatte schleift. Wenn nun z. B. Ostwind weht, so nimmt die Fahne eine bestimmte Stellung an und mit ihr die Feder; sie schleift auf dem für den Ostwind bestimmten Sector und schließt daher den Strom in dem Draht, der um das dem Ostwind gewidmete Hufeisen geht. Dieses Hufeisen E wird hierdurch ein Magnet und zieht seinen Anker und die mit diesem verbundene Stange a mit einem kleinen Ruck nach links, so daß der an dieser Stange befestigte Stift einen kleinen Strich auf die Tafel zeichnet. Nun ist aber die Einrichtung des Elektromagneten E so getroffen, daß der positive Strom zuerst an einen Schraubenstift gelangt, der den Anker berührt, und von diesem Anker erst um das Hufeisen; folglich wird der

Strom unterbrochen, sowie er durch seine Schließung das Hufeisen in einen Magnet verwandelt und hierdurch den Strich auf der Tafel hervorbringt, weil in diesem Augenblicke der angezogene Anker den Stift nicht mehr berührt. In dem Moment, der einen Strich entstehen sieht, verliert das Hufeisen seinen Magnetismus, und sein Anker wird sammt der betreffenden Stiftstange a von einer Feder zurückgezogen. Gerade diese Bewegung indeß bringt den Anker wieder in Berührung mit dem Schraubenstifte, schließt den Strom, erzeugt abermals Magnetismus und hierdurch wieder den entgegengesetzten Ruck des Ankers und mit diesem einen zweiten Strich unter dem ersten, weil sich während dessen die Tafel gehoben hat. Dieses Anziehen des Ankers und seiner Stiftstange und hiermit das Stricheln, das hierdurch hervorgebrachte Oeffnen des Stromes und die Rückkehr des Ankers wiederholen sich in dieser Weise so lange an demselben Hufeisen, so lange die Feder der Wetterfahne auf demselben Sector streift, so lange derselbe Wind weht. Es entsteht also eine Strichsäule, welche nicht blos die Dauer des Windes, sondern auch den Zeitpunkt seines Anfanges und Endes ablesen läßt. Weht ein anderer Wind, so wird ein anderes der vier Hufeisen in Thätigkeit versetzt, und ein anderer der vier Stifthebel a, b, c, d beginnt das Stricheln; weht aber ein Zwischenwind, so befindet sich die Feder abwechselnd auf verschiedenen Sectoren, es entstehen verschiedene kleine Strichsäulen, aus deren Stellung, Häufigkeit und Größe die Windrichtung leicht zu erkennen ist.

Als Anemometer, d. h. zum Messen und Aufzeichnen der Windstärke oder Windgeschwindigkeit wird Robinson's Schalenkreuz verwendet (s. Fig. 6). Dasselbe besteht aus vier hohlen Halbkugeln von Messingblech, welche an einer möglichst freien und hohen Stelle an den Enden eines horizontalen Stabkreuzes M so angebracht sind, daß sich ihre Höhlungen nach allen vier Weltgegenden öffnen, und daß das Ganze um eine durch den Kreuzungspunkt gehende verticale Achse sich drehen kann. Am besten ist, wie am römischen Observatorium, das Kreuz auf der Spitze eines Thurmes drehbar aufgestellt und wird dann von jedem Winde gedreht, und zwar um so schneller, je stärker der Wind weht; nach vielfältigen Beobachtungen ist bei einer guten Construction die Geschwindigkeit des Windes dreimal größer als die der Schalen. Die Geschwindigkeit der Schalen aber kennt man, wenn die Zahl ihrer Umdrehungen in einer Minute oder in einer Stunde bekannt ist. Die Zahl der Umdrehungen nun ist an einem elektrischen Zählwerk abzulesen, wird aber auch graphisch registrirt. Der eine Poldraht a einer elektrischen Batterie geht an die Achse des Kreuzes, der andere d zu einer neben derselben sitzenden Feder, welche bei jeder

Fig. 6.



Robinson's Schalenkreuz.

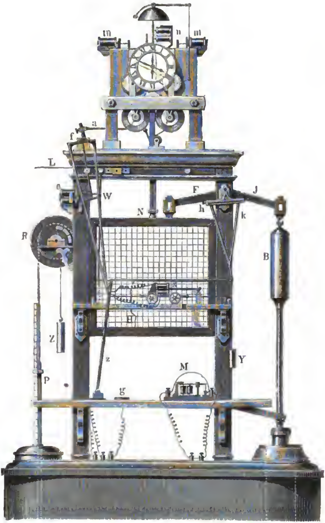
Umdrehung einmal eine hervorragende Nase der Achse berührt und so den Strom während jeder Umdrehung einmal für einen kurzen Moment schließt. Nun geht der erste Poldraht a, ehe er zu dem Schalenkreuz gelangt, um ein auf dem Castell des Meteorographen befestigtes Hufeisen n und macht dieses bei jeder Umdrehung des Schalenkreuzes einmal zu einem Magnet, so daß dessen Anker während jeder Rotation einmal angezogen und nach dem sogleich erfolgenden Oeffnen des Stromes durch eine Feder wieder zurückgeführt wird. Diese hin- und hergehende Bewegung des Ankers bildet aber den Regulator des unter dem Hufeisen befindlichen Uhrwerkes, sie vertritt die Stelle des Pendels oder der Unruhe; folglich zählt das Uhrwerk nicht die Minuten und Secunden, sondern die Zahl der Rotationen des Schalenkreu-

zes, die hiernach leicht aus der Stellung der Zeiger abzulesen ist.

Indessen wird die Windstärke auch graphisch notirt. Eine Walze des Uhrwerkes

Der Stift wird, durch die Geradführung der zwei Hebel o und y und ihrer wagerechten Verbindungsstange gezwungen, eine gerade Linie zu beschreiben, die nur dadurch

Fig. 7.



Rückansicht des Secchi'schen Meteorographen mit dem Psychrograph.

wickelt nämlich bei seiner Drehung eine Schnur ab, welche über die zwei Rollen r (Fig. 3 rechts oben) und r' (rechts unter der Regenrolle) zu dem Stifte i hinläuft und von dem Gegengewichte p gespannt ist.

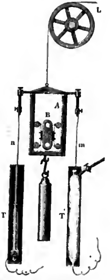
etwas schief wird, daß die wagerechte Bewegung eine Stunde dauert, während welcher Zeit sich die Tafel etwas hebt. Nach jeder Stunde wird nämlich die Walze, welche die Schnur abwickelt, für einen

Augenblick aus dem Uhrwerk herausgeschaltet und demnach der Stift i durch das Gegengewicht p in seine ursprüngliche Lage zurückgeführt, wodurch er etwas unter den Anfang der vorigen Linie gelangt und in der folgenden Stunde eine neue schiefe Gerade zeichnet. Da die Schnurwalze sich um so schneller dreht, je mehr Rotationen das Schalenkreuz zurücklegt, je schneller also der Wind weht, so werden auch die schiefen stündlich gezeichneten Geraden um so länger, je größer die Windstärke ist; es ist daher möglich, aus der Länge der einzelnen Geraden der Linienfigur V den stündlichen Weg und hieraus die Geschwindigkeit eines Windes zu berechnen; doch können auch die Windwege in kleineren Zeiten in Betracht gezogen werden.

Am meisten verwickelt, aber auch am meisten interessant und sinnreich ist die Notirung der Feuchtigkeit der Luft, der Psychrograph. Bekanntlich ist das einfachste und genaueste gewöhnliche Instrument zum Messen der Luftfeuchtigkeit das August'sche Psychrometer; dasselbe besteht aus einem gewöhnlichen unbenetzten (trockenen) Quecksilberthermometer, das die Temperatur der Luft angiebt, und aus einem zweiten (feuchten) Quecksilberthermometer, dessen unterer Theil mit stets feuchtgehaltenem Musselin umwunden ist. Die Flüssigkeit im Musselin verdampft um so rascher, je trockener die Luft ist, verbraucht also auch in demselben Maße mehr Wärme, um zu verdunsten, und erniedrigt daher die Temperatur des feuchten Thermometers in verstärktem Maße. Es steht demnach das feuchte Thermometer um so mehr unter dem trockenen, je geringer die Feuchtigkeit der Luft ist; man erkennt und berechnet daher den Feuchtigkeitsgrad der Luft aus der Differenz zwischen dem feuchten und dem trockenen Thermometer. Diese Idee wird nun auch von Secchi zur graphischen Darstellung der Feuchtigkeit der Luft verwendet. Der Psychrograph ist an der Hinterfront (s. Fig. 7) des Meteorographen angebracht, an welcher übrigens auch der Barograph und der Udograph sichtbar sind, und auf deren Tafel, die sich nicht wie die Vordertafel in zwei, sondern in 10 Tagen hebt, auch noch die Luftdruckcurve H aufgezeichnet wird, außer den zwei psychrometrischen Curven (auf der Tafel rechts unten), welche indeß nicht blos die beiden Temperaturen des trockenen und des feuchten Thermometers, sondern auch in den sie bildenden wagerechten Linien die thermometrischen Differenzen enthalten. Um diese Differenz der beiden Thermometer aufzeichnen zu können, sind dieselben nicht wie gewöhnlich oben zugeschmolzen, sondern offene Röhren, so daß, wie Fig. 8 zeigt, zwei Platindrähte n und m durch Nachlassen der Schnur L in dieselben eingesenkt werden können, bis sie das Quecksilber berühren, und zwar geleitet durch den Schlitten AB und herabgezogen durch das an demselben hängende Gewicht; n taucht in das trockene Thermometer T und m in das feuchte T', das letztere gewöhnlich erst später als das erstere, weil das Quecksilber in demselben gewöhnlich tiefer als in jenem steht. Dieses Nachlassen der Schnur L und das Eintauchen der Drähte findet jede Viertelstunde statt; denn nach Ablauf eines jeden solchen Zeitabschnittes drückt eine excentrische Scheibe des Uhrwerks auf dem Castell des Meteorographen (Fig. 7) auf den Hebel a, der durch sein Senken seine Achse und den auf derselben sitzenden großen dreiseitigen Hebel W dreht, und daher diesen und die daran befestigte Schnur L nach links bewegt. Durch diese Linksbewegung wird auch das Wägelchen X nach links gefahren und mit demselben ein darauf befindlicher Morse'scher Telegraph, ein mit Draht umwundenes Hufeisen mit Anker, dessen Hebel einen in der Figur sichtbaren Stift trägt, der aber in der Ruhestellung des Telegraphen die Schreibtafel nicht berührt. Der Draht dieses Hufeisens aber kommt nicht direct von dem positiven Pole der Batterie, sondern geht von diesem zuerst über den Schraubenstift und den Anker des im Fuße des Meteorographen aufgestellten Relais M, dann auf den Morse'schen Telegraph, und von hier an die Kugel des trockenen Thermometers T (Fig. 8), in welche er eingeschmolzen ist und das Quecksilber berührt; der negative Poldraht derselben Batterie aber ist mit der Platinsonde n desselben Thermometers verbunden, so daß der Strom des Morse'schen Telegraphen erst geschlossen ist, wenn diese Sonde in das Quecksilber taucht, vorausgesetzt, daß Anker und Schraube des Relais M einander berühren. Für das nasse Thermometer ist eine zweite Batterie vorhanden, deren positiver Poldraht zuerst

um das Hufeisen des Relais M und dann zu der Kugel dieses feuchten Thermometers geführt ist, während der negative Poldraht mit der Platinsonde m dieses zweiten Thermometers verbunden ist; demnach ist die zweite, die Relaisbatterie erst geschlossen, wenn der Platindraht in das Quecksilber des feuchten Thermometers eintaucht, was gewöhnlich später stattfindet als das Eintauchen des ersten Platindrahtes, und somit auch später als das Schließen der ersten, der Morse-Batterie.

Fig. 8.



Secchi's Sonden-Psychrometer.

Die Thätigkeit des Psychrographen ist demnach folgende:

Wenn nach Ablauf einer Viertelstunde der große dreieckige Hebel W und mit ihm zugleich das Wägelchen X nach links gedreht werden, und wenn infolge dessen die Platinsonde n das Quecksilber des trockenen Thermometers T berührt, so ist der Strom der Morse-Batterie geschlossen, weil der Anker des Relais M noch nicht von seinem Schraubenstifte getrennt ist. Das Morse'sche Hufeisen wird ein Magnet, zieht seinen Anker und dessen Hebel an und drückt dadurch den Schreibstift auf die Tafel; da sich während dessen das Wägelchen immer weiter und zwar durch eine Geradführung geradlinig nach links dreht, so beschreibt der Schreibstift eine gerade Linie.

Der Anfang dieser Linie liegt um so weiter rechts, je eher der Strom geschlossen, je höher also das Quecksilber im trockenen Thermometer steht; folglich geben die rechts gelegenen Anfangspunkte der geraden Linien die Temperaturen des trockenen Thermometers, der Luft, an. Jede Linie wird so lange weiter gezogen, als der Strom des Morse geschlossen ist; dieser aber wird geöffnet, sowie die Platinsonde m des nassen Thermometers eintaucht. Denn hierdurch wird der Strom der zweiten, der Relaisbatterie geschlossen, der Anker des Relais wird nach dem Hufeisen desselben hin- und daher von dem Schraubenstifte weggezogen; demnach ist jetzt die Berührung von Anker und Stift, die Voraussetzung des Schlusses des Morse-Stromes aufgehoben, der Morsestrom ist geöffnet, der Anker des Telegraphen wird zurückgezogen, die gerade Bleistiftlinie ist zu Ende. Der Endpunkt derselben fällt also mit dem Eintauchen der feuchten Platinsonde zusammen, während der Anfangspunkt mit dem Eintauchen der trockenen Sonde gezeichnet wird; folglich giebt die Länge der Linie die psychrometrische Differenz an, vorausgesetzt, daß man einmal den Zusammenhang einer solchen Linie mit dieser Differenz bestimmt hat, und aus dieser psychrometrischen Differenz berechnet man aufs genaueste den Feuchtigkeitsgrad der Luft.

Außerdem ist ein solcher Psychrograph auch der zuverlässigste Wetterprophet für die nächsten Stunden. Sind die Linien sehr kurz und in der Abnahme begriffen, so ist die Luft nahezu mit Dampf gesättigt und wird immer feuchter; von einer Sonntagsnachmittagspartie von mehreren Stunden ist dann abzurathen. Sind aber die Linien lang und in der Zunahme begriffen, so ist die Luft sehr trocken und wird noch immer trockener, man kann sich kühn für einen halben Tag in die Waldeinsamkeit tauchen und sich die Stunden durch schöne Erinnerungen vergolden, was freilich nicht Jeder versteht.



Ein denkwürdiges Jahr meines Lebens.

Von

Paul Werner.

Im April 1849 traf mich, nachdem ich ununterbrochen drei Jahre bei der Festungs-Artillerie in Magdeburg gestanden hatte, eine Versetzungsordre nach der deutschen Bundesfestung Luxemburg.

Dieselbe kam mir in jeder Weise gelegen, denn einestheils hatte ich schon lange gewünscht, einmal nach dem äußersten Westen unseres Vaterlandes verschlagen zu werden, um die Bekanntschaft unserer transrheinischen Länder zu machen, anderentheils war mir Magdeburg durch eine kürzlich gemachte bittere Herzenserfahrung verleidet.

So warf ich denn allen unnützen Ballast, welcher sich nach mehrjährigem Aufenthalt an einem Orte anzusammeln pflegt, über Bord, ordnete meine Habseligkeiten und verließ in Begleitung meines alten Johann, dieses Erbstücks aus dem theuren Elternhause, mit erleichtert aufathmendem Herzen die Elbfeste, deren kaufmännisches Treiben sich so wenig mit den einengenden Wällen und Gräben verträgt.

Da die Eisenbahn nur bis zum Rhein führte und ich noch eine große Strecke per Post zurückzulegen hatte, so langte ich erst am Nachmittag des dritten Tages in meinem neuen Bestimmungsorte an.

Auf der Höhe von Fetschenhof, beim Fort du Moulin, präsentirte er sich mir zuerst und ich begriff das Staunen, mit welchem Goethe schon vor einem halben Jahrhundert diese großartigen Anlagen von Natur und Kunst betrachtete.

Mächtige Festungswerke umgeben das auf drei Seiten in tiefe Gründe schroff abfallende Felsplateau, auf welchem, einem Adlerneste gleich, die Oberstadt Luxemburg liegt.

Nur einen Moment jedoch war es mir vergönnt, das pittoreske Bild in mich aufzunehmen, denn die Chaussee macht hier eine scharfe Biegung, der alte Postwagen kehrte der Stadt die Rückseite zu und fuhr hinab in ein tiefes Thal, in welchem die Unterstädte Grund, Clausen und Pfaffenthal gelegen sind, mit ihren Kirchen und Klöstern, ihren großen Casernen und kleinen Proletarierhäusern, zwischen denen die Alzette sich mit ihrem trüben, lehmigen Wasser hindurchwindet.

Im Sommer versiegt nahezu das Flüßchen, während es im Frühjahr oft mit reißender Mächtigkeit schwillt und die Unterstädte überfluthet. Wir fuhren über die Brücke und am jenseitigen Ufer den steilen Schloßberg hinan, welcher, aus einem einzigen ausgehöhlten Felsen bestehend, in sei-

nem Innern weite casemattenartige Räume enthält.

Als wir in die finsteren, tunnelartigen Thore einfuhren, fiel mir über den Portalen derselben das schwarz-roth-goldene alte Reichswappen auf. Man sah an seinem schmucken Glanz, daß es, ebenso wie die deutschen Farben des Brückengeländers, neu angestrichen und vergoldet sei, und wirklich erfuhr ich später, daß der letzte Ingenieur vom Platz, Oberst R., dieses Verschönerungswerk habe ausführen lassen. Es sollte ihm theuer zu stehen kommen! Das Auffrischen der damals sehr mißliebigen Farben rief Verdächtigungen hervor, welche den Abschied des tüchtigen Mannes zur Folge hatten.

Die Straßen der Oberstadt mit den sauberen Häusern und eleganten Läden machten einen freundlichen Eindruck; erhöht wurde derselbe durch das rege Leben und Treiben auf denselben, das die Vorbereitung zu einer öffentlichen Festlichkeit bekundete. Guirlanden wurden an den Häusern befestigt, Tannenbäume vor denselben eingerammt. Auf mein Befragen belehrte mich der Postconducteur auf dem Cabrioletsitz neben mir, daß am folgenden Tage die große Procession zu Ehren der Mutter Gottes, der Schutzheiligen Luxemburgs, stattfinde.

„Sie werden," fügte er hinzu, „Mühe haben, noch ein Unterkommen zu finden, denn die Bewohner des halben Großherzogthums überfüllen bereits die Stadt."

Seine Besorgniß war begründet. Der Wirth des Hotel de Cologne, wo die Post ausspannt, zuckte die Achseln und bedauerte, meinem Verlangen nach einem Nachtquartier nicht entsprechen zu können, da sämmtliche Logirzimmer bereits besetzt seien. Schon wollte ich, gefolgt von dem mit meinem Gepäck beladenen Johann, abziehen, um mein Heil anderwärts, mit voraussichtlich eben so geringem Erfolge, zu versuchen, als eine wohlgenährte weibliche Gestalt dazwischentrat.

Es war die noch ziemlich jugendliche Wirthin, in deren rothbäckigem Gesicht sich ein menschliches Rühren zeigte und die sich freundlicherweise erbot, mir einen kleinen Salon, den sie eigentlich für sich und die Ihrigen reservirt habe, abzutreten, vorausgesetzt, daß ich ihr die Verfügung über zwei der Fenster während des Passirens der Procession gestatten wolle.

Mit größter Bereitwilligkeit leistete ich dieses Versprechen und der comfortable kleine Salon wurde bezogen. Froh, eine Stätte gefunden zu haben, um mein Haupt niederzulegen, machte ich mich auf den Weg, um dem gestrengen Herrn Festungscommandanten meine dienstliche Meldung abzustatten.

* * *

Hell und golden strahlte am folgenden Morgen die Sonne auf die geschmückte Stadt und hinein in die fast bis zum Fußboden hinabgehenden Fenster meines Zimmers. Es war mir wie ein freundlicher Willkommgruß, ein glückverkündendes Zeichen!

Ich öffnete ein Fenster und schaute hinab auf die trotz der frühen Morgenstunde von promenirenden Menschen belebten Straßen.

Es ist das eine Liebhaberei von mir, welche in diesem Orte, wie ich bald zu bemerken Gelegenheit hatte, von vielen Kameraden getheilt wird. Aus allen gegenüberliegenden Fenstern sah ich Offiziere im Morgencostüm herausliegen, Cigarren oder lange Pfeifen im Munde und von oben nach unten, oder von Seite zu Seite, ganz ungenirt laute Zwiesprache haltend.

Diese Entdeckung brachte mich zu dem unerfreulichen Schluß, daß es mir in der kleinen Stadt, mit der großen Garnison, sehr schwer werden würde, ein stilles abgeschlossenes Daheim zu finden, das mir, trotz meines Junggesellenstandes, so sehr Bedürfniß ist.

Etwas herabgestimmt durch den Gedanken, hier vielleicht jahrelang wie in einer großen Caserne existiren zu sollen, zog ich mich vom Fenster zurück, warf mich in mein militärisches Ehrenkleid, um die nöthigen Meldungen abzumachen und mich in der Stadt zu orientiren.

Nach der Recognoscirung der Stadt bestieg ich den Hauptwall, um von einer Bastion aus einen Ueberblick über die nächste Umgegend zu gewinnen, wobei mir die Terrainkenntniß eines alten Wallmeisters zu statten kam.

Ueber die wellige Hochebene hinschauend, welche sich nach Frankreichs nur zwei Meilen entfernter Grenze hinzieht, bemerkte ich, daß schwere, dunkle Wolken sich am

Horizonte zu thürmen begannen und auch die Schwüle der Luft stellte ein Gewitter in Aussicht.

Ich sprach diese Besorgniß gegen meine Wirthin aus, welche ich bei meiner Rückkehr in meinem Zimmer fand, beschäftigt, eine vom jenseitigen Hause herübergezogene Guirlande am Mittelfenster des Salons zu befestigen, und meinte, alle diese schönen Vorbereitungen würden nutzlos gemacht und die Procession durch das aller Wahrscheinlichkeit nach um Mittag über der Stadt stehende Unwetter verhindert werden.

Die Dame beklagte meine bedrohliche Prophezeihung, belehrte mich aber, daß von einem Aufgeben oder Aufschieben der Procession nicht die Rede sein könne, da die Allerseligste Jungfrau, trotz ihrer himmlischen Güte, in diesem Stücke durchaus keinen Spaß verstehe und streng darauf halte, daß an diesem Tage ihr heiliges Gnadenbild in der Stadt herumgeführt werde.

„Nur einmal,“ setzte sie hinzu, „vor vielen Jahren, aber meine Mutter selig hat es noch erlebt und uns Kindern oft erzählt, hat der Herr Vicar, auf Drängen der Bevölkerung, bei einem furchtbaren Unwetter die Procession vertagt, da aber ist die Heilige, nachdem sie den ganzen Tag vergebens gewartet, mutterseelenallein in der Nacht durch die Straßen der Stadt gewandelt und am andern Tage, als die Leute zur ersten Messe kamen, stand sie auf ihrem Postament über dem Altar, die Atlasschuhe vom Regen durchweicht, das schöne Sammetkleid von oben bis unten mit Koth bespritzt.“

Ich traute meinen Ohren nicht und blickte verwundert auf die Sprechende, unterdrückte aber ein Lächeln, das sich mir auf die Lippen drängen wollte, um die mir so gefällige Frau Wirthin in ihrem ernsthaften Glauben nicht zu verletzen. Ich hatte bisher nur in protestantischen Umgebungen gelebt, zuletzt unter der auf der Bahn religiösen Fortschritts stark voranschreitenden Bevölkerung Magdeburgs; unwillkürlich gedachte ich der die freieste Auffassung des Christenthums athmenden Predigten Uhlich's, gedachte der Strauß'schen Schriften, welche ich kürzlich mit hohem Interesse gelesen, und in denen ich, wennschon Manches darin mich zurückstieß, doch die Vorzeichen einer neuen Zeit zu erkennen geglaubt.

Die ewigen Wahrheiten des Christenthums schienen mir in einer neuen reformatorischen Wandlung begriffen zu sein, und nun hier diese eisenfesten, urkindlichen katholischen Anschauungen!

Die Stimme meiner Wirthin, welche mich aufforderte, einmal zu schauen, wie schön die Neuthorstraße aussehe, weckte mich aus meinen Betrachtungen. Ich folgte ihrer Weisung, und während mein Geist noch den Sieg der Wissenschaft über allen Wahn zu schauen glaubte, tanzten vor meinen leiblichen Augen, von dem das Herannahen des Gewitters verkündenden Sturme gerüttelt, die blumenbekränzten Schilder, auf welchen in goldenen Lettern alle die verschiedenen Titel und Würden aufgezeichnet standen, mit denen die Bewohner der Neuthorstraße die heilige Jungfrau begrüßten. Um Mittag stand das Gewitter dicht über der Stadt, entlud sich mit großer Heftigkeit, ging aber schnell vorüber, und als Kanonenschläge und Glockengeläute den Abgang der Procession verkündeten, kamen die weißen Steine des Pflasters bereits wieder zum Vorschein. Mägde mit großen Körben voll Blumen traten aus allen Häusern heraus, den Pfad der heiligen Frau von Luxemburg zu bestreuen.

Sie hatte aus ihrer reichen Garderobe das schöne ihr vom Kaiser Napoleon verehrte goldgestickte Sammetkleid angethan und trug eine juwelenfunkelnde Krone auf dem Haupte.

Anfangs August.

Drei Monate sind seit jenem ersten in Luxemburg verlebten Tage verflossen; ich bin im ganzen Großherzogthum orientirt, da ich jede freie Zeit, welche mein Dienst mir übrig ließ, benutzt habe, um das Ländchen kennen zu lernen.

Es bietet mehr, als ich erwartet hatte: schön bewaldete Höhenzüge, liebliche Thäler, deren Stille nur dann und wann durch die klappernden Räder einer Papier-, Tuch-, Eisen- oder Porcellanfabrik unterbrochen wird, romantische Burgruinen, auf einzelnen waldbewachsenen Bergen liegend, um welche sich Flecken und Dörfer anmuthig gruppiren.

Bei den Bewohnern dieser letzteren fand ich wenig Sinn für die landschaftliche

Schönheit ihres Landes. Desto mehr wußten sie den schweren, prächtigen Weizenboden, der ihnen ihr seines weißes Brot gewährt, und das schöne Buchenholz, das ihnen aus den großen Gemeindewaldungen das Brennmaterial unentgeltlich liefert, zu schätzen.

Niemals bei meinen Wanderungen begegnete ich Gruppen fröhlich singender, von der Arbeit heimkehrender oder spazierender junger Leute, und selten, wenn ich Sonntags die Dörfer durchwanderte, erklang aus dem Wirthshause muntre Tanzmusik. Alles sitzt in der Weinstube dicht gedrängt an den langen Tischen, ihre Schoppen vor sich; die Männer in blauen Blousen, die Mützen auf dem Kopfe, die kurze Thonpfeife im Munde, die Frauen in großen steifen Hauben, welche das unfrisirte, meist auch ungekämmte Haar bergen, im heißesten Sommer dicke wollene Halstücher in grellen Farben um die breiten kastenartigen Taillen gesteckt, und grobe wollene Strümpfe in plumpen Schuhen an den Füßen.

Eben so voll, wie am Sonntag Nachmittag die Wirthshäuser, sind am Morgen die Kirchen; kein Landmann wird es versäumen, eine Messe zu hören, und wenn die Kirche die Andächtigen nicht faßt, liegen sie in großer Zahl vor den offenen Kirchthüren auf den Knien.

Das ganze Festleben des Landvolkes dreht sich um die Kirche; Kirchweihen, Wallfahrten und Processionen bilden die Hauptereignisse des Jahres.

Der sehr dürftige Schulunterricht der männlichen und weiblichen Jugend liegt fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit. Mit knapper Noth wird ein wenig Lesen und Schreiben beigebracht, so daß das Volk selten Neigung verspürt, ein anderes Buch, außer dem Gebetbuch, in die Hand zu nehmen.

In den Städten, namentlich in der Hauptstadt, ist es mit dem Schulunterricht besser bestellt. Die höheren Bürgerschulen sollen leidlich, das Athenäum eine vortreffliche Anstalt sein; aber diese Schulen sind doch nur für die höheren Klassen der Gesellschaft, und von dem gründlichen Unterricht, der bei uns bis in die tiefsten Schichten des Volkes hinabreicht, ist hier keine Rede.

Der ursprüngliche Charakter der Bevölkerung von Stadt und Land ist ein rein deutscher, aber sie hat durch die Nachbarschaft von Frankreich und Belgien und die vielfachen Beziehungen zu diesen Ländern manches Fremdartige in sich aufgenommen. Wie ihre Sprache, ein schlechter plattdeutscher Jargon, mit französischen Ausdrücken vermischt ist, so haben auch in ihrem Leben französische Sitten sich eingebürgert, wenigstens was das äußere Gebahren betrifft, denn im Grunde sind die Luxemburger, weit entfernt von französischer Leichtfertigkeit, eine durchaus sittliche Bevölkerung, namentlich in dem mittleren Bürger- und Bauernstande, und ihr Familienleben ist ein durchaus achtungswerthes.

Die Luxemburger Bürgermädchen sind der Ehe mit einem preußischen Offizier nicht abhold und werfen gern ihre Netze nach denselben aus.

Nun mir wird das nicht passiren und wenn ich mir nicht, so wie so, als ein verbranntes Kind, das das Feuer scheut, vorgenommen hätte, allen Damenumgang zu meiden, so würde doch schwerlich eine dieser starkknochigen Luxemburger Schönen, mit ihren großen rothbäckigen Gesichtern, der schon in der Jugend bemerkbaren Anlage zum Embonpoint und der kräftigen Derbheit ihrer Ausdrucksweise, im Stande sein, mich anzuziehen.

Nichts ist mir am Weibe verhaßter als Massenhaftigkeit, je zarter ihre Erscheinung ist, um so mehr zieht sie mich an, vielleicht gerade des Contrastes wegen, denn ich selbst kann mich allerdings zierlicher Formen nicht rühmen und mein massiver, hünenartiger Körperbau würde kein Modell zu einem Apollo abgeben. Waren doch diese breiten ungelenken Schultern der Grund zu der höhnischen Zurückweisung meines warmen Herzens!

Nichts mehr davon!

Ich habe bis jetzt noch im Hotel gewohnt bei der Päonie von Wirthin, die vor etlichen Jahren ein schlankes Mädchen mit dem Beinamen „das Röschen von Luxemburg" gewesen sein soll. Endlich ist es aber den unermüdlichen Nachforschungen meines treuen Johann gelungen, eine mir zusagende Wohnung zu finden, die Beletage eines kleinen, mitten im Garten gelegenen, freundlichen Hauses am Wall, mit einer weiten Aussicht darüber hinaus.

Das Haus gehört einer Wittwe Clement, welche es früher allein bewohnte. Da der Mann jedoch die Familie in drückenden Verhältnissen zurückgelassen, hat sie sich mit ihren drei Töchtern auf das untere Stockwerk beschränkt, um mit dem Miethzinse und der Arbeit ihrer fleißigen Hände ihr mehr als bescheidenes Einkommen zu erhöhen.

Die letzte kürzlich verstorbene Bewohnerin meiner Etage war eine alte Jungfer von zweiundachtzig Jahren gewesen, und ich sah es der Wittwe an, als ich mich als Abmiether präsentirte, daß eine weibliche Inwohnerin ihr in ihrem ruhigen Hause lieber gewesen wäre.

Ein ernster forschender Blick überflog mich, doch muß die Prüfung zu Gunsten meiner Solidität ausgefallen sein, denn ihre Miene wurde freundlicher, sie zeigte mir die Wohnung und wir waren bald Handels einig.

Den 18. August.

Seit zwei Wochen bin ich nun schon im Wittwenhause am Wall und habe mir mein Daheim, so viel es einem Junggesellen möglich ist, behaglich gemacht.

Meine Bücherkisten sind angekommen und die alten Freunde blicken mich so vertraut von den Wänden herab an, daß ich denke, sie werden mir zur Ausfüllung meiner Abende im kommenden Winter vollkommen genügen.

Der Tag bringt mich ohnehin genug mit Menschen in Berührung, auch bedarf ich einsamer Stunden, wenn mein Entwurf zu einer „Geschichte der Artillerie“ zur endlichen Ausführung kommen soll.

Dies Contobuch der etwaigen Erfahrungen und Erlebnisse, während meines hiesigen Aufenthalts, wird darüber nicht vernachlässigt werden.

Den 10. September.

Wir haben jetzt Kirchweih, welche nebst der Marienprocession das Hauptereigniß im Leben des Luxemburger Bürgers zu bilden scheint.

Auf einem Stoppelfelde, jenseit des äußern Glacis, ist ein Jahrmarkt aufgebaut, die sogenannte Schoberfuhr, zu welchem Gauklerbanden aus Deutschland, Frankreich und den Niederlanden sich zahlreich eingestellt haben.

Es werden gute Geschäfte gemacht; an schönen Nachmittagen kann man halb Luxemburg, Vornehm und Gering, auf dem Jahrmarkt treffen.

Als ich heute hinauskam, fiel mir ein großer in die Erde gepflanzter, mit Seife beschmierter Mastbaum auf. An seiner blumengeschmückten Spitze hingen verschiedene vom König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg ausgesetzte Gewinne, nach denen die jungen Burschen in die Höhe klommen.

Eine dichtgedrängte Menschenmenge umstand die Stange und jedesmal, wenn ein beinah am Ziele angelangter Kämpe mit großer Schnelligkeit wieder hinabrutschte, erhob sich wieherndes Gelächter.

Weiter die Bretterstadt durchwandelnd, wurde ich an jeder Bude durch marktschreierische Ausrufer in deutscher und französischer Sprache zum Eintritt aufgefordert und gelangte endlich an eine etwas eleganter ausgestattete Bude, auf deren Aushängeschilde die ganze Leidensgeschichte des Heilands abgebildet war.

Es waren Passionsspiele, die darin aufgeführt wurden. Da eben eine Vorstellung beginnen sollte, schloß ich mich der massenhaft hineinströmenden Menge an.

Wie bald aber bereute ich diesen Entschluß.

Das darstellbar Heiligste wurde durch die widerlichste Gemeinheit profanirt; nie werde ich das Gesicht des Mannes vergessen, welcher, schmerzvoll die Augen verdrehend, den göttlichen Dulder darstellte.

Empört verließ ich in der Zwischenpause, welche Jongleurs und Kraftmenschen durch ihre Productionen ausfüllten, die Bude. Unbegreiflich war es mir, daß das Publicum diese ekelhafte Entwürdigung des Heiligen durchaus erbaulich zu finden schien, noch unbegreiflicher, daß die katholische Geistlichkeit diesen Unfug nicht nur dulden, sondern sogar unterstützt und es gern sehen soll, wenn diese Passionsbuden vorzugsweise besucht sind.

Als ich, mich der Stadt nähernd, das äußere Glacis überschritt, auf welchem an dem heutigen Haupttage ein großer Viehmarkt abgehalten wurde, blieb ich mehrmals stehen, gefesselt durch den Anblick der mächtigen Pferde mit den starken Croupen und Mähnen, der Hengste in ihrer ungebändigten Kraft.

Welche prächtige Streitrosse für geharnischte Ritter aus alter Zeit würden diese Ardenner Pferde abgeben! Zu Reitpferden für unsere jetzige Generation sind sie jedoch untauglich, da ihnen alle Gelenkigkeit und Leichtigkeit der Bewegung fehlt. Gute Zugpferde für unsere Artillerie aber würden wir darunter finden. Nahe am Thore traf ich mit meiner Wirthsfamilie zusammen, schloß mich ihr an und konnte, am Hause angekommen, der Frau Clement freundliche Aufforderung, den Thee mit ihnen zu trinken, nicht wohl ablehnen. Auch bereute ich es nicht, der Abend verfloß gemüthlich und es waren gute Menschen, die ich näher kennen lernte.

Madame Clement scheint eine Frau zu sein, die Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hat.

Ein feines Empfinden zeigte sich besonders in einem vorzugsweise liebevollen Wesen gegen ihre zweite Tochter, ein kränkliches verwachsenes Mädchen, welche sich trotz ihrer Deformität durchaus nicht gedrückt zu fühlen scheint und eine so freundlich entgegenkommende Art hat, daß wir bald gute Freunde wurden.

Zurückhaltender war die älteste Tochter Sophie.

Hochgewachsen, mit regelmäßigen Gesichtszügen, soll sie eine gefeierte Schönheit der Luxemburger Bälle gewesen sein, ehe mit ihres Vaters Tode der vereinsamende Glückswechsel eintrat.

Aber „tempi passati". Sie ist mindestens dreißig Jahre alt und der Fehler der Luxemburger Schönen, ihre Neigung zum Embonpoint, tritt bereits deutlich hervor.

Eine gewisse Herbheit und Gereiztheit, von der die anderen Mitglieder der Familie keine Spur haben, hat, wie man sagt, in bittern Enttäuschungen nach des Vaters Tode ihren Grund.

Von der jüngsten der Töchter, einem kaum achtzehnjährigen Mädchen, welches eben aus der Pension zurückgekehrt ist, kann ich weiter nichts sagen, als daß sie ein schönes jungfräuliches Bild ist. Sie saß den ganzen Abend unbeweglich, ohne sich mit einem Worte an der Unterhaltung zu betheiligen.

Etwas in ihren Zügen frappirte mich, eine Aehnlichkeit mit Jemand, den ich früher gesehen haben mußte. Als ich darüber nachsann, war's abermals ein Bild an das sie mich erinnerte, ein Bild, welches vor Jahren in einer Londoner Gemäldegalerie großen Eindruck auf mich gemacht und mich sogar zu einem poetischen Erguß begeistert hatte.

Es war ein Bild der Ophelia, aber nicht der wahnsinnigen, verzweifelnden, sondern der kindlichen Ophelia, wie sie mit niedergeschlagenen Augen, in holdester Einfachheit und Unschuld vor ihrem hofmännischen Vater steht, und dieser ihr das Geheimniß von Hamlet's Liebe ablockt; der eigenen scheint sie sich noch kaum bewußt zu sein.

Die Aehnlichkeit trat um so deutlicher hervor, da Fanny, so hörte ich die Mutter sie nennen, das Haar, wie auf dem Bilde, in etwas phantastischer Weise in schweren Locken herabwallend trägt.

Montag, den 20. September.

Als ich gestern Nachmittag durch den Garten ging, bemerkte ich die verwachsene Anna einsam mit einem Buche in der Laube sitzend. Ich setzte mich neben sie und sprach meine Verwunderung aus, sie so ganz allein zu finden.

„Haben Sie noch nicht bemerkt," entgegnete Anna, „daß das mein Schicksal an allen Sonntagnachmittagen ist? Mutter und Schwestern sind dann regelmäßig bei unserer alten Tante."

„Aber aus welchem Grunde begleiten Sie die Ihrigen nicht zu derselben?"

„Aus dem sehr einfachen," entgegnete sie lächelnd, „weil die Tante mich nicht leiden mag. Der Anblick meiner Mißgestalt ist ihr zuwider."

„Sie sprechen so ruhig und ohne alle Bitterkeit von dem kleinen Mangel Ihrer äußeren Erscheinung," konnte ich mich nicht enthalten ihr zu erwiedern, „wie ich es bei einem jungen Mädchen nicht für möglich gehalten habe. Machen Ihnen denn die auferlegten Entbehrungen keinen Kummer?"

„O nicht den geringsten," entgegnete sie mit einem freundlichen Ausblick ihrer schönen blauen Augen. „Habe ich zum Ersatz doch Vortheile die Menge! Gleich von den nächstliegenden zu reden, die Dispensation von den entsetzlichen Sontags-Kaffees bei der Tante und die Freiheit, im gemüthlichen tête à tête mit einem jungen Manne, der mir sehr wohlgefällt, hier in der Laube zu sitzen, was ich mir doch nicht erlauben

dürfte, wenn ich wäre wie andere Mädchen."

Ich beugte mich nieder zu dem kleinen Wesen und küßte ihr die feine Hand, welcher Beweis von Achtung sie sehr zu erfreuen schien.

Lächelnd blickte sie mich an und sagte: „Fangen auch Sie schon an, mich zu verziehen, wie alle Welt es thut, das heißt die Mama und die Schwestern, welche ja meine Welt sind und die förmlich darin wetteifern. Ich glaube übrigens, ich war nicht streng bei der Wahrheit, als ich Ihnen sagte, daß mein Gebrechen mir nie Kummer gemacht habe, denn allerdings hat es eine Zeit gegeben, als wir noch viel mit der Welt verkehrten und Sophie so schlank und schön und gefeiert neben mir stand und — selbst der Vater sich meiner zu schämen schien, wo ich Neid und manche böse Regung niederkämpfen mußte. Dann aber kam das Unglück und an Stelle des Vergnügens trat Arbeit, unausgesetzte Arbeit. Wir empfanden sie als einen Segen, denn sie half uns über die bittern Erfahrungen hinweg, welche in jener Zeit, besonders Sophie, hart getroffen haben.

„Jetzt ist das alles überwunden und in vollkommener Zufriedenheit, getheilt zwischen Fleiß und Muße, vergehen unsere Tage, mit Ausnahme der Sonntage, an denen die Mutter und die Schwestern die bösen Launen der Tante über sich ergehen lassen müssen, was für Sophie, mit ihrem reizbaren Temperament, eine ganz besondere Qual ist."

„Werden Sie es nicht unbescheiden finden," sprach ich nach einer Pause, „wenn ich frage, wer eigentlich diese tyrannische Tante ist und weßhalb ihre Familie so viel Rücksichten für diese, wie mir scheint, wenig liebenswürdige Dame nimmt?"

„Warum?" versetzte Anna, „ei nun, erstens weil es die Wittwe des Bürgermeisters Gläser ist, welcher ein rechter Onkel der Mutter war, und zweitens, weil sie eine steinalte und steinreiche Frau ist. Freilich auch steinhart.

„Jetzt von wahrhaft gespenstischem Aussehen, groß und hager, mit scharfen Gesichtszügen, aus denen die schwarzen Augen gleich denen eines Raubvogels hervorblitzen, ist es kaum zu glauben, daß sie in ihrer Jugend, zum bösen Verhängniß des armen Onkels, verführerisch schön gewesen sein soll.

„Er hat sie Ende des vorigen Jahrhunderts in Paris kennen gelernt, wo sie in der Revolutionszeit eine böse Rolle gespielt und in öffentlichen Vorstellungen, an Stelle des abgesetzten Herrgotts, die Göttin der Vernunft dargestellt hat.

„Dieser Rolle getreu heirathete sie, ohne Liebe für ihn zu empfinden, den vermögenden Mann, der durch seine Stellung als Oberbürgermeister von Luxemburg ihr eine geachtete Stellung gab, verscherzte dieselbe aber bald durch ihre offen zur Schau getragene Mißachtung der Religion. Sie spottete der Geistlichkeit, setzte nie einen Fuß in Kirche und Beichtstuhl und würde in unserer streng katholischen Stadt ganz verloren gewesen sein, wenn die gute Mama nicht zu ihr gehalten hätte. Sie that es ihrem Onkel zu Liebe, der ihr in ihrer Kindheit fast Vater gewesen war, setzte sich aber freilich dadurch allen möglichen Anfeindungen aus.

„Auch als der Onkel starb, hat sie der Wittwe treu zur Seite gestanden. Diese lohnte es ihr aber schlecht genug und hat uns in den großen Bedrängnissen, welche uns nach des Vaters Tode trafen, ohne Unterstützung gelassen.

„Da die Güte meiner Mutter aber niemals zu ermüden ist, so hat sie auch, als kurz darauf die Tante von einer ansteckenden Krankheit ergriffen wurde und Niemand sich zu ihrer Wartung finden wollte, die Kranke mit Aufopferung aller ihrer Kräfte Tag und Nacht gepflegt.

„Das hat denn aber doch wirklich das harte Herz der Tante erweicht. Wenn sie auch während ihres Lebens sich nicht von ihrem Mammon trennen mochte, so machte sie doch nach jener Krankheit ein Testament, welches die Mutter und Cousine Marie zu Universalerben ihres bedeutenden Vermögens einsetzt. Es liegt versiegelt im Secretär der Tante und ist unsere Zukunft dadurch vollkommen gesichert.

„Mir selbst liegt wenig daran, ich bin bedürfnißlos und das einzig Begehrenswerthe aus dem Nachlaß der Tante ist mir ein freundliches weinumranktes Haus, mitten in einem mehrere Morgen großen Garten.

„Das Grundstück stammt noch von unserem Urgroßvater her, der den Garten angelegt und die köstlichen Obstbäume darin selbst gepflanzt hat.

„Nach dem Tode der Tante gedenken wir mit den Kindern der Cousine Marie in das Gartenhaus zu ziehen, denn die arme Marie selbst wird wohl eher ins Grab sinken als die aus zäherem Stoff geformte alte Frau."

„Und wer ist diese von Ihnen mehrfach erwähnte Cousine Marie?"

„Cousine Marie ist einfach in allem das Gegentheil der Tante Gläser.

„Ein weichherziges, zartes Wesen, eine arme Taube, deren Schwingen das Schicksal gelähmt hat; sie hatte keine Widerstandskraft gegen dasselbe.

„Die schöne aber kränkliche Tochter einer vermögenslosen uns nahe verwandten Wittwe, hatte sie nach jahrelangem treuen Harren einen jungen preußischen Hauptmann von Bergau geheirathet.

„Der Mann vergötterte sein liebevolles, sanftes junges Weib und trug es auf den Händen.

„Drei Jahre war sie unsagbar glücklich, die blasse Blume erblühte einer Rose gleich in der Sonne der Liebe.

„Da befiel den Gatten ein acuter Rheumatismus, der ihn in kurzer Zeit dahinraffte. Der Schmerz der Armen war verzweiflungsvoll.

„Monate lang saß sie in einer Ecke des verdunkelten Zimmers und konnte keinen Lichtstrahl mehr sehen. Nacht war's in ihrem Herzen und Nacht sollte es um sie her sein.

„Unsere Fanny, damals noch ein halbes Kind, war die Einzige, welche sie um sich leiden mochte; wir haben die Geduld derselben bewundert, denn halbe Tage lang konnte sie, ohne eine Wort zu sprechen, den Arm um die Cousine geschlungen, fast regungslos in dem dunkeln Zimmer sitzen.

„Endlich gelang es der Mama durch ernste Mahnung an ihre Mutterpflichten, die Erstarrung zu lösen und sie dem Leben wieder zu gewinnen, einem resignirten Leben der Pflicht.

„Sie zog nach Diekirch und lebt dort in dem billigen Städtchen still und zurückgezogen, allsonntäglich, dem Befehle der Tante zufolge, sich hier einfindend."

Der Name von Bergau hatte mich frappirt. Ich suchte in meinen Erinnerungen und entsann mich eines Knaben dieses Namens, mit welchem ich eine kurze Zeit im Cadettencorps zusammengelebt, und mit dem ich einigermaßen befreundet gewesen war.

Auf mein Befragen nach den näheren Verhältnissen des Herrn von Bergau, kam ich zu der Ueberzeugung, daß es derselbe Jugendgenosse gewesen sein müsse. Ich äußerte es gegen Anna und sie rief hoch erfreut: „Wie wird sich Marie darüber freuen, die einzig und allein in den Erinnerungen an den Verstorbenen lebt!"

Allmälig war unter diesen Gesprächen die Dämmerung eingebrochen und die Schatten des Abends begannen, sich über den Garten zu lagern, als die Familie von ihrem Nachmittagsbesuche heimkehrte, in ihrer Begleitung Frau von Bergau, welche mit unsicherm Schritt, gestützt auf die schöne Fanny, daher wankte. Als Frau Clement mich ihr vorstellte, hob sie die großen dunkeln Augen mit mattem Blick zu mir empor. Wie aber belebten sich ihre Züge, als Anna die Vorstellung ergänzte, indem sie hinzufügte, daß ich ihren verstorbenen Mann gekannt habe, ein Jugendfreund von ihm gewesen sei.

Ihr Auge strahlte und die durchsichtige Hand nach der meinigen ausstreckend, sprach sie mit Lebhaftigkeit: „Sie haben Bergau gekannt? O wie mich das freut! Wir müssen auch Freunde werden und Sie müssen mir recht viel von ihm erzählen."

„Keinenfalls aber hier im Garten, Marie, wo es für dich bereits viel zu kühl ist," mahnte Frau Clement. „Kommt erst ins Zimmer! Ich hoffe, der Herr Hauptmann wird uns die Freude machen, den Abend bei uns zuzubringen."

Nach meiner Zusage schritt sie, gefolgt von Frau von Bergau und Fanny, ins Haus.

Sophie zögerte noch, um, wie sie sagte, erst ein paar Züge frische, reine Luft zu schöpfen nach dem entsetzlichen Nachmittage, den die heute ganz besonders böse Laune der Tante zu einem wahren Martyrium gemacht habe, namentlich für die arme Cousine, die sie geflissentlich in ihren zartesten Empfindungen gekränkt. „Es kochte wahrhaft in mir," fügte sie hinzu, „wenn ich das blasse Leidensgesicht der Armen ansah, die, Thränen in den Augen, ihrer Peinigerin ein Lächeln zu zeigen versuchte. Ich begreife nicht, wie sie es aushält mit ihrer kranken Brust in der beklomme-

nen Atmosphäre; die Fenster werden bei der Tante niemals geöffnet."

„Die Mutterliebe giebt ihr die Kraft," entgegnete Anna. „Sie fürchtet, und mit Recht, die Tante durch ihr Fortbleiben zu erzürnen und ihren Kindern Nachtheil zu bringen."

Im Wohnzimmer brannte ein helles Feuer in dem großen Kamin, auf dessen Marmorplatte eine Pendüle von Alabaster stand, ein aus vergangenen besseren Zeiten bei dem großen Schiffbruch gerettetes Luxusstück.

An der Seite des Kamins saß in einem Armstuhl zurückgelehnt Frau von Bergau und vor ihr, auf einem niedrigen Tabouret, Fanny.

Bei meinem Eintritt ergriff sie die beiden Hände der kranken Frau und legte ihren Lockenkopf auf deren Knie, mir kam es vor, als ob sie es nicht nur that, um den kalten Gliedern mit ihrem warmen Körper wohl zu thun, sondern auch, um das Antlitz von mir abwenden zu können. Enschieden flöße ich ihr eine gewisse Abneigung ein, — mein altes Schicksal, jungen und schönen Menschen gegenüber! — Nur Alte und Krüppel fallen in mein Revier, und doch zieht Jugend und Schönheit mich so unwiderstehlich an. Ich zog meinen Sessel zu Frau von Bergau heran und unterhielt mich fast ausschließlich mit ihr. Ich übertrieb die Freundschaft, welche mich mit ihrem Manne verbunden, weil es die unglückliche junge Frau so sehr zu erfreuen schien.

Beim Scheiden drückte sie mir herzlich die Hand und sprach: „Das war heute nach schweren Stunden eine unerwartete Freude! Wie danke ich Gott für diese Begegnung und die mir dadurch erwachsende Beruhigung, daß meine armen Knaben in der Armee, in welcher zu dienen sie bestimmt sind, einen Schutz, einen väterlichen Freund finden werden. Am nächsten Sonntag bringe ich sie mit, um sie Ihnen ans Herz zu legen."

Den 20. October.

Ich bin in der Familie meiner Wirthin kein Fremder mehr.

In ihre häuslichen Verhältnisse eingeweiht, begegnen mir Alle, mit Ausnahme Fanny's, die mich noch immer geflissentlich meidet, wie einem langjährigen Freunde.

Ich sinne nach, ob ich Fanny irgendwie beleidigt haben kann, ich finde nichts, auch bemerkte ich dieses sonderbar scheue Wesen gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft, so muß entweder etwas in meiner Persönlichkeit ihr antipathisch sein, oder sie hat ein Geheimniß, einen Kummer im Herzen, den sie zu verbergen trachtet. Bei nächster Gelegenheit will ich meine Freundin Anna darüber befragen.

Frau von Bergau bringt jetzt allsonntäglich ihre Kinder mit, zwei hübsche Knaben von fünf und sechs Jahren, von denen besonders der Aelteste, der die schönen Augen seiner Mutter hat, sich in zutraulichster Weise mir anschließt.

Frau von Bergau scheint beglückt darüber. Wie verklärt von Freude und Dankbarkeit blicken ihre Augen auf mich, wenn ich, einem gutmüthigen Riesen gleich, dasitze, die beiden Knaben auf den Knien, eine Situation, in der ich mir selbst oft ganz wunderbar vorkomme, im Innern mir aber gelobe, das Vertrauen der Mutter zu rechtfertigen, damit einst in meiner Sterbestunde diese leuchtenden Augen nicht mit anklagendem, sondern beseligendem Blick mir erscheinen mögen.

Den 15. November.

Wieder war ein Sonntag. Die Familie in ihrem Martyrium bei der alten Tante. Ich saß mit Anna am Fenster des Wohnzimmers, während die Knaben um uns herum spielten.

Ich hatte dem Aeltesten vor einiger Zeit eine Anzahl kleiner Berloques geschenkt, welche meine verstorbene Mutter an ihrer Uhr zu tragen pflegte. Er hatte große Freude daran und trug sie nach Kinderweise an einem seidenen Bande um den Hals. Heute bemerkte ich, daß sich dieselben um ein Kreuzchen mit blauen Steinen vermehrt hatten, und ich fragte, wer es ihm geschenkt habe.

„Es ist von Tante Fanny," entgegnete er. „Vorigen Sonntag war der Ring aufgegangen und alle die niedlichen Dinger auf die Erde gefallen. Als wir sie wieder aufgesucht hatten, fehlte das Medaillon mit deinem Bildchen, ich war traurig darüber, aber sie sagte, ich sollte nicht weinen, das sei es nicht werth, sie wolle mir etwas viel Schöneres dafür schenken, und da hat sie mir das Kreuzchen gegeben."

Ich fühlte mich durch diese Erzählung des Knaben verletzt und fragte Anna, ob sie glaube, daß ich in irgend einer Weise ihre Schwester beleidigt habe, da sie mir mit so augenfälliger Nichtachtung begegne, aber sie wollte davon nichts wissen und meinte, Fanny sei immer ein eigenartiges, etwas träumerisches Mädchen gewesen. Seit ihrer Rückkehr aus dem Kloster trete diese Gemüthsanlage noch mehr hervor und habe ihre Mutter auf den Gedanken gebracht, ob man ihr etwa im Metzer „sacré cœur" Klostergedanken in den Kopf gesetzt habe. Sie, Anna, glaube aber nicht daran, da ihrem früheren träumerischen Wesen nie religiöse Schwärmerei zu Grunde gelegen habe und dieser Hang doch schwerlich in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts in Metz sich könne entwickelt haben.

Den 20. November.

Gestern hat der Statthalter des Königs der Niederlande Prinz Heinrich die Kammern des Großherzogthums in Person eröffnet.

Seine Rede war sehr gut, voller Mäßigung und Klugheit, sich über alle Parteien stellend, und ließ, da es bekannt ist, daß er seine Reden selbst ausarbeitet, Fülle des Wissens und Schärfe des Denkens erkennen, doch that die Monotonie des Vortrages der Wirkung Eintrag. Aeußere Lebhaftigkeit des Ausdrucks und Gewandtheit der Bewegung liegt einmal nicht in der Natur des Prinzen. Die darauf folgende Debatte wurde fast durchweg in französischer Sprache geführt und so sonderbar wie es klang, als ein Führer der deutschen Partei donnernd ausrief: „Nous sommes des Allemands par la langue, par les mœurs, et nous voulons rester des Allemands;" ebenso befremdend war es mir, ein ländliches Mitglied der Kammer, das der französischen Sprache nicht mächtig war, in luxemburger Deutsch, wie ihm der Schnabel gewachsen war, für die französische Nationalität der Luxemburger eine Lanze brechen zu hören.

Der Mann war ein Anhänger der klericalen Partei, die sich durchweg ganz besonders antideutsch geberdet, trotzdem in allen Pfarrkirchen deutsch gepredigt wird. Es giebt drei Hauptparteien im Lande. Eine, welche französische, die zweite deutsche und die dritte belgische Sympathien hat. Alle drei aber sind einig darin, daß sie Lützelburgisch bleiben, möglichst wenig Abgaben zahlen und keine unnützen Soldaten halten wollen, da sie keine Kriege zu führen beabsichtigen.

Den 1. December.

Die Prinzessin Heinrich hat ihren Gemahl hierher begleitet; sie residiren im „Harras royal," einem im lieblichen Merscher Thal, bei Walferdingen gelegenen Lustschlosse, welches ehemals ein großes Gestüt gewesen.

Sie bleiben mehrere Monate hier und giebt ihre Anwesenheit Veranlassung zu mancherlei Festen. Der preußische Gouverneur, der Commandant, der Luxemburger Ministerpräsident, die vier Generalverwalter des Großherzogthums, Alles beeifert sich, den hohen Herrschaften Bälle und Gesellschaften anzubieten. Man weiß, daß, wenn auch nicht der Prinz, so doch seine hübsche blonde Gemahlin die Geselligkeit und den Tanz liebt. Sie ist eine Weimar'sche Prinzeß, und hat sich durch ihr liebenswürdig graciöses, pretensionsloses Wesen schon viele Herzen hier gewonnen.

Den 15. Februar.

Die Saison naht ihrem Ende. Am Fastnachtsdienstag wird ein Ball im Militär-Casino, auf dem auch die prinzlichen Herrschaften erscheinen werden, die Festlichkeiten schließen.

Die Clements hatten alle früheren Einladungen abgelehnt, wennschon die Mutter ihrer Jüngsten mehrfach das Anerbieten gemacht, sie in Gesellschaft zu führen.

Diesesmal hat sie dem Zureden derselben nachgegeben und der Beschluß, diesen letzten Ball mitzumachen, ist gefaßt.

Ich freue mich darüber, bin aber nicht ohne Sorge, wie es der schüchternen Fanny auf dem ihr so fremden Terrain und ganz unbekannt in der Gesellschaft ergehen wird.

Ich werde ihr diesen ersten Schritt in die Welt so viel als möglich erleichtern, werde ihren Ritter spielen und ihr, wennschon ich selbst nicht tanze, Tänzer zu verschaffen suchen. Aber gerade auf diesem letzten Balle wird die ganze Damenwelt von Stadt und Umgegend erscheinen und ihr Concurrenz machen.

Den 18. Februar.

Welche Enttäuschungen und Erregungen drängten sich für mich in dieser einen Nacht zusammen. Ich muß, trotz aller bittern Gefühle in meiner Brust, über meine ritterlichen Vorsätze lachen.

Wie wenig bedurfte Fanny meiner!

Wie war sie umringt von Herren, kaum daß sie den Saal betreten!

Aber wie war sie auch schön in dem weißen Crêpe-Kleide, eine Moosrose in dem lockig herabwallenden Haar. Eine wahrhaft poetische Erscheinung! Unter den engagirenden Herren war obenan der Kammerherr der Prinzessin, der stolze Baron F.

Er trat mit ihr in die Reihen der Tanzenden und bald sah ich sie, umschlungen von seinen Armen, an mir vorüberschweben gleich einer Fee.

Aller Augen richteten sich auf das schöne Paar und als der Tanz zu Ende war, drängten sich die jungen Herren um sie, noch einen Tanz zu erlangen.

Auch der Prinzessin, welche auf einer Tribüne saß, umgeben von höheren Offizieren und den Würdenträgern des Ländchens, war das liebliche Wesen aufgefallen. Ich sah wie, nach ein paar Worten von ihr zu dem Kammerherrn, dieser sich abermals Fanny näherte und die Erröthende zur Prinzessin führte. — Nach der Vorstellung ging er mit ihr dicht an mir vorüber und ich sah mit Ingrimm die Vertraulichkeit, mit der er sein glattes, glänzendes Gesicht zu ihr hinabbeugte.

Ich hätte ihn niederschlagen mögen!

Aber was ging es mich denn an, mit wem Fanny tanzte? Hatte ich irgend ein Anrecht an sie? Ach nein — keines — keines!

Ich hatte mich nur darauf gefreut, ihr hier von Nutzen sein, ihren Beschützer — ihren Ritter spielen zu können, und es schmerzte mich, daß sie meiner so gar nicht bedurfte, und bewundert und umworben war, während ich in einer Ecke des Saales stand, mit meiner großen plumpen Gestalt alle Anderen überragend, um die Huldigungen mit anzusehen, welche man ihr darbrachte.

Endlich war das Fest zu Ende.

Der Hof verließ den Ball und dies war das Signal zum allgemeinen Aufbruch.

Ich sah Madame Clement mit ihren Töchtern den Saal verlassen und eilte nach, um ihnen beim Einsteigen behülflich zu sein, aber auch hier waren mir dienstfertige Hände schon zuvorgekommen, der Baron F. hatte nicht verschmäht, dem einfachen Bürgermädchen in den Wagen zu helfen.

„Wollen Sie nicht bei uns einsteigen, Herr Werner?“ rief die Thür noch offenhaltend Frau Clement. Aber ich dankte, wollte nicht beengen, Fräulein Fanny's Cotillontrophäen nicht zerdrücken.

Sie fuhren fort und ich eilte in die Nacht hinaus. Es war etwas Ruheloses in mir, ich mußte laufen — laufen, um den Sturm in meinem Innern zu beschwichtigen. Die Straßen waren noch nicht einsam.

Der Faschingsdienstag forderte sein Recht und aus allen Tanzlocalen taumelten schmutzige Masken heraus.

Vor einem derselben sperrte eine wüste Horde, Männer und Weiber, lärmend und juchend die Straße. Schon wollte ich umkehren, um mich nicht unter den rohen Haufen zu mischen, da verstummte momentan der Lärm, der Menschenhaufe wich zu beiden Seiten zurück, zwei stillen dunkeln Gestalten Raum gebend. Es waren Nonnen, barmherzige Schwestern, welche von einem nächtlichen Liebeswerke heimkehrten, die Nacht wohl an einem Sterbebette unter Scenen des Jammers und menschlichen Elends mochten zugebracht haben, während die übrige Welt in tollen Possen und eiteln Freuden schwelgte. Ehrfurchtsvoll grüßend legte ich die Hand an den Helm.

Aufopfernde Wesen! Glückliche Wesen, deren stille, friedvolle Herzen kein wildes, stürmisches Verlangen kennen!

* * *

Gegen 4 Uhr kehrte ich heim und sah, den Garten durchschreitend, noch Licht in Fanny's Zimmer.

Ich preßte meine fiebernde Stirn gegen die kalte Mauer des Hauses, und eilte dann hinauf in mein Zimmer, um abermals in demselben auf und ab zu wandern.

Was war mir nur — was wollte ich? — Mißgönnte ich dem armen Mädchen in ihrem stillen, freudlosen Leben die kleinen Triumphe dieses Abends? Hätte ich lieber gesehen, wenn sie hintangesetzt, vernach-

lässigt worden wäre? O nein — nein! Ihr mißgönnte ich nichts, aber allen Andern mißgönnte ich sie, ganz besonders jenem Kammerherrn mit dem glatten Gesicht. Woher kamen mir die gehässigen Gedanken? War ich eifersüchtig? Nimmermehr. Wie konnte ich eifersüchtig eines Mädchens wegen sein, das mir nichts ist, bis dahin nichts gewesen war als ein schönes Bild, dessen Anschauen mir genügte.

Aber warum begnügten sich nicht auch die Andern damit, warum war es den Fremden gestattet, ihre Hand zu ergreifen, sie beim Tanzen in die Arme zu schließen? Welch qualvoller Gedanke! Aber war ich denn wahnsinnig? Kommt die Jugend in einem Ballsaal zusammen, um sich anzusehen? —

Mit dem Grauen des Tages begab ich mich zum Artillerie-Schießplatze.

Die Tragweite einer Kanone neuer Construction sollte geprüft werden.

Nach einem fernen Ziel, auf einen durch einen tiefen Grund getrennten Felsen war sie gerichtet. Ich konnte es mir nicht versagen, selbst das Geschütz zu bedienen und loszufeuern. Ich bedurfte anstrengender Thätigkeit. — Wie freute ich mich des weithin schallenden Donners! In meinem Innern rief es: Hier ist dein Element, hierher gehörst du! Was mischest du dich unter die bunte, fröhliche, leichtfüßige und leichtlebige Jugend des Salons?

Ruhiger geworden begab ich mich auf den Heimweg und sah, bei der St.-Nicolaikirche vorübergehend, viele Menschen aus der ersten Messe kommen, unter ihnen mehrere der gestern Abend am übermüthigsten scherzenden und cokettirenden jungen Mädchen.

Gesenkten Hauptes, ein Aschenkreuz auf der Stirn, kamen sie daher, — die Erinnerungen an den gestrigen Ball im Herzen.

Aeußerlichkeit, alles Aeußerlichkeit!

* *
*

Am Mittag hatte ich meine Selbstbeherrschung wiedergewonnen und ging hinab zu meiner Wirthin, mich zu erkundigen, wie ihnen der Ball bekommen.

Ich fand nur die beiden älteren Töchter im Wohnzimmer, emsig mit feinen Stickereien beschäftigt. Die Mutter sei in der Haushaltung thätig, Fanny habe Kopfschmerzen und sei deshalb in die frische Luft gegangen.

„So ganz allein?" fragte ich zuverlässig in demselben Tone wie weiland König Philipp im Garten zu Aranjuez, aber jedenfalls mit geringerem Rechte als er. „Finden Sie das nicht bedenklich? Fräulein Fanny ist zu jung und zu schön zu solchen einsamen Wanderungen."

„Sie haben nicht Unrecht," entgegnete Sophie, „auch mir widerstrebt es, sie jetzt, wo sie durch den gestrigen Ball in der Gesellschaft bekannt geworden ist, allein ausgehen zu lassen und ich hätte sie gern begleitet, wenn unsere Arbeit nicht so pressirte. Indessen ist Fanny nur bis zum Garten der Tante Gläser gegangen, wo Niemand sie behelligen wird. Es ist unser Aller Lieblingsort. Wenn die Obstbäume blühen, müssen Sie uns einmal dahin begleiten, dann ist man darin wie in einem Blüthenmeer."

Ich erwiederte, daß mir das eine große Freude sein würde, und es ergriff mich plötzlich eine ordentliche Sehnsucht nach dem Garten. Am liebsten wäre ich gleich dahin geeilt, ungeachtet eher Winter- als Blüthenschnee dort zu erwarten war.

Eine Stunde später sah ich vom Fenster meines Zimmers aus die leichte schlanke Gestalt Fanny's, einen dichten Schleier vor dem Gesicht, sich nahen und in das Haus eintreten.

Den 5. März.

Die stille Fastenzeit hat das gesellige Leben gänzlich verdrängt.

Eifrig wie in den letzten Monaten Bälle und Gesellschaften frequentirt wurden, drängt man sich jetzt zu den Fastenpredigten, welche in diesem Jahre zum Theil von drei Redemptoristen-Paters gehalten werden.

Der Aeltere von ihnen, ein Pater Knebel, macht Aufsehen durch die Originalität und schneidige Kraft seiner Predigten, während seine beiden jugendlicheren Begleiter durch die Schönheit ihres Aeußern und ihre gewinnende Rede anziehen.

Viele meinen, daß sie mit besonderer Absicht ausgewählt und hierhergeschickt worden sind. Während Pater Knebel den Leuten die Gewissen wach donnert, Hölle

und Teufel mit den lebhaftesten Farben schildert, nervösen Damen dadurch wohlthuende „émotions“ bereitend, sprechen die beiden Andern süß und mild von der Wonne der seligen Geister, welche derer harrt, die hienieden allen Geboten der Mutter Kirche sich gefügt.

Die Kirchen sind zum Erdrücken voll, wenn einer der fremden Geistlichen predigt, vorzüglich wenn Pater Knebel besondere Vorträge für die Weiber, für die Jungfrauen, die verheiratheten Männer und die Junggesellen hält. Jeder dieser Klassen wird darin besonders der Text gelesen und ihre speciellen Pflichten ins Gedächtniß gerufen, häufig in sehr pikanter Weise, wie es für diese derbe, wenig feinfühlende Bevölkerung paßt. Der Vicar und einige andere als Redner sonst so beliebte Geistliche mögen im Innern diese Eindringlinge verwünschen. Ihre Predigten werden wenig mehr besucht, man findet sie langweilig zum Einschlafen, während es in denen des Pater Knebel sei, wie gestern Kitty, das Aufwartemädchen der Frau Clement, sich ausdrückte, „als wenn man in der Komödie wäre.“

Meine Wirthin und ihre Kinder haben sich in ihrer einfach frommen Weise von dem allgemeinen Schwindel nicht mit fortreißen lassen.

Die Hausfrauen sollen übel daran sein, denn alle Bande des Gehorsams lösen sich mit dem Moment, wo die Glocken zu den Fastenpredigten läuten. — Mitten aus der Arbeit, einer Besessenen gleich, rannte Kitty gestern fort, der Herrin die Hausarbeit überlassend. Sie durfte ja nicht fehlen, da Pater Knebel für die Jungfern predigte.

Den 20. März.

Heute Morgen bemerkte ich, am Wilhelmsplatz vorübergehend, daß derselbe wie bei einer Volksversammlung gedrängt voll Menschen stand, und das Geräusch vieler Stimmen schlug an mein Ohr.

Neugierig näherte ich mich einer Gruppe junger Offiziere, welche lachend und plaudernd vor einem Buchhändlerladen standen, und fragte, was es dort gebe.

„Menschenwaare, Herr Hauptmann,“ wurde mir lachend entgegnet. „Es ist der alljährliche Luxemburger Sklavenmarkt, und wenn Sie Lust zu einer frischen pausbäckigen Landschönen haben, so finden Sie rechts in der langen Reihe der weißen Hauben eine bedeutende Auswahl. Links steht die männliche Waare.“

Als ich meine Entrüstung über diese aller Menschenwürde hohnsprechende Einrichtung kund gab und besonders die armen Frauenzimmer bedauerte, welche sich hier auf offenem Markte, einer Waare gleich, ausstellen müßten, mischte sich der mir bekannte Buchhändler, welcher in der Thür seines Ladens stehend meine Aeußerungen gehört hatte, in das Gespräch und meinte lächelnd:

„Die Leute hier sind so häkel nicht, Herr Hauptmann. Wir sehen in diesem Markte nichts als die einfachste Weise, sich einestheils einen Dienst, anderntheils einen Dienstboten zu verschaffen. Für Letztere ist der Tag ohnehin ein Festtag; wenn Sie heute Nachmittag durch die Wirthshäuser der Stadt gehen, so werden Sie diese von Ihnen bemitleideten Sklaven und Sklavinnen, ganz lustig mit ihren neuen Herrschaften an einem Tische sitzend, ihren Schoppen trinken sehen, denn die Herrschaft muß zur Besiegelung des Vertrages das neu gemiethete Gesinde heute tractiren.“

Der Mann hatte Recht. Es schallte in der That aus mehr denn einem Weinhause, wo Herr und Knecht brüderlich vereint saßen, lautes Juchhe und Gelächter heraus, welches mich zu dem Schlusse veranlaßte, daß allerdings in einem Lande von einem Verhältniß wie von Herrn zu Sklaven nicht die Rede sein könne, wo Beide auf fast gleicher Bildungsstufe stehen.

Den 25. März.

„Nee, das hätte ich denn doch nicht für möglich gehalten! Was läßt sich das Volk hier allens bieten! Von Aufklärung und Bildung nicht die Probe!“ So begrüßte mich am heutigen Morgen mein alter Johann. „Denken Sie sich nur, Herr Hauptmann, nu hat der dicke Pfaffe, der die Weiber hier alle schon reen verrückt jemacht hat, ooch noch in der Morgenfrühe aus einem besessenen Mädchen, das sich seit einijer Zeit in der Stadt und Umjejend jezeigt und böse jotteslästerliche Reden jeführt haben soll, in aller Form den Teufel ausjetrieben. In der Sacristei der St.-Nicolai-Kirche hat er das Wunder

vollbracht und nu steht das dumme Volk hausenweise davor und jafft das zerbrochene Fenster an, durch welches der durch des Paters Beschwörung in jrausame Angst versetzte Böse unter furchtbarem Geheul entflohen sein soll. Jesehen hat ihn freilich Niemand, aber das Ro-ro-Gebrülle haben sie jehört und das zerbrochene Fenster sehen sie, und der Pfaffe und das Mädchen, das nu janz sanft und vernünftig ist, sagen es und da jloben sie es ooch. Nee, wenn ich das mal in Magdeburg erzähle, so jlobt es mir keen Mensch. Sie denken, ich schnurre, aber ich werde es ihnen schwarz auf weiß zeigen, denn der Pater will die janze Jeschichte wahrheitsjetreu drucken lassen, zur Bekräftijung, daß ooch noch in unserer Zeit jottbejnadeten Männern Wunderkräfte verliehen sind."

Eine Broschüre, vorerwähntes Wunder detaillirt beschreibend und bekräftigend, erschien in der That kurze Zeit darauf.

Den 30. März.

Meine Ruhe war allgemach wiedergekehrt. Vernunft und Selbsterkenntniß, erbarmungslose Selbsterkenntniß, hatten den Sieg über meine Gefühle davongetragen und ich fing an, mich der so unmotivirten, thörichten Fastnachtsaufregungen zu schämen: da hat heute Morgen ein Vorfall die wilden Wogen meines Empfindens wieder aufgewühlt.

Ich kehrte früh von einem Dienstgange heim, fand das Gitterthor des Gläser'schen Gartens offen stehen und trat ein, um dieses Eldorado der Familie Clement endlich kennen zu lernen.

Kaum ein paar Schritte und ich sah Fanny rasch die Allee daherkommen. Sie zog erröthend den Schleier vor das Gesicht und eilte scheu an mir vorüber.

Noch ein paar Schritte weiter und ich wußte weßhalb. Ich sah, den Garten überschauend, hinter einer Taxushecke die Gestalt des Kammerherrn hervortreten.

Eine Cigarre im Munde kam er mir in dem großen Mittelgange entgegen und bei seinem Nahen fühlte ich ein unwiderstehliches Verlangen in mir, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Aber worüber?

Ja, das wußte ich wohl. Aber mit welchem Rechte? Mit keinem — keinem!

Mich vor mir selbst zu schützen, bog ich in einen Seitenweg ein.

Auch er führte zu jener Taxushecke, nach welcher ich strebte. Sie bildet eine Art grünen Häuschens, das als Dach freilich nur die Himmelsdecke hat, einen allerliebsten kleinen Versteck, in welchem bequeme Gartenbänke zum gemüthlichen Ausruhen aufforderten. Welche Scenen mochten eben hier stattgehabt haben! Ich litt Höllenqualen.

Plötzlich erblickte ich durch eine fensterartige Oeffnung in der Hecke abermals eine männliche Gestalt, welche den Garten erst in seiner Länge, dann in seiner Breite durchmaß, offenbar in der Absicht, seine Größe und Ausdehnung festzustellen.

Bei jedem der bereits kräftig in die Blüthen treibenden Obstbäume blieb der Mann wohlgefällig prüfend stehen, und als er an ein mir nahe gelegenes Spalier kam, wo eine ganze Reihe schon in voller Blüthe stehender Pfirsich- und Aprikosenbäume prangten, verzog sich der breite Mund zu einem lüsternen Lächeln. Ich erkannte die plumpen Züge und die listigen Augen des Pater Knebel.

Was hatte der hier zu thun? Welches Interesse konnte für ihn die genaue Prüfung des Gartens haben? Eine unheimliche Ahnung, daß auch von dieser Seite sich ein Unheil der mir so werthen Familie zu nahen drohte, durchzuckte mich.

Den 3. April.

Meinen mehrtägigen Kämpfen und Scrupeln, ob ich Frau Clement meine Entdeckungen mittheilen solle, damit sie die arglose Fanny zur Vorsicht mahne, machte die Nachricht von der in den nächsten Tagen zu erwartenden Abreise des prinzlichen Paares nach dem Haag ein Ende. Baron F. wird ebenfalls fortreisen, um wahrscheinlich nicht wiederzukehren.

Man munkelt von seiner demnächstigen Verlobung mit einer steinreichen ältlichen Cousine, welche ihm, dem Sprößling einer alten, aber verarmten Familie, wieder zu Glanz und Reichthum verhelfen soll.

Den 7. April.

Es war in der Dämmerstunde.

Wir saßen um die helllodernde Flamme des Kamins. Mir war so leicht zu Muthe, als sei eine drohende Wetterwolke, ohne sich zu entladen, über den Häuptern der guten Menschen hinweggegangen.

Ich erzählte von der Abreise des Hofes und der gestrigen Abschiedsaudienz des Offiziercorps; mein Auge streifte dabei Fanny, um zu entdecken, wie sie die Kunde aufnehmen würde; da wurde die Thür des Zimmers hastig geöffnet, die Dienstmagd der Frau Gläser trat ein und begann in sich überstürzender Weise:

„Verexcüsiren Sie, Madame, daß ich Sie störe, aber ich wußte mir keinen Rath und Sie sind doch die Nächste zu ihr, und da mußte ich es Ihnen doch sagen, und ich wäre schon heute Morgen gekommen, aber ich durfte nicht fort.“

„Was ist's, was ist's?“ sprach beunruhigt Madame Clement. „Komm' zur Sache!“

„Ach ja, Madame, das will ich auch, aber es ist schrecklich und die Sache ist die, daß meine Frau die letzte Nacht schreckliche Zufälle gehabt hat und daß der Satan dabei im Spiele ist. Gestern Abend war's gegen 12 Uhr, und ich war noch auf, denn ich scheuerte die Küche. Propre will sie ja immer Alles haben, aber Zeit giebt sie Einem nicht dazu, und da muß man die Nacht zu Hülfe nehmen. Wie ich so stehe und schruppere, da höre ich die Stimme der Madame, und sie klang ganz grauslich, aber ich dachte, sie riefe nach mir und warf den Schrupper zur Erde und lief nach ihrem Schlafzimmer und machte die Thür auf, aber ich blieb versteinert stehen und konnte kein Glied regen und die Knie bebberten mir, daß ich kaum stehen konnte. Denn da saß die Madame hochaufgerichtet im Bett und die rothen Gardinen waren zurückgeschlagen, und es sah ganz schauderhaft aus, wie sie die Hand drohend geballt hielt und ihre Augen ganz verglast nach dem großen Spiegel stierten, und dazu schrie sie: „Was wollt ihr von mir, ihr Rachegeister? Was grinst ihr mich so an? Ich lebe noch, bin euch noch nicht verfallen!“ Ja, Madame Clement, so sagte sie, und ich habe alles Wort für Wort behalten, und dann nahm sie das Uhrkästchen mit der schönen goldenen Uhr darin und warf es nach dem Spiegel, daß er klirrend zersprang, und da fuhr sie zusammen und zitterte und zog die Gardinen hastig zu, und ich hörte, wie sie ängstlich stöhnte und sich hin und her warf, und dann riß sie die Gardinen wieder auf und schrie: „Luft, Luft! Ich ersticke! Die Höllenflammen umzingeln mich!“ Ja, so schrie sie, und da hielt ich's nicht länger aus, und ich lief in meine Kammer und verriegelte die Thür und sprang mit den Kleidern ins Bett und zog die Decke über den Kopf und faltete die Hände und betete ein Ave Maria nach dem andern, die ganze Nacht hindurch; aber es war eine schreckliche Nacht und ich bleibe ganz gewiß nicht mehr in dem Haus, in dem der Böse sein Wesen treibt.“

„Sprich nicht so unverständig, Margreth,“ entgegnete Frau Clement. „Was wird es anders sein als Phantasien. Ich fürchte, ein Nervenfieber ist im Anzuge und werde mit dir kommen, nach der Tante zu sehen.“

„Ach nein, Frau Clement. Es fehlt der Madame sonst gar nichts und sie ist heut am Tage wieder ganz wohl auf. Es ist nur das böse Gewissen, das sie des Nachts plagt. Das hat so lange geschlafen und nun ist's aufgewacht, und der Pater Knebel hat es geweckt.“

„Pater Knebel?“ fragte verwundert Frau Clement. „Ich glaube, du redest irre, Margreth; was in aller Welt hat Pater Knebel mit deiner Madame zu thun?“

„Ach Gott ja, das wissen Sie nicht. Das habe ich in meiner Angst ganz vergessen zu sagen, daß der gestern früh bei ihr war. Er hatte sich nicht von mir abweisen lassen und ich traute mich auch nicht, und da ist er geraden Weges in das Zimmer der Madame gegangen und hat sich dicht vor sie hingesetzt und ihr ins Gewissen geredet und hat ihr ein Sündenregister vorgehalten von all den Todsünden, die sie gegen unsere heilige Mutter Kirche begangen, und hat ihr gerade ins Gesicht gesagt, daß er es wisse, daß sie bald sterben würde, und was ihrer dann für Qualen im Fegfeuer warteten und daß nur das Mitleid für ihre arme Seele ihn zu ihr geführt hätte. Mir schauderte die Haut und um Alles in der Welt hätte ich nicht an ihrer Stelle sein mögen, aber die Madame hat sich da noch nicht gefürchtet. Im Gegentheil, ihre Augen schossen Blitze nach dem Herrn Pastor und sie wies ihm mehr als einmal die Thür, aber er ging nicht, bis er zu Ende war, und sie sah furchtbar böse aus und ich sah und hörte Alles, denn die Thür war halb offen geblieben.

Und als er endlich ging, da hörte ich ihr heiseres Gelächter und sie sagte: „Leben Sie wohl und nehmen Sie die tröstliche Ueberzeugung mit, daß Ihre grausigen Märchen mir keinen Eindruck gemacht haben. Da kennen Sie die alte Gläser schlecht, die fürchtet sich nicht vor Hölle und Teufel.“ Ja, wahrhaftig, so sagte sie, und nun fürchtet sie sich doch, und mit Recht, denn der Teufel holt sie ganz gewiß. Der Pater hat ihn heraufbeschworen und der hat die Gewalt über ihn. Und ich bleibe um Alles in der Welt nicht länger im Hause.“

„Davon kann keine Rede sein, Margreth, daß du deine Herrin verläßest,“ sprach Frau Clement, „im Gegentheil mußt du augenblicklich zu ihr zurückkehren. Beruhigt es dich aber, so geh zu deiner Schwester und bitte sie, daß sie die Nacht bei dir bleibe. — Morgen früh komme ich selbst, zu sehen, wie es steht.“

Das war ein Vorschlag zur Güte. Das Mädchen beruhigte sich und ging nach vielen Excüsen über die Störung von dannen. Betroffen blickte Madame Clement auf ihre Töchter. Sie konnten sich die plötzliche Theilnahme des Paters für die arme Seele der Tante nicht erklären, ich aber gedachte der Erscheinung und des Gebahrens desselben im Gläser'schen Garten und wieder beschlich ein unbestimmter Argwohn meine Seele.

Den 8. April.

Entrüstet erzählte mir heut die gute Anna, daß der armen Mama Anerbieten, die Nächte bei der Tante zu bleiben, in gröbster Weise zurückgewiesen sei. — Die mißtrauische alte Frau habe einen Act der Habgier darin gesehen und sie gefragt, ob sie komme zu sehen, ob's bald mit ihr vorbei sei, ob sie die Zeit ihres Todes nicht erwarten könne, um ihr Erbe in Empfang zu nehmen.

Den 14. April.

Die ganze Woche war vergangen, ohne eine Kunde aus dem Gläser'schen Hause.

Da stellte sich gestern Abend Margreth wieder ein und berichtete unter dem Siegel der Verschwiegenheit, denn ihre Madame wollte nicht, daß davon gesprochen würde, daß es mehrere Tage und Nächte so fortgegangen sei, wie sie es neulich geschildert. Jede Nacht sei der Teufelslärm losgegangen, aber sie sei still mit ihrer Schwester in der Kammer geblieben und hätte ihre Thür verschlossen.

Am Morgen sei die Madame immer wieder ruhig und ferme gewesen, aber sie hätte doch alle Tage elendiger ausgesehen und endlich habe sie sie zu dem Pater geschickt, dem habe sie sagen sollen, er solle kommen und den Teufelsspuk bannen, den er heraufbeschworen habe, er verstehe sich ja auf solchen Hocus-Pocus.

„Ja, so sagte sie,“ setzte das Mädchen hinzu, „und ich ging hin, aber ich machte die Bestellung manierlicher, und der fromme Herr war so gut und freund[illegible], und ist auch gleich gekommen und hat zwei Stunden bei ihr gesessen und den Abend hat er den Pater Johannes geschickt und der hat sich an ihr Bett gesetzt und hat ihr mit seiner sanften Stimme vorgelesen, bis sie eingeschlafen ist. Und am andern Tage ist Pater Knebel wiedergekommen und auch am folgenden und immer hat er stundenlang bei ihr gesessen und der Pater Johannes ist ganz ins Haus gezogen, um immer zur Hand zu sein und ihr vorzulesen in schlaflosen Nächten. Und seitdem ist sie ruhig geworden und kein Teufel wagt sich mehr ins Haus, und es ist so schön still wie noch nie, und ich wollte, Sie könnten's mal sehn, aber das geht nicht, denn die Madame will Niemanden mehr sehen als die beiden geistlichen Herren, und sie läßt Ihnen auch sagen, Sie brauchten sich des Sonntags nicht mehr zu incommodiren, denn sie könne Sie nicht empfangen.“

Den 16. April.

Ein paar warme sonnenhelle Tage hatten Veilchen, Primeln und Schneeglöckchen auf Anna's, der Blumenfreundin, wohlgepflegten Beeten hervorgelockt.

Ich äußerte mein Wohlgefallen daran und seitdem steht jeden Tag ein Strauß der schönsten Frühlingsblumen in meinem Zimmer.

Gute Anna! Welch zartes liebevolles Herz schlägt in deiner Brust! Welch eine Gattin, welch eine Mutter würdest du geworden sein! Ein unglücklicher, äußerlicher Schönheitsfehler verdammt dich zur Einsamkeit.

Zur Einsamkeit gleich mir! —

Den 20. April.

Meine bösen Ahnungen in Bezug auf die Priester, welche sich bei der Wittwe Gläser eingenistet, haben sich leider als wahr erwiesen. Der schöne Garten, auf dessen einstigen Besitz alle bescheidenen Zukunftspläne der Familie sich gründeten, der ihnen durch theure Erinnerungen an bessre Zeiten so werth war, in dem jeder Baum, jeder Strauch eine Geschichte für sie hatte, er ist auf immer für sie verloren; in aller Form Rechtens verkauft für 6000 Franken, an den Jesuitenpater Knebel! Das schöne Grundstück, für welches der Besitzerin noch kürzlich 150,000 Franken geboten waren.

Es kocht wahrhaft in mir!

Also darum ging er neulich so prüfend im Garten umher und blickte schmunzelnd zu den schönen Obstbäumen auf!

Werden sie dir schmecken, diese Früchte, die du der Wittwe und den Waisen entrissen? —

Ich habe die Würde und Selbstbeherrschung bewundert, mit welcher meine Wirthin die Nachricht aufnahm und der erregten Sophie, welche die Mutter aufforderte, nicht zu leiden, daß ihnen so bitteres Unrecht geschehe, einem Advocaten die Wahrung ihrer Rechte zu übergeben, erwiederte: „Von einem Rechte unsrerseits ist keine Rede. Die Tante ist nach dem Willen ihres verstorbenen Mannes unbeschränkte Besitzerin des von ihm ererbten Vermögens und kann damit schalten und walten, wie sie will."

„Aber sie muß wahnsinnig geworden sein," entgegnete Sophie, „sonst würde sie, die Feindin der Geistlichen während ihres ganzen Lebens, nicht gerade an diese das schöne Grundstück verschleudern." Gewiß, sie ist irrsinnig und muß unter Curatel gestellt werden, sonst können wir es noch erleben, daß sie uns auch noch ihr übriges Erbe entzieht."

„Das wird sie nicht thun, Sophie, das ist eine abgemachte Sache, und gerade dieser Verkauf des Gartens, der einer Schenkung gleich zu achten ist, zeigt mir, daß sie damit die Schuld ihrer Dankbarkeit gegen die Geistlichen abzutragen wünscht, ohne deshalb ihr Testament zu ändern."

Mehr als der heftigen Sophie laute Klagen und Beschwerden bewegten mich die Thränen, die in Anna's schönen Augen standen.

Der Garten war ihr vorzugsweise ans Herz gewachsen. Auch Fanny, welche vollkommen gleichgültig, als ginge sie persönlich die Sache gar nichts an, die Kunde von dem Verlust des Gartens vernommen hatte, wurde tief bewegt beim Anblick dieser Thränen. Sie schlang den Arm um die Schwester und flüsterte ihr Worte des Trostes zu.

Wie schön war sie in dem Augenblick! Schöner selbst als in dem duftigen, wolkenartigen Kleid im strahlenden Ballsaal! — Mit wahrem Entzücken weilten meine Augen auf dem lieblichen Geschöpf. Da entglitt ein Medaillon ihrem Busen. Hastig sah ich sie danach greifen und es in ihrem Kleide verbergen.

Ich gedachte des Kammerherrn und quälende Eifersucht durchzuckte mich.

Den 2. Mai.

Heut früh traf meine Wirthin die unvermuthete Kunde von dem in der vergangenen Nacht erfolgten Tode der Frau Gläser.

Sie eilte mit ihren Kindern sofort nach dem Sterbehause, der entseelten Hülle die letzten Handreichungen der Liebe zu thun und ein Gebet am Todtenlager zu sprechen.

Der guten Anna Blumen fielen unter ihrer Schere, als Todtenopfer für die Verstorbene, zu welcher sie heut Mutter und Schwestern begleiten durfte. Die Augen, welche ihre Mißgestalt nicht sehen mochten, waren ja auf immer geschlossen.

Den 4. Mai.

Unter großer Betheiligung der Einwohnerschaft hat heut Nachmittag die Beerdigung der Frau Gläser stattgefunden.

Spielen schon so wie so Leichenfeierlichkeiten hier eine große Rolle und sind, namentlich für die Frauen, eine willkommne Veranlassung zu einem Spaziergange in großer Gesellschaft, so hatte diese „extra schöne Leiche", wie man sich ausdrückte, ganz besonders angezogen.

Die halbe Stadt folgte dem Sarge der alten Frau, die eigentlich im Leben Niemand geliebt hatte und an deren Hause so manche fromme Katholikin sich bekreuzend vorübergegangen war.

War sie doch als bußfertige Sünderin

gestorben! Sämmtliche Geistliche im großen Ornat gaben ihr das letzte Geleite. Das hatte Pater Knebel ihr noch auf dem Todtenbette versprochen.

* * *

Ein unruhvoller, bewegter Tag liegt hinter mir; seine Nachklänge verscheuchen noch jetzt den Schlaf von meinen Augenlidern.

Allein stehend, ohne alle nähere verwandtschaftliche Bande, seitdem das Grab sich über den theuren Eltern geschlossen, gekränkt im heiligsten Empfinden, hatte ich eine Art Genugthuung in dem Gedanken gesucht, daß, wenn das Glück des Familienlebens mir versagt sein sollte, ich dafür auch befreit bleiben würde von all dem Weh und Leid, welche davon unzertrennlich sind, und nun sehe ich mich plötzlich vom Geschick in den Kreis einer mir ganz fremden Familie geschleudert, von ihren Kümmernissen unwiderstehlich in Mitleidenschaft gezogen.

Heute Morgen war Frau von Bergau angekommen, um der Eröffnung des Testaments, welche gegen Mittag stattfinden sollte, beizuwohnen.

Sie ließ mich hinabbitten, weil sie Wichtiges mit mir zu besprechen habe.

Ich fand sie allein im Familienzimmer auf ihrem gewohnten Platz am Kamin.

Ihr Anblick bewegte mich wunderbar!

Es lag etwas Verklärtes in ihren Zügen und nie hatte ich diese großen dunklen Augen so klar und unumwölkt, fast strahlend gesehen.

Ich nahm an ihrer Seite Platz. Sie begann mit ruhiger Stimme, ihre Hand in die meinige legend: „Ich komme mit einer Bitte, Herr Werner, durch deren Erfüllung Sie mir eine große Beruhigung gewähren würden, und die ich von ihnen erwarte um der Freundschaft willen, die Sie mit meinem verstorbenen Gatten verband.

„Ich fühle deutlich, daß ich nur noch wenige Schritte auf der Lebensbahn zu thun habe. Ich preise Gott ebenso dafür, wie ich ihm in den letzten Jahren täglich für mein Leben gedankt habe, das für meine Kinder so nöthig war. Ganz mittellos bedurften sie der kleinen Pension, die ich beziehe, zu ihrer Existenz. Jetzt ist die Sache eine andere. Durch den Tod der Tante kommen sie in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens und werden Niemandem mehr eine drückende Last sein. O Sie glauben nicht, wie sehr der Gedanke mich beglückt, wie ruhig er meine Sterbestunde machen wird."

„Denken Sie nicht an Sterben, — es ist kein Grund dazu," entgegnete ich. „Ihr Aussehen scheint mir heut sogar kräftiger als früher." Sie schüttelte den Kopf und erwiederte lächelnd:

„Glauben Sie nur, Herr Werner, ich fürchte den Tod nicht. Ist er mir doch ein Erlöser von vielem, vielem Weh und wird die quälende Sehnsucht meines Herzens stillen.

„Meine irdischen Angelegenheiten sind geordnet.

„Gestern habe ich mein Testament gemacht und Sie darin zum Vollstrecker desselben und zum Vormund meiner Kinder bestimmt.

„Werden Sie diese Pflicht auf sich nehmen? Ja Sie werden es! Man braucht nur einmal in Ihre guten, wohlwollenden Züge geblickt zu haben, um von Ihrem grundgütigen, treuen Herzen überzeugt zu sein."

Ich dankte der sanften Frau für ihr Vertrauen und versprach, nach besten Kräften für ihre Kinder zu sorgen.

Sie drückte meine Hand, blickte mich an und fuhr fort: „Die Kinder sollen Ihnen keine persönliche Last werden. Tante Clement wird sie in ihr Haus nehmen und die engelgute Fanny wird sie pflegen.

„Sie allein, mit ihrem warmen Herzen, hat die ganze Tiefe meines Wehs gefaßt und nie einen vorwurfsvollen Blick für mich gehabt, wenn alle Andern mich schalten, daß die Liebe zu meinen Kindern nicht allein mein Leben auszufüllen vermochte. Gott segne das theure Mädchen dafür und lasse sie so glücklich werden, wie ich es einst so kurze Zeit war."

Thränen erstickten ihre Stimme, aber sie faßte sich bald und fuhr ruhiger fort:

„Die spätere Wahl einer Erziehungsanstalt überlasse ich Ihnen, Herr Werner. Sie werden darüber wachen, daß den Waisen keine Unbill geschehe, werden auch im späteren Leben ihnen ein väterlicher Freund bleiben.

„Und nun noch eine Bitte. Seien Sie heut bei der Eröffnung des Testamentes an meiner Seite.

„Sie gewinnen dadurch gleich einen Einblick in die Vermögensverhältnisse, deren

Verwaltung künftig in Ihren Händen liegen wird, und ich stelle Sie meinen hiesigen Verwandten, welche dort versammelt sein werden, als den Vormund meiner Kinder vor."

Ich versprach auch das, obschon es mir widerstrebte und ich mir wie ein Eindringling in die fremde Familie vorkam.

* * *

Um 11 Uhr fand die Eröffnung statt.

Im Wohnzimmer der Verstorbenen saß die ernste Gesellschaft, in demselben Zimmer, in welchem die arme Frau von Bergau so manchen Sonntagnachmittag heldenhaft mit der kranken Brust durchkämpft hatte.

Die großen Augen der bleichen Frau waren auf den Notar gerichtet, der in dem Lehnstuhl der Alten saß. Das verhängnißvolle Papier, das alle Hoffnungen der dahinsiechenden Mutter für ihre Kinder in sich barg, knisterte in seiner Hand.

Jetzt erbrach er das Siegel und verlas unter lautlosem Schweigen der Versammelten ein schon vor Jahren abgefaßtes Testament, wonach die Erblasserin all ihr Hab und Gut, mobiles und immobiles, ihrer Nichte Frau Julie Clement, geborene Gläser, und ihrer Großnichte, Marie von Bergau, geborene Elsner, zu gleichen Theilen vermachte.

Die Hände der jungen Wittwe falteten sich zu einem Dankgebet und ihr Blick richtete sich gen Himmel; aber die Stimme des Notars erhob sich noch einmal, verkündend, daß ein Codicill neusten Datums dem Testamente angehängt sei.

Dasselbe lautete:

„In Erwägung, daß irdisches Hab und Gut nicht unbedingt ein Segen ist, sondern sich nur in geeigneten Händen als solcher erweist, wohingegen sein Besitz nur zu oft die Seligkeit der Seele beeinträchtigt, will ich meine lieben Verwandten, welche ja bis dahin auch ohne den Besitz irdischer Glücksgüter heiter und zufrieden gelebt haben, vor dem gefährlichen Geschenk des Reichthums bewahren! Ich stoße daher vorstehendes Testament vollständig um und bestimme, daß mein irdisches Besitzthum, bestehend in (hier folgte die Aufzählung aller der Erblasserin gehörigen Grundstücke und Capitalien), den frommen Vätern Jesu, zu Händen des Pater Knebel und Pater Johannes, nach meinem Tode zufallen soll, auf daß es zu den heiligen Zwecken ihres Ordens verwendet werde!

„Als Gegenleistung verlange ich die Stiftung eines Stipendiums in einem Jesuiten-Colleg für die beiden Söhne meiner Großnichte Marie von Bergau und deren männliche Nachkommen.

Josephine Gläser, geb. Dupré."

Ein tiefer Seufzer ward hörbar. Aller Augen richteten sich auf Frau von Bergau. Sie war bewußtlos zusammengebrochen. „Verschaffen Sie uns, bitte, schnell einen Wagen, um die Kranke fortzuschaffen," flüsterte Frau Clement mir zu.

Im Wohnzimmer derselben erwachte Frau von Bergau aus ihrer Ohnmacht und die ersten Worte, welche sie mit gerungenen Händen sprach, waren: „Meine Kinder, meine armen Kinder! Jetzt rettet euch nichts vor dem Waisenhause!"

„Ich denke doch," tröstete Frau Clement. „Sorge nicht, Marie! Du lebst, will's Gott, wohl noch lange genug, um deine Kinder selbst zu erziehen. Sollte aber dein Tod früher, als ich denke und hoffe, eintreten, so sind deine Kinder die meinen."

„Gute Tante! Aber ihr seid jetzt selbst so bedürftig. Welche Last werden sie euch sein!"

„Rechnen Sie mich für gar nichts," sprach ich hinzutretend, „und können Sie glauben, daß ich Ihr mich so hoch ehrendes Vertrauen nicht rechtfertigen werde? — Mögen die Kinder, welche Sie mir ans Herz legten, nun arm oder reich sein, sie bleiben meine Schützlinge, für die ich sorgen werde."

Sie drückte mir die Hand und sah mich mit einem rührend vertrauenden Blick an. Das Herz schien ihr etwas erleichtert. Nach und nach gelang es uns, sie zu beruhigen, dann aber verlangte sie sehnsüchtig nach ihren Kindern.

Frau Clement wagte nicht, sie zurückzuhalten, gab ihr aber Sophie zur Begleitung mit.

Erschöpft von all den so muthig ertragenen Gemüthserschütterungen, setzte sich meine brave Wirthin in ihren Sessel und schloß einen Moment die Augen. Da wurde sie aufs neue gestört.

Die Aufwärterin überbrachte ihr einen Brief. Sie durchlas ihn und erbleichte.

Zum ersten Male lag ein Ausdruck voll-

kommener Rath- und Muthlosigkeit auf ihrem Gesichte, als sie zu den Töchtern sprach:

„Onkel Funk kündigt mir das Kapital, das er uns nach des Vaters Tode lieh. — Ich kann ihn nicht anders befriedigen als durch den Verkauf des Hauses.“

Ich bat sie, mir zu gestatten, dem hartherzigen Verwandten das Kapital, das sie ihm schulde, zu erstatten.

Sie schüttelte den Kopf, reichte mir mit offenbarer Rührung die Hand, wies aber mein „großmüthiges Anerbieten“, wie sie es nannte, zurück.

Vergebens drang ich in sie, sagte ihr, daß von einer Großmuth meinerseits nicht die Rede, daß es einfach ein wohlangelegtes Kapital, und ich vermögender sei, als sie vielleicht glaube.

Sie beharrte entschieden bei ihrer Weigerung. Der Gedanke, sich als meine, des fremden Mannes Schuldnerin zu fühlen, schien ihr unerträglich und auch die Mädchen standen so schamdurchglüht da, daß ich nicht wagte, länger in sie zu bringen.

Betrübt zog ich mich in mein Zimmer zurück, wo ich nun schon seit Stunden sitze und sinne, wie der schwergeprüften Familie zu helfen sei.

Ja, wenn Fanny mich lieben könnte, dann wäre die Lösung gefunden. Mit ihrer Hand erkaufte ich mir das Recht, der Mutter in ihrer Bedrängniß beistehen zu dürfen.

Aber sie liebt mich ja nicht, hat mir unablässig ihre Abneigung gezeigt.

Wie unedelmüthig wäre es von mir, die jetzige bedrängte Lage der Familie zu benutzen, um ihr Jawort zu erlangen. Sie würde es mir vielleicht geben, sich der Mutter und den Schwestern aufopfernd. Nimmermehr!

Von Zeit zu Zeit tönen dann wieder Frau von Bergau's Worte von Fanny's liebewarmem Herzen schmeichelnd in mein Ohr. Es kam mir plötzlich vor, als hätte sie bei dem Segenswunsch für Fanny's Lebensglück mich bedeutungsvoll angesehen. O Gott, wenn es möglich wäre! Welche Seligkeit! —

Den 7. Mai.

Nach schlafloser Nacht war mein Entschluß gefaßt; ich wollte Gewißheit auf eine oder die andere Weise und stieg die Treppe hinab.

Ich traf Fanny allein im Wohnzimmer. Den Kopf auf die feine Hand gestützt, stand sie sinnend am Kamin.

Ich näherte mich ihr rasch, als wäre Gefahr im Verzuge. Ihre Hand ergreifend, sprach ich, mich fast überstürzend, von meiner schon lange gehegten Liebe und bot ihr Herz und Hand.

Sie hob die gesenkten Augenlider und blickte mich erstaunt an, als wolle sie sich versichern, daß sie nicht träume; dann übergoß eine glühende Röthe ihr schönes Antlitz, die aber eben so rasch einer marmorartigen Blässe Platz machte.

Ein Zittern durchlief ihren Körper, sie drohete umzusinken.

Tödtlich erschreckt, umfaßte ich die wankende Gestalt und meiner Brust entrangen sich die Worte: „Verzeihen Sie, Fräulein Fanny, wenn mein Antrag Sie beunruhigte. Sie sollen mir kein Opfer bringen! Nimmer will ich ein Hinderniß ihres Glückes sein und wenn Sie den Kammerherrn oder einen Anderen lieben — —“

Da umfaßten zwei Arme, hochemporlangend, meinen Hals und die Worte: „Sie sind es ja allein, den ich liebe; den ich vom ersten Begegnen an geliebt habe!“ schlugen an mein wonnetrunkenes Ohr.

Ich drückte das schöne Mädchen fest und immer fester an mein Herz, fühlte in diesem Augenblick erst ganz, mit welcher Leidenschaft ich sie liebte, und mit namenlosem Entzücken, daß sie diese Gefühle im gleichen Maße theilte.

Eine selige Stunde folgte.

Hand in Hand saßen wir auf dem kleinen Sopha und erzählten uns von unserer Liebe und unserem Leid, von den Zweifeln, die uns gequält, und den eifersüchtigen Schmerzen und Sorgen. Immer klarer wurde es in unsern Herzen, alle Zweifel lösten sich.

Da fiel mein Blick auf das Medaillon, das ich einst mit so eifersüchtigem Auge angesehen, das mir so viel Schmerz bereitet. Das Band, an dem es hing, hatte sich gelöst. Es fiel zur Erde, ich bückte mich danach und hob es auf. Es war mein eigenes Bild, das ich einst mit den Berloques dem kleinen Arthur geschenkt.

Wie überrascht war Frau Clement, wie freudestrahlend Anna! Gewußt habe sie es längst, wie es um unsere Herzen gestanden, meinte sie, und wenn es sich nicht

um ihre Schwester gehandelt hätte, würde sie mir auf die Sprünge geholfen haben.

* * *

Tage unendlichen Glückes folgten.

Wie mit einem Zauberschlage war aus der stillen Ophelia mit dem schleppenden Gange und den niedergeschlagenen Augen eine beredte, liebeglühende, von Jugendkraft und Leben durchhauchte Julia geworden.

Die äußeren Bedrängnisse der Frau Clement waren schnell beseitigt. Die helfende Hand des künftigen Gatten ihrer Tochter, des Sohnes, durfte sie nicht zurückweisen.

Eine ganz besondere Freude gewährte es mir, durch Erwerbung eines an ihr Gärtchen anstoßenden, mit schönen Bäumen bestandenen Grundstückes meine Freundin Anna zu überraschen. Es sollte ihr Ersatz sein für den verlorenen Garten der Tante.

* * *

Eine Trauerkunde aus Diekirch unterbrach zuerst den Wonnetaumel unserer Herzen. Frau von Bergau hatte überwunden.

Sanft und schmerzlos war sie eingeschlafen, ein seliges Lächeln auf den Lippen.

So fanden wir sie noch am Begräbnißtage in ihrem blumengeschmückten Sarge.

Wer hätte sie zurückrufen mögen in eine Welt, die ihr des Jammers so viel gebracht!

Ihre letzte Freude war die Nachricht von meiner Verlobung gewesen, lächelnd hatte sie dabei auf ihre Kinder geblickt.

Ich werde das Vertrauen, das sie in mich setzte, rechtfertigen.

Ihre Kinder sollen die meinen sein und Fanny's.

Nachtrag.

Dreiundzwanzig Jahre sind verflossen, seitdem ich auf Luxemburgs Felsen mein Haus gegründet.

Längst hat das Schicksal uns von dort hinweggeführt, aber des Herrn Segen ist nimmer von uns gewichen. Haben auch Zeiten der Trübsal unserm Leben nicht gefehlt, so erkennen wir doch dankbar, daß ein mehr als gewöhnliches Maß von Glück und Freude uns zu Theil geworden. Inmitten ihrer herangewachsenen Kinder steht Fanny, die Krone meines Lebens, noch immer die schlanke, fast jungfräuliche Gestalt.

Ihr scheint die Gabe nicht welkender Jugend verliehen. Mehrfach sind wir als Gäste in meiner kleinen Etage im Wittwenhause am Wall eingekehrt, wo unser Kommen jedesmals einen Sturm des Entzückens erregt.

Das letzte Mal, als wir in das Felsennest einfuhren, nicht mehr in tiefe Gründe hinabschnurrend, um jenseits wieder emporzuleuchen, sondern auf Flügeln des Dampfes, über riesige Viaducte, welche von einem Felsplateau zum andern in schwindelnder Höhe aufgeführt waren, sah ich mit Schmerz die Trümmerhaufen der mächtigen Festungswerke, deren Anblick mir einst so imponirt hatte, die für die Ewigkeit gegründet schienen. Die preußische Garnison war abgezogen. Dem Lande den Frieden zu erhalten, hatte unsre Regierung ihr Besatzungsrecht geopfert. Dem neidischen Nachbarvolke wurde der Tribut gezollt, das Bollwerk auf Deutschlands Westgrenze aufgegeben. — Der letzte Krieg hat es wett gemacht. Unsere weit vorgerückten Grenzen bedürfen Luxemburgs nicht mehr. Sie haben andere Festungen, die, sonst uns von Frankreich aus bedrohend, jetzt Front gegen dasselbe machen.

Literarisches.

Kaiser Friedrich I. Von Hans Prutz. 2. Band. Verlag von Kafemann in Danzig. 1871.

Der vorliegende Band behandelt die Jahre 1166 bis 1177. Ein sehr wohlthuendes Buch; der große Kampf zwischen der deutschen Monarchie und dem damals mit einander verbündeten Papstthum und Fürstenthum ist uns heute so nahe getreten, daß wir Gestalten und Vorgänge jener Zeiten mit den Händen glauben erreichen zu können. Fern von falscher Einmischung der Gegenwart, erblickt der junge Historiker, ein Sohn von Robert Prutz, die Vorgänge jener Zeiten in einem deutlicheren und schärferen Lichte, als dies noch vor einigen Jahren möglich war.



Neuestes aus der Ferne.

Die Mineralschätze von Texas.

Vor einiger Zeit brachten die Monatshefte einen Bericht über die Kupferlager in Texas, besonders in den Grafschaften Archer und Parker. Am Schluß des Berichtes wurde mitgetheilt, daß eine Gesellschaft von Kapitalisten sich in Washington gebildet habe, deren Zweck die Entwicklung und Ausbeutung der mineralischen Reichthümer von Texas sei, und daß im Mai 1872 eine Expedition nach den Kupferlagern abgegangen, mit der vorläufigen Aufgabe, an Ort und Stelle eingehendere geognostische Untersuchungen anzustellen.

Zur Vervollständigung des früheren Berichtes bringt das in Austin, der politischen Hauptstadt von Texas, erscheinende „State Journal" vom 31. October die folgende, aus Washington vom 26. October datirte Notiz: „Die Expedition, welche unter Führung des Herrn McCarthy zur wissenschaftlichen und praktischen Erforschung der Kupferdistricte von Nordtexas abgeschickt worden ist, bestätigt das Vorhandensein von Kupferlagern und Kohlenfeldern von ungeheurer Ausdehnung; die Kohle, welche sie gefunden, ist der Anthracitkohle von Ost-Pennsylvanien ähnlich, und das Kupfererz hat bei der Analyse einen Reingehalt von 84 Procent ergeben, mit einer werthvollen Beimischung von Silber. Die Compagnie hat 35000 Acker Land in dem District erworben und bildet eine in sich abgeschlossene Körperschaft, die keine Actien zum Verkauf ausbietet. Der Auffindung von Kohlen in dieser Gegend wird besonders deshalb große Bedeutung beigelegt, weil die südliche Pacific-Eisenbahn den District durchschneidet."

Noch hinzuzufügen ist außerdem, daß erst ganz vor kurzem wieder auch in der sogenannten Llano Estacado ein Kupferbett entdeckt worden ist.

Von besonderem Interesse ist dabei die Beschaffenheit des neuentdeckten Erzes. Aeußerlich sieht dasselbe der Rohrsteinkohle ähnlich und scheint eine Beimischung von Pflanzen- oder Holzbestandtheilen zu haben; bricht man ein Stück durch, so sieht es im Bruch wie versteinertes Holz aus. Diese Erzart findet sich in ausgedehnten Lagern, die Schieferbetten ähnlich sind; Analysen, welche in Washington und England gemacht sind, haben das Resultat gegeben, daß dieses Erz 62,51 Procent reinen Kupfers, etwas Malachit und als Rest den holzkohlenartigen Stoff enthält, der beim Schmelzen sich verzehrt und die Hitze vermehrt; die Tonne dieses neuen Kupfererzes ist in England auf 225 Pf. Sterl. geschätzt worden.

Jedenfalls muß es für die Entwicklung des Staates von großer Zukunftsbedeutung erscheinen, daß Texas besonders auch an den zwei mineralischen Bodenschätzen reich ist, welche die Grundlage aller Gewerbsthätigkeit bilden, an Eisen und Kohlen; es besitzt in seinem nordwestlichen Bergdistricte, in den Grafschaften Llano, Mason, San Saba, Burnet, McCulloch, Lampasas und andern Eisenlager von ungeheurer, noch nicht festzustellender Ausdehnung,

jedenfalls nicht minder reich als die von Schweden, Missouri, New-Jersey und New-York; die verschiedensten Arten von werthvollen Eisenerzen sind bereits aufgefunden, so z. B. magnetisches, spathiges, spiegelblendiges, blutsteinartiges und limonitisches in unberechenbarer Menge, und einzelne von außerordentlicher Güte.

Bis jetzt sind bereits in fünfzig Grafschaften die reichsten Eisenlager gefunden worden, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß immer mehr aufgefunden werden; meist liegen in dem eigentlichen Eisendistricte des Nordwestens ungeheure Massen losen, eisenhaltigen Gesteins auf der Oberfläche der Erde, wahrscheinlich durch vulcanische Gewalten aus der Tiefe emporgehoben; hauptsächlich aber findet sich das Eisenerz in wirklichen, starken Adern vor, die bis jetzt noch nicht bis zu einer irgend erheblichen Tiefe verfolgt worden sind und deren Reichthum daher noch nicht zu ermessen ist.

In merkwürdig reicher Entwicklung tritt blutsteinartiges und limonitisches Eisenerz an den Quellwassern des Rothflusses auf; es finden sich dort Betten der genannten Erzarten, die 50 bis 60 Fuß Dicke haben; in Verbindung mit ihnen kommen verschiedene Arten von Eisenoxyden vor, die zur Herstellung von rothen, gelben und braunen Farben verwendbar sind und regelmäßige Lager von mehreren Fuß in Dicke bilden.

Die Kohlenfelder von Texas, wenigstens die ausgedehntesten und reichhaltigsten, liegen ebenfalls im Nordwesten, also da, wo die eigentlichen Eisenerzlager sich finden, wenigstens nicht zu fern ab von denselben. Aber auch mehr im Innern des Staates sind überall an den verschiedensten Punkten Kohlen, meist durch Zufall, aufgefunden worden, und es vergeht fast keine Woche, daß nicht Berichte über neue Funde beim Staats-Landamte einlaufen, oder durch die Presse angezeigt werden. So ist man, wie das Staats-Journal mittheilt, erst ganz vor kurzem wieder in Centraltexas und zwar in der Grafschaft Washington, nahe bei der Eisenbahnstation Gibbings am Rabbs Creek beim Brunnengraben auf eine 6 Fuß dicke Kohlenader gestoßen. Die nordwestliche Kohlenregion, soweit sie bis jetzt bekannt ist, umfaßt ein Areal von 6000 (engl.) Quadratmeilen und trägt so ziemlich den gleichen Charakter als die von Missouri; im ganzen gleicht die dort vorkommende Kohle ihrem Aussehn nach der von Belleville im Staate Illinois; die Analyse einer Probe hat ergeben, daß sie 52 Procent festen Kohlenbestandes enthielt; sie schwefelte mit einer starken Flamme ab, ohne daß ihre Form sich veränderte; auch eine Art Anthracitkohle ist noch anderwärts entdeckt worden, als die in der Kupferregion, deren der an der Spitze stehende Bericht aus Washington Erwähnung thut, so namentlich in Atascosa Co.; doch ist die texanische Anthracitkohle im allgemeinen leichter und brüchiger als die von Pennsylvanien. Die mehr im Innern des Landes in der Tertiärformation vorkommenden Kohlen sind jüngeren Ursprungs; sie sind fast alle weich, schwefelhaltig und sehr aschig, aber von besserer Qualität als die deutsche Braunkohle; sie werden später, wenn Holz zu theuer geworden, das Brennmaterial für den Hausbedarf bilden.

Auch an Blei- und Silbererzen ist die Mineralregion von Texas nicht arm; beide Arten von Erzen kommen fast immer mit einander verbunden vor. Wie in Missouri, so ist es auch im Hügellande von Texas der viel vorkommende, kalkhaltige Sandstein, welcher diese Erze anzeigt. Die Hauptarten, welche sich vorfinden, sind: Clarbonet of C., Sulphuret of C., Molybdate of C.; die beiden erstgenannten haben fast immer einen so reichen Silbergehalt, daß man sie geradezu als Silbererze ansehen kann. Ein Stück Erz, das aus einer 3 Fuß dicken Ader in Llano Co. entnommen war, ergab für 100 Pfund 286 Unzen (beinahe 18 Pfund) Silber und 75 Proc. Blei; es bestand aus kohlensaurem Bleierz, mit Schwefel vermischt, und ist bei dem Vorwiegen des ersteren Bestandtheils leicht zu scheiden. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die silberhaltigen Bleierze in großer Menge und Güte vorhanden sind. Wie die Ueberbleibsel von alten Schmelzöfen schließen lassen, sind in der Grafschaft San Saba schon zur Zeit der spanischen Herrschaft Silberminen bekannt gewesen und bearbeitet worden.

Eine gleichfalls aus spanischer Zeit stammende Tradition berichtet, daß früher in der oberen Gebirgsgegend des Staates

auch Gold gefunden worden sei; wie das Staats-Journal mittheilt, hat man vor wenigen Monaten in Burnet Co., im Hooversthal wieder Gold entdeckt, bis dahin nur im Flußsand; ob es dort in hinlänglicher Masse vorhanden ist, um die Arbeit, welche seine Gewinnung kostet, lohnend erscheinen zu lassen, steht noch dahin.

Von den übrigen Mineralschätzen, welche für die Zukunftsentwicklung des Staates Texas und seiner Industrie von vorher kaum zu berechnender Wichtigkeit sind, hat der vorige Artikel bereits Mangan, Kobalt, Nickel und Bismuth genannt; es sei hier noch hinzugefügt, daß außerdem noch als vorkommend constatirt sind: Salz, Marmor, Mühlstein, Schiefer, Gips, Cement, Kreide, Asbest, Kaolin, Alaun, Arsenik, Asphalt, Petroleum 2c.

Aber alle diese Schätze liegen bis jetzt beinah unbenutzt als todtes Kapital unter dem Boden; selbst an einer eingehenden geognostischen Er- und Durchforschung des unterirdischen Texas hat es bis auf den heutigen Tag noch gefehlt. Nur einmal hat der Staat selbst einen Ansatz genommen, etwas für eine wissenschaftliche und systematische Erforschung des Mineralschatzes zu thun, und zwar durch Anstellung eines Staats-Geologen im Jahre 1859; derselbe hatte aber kaum seine Arbeiten begonnen, und trotz der kurzen Zeit seiner Thätigkeit verhältnißmäßig Schätzenswerthes geleistet, als der Ausbruch der Rebellion ihr wieder ein Ende machte.

Jetzt hat der letzte gesetzgebende Körper von Texas wieder die Einsetzung eines geologischen Bureaus beschlossen; dasselbe wird hoffentlich bald ins Leben treten und durch seine Arbeiten zuverlässigere Berichte über die unterirdischen Schätze von Texas verbreiten. Die rapide Eisenbahnentwicklung des Landes — in den letzten zwei Jahren sind über 600 (englische) Meilen Eisenweges gebaut, und im ganzen jetzt nahezu 1100 Meilen vollendet, zu denen im Laufe der nächsten Jahre noch 2000 hinzukommen werden — eröffnet die sichere Aussicht, daß das reiche mineralische Kapital alsdann rasch zu Tage gefördert und zur Verwerthung gebracht werden wird.

Der Dolly-Varden-See.

Die Quelle des Mississippi wurde bekanntlich erst im Jahre 1831 durch eine von der Bundesregierung ausgerüstete Expedition, an deren Spitze Schoolcraft stand, in Caß County, Minnesota, entdeckt. Der Mississippi nimmt seinen Ursprung im Elk Lake oder Itaska, wie Schoolcraft den See getauft hat. Im Juni 1872 wurde eine neue Erforschung des Sees und seiner Umgebung vorgenommen und es zeigte sich, daß die älteren Landkarten, wenn auch im ganzen genommen sehr genau, doch in einigen Punkten zu corrigiren sind. So fand man in der südwestlichen Ecke des Itaska einen in den See einmündenden Bach, welchem nachgehend die Forscher zu einem kleinen runden See, oder vielmehr zu einem Teiche gelangten, den sie nun als den wahren Ursprung des Mississippi beanspruchen, und der von ihnen Dolly Varden Lake genannt wurde. Dolly Varden ist ein terminus techniens für das mit Blumen bedruckte Zeug, das auch unsere Damen als Oberkleid tragen, letztes Jahr aber in Amerika besonders Mode war und seinen Namen nach einer jungen Engländerin aus dem vorigen Jahrhundert erhielt, deren so ausstaffirtes Porträt eine Gemäldegalerie in New-York birgt.

Aus der Beschreibung des Sees ist ersichtlich, daß es eigentlich nur das zusammenfließende Wasser eines Sumpfes ist, das in den Itaska mittelst jenes kleinen Bächleins von kaum vier Fuß Breite und Tiefe strömt. Es wird die Vermuthung ausgesprochen, daß der Fluß, welcher den Red River mit dem Mississippi verbindet, in diesem Sumpfe seine Entstehung habe. Die größte Tiefe des Dolly-Varden-Sees wurde zu nur 12 Fuß gefunden und der Durchmesser beträgt kaum 1200 Fuß.

Nachrichten Dr. Schimper's über die gegenwärtigen Zustände Abyssiniens.

Von dem Viceconsul Brüning sind folgende Nachrichten Dr. Schimper's über die gegenwärtigen Zustände Abyssiniens in der Zeitschrift der Berliner geographischen Gesellschaft veröffentlicht worden.

Dr. Schimper's Tochter, die Wittwe eines evangelischen Missionärs aus Würtemberg, ist seit 1868 mit dem abyssinischen Fürsten Kassai Abba Kiase verheirathet, welcher damals mit dem jetzigen Kaiser Johannes intim befreundet war. Bald nach der Hochzeit aber kam es zwischen Beiden zum Bruch. Abba Kiase zog sich

in seine Provinz zurück und übergab seine Frau ihrem Vater, bis der Zwist ausgeglichen sein würde. Da dies nach Ablauf eines Jahres noch nicht geschehen war, kam Abba Kiase mit einem Theile seiner Truppen zu Schimper und nahm seine Frau heimlich mit sich. Bald darauf kam es zwischen beiden Fürsten zu blutigen Gefechten, die aber unentschieden blieben. Endlich wurde Kiase vom Johannes überfallen. Ihm selbst gelang es zwar, zu entkommen, allein sein Lager wurde geplündert und seine Frau, nachdem die Soldaten ihr Alles geraubt und selbst die Kleider vom Leibe genommen hatten, vor den Anführer der Truppen gebracht. Dieser, ein Freund Schimper's, behandelte sie möglichst schonend und brachte sie dem ihm gewordenen Befehle gemäß nach Adoa, wo sie am ersten Februar 1872 eintraf und sofort in Ketten gelegt wurde.

Am 13. Februar hielt der Kaiser ein öffentliches Gericht, vor welchem die Tochter Schimper's erscheinen mußte. Auf des Kaisers Befehl wurde sie vollständig nackt ausgezogen, die Soldaten entrissen aber schnell einem kleinen Kinde einen schmutzigen Lappen und warfen ihr diesen um den Leib. So wurde sie vor die Kanone gestellt und mußte in brennender Sonnenhitze von 8 bis 12 Uhr früh vor der versammelten Menge bleiben, ohne daß eine Frage an sie gerichtet wurde. Endlich befahl der Kaiser, sie in die Handmühle zu schicken. Dort wurden ihr noch Ketten um die Füße gelegt und sie mit Geißelhieben angetrieben, Getreide zu mahlen. Diese Mißhandlungen hatten weiter keinen Grund, als Schimper zu veranlassen, für die Freilassung seiner Tochter dem Kaiser ein bedeutendes Lösegeld anzubieten. Würde aber Schimper sich sofort dazu erboten haben, so würde der Kaiser, seiner Gewohnheit gemäß, noch ärgere Mißhandlungen anbefohlen haben, um noch ein größeres Lösegeld zu erpressen und schließlich nach Zahlung desselben die Frau einem seiner Knechte zur Concubine gegeben haben, um dadurch ihre Rückkehr zu ihrem Gatten zu verhindern.

Schimper war aber nicht in der Lage, ein Lösegeld anzubieten, und mußte sich gedulden. Inzwischen hatte diese Handlungsweise eine große Aufregung im Lande hervorgerufen, und Schimper's Freunde sowohl, als auch die Blutsverwandten und die Räthe des Kaisers drangen so lange in ihn, bis er die Begnadigung aussprach und sie am 18. Februar freiließ.

Bei allen seinen Handlungen läßt dieser neue Kaiser sich nur durch Hochmuth und Geldgier leiten. Er hat an die Regierungen Preußens, Englands, Rußlands und Frankreichs geschrieben, daß er wünsche, daß Europäer sich in seinem Lande ansiedelten, und daß er dieselben gut behandeln und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen würde. Dennoch hat er in den letzten drei Jahren alle Europäer auf das schlechteste behandelt, sie arbeiten lassen, aber nicht bezahlt.

Mit einem französischen Ingenieur, Namens Godineau, kamen zwölf Arbeiter, meist Italiener, nach Abyssinien, welche durch lügenhafte Berichte abyssinischer Abgesandten in Aegypten bewogen wurden, dorthin zu gehen. Von diesen sind nur drei im Lande geblieben, einer nahm sich aus Verzweiflung das Leben, die andern haben das Land im größten Elend verlassen. Die Zurückgebliebenen haben dem Kaiser vortreffliche Arbeiten geliefert, sind aber, anstatt Bezahlung zu erhalten, mit Versprechungen hingehalten, jetzt vollständig verarmt und suchen nur eine Gelegenheit, um aus dem Lande hinauszukommen.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

März 1873.



Aus alten Spuren.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

(Fortsetzung.)

VII.
Conversationen.

Schön und heiter war die Frau Doctor Rohde an diesem Abend freilich, ja sie war beides in einem solchen Grade, daß es selbst in diesem Kreise, wo sich heute aus Nähe und Ferne sehr viel Jugend und Frische, sehr viel Anmuth und Grazie, sehr viel Lust und gute Laune zusammengefunden hatte, wohl auffallen und ihr die Aufmerksamkeit von Bekannten und Fremden zuwenden mußte. Sie hatte sich, um einmal einen Ausdruck zu wählen, der zwar nicht gesellschaftlich ist, aber die Sache doch besser als irgend ein anderer bezeichnet, „schön gemacht", und sie hatte es ersichtlich mit Lust und Geschmack gethan, und das Vergnügen, das ihr die Huldigungen machten, welche man ihr darbrachte, und die Freude, die sie selber über den ihr nicht verborgenen Eindruck ihrer Erscheinung hatte, trugen das Ihre bei, ihr neue Reize zu verleihen und den Eindruck zu verstärken. Denn wie sie im Uebrigen auch sein mochte, wie lebhaft, wie heiter, wie strahlend sie war und sich dem Vergnügen überließ, der Vorwurf der Uebertreibung, des Ungeschmacks und vor allem der Absicht haftete heute so wenig an ihr als je. Das schöne, oder sagen wir lieber: anmuthsvolle Maß blieb ihr auch heute unwandelbar treu, und es war in der großen Gesellschaft schwerlich Jemand, der in Ansehung ihrer Erscheinung

und Haltung hinter ihr drein die Achseln gezuckt, ihre „Ansprüche“ übertrieben geheißen, der sie, wie das ja so leicht geschieht, „zu alt“ gefunden hätte für „die Rolle einer Balldame“ und für die Freude, die ihr ersichtlich das Fest machte. Es ist etwas so Schönes und Erquickendes um die unbefangene, herzliche Heiterkeit eines Menschenkindes, und es wird für uns immer erquickender, je seltener sich in unserer blasirten Zeit ein solcher Anblick bietet.

Im übrigen freilich und in anderem Sinne fehlte das erwähnte Achselzucken in einem gewissen Kreise der Gesellschaft schwerlich. Wir erfuhren, daß zu diesem Balle nicht allein die auswärtigen Mitglieder erschienen waren, sondern daß die Harmoniegesellschaft auch noch weitere zahlreiche Einladungen hatte ergehen lassen, in Folge deren fast alle reichen und „vornehmen“ Familien der Nachbarschaft, wenigstens durch einzlene Glieder, hier vertreten waren. Wir müssen hier aber bemerken, daß der grundbesitzende Adel in diesem städtearmen und fast industrielosen Landestheil in jeder Richtung die „erste Rolle“ spielte und trotz aller Urbanität und Liberalität im Einzelnen, dennoch einen festgeschlossenen und exclusiven Stand bildete, der die Annäherung „inferiorer“ Elemente nirgends erleichterte und überhaupt nur bis auf einen sehr bestimmten Grad duldete. Ausnahmen und Abweichungen gab es allerdings — wir brauchen nur an unsere Bekannten, den jovialen Meden zu erinnern — im allgemeinen aber war diese Haltung neuerdings keine mildere, sondern eher eine strengere geworden, und das Wohlwollen, das vordem die Halthin bei ihrem Eintritt in diesen Kreis empfangen hatte, kam gegenwärtig in ähnlichen, freilich sehr seltenen Fällen, in bei weitem geringerem Maße zum Durchbruch. Gab es doch noch immer einzelne Familien, welche auch die Halthin, trotz aller Achtung vor dem alten Paare, selbst heute noch nicht recht „für voll“ gelten lassen wollten und ihnen das „rechte Blut und den rechten Geist“ absprachen. Für diese Anschauung sprachen ihnen schon die bürgerlichen Verbindungen, welche zwei der Töchter eingegangen waren. Dergleichen konnte nur in einer „neuen Familie“ stattfinden.

Da die beiden Töchter sich durch ihren Schritt von dem elterlichen Stande freiwillig ausgeschlossen hatten, so konnte auch von keinen, auf jenen begründeten Ansprüchen mehr die Rede sein und mußte auch ihre Stellung zur adeligen Gesellschaft eine andere, fremdere werden. Bei Frau Consul Däne kam dies alles wenig in Betracht; die „Kaufmannsfrau“ zählte überhaupt nicht mehr, und da sie überdies sehr selten in diesen Gegenden erschien und noch seltener mit dem alten Standeskreise in Berührung kam, so brauchte man nicht einmal in Verlegenheit mit den Rücksichten zu kommen, die man unter anderen Umständen für sie gelegentlich dennoch vielleicht hätte haben müssen. Man dachte nicht mehr an sie und fragte um so weniger nach ihr, als schon das Mädchen seinerzeit wenig Beifall in der Gesellschaft gefunden hatte.

Mit Anna stellte sich die Sache bei weitem schwieriger und unangenehmer. Sie lebte im Lande, sie lebte in der Nachbarschaft, sie war die Gattin eines „Studirten“, ja obendarein eines Arztes, der durch seinen Beruf einen Freipaß für alle Kreise besaß und selbst den exclusivsten Familien nahe gestellt wurde. Dazu wurde Rohde, wie wir wissen, überall hoch geschätzt, denn selbst seine politischen Gegner mußten wohl die von ihm beobachtete ruhige Zurückhaltung anerkennen; in nicht wenigen Familien war er aber wirklich beliebt und es ließ sich, wie die Verhältnisse in solchen Landstrichen sind, gar nicht vermeiden, daß man neben dem geachteten, ja befreundeten, überall willkommenen Arzte die Gattin desselben nicht ignoriren, noch ihr ausweichen konnte. War Anna doch obendarein für die Meisten keine Fremde und als junges Mädchen in diesen Kreisen sehr beliebt und gefeiert gewesen. Hätte sie den „Tact“ besessen, von allen eigenen, auf ihre Abkunft begründeten Ansprüchen abzulassen und sich, wieder mit Tact, in ihre neue Stellung zu fügen; hätte sie sich „bescheiden und dankbar“ mit dem begnügt, was man ihr noch zu bieten hatte und herzlich gern bieten wollte: so würde sie vermuthlich selbst den Exclusivsten als eine ganz achtungswerthe und angenehme Frau erschienen sein, die man gelegentlich, immer noch vor vielen Anderen, einmal neben sich dulden konnte.

Leider war dies aber keineswegs der Fall. Was Anna auch innerlich fühlen und über sich und ihre Stellung denken mochte — äußerlich deutete nichts darauf hin, daß sie sich nicht mehr auf dem gleichen Niveau mit ihrem früheren Kreise gesehen und den alten Ansprüchen entsagt hätte. Sie schloß sich stets auf das unbefangenste gerade an diesen Kreis an und nahm ihren Platz in demselben ein, als verstehe sich das so von selbst. Das zeigte sich auch heute Abend sehr deutlich, und wenn man dies in den betreffenden Regionen schon immer an ihr zu tadeln fand, so erregte es heute noch mehr Mißfallen; man wollte sich von dem Feste nicht ausschließen, sich an demselben aber nur in gewissermaßen geschlossener Reihe betheiligen. Wer sich demnach herandrängte, that das auf seine Gefahr. Von einer freundlichen Aufnahme konnte keine Rede sein, höchstens nur von einer achselzuckenden Duldung. Hin und wieder konnte man auch einige Befremdung zeigen oder eine gewisse kühle Zurückhaltung, und Beides wurde Anna nicht erspart.

Eine ganze Weile achtete sie nicht darauf. Sie war eben zu heiter und genoß einer zu großen Bevorzugung, um auf die Kälte Einzelner viel Werth zu legen. Allmälig aber mußte sie denn doch wohl weniger angenehme Beobachtungen gemacht haben. Sie wurde entschieden ernster und zurückhaltender, sie betheiligte sich nicht mehr so munter an der Unterhaltung, und ihr Auge, wenn es über den Saal und die glänzende Menge flog, hatte nicht mehr den leuchtenden, zufriedenen, glücklich-lächelnden Blick der ersten Stunde.

Erst da sie drüben ihren Bruder mit seiner Gattin am Arm in die Thür treten sah, zeigte sich in ihrer Miene wieder der Ausdruck einer frohen Befriedigung und derselbe verstärkte sich noch, als sie ihn, nachdem er sich flüchtig umgeschaut und sie bemerkt hatte, quer durch den Saal herankommen sah.

„Nun, wie ist's?" fragte er mit einem musternden Blick. „Du versprachst dir heute Nachmittag so viel Vergnügen. Und jetzt stehst du ernst aus und bleibst im Hintergrunde und einsam?"

„Mit vollster Absicht," versetzte sie leichthin. „Ich bin müde und soll doch noch viel tanzen, da ruhte ich ein wenig aus." Und indem ihr Auge gleichgültig über ihre Umgebung streifte, fügte sie in gleichem Tone hinzu: „Bekannte fand ich hier nicht."

. „Täusche mich nicht," entgegnete er, sichtbar verstimmt. „Du findest dich nicht an deinem Platz. Du bist schön, du bist elegant, du könntest noch immer die erste Dame unserer Kreise sein, aber du bist es leider nicht mehr, weil — du es nicht gewollt hast. Verzeih mir diese Worte," setzte er hinzu, da er ihre Brauen zucken sah. „Wie wir eintraten und ich Helene zu ihren Bekannten führte, stand Wettersberg in der Nähe und schaute — ich merkte das gut! — zu dir hinüber. Und da dachte ich, wie auch er vermuthlich, an die alte Zeit, und wie anders Alles hätte kommen und sein können, wenn du —"

„Lasse das ruhen," unterbrach sie ihn, die Brauen zusammenziehend und indem sie einen Knopf des Handschuhes schloß, der aufgesprungen war. „Kein Mensch sieht in die Zukunft, wie du weißt." Indem blickte sie wieder auf und da sie eben Malsberg herankommen sah, flog es noch einmal wie ein Schatten durch ihr Auge und über ihre Stirn. Im nächsten Moment aber waren beide wieder hell, und seine Verbeugung flüchtig erwiedernd, sprach sie: „Ach, Herr Rath, ich wähnte mich schon von Ihnen vergessen und hatte eine große Strafrede im Sinn! Aber," fügte sie mit einem Blick auf den kalt dareinschauenden Bruder hinzu, „die Herren kennen sich, wie ich glaube, noch nicht näher. Lassen Sie mich das jetzt gut machen. Lieber Fritz, Herr Rath Malsberg, ein häufiger freundlicher Gast unseres Hauses und ein geduldiger Theilnehmer unserer Einsamkeit."

Die Augen der beiden Männer begegneten sich mit ersichtlich prüfendem Blick, und dann sagte der Landrath in kühl verbindlichem Tone: „In der That, ich erinnere mich! Ich sah Sie am Einzugstage bei meiner Schwester. Die Stunde war allerdings neuen Bekanntschaften nicht günstig."

„Denke noch ein wenig weiter zurück!" sprach Anna wieder mit jener Lebhaftigkeit, welche für einen aufmerksamen Beobachter jedoch leicht möglich etwas Unfreies und nicht ganz Natürliches enthalten haben möchte. „Ich habe erst heute er-

fahren, daß der Herr Rath dich schon von Heidelberg her kennt."

Die Stirn des Landraths faltete sich, sein Auge traf den Rath mit einem jäh aufleuchtenden Blick, der jedoch bereits in der nächsten Secunde einem eiskalten Platz machte, und mit der gleichen, fast wegwerfenden Kälte redete er: „Das dürfte ein Irrthum sein, da ich in Heidelberg mit Niemand von den Herren Studirenden verkehrte."

„Doch nicht ganz ein Irrthum," entgegnete Malsberg gleichfalls hörbar kühl. „Ich habe Sie am ersten Tage meines Aufenthaltes gesehen und erfahren, wer der Vorübergehende sei, und bin Ihnen auch später ziemlich häufig begegnet. Das ist freilich keine Bekanntschaft," fügte er flüchtig lächelnd hinzu; „aber ich habe diese Reminiscenz auch nicht als eine solche bezeichnet."

„Das ändert denn freilich die Sache," bemerkte Herr von Halthin in einem, man hätte sagen mögen, versuchsweise höflicheren Tone. „Wie gesagt, ich verkehrte dort mit Niemand und gab wenig Acht auf die Begegnenden. Ich mußte sehr fleißig sein, und überdies war ich in diesem letzten Semester ein paar Mal verreist und endlich auch häufig unwohl. Die Zeit ist mir nicht gerade eine freundliche Erinnerung. Aber ich glaube, Schwester," brach er ab, da eben die Musik begann, „du wirst tanzen wollen, und so will ich nicht länger stören. Auf Wiedersehen." Er wandte sich ab und verschwand zwischen den Gruppen.

„Warum muß mir heute auch Alles mißlingen!" sagte Anna unmuthig, während sie mit Malsberg ein wenig seitwärts trat, um den ersten Paaren mehr Raum zu gewähren. „Ich sagte es schon heute Nachmittag, wie sehr ich mich freue, Sie Beide gerade mit einander bekannt zu machen. Und nun, da es mir endlich gelingt, müssen die Herren in der unliebenswürdigsten Laune sein und sich beinah unfreundlich begegnen!"

Malsberg schüttelte wie verwundert das Haupt. „Was ist's mit Ihnen und Ihrer Laune?" fragte er. „Rosig, wie versprochen, scheint sie auch nicht zu sein."

„Wie könnte sie das neben euch verdrießlichen Menschen!" rief sie schmollend. „Ich muß schon wiederholen: was giebt's mit Ihnen, daß Sie so empfindlich urtheilen und sprechen! Ihr Herr Bruder war nicht heiter — lieber Gott, das hängt bei uns Beamten nicht immer von unserem Wollen und Mögen ab — und zeigte, daß ihm jene Heidelberger Erinnerung wirklich nicht angenehm sei. Und dazu hat am Ende Jedermann ein Recht."

„Das ist ja ein Wunder, daß Sie das anerkennen! Die Herren wissen sonst immer nur von ihrem eigenen Recht, vor dem jedes andere verschwindet. Und wie Sie gegen meinen Bruder waren —"

„Ich?" rief er ganz überrascht in die empfindliche Rede.

„Sie! Waren Sie freundlich? Wer Sie kennt wie ich und weiß, wie verbindlich, wie herzlich Sie sein können, mußte wirklich fast — erschrecken."

„Kommen Sie, kommen Sie, ungnädige Dame!" sagte er lächelnd und nicht ohne einen gewissen Spott, „lassen Sie uns versuchen, ob nicht der Tanz diese bedenkliche Laune zu verbessern vermag! Dies geht ja weit über alle Drohungen hinaus, die Sie mir heute Abend schon mit auf den Weg gaben!"

„Und darüber wundern Sie sich?" fragte sie, als sie wieder auf den Platz zurückgekehrt waren, allein trotz der anscheinend noch empfindlichen Worte war doch ihr Ton ein bei weitem milderer geworden, und das Auge blickte mit einem beinah weichen Ausdruck zu ihm auf. „Sagen Sie selber, Malsberg, sind Sie wie sonst? Nehmen Sie noch Theil? Haben Sie Interesse? Haben Sie ein freundlich Wort und einen frohen Blick? Wie habe ich mich auf heute Abend gefreut!" fügte sie fast klagend hinzu, „auf meinen Bruder, auf Sie — ja, sehen Sie mich nur an, es ist so — auf das ganze Fest! Meiner Freuden sind nicht viele und häufig werden sie mir auch nicht unverkümmert zu Theil. Heute aber —"

„Das thut mir alles ernstlich leid," unterbrach er sie, „und wenn ich selber schuld daran bin, so bitt' ich von Herzen und mit voller Ueberzeugung ab und will wieder gut zu machen suchen. Aber meine treffliche Freundin," fuhr er fort und legte in seinen Ton nicht nur den Ernst, sondern auch die ganze Herzlichkeit, welche er für die neugewonnenen Freunde empfand, deren Lage ihm, wie wir sagten, von Tag zu

Tag mehr Besorgniß einflößte; „lassen Sie mich als alten Freund zu Ihnen sprechen und zwar ein Wort, das nur ein solcher zu solcher Stunde und an solchem Platze sagen darf: Ihre Klagen sind nicht gerecht und Ihre Vorwürfe sind wirklich ein wenig gesucht. So weit ich die Menschen kenne und urtheilen kann, hat sich um Sie her, in Ihren Verhältnissen, Ihrem Leben nichts geändert —"

„Ein charmantes Ballgespräch!" fiel sie plötzlich, mit bitterem Spott zu ihm auflachend ein. „Voll Geist, voll Anmuth, voll Interesse —"

„Da haben Sie Recht!" unterbrach auch er sie mit hörbarem, nur freilich gutmüthigem Spott. „Ich war eben kein Ballherr, sondern prätendirte, wie ich sagte, ein alter Freund zu sein, der trotz des sehr wohlbegriffenen Wagnisses zu Ihnen redete. Daran sind Sie selber schuld, ungnädige Dame!"

„Wie natürlich immer!" sagte sie gereizt.

„Hören Sie, Frau Anna," sprach er, und wenn auch der Spott noch durch seine Stimme klang, in seinen Zügen erschien etwas wie ein ernster Unmuth, „wenn Sie denn nun einmal diesen Kriegszustand mit uns Männern lieben und an derartigen Scharmützeln Vergnügen finden: da würd' ich in Ihrer Stelle nach ein wenig mehr Abwechslung streben. Sie machen es dem Gegner gar zu leicht — er weiß in der einen Minute schon ganz genau, was die nächste ihm droht."

Sie stand einen Augenblick regungslos und ohne aufzuschauen. Dann aber kam plötzlich wieder Leben in ihr Gesicht: es zuckte durch ihre Züge, als ob ihr die Thränen nahe seien und nur mit Mühe zurückgehalten würden, und mit zitternder Stimme sagte sie ganz leise: „Gehen Sie und nehmen Sie den Ruhm mit sich, daß Sie eine arme, von allen Seiten gepeinigte und immer von neuem bitter enttäuschte Frau um ihr letztes kleines Hoffen und Vertrauen gebracht haben. Bitte, führen Sie mich auf meinen Platz zurück — ich tanze nicht mehr."

Malsberg schaute sie mit einem langen, forschenden Blick an — an den Wimpern schimmerte es wirklich feucht, und um den kleinen Mund zuckte es leise. Dann bot er ihr schweigend den Arm, und erst während sie zu der Stuhlreihe im Hintergrund, durch einen verhältnißmäßig leeren Raum schritten, sprach er gedämpft: „Ich werde Ihnen zeigen, meine Freundin, daß Sie mir mit Ihrem Vorwurf Unrecht thun. Sobald sich eine Gelegenheit dazu findet, werde ich mir eine Erklärung dieser Ihrer Stimmung erbitten und zugleich nach dem Hoffen und Vertrauen fragen, auf das Sie solchen Werth legen. Ich will demselben gern genügen, wo und wie ich kann. Bisher habe ich meine Dienste nicht so hoch anzuschlagen gewagt."

Sie erwiederte nichts. Nach einer sanften Verbeugung wandte sie sich dem nächsten Stuhle zu. „Ich habe plötzlich unerträgliches Kopfweh," hörte er sie zu einer Nachbarin sagen.

Er ging in einer Stimmung fort, die allzu complicirt war, als daß er selber sie sich hätte vollkommen klar machen können. Das Bedauern über das Geschehene war keineswegs die erste und stärkste Empfindung. Er empfand — es war fast wie eine Art von Revanche für Rohde, den er ja neuerdings zuweilen bei den häuslichen Scenen im Nachtheil gesehen hatte! — er empfand, sagen wir, auch den Angriff, den er eben zu erdulden gehabt hatte, auf das ernstlichste. Das war keine augenblickliche üble Laune, sondern eine absichtliche, gesuchte Unfreundlichkeit, und es fragte sich nur, ob sie durch den Bruder, gleichviel wie, veranlaßt worden, oder ob sie von ihm, Malsberg, selber, ohne sein Wissen hervorgerufen wurde. Was er heut Nachmittag von ihr gehört und an ihr beobachtet hatte, war ihm, wie wir wissen, als eine Art von Bestätigung seines Verdachtes vorgekommen, der ihn neuerdings gepeinigt hatte. Waren nun heut Abend etwa bei Anna gewisse Beobachtungen dazugekommen — solche Frauen sehen scharf in solcher Lage! — welche sie vielleicht rascher und gründlicher ernüchtert hatten, als es auch seine ernstesten und herzlichsten Worte vermocht haben würden? — Waren seine — er gestand es selber zu: sehr offenen und geraden Worte mit dieser Ernüchterung zusammengetroffen und hatten darum diese überraschende Wirkung gehabt? Leid thun konnte ihm dies ebensowenig wie die Worte selber. Wie Anna sich ihm eben offenbart hatte, ließ sich von Vorstellungen gar nichts erwarten. Sie mußte, gleichviel wie und sei es

auch durch einen unsanften Stoß zur Besinnung gebracht werden. Das war für Alle, und wie Malsberg heut klarer als je empfand, auch für ihn selber nothwendig geworden.

Als er in die hinteren Zimmer gelangte, wo die Spieltische standen, wurde er plötzlich von einer wohlbekannten Stimme lustig angerufen.

„Hollah, Mann, Freund, Rath — hierher und bekannt!" rief ihm Rhode zu, der auf dem Sopha in der Ecke sich mit einigen anderen Gesinnungsgenossen bei der Flasche und Cigarre — heut rauchte er gleichfals eine solche — einen guten Platz gesucht hatte. „Eben erzählt man uns noch Wunder von Ihren Tanzkünsten mit der Doctorin — die Musik dauert noch fort. Und Sie — sind Sie durchgebrannt oder verabschiedet?"

Malsberg trat näher, von freundlichen Grüßen bewillkommnet, und da er auch Rohde zwischen den Uebrigen sah, wandte er sich vor allem an ihn und erzählte bedauernd von dem plötzlichen Kopfweh, um dessentwillen Frau Anna den Tanz aufgegeben habe. Der Arzt, der, beiläufig gesagt, noch in der guten Laune des Nachmittags zu sein schien, nahm die Sache leicht.

„Na na, Freund," meinte er lächelnd, „dazu gratulire ich Ihnen nicht. Es ist curios, aber unleugbar, daß die Leidenden die Schuld an solchem Zufall fast immer demjenigen beimessen, der gerade neben ihnen ist. Also seien Sie gewarnt. Dame Anna versteht in dergleichen bekanntlich keinen Spaß."

Es stand ein Spieltisch in der Nähe, an dem, wie man's in diesen Gegenden und Kreisen liebt, ein sehr hohes Spiel im Gange war und mehr als einen Zuschauer angelockt hatte. Auf Rohde's Worte drehte sich Einer von ihnen um und maß den launigen Sprecher mit einem halb verächtlichen, halb gehässigen Blick. Es war, wie der zwischen beiden Tischen stehende Malsberg erst jetzt erkannte, der Landrath. Auch dieser schien unsern Freund bisher nicht bemerkt zu haben. Sein Auge maß ihn, wie vorhin bei ihrer ersten Begegnung. Dann aber wandte er sich ihm vollends zu und redete, leicht das Haupt neigend, wirklich einigermaßen verbindlich:

„Unter den neuen Einläufen habe ich heut Abend Ihre Requisition in Ansehung der beiden Subjecte gefunden, welche den Namen Gottlieb Mühl tragen. Den Einen kann man Ihnen leicht stellen: er dient bei mir zu Leuenhof. Von dem Andern weiß man, wie ich höre, so gut wie nichts, ja kaum, ob er überhaupt noch lebt. Beiläufig, der Mensch interressirt mich in gewissem Sinne. Vor Zeiten war er mein erster Bursche bei der Compagnie, bis ich ihn wegen unbesieglicher Liederlichkeit entlassen mußte — ungern, sag' ich noch jetzt. Denn er war im übrigen ein gewandter Mensch und unter Umständen sehr brauchbar. Was haben Sie gegen ihn?"

Malsberg zuckte die Achseln. „Von einem wirklichen Verfahren gegen ihn ist einstweilen keine Rede. Sie wissen, Unsereiner ist zuweilen mehr auf ein gewisses Versuchen und Tasten, als auf ein ernstliches Zugreifen angewiesen," versetzte er. „Es hat sich in der Wohnung eines Inquisiten ein Mensch eingestellt, um eine kleine Schuld einzufordern, und dabei allerhand Drohungen laut werden lassen. Den Hausleuten war er völlig unbekannt. Der Inquisit nannte ihn mir, augenscheinlich in der Ueberraschung, als den Gottlieb Mühl und gab dann als Heimath Leuenhof an. Das war ersichtlich eine Unwahrheit, und zwar um so sicherer, als der Gefangenwärter mir hinterdrein von dem zweiten Menschen des gleichen Namens sagte — von dem, welchen also auch Sie gekannt haben."

Herr von Halthin schaute den Sprecher zerstreut an. „Sie reden, wie es scheint, von dem Lebrecht'schen Fall und dem Grüning," sagte er nach einer Pause. „Beiläufig, eine häßliche Geschichte — voll solcher Brutalität und Frechheit, und trotzdem so räthselhaft dunkel! Es sollte mich aber wundern, wenn zuletzt nicht dieser Grüning dennoch in irgend einer Weise dabei betheiligt gewesen. Ich möchte sagen: die That paßt zu diesem widerwärtigen Menschen."

Malsberg zuckte von neuem die Achseln. „Möglich, ja auch in meinem Sinne nicht unwahrscheinlich," entgegnete er. „Wie es aber mit dem Beweise werden wird, ist eine andere Frage. Ich muß anerkennen, daß der Mensch sich — zu seinen Gunsten — musterhaft hält. Diese heutige Andeutung ist, wenn überhaupt eine solche, die erste Blöße, die er sich giebt. Ueberhaupt," fügte er hinzu, „ich bin erst ein paar Mo-

nat im Lande, aber ich muß schon jetzt jenem draußen herrschenden Vorurtheil entgegentreten, das Ihr hiesiges Volk geistig beschränkt nennt. Im Gegentheil: ich fand schon ein paar Mal mehr Intelligenz und Schlauheit in diesen Menschen, als mir unter den gegebenen Umständen lieb war."

„Nun, bei meinem Gottlieb Mühl werden Sie darüber nicht zu klagen haben," sagte der Landrath mit einer Art von Spott. „Er ist der reguläre Schwachkopf. Beiläufig," brach er ab, „Sie studirten also im Sommer 1853 wirklich in Heidelberg? Die Gegend zieht freilich die Norddeutschen an."

„Zumal im Frühling," bemerkte Malsberg im bisherigen, kühl höflichen Tone. Etwas Sympathetisches empfand er für den Landrath nicht, und das Gespräch fing an, ihn einigermaßen ungeduldig zu machen. „Ein April in voller Blüthenpracht ist für uns Norddeutsche etwas Neues."

„Sie waren schon im April dort?"

„Ja, gegen das Ende desselben. Ich hatte keine Ruhe mehr in Leipzig, wo ich bisher gewesen. Und der Unterschied war freilich ein fast überwältigender. In Leipzig heut noch Alles grau und still, höchstens Knospen. Und morgen in Heidelberg Alles leuchtend grün, voll Blüthen und Duft!"

„Der Eindruck beherrscht Sie noch, man merkt's!" sprach der Landrath um vieles wohlwollender, ja beinahe mit einem wirklichen leisen Lächeln. „Und jener Frühling war nicht einmal schön in Heidelberg! Da hätten Sie nach der Pfalz gehen müssen, wie ich in jenen Tagen."

„Das that ich auch," entgegnete Malsberg gleichfalls wärmer, denn solche Erinnerungen sind ja uns allen theuer. „Wir streiften acht Tage umher, lustig wie die Kinder. Halb Heidelberg war dort. Aber Ihnen begegneten wir, glaub' ich, nicht."

„Dazu ist das Ländchen denn doch zu groß und läßt den Streifereien zu viel Spielraum," sagte Herr von Halthin mit all seiner früheren Kälte und Fremdheit. „Aber ich habe Sie schon zu lange aufgehalten," fügte er mit einer Bewegung hinzu, die fast eine entlassende geheißen werden konnte. „Es ist mir angenehm gewesen, den Bekannten meiner Schwester kennen zu lernen. Wir werden uns, hoff' ich, öfter begegnen." Und mit einer kaum bemerkbaren Neigung des Hauptes trat er zurück, wandte sich und verließ das Gemach.

„So, und nun kommen Sie her und setzen Sie sich zu uns, junger Freund," sprach indem auch schon der Herr von Meden aus seiner Ecke heraus und schob einen Stuhl vor. „Sie müssen ja ganz steif geworden sein von dem langen — was war's denn eigentlich: Audienz oder Examen? —" Und da Malsberg wirklich folgegebend herantrat und neben dem Alten Platz nahm, schob dieser ihm ein Glas hin, füllte es aus seiner Flasche und redete weiter: „Trinken Sie, Schatz! Durstig müssen Sie auch sein, eure Unterhaltung war ja eine wunderbar lebhafte und vielseitige, wie's mir schien."

„Ja, recht hören konnten wir's nicht!" warf ein Anderer gut gelaunt dazwischen. „Da der Gisow macht ja bei seinen Tournés und Spielen einen so unbändigen Lärm, daß Unsereiner kaum sein eigen Wort, geschweige denn die sanfte Stimme unseres lieben Landraths hört!"

„Laß du mich und meinen Landrath nur zufrieden, Dicker!" klang vom Spieltisch eine rauhe, aber lustige Stimme herüber. „Uns beiden reichst du nicht das Wasser!"

„Werde mich hüten, habe mit dem Stoff nichts zu thun!" bemerkte der Erstere. „Und auch in eure Freundschaft misch' ich mich nicht — den Teufel! Sie ist ja wie eine Taubenpärchen-Ehe! Denkt euch, Kinder, was mir vor acht Tagen Losenthin erzählt!" sprach er weiter. „Als unser Bataillon aus dem Felde zurückkommt, wird der Landrath bei ihm einquartirt, Nachmittags fahren sie aber nach Bilitz hinüber und sind mit den Dortigen zusammen; und da wird Curt Gisow ganz grimmig, daß man den Fritz nicht bei ihm untergebracht hat, schwört Stein und Bein, daß er ihn nicht wieder fortlasse, — er habe schon noch einen Platz und ein Bett, und soll' er dem Herzbruder sein eigenes geben. Und hol' mich Dieser und Jener, es wird hinübergeschickt und die Bagage geholt, und die Beiden lassen einander den ganzen Abend nicht aus den Armen, — selbst der Herr Landrath sind ganz lustig und schwärmerisch geworden — stellt euch's vor! Es ist zum todtlachen gewesen —"

„Laß den Landrath und mich zufrieden!" rief der Spieler von neuem, lachend gleich den Anderen. „Atout, meine Herren! Hätt's

bald übersehen! Der Hastenfeld macht Einen ganz confus mit seinen Geschichten!"

„Und nach solchen Leistungen, wo Unsereiner wie ein Dachs schläft, da setzt er sich hin und mystificirt den Linker und den gesammten Magistrat und unsere ganze Festgenossenschaft!" sagte Meden lachend. „Curt Gisow, du bist ein großer Mann!"

„Hast Recht! So seid aber auch dankbar, daß ihr einen solchen zwischen euch habt!" rief der Spieler.

„Gelt, Herr Rath, wir erscheinen Ihnen wie die Kinder?" sagte der „Hastenfeld' geheißene Herr jetzt unter dem noch fortdauernden Lachen der Uebrigen zu Malsberg, welcher über die wunderliche Unterhaltung eben wirklich den Kopf zu schütteln schien. „Ja, so sind wir nun einmal und, ehrlich gestanden, gefällt mir das ein gut Theil besser als die grausame Seriosität unseres Herrn Landraths. Ich habe Acht gegeben — du lieber Gott, was hat der Mann wieder Ihnen gegenüber für ein Gesicht gemacht, bis eure Studentenerinnerungen an die Reihe kamen! Und wie lange währt' es, da war ihm auch das zu viel und er zog sich ganz erschrocken über sich selbst zurück. Mein lieber Herr Rath," fügte er launig hinzu, „unser Herr Landrath ist Einer, wie er im Buch steht, hart und scharf wie Eisen und Stahl — etwas weniger wäre auch schon recht! — aber der Fritz Halthin ist ein wunderlicher Christ — werden's schon noch öfter merken!"

„Du, Dicker!" rief der Spieler wieder von seinem Tisch herüber, „sage dem Herrn — ihr müßt uns nachher mit einander bekannt machen! — wenn er was vom Gottlieb Mühl wissen will, soll er sich nur an mich wenden. Kenne den Lump besser, als mir lieb ist! Wenn er nicht unterwegs auf der Grenze ist, wohnt er in Jarmsdorf."

„Das hätte ich Ihnen auch sagen können," bemerkte in diesem Augenblick Rohde, indem er den Cigarrenrest in den Aschenbecher legte und sein Glas leerte — er war bisher, wie es ja nicht selten der Fall, ganz still gewesen und hatte ohne Bewegung in seinem Stuhle geruht. „Mein Kutscher, der auch aus jener Gegend stammt, kennt ihn gut, will aber nichts von ihm wissen: er scheint im schlimmen Ruf zu stehen." Und indem er sich erhob und durch eine Bewegung der Schultern den in der bequemen Lage einigermaßen verschobenen Frack wieder in Ordnung brachte, setzte er hinzu: „Ich glaube, die Pause ist nahe. So will ich einmal nach meiner Frau und nach unseren Plätzen an der Tafel sehen. Auf Wiedersehen, meine Herren! — Sie essen doch mit uns, Malsberg?"

Er ging und Andere folgten ihm; der Kreis löste sich auf.

Als wenige Minuten später auch die ‚Partien' endeten und die Letzten aufbrachen — denn die Souperstunde wird in diesen Gesellschaften von aller Welt auf das gewissenhafteste innegehalten, — sagte Herr von Meden, der mit Malsberg zugleich durch die Thür schritt, ganz ungewöhnlich ernsthaft: „Sie haben nun unsern Herrn Landrath kennen gelernt — wie hat er Ihnen gefallen?"

Nach einem einigermaßen erstaunten Blick auf den Begleiter versetzte der junge Mann ausweichend: „Darüber erlaube ich mir noch kein Urtheil, Herr von Meden. Der Herr war ersichtlich in keiner umgänglichen Laune —"

„Meinen Sie das? Wir fanden ihn im Gegentheil ungewöhnlich artig gegen Sie," fiel der Alte ein und fuhr nach einer Pause gedämpft fort: „Lassen Sie die Bekanntschaft nicht fallen, Malsberg, und zwar, wenn nicht seinet- und Ihretwegen, so doch um Ihrer Freunde willen. Ich meine unsern braven Doctor," fügte er hinzu, „und die — unverständige kleine Frau. Ich bin nicht der Einzige, der die Dame neuerdings teufelmäßig verändert findet und das mit dem Bruder in Verbindung bringt, der ja plötzlich wieder ein Herz und eine Seele mit ihr ist. Ich glaube, es wäre ein Glück, wenn da Jemand in der Nähe wäre, vor dem alle drei — sage ich einmal: Respect hätten."

„Wie ich darüber sonst auch denken mag," entgegnete der Rath nach einigen weiteren Schritten, „in Ansehung des Landraths trifft das schwerlich zu."

„Doch — er hat Respect vor Ihnen," sagte Meden bestimmt; „er hätte Ihnen sonst im Leben nicht so lange Rede gestanden — ich kenne meine Pappenheimer!"

„Das ist ein seltsamer Tag," sprach der Rath wieder nach einer Pause, „so viel bringt er mir, das mir stets von neuem zu denken giebt. Zum Beispiel — wie seltsam Ihnen auch die Frage erscheinen

mag! — Sie haben sicher noch den Major von Augustin gekannt. Was war es für ein Mann? Genoß er wirkliche Achtung? Hatte man Vertrauen zu ihm?"

„Den Teufel auch!" rief Meden in seiner gewöhnlichen Jovialität. Haben Sie Donna Amalia kennen gelernt und sind durch ihre Schönheiten über ihren lieben Seligen mißtrauisch geworden? Nein, Augustin war nicht fein und kein Damenheld, sondern was man einen tollen Christen heißt. Im Uebrigen aber ein ganz wackerer und ehrenhafter alter Bursch. Da ist kein Zweifel."

„Stand er etwa mit jenem unglücklichen Herrn von der Leuen in näherer Verbindung?"

Meden schaute erstaunt auf. „Junger Freund," rief er, „wie —"

In diesem Augenblick kam aus der nahen Thür des Tanzsaals eilfertig eine junge Dame hervor, nach allen Seiten sich umschauend. Und da sie die beiden Herren erkannte, flog ein leises Erröthen über das junge Gesicht, sie hielt ihren Schritt an, aber nur, um in der nächsten Secunde desto rascher heranzutreten, und dazu redete sie lebhaft: „Papa, wo bleibst du? Die Mutter sitzt schon am Tisch und alle Welt ruft nach dir!"

„Kann's mir denken!" rief er, ihren Arm in den seinen ziehend, lustig aus. „Vorwärts, Freundchen! Um Alles keinen Zank mit den Damen! Und was Ihre letzte Frage angeht," setzte er im raschen Weiterschreiten hinzu, „ja freilich, die Beiden waren sehr intim mit einander. Darüber müssen wir ein ander Mal mehr reden."

Das Rohde'sche Ehepaar erschien auf den belegten Plätzen nicht. Frau Anna's Kopfschmerz, hieß es, habe sich dermaßen verstärkt, daß sie es vorgezogen habe, nach Hause zu gehen, und daß ihr Gatte sich angeschlossen hatte, bedurfte keiner besonderen Erklärung.

„Kommen Sie zu uns, hier ist ein Platz!" rief Meden herzlich dem Rath zu, und Malsberg hatte nicht zu bereuen, daß er dieser Einladung dankbar Folge gab. Man war sehr heiter an diesem Theile des Tisches, die Herren, wie die Damen, und unser Freund fühlte die schwere Stimmung, die ihn zuletzt beherrscht hatte, mehr und mehr von sich weichen und dem tief innerlichen Glück Platz machen, das sich immer reicher und schöner, immer ahnungsvoller und hoffnungsfroher in ihm erhob.

VIII.

Contraste.

Das Souper und die demselben folgenden Stunden der heitersten Festeslust verflossen im Kreise unserer Bekannten ohne den leisesten Mißklang und erfüllten Malsberg von Augenblick zu Augenblick mit einer immer wärmeren, glückseligeren Bewegung, wie er sie noch niemals so voll und reich, so beseligend empfunden hatte. Was ihm bisher nur wie ein Traum erschienen war, den man sich klar zu machen wagt und dessen man sich im nüchternen Tagesleben nur mit Trauer erinnert, weil er gar zu schön war, als daß man hoffen könnte, ihn verwirklicht zu sehen: das fing in diesen Stunden an, eine feste Gestalt anzunehmen und seinen trunkenen Blicken in vollster Lieblichkeit Stand zu halten.

Wie wir wissen, sah Malsberg sich von Anfang an bei dem alten Freunde seines Vaters mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, und es mußte besonders wohlthuend für ihn sein, daß auch die Frau des Hauses und Adele, die einzige noch unverheirathete Tochter, ihn gleich freundlich willkommen hießen. Die Familie wurde ihm lieber von Tag zu Tag, und er fuhr jedesmal mit steigender Freude von neuem nach Roldin hinaus oder begegnete den Freunden unvermuthet hie und da in der Stadt. Daß sich seine Blicke und allmälig auch seine Träume besonders Adelen zuwandten, war unter diesen Umständen nur natürlich. Sie war in ihrer frischen und frohen Jugend allzu liebenswürdig und anziehend, als daß man ihr lange fremd hätte gegenüberstehen können, und der ganze Ton des Hauses, die offene, ungekünstelte und heitere Natur dieser Menschen vermittelten — wir erlebten es ja! — alsbald einen so herzlichen Verkehr zwischen dem jungen Paare und rückten Beide in eine Stellung zu einander, die für ihre innere Ruhe nicht ohne Folgen bleiben konnte.

Seines eigenen Empfindens war Malsberg sich alsbald tief und klar bewußt,

allein gerade die Tiefe und Klarheit desselben ließ ihn auch nur allzu ernst die Hindernisse und Schwierigkeiten erkennen, die sich seinen Wünschen entgegenstellen mußten, und bewahrte ihn vor jener Selbstüberschätzung, die den Eindruck, den man selber empfangen, in gleicher Stärke auch bei dem Anderen hofft und voraussetzt. Im Gegentheil, die Unbefangenheit und Heiterkeit, die volle Freiheit, in welcher ihm die Geliebte noch immer gegenüberstand, überzeugte ihn je länger, desto mehr auch von einer gleichen inneren Unbefangenheit, und erst der heutige Tag, jener erste grüßende Blick, und wie er sie nun am Abend gefunden, ließ ihn, wie wir schon sagten, Hoffnungen Raum geben, zu denen er sich bisher niemals zu erheben gewagt hatte. Was die tiefe Glücksempfindung in ihm noch steigerte, war die Gegenwart der Eltern, die herzliche und joviale Munterkeit des Alten, die unveränderte zutrauliche Freundlichkeit der Mutter gegen ihr Kind und gegen den jungen Freund.

Genug, wer solche Stunde mit ihren wunderbaren Erfahrungen und Bewegungen einmal erlebt hat und ergriffen worden ist von dem plötzlichen, immer schöneren, immer seligeren Hoffen, — nur der vermag nachzuempfinden, welch ein tiefes, reiches und ernstes Glück Malsberg erfüllte. Denn um den ganzen aufjauchzenden Jubel der ersten goldigen Jugend in sich zu finden, war er freilich schon allzu gereift, und wie die Jahre ihm viel des Guten gebracht, so hatten sie ihm dennoch auch manches genommen, das nur die Jugend umglänzt und häufig auch für sie und in ihren trunkenen Augen nur einen Glanz hat. Aber war sein Empfinden darum weniger tief und warm, sein Glück weniger schön?

Als er tief in der Nacht nach Hause ging, in einer Stimmung, die wir nach dem Angeführten nicht weiter zu schildern versuchen, und über den Markt seiner Wohnung zuschritt, trat sein Fuß auf irgend einen kleinen Gegenstand, von dem ihm das Licht der letzten müden Laterne nichts gezeigt hatte. Konnte er doch, selbst da er ihn aufgenommen hatte, mehr nur fühlen als sehen, daß es ein kleines Notizbuch zu sein schien, nicht groß, noch dick und vorn durch einen hineingeschobenen Bleistift geschlossen.

So zeigte es sich auch, da er in seinem Zimmer stand und es bei der helleren Lampe noch einmal ansah — ein Büchelchen, in dunkles, ziemlich abgenütztes Leder gebunden, von dem die feinen Goldpressungen meistens schon verschwunden waren. Es hatte seinem Besitzer vermuthlich lange gedient — an eine Dame war bei der geringen Eleganz nicht zu denken —, dafür sprachen die ganze Gestalt und sogar die Verzierungen, die von einer Bescheidenheit waren, wie sie heutzutage längst nicht mehr dem Geschmack des Fabrikanten und den Ansprüchen der Käufer genügt.

Er legte es hin und machte es sich bequem, denn was ihn erfüllte, ließ ihn noch nicht an die Nachtruhe denken, und er schritt rastlos auf und ab, und der Tag und der Abend mit all ihren wechselnden Begegnissen gingen noch einmal an ihm vorüber — jene Begegnisse, die ihm, wie er es gegen Meden ausgesprochen, so viel, so Verschiedenes und so Ernstes zu denken gegeben hatten, wie gleichgültig und bedeutungslos sie einem Unbetheiligten und Uneingeweihten vielleicht auch erschienen wären. Für ihn waren aus ihnen ein paar Mal Lichter aufgeschossen, die ihn beinahe erschreckt hatten, und es hatten sich Combinationen herangedrängt, die allzu unheimlich waren, als daß er sie im ersten Augenblick hätte weiter verfolgen mögen. Und auch jetzt tauchte das alles nur vor ihm von neuem auf, um schnell auf die Seite geschoben zu werden. Der Sonnenglanz der letzten Stunden und die träumerische Erwartung, was der nächste Morgen bieten würde, verscheuchte stets von neuem alle Schatten. Und als er den Kopf endlich dennoch zur kurzen Ruhe auf das Kissen legte, waren es nur freundliche Träume, die ihn umschwebten.

Eines langen Schlafes bedurfte er nicht, um hell und froh zu erwachen und rasch in die Kleider zu fahren. Denn daß es an Geschäften nicht fehlen würde, wußte er gut genug, und wollte dennoch der lockenden Aussicht nicht entsagen, die ihm Meden noch beim Abschied eröffnet hatte.

„Um 11 Uhr Frühstück, Schatz,“ hatte der Alte lustig gesagt. „Merken Sie sich das und zeigen neben allen geistigen und poetischen Vorzügen auch ein wenig praktischen und behaglichen Menschenverstand! So ein Nachfrühstück ist für Mann, Weib und Kind in meinem Sinn das amüsanteste

Divertissement, das es auf Gottes Erdboden giebt."

Als er am Tisch bei seinem Kaffee saß, fiel ihm das kleine Notizbuch wieder in die Augen, das noch neben der Lampe lag. Jetzt beim Tageslicht erschien es noch abgenutzter und — man möchte sagen: unmoderner. Malsberg erinnerte sich sogar, ein ganz ähnliches besessen zu haben, als er vor vierzehn, fünfzehn Jahren die Universität bezog: da sollten aufs gewissenhafteste die täglichen kleinen Ausgaben eingetragen werden, bis sie am Schluß der Woche in voller Summe im „Hauptbuch" erschienen! Er lachte kopfschüttelnd vor sich hin: eine Woche lang war dieser löbliche Vorsatz wirklich beinahe zur Ausführung gekommen, wie er sich noch erinnerte. Dann hatten Notiz- und Hauptbuch sich der friedlichsten Ruhe erfreut und waren endlich — Gott mochte wissen wann und wie, verschwunden.

Er zog den Bleistift heraus und öffnete das Büchelchen — er mußte doch nach dem Namen des Besitzers sehen, für den der Verlust trotz aller Unscheinbarkeit möglicherweise ein empfindlicher sein konnte. Auf einigen Blättern fanden sich einzelne halbverwischte, kaum noch leserliche und durch Abbreviaturen fast unverständliche Notizen, sichtbar aus einer längst entschwundenen Zeit. Auf zwei oder drei anderen zeigten sich einzelne Wörter in verschiedener Schrift, Versuche, hätte man sagen mögen, und so verschieden, als seien sie gar nicht von der gleichen Hand. Dann erschienen auf einem, im übrigen ganz leeren Blatt die beiden Data: „Mittwoch, den 27. April" und „Samstag, den 21. Mai" — nichts weiter. Und erst auf den letzten Blättern standen, nach einem langen Zwischenraum, Notizen aus der neuesten Zeit, und zwar aus dem eben beendigten Kriege, zum Beispiel: „Feldwache Nr. 1. Lieut. St., 60 Mann. — Feldw. Nr. 2. Lieut. B., 64 Mann. — Feldw. Nr. 3. Lieut. v. G., 76 Mann. — Meldepiket, Serg. N., 18 Mann. Summa 218 Mann." — Die Namen waren nicht ausgeschrieben, und derjenige des Schreibers und Besitzers fand sich nirgends, so daß ein Auffinden desselben ohne eine öffentliche Anzeige ziemlich zweifelhaft erscheinen mußte.

Die Anfangsbuchstaben der Offiziersnamen stimmten zu denen des hiesigen Landwehrbataillons, soweit sie Malsberg bekannt waren, nicht.

Indem er so saß, das Büchlein durchblätternd, grübelnd und dennoch mit seinen Gedanken immer aufs neue abschweifend, bemerkte er an der inneren Seite des vorderen Deckels eine kleine, bisher übersehene Tasche, in der ein Papier steckte. Als er es herauszog und entfaltete, war es das erste Blatt eines gewöhnlichen Briefbogens, dessen Falten zeigten, daß derselbe ursprünglich nach einem der gebräuchlichen Converts zusammengelegt gewesen war. Oben am Rande stand in derber Handschrift: „Bilitz, den 24. Oct." und dann folgten die wenigen Zeilen: „Gott zum Gruß, mein lieber Bürgermeister! Ich melde Ihnen in aller Eile, daß ich die Leute kaum halten kann, sie laufen und der Kopf brennt ihnen, und sie fragen den Henker nach Eurem Festprogramm. Und so laßt auch Ihr es gut sein und denkt: wer bald giebt, giebt doppelt! Bis um zwei Uhr versprech' ich Euch Muße. Dann sind wir vor dem Thor. — Euer alter Linker."

Aber die erste Ueberraschung Malsberg's sollte noch mehr steigen, als er das Blatt weiter überblickte und unter den angeführten Zeilen die Anfangsworte mehr als einmal in verschiedenen Schriftversuchen wiederholt fand, zuletzt dem Original so ähnlich, daß die Copie fast nicht mehr von demselben zu unterscheiden war. Was hier also vorlag, war keine Frage, und es konnte nur ein Zweifel darüber sein, ob die Copieversuche, wie der Herr es ja damals behauptet hatte, von Curt Gisow's Hand herrührten, oder ob, was wahrscheinlicher, der Besitzer des Notizbuches dieser Künstler sei. Denn daß dasselbe nicht gleichfalls dem alten „spaßhaften" Gesellen gehöre, war klar genug. Wenn nichts Anderes, sprachen die militärischen Notizen dagegen — Gisow war längst über das Soldatenalter hinaus und hatte weder diesen, noch aller Vermuthung nach sonst einen Feldzug mitgemacht. Es waren ja aber auch im Notizbuch ähnliche Schriftversuche, und es fragte sich daher nur, wer von den freilich zahlreichen Gästen jenes Tags sich mit dem wilden Hausherrn an der „Mystification" betheiligt habe.

Der Rath mußte sich unwillkürlich an jene lustige Beschreibung des Bilitzer Treibens erinnern, die der behagliche Herr von

Hastenfeld, „der Dicke", zum Besten gegeben und die den Landrath in der engsten Verbindung mit dem Hausherrn gezeigt hatte. Auf den Ersteren paßten nun allerdings die Feldzugsnotizen, und da er während des Krieges, zu einem Linienregiment commandirt, in diesem eine Compagnie geführt hatte, so mochten auch jene erwähnten Namensbuchstaben zutreffen. Es fragte sich nur, ob ein so — gesucht — vornehmer und, seiner Erscheinung nach, auch eleganter Mann sich mit einem so abgenützten Dinge tragen möge, und weshalb der weltkluge Mann, der eine solche, immerhin bedenkliche Kunstfertigkeit besaß und obendrein erfahren hatte, daß ihre diesmalige Anwendung verhältnißmäßig unangenehme Folgen gehabt, dennoch unvorsichtigerweise das verrätherische Original bewahrte und es sogar mit sich herumtrug, ja es noch gar verlor! Hatte er doch nicht einmal die Entschuldigung für sich, daß es etwa in einem Rock von ihm vergessen worden sei, der, an jenem Tage getragen, erst heute wieder von ihm angelegt wurde. Damals bekleidete ihn die Uniform, und heute der einfache Gesellschaftsanzug.

Malsberg schüttelte den Kopf. Der Fall erschien, je länger er ihn überdachte, immer unglaublicher oder immer — räthselhafter, und, was jedenfalls für den Augenblick am unbehaglichsten war, dennoch keineswegs gleichgültig genug, um ihn entweder auf die Seite zu schieben oder ihn rasch, durch eine directe Frage, zu lösen. Denn hier schlossen sich, der Rath mochte wollen oder nicht, wiederum einige von jenen Gedanken an, die ihm am vergangenen Tage gekommen waren, und wie ungeheuerlich ihm auch jede, auf sie gegründete Combination einstweilen noch erschien, fühlte er sich dennoch verpflichtet, dieselbe nicht ganz aus den Augen zu lassen. Es geschieht im Leben Manches und wird Manches möglich, was uns, wenn wir überhaupt einmal solche Möglichkeit in Betracht zogen, zu Anfang völlig unmöglich erscheint.

Für den Augenblick mußte der Rath indessen nicht bloß das Notizbuch, sondern auch seine Gedanken sozusagen auf die Seite legen, da zu dieser Stunde der Gerichtsbote zu kommen und meistens das Eine oder Andere zu bringen pflegte, was zum mindesten die volle Aufmerksamkeit des Beamten in Anspruch nahm. Und als er vom Frühstück fort zum Schreibtisch getreten war, um das Notizbuch einstweilen einzuschließen und noch einmal die zur Absendung parat gelegten Papiere anzusehen, klopfte es auch bereits und der Bote trat in seiner gewohnten strammen Haltung herein.

Er hatte diesmal nur einen Einlauf abzugeben. Das Directorium der Strafanstalt, in welcher seit einigen Wochen der Dienstknecht Johann Rist weilte, theilte mit, daß der Sträfling um ein Verhör gebeten und in diesem angegeben habe, er fühle sich in seinem Gewissen gedrängt, in Betreff des Lebrecht'schen Falls die Aussage zu machen, daß er in jener Nacht, wo die unglückliche Frau ermordet worden war, zu einer langen Fuhre schon früh Morgens aufgebrochen und eine starke Viertelstunde von der Stadt von zwei Männern angerufen worden sei. Erkannt habe er sie in der kaum beginnenden Dämmerung zuerst nicht; als der eine jedoch — der andere blieb zurück — auf seinen Wagen gestiegen sei, um, weil er angeblich „hundemüde", bis zur Stadt zu fahren, habe er gesehen, daß dieser der Arbeitsmann Grüning sei. Derselbe habe immer wieder über seine Müdigkeit geklagt, er komme vom „Wickenkruge" her und sei die ganze Nacht marschirt. Er, der Knecht Rist, habe das nicht recht glauben mögen; der Begleiter Grüning's sei, wie er, sich umschauend, gesehen habe, seitwärts, in die Felder hinein, gegangen; dann sei dies auch nicht der nächste Weg vom „Wickenkruge" gewesen, den ein müder Wanderer doch sicher gewählt haben würde, und endlich sei der Grüning nach zehn Minuten, kurz vor der Vorstadt, schon wieder abgestiegen und nicht zur Stadt, sondern querfeldein, wie um dieselbe herum, weiter gelaufen. Ihm, dem Rist, sei das alles curios vorgekommen, und da er nach einigen Tagen von der Ermordung der Lebrecht erfahren, habe er auch wohl an den Grüning und den Anderen gedacht, ob die vielleicht damit zu thun gehabt. Da er aber nicht als Zeuge vorgefordert worden, so habe er sich auch nicht melden und vielleicht einen Unschuldigen in Verdacht bringen mögen, und sei ihm die Sache aus dem Kopf gekommen. In seinem Gefängniß habe er nichts von der Sache gehört, und erst seit er in der Strafanstalt so nebenher gefragt worden

sei, wie denn die Untersuchung gegen Grüning stehe, fühle er sich in seinem Gewissen bedrängt und müsse nun seine Angabe machen. Er wolle keine neue Schuld auf sich laden.

Malsberg las diese Mittheilung mit steigendem Interesse. Hier zuerst zeigten sich handgreifliche und folgenschwere Widersprüche in den vorsichtigen und kaltblütigen Angaben Grüning's. Nach diesen hatte derselbe seinen Heimweg nicht nur allein, sondern auch auf jener, von Rist erwähnten nächsten Straße gemacht. Das Gefährt, das er für eine Strecke benutzt haben wollte, sollte ein Bauernfuhrwerk gewesen sein, dessen Besitzer und Lenker er nicht gekannt hatte. Die angegebene Gegend war gleichfalls eine andere, viel weiter von der Stadt entfernte. Und wenn hier, wie man glauben durfte, directe Lügen vorlagen, so stimmte es wieder, daß er kurz vor dem vollen Tage und wirklich von jener Seite nach Hause kam, zu der er sich, nach Rist's Angabe, erst ganz in der Nähe der Stadt gewandt hatte.

Allein auch der Angeber, jener halb finstere, halb dämische Knecht, gewann für den Rath ein neues Interesse. In dieser Aussage erschienen wiederum die Spuren einer eigenthümlichen, am wenigsten bei diesem Menschen gesuchten Intelligenz, eines Ueberlegens und Unterscheidens, einer überraschenden — sagen wir: Combinationsgabe und Combinationslust, die dem Urtheil seiner Mitdienstleute und seiner Herrschaft direct widersprachen und Malsberg dahin gebracht hatten, daß er fast mit Bedauern die Untersuchung gegen ihn schloß und ihn aus seinen Händen ließ. Nun lag ein genügender Grund vor, sich noch einmal mit ihm zu beschäftigen, und die Regung, welche den Burschen trotz aller Abneigung gegen jede gerichtliche Procedur, dennoch zu dieser Aussage vermocht hatte, schien den Schluß zu erlauben, daß er möglicherweise sich auch noch zu weiteren Offenbarungen herbeilassen dürfte.

Malsberg setzte sich ohne Zögern an seinen Schreibtisch und gab dem harrenden Boten nach kurzer Frist das Requisitionsschreiben zur augenblicklichen Besorgung mit, das die Zurücklieferung Rist's verlangte. Als zweiten Auftrag erhielt der Diener die Bestellung des protocollführenden Auscultators, da ein sofortiges Verhör mit Grüning geboten erschien. Und dann kleidete der Rath sich rasch an und eilte dem Gerichtsgebäude zu. Er erlaubte sich nur den einen Aufschub, in das „Deutsche Haus" einzutreten, um einem gähnenden Kellner seine Entschuldigung an Herrn von Meden aufzutragen: es war nicht daran zu denken, daß er sich zu der bestimmten Stunde frei zu machen vermochte. Wie schwer es ihm auch wurde, gerade dieser Einladung zu entsagen und all das Träumen und Hoffen, das sich daran geknüpft hatte, wer konnte wissen, auf wie lange zurückzudrängen — er war ein allzu pflichtgetreuer Beamter und auch persönlich allzu ernst für den vorliegenden Fall und den Erfolg der Untersuchung interessirt, als daß er nur einen Augenblick gezögert hätte, seiner Pflicht zu genügen.

Aber freilich, es war ein tiefernstes, gedankenvolles Lächeln, mit welchem er, aus der Thür tretend, seine Augen langsam über die noch durch Vorhänge verhüllten Fenster droben gleiten ließ: wie hart liegen im Leben oft das reichste, sicherste Hoffen und die bitterste Täuschung nebeneinander, und Niemand ahnt's und Niemand fürchtet's, bis der Augenblick mit einem Male da ist und der Schatten sich hinbreitet, wo eben noch Alles Licht war.

Im Gerichtsgebäude fand er Alles in Aufregung. Der Arbeitsmann Grüning hatte eben einen Selbstmordversuch gemacht. Der Wärter, der ihn in der Frühe noch ganz in seiner gewöhnlichen, halb kaltblütigen, halb groben Weise sich gegenüber gesehen, glaubte, da er vor kurzem durch den Corridor ging, ein Geräusch in der Zelle zu vernehmen und sah, durch die Klappe blickend, den Menschen mit seinem Halstuch an einen Nagel in der Wand geknüpft, der erst in der Zwischenzeit eingeschlagen sein mußte. Da er, hereinstürzend, den Unglücklichen frei machte, zeigten sich noch Zuckungen, allein die Besinnung war auch jetzt noch nicht zurückgekehrt, und Malsberg erwartete nun mit dem übrigen Personal sehnsüchtig den Arzt, nach dem augenblicklich geschickt worden war, und den entscheidenden Ausspruch.

Es war ihm von ernster Genugthuung, da der endlich anlangende Rohde schon nach der ersten raschen Untersuchung die Rettung verheißen zu dürfen meinte. Denn nach dieser extremen und der ganzen bis-

herigen Haltung Grüning's widersprechen-den That konnte kaum ein Zweifel sein, daß der Mann sich für verloren hielt und eines schwereren Verbrechens schuldig wußte, als man es bisher an ihm gefunden hatte. Hier erhob sich auch gegen den Wirth des „Wickenkruges" ein ernster Verdacht des falschen Zeugnisses, und Malsberg ergriff ungesäumt alle Maßregeln, nicht nur diesen, sondern auch jenen vielgenannten, verdächtigen Gottlieb Mühl so bald wie möglich herbeischaffen zu lassen.

Mittlerweile kam Rohde mit neuen guten Nachrichten von dem Gefangenen zurück. Seine volle Wiederherstellung sei nicht zu bezweifeln, wenn er auch in den nächsten Stunden besser noch keinem Verhör unterzogen werde, meinte der Arzt. Er wolle gegen Mittag noch einmal nachsehen. Damit bot er dem Freunde die Hand und wandte sich zum Gehen.

„Wie steht's mit dem Kopfweh?" rief Malsberg ihm nach.

Rohde's stilles Gesicht wurde von einem eigenthümlichen Lächeln erhellt. „Da fragen Sie mich mehr, als ich weiß," sagte er, „ich ging gar zu früh vom Hause fort. Sehen Sie nur selber nach, wenn Sie Zeit finden," fügte er, bereits in der Thür, mit einem neuen Lächeln hinzu.

Das Wort traf in Malsberg's heimlichste Gedanken — das plötzliche Ereigniß gab ihm ja die Freiheit wieder, der er auf das Anschreiben der Strafanstalt schweren Herzens entsagt hatte. Allein Rohde's Bemerkung bewies auch, daß der Freund zum mindesten nicht im Unklaren über das sei, was den Anderen erfüllte. Und ein Wunder war das, wie der Arzt zu allen Parteien und besonders zum Meden'schen Hause stand, im Grunde keineswegs, wenn auch aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen ihm und den Betheiligten bisher noch kein Wort über dies „Geheimniß" gewechselt war. Rohde kehrte als Arzt und Freund allzu häufig bei Medens ein, als daß er nicht noch öfters hätte mit dem Rath dort zusammentreffen müssen, und daß er trotz seiner stillen und fast gleichgültigen Weise ein vortrefflicher und genauer Beobachter sei, verriethen dem Aufmerksamen gelegentlich immer neue, nicht zu verkennende Züge. Das bisherige Schweigen jedoch durfte Malsberg sich auf das günstigste auslegen: wäre in Rohde, wäre von irgend einer anderen Seite eine ernstere Einwendung aufgetaucht, so würde der Hoffende sicherlich davon, sei es auch nur eine Andeutung, erhalten haben.

So war dem Arzte denn auch schwerlich die Annäherung entgangen, die gestern Abend stattgefunden hatte: er war anfangs mit Herrn von Meden im Saal gewesen und hatte dem Tanze zugeschaut; Adele und Malsberg hatten das Paar gesehen und sich, sei's auch nur von fern, heiter mit ihm begrüßt. Allein — und hier schloß sich von neuem jener peinliche Gedanke des gestrigen Abends an! — hatte denn auch Anna wirklich ähnliche Beobachtungen gemacht und war durch diese verstimmt worden? War es denn möglich, daß am Ende nicht die Verbindung sie verstimmte, sondern daß mehr nur die Person — ? —

Malsberg dachte das auch jetzt nicht aus. Weshalb sollte er sich, und gerade heute, und gerade in der Hoffnung auf so frohe und reiche Stunden, mit Vorstellungen plagen, die je deutlicher, nur desto peinlicher und unheimlicher wurden! Und so beeilte er seine Geschäfte nach Möglichkeit, stattete dem Patienten noch einen Besuch ab und fand den — wir müssen fast sagen: bärenhaften Menschen schon wieder in einem Zustand und einer Stimmung, die von den gewöhnlichen kaum unterschieden waren. Und dann machte er sich auf den Weg und trat, als die Uhren elf schlugen, in das „Deutsche Haus".

„Das wird Herrn von Meden sehr freuen," sagte der Kellner, der ihn empfing, mit zufriedenem Schmunzeln. „Er brummte nicht wenig, daß der Herr Rath ihn im Stich lassen wollten."

Der alte Herr saß unten im Gastzimmer, wo es jetzt noch fast leer war, in seiner Sophaecke, mit seiner Pfeife und hinter dem unvermeidlichen Glas Wein — dieser alte, jetzt freilich beinahe ausgestorbene Schlag kannte kaum ein anderes Getränk. Da er den Rath erkannte, blickte er hell auf. „Sieh da," rief er aus, „das lasse ich mir doch noch gefallen! Da ist nicht bloß Furcht darin, sondern auch Besserung! Kommen Sie her, Freund, und seien Sie pardonnirt für den Desertionsversuch! Haben mich gründlich geärgert, und meinen Damen hab' ich's noch gar nicht gesagt — bedanken Sie sich, sie hätten's Ihnen nie vergeben. Nun, wenn sie nach

Hause kommen — der Kukuk hole diese Commissionen, wie sie's heißen! — ist Alles recht. Louis, ein Glas!" Und als Malsberg dasselbe ablehnte, fügte der Alte mit einer gewissen verdrießlichen Launigkeit hinzu: „Hören Sie, junger Freund, wenn Sie mit dem Meden gut stehen wollen, dürfen Sie nicht so jüngferlich sein, sondern —" er lachte — „der Sohn Ihres Vaters. Und nun, was ist denn los gewesen?"

Den allgemeinen Mittheilungen des Raths folgte er mit lebhafter Theilnahme. „Also eine neue Spur, sagen Sie!" sprach er, „und der Grüning will sich selber justificiren! Na, ich gratulire Ihnen und uns, wenn's endlich ans Licht kommt! Es wäre ja auch fast eine Schande für euch und für unser kleines Land, wenn solche infame That ungestraft bleiben sollte! Einstweilen aber," redete er weiter und heftete seine lichtblauen Augen mit bemerkbarer Schärfe auf den Freund, „ist mir darum weniger zu thun, als um das, was mir schon seit gestern Abend auf dem Herzen brennt. Und darum sollen die Damen noch immer eine Viertelstunde davon bleiben. Sagen Sie mir — wie kamen Sie auf jene Ihre Frage nach Augustin und Leuen? Hat die Madame Veuve auch davon geplaudert, und was?"

„Das ist eine weitläufige Geschichte," versetzte Malsberg gedämpft und fuhr, nachdem er, sich umschauend, keinen fremden Hörer in der Nähe bemerkt hatte, fort: „aber es ist mir lieb, daß ich mit Ihnen reden kann. Sie wissen ja, der Fall hat mich stets, zumal seit Ihrer Mittheilung, interessirt. Ich habe mir sogar die Acten geben lassen, freilich ohne daß mein Studium zu neuen Aufschlüssen geführt hätte. Nun kommt gestern Nachmittag die Frau Majorin bei der Frau Doctor Rohde plötzlich darauf zu reden — mit erschrecklichen Umschweifen, wie Sie sich denken können, und so in allerhand Wunderlichkeiten eingewickelt, daß es eine Kunst ist, das wenige Brauchbare herauszufinden. Das traf mich aber so, daß ich ganz überrascht wurde. Also, abgesehen von der Verbindung der beiden Herren, die Sie ja bestätigen, — am Samstag-, also am letzten, Abend kommt Leuen bei Augustins zu einer Tischrückpartie und erfährt von dem Tischgeist, daß er bis zum Sommer, glaub' ich, todt sein werde —"

„Unsinn!" schob Meden ein.

„Hören Sie weiter. Hernach, auf dem Wege zur Harmonie, bekennt er dem Major, wie er neuerdings wirklich zuweilen an einen raschen Tod und dabei stets an den — wie sage ich? — abgewiesenen Freier —"

„An Fritz Halthin?" rief Meden ungläubig.

„Allerdings, und zwar um dessentwillen denke, weil er sich gewissermaßen im Unrecht gegen denselben sehe und ihm wohl etwas wie eine Revanche schuldig sei. Und er wolle das auch wirklich thun, und zwar um so eher, als seine Gedanken so lebhaft seien, daß er am Abend zuvor den Herrn von Halthin leibhaftig sich erscheinen gesehen habe — die Erzählung der Majorin," fügte Malsberg erklärend hinzu, „schloß sich nämlich an die Sage, daß der jetzige Herr Landrath ein sogenannter Doppelgänger sei — sie herrschte seltsam genug auch in Heidelberg."

Der alte Herr saß ganz zurückgesunken in seiner Ecke und seine Miene sprach von einem so tiefen, ja träumerischen Nachdenken, wie es in diesen Zügen sich sonst selten oder niemals wiederspiegelte. Dazu kam der Rauch seiner Pfeife so leise und in solchen Pausen zwischen den Lippen hervor, daß man fast wähnen konnte, sie sei ihm unerhörter Weise ausgegangen. Endlich aber schaute er den Rath freier an und sagte, wenn auch noch in auffällig schwerem Tone: „Das ist ja eine ganz tolle Geschichte, und das Tollste dabei ist, daß ich sie weder von dem Major, noch von seiner sprechlustigen Hälfte jemals vernommen habe; und wenn's möglich wäre, noch toller ist's, wie das meinen eigenen Erinnerungen und dem ganzen bisher angenommenen Sachverhalt widerspricht. Ich weiß nicht, Freund, ob Sie sich noch meiner Geschichte erinnern. Mir gegenüber wollte Leuen am nächsten Morgen von der „ganzen Bagage" — so sagte er ja: — nichts wissen. Dennoch hatte er, wie uns Fritz bewies, schon an diesen geschrieben und zwar das Jawort! Sein Brief war vom 27. April — ich weiß das zufällig noch gut, denn es war der Geburtstag seiner seligen Frau: er hat sie im Leben genug malträtirt, und hatte, als sie todt war, ein gar gewaltig Wesen mit ihrem Andenken!"

„Das ist — sehr seltsam!“ sprach Malsberg wie vor sich hin.

„Was? Das gewaltige Wesen?“ fragte Meden.

„Nicht doch!“ entgegnete Malsberg ausweichend. „Mir fiel nur etwas ein — aber ich mag mich auch täuschen. Doch, bitte, fahren Sie fort!“

„Ja, was ist da fortzufahren? Es liegt ja Alles auf der flachen Hand. Also vor mir wollt' er nichts wissen, dennoch hatte er schon geschrieben — er spielte eben ein wenig Versteckens, obgleich das seine Art sonst nicht war. Nun aber sagt er zu Augustin ausdrücklich, daß er erst schreiben will. Wenn Dame Amelie sich nicht im Tage irrt —“

„Unmöglich!“ schob der Rath ein. „Es ist der Abend vor seiner Ermordung gewesen —“

„Dann ist das Ding völlig räthselhaft, und es muß in seinem Kopfe nicht richtig gewesen sein oder — ich capir's nicht mehr!“ rief Meden mit einer Art von Ungestüm aus. „Ich sag' es gerade heraus: an seinen Brief haben wir, trotz allem Respect vor dem Herrn Fritz, nicht geglaubt, bis wir ihn schwarz auf weiß vor Augen hatten. Dann mußten wir freilich nachgeben. Aber nun Augustin's Angabe — ich sage: es hat bei ihm gespukt! Dafür spricht ja auch die Erscheinung, die er gehabt, und die Todesahnung, und die verrückte Tischrückerei —“

„Und dennoch,“ sagte Malsberg, da Meden inne hielt, kopfschüttelnd, „es muß mehr dabei sein als — eine krankhafte Ueberspannung. Frau Anna behauptete hernach auch gegen mich, daß die Majorin sich das Meiste sicherlich selber zusammenphantasirt habe. Allein ganz zu schweigen von ihrer Erzählungsweise, die gerade bei dieser Partie so schlicht wie möglich war, kann sie auch diese ganz bestimmten, eigentlich nur für den Eingeweihten bedeutungsvollen Facta unmöglich erfunden haben. Diese Erscheinung eines Menschen, der dem Herrn von Halthin so ähnlich ist, daß der Major am nächsten Morgen gleichfalls dadurch getäuscht wird —“

„Was sagen Sie? Augustin — am nächsten Morgen?“ rief Meden, die Stirne faltend, aus.

„Ja. Er ist am nächsten Morgen, nach einem Spaziergang zum Leuenhöfer Forst, dort eingeschlafen und hat, erwachend, gleichfalls jenen Fremden zu sehen geglaubt.“

„Na, das ist nichts als dummes Zeug,“ sagte Meden bei weitem behaglicher. „Er wird wohl, wie er's liebte, ein wenig stark gefrühstückt haben und die Geschichten vom vorigen Abend sind ihm im Kopf herumgegangen. Da giebt's zuweilen curiose Erscheinungen, hör' ich — aus eigner Erfahrung weiß ich's Gottlob nicht. Und im übrigen,“ fügte er hinzu, „kann es der Fritz nicht gewesen sein. Was zum Henker sollte den aus seiner Arbeitswuth herausgelockt haben, so daß er hier obendarein incognito durch's Land lief?“

„Das sage ich ja auch nicht,“ entgegnete Malsberg nach einer Pause. „Auch der Major hat das nicht geglaubt, sondern im Gegentheil vom alten Herrn erfahren, daß der Sohn sogar die eigentlich beabsichtigte Ferienreise in die Heimath seinem Studium geopfert habe. Er war ja in jenen Tagen auch, wie er mir gestern Abend selber sagte, noch in der Pfalz oder — ich weiß das nicht — schon krank in Heidelberg. Ich beziehe mich auch nur auf die nicht wegzuleugnende Aehnlichkeit des begegnenden Fremden. Dieser, ich leugne es nicht, ist mir verdächtig, und die Aehnlichkeit sollte eine Spur —“

„Habe niemals von solcher Aehnlichkeit gehört,“ sprach Meden ganz launig dazwischen. „Und lassen Sie vor allen Dingen nicht unsern großmächtigen Landrath davon erfahren. Der verziehe Ihnen im Leben nicht, daß Sie glauben könnten, seine exquisite Erscheinung sei in der Welt doppelt vorhanden. Nein, Leuen's tolle Reden zu Augustin und mir, und seine Absicht und der Brief — das ist toll, sag' ich, und da muß ich noch mehr Licht haben, und sollte ich selber der alten Majorin zu Leibe gehen! Aber,“ brach er ab und erhob sich rasch, „da kommen ja meine Damen! Nun kein Wort mehr davon, wir wollen hinausgehen. — Louis, lasse rasch serviren! Um ein Uhr müssen wir fort.“

Malsberg durfte mit der Aufnahme, die ihm wurde, und mit der folgenden Stunde zufrieden sein, obgleich er zu bemerken glaubte, daß Frau von Meden ihm und ihrer Tochter im stillen eine ernstere Aufmerksamkeit zuwendete, als er bisher wahrgenommen zu haben glaubte, und obschon

Adele nicht so heiter und freundlich erschien, wie er sie gerade heute wiederzufinden gehofft hatte.

„Sie ist bei Anna Rhode und bei Landraths gewesen," erklärte die Mutter gegen den alten Herrn, dem die Stimmung der Tochter gleichfalls auffiel, „und hat nichts als schlechte Laune gefunden."

Adele schüttelte den Kopf. „Es war noch mehr!" sagte sie, ohne sich weiter zu äußern.

„Na, unser Gast hier ist, glaub' ich fast, auch ein wenig daran schuld!" meinte der Alte launig. „Da stecken noch Geheimnisse, Kleine."

Ihr Auge, das scheu zu Malsberg hinübergestreift war, senkte sich rasch und ihre Wangen rötheten sich. Aber sie erwiederte nichts.

Als man abgespeist hatte, ging Meden hinaus, um, wie er sagte, nach seinen Pferden zu sehen und das Anspannen zu bestellen, und auch seine Gattin entfernte sich für einen Augenblick ins Nebenzimmer. Da trat Malsberg rasch zu Adelen, die am Fenster stand, und indem er ihre Hand nahm, sprach er voll herzlicher Bewegung: „Fräulein Adele, kann ich wirklich schuld sein an Ihrer Stille?"

Sie schaute auf und wieder nieder, sie ließ ihm die Hand. „Sie glauben nicht, wie häßlich Anna und ihr Bruder waren," sagte sie leise, „so verstimmt, so hart und bitter, so unfreundlich gegen mich, auch gegen — Sie! Und das — that mir weh —"

„Weh, Adele?" wiederholte er leise und nahm auch ihre andere Hand.

Sie schaute scheu, lauschend zu ihm auf, ohne ein Wort. Und noch bewegter fragte er: „Adele, wäre es möglich —?"

Sie zuckte jäh, dunkel erröthend zurück; aber die Bewegung war dennoch nicht rasch genug gewesen, denn der eben eintretende Meden stand bereits in der Thür und musterte das Paar mit ernstem Blick. Und wie es ja solche Zufälle giebt, auch die Mutter hatte die Nebenthür geöffnet, und selbst für sie war der Anblick wahrscheinlich nicht verloren gegangen. In ihrem Auge zeigte sich etwas wie ein Vorwurf.

Der alte Herr trat heran. „Schau' auf, Kind! Geben Sie mir die Hand, Malsberg," redete er freundlich. „Hier ist nichts passirt, dessen ihr euch zu schämen hättet. Wir wollen ehrlich gegen einander sein, Kinder," fuhr er fort. „Sie sind uns von Anfang an lieb gewesen, junger Freund, und als wir Sie häufig bei uns verkehren ließen — auch mit dieser hier! — haben wir uns nicht verborgen, was für Folgen dieser Verkehr haben könne. Nun ist's also richtig dazu gekommen und — wir sagen nicht Nein dazu. Zu überlegen aber und zu besprechen ist noch mancherlei. Kommen Sie also bald zu uns heraus, dann wollen wir das Ding in Ordnung bringen. Und nun küßt der Mutter die Hand und bedankt euch bei ihr. Ihr wurde es nicht so leicht wie mir. Sie hat keinen alten Leibburschen, wie ich, und in Ihnen seinen Sohn," schloß er mit der alten Laune.

IX.

Gekündigte Freundschaften.

Die grauen Tage, wie sie die letzten Monate des Jahres bringen, sind bekanntlich bei weitem nicht auch die grausten und trübseligsten für die Menschenkinder. Im Gegentheil, wo diese nur des rechten Sinnes sind und „das Herz auf dem rechten Fleck" haben, wissen sie's gerade dann auch in ihrer Häuslichkeit am heimlichsten und behaglichsten zu machen, sich concentrirend, sozusagen, auf ihr eigenes bestes Selbst und auf das der Ihren, und das Licht und die Wärme, welche der Himmel verweigert, aus dem eignen frohen und zufriedenen Innern spendend. Ja es geschieht nicht selten, daß ihnen dabei sogar das Geschick zu Hülfe kommt — nicht gerade das große, meinen wir, das gewaltig und gewaltsam über uns bestimmt, sondern jenes kleine, wie wir's heißen möchten, welches den Gang des täglichen Lebens und die Stimmung des Augenblicks bestimmt. Gebe man nur einmal Acht: gerade an solchen Tagen kommt es häufig am freundlichsten an uns heran und werden wir am frohsten. Es kann freilich auch sein, daß wir in der uns von außen auferlegten Beschränkung nur dankbarer für die kleinen Freuden sind und sie besser verstehen und würdigen.

Im Hause des Doctors traf das, wie wir schon erfahren haben und auch selber schließen können, heute leider gar nicht zu — war ja doch aus diesen theils freundlichen und behaglichen, theils schönen und

geschmackvollen Räumen in den letzten Monaten das heimische Wohlsein weiter und weiter zurückgewichen und waren's fast nur noch die Kinder, die ein zugleich zufriedenes und fröhliches Leben im Hause erhielten. Heute aber waren auch sie zur Ruhe verurtheilt und ins sogenannte, sonst kaum jemals benutzte Kinderzimmer verbannt worden: die Mutter hatte so entsetzliches Kopfweh, es that ihr jede rasche Bewegung, jeder muntere Laut in ihrer Nähe weh, sie fühlte sich so furchtbar angegriffen und niedergedrückt, daß, wenn sie überhaupt sprach, ihre Stimme beinah gebrochen klang. Und als nach ihrer Nachmittagsruhe, die ihr keine Erquickung gebracht hatte, die Kinder dennoch bei ihr einsahen und sich leise herandrängten, drückte sie den blonden Kopf der Kleinsten, des Lieblings, an ihre Brust und die Thränen flossen aus ihren Augen.

„Aber Mama, du weinst ja!" rief Margarethe, die älteste, selber mit nassen Augen.

Frau Anna nahm sich sichtlich zusammen. „Laßt es nur," sagte sie, mit dem Taschentuch auf die Augen drückend, im sanftesten Tone. „Ich denke eben an so mancherlei, an uns und euch und an die Zukunft, und da wird mir denn einmal das Herz schwer — ihr versteht das noch nicht."

„Mama, du hast uns noch gar nichts vom Ball erzählt," sprach das Kind, das bereits verständiger war als die beiden jüngeren und vielleicht schon die Erfahrung gemacht und sich gemerkt hatte, daß die Mutter durch eine derartige Frage am ersten abzuziehen und zu erheitern war. „All die schönen Damen, und du selbst so schön, und die vielen alten Bekannten — du freutest dich auf sie —"

„Mein Kind, mit Unsereinem hat man keine Bekanntschaft mehr; wir gehören nicht zum Adel," sagte die Dame bitter.

Und als nach einer Pause das eingeschüchterte Kind noch einmal anfing: „Wenn nur Onkel Malsberg käme und —!" da machte die Mutter eine ungeduldige, fast ungestüme Bewegung und fiel herb ein: „Rede nicht so viel, Margot, und geht jetzt. Ich kann euren Lärm nicht ertragen!"

Nach einer Weile, während welcher die Dame ihren Kopf nicht vom Polster erhob, stellte sich die Majorin von Augustin ein. „Meine theuerste Freundin," hauchte sie, leise herantretend und die ihr dargebotene Hand zart erfassend, in den sanftesten Lauten ihrer Sprache und mit einem — man möchte sagen: klagenden Blick, „ich habe schon von dieser grausamen Unterbrechung Ihrer Festfreude gehört, und muß mich doch nach meiner Lieben umsehen, wie es mit Ihrem armen — schönen — süßen Köpfchen steht."

Anna hatte sich ein wenig aufgerichtet. „Sie wissen ja, liebe Majorin," versetzte sie gleichfalls sanft, „solche Migräne kann uns recht ernstlich plagen und macht uns zu Allem unfähig. Es scheint jetzt besser werden zu wollen, aber ich darf mich noch nicht rühren."

„O ja nicht, ja nicht, Theure, Liebe!" bat die Alte. „Nur ganz still, ganz ruhig, ganz sanft, so bändigen wir am schnellsten den grimmigen Feind! Ich wollte auch nur einmal nach Ihnen sehen — es betrübte mich so —"

„Bleiben Sie nur ein wenig," fiel Anna mit einer Art von Ungeduld ein; „die Einsamkeit ist mir gar nicht gut, und wenn Sie mir etwas erzählen, wird mir besser werden. Sie dürfen nur keine Anforderungen an meinen armen Kopf machen. Er ist ganz verwüstet."

Daß Frau von Augustin es nicht besser wünschte, sondern sich aller Vermuthung nach schon auf diese Einladung vorbereitet hatte, zeigte sich schon an der Bereitwilligkeit, mit welcher sie der Aufforderung entsprach, Shawl und Hut ablegte und nach einem entsagungsvollen Blick auf das besetzte Sopha, einen Stuhl herbeizog. Und während sie beim Niedersitzen, ihr Kleid mit ganz besonderer Gewissenhaftigkeit ordnete, entgegnete sie theilnahmsvoll: „Wie ist das bei solcher abscheulichen Witterung auch anders möglich! Man muß ja krank werden! Zumal ein so lieber, feiner Kopf!"

„Ach, die Witterung hat damit nichts zu thun," meinte Anna wieder mit jener nervösen Ungeduld und fügte mit bitterem Lachen hinzu: „Ich könnte sagen wie Jener, das haben Menschen gethan! — Sie sind so langweilig und tactlos, liebe Majorin."

Die Zweideutigkeit dieser letzten Worte ging für Dame Amelie Gottlob verloren — wie Frau Anna heut einmal gestimmt war, konnte man nicht darauf schwören, daß auch sie selber dabei gar keinen Hintergedanken gehabt habe — und mit dem sanftesten Tone sagte sie: „Ja, es soll ge-

stern Abend dort ja allerhand wunderbare Geschichten gegeben haben. Man erzählte mir von einem Streit, den Linker gehabt habe — recht muthwillig provocirt — ich weiß gar nicht, was es mit ihm ist. Mein lieber Seliger hatte ihn so gern und sagte immer, das sei ein durchaus gutmüthiger und angenehmer Mensch; und so war er auch —"

Anna hatte sich wieder ein wenig aufgerichtet. Sie zuckte nun die Achseln und erwiederte ziemlich wegwerfend: „Von gestern Abend weiß ich nichts, ich muß schon fort gewesen sein. Aber für angenehm und gutmüthig kann ich ihn nicht erklären. Im Gegentheil, ich finde ihn grob und rücksichtslos und kindisch empfindlich in Ansehung seines Ranges. Sie haben ja wohl von jener Mystification beim Einmarsch gehört. Was hat er da für einen unnützen Lärm gemacht und es mit aller Welt verdorben —"

„Darum ist es gleichfalls gewesen, glaub' ich, — mit dem wilden Curt Gisow. Unser lieber Landrath hat vergeblich zu beschwichtigen gesucht."

Auf Anna's heute ohnehin schon lebhaft gefärbten Wangen wurde die Röthe plötzlich noch ein wenig tiefer und in ihrem Auge flammte es auf. „Da soll er sich in Acht nehmen," sprach sie hörbar gereizt. „Fritz ist schon so nicht gut auf ihn zu sprechen, zumal seit dem Einzuge. Er hatte sich dem Bataillon angeschlossen, und Linker war unhöflich genug, ihn gleich seinen eigenen Offizieren auszuzanken."

„Und so liebenswürdig, so — chevaleresk, wie unser theurer Landrath ist!" bemerkte die Majorin. „Ich verstehe Linker gar nicht mehr!" Und nach einer Pause fügte sie in verändertem Tone hinzu: „Aber um auf etwas Anderes und Angenehmeres zu kommen, — unser Freund von gestern, der Herr von Malsberg —"

„Bitte, der Herr Rath ist nicht adlig," schob Anna anscheinend nachlässig ein.

„Das hätte ich wirklich nicht geglaubt!" sagte Frau von Augustin sehr erstaunt. „Der Name klingt doch ganz danach, und der Herr Rath tritt überhaupt auch in einer so charmanten Weise auf, daß ich dadurch noch sicherer wurde. Aber was ich sagen wollte — er hat gestern Abend ja sehr gefallen. Er soll ganz ausgezeichnet tanzen und eine sehr angenehme Conversation machen. Bei Medens soll er ganz und gar Hahn im Korbe sein. Er ist ja auch wohl häufig draußen in Noldin?"

Anna lehnte wieder tief in der Ecke. „Die beiden Väter waren, meine ich, vordem auf der Universität zusammen," entgegnete sie kalt; „ja mir ist, als sei der alte Herr Malsberg vor einigen Jahren einmal zu Noldin zum Besuch und auch bei meinen Eltern in Pogwitz gewesen. Sie wissen ja, wie Meden ist — burschikos!"

Frau von Augustin lachte ganz zart. „O, dies Köpfchen hier ist noch nicht ganz todt!" sagte sie scherzend. „Welch' ein vortrefflicher Witz! Ja ja, burschikos war er und ist er! Mein lieber Seliger meinte immer, eine lustigere Seele gäbe es auf der Welt nicht! Aber," fuhr sie abbrechend fort, „hier sollten er und seine Frau doch ein wenig vorsichtig sein. Man sucht wirklich schon nach Beziehungen zwischen der hübschen Adele und dem häufigen Besucher ihrer Eltern. Ja man will gestern Abend eine Aufmerksamkeit des Herrn Raths beobachtet haben —"

„Die ich leider bestätigen muß!" fiel Anna plötzlich in einem Tone des bittersten Aergers ein. „Es war geradezu tactlos, sage ich Ihnen, tactlos! Von Malsberg indignirte es mich, und daß Adele, daß Frau von Meden — sie ist ja sonst eine so feine Frau! — es dulden konnte, ist mir unerklärlich! Denn wohin soll das führen? Wie kann Adele sich so compromittiren? Man ist so schnell in der Leute Mund, und — ich habe übrigens Adele heut Morgen meine Meinung gründlich gesagt. Wenn ihre Eltern nicht verständig genug sind, so soll sie selber es sein und bedenken, was sie ihrer Stellung schuldig ist. Und ich bin überzeugt," fügte sie, noch immer im gleichen Tone, hinzu, „mein Bruder wird gleichfalls mit Meden darüber reden — meine Schwägerin deutete heute Mittag auf dergleichen hin. Er soll ganz indignirt sein, wie auffällig der Herr Rath sich Adelen bei Tisch gewidmet, und wie vergnügt der alte — Herr zugesehen. Es ist wirklich — ich weiß nicht, ob mehr abscheulich oder kindisch."

Wenn es möglich wäre, daß ein so zartes Wesen, wie die Majorin, gleich einem gewöhnlichen Menschenkinde hätte Mund und Augen vor Verwunderung aufsperren können, so wäre das sicherlich in diesem Momente geschehen. Dame Amelie ließ an sich

über die seltsame, halb bittere, halb zornige und vor allem durch die Ueberstürzung unklare Auslassung Anna's wirklich alle Zeichen einer Consternation wahrnehmen, die gar nicht größer zu denken war.

„Aber meine Gute — Liebe — Beste!" sagte sie endlich ganz schüchtern, „schonen Sie doch Ihren lieben, einzigen Kopf und quälen ihn nicht mit so — bösen Vorstellungen." Und bei weitem verständiger, als man es von ihr hätte erwarten sollen, fuhr sie fort: „Davon ist ja einstweilen noch gar keine Rede, sondern es ist ja nur eine, vielleicht ein wenig weit getriebene, gesellschaftliche Galanterie, die man dem ernsten Herrn Rath ebenso wenig wie die Tanzlust zugetraut und über die man sich daher amüsirt hat —"

Anna ließ einen verächtlichen Laut vernehmen.

Die Majorin erschrak ersichtlich ordentlich über dies neue Räthsel, denn so erschien ihr Alles, was sie sah und hörte. Aber es regte sich zugleich auch in ihr allmälig etwas, sei es von Empfindlichkeit, sei es von einem gewissen Oppositionsgeist, und mit einer sehr bemerkbaren — sagen wir: lebhafteren Betonung meinte sie: „Aber Liebste, Beste, ich verstehe das nicht! Und wenn es endlich wirklich Ernst wäre — Sie gerade —"

„Ich," brach Anna aus, „ich! Ja Sie haben ganz Recht, ich sollte am allerwenigsten Grund haben, mich so zu äußern, allein ich habe unglücklicherweise gerade den allerernstlichsten! Niemand weiß es besser als ich, wie folgenschwer ein solches Abweichen von dem gesellschaftlichen Herkommen ist, zu wie vielen Inconvenienzen, zu wie vielen — trübseligen Zuständen es führt — selbst unter den anscheinend günstigsten und freundlichsten Verhältnissen," fügte sie nach einer flüchtigen Pause, in einer Art von sinkendem Tone hinzu, als werde es selbst ihr und selbst jetzt begreiflich, daß der Eindruck ihrer Worte ein für sie höchst bedenklicher, wo nicht wirklich gefährlicher sein müsse. „Ich kann doch eigentlich nicht klagen, wie ich ja auch freien Herzens mein Loos erwählt habe, aber unter den Inconvenienzen —"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, ohne daß man ein Anklopfen vernommen hätte, und der Landrath Halthin trat in das Gemach. Sein Auge flog unter den niedergezogenen Brauen hervor mit einem stechenden Blick zu den beiden Damen hinüber, und da er den Besuch erkannte, zuckte durch das hochmüthige Gesicht etwas wie ein finsterer Mißmuth, ja er machte eine Bewegung, als wolle er das Zimmer wieder verlassen. Doch besann er sich, und zum Sopha tretend, machte er der Majorin eine kurze Verbeugung und drückte die Hand seiner Schwester. „Helene sagte mir, daß du noch leidend seiest," redete er dabei.

Man wechselte einige von jenen Reden, wie man sie in solchen Fällen durch die langjährige Gewohnheit und ganz unabhängig von der augenblicklichen Stimmung, immer bei der Hand hat. Doch zeigte sich diejenige des Landraths, durch Gott mochte wissen, welche Einflüsse, dermaßen beeinträchtigt, daß er nicht im Stande war, ihrer Herr zu werden, und sich in einer Weise gehen ließ, die selbst seiner nachsichtigen Schwester auffiel.

„Ach, was ist darüber zu sagen!" entgegnete er herb' auf ihre vorsichtige und schonende Frage. „Die Damen wissen — Gottlob für sie! — nichts von all den Scherereien und Plackereien, wie sie auf Unsereinen unaufhörlich einstürmen. Das nimmt kein Ende. Wo eine Eselei eben abgethan ist, drängt sich uns eine Impertinenz entgegen, ihr folgt eine Unannehmlichkeit und so fort. So giebt es jetzt eben ein fatales Geschäft hinter dem anderen, und persönliche Verdrießlichkeiten kommen auch dazu. Es geht alles aus Rand und Band, möchte man mit dem Volk sagen! Da ist kein Gehorsam mehr, keine Ehrfurcht vor dem Gesetz, kein Respect vor der Person — wie sollt' es auch?" unterbrach er sich grollend. „Gehen doch gerade eure sogenannten Gebildetsten dem Pöbel voran in der Mißachtung des Herrn unsres Gottes und in der frechen Opposition gegen die Regierung unseres herrlichen Königs, ja gegen Seine Majestät selber! — Aber lassen wir das," brach er von neuem ab und strich leicht über die hohe, schon ein wenig kahle Stirn. „Beiläufig, dein Protegé, Anna, der Herr Rath — wie heißt er doch? — scheint mir auch Einer von dieser neumodischen Sorte zu sein — das ist eine Ungenirtheit und Zudringlichkeit, ja ich möchte fast ein Dünkel sagen, die mich indignirt haben. Ich glaube, man bedarf

gegen ihn einer ernstlichen Vorsicht, wenn man sich nicht compromittiren lassen will. Medens dürften das bereits erfahren haben. Du hast schon davon gehört?"

„Ja, ich sah es sogar noch selber," entgegnete Anna, indem sie sich wieder aus ihrer Ecke aufrichtete, hörbar gereizt. „Ich hörte von Helene, daß du dich gegen Adele heut Morgen darüber geäußert habest, und ich nahm mir die gleiche Freiheit. Wir sind also Gottlob ganz einer Ansicht — wie wäre auch eine andere möglich?" fügte sie mit einem Seitenblick auf die schweigende Majorin hinzu.

„Ja, ich dächte auch, man sollte gerade jetzt, statt lax, immer strenger werden gegen die Ansprüche dieser — Menschen," sagte er hart und zugleich wegwerfend. „Mit dem Alten ist nichts zu machen — er ist ein Narr und hat hier obendarein noch seine demagogischen Reminiscenzen. Ich werde aber in diesen Tagen einmal mit der Mutter zu —"

Und die Thür ging noch einmal auf, und an dem Mädchen, welches die angezündete Lampe in der Hand trug, vorüber trat Malsberg herein. Seine unerwartete Erscheinung machte einen Eindruck auf die drei Anwesenden, der allzu lebhaft war, um dem Rath völlig zu entgehen; Anna warf sich sozusagen ganz in die Ecke zurück, dem Landrath entfloh ein freilich kaum vernehmbarer Laut des bittersten Verdrusses, und Frau von Augustin endlich faltete ihre schmalen kleinen Hände im Schooß und ließ das Köpfchen nach vorn sinken, eine Geberde, die deutlich die leidende Resignation verrieth, mit der sie irgend etwas Entsetzlichem entgegensah.

Daß Malsberg dies alles nicht entging, haben wir schon gesagt. Aber ohne sich stören zu lassen, trat er vollends heran und sagte nach seiner artigen Rundverbeugung, während das Mädchen die Lampe zwischen den Dreien auf den Tisch stellte, gegen Anna gewendet, im höflichsten Tone: „Es drängte mich, nach Ihnen zu sehen, Frau Doctorin! Dieser unglückliche Anfall traf Sie ja gerade in meiner Gegenwart, und hernach hatten Sie sich schon zurückgezogen —"

„Ja, Herr Rath, ich hatte reichlich genug!" unterbrach sie ihn, und den Kopf gegen das Mädchen gewendet, fügte sie hinzu: „In Zukunft denkst du daran, daß du Besuche melden sollst! — Man kann diese Menschen nicht an das Schickliche gewöhnen! — Sie finden mich, wie Sie sehen, noch immer ernstlich leidend," sprach sie wieder zu Malsberg weiter. „Und wären es nicht mein Bruder und die liebe alte Freundin —" Sie brach ab, als sei sie, trotz aller Mißempfindung gegen den bisher bevorzugten Freund, dennoch fast selber erschrocken über diese zum mindesten unfreundlichen Worte.

Was in Malsberg bei diesem directen Angriff in der Gegenwart von Fremden vorging, ließ sich nicht erkennen. Er hatte mit der Unbefangenheit, die er bei dem freundschaftlichen Verkehr in diesem Hause angenommen, einen Stuhl näher gerückt, jedoch ohne sich bisher niederzulassen. An denselben gelehnt, nahm er mit ruhiger Miene ihre Antwort hin, und mit ruhiger, noch immer die erste Theilnahme verrathender Miene versetzte er jetzt:

„Das habe ich auch immer beim Kopfschmerz als bestes Heilmittel erprobt, sich so still und friedlich zu halten wie möglich — ich litt vor einigen Jahren viel daran. Und ich wäre heut auch wohl kaum zu Ihnen gedrungen, hätt' ich neben meinem eigenen Verlangen nicht auch noch einen Auftrag von Herrn und Frau von Meden gehabt, die wärmsten Grüße und die herzlichsten Wünsche für baldige Wiederherstellung."

„Von Medens — wie außerordentlich freundlich! — Nicht wahr, Herr Rath," fügte sie in dem gleichen, man dürfte fast sagen, beleidigenden Tone hinzu, „in Ihnen dürfen wir uns fortan des bevorzugtesten Boten von den Herrschaften erfreuen?"

Während sich diese, sagen wir es nochmals, seltsame Unterhaltung in solcher Weise entwickelte, hatte Herr von Halthin nach dem ersten Laut und einem, diesem völlig entsprechenden Blick, fast ohne den Gruß des Raths zu erwiedern und ohne denselben anscheinend überhaupt auch nur noch zu sehen, sich an die Majorin gewandt und sagte mit bemerkbarer Verbindlichkeit: „Sie waren, wie ich erfuhr, längere Zeit abwesend, meine gnädige Frau?"

„Ja wohl, ich ging schon im Juni fort, unter dem ersten Donner eurer glorreichen Siege!" entgegnete die Dame, indem sie ihr Köpfchen erhob, mit bewegter Stimme und einem sanften Blick: „Das Herz war

mir so voll von Jubel, und — Sie wissen das ja, mein lieber Herr Landrath, man findet hier so wenig Verständniß für seine tiefsten Gefühle. Lucile Benningshaus lud mich so freundlich ein — wir sind Jugendfreundinnen! — und wir führten vier Wochen lang ein Leben wie im Paradiese."

„Es soll ein angenehmes Leben zu Steinfeld sein, hörte ich," sagte der Landrath wieder verbindlich. „Ich kenne den Grafen und die Gräfin nur oberflächlich. Es wird aber jetzt dort ziemlich still sein — sie haben keine Kinder mehr daheim, glaub' ich?"

„O, es war nicht still! Sie waren alle da, und was sind das für liebenswürdige Menschen!" bemerkte die Majorin mit einem Anflug von Enthusiasmus. „Und neben ihnen immer noch andere interessante Gäste, schöne Frauen, geistvolle Männer! Und denken Sie," fügte sie sanft lächelnd hinzu und wandte sich ganz gegen ihn, als wolle sie von jener oben erwähnten, letzten unartigen Aeußerung Anna's gar nichts hören, „da war auch einer von Ihren alten Bekannten —"

„Von meinen Bekannten?" fragte Herr von Halthin mit einer Art von Mißtrauen dazwischen.

„Ja wohl! Ein Herr von Brüdersbach, den Sie uns vordem als einen Ihrer Begleiter auf jener poetischen Reise durch die Pfalz nannten — ein sehr liebenswürdiger Herr, aber ohne das Gedächtniß des Herzens, wie ich dies heiße," fügte sie sanft lächelnd hinzu. „Er wußte nichts mehr von jener Reise —"

Es war eigentlich schade, daß in diesem Augenblicke kein unbetheiligter Beobachter dieser Menschen im Zimmer war, denn für einen solchen hätte der Eindruck, welchen der von Frau von Augustin genannte Name zum wenigsten auf zwei von ihnen machte, von nicht geringem Interesse sein müssen. Malsberg warf auf die Sprecherin nicht nur einen höchst überraschten Blick, sondern er stockte auch, obschon nur momentan, in seiner, Anna zugewendeten Antwort, und als er weiter sprach, würde jener erwähnte Beobachter etwas wie eine plötzliche Zerstreutheit und sicherlich auch den neuen, forschenden Blick wahrgenommen haben, der vorsichtig des Landraths Haltung musterte.

Bei Herrn von Halthin war die Wirkung des Namens fast noch auffälliger. Zuerst erschien in seinen Zügen ein blitzgleiches Zucken und eine jähe Röthe; dann folgte der Ausdruck des finstersten Unmuths, und als dieser — man sah es deutlich genug! — mit der gewaltsamsten Anstrengung besiegt war, wurde das Gesicht schier unnatürlich starr und hart, die Augen blickten eiskalt und auch mit eisigem Tone sagte er, Frau von Augustin unterbrechend: „Sehr begreiflich, da er die Tour nicht mit mir machte. Sie haben die, allerdings ähnlichen Namen verwechselt: Brüdersberg hieß mein Begleiter. Ihres Brüdersbach entsinne ich mich gleichfalls, aber nur undeutlich. Ich dächte, er hätte damals in Mannheim bei den Dragonern gestanden?"

„Doch wohl nicht, mein bester Landrath!" versetzte die Majorin zart. „Er lebte mit den Seinen in seliger Freiheit in jenen himmlischen Gegenden, bald hier, bald dort, damals allerdings in Mannheim. Und gekannt haben Sie Beide sich. Aber diese Verwechslung — ich glaubte ganz sicher zu sein! Aber wie seltsam ähnlich diese Namen auch sind!"

In diesem Augenblick sagte Anna, jetzt in nur noch kaltem und zugleich nachlässigem Tone zu Malsberg, der eben den von ihm nicht benutzten Stuhl leise wieder auf seinen früheren Platz rückte: „Sie wollen gehen, Herr Rath? Ich darf Sie leider nicht zurückhalten. Denn ich fühle es nur allzu deutlich, daß mein Kopf gebieterisch Ruhe verlangt."

„So will ich Ihnen dieselbe von ganzem Herzen wünschen," entgegnete Malsberg mit seiner unstörbaren ruhigen Höflichkeit, und ohne auch nur den Versuch zu machen, der erzürnten Dame, wie sonst stets beim Abschied, die Hand zu bieten, machte er seine Verbeugung und verließ das Gemach.

„Gottlob!" sagte Herr von Halthin, als sich kaum die Thür hinter dem Scheidenden geschlossen hatte. „Dieser Herr wird mir stets antipathischer, und ich verstehe immer weniger, was dich veranlassen konnte, ihm solche Freiheiten zu gestatten, wie er sie sich zu nehmen scheint."

„Ich habe mich freilich getäuscht und meine Freundlichkeit schon seit gestern bereut," bemerkte Anna nachlässig. „Daher war ich eben denn auch deutlich, wie ich hoffe."

„Wozu ich gratulire," sprach der Land-

rath, und indem sein Blick seltsamerweise über die sanft vor sich nieder träumende Majorin kalt hinstreifte, fügte er hinzu: „Du mußt dir überhaupt freies Haus schaffen und deine Gesellschaft dir selbst bestimmen, wenn auch der Herr Doctor etwas sauer dazu blickt. Deine geistige und gesellschaftliche Freiheit ist kostbar genug, um sie energisch zu wahren. Beiläufig," schloß er mit diesem uns schon bekannten Lieblingsausdruck, und erhob sich zugleich, „ich will aber gleichfalls aufbrechen, du brauchst wirklich Ruhe. Ich würde dich sonst zu Helenen mitnehmen für diesen langweiligen Abend. Adieu, gute Besserung, Anna. Ich empfehle mich Ihnen, meine gnädige Frau."

Als auch er das Gemach verlassen hatte, erhob Anna sich und ging, den Kopf in die Hand gelegt, leise durch das Zimmer hin und her. Die Augen der Majorin folgten ihr mit einem kaum unter den langen Wimpern hervorlauschenden Blick, und erst nach einer ganzen Weile, als die Hausfrau noch immer keine Notiz von ihr nahm, sprach sie in den zartesten Tönen ihrer Sprache: „Sie Arme, Liebe, Beste, wie leidend Sie aussehen. Dieser grimmige, abscheuliche Feind! Der Herr Doctor muß Ihnen ernstlich zu Hülfe kommen gegen ihn! Sie werden uns sonst wahrhaftig noch wirklich krank!"

„Sind Sie noch so kindlich, liebe Frau Majorin, Glauben an die Aerzte zu haben?" fragte Anna wegwerfend. „Ich hatte längst nur noch Vertrauen zu ein paar Menschen, allein auch das soll ich, wie es scheint, verlieren und bereuen!"

„Aber liebstes, bestes Anuchen — ich bin ganz entsetzt! — Dieser noch gestern so liebenswürdige Herr Rath —"

„Bitte, schweigen Sie von ihm!" redete Anna ungeduldig. „Unsere Herren und Gebieter lieben freilich, unsere Freiheit eigensüchtig zu beschränken. In diesem Fall aber, seien Sie versichert, werde ich mein Recht zu wahren wissen."

Während in Anna's Zimmer diese letzten, seltsamen Scenen spielten, begegneten sich drunten, nicht weit vom Hause wieder einmal der von seiner Praxis heimkehrende Arzt und der Rath. Sie erkannten sich beim Scheine der Petroleum-Laterne und blieben stehen.

„Sie kommen, scheint's, von uns," meinte Rohde. „Weßhalb so schnell wieder aufgebrochen? Ist Madame noch immer übler Laune?"

„Lassen wir das gehen, Freund," versetzte Malsberg hörbar ausweichend. „Frau Anna muß wirklich leidender sein, als Sie glauben. Ich könnte mir sonst diese Verstimmung noch weniger erklären. Wenn Sie einen Schlüssel kennen," fügte er hinzu, da er durch Rohde's Gesicht ein spottendes Lächeln gleiten sah, „so gönnen Sie mir denselben. Ich zerbreche mir den Kopf, was ich gegen Ihre Frau und gegen den Herrn Landrath seit gestern verbrochen haben kann —"

„So, mein Herr Schwager war auch da? Dann freilich!" sagte Rohde in einem nicht näher zu bezeichnenden Ton. „Kommen Sie, ich gehe noch ein Stück mit Ihnen," fuhr er, sich abwendend, fort. „Was Ihren Schlüssel angeht, den erhalten Sie schon einmal von Anna selber, wenn das Gewitter erst wirklich zum Ausbruch reif ist."

„Ich bedaure nur jene arme Frau von Augustin," sprach Malsberg nach einer Pause im Weitergehen. „Sie steht, um Ihr Bild zu gebrauchen, zwischen zwei Gewittern, wie ich fast glaube, und zwar schutzlos."

„Die Alte? Irren Sie sich nicht, Schatz!" erwiederte der Arzt launig. „Sie ist nicht bloß zart, sondern hat es auch — lieber Gott, wie entsetzt sie sein würde, wenn sie mich hörte! — stark hinter den Ohren. An der gleiten die Blitze ab — zuweilen auch ganz unvermuthet und recht empfindlich wieder zurück! Und das könnte mich locken, doch nach Hause zu gehen," redete er weiter. „Ich habe ein ordentliches Verlangen nach ihr — sie amüsirt mich zuweilen königlich! Und jetzt muß sie ja einen ganzen Sack voll Neuigkeiten haben. Sie werden gestern davon profitirt haben."

„Im Gegentheil, sie gab uns alte Geschichten — für mich freilich nur desto interessantere," sagte Malsberg und fügte nach einer Pause im gleichen ernsten Tone hinzu: „Es ist schade, daß Sie von jenem räthselhaften Leuen'schen Fall nichts hören mögen. Ich spräche gern mit einem Vertrauten und Einheimischen darüber."

„Wie so? Was weiß die Alte davon?" fragte Rohde mit hörbarem Interesse.

„Seltsame — sagen Sie meinetwegen:

spukhafte Dinge, mein Freund, Todesahnungen und dergleichen. Aber für mich war darin besonders ein Fingerzeig von schwerer Bedeutung: Herr von der Leuen will ein paar Tage vor der That hier in der Stadt, und Herr von Augustin am Tage derselben im Leuenhöser Forst einen Menschen gesehen haben, der Ihrem Schwager, dem Landrath, zum Verwechseln ähnlich gewesen sein soll. Aber was haben Sie?" fragte er abbrechend den Begleiter, der, wie er selbst jetzt bemerken konnte, fast krampfhaft zusammenzuckte und plötzlich stehen blieb. „Meine Bemerkung —"

„Ach, Ihre Bemerkung!" fiel Rohde ungeduldig ein und beugte sich, sein rechtes Bein zu reiben; „mein verwünschter Wadenkrampf packte mich! — Doch es geht schon vorüber. Also ad vocem Doppelgänger," fügte er schon wieder launig hinzu, „Gott weiß, was die Alte dort erhorcht und hinzuphantasirt hat! — Doch ich sehe," schloß er stehen bleibend, „ich muß wirklich ein wenig ruhen und kann hier gerade bei einem Patienten eintreten! — Also gute Nacht und schöne Träume," lachte er, dem Freunde die Hand schüttelnd. „Und vor allem keine Mäuse aus Dame Amelie's Fabrik!"

X.

Eine unvermuthete Katastrophe.

Der Unfall des Freundes machte auf den Rath einen ganz außerordentlich tiefen Eindruck. Bei der Vertraulichkeit seiner Verbindung mit Rohde war es nicht wenig sonderbar, daß er noch niemals von einem Leiden gehört haben sollte, welches denselben, nach seiner eigenen Angabe, so häufig und so gewaltsam überfiel, und es kam dazu, daß dies Leiden von einer Art war, welche auch dem Laien nicht ganz unbekannt bleibt, vielmehr ihm von Jugend auf so oft begegnet, daß er die Veranlassung, die Symptome und die herkömmlichen, einfachen Heilmittel fast so gut kennt wie ein Mann vom Fach. Und weiter kam hinzu, daß im vorliegenden Fall das Gebahren des Arztes allzu auffällig gewesen war, um an seine Angabe glauben zu lassen — im Gegentheil, der Verdacht lag nahe genug, daß er nur der ihm peinlichen Erinnerung an die alte Leuen'sche Geschichte habe ausweichen wollen — wie immer. War der Verdacht ein ungerechter, so war er jedenfalls durch Rohde's Benehmen verschuldet, und es drängte sich dem Rath von neuem und ernster als je die Frage auf, was den Arzt, den vernünftigen Mann, überhaupt gegen die genannte Erinnerung so scheu machen konnte?

Einen vernünftigen, plausibeln Grund für diese Abneigung vermochte Malsberg stets weniger zu entdecken. Rohde war mit dem alten Landrath so gut wie gar nicht bekannt gewesen; der Tochter desselben und ihrem Gatten, seinem Schwager, stand er trotz dieser Verwandtschaft gleichfalls fremd gegenüber, um zur Bezeichnung dieses Verhältnisses keinen schlimmeren Ausdruck zu wählen; er selber konnte mit der dunkeln That in keiner Verbindung gedacht werden. Endlich, was der Arzt dabei zu schaffen gehabt, — genug, die Erklärung, welche Rohde auf der Rückfahrt von Pogwitz dem Freunde zu geben versucht, hatte diesen damals nicht überzeugt und genügte ihm je länger, desto weniger. — Wußte Meden, der ja Rohde's Abneigung zuerst betont und respectirt hatte, vielleicht mehr von der Sache? —

Es ist in der That seltsam! Ein Mensch kommt in eine Gegend, die ihm bisher so gut wie völlig unbekannt ist und wo er Niemand näher kennt. Er erfährt dort eine alte räthselhafte Geschichte — durch reinen Zufall —, die vordem allerdings einmal zu ihm gedrungen ist, aber bei ihm nur ein flüchtiges Interesse erregt hat, und die er nun bei den Einheimischen so gut wie verschollen findet; nur Einzelne erinnern sich noch ihres persönlichen Verhältnisses wegen daran, und auch sie haben längst darauf verzichtet, das Räthsel lösen zu wollen. Für den Fremdling ist der Fall an und für sich völlig gleichgültig — man erfährt dergleichen, interessirt sich einen Augenblick dafür und schiebt es auf die Seite. Es drängen sich überdies an ihn von allen Seiten ernstere Interessen, Geschäfte und Arbeiten heran, die sein Nachdenken, seine Theilnahme, seine Thätigkeit und Zeit vollständig in Anspruch nehmen und ihn der Vergangenheit besonders anscheinend ganz und gar entziehen. Trotz alledem aber bleibt gerade ihm jener alte verschollene Fall von Anfang an wunderbar nahe, er taucht immer von neuem vor ihm auf, oder vielmehr, er wird durch

allerhand kleine, kaum recht erkennbare und verständliche Zufälligkeiten und einzelne Züge stets ihm entgegengedrängt. Ihm, dem Fremdling, zeigen sich jetzt noch Spuren, wo die Einheimischen früher und später nicht den leisesten Eindruck bemerkten; vor ihm schießen Lichter auf, wo die Uebrigen nichts als Dunkel sahen und sehen; was er auch unternimmt — der Fall ist, wiederholentlich gesagt, stets dabei, stets finden sich Fäden, die zu ihm hin oder von ihm her führen; es thun sich Verbindungen auf, wo man sie am allerwenigsten gesucht hat; es drängen sich Combinationen heran, die, je länger man sie anschaut, desto mehr Halt und Bedeutung gewinnen. Mit einem Wort: aus dem Dunst und Duft entwickelt sich eine Gestalt von freilich noch schwankenden Umrissen, das Todte gewinnt eine Art von Leben, und die Hieroglyphe verheißt demnächst völlig lesbar zu werden.

Das Begegniß mit Rohde war nur ein einzelner, und zwar, wie sich von selbst verstand, nebensächlicher Zug, der allein durch das Zusammentreffen mit dem Uebrigen eine vielleicht ernstere Bedeutung erhielt: es mußte, sei es bei der Ausübung jenes Verbrechens, sei es bei der Entdeckung allerhand vorgekommen sein, von dem, trotz der Kenntniß Einzelner, die Acten nichts enthielten. Es blieb aber nicht bei diesem Zuge. Jenes Datum des Leuen'schen Briefes, dessen Herr von Meden sich so bestimmt entsann, war ja eines von denen, die sich in dem kleinen Notizbuch angegeben fanden. Und Alles gewann ein immer unheimlicheres Ansehen, als Malsberg am nächsten Tage etwas Näheres über den Zank erfuhr, den der Major Linker am Ballabend mit dem „tollen Gisow" gehabt haben sollte. Der Soldat hatte es nicht geradezu ausgesprochen, aber in einer Weise angedeutet, die für jeden eingeweihten Zuhörer sehr verständlich sein mußte, daß er den Landrath von Halthin für den Schreiber jenes untergeschobenen Billets an den Bürgermeister halte. Herr von Halthin, der ja gleichfalls zugehört hatte, war mit solcher Heftigkeit aufgefahren, und der Major hatte sich so wenig nachgiebig gezeigt, daß man sogar von einem bevorstehenden Duell zu flüstern, andrerseits aber auch, noch heimlicher, dem geäußerten Argwohn beizupflichten begann. Gerade Fritz Halthin war ganz der Mann, einer solchen Beschuldigung, wenn er sich frei fühlte, in einer überzeugenderen Weise zu begegnen, als durch die an ihm völlig ungewöhnliche Heftigkeit.

War hier irgend eine Combination denkbar, wie sie sich ja gewaltsam aufzudrängen schien; fand hier irgend ein Zusammenhang statt, so — fühlte selbst Malsberg ein gewisses Frösteln. Und es war ihm beinahe lieb, daß der Fall für einige Tage sozusagen eine Art von Ruhe fand und seine übrigen Geschäfte und Sorgen ihn von demselben abzogen; wie die Sachen standen, konnte ihm derselbe ja doch nicht mehr entgehen, sobald er sich veranlaßt sah, ihn ernstlich in die Hand zu nehmen.

Das Verhör des Leuenhöfer Knechtes führte zu dem vorauszusehenden Resultat: er hatte dem Grüning vordem wirklich einmal eine kleine Summe geborgt, dieselbe aber längst wiedererhalten und niemals daran gedacht, sie noch einmal zu verlangen. In der Vorstadtwohnung seines Gläubigers war er weder früher noch bei dieser vorausgesetzten Gelegenheit gewesen: der Hausbesitzer kannte ihn nicht. Von seinem verdächtigen Namensbruder verlautete keine Silbe — er schien völlig verschwunden zu sein. Seine Heimathsbehörde konnte nur angeben, daß er seit einiger Zeit verreist sei — er trieb angeblich allerhand Mäklergeschäfte. Die, die ihn nur allzu wohl kannten und unter der Hand um ihn gleichfalls befragt wurden, hatten ihn seit Monaten nicht bemerkt, und seine eigene, in der neuen Heimath zurückgebliebene Familie fing, wie die polizeiliche Ueberwachung ergab, an, ernstlich unruhig zu werden. Er sei noch nie so lange ausgeblieben, klagte die Frau ihren Nachbarn. Sie wisse nicht, wo aus noch ein; die besten Geschäfte lasse der liederliche Gesell durch diese Abwesenheit aus der Hand. Aber, hatte sie einmal in ihrem Grimm hinzugefügt, sie kenne schon diejenigen, an die sie sich zu halten habe, und wenn ihr die Galle überlaufe, stehe sie für nichts. Es war nicht zu erkunden, was sie im Sinne habe. Man darf nicht vergessen, daß nichts Bestimmtes gegen den Menschen vorlag, und daß selbst Malsberg's Verdacht ein kaum zu begründender war und kein Verfahren gegen ihn rechtfertigen konnte.

Der Sträfling Johann Rist langte in

dieser Zeit gleichfalls von der Anstalt wieder an und beharrte, auch Grüning gegenüber, fest auf seiner neuen Aussage. Es wurde dadurch leider nur nichts erreicht, denn Grüning war seit seinem Selbstmordversuch kaltblütiger und — wenn man so will — frecher als je; er ließ sich auf keinem einzigen Widerspruch ertappen und sich, selbst durch seinen Grimm gegen den neuen Zeugen zu keiner Unvorsichtigkeit fortreißen. Seine Behauptung, daß Rist ein notorischer Trunkenbold sei und am wenigsten bei einer solchen Nachtfahrt klaren Kopfs und hellen Augs gewesen sein dürfte, ließ sich schwer widerlegen, und der Wirth des „Wickenkruges" nebst den übrigen Zeugen blieb gleichfalls bei seiner ersten Aussage. Mit einem Wort, die Untersuchung verlor noch immer nicht den Charakter des Stockens, der sie von Anfang an gekennzeichnet hatte — sie führte immer wieder, nicht sowohl in ein unlichtbares Dunkel, als vielmehr zu einem völligen — man möchte sagen: Nichts, und zuweilen sogar zu ganz entgegengesetzten Resultaten. Die nächste Schwurgerichtssitzung stand jetzt in einigen Wochen bevor — die Hoffnung, auch Grüning vorzuführen, schwand mehr und mehr.

Es war nur auffällig, daß Rist, der bei der Confrontation so mürrisch und schweigsam wie je gewesen war und den verächtlichen Vorwürfen Grüning's nichts als ein: „Und es ist doch so! Er ist es gewesen!" entgegenzuhalten gewußt hatte, bei den neuen mit ihm angestellten Verhören ganz anders auftrat. Hatte Grüning's Persönlichkeit ihn — gleichviel weshalb — eingeschüchtert, oder erwachte dieser Kopf erst nun allmälig: es war geradezu überraschend, wie verändert der Mensch erschien, mit welcher Klarheit er seine Aussage jetzt wiederholte, welche Anschaulichkeit er ihr zu geben wußte, und wie nach und nach immer mehr einzelne Züge auftauchten, welche allzu prägnant waren, als daß man hätte auf den Verdacht kommen können, wie der Bursche sie vielleicht nur aus einer Art von Rachsucht neu erfunden habe. Malsberg empfand von neuem jenen ersten Eindruck: dieser Mensch war der beschränkte Kopf nicht, für den man ihn hielt, und selbst mit jenem Vorwurf, daß er ein Trunkenbold, mußte es sozusagen ein besondere Bewandtniß haben: hätte ihn derselbe im vollen Umfange getroffen, so hätte er im Gefängniß, unter der Entziehung aller geistigen Getränke, entschieden ernstlicher leiden müssen. Zu dem allen lautete das in der Strafanstalt über ihn gefällte Urtheil dahin, daß er ein wenn auch langsam begreifender, doch ganz anstelliger Mensch sei und keine besondere Veranlassung zum Tadel geboten habe.

Mit einem Male waren diese Offenbarungen, wie wir sie denn doch wohl heißen dürfen, also keineswegs da: sie kamen vielmehr sehr langsam hervor, traten dann aber auch desto bestimmter auf und ließen den Inquirenten sozusagen nicht aus der Ueberraschung und dem stets ernsteren Nachdenken kommen und förmlich mit einer Art von Neugier jedes neue Verhör beginnen. Es kam sicherlich etwas Neues zu Platz.

„Und es hilft Alles nichts," sagte er heute mit einer ganz auffälligen Bestimmtheit, ja fast einer Art von Frische, „hundert Schritte diesseits der ‚weißen Mühle', wie wir's heißen, da saßen die Beiden auf dem Grabenufer und kamen, da sie mich kommen sahen, gegen meinen Wagen. Grüning, denn er war's, stieg auf, der Andere wandte sich, als er das mit angesehen hatte, und ging gegen den Leuenhöfer Forst. Er hat, als er zehn Schritte fort war, dem Grüning noch etwas zugerufen — es war so Zigeunerisch und verstanden hab' ich's nicht. Geantwortet hat der Grüning nicht, sondern nur gebrummt."

„Und warum fällt dir das alles erst jetzt ein?" fragte Malsberg streng. „Wie willst du, daß wir dir glauben sollen, wenn du jeden Tag etwas Neues bringst?"

„Herr, wer kann gleich an Alles denken?" versetzte Rist kopfschüttelnd. „So gewitzt ist mein Kopf nicht. Dazumal in der Nacht hab' ich nichts daraus gemacht und hernach auch nicht, bis zur Anstalt; da ist's mir eingefallen, es muß ja in den Papieren stehen. Alles war's noch lange nicht; es brummt mir noch immer im Kopf. Aber es will noch nicht heraus. Wenn ich jetzt so im Loch sitz', allein, und sinnire so vor mich hin — denn was soll ich sonst thun? Schlafen kann ich auch nicht immer — da kommt Eines nach dem Anderen."

„Und so weißt du denn jetzt vielleicht auch, wer der Andere war," sprach Malsberg. „Zuerst ist er dir unbekannt gewesen."

„Ja, Herr, meine Gedanken hab' ich schon."

„So sage sie heraus. Ich werde dann schon sehen."

„Herr, es ist schier noch dunkel gewesen, und ich hab' ihn ja fast nur von hinten gesehen, da er übers Feld ging. Da war's vor ihm heller als hinter ihm, und ich konnt' es sehen, wie er ging und die Arme schlenkerte, und den breiten Rücken."

„Und da dachtest du an — wen?"

„Herr — beschwören kann ich's nicht, aber glauben thu' ich's. Es ist hier vordem Einer im Lande gewesen, jetzt wohnt er drüben, zu Jarmsdorf, sagt man, und Gottlieb Mühl heißt er. Ich hab' ihn schon einmal so von hinten gesehen, und hernach ist er's richtig gewesen. So einen Sechsscheffelsack-Rücken hat sonst Keiner."

Der Rath verbarg seine Genugthnung über diese Entdeckung, die, mochte Rist im übrigen lügen oder nicht, jedenfalls nicht erfunden, sondern von dem schwersten Gewicht war. „Also den kennst du auch?" fragte er. „Und wo ist das gewesen, daß du ihn schon einmal nur durch seinen breiten Rücken erkannt hast?"

„O Herr, das ist lange her, ich bin noch ein halberwachsener Junge gewesen."

„Schon recht. Aber du hast ihn doch schon gekannt. Und wo war es, Johann Rist?"

„Im Lenenhöfer Forst."

Nach einer augenblicklichen Pause, die er nicht überwinden konnte, fragte Malsberg so kaltblütig, wie ihm möglich: „Und was hast du da gethan? Und was that er, Rist?"

„O — nichts, Herr. Er stand da."

„Und darum mußt du dich nun an ihn erinnern? Du lügst, Johann Rist. Aber lassen wir das jetzt, und sage mir nur, wie bist du denn dahin gekommen, es ist weit von Pogwitz. Oder hast du eine Bestellung an den Herrn von Halthin gehabt? Es ist ja ein Sohn deiner Herrschaft."

„O nein, Herr," versetzte der Knecht, und die oben schon erwähnte eigenthümliche Frische trat deutlicher hervor als je — es war etwas wirklich Intelligentes in den rauhen Zügen, den kalten Augen; „der war dazumal noch nicht dort, sondern der alte Landrath, der erschossen worden ist. Ich habe da auch nur ein wenig ausgeruht, vorn im Busch, und ein Stück Brot gegessen. Mein Vater hat mich zu meiner Mutter Bruder nach Bausdorf geschickt."

„Und da sahest du den Mühl. Und er stand da?"

„Ja, Herr, er guckte."

„Er guckte — wonach, Johann Rist?"

„Das weiß ich nicht, Herr," entgegnete der Knecht kopfschüttelnd. „Ich hab' es gesehen, daß der Baron — der Landrath — vom Felde her in den Busch geritten ist, und da muß er wohl Jemand getroffen haben. Denn ich hab's gehört, daß er mit Einem zankte — er konnt' es nicht leiden, daß fremde Leute durch seinen Wald gingen, und ich habe mich drum auch ganz still, hinter einem Busch gehalten. Vor mir der Gottlieb Mühl, der muß das schon besser gesehen haben. Er stand dort hinter einer Eiche und guckte um den Stamm — ich sagt' es schon. Und plötzlich ist er untergeduckt, als wollte er nicht gesehen werden, und auf Händen und Füßen weiter gekrochen in den Busch hinein. Ich hab's eben doch gesehen, und gedacht: das muß doch der Gottlieb Mühl sein, solchen Rücken hat Keiner sonst im Lande. Und wissen muß ich's, habe ich gedacht, und sollt' ich liegen bis Mittag. Er wird schon zurückkommen, hat er doch seine Büchse zurückgelassen —"

„Weißt du das ganz gewiß, Johann Rist?" unterbrach ihn der Rath. „Ich denke, er hat den Baron erschossen?"

„Nein, Herr, das hat er nicht gethan — das kann ich beschwören," sagte der Knecht bestimmt. „Die Büchse stand an der Eiche, ich konnte sie wohl sehen, und habe gedacht: das ist der Gottlieb Mühl doch nicht, denn der ist kein solcher Dummkopf! Kommt nun der Förster, so sieht er das Gewehr gleich und nimmt es fort. Was legt er es nicht nieder in's Kraut, wenn er es doch nicht mitnehmen will? — Aber es ist doch der Mühl gewesen. Es hat schon eine Weile gewährt, bis er zurückkam. Und nun kroch er nicht, sondern lief, was er konnte, und hat das Gewehr an sich gerissen und ist davon — er war's aber. Und so sah ich, daß ich Recht gehabt hatte."

„Und dann hast du nachher den Schuß gehört?" fragte der Rath nach einer Pause.

„Ja, Herr, der Schuß ist freilich gekommen," sagte der Knecht kopfschüttelnd, „aber erst nach einer guten Viertelstunde. Und der Gottlieb Mühl hat ihn nicht ge-

than, ich kann's beschwören. Der ist Noldin zu, und der Schuß war bei den Solden'schen Brüchen."

Da war also wieder dieser Fall, und zum ersten Mal trat er Malsberg in einer Faßbarkeit entgegen, welche zu hoffen erlaubte, daß er sich sozusagen der zugreifenden Hand nicht wieder entziehen könne. Und nach einer langen, ernsten Pause, während welcher er sein Auge fest auf den stumm vor sich hinstarrenden Menschen richtete, sagte Malsberg: „Das ist eine sehr seltsame Geschichte, Johann Rist, und du mußt sie mir bei Gelegenheit noch einmal erzählen. Sieh, ich habe dir schon in Pogwitz gesagt, daß du mehr davon wüßtest — damals aber war dein Kopf dumm, und heute ist er nun hell. Vielleicht geht's ein ander Mal noch besser, und du weißt am Ende auch noch, wer mit dem Baron da gezankt und zuletzt den Schuß gethan hat —"

„Nein, Herr, das weiß ich nicht," fiel der Knecht ein. „Ich hab' ihn nicht gesehen, und seine Stimme ist bei dem Zank nicht zu hören gewesen. Der Baron hat allein geredet."

„Nun, lassen wir's für ein ander Mal," sprach Malsberg ablehnend. „Heute sollst du mir nur noch Eins sagen — ich höre, daß der Gottlieb Mühl dem jetzigen Landrath sehr ähnlich ist. Ist das wahr? Das mußt du doch wissen?"

Der Knecht schaute ihn eine ganze Weile mit dem halb mürrischen, halb stumpfen Ausdruck an, welcher wenig Hoffnung auf eine klare Antwort übrig ließ. Diesmal jedoch wurde es besser, als der Frager gefürchtet hatte, denn nach einer ziemlich langen Pause versetzte Rist mit sich erhellendem Blick: „Davon hab' ich noch nie gehört, Herr, und daran gedacht hab' ich auch nicht. Nun ich aber das thue und mich besinne, wie der Mühl gewesen ist und unser junger Herr — da ist's schon richtig. Sie haben sich wirklich gleichgesehen, an Augen und Haar und auch an Vornehmigkeit, bis auf die Breite. Denn auch als der Herr Landrath noch robuster war, hat er doch zweimal aus dem Mühl herausgeschnitten werden können." — —

Am Mittag dieses wichtigen Tages und nach Beendigung der nöthigsten Geschäfte fuhr der Rath nach Noldin hinaus, um bei der Braut das Weihnachtsfest zu verleben. Denn seit ein paar Tagen war das Verhältniß erklärt. Das Gespräch, welches der joviale alte Herr vor dem festen Abschluß verlangt hatte, war bei Malsberg's erstem Besuch schnell und zur Zufriedenheit aller Theile beendet gewesen: selbst Frau von Meden hatte dem Bewerber mit einer Herzlichkeit und Rückhaltslosigkeit das Glück ihres Kindes anvertraut, welche über Malsberg's kühnste Hoffnungen hinausgingen. Was auf die Dame, welche unleugbar strenger dachte als der Gatte, so günstig gewirkt hatte, blieb ihm freilich nicht ganz verborgen: die Ueberzeugung von Adelens Glück und den Vorzügen des Erwählten war schwerlich der Hauptfactor gewesen. Zum wenigsten hatte die Lieblosigkeit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher einzelne Bekannte schon der erst in Aussicht stehenden Verbindung entgegengetreten waren, die würdige Frau auf das empfindlichste verletzt und sie schneller, als es sonst vermuthlich der Fall gewesen sein dürfte, zu der Ansicht des Gatten bekehrt.

Was diesen dem jungen Paare von vornherein günstig gestimmt hatte, war nicht schwer zu erkennen, ja Meden sprach es sogar offen aus. „Dein Vater," hatte er zu Malsberg nach dem stillen, häuslichen Mittagsmahl gesagt, bei dem er die Gesundheit des Brautpaars und zugleich dem neuen Schwiegersohn das „Du" zugetrunken hatte, „stand mir von jeher höher als irgend ein anderes Menschenkind, und wenn ich in meinem Leben jemals eifersüchtig gewesen bin, so war's auf seine anderen Freundschaften. Ich meinte, neben der unseren dürfte es keine zweite geben. Guck' du mich nur an," hatte er lachend über Malsberg's sichtbares Erstaunen hinzugefügt, „und frage, wie sich so zarte Gefühle mit meiner schönen Leibesfülle vertragen. Ich bin einmal so ein rares Cabinetsstück von einem Menschen, eine Art von dem, was ihr jetzt Attrape heißt: kein Mensch ahnt in mir, was ich drinnen bin und habe."

Der alte Herr hatte ganz Recht: man suchte Manches nicht in ihm, das sich doch in ihm fand, und das war nicht bloß die milde und geradezu zarte Empfindung, die sich auch bei ihm, wie wir es nicht selten finden, hinter den breiten und derben Formen versteckte, sondern es gab neben derselben und trotz der uns bekannten, hin und wieder schier ein wenig übermüthigen

Jovialität in ihm auch eine ganz merkwürdig klare Einsicht in die ihn umgebenden Zustände und Verhältnisse und ein überraschend scharfes und gesundes Urtheil über dieselben, wie man es dem — wir müssen schon wiederholen: scherz-, ja spaßhaften alten Herrn am wenigsten zutraute.

Davon erhielt auch Malsberg heute eine Probe der überzeugendsten Art. Meden war Morgens in die Stadt gekommen, wo sich für den großen Grundbesitzer gerade zu dieser Jahreszeit, auch ganz abgesehen von dem bevorstehenden Weihnachtsfest, immer Geschäfte abzumachen finden, welche er am besten selber besorgt. Hernach war er, weil Malsberg, wie wir wissen, noch durch das Verhör in Anspruch genommen war, hie und da bei Bekannten herumgekommen, und so auch in Rohde's Hause gewesen. Davon sprach er jetzt, als Beide auf dem Wagen saßen und hinausfuhren, zu seinem Begleiter mit großem Ernst.

„Da sieht's verzweifelt aus," sagte er kopfschüttelnd, „und wenn es so fortgeht, ist das Ende fadengerade. Es ist doch sonst eine brave, freundliche, verständige Frau gewesen, aber — der Teufel hole es! — jetzt so widerwärtig, daß man entweder die Contenance verlieren, oder davonlaufen muß. Na, ich habe Beides gethan," fuhr er fort, da er Malsberg mit ernster Zustimmung den Kopf neigen sah; „zuerst hab' ich ihr gründlich meine Meinung gesagt und mich an ihren gewaltigen Zorn nicht weiter gekehrt, und dann bin ich kurz davon. Nachher begegnete ich auch ihm, und da ist's denn anders, aber auch nicht besser. Der Mann ist nicht wiederzukennen, so schwer und sorgenvoll sieht er aus und ist er auch. Und es kommt mir leider Gottes vor, als sei er obendarein auch noch stumpf. Sonst könnt' er's in seinem Hause nicht gehen lassen, wie es geht. Aber er dauert mich, während sie mich ärgert. Die beiden Menschenkinder können sich auch wieder einmal bei den Ihren für ihr Geschick bedanken, bei meinem alten eiskalten August Halthin und bei dem hochmüthigen und intriganten Herrn Fritz."

Malsberg schüttelte den Kopf. „Ich denke, lieber Vater, die beiden Menschen selber tragen durch die eigene Natur gleichfalls dazu bei," meinte er. „Solche Einflüsse und Nichteinflüsse, wie Du es ganz richtig bezeichnest, könnten sonst unmöglich solche Gewalt über sie gewinnen. Aber es muß daneben freilich auch noch Anderes sein und wirken, wenn ich es auch nicht zu erkennen vermag."

„Daß ich nicht wüßte," sagte Meden noch immer ernst. „Ihre Natur — das will ich zugeben. Die Anna hat etwas von ihres Vaters Kälte, von ihrer Schwester Sophie Vergnügungslust und von ihres Bruders Hochmuth, trotz all der eigentlichen und guten Herzlichkeit und Bravheit. Und der Doctor ist eben in seiner Jugend schon müde geworden — es fehlte ihm von jeher die gesunde Frische und Spannkraft. Ich kenn' ihn ja noch als Student — er hatte schon damals viel von dem späteren Menschen. Und als das Ding mit der Anna sich entwickelte, haben wir nicht aus Hochmuth den Kopf geschüttelt, wie Andere, sondern weil uns die beiden Menschenkinder so wenig zu einander zu passen schienen. Daß er der Frau das Leben leicht und heiter machen würde, wie's doch ein rechter Mann soll, daran war nicht zu denken. An seinem Wollen liegt das nicht, sondern nur an seinem Können — er versteht eben gar nicht, daß Andere andere Ansprüche an das Dasein erheben können und müssen, als er selber es thut. Nun, es ging ja besser, als wir gefürchtet," redete er weiter. „Anna schien ihn zu begreifen und sich vor allem auf seine innere Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit zu stützen, die ihn uns Allen lieb machen. Jetzt macht sie's umgekehrt, und er giebt sich die Mühe nicht, das zu begreifen und sein eigen Unrecht einzusehen. Es ist ein Jammer, daß sie nicht einen Menschen haben, der ihnen als rechter Freund Beiden ein Licht ansteckte. Ich habe früher auf dich gehofft —"

„Das ist vorüber, Vater," sprach Malsberg, da der Andere inne hielt, mit einer Art von Trauer in Blick und Stimme.

„Sie ist noch immer so albern?"

„Sage rücksichtslos, Vater. So leid es mir thut, ich kann es nicht anders heißen; ich gehe daher auch lieber gar nicht mehr hin, zumal leider auch Rohde anders geworden ist —"

„Der Doctor? Na der wird doch nicht auch auf ihre Grapsen kommen?" fragte Meden, die Brauen zusammenziehend.

„Mißverstehe mich nicht, Vater! In Ansehung meines Glücks ist er die Herzlichkeit selber. Aber er ist zerstreut, er ist sorgenschwer, er weicht aus — nicht mir allein, glaube ich. Du deutetest ja vorhin etwas Aehnliches an."

Der alte Herr schaute eine Weile nachdenklich und schweigend in die stille, farblose Gegend hinaus, bis er endlich in einem Tone, als spräche er zu sich selber, sagte: „Na, ich hoffe, daß er morgen nach Noldin kommen wird, und da werde ich denn ihm einmal aufs Collet rücken, hoffentlich mit mehr Wirkung als bei ihr. Aber auch für sie will ich sorgen, und sollt' ich extra deswegen nach Pogwitz fahren — der Alte muß ein Einsehen thun, wie er es kann, wenn er will. Die beiden Menschen sollen nicht unglücklich werden, weder durch sich selbst, noch durch diesen hochmüthigen Narren, den Fritz, so lange — ich's hindern kann."

„Sage einmal, Vater," fing der Rath nach einer Weile wieder an, „da du Rohde so lange und so genau kennst — hast du irgend eine Ahnung, weshalb ihm die Erinnerung an den Leuenhöfer Mord so ungemein peinlich ist?"

Meden zuckte die Achseln. „Nein, die habe ich nicht. Er ist eben ein weicher Mensch. Die Section und alle die Nebenumstände haben ihn tief ergriffen. Du hast bei dem Lebrecht'schen Fall Aehnliches erlebt: er war ja ganz caput. Aber wie kommst du auf die Frage?"

„Nun, du erinnerst dich, was die Majorin Augustin neulich erzählte, und wie jener Unbekannte mit der eigenthümlichen Aehnlichkeit mich interessirte. So fragte ich ihn, ob er Jemand von der Art kenne, aber er wich, bevor ich meine Frage nur wirklich ausgesprochen hatte, in einer Weise zurück, die mich — ich weiß keinen anderen Ausdruck! — völlig consternirte."

„Wie gesagt, ich weiß das auch nicht," versetzte Meden, das Haupt wiegend, „obgleich es auch mir als ziemlich curios aufgefallen ist." Und indem er die Augen seinem Begleiter zuwandte, fügte er in leichterem Tone hinzu: „Du beschäftigst dich ja übrigens gewaltig mit dem Fall?"

„Im Gegentheil, Vater, er beschäftigt sich mit mir, möchte ich sagen," entgegnete Malsberg ernst. „Ich muß es wohl so heißen, denn er drängt sich mir immer von neuem in den Weg —"

„Und giebt dir stets die alten Räthsel auf. Da ist, jetzt nach dreizehn Jahren, erst recht Hopfen und Malz verloren."

„Sage das nicht. Ich glaube das Gegentheil. Aber ich kann auch zu dir nicht weiter darüber reden," sagte der Rath mit noch tieferem Ernst.

Mit den Straßen sah es im Lande zu dieser Jahreszeit noch wenig besser aus, als vor hundert Jahren der Fall gewesen sein mochte. Die Herren Wegecommissarien, oder wie ihr Titel sonst sein mag, die von den Gutsbesitzern selber erwählt wurden, reisten, wenn sie einmal ganz ungewöhnlich viel Langeweile oder besondere Sehnsucht nach einer L'hombrepartie hatten, durch ihren Kreis zu irgend einem oder einigen Nachbarn, zählten die Stöße, die sie unterwegs empfanden, und machten den Besitzern der Straßentheile freundschaftliche Complimente oder ebenso freundschaftliche Vorstellungen. Damit war denn für's erste Alles in bester Ordnung und die Wege und Straßen ruhten in „Gottes Frieden" allerwärts, waren erträglich zur guten Jahreszeit und unfahrbar zur schlechten — dagegen war nichts zu thun. Und da alle Welt Jahr aus Jahr ein auf demselben Fleck hauste und zu seinen Reisen und Ausfahrten stets die gleichen Wege benutzte, so ergab sich der außerordentliche Vortheil, daß Jedermann zu jeder Zeit und bei jedem Wetter genau wußte, was er auf der einen oder anderen Strecke zu erleben haben werde, ob ihm die Wahl zwischen einer besseren oder schlimmeren frei stehe, und ob er der Fahrt mit Ruhe oder mit Ergebung in das Unvermeidliche entgegensehen müsse.

Man sieht also wohl, daß hier im Sinne der modernen Verkehrsverhältnisse und der außerordentlichen Erleichterung des Reisens, auf eine ernstliche Besserung sehr wenig zu hoffen war: dazu mußte der Anstoß von außen kommen und hatte bisher gefehlt. Und man war im Lande nach wie vor zufrieden mit dem, was man hatte, fluchte gelegentlich ein wenig und behauptete dennoch hartnäckig die Vorzüge der Landstraßen vor den Chausseen, sei es auch nur um dessentwillen, weil die Hufe der Pferde auf den ersteren bei weitem gesunder blieben als auf den letzteren.

Wenn Herr von Meden in der guten Jahreszeit zur Stadt oder von dieser zu-

rück nach Roldin fuhr, konnte man die Entfernung, welche etwa zwei Fahrstunden betrug, durch allerhand Richt- und Nebenwege, wie zum Beispiel durch ein Stück des Leuenhöfer Forstes, bedeutend, ja fast um die Hälfte abkürzen, und wurde nirgends in nennenswerther Weise aufgehalten. Im Frühling, Herbst und Winter aber stand das Ding, abgesehen von der selten prakticabeln Schlittenbahn, bei weitem anders. Von Abkürzungen war gar keine Rede, und der rechte Weg wurde durch seinen Zustand häufig beinahe um das Doppelte verlängert. So mußten sich die beiden Reisenden denn auch darauf gefaßt machen, daß sie heute erst bei voller Dunkelheit daheim anlangen könnten. Ja, da der Tag noch besonders grau und ein wenig nebelig war, fing es bereits an zu dämmern, als die Pferde keuchend den leichten Wagen gegen die ersten Häuser von Leuenhof heranschleppten. Denn diesen Umweg mußte man heute machen — der abkürzende Feldweg links um das Gut war vollends unergründlich — und es kam dazu, daß der Zustand der Straße auch ihn beeinträchtigte. Der Landrath von Halthin bestätigte anscheinend durchaus die im Volk verbreitete Sage, daß die Herren Wegecommissarien auf ihrem eigenen Areal die nachsichtigsten Leute seien.

Die Straße war in jenem angenehmen Zustande des „nicht Haltens und nicht Brechens", das heißt, die in den aufgethauten Boden eingeschnittenen Geleise und die auf tiefern Stellen angesammelten Lachen waren so weit gefroren, daß sie beim Anfahren Widerstand leisteten, dann aber vor dem Druck plötzlich nachgaben und die Räder und Pferdebeine durchbrechen ließen — eine Motion, die man jedem Staatshämorrhoidarius als unübertrefflich empfehlen darf. Die Unterhaltung hatte daher auch zwischen den beiden Herren jetzt ihr Ende erreicht. Herr von Meden ging von seinen verdrießlichen „Na" und „Hoho" zu allmälig immer wohlgemeinteren Flüchen über und bestrebte sich nebst dem armen Rath vergeblich, einen festen Sitz zu behalten; der grauköpfige Kutscher auf dem Vordersitz des leichten, offenen Wagens murmelte seine Flüche freilich nur, was indessen ihrer Grimmigkeit keinen Abbruch that; der Wagen stieß bei jeder Radumdrehung furchtbar, die beiden starken Pferde waren naß vor Schweiß und keuchten oder standen zuweilen auch wohl einmal ganz still und schüttelten unmuthig die Köpfe.

Ein Gendarm kam hinter ihnen drein, dessen Gaul auf der Seite, wo hart neben dem Graben eine Art von Fußweg getreten war, eine einigermaßen bessere Passage fand und rascher ausschreiten konnte. Der Mann schaute kopfschüttelnd auf das Gefährt und die Straße und grüßte die beiden ihm bekannten Herren respectvoll.

„Ein Mordweg, Christen! Es ist seit heut Morgen noch ärger geworden — da hielt's noch!" sagte Herr von Meden mit ungewöhnlicher Grämlichkeit. „Grüßt den Herrn Landrath von mir und, wenn er nicht an Unsereinen denken will, so solle er wenigstens an sich selbst und seine eigenen Thiere denken. 's ist zum Teufelholen, sag' ich."

Der Gendarm zuckte verlegen die Achseln. „Der Herr Landrath", entgegnete er, „fahren, glaub' ich, meistens den Nebenweg hinter den Dorfgärten — er ist —"

Die Pferde hatten während dieser kurzen Unterhaltung eine von den erwähnten unfreiwilligen Ruhepausen gemacht; der Kutscher sondirte mit verdrossenen Blicken die Strecke, welche, noch in gleichem Zustande, ihn von dem, mit den ersten Dorfhäusern beginnenden Dammwege trennte; Herr von Meden schlug sich trotz seines Aergers mit innerer Genugthuung, endlich mit Stahl und Stein wieder Feuer für die Pfeife an, und Malsberg profitirte gleichfalls von dieser Manipulation, da auch seine Cigarre erloschen war. Leuenhof war, wie gesagt, ganz nahe, die ersten Häuser zeigten sich keine hundert Schritte mehr entfernt, ja es war von ihnen aus schon ein Hund auf die Straße gesprungen und hatte den Kommenden bissig entgegengebellt.

In dem Augenblick, wo der Gendarm seine letzten Worte sprach, erklang vom Eingange des Dorfes her der wüthende Aufschrei — so mußte man's heißen — eines zum höchsten Grimm gereizten Mannes: „Canaille, was erfrechst du dich? Weißt du, wer —" Und die Stimme brach mit einer Jäheit ab, die gerade nach solchen Worten etwas Schreckhaftes hatte.

„Der Herr Landrath!" rief der Gendarm und stieß seinem Pferde die Sporen

in die Flanken, daß es in wildem Satze davonfuhr.

„Der Fritz — weiß es Gott!" sagte Meden zugleich. „Fahr' zu — es ist Noth am Mann, scheint's!" Und auf den Hieb des Kutschers gingen auch die Thiere mit dem Wagen in einer Eile davon, an deren Gefährlichkeit in diesem Momente Niemand dachte.

Als sie in die Dorfstraße gelangten, sahen sie neben dem ersten Hause einen groß gewachsenen Mann in ländlicher Tracht im wilden Ringen mit dem Gendarm und drei oder vier anderen Männern, die trotz ihrer Ueberzahl kaum seiner Herr zu werden schienen, so taumelten sie vor den Bewegungen seiner gewaltigen Arme stets von neuem zurück.

Herr von Halthin, der wirklich gleichfalls in der Nähe war, schien sich eben vom Boden aufgerafft zu haben, seine Kleidung zeigte sich beschmutzt, sein Kopf war ohne Bedeckung. „Haut den Infamen nieder!" schrie er eben mit vor Grimm kaum verständlicher Stimme. „Er hat mich anzufassen gewagt! Mich! Mich! — Und er ist hier versteckt gewesen auf meinem eigenen Gut! Aber ich will euch Canaillen zeigen, wer euer Herr ist!" fügte er knirschend hinzu.

In diesem Augenblick hörte der Widerstand des Ringenden plötzlich auf. „Lass' Er das unterwegs," sagte er mit merkwürdig ruhiger Stimme zum Gendarm, der ihm eben einen Strick um das Faustgelenk schlang, „ich gehe schon von selber mit und lauf' Ihm nicht fort. Wenn euer Landrath denn absolut ein Narr sein will — na, meinetwegen. Der Gottlieb Mühl wird ihm schon zeigen, wer des Andern Herr ist."

XI.

Der Vater bei den Kindern.

Im Hause des Arztes waren diese paar Wochen äußerlich auf das stillste verstrichen; und wären die Kinder nicht im Hause gewesen, deren Weihnachtsvorfreude immer von neuem wieder auf- und durchschlug, und wäre gerade in diesen Tagen nicht, sei es auch nur auf eine flüchtige Stunde, ein Besuchender erschienen, der, auch wieder der Weihnachtseinkäufe wegen vom Lande hereinkommend, doch das bekannte Haus nicht vorübergehen, vielleicht sich auch durch den Augenschein von den verdrießlichen Zuständen im Hause unterrichten wollte, von denen man draußen schon hie und da zu reden begann: — so dürfte man kaum einen Laut vernommen haben, der über das Allernothwendigste hinausging, und es würde keine Miene zu erblicken gewesen sein, in der sich auch nur eine Ahnung von Freundlichkeit wiedergefunden hätte.

Anna ging herum — man hat im alltäglichen Leben einen Ausdruck, der so bezeichnend wie möglich ist: wie die böse Zeit. Kälte oder Verstimmung blickte abwechselnd aus den sonst so freundlichen, glänzenden Augen und sprach aus jedem Zuge des Gesichts. Kälte oder Gereiztheit klang aus jedem Wort, das sich, anscheinend ungern, von den feinen Lippen losrang, die Dienstleute konnten nichts recht machen, die Kinder wurden gezankt, wo sie sich schuldlos glaubten, oder mit einer wehmüthigen Zärtlichkeit umfangen, die sie nicht verstanden.

Auch beim Hausherrn und Vater ließ sich diese unbehagliche Veränderung spüren, wenn auch nicht in einem gleich hohen und für seine Umgebung empfindlichen Grade. Seine gewöhnliche Stille war sozusagen noch stiller geworden, seine Einsilbigkeit wurde zur Schweigsamkeit, und wenn ihm schon immer in seinen Ruhestunden des Lärms und der Bewegung im Hause leicht zu viel und er ungeduldig darüber wurde, so konnte er jetzt zuweilen mit einer Verdrießlichkeit, ja Barschheit dagegen auffahren, welche an dem gleichmäßigen und gleichmüthigen Manne die Hausgenossen überraschte und ihnen den ganzen herrschenden Zustand noch unbehaglicher erscheinen ließ.

Von dem Verhältniß der Gatten zu einander läßt sich noch weniger etwas Erfreuliches sagen. Sie weilten allerdings in den herkömmlichen Stunden zusammen, ja Abends, in der behaglichsten Ruhezeit des Arztes, saß Anna auch jetzt hin und wieder in seinem Zimmer, wo er an seinem Tisch der Lectüre oblag, und die Kinder an dem ihren ihre Spiele oder Bücher vornahmen. Allein einerseits war Anna gegenwärtig häufig nicht daheim — es war ganz wunderbar, wie gesellig die Damen in diesem Winter waren! —, oder

zog wohl auch einmal ohne weiteres die Einsamkeit ihres Zimmers vor, höchstens mit der trockenen Bemerkung, daß sie zu arbeiten habe — Weihnachten war bekanntlich vor der Thür. Und andrerseits hatte auch das Beieinandersein selber den letzten Reiz eingebüßt, den es besessen: Gäste fanden sich — mit einziger Ausnahme der Frau Majorin — niemals mehr ein; Anna arbeitete mit einer Gewissenhaftigkeit, als ob es das tägliche Brot gelte; der Doctor sah von seiner Lectüre kaum auf, die Kinder wurden wiederholt ungeduldig zur Ruhe verwiesen, und von irgend etwas wie einer Unterhaltung war gar keine Rede. Die Eltern wechselten, streng genommen, kaum ein Wort mit einander.

Wenig anders war es, wenn Frau von Augustin einmal zugegen war, oder wenn die Gatten im Laufe des Tages zufällig einen Dritten neben sich sahen. Eine Unterhaltung gab es dann allerdings, aber wohlverstanden eine solche, die zwischen dem Besuch und einem der Gatten geführt wurde; beide betheiligten sich an derselben fast nie zugleich. Und wenn das wirklich einmal unvermeidlich wurde, ließ sich ein irgend theilnehmender Beobachter dennoch schwerlich dadurch täuschen. Vor der Majorin genirte man sich noch weniger. Sie hatte von Beiden sozusagen immer nur den Einen zum Zuhörer oder Sprecher — besonders in Ansehung Anna's. Denn Rohde zeigte sich durch ihre Anwesenheit noch immer zu einer Art von Behaglichkeit gestimmt. Er plauderte, er machte wohl auch einmal einen Scherz mit ihr, während Anna sich gerade dann so seriös wie möglich zeigte.

Frau Amelie von Augustin war ersichtlich über diese, ihr nicht unklaren Zustände in einer Art von Verzweiflung. Sie „schwärmte“, wie wir wissen, für Anna so gut wie auch für den Arzt; sie wollte der Einen nicht Unrecht geben und konnte es auch dem Anderen nicht. Ihre Nerven litten außerordentlich, ihre Augen blickten schmachtender als je, und die Züge des kleinen Gesichts verloren niemals mehr den Ausdruck der tiefsten Wehmuth, wie ihre Stimme nicht denjenigen einer schwermüthigen Klage. Zu Anfang hatte sie, wo sie einmal mit dem Einen allein war, wohl versucht, etwas wie eine leise Frage nach dem Anderen, ja vielleicht sogar eine Art von schüchterner Mahnung laut werden zu lassen. Allein, was ihr darauf, sei es in einen Scherz gekleidet, sei es mit unverhehltem Unmuth, entgegenklang, schreckte sie alsbald in ein immer wehmüthigeres Schweigen zurück.

Am Samstag vor dem heiligen Abend — dieser traf in jenem Jahre bekanntlich auf einen Montag — kam, wie das von jeher üblich gewesen war, Herr von Halthin mit seiner Gemahlin in die Stadt, um die letzten Einkäufe zu machen, die man keinem Dritten überlassen mochte, und im Hause des Arztes schon jetzt die Geschenke, wenn auch noch eingepackt, abzugeben, die der Tochter und den Enkeln bestimmt waren. In den ersten Jahren ihrer Ehe war Anna mit dem Gatten und den Kindern zum Feste nach Pogwitz gefahren. Die zunehmende Praxis des Arztes hatte aber selbst diese kurze Abwesenheit allmälig als eine bedenkliche erscheinen lassen, und bei der kühlen Stellung, welche Eltern und Kinder zu einander einnahmen, war es für beide Theile nicht schwierig gewesen, dieses Zusammensein aufzugeben. Der Landrath hielt es nicht anders, auch er blieb mit den Seinen auf Leuenhof, obgleich hier die Geschäfte nicht wohl den Grund liefern konnten. Sein Verhältniß zu den Eltern war, wie wir gleichfalls schon erfuhren, ein schier noch fremderes als das seiner Geschwister. Und ebenso war es bei der anderen Schwester, welche wir am Einzugstage bei Anna kennen lernten — die Alten hatten sich an die Stille gewöhnt und wichen der Unruhe aus, welche all die großen und kleinen Gäste ihnen ins Haus gebracht haben würden.

Anna war insofern die Bevorzugte, als sie die Eltern, wie bemerkt, einige Tage vor dem Fest bei sich begrüßen durfte und ihre Gaben persönlich mit ihnen austauschen konnte. Ob ihr diesmal freilich der Besuch ein willkommener war, ist eine andere Frage. Die Alten dachten anscheinend an eine dahin zielende Untersuchung jedoch nicht. Sie kamen zur frühen Stunde und stiegen im Hause des Arztes ab, machten ihre Gänge und Besorgungen, stellten sich zum Mittagsessen wieder ein und gaben sich nach ihrer Art in ganz umgänglicher Stimmung. Als einzig auffällig hätte es

allenfalls erscheinen können, daß der alte Herr den Kindern eine ungewöhnliche nachsichtige Aufmerksamkeit zuwandte und sich, diesmal nebst seiner Frau, Mittags gegen den jetzt anwesenden Arzt so freundlich erwies, wie es nur irgend in seiner Art lag. Ja als Rohde gleich nach der Mahlzeit auch heute wieder einmal nach einem benachbarten Dorf abgeholt wurde und von den Eltern Abschied nahm, schüttelte der alte Herr die Hand des Schwiegersohns und meinte mit einer Art von wiederum sehr ungewöhnlicher Scherzhaftigkeit: „Na, sehen uns heute doch vielleicht noch wieder. Packen Sie sich gut ein auf Ihrem offenen Wagen, Rohde,“ fügte er fast herzlich hinzu. „Es ist fatales Wetter! Und — kommen Sie nicht zu spät heim.“

Eine Erklärung dieser für Anna überraschenden Worte gab er nicht. Nach seiner Tasse Kaffee und der folgenden kurzen Nachmittagsruhe ging er wieder aus und kehrte erst in der Dämmerung, als der Wagen schon vor der Thür hielt, zurück. Da, während seine Frau nach Hut und Mantel langte, sagte er kühl: „Du fährst heute allein zurück, ich muß morgen noch hier bleiben. Schicke mir am Montag den Wagen, daß ich Mittags zu Hause bin.“ Und sich zu der überraschten Tochter wendend, fügte er ebenso hinzu: „Ist's dir nicht geschickt, so geh' ich ins Deutsche Haus; genir' dich nicht.“

„Aber Vater, ich bitte dich!“ sagte sie lebhaft; „es ist uns ja die größte Freude!“

„Freut mich,“ versetzte er kurz, ohne ihre ausgestreckte Hand zu beachten, begleitete seine Frau an den Wagen, wiederholte seine Ordre wegen des Montags gegen den Kutscher, empfahl ihm Vorsicht beim Fahren und ging wieder aus — in die Harmonie, sagte er. Als er Abends zurückkam und von Anna und dem wieder angelangten Arzt im Wohnzimmer empfangen wurde, schüttelte er den Kopf. „Ihr seid gewohnt, in Rohde's Zimmer zu sitzen, da werd' ich auch schon noch Platz finden,“ meinte er. „Sie sollen meinetwegen nicht Ihre Ruhe entbehren, Rohde. Sie brauchen sie.“

„Aber die Kinder, Vater!“ wandte Anna schüchtern ein.

„Die bleiben auch da — mich stören sie nicht,“ sagte Herr von Halthin ruhig. Und so saß er wirklich mit der Familie — hier zum ersten Mal! — in der engsten Häuslichkeit zusammen und zeigte sich in seiner Weise aufgeräumt, bis man, wie immer, früh zu Bette ging. Was das alles bedeute, was er vorhabe, darüber zerbrach Anna sich vergeblich den Kopf: sie kannte den Vater nicht so. Seine Gegenwart hatte aber jedenfalls die gute Wirkung gehabt, daß die Gatten sich ernstlich zusammennahmen und sich nach Kräften in einen vertraulichen Ton hineinzufinden suchten. Eine von Anna's gewöhnlichen — sagen wir: abweisenden Bemerkungen — zog ihr vom Vater einen Blick der kältesten Befremdung zu, während er sich zugleich mit einem, nur als besondere Werthschätzung zu bezeichnenden Ausdruck zum Arzt wandte.

Am nächsten Morgen war der alte Herr wieder viel mit ihnen zusammen. Rohde hatte bis in die neueste Zeit nach Kräften darauf gehalten, den Sonntag den Seinen und der Ruhe zu widmen und dies auch durch Beschränkung seiner Besuche auf die allernothwendigsten einigermaßen erreicht. So konnte er auch heute die Morgenstunde bei den Seinen ein wenig ausdehnen und fand den Schwiegervater von neuem so freundlich wie am vergangenen Tage. Als er endlich aufbrechen mußte, blieb der Alte bei den Kindern in des Vaters Zimmer, mit seiner Pfeife und seiner zweiten Tasse Kaffee, — wiederum so umgänglich, wie Anna ihn kaum kannte. Ihrer Einladung, in ihre sauberen Räume hinüberzukommen, folgte er nicht: „Laß nur,“ sagte er so hin, „Männer fühlen sich in Männerräumen am besten daheim, und dir drüben thut der Rauch weh.“ Zu ihrer Einwendung zuckte er die Achseln. „Brauchst dich nicht zu entschuldigen. Weiß schon, daß ich dir auch dort recht bin. Aber die Einrichtung ist einmal nicht danach, und hier ist's mir behaglich.“

Seine Weise, sein Wesen waren ihr unverständlich, ja sie fühlte sich dadurch wie beängstigt — was hieß das alles? Was wurde endlich daraus? — Sie zog sich an, um zur Kirche zu gehen, er wollte ja nicht, daß man sich um seinetwillen genire. Und als sie zu ihm ins Zimmer kam, ihm Adieu zu sagen, gab er ihr die Hand — es war während seiner diesmaligen Anwesenheit zum ersten Male —, sah sie musternd von oben bis unten an und

sprach: „Das ist recht von dir. So lege uns dem Herrgott warm ans Herz. Brauchen können wir's alle. Du wirst schon wissen, wer am meisten."

Bald hernach ging er gleichfalls aus, sei es in Geschäften, wie ein Landwirth, der zur Stadt kommt, sie immer findet, sei es zu Bekannten, deren für den alten Herrn viele in der Stadt lebten, wenn er sie auch nicht oft heimsuchte. Und was es auch gewesen war, verstimmt war er dadurch nicht worden, sondern er brachte zum Mittagsessen die alte ruhige, freundliche Laune heim und saß bequem zwischen den Seinen, sein Glas Wein trinkend und den Braten tranchirend, wie er es stets am Tische, wo er saß, sich vorzubehalten pflegte.

Anna hatte, als Rohde von der Praxis nach Hause kam — der Vater war noch nicht zugegen — ihn zum ersten Mal seit manchen Wochen wieder mit, sei es auch einigermaßen gepreßter Freundlichkeit begrüßt. Und nun, da man vom Tische aufstand, brachte sie ihm nach alter guter Sitte, die aber auch in diesem Hause neuerdings ganz vergessen worden war, den Kuß zur gesegneten Mahlzeit. Er legte leicht den Arm um sie, und das Paar stand und sah — Anna heiß erröthet — auf die Kinder, welche dem Großvater die Hand küßten und nun zu den Eltern heransprangen: die neue freundliche Einigkeit derselben war für die jungen Wesen, obschon sie's vielleicht kaum verstanden, wie ein wahres Labsal: man sah es den munteren Augen und den frohen Mienen an, daß sie sich lange nicht so wohl gefühlt hatten.

„So mag ich's leiden," sprach Herr von Halthin mit einem Blick und Ausdruck, wie noch Niemand es so warm an ihm wahrgenommen hatte. „'s ist doch was Hübsches mit Kindern, wenn sie so brav sind, wie die euren. Ich hab' es gar nicht mehr so gewußt, aber — es ist hübsch — sage ich. Nun aber will ich mich zur Ruhe begeben," fügte er hinzu und drückte den Gatten die Hände. „Der Alte ist es nicht mehr gewohnt, so den ganzen Tag in Gesellschaft und Unterhaltung zu sein, und merkt's, daß er kein Kind mehr ist. Und darum, Kinder, habe ich den Wunsch, daß ihr mich heute Nachmittag ganz für mich laßt. Ihr bekommt Sonntags ja wohl immer Kaffeebesuche — immerhin, mich dispensirt aber davon, oder sagt lieber gar nichts von meiner Anwesenheit. Ich bleibe in Ihrem Zimmer, Herr Sohn, und werde mich schon unterhalten."

„Es kommt schwerlich Jemand, wenn nicht Frau von Augustin," bemerkte Anna bittend.

„Nichts, nichts," versetzte er und lächelte dabei sogar leise. „Gerade die Majorin flieh' ich — sie schwatzt mir zu viel und himmelt mir zu viel. Die alten Erinnerungen würden noch dazu kommen — es wäre nicht zu prästiren für mich."

„Aber, liebster Vater," sagte Anna ein wenig zögernd, und mit einem Seitenblick auf ihren Gatten; „ich sah eben, da ich in die Kirche gehen wollte, Fritz vorüberfahren — es wäre doch möglich, daß er nach Beendigung seiner Geschäfte —"

Das Lächeln war fort, das Gesicht zeigte alle die gewöhnlichen harten und kalten Züge, und eiskalt war sein Blick und eiskalt seine Stimme, als er einfiel: „Lassen wir's, wie ich wünsche. Wenn er nicht ausdrücklich nach mir fragt, so laßt mich in Frieden." Er wandte sich und ging aus der nächsten Thür.

„Hast du irgend eine Ahnung, was der Vater für Geschäfte, oder was er für einen Zweck hat?" fragte Anna den Gatten, der, da auch die Kinder sich entfernten, allein bei ihr im Zimmer blieb.

Rohde zuckte die Achseln. „Nein, die habe ich nicht," entgegnete er. „Ich sah heut Morgen von fern, wie er aus des Justizraths Lönsen Thür kam. Wer weiß, was für Geschäfte er mit dem hat. Sie sind ja immer in Verbindung mit einander."

„Und diese Verstimmung gegen Fritz — denn die ist es doch! — ich finde es räthselhaft — unnatürlich!" sagte sie in einem Tone, der fast eine Art von Indignation verrieth. „Ich glaube selber — wenn Fritz kommen sollte, ich sage nichts vom Vater. Denn was sollte daraus werden? Der Vater ist so eigenthümlich, und Fritz wird, schon wegen dieser Sonntagsgeschäfte, auch nicht in heiterer Laune sein."

Rohde sagte nichts, sondern neigte nur zustimmend sein Haupt und ging in sein Zimmer.

Zur alten guten Hausgewohnheit des Arztes gehörte es, daß er sich nicht nur den Sonntag im allgemeinen, sondern auch besonders die Nachmittags-Kaffeestunde

so frei wie möglich hielt, und dann — das einzige Mal in der Woche — mit den Seinen zusammensaß. Die Kinder nahmen das mit tausend Freuden auf, sie sahen den Vater sonst nur Abends so ruhig, und hatten dann, weil er, wie schon erwähnt, meistens abgespannt und müde war, doch keinen rechten Genuß von ihm. Zu dieser Sonntagsstunde war es damit ganz anders: er war heiterer und frischer, voll Theilnahme für ihre Spiele und ihr Plaudern, ihre kleinen Angelegenheiten, und es war ein schier schmerzliches Entbehren für sie gewesen, daß auch diese gute Stunde während der letzten Wochen, sei es, ganz aufgegeben worden, sei es, bei der herrschenden Verstimmung so unerquicklich wie möglich gewesen war.

Ohne eigentlichen Zwang hielten Alle doch streng an dieser Stunde. Anna selbst war stets anwesend, sie lehnte jede andere Einladung ab und sah es nicht gern, wenn sich ein Besuch einstellte, der sich nicht ganz behaglich in diese Gewohnheit zu fügen verstand. Dagegen waren die alten Hausfreunde stets willkommen und stellten sich, da sie dies empfanden, auch häufig ein — bis in die neuere Zeit, wo das Haus aus den bereits angeführten Gründen mehr und mehr verödete, so daß, nachdem auch Malsberg fortgeblieben war, auch jetzt wieder nur die Majorin Augustin zuweilen erschien und es sich in des Arztes Zimmer — denn dort saß man — und bei seiner Cigarre gefallen ließ.

Heute freilich mußte man, bei dem Entschluß des alten Herrn, für sich zu bleiben, nun wohl das Wohnzimmer wählen, und als Rohde nach einer Stunde wieder eintrat, fand er den Kaffeetisch in Ordnung, und für sich nicht nur den Lehnstuhl hingestellt, den er sich in all den vergangenen Jahren — man möchte sagen: bequem gesessen hatte, sondern auch neben der Tasse, die Anna ihm zum ersten Geburtstag geschenkt hatte, die aber für gewöhnlich nicht gebraucht wurde, einen Aschenbecher und ein Schächtelchen mit Zündhölzern.

„Papa, wo bleibst du? Wir warten schon lange, und Mama hat Alles für dich besorgt!" rief ihm sein Jüngster entgegen.

Es ging ein eigenthümliches Leuchten durch sein stilles Gesicht — gerade diese kleinen Zeichen einer freundlichen Aufmerksamkeit erschienen ihm wie eine Verheißung besserer Tage, mehr als alle Worte und Versprechungen, die herzlichste Verständigung sie angezeigt haben würden. Und indem trat Anna selber zu ihm, mit bewegtem Blick, mit einem schwermüthigen und doch innigen Lächeln, ihm die Hand hinbietend. Er vergalt den Blick, er vergalt das Lächeln, er nahm und drückte die Hand und zog sie leicht an die Lippen. Und da er sich dann niedergelassen hatte, kam sie heran, beugte sich zu ihm und streifte seine Stirn mit flüchtigem Kuß.

„Entschließt der Vater sich nicht, zu uns zu kommen?" fragte sie, indem sie Rohde's Tasse füllte. „Es ist ja so still und friedlich bei uns, und die Kinder machen keinen Lärm."

„Ich sah ihn noch gar nicht," gab er zur Antwort. „Aber lasse ihn nur. Er ist wirklich nicht an so viel Unterhaltung und Gesellschaft gewöhnt und muß müde davon werden. Und daß er unsere liebe Majorin flieht, kann ich **ihm** gerade nicht verdenken; für ihn ist die nicht."

„Ich glaube nicht, daß sie noch kommt," meinte Anna, „es ist über ihre Zeit. Und mir wäre es heute recht, dies stille Zusammensein thut mir so wohl und — wir können auch früher wieder mit dem Vater vereint sein. Gehst du noch aus? Der Vater ist doch gern mit dir."

„Ja, es scheint so, und es macht mich ganz froh," versetzte er; „er ist ein so tüchtiger und gebildeter Mann, und, wenn er aufthaut, so liebenswürdig. — Gegen Abend werde ich noch fort müssen," schloß er, „aber ich denke in einer Stunde fertig zu sein. Und dann, Kinder — dann wollen wir die Lichter für den Baum schneiden und anbrennen. Der Großvater erlaubt es schon."

Lieber Gott, es war wie ein warmer Sonnenblick, der nach langen grauen Wochen hell und freundlich in das Gemach und in die Herzen fiel. Die Kinder jubelten auf und jubelten von neuem, als nun auch die Mutter ihnen noch eine weitere Freude verhieß: da der Großvater anwesend sei und sie doch einigermaßen stören werde, sollten die Kleinen ein paar Aepfel und Nüsse vergolden. Es war eine große Freude, und selbst die Aelteste, die elfjährige Margarethe, die sonst schon sehr gesetzt und ernst war, zeigte ein ganz verklärtes Gesichtchen.

Der Klang der Hausthürglocke und das harte Zufallen der schweren Thür drängte sich plötzlich ernüchternd in diesen glückseligen Jubel. Die Kinder verstummten und lauschten, durch Anna's Züge glitt ein flüchtiger Unmuth und sie sah nach, ob auch noch eine Reservetasse vorhanden sei, und Rohde legte sich mit einer Art von Resignation in den Lehnstuhl zurück. „Sie kommt also doch noch," sagte er; „nun, es ist auch recht."

Anna schüttelte den Kopf. „Das war für die Majorin viel zu ungestüm," meinte sie. „Ich glaube eher — horch, es ist ja ein Männerschritt! — Es wird Fritz sein," fügte sie hinzu, indem ihr das Blut in die Wangen stieg und ihr Auge mit einer Art von Unruhe zu dem Gatten hinüberstreifte. Denn abgesehen von Allem, was in diesen letzten Wochen geschehen und nicht geschehen war und wo sie — für sie wenigstens und ihr Gefühl — stets und überall den Bruder, wo nicht gewissermaßen zum Anstifter, doch zum Theilnehmer gehabt hatte, konnte sie auch die Stellung der Schwäger zu einander nicht vergessen, mußte sie sich der Gereiztheit des Bruders erinnern und auch wieder daran denken, daß es ja im Grunde die erste Begegnung der Beiden sei — seit vor dem Kriege. Das Herz wurde ihr plötzlich überschwer.

(Schluß folgt.)

Der Ehrentag.

Aus den Schriften eines Waldschulmeisterleins.

Von

P. K. Rosegger.

Einst stieg ich nieder von einem hohen Berge. Es war ein herbstlicher Abend; auf den Almweiden war es still geworden; eine Sennhütte stand da, öde und verlassen, wie sie vor der fröhlich bewegten Sommerzeit gestanden war und über den ganzen nächsten Winter stehen sollte. Ich dachte vorübergehend darüber nach, wie freundlich und heimathlich so ein bewohntes Menschenhaus dem Wanderer entgegengrüßt, hingegen aber, wie so eine leere, verlassene Stätte gespensterhaft dasteht, schier wie ein hochragender Sarg. Da höre ich von der Hütte her plötzlich ein Gestöhne.

Meine Füße, sonst recht müde schon, sind auf einmal federleicht geworden, haben davonlaufen wollen, aber der Kopf hat sie nicht fortgelassen, und die Ohren haben angestrengt gelauscht, und die Augen haben gelugt. Unter einem Winkel des Dachvorsprunges war ein Pfauchen und Schnaufen, und da sehe ich gar was recht Sonderbares. Aus der rohen, braunen Holzwand ist ein Menschenhaupt mit Brust, zwei Achseln und einer Hand herausgewachsen, und allsammt ist es lebendig und zappelt, und von Innen höre ich, wie Knie und Füße poltern.

Aha, denke ich, ein Dieb, der sich da drin vielleicht die Taschen ein wenig zu voll angestopft hat und nun beim Herauskriechen unselig stecken geblieben ist. Es war ein junger Kopf mit krausem Haar, aufgestrichenem Schnurrbärtlein, weißem Hemdkragen und rothseidenem Halstuche, wie man das sonst in jenen Wäldern selten findet.

Wie er mich gewahr wird, schreit er hell: „Du heiliges Kreuz, aber das ist ein Glück, daß da Einer kommt. Erweiset mir die Gutthat und helfet mir ein wenig nach, es braucht nur ein klein Ruckel. Das ist schon ein verflixt Fenster, das!"

„Ja, Freund," sage ich, „da muß ich dich früher wohl ein wenig ausfragen. Wissen thät' ich's, wer dich am leichtesten könnt' herauskriegen, der Gevattersmann mit der rothen Pfaid, der thät dir schön sachte das Stricklein an den Hals legen, ein wenig anziehen — gleich wärst heraußen in der freien Luft."

„Dummheiten," entgegnete er, „als ob der ehrlich Christenmensch nicht kunnt stecken bleiben, ist das Loch zu eng. Ich bin der Holzmeistersohn von den Lautergräben und geh' heut über die Alm in den Winkeleggerwald hinab. Wie ich da an der Hütten vorbeigeh', seh' ich die Thür angelweit offen, daß sie der Wind allfort hin- und herschlägt. 'S ist nichts drin, denk' ich bei mir selber, gar nichts drin, was der Müh werth wäre, daß sie's forttrügen, aber eine offene Thür in einem stockleeren Haus mag Eins nicht leiden; über den ganzen Winter hindurch der Schnee hereinfliegen, das ist keine gute Sach'. Die

Sennerin muß es eilig gehabt haben, wie sie ab ins Thal getrieben hat — das ist schon die Rechte, die Alles offen läßt. — Nu, ich geh' darauf hinein, mach die Thür zu, und rammle von innen ein par Holzprügel vor, steig' nachher auf die Bank, will durch's Rauchfenster hinaus, und verklemm mich da, daß schon des Teufels ist."

Ich hab dem Burschen aber noch nicht getraut und guck' ihm eine Weile zu, wie er zappelt.

„Und stecken bleiben, meinst, wolltest nicht da unterm Dach, bis morgen ein paar Leut' kommen und dich kennen thäten?"

Da knirscht er mit seinen Zähnen, und macht die heftigsten Anstrengungen, aus seiner bösen Lage zu entkommen.

„Muß morgen in aller Früh zu Holdenschlag sein," murmelte er.

„Was willst denn zu Holdenschlag?" sage ich. Ich bin fürchterlich boshaft gewesen.

„Nu mein Gott, weil eine Hochzeit ist!" brummte er schon recht unwirsch.

„Und mußt leicht wohl dabei sein?"

Er will nicht mehr antworten. „Jessas und Anna, weil ich dazu gehör'!" stößt er endlich heraus.

„Nachher freilich, nachher müssen wir schon trachten, daß wir dich loskriegen," sage ich, klettere an der Wand ein wenig empor, und heb' an dem Burschen zu zerren an, bis wir die zweite Hand heraus haben; dann geht's schon leichter. Nicht lange darauf, so steht er am Boden, sucht seinen davongerollten Spitzhut auf, schlingt sich die steifgewordenen Arme und Beine ein, blickt mit hochrothem Gesicht nochmals empor zu dem Rauchfensterlein und ruft in dumpfem Pathos: „Du Höllsaggra, da hat's mich derwischt gehabt!"

Dann sind wir in der Dämmerung zusammen hinabgestiegen gegen den Winkeleggerwald. Der Bursche hat nicht recht mit mir reden wollen. Ich habe versucht, meine Bosheit gut zu machen, habe ihn versichert, daß ich's ja gleich erkannt, er sei kein Dieb.

„Und morgen wirst also zu Holdenschlag bei der Hochzeit sein! Bist zuletzt gar der Bidlmann (Brautführer), he?"

„Der Bidlmann, nein, dasselb' bin ich nicht."

„Leicht hätten sie's zu Holdenschlag auch allein gemacht, wärst da oben stecken geblieben."

Er zog den Hut über die Augen, und blickte auf die schlüpferigen Baumwurzeln, über die wir nun hinabstiegen.

„Allein," meinte er endlich, „nein, dasselb' glaub' ich nicht. Wisset, die Sach' geht halt so zu, allein machen sie es schon deswegen nicht, weil — weil's völlig so ausschaut, wie wenn ich der Bräutigam wär'."

Dieses Wort gehört, bin ich stillgestanden, hab den Burschen eine Weile angestarrt und gedacht, wie das böse wäre, wenn unten die Braut und die ganze Hochzeit harrten und harrten, und der Bräutigam stäke oben im Rauchfenster der Sennhütte.

Der junge Mann hat mich hierauf höflich zu seinem Ehrentag eingeladen. Er hat mich getreulich geführt; wir sind hinabgestiegen durch den finsteren Wald, bis zum engen Thale des Winkelegg.

Ein Berg von ausgeschälten Holzblöcken liegt da; das ist der Wald vom Karwasserschlag, der auf einer langen Riese Stamm an Stamm herangerutscht gekommen ist. Neben dem Holzhaufen stehen die drei schwarzen, großmächtigen Betten der Meiler, über denen langsam und still milchweißer Rauch emporqualmt zu den Kronen der Schirmtannen und zum nächtlichen Herbsthimmel.

Der Holzmeistersohn von den Lantergräben hat mich genöthigt, mit ihm in die Klause zu treten, die unter den Schirmtannen steht. In der Klause waren drei Menschen, zwei Hühner, eine Katze und die Herdflamme. Sonst habe ich kein lebendiges Wesen gesehen.

Ein junges Weib stand am Herd und legte Lärchengeäste kreuzweise über das Feuer. Mein Begleiter sagte mir, dieses junge Weib sei seine Braut.

Hinter dem breiten Kachelofen, der schier bis zu der rußigen Decke der Stube emporging, und der mich, den fremden Eindringling, mit sehr großen grünen Augen anglotzte, saß ein Mütterlein und zog mit unsicheren Fingern die Bundriemen durch ein neues paar Schuhe, wobei es sich allfort die Augen wischte, die schon recht abgestanden sein mochten, wie ein altes Fensterglas, das viele Jahre lang im Rauche der Köhlerhütte gestanden. Mein Begleiter

sagte mir, dieses Weiblein sei die Mutter seiner Braut, die die Leute allerwege die Rußkathl hießen.

Weiter hin, im finstersten Winkel sah ich eine derbe, männliche Gestalt mit entblößtem Oberkörper, die sich aus einem mächtigen Holzbecken mit solcher Gewalt wusch und abrieb, daß sie schnaufte und pfauchte wie ein Lastthier.

„Das ist meiner Braut der Bruder," erklärte mir mein Begleiter, „er ist der Köhler dahier und sie heißen ihn den Ruß-Bartlmei."

Dann trat der Holzmeistersohn zu seiner Braut und sagte ihr, daß er da sei und daß er an mir jenen Menschen mitgebracht habe, der allweg in den Wäldern herumgehe und eine hohe Gelehrsamkeit habe und der ihnen zum Hochzeitstag die Ehre erweisen werde.

Das junge Weib wendete sich ein wenig gegen mich und versetzte: „Schauet, daß Ihr wo niedersitzen mögt, 's geht halt so viel zerrissen zu bei uns; wir haben nicht einmal einen ordentlichen Sitzstuhl."

Hierauf sprach der junge Mann eine Weile leise mit seiner Braut. Ich halte, er hat ihr die Geschichte von der Sennhütte erzählt, weil sie auf einmal ausrief: „Aber na, du bist aber doch ein rechter Närrisch! Mußt denn überall hineinguden, oder bist es von eher so gewohnt worden, da oben bei der Sennhütten?"

Der Bursche wendete sich zu seiner Schwiegermutter: „Gebt her die Schuh', Ihr laßt ja doch die Löcher zur Hälfte aus; für so feine Arbeit mögt Ihr nimmer lugen."

„Ja, du Paul, dasselb' ist wohl wahr auch," keifelte die Alte gemüthlich aus ihrem zahnlosen Munde, „aber hörst, Paul, meine Ahndl hat meiner Mutter die Brautschuh eingeriemt, meine Mutter hat's mir gethan; und ich, für was wäre ich altes Krückel denn auf der Welt, wollt' ich für meine Annamirl nicht auch einriemen."

„Leicht kriegt Ihr bald andere Arbeit, Mutterle, beim Heideln (Wiegen) braucht Ihr nicht zu lugen," versetzte der Paul schalkhaft.

Da hob die Annamirl den Finger: „Du!"

Und im dunkeln Winkel war das vorige Plätschern und Pfauchen. Ein Mensch, der einmal so angeschwärzt ist, wie der Ruß-Bartlmei, der vermag sich nicht mehr so leicht weiß zu waschen vor der Welt und sollte seine Schwester gar den Holzmeistersohn von den Lautergräben heirathen.

Und mein Holzmeistersohn zog die Riemen in die Schuhe seiner Braut. Die Alte, einmal zu den ersten Worten veranlaßt, kam ins Schwätzen: „Und vergiß mir's ja nicht, Annamirl," sagte sie, „mußt es auch probiren. Einmal wird's doch anschlagen."

„Daß ich den Pathengroschen sollt' anbauen, Mutterle?"

„Dasselb', ja. Und unter einer Zwieseltann' mußt du in der Hochzeitsnacht den Groschen vergraben. Das ist der Geldsamen, und wirst sehen, in drei Tagen wird er blühen, und in drei Monaten kann er gleichwohl schon zeitig sein. Die Vorfahren haben es auch so gemacht, aber allen ist's freilich nicht gelungen. Gewesen ist's so: Meine Ahndl hat die Zeit versäumt, meine Mutter hat die Zwieseltann' nicht mehr gefunden, und ich hab' einen unrechten Groschen in die Erden than. Deswegen, meine Tochter, merk' dir die Stund' und die Zwieseltann', und der Groschen wird aufgehen, und Geld genug wirst haben dein Lebtag lang."

Die Annamirl öffnete eine alte Truhe und begann in den Kleidungsstücken und anderen Geräthen herumzukramen. Ich glaube, sie hat den Pathengroschen gesucht.

Der Köhler im Winkel aber wusch sich und rieb sich. Mehrmals wechselte er das Wasser, und immer ward es schier schwarz wie Dinte. Endlich aber blieb es nur grau, da ließ der Ruß-Bartlmei ab und trocknete sich; dann kleidete er sich an, setzte sich auf die Thürschwelle, und aufathmend sagte er: „Ja, Leut', die eine Haut hätt' ich jetzt herunter und die andere ist noch ein wenig oben."

Dieselbe aber, die noch ein wenig oben war, war sehr roth geworden, war stellenweise gar noch ein bischen braun, und es sollte doch immer noch der Ruß-Bartlmei sein, der morgen seiner Schwester zur Hochzeit ging.

Ich wurde eingeladen, daß ich über die Nacht in der Hütte bleibe und die Braut setzte mir gastlich eine Eierspeise vor, weil ich der „gelehrte Mann", der, käme die Zeit und hätten die Kinder einen guten Kopf, leicht zu brauchen wäre.

Der Rauch hatte die Hühner aus ihrer Abendruh' aufgetrieben; da kamen sie nun zu mir auf das Tischchen und machten hohe Krägen über den Topfrand in meinen Kuchen hinein. Wollten sie zuletzt gar ihre Eier wieder zurückhaben?

Auch die Alte kam mir immer näher, that zweimal den Mund auf und unverrichteter Sache wieder zu, und murmelte dann in ihr blaues Halstuch hinein: „Ich red's doch nicht — 's wird gescheidter sein."

Ich kam ihrer Furchtsamkeit zu Hülfe: „Allsort wohlauf, Mutterl!"

„Dank Euch Gott die Frag'," entgegnete sie sogleich, und kam mir noch näher, „diesmal ja, — unberufen. Was noch kommen wird, weiß Unsereins nicht. Und daß ich's nur daher red', wie ich's versteh': Er ist ein gelehrsamer Mann, sagen die Leut', nachher wird Er das Wahrsagen wohl auch kennen? — Gar nicht? — Aber das, hätt' ich gemeint, sollt' so ein Mensch wohl lernen. Und von wegen der Lotterie, weil wir schon so weit bekannt sind: weiß Er keine Nummern?"

„Jeßtl und Joseph!" schrie jetzt das junge Weib plötzlich auf, „eilet, eilet, Mutterle, mir deucht, das Kätzl ist ins Wasserschaff kugelt!"

Da wackelte die Alte gegen den Winkel hin, in welchem früher der Bartlmei gewesen; aber das Kätzlein war schon fort, war vielleicht gar nie im Wasser gewesen. Die Annamirl mochte sich der kindischen Fragen ihrer Mutter schämen, und hat ihnen durch obige List ein Ende gemacht.

Am andern Tag, als die Morgenröthe durch den weißen Kohlenrauch glühte, sind von allen Seiten des Waldes her Leute gekommen. Schmuck und geschmeidig sind alle gewesen, wie ich sie hier noch nie so gesehen hatte. Sie brachten Hochzeitsgaben mit. Der Pecher kam mit dem glänzendschwarzen Pechöltopf: „Für die Brautleut' zur Gesundheit. Was will das Pechöl sagen? Habt ihr im Leben auch Pech zu tragen, müßt ihr ihm gleich das Oel der Geduld zutheilen. Das will das Pechöl sagen." Wurzner kamen mit Gesäme und duftenden Kräuterbüscheln; die Ameisgräber kamen mit „Waldrauch"; Kinder brachten Wildobst in Fichtenrindenkörbchen; Holzhauer trugen Hausgeräthe herbei. Der Schwamelfuchs, ein altes verhöckertes und verknorpeltes Männlein, schleppte eine großmächtige Thonschüssel heran, einen rechten Familientopf, wohl für ein ganzes Dutzend Esser. Andere brachten hölzerne Löffel dazu; wieder Andere kramten Mehl- und Schmalzkübel aus, und ein Kohlenbrennerweibchen kam ganz verlegen hereingetorkelt und steckte der Braut ein sorgsam umwickeltes Päckchen zu. Als diese, mit unbehülflichen Worten die Spenderin lobend, es öffnete, kamen zwei wackergestopfte Kapauner zum Vorschein. Das erspähte die alte Rußkathl, die, bereits auch festlich angezogen, erwartungsvoll an den Wänden herumschlich, und sie flüsterte zu ihrer Tochter: „Weißt wohl, Annamirl, wo die best' Brautgab' hinkommen muß? Jawohl, in den kühlen Erdboden hinein. Nachher kommt eine schöne Frau auf guldenem Wagen gefahren, und an den guldenen Wagen sind zwei Kätzlein gespannt, die graben mit ihren Pfoten die Brautgabe aus, und die Frau nimmt die Gab' in ihre schneeweißen Händ' und fährt dreimal um die Hütten herum; nachher kann kein Elend kommen in eueren heiligen Eh'stand." — So klingt das Märchen von der Freya noch fort im deutschen Walde.

Die Annamirl schwieg eine Weile und drehte die schweren, säuberlich gerupften und gefüllten Geflügel in der Hand um und um, als wären sie schon am Bratspieß, dann versetzte sie: „Ich halt', Mutterle, in der Erden kunnten sie verfaulen, oder es fräßen sie die Kätzlein, und deswegen ist es, daß ich sag': wir essen sie selber."

Zuletzt kam gar der feine Branntweiner mit seinem großen vollbauchigen Plutzer, der gleich einen prächtigen, weingeistigen Geruch verbreitete in der ganzen Hütte. Das roch der Ruß-Bartlmei, der sofort herbeikam, um zu sehen, wie so ein Tonplutzer doch eigentlich gemacht und zugestopft ist.

Aber da kam die Annamirl dazwischen: „Dank dir zu tausendmal Gott, Branntweinhannes, das ist schon gar zu viel, das können wir nicht abstatten. Das ist leicht das best' Brautgeschenk, und so thu' ich damit den alten Brauch."

Behendig zog sie den Stöpsel aus dem Plutzer und goß den funkelnden, rauchenden Branntwein bis auf den letzten Tropfen auf den Erdboden.

Die Alte kicherte und keifte: „Du När-

risch du, allbeid' Kätzlein werden dir rauschig; wird aber das ein Gehetz sein!"

Als Alle beisammen waren, hat schon die Sonne zur Thür hereingeleuchtet. In der Nacht war ein Mahl gekocht worden, das die Leute nun mit gutem Appetit und lustigen Worten verzehrten. Ich genoß auch davon und hatte mich unter die Kinder gemacht, die da waren und denen ich von den Speisen in ihre hölzernen Schüsselchen faßte, auf daß sie auch was bekamen.

Dann gingen wir Alle davon, und bei den Kohlenmeilern blieb nur ein einziger alter Mann zurück, der mit seinem Eisenhaken lange vor der Hütte stand, ein kurzes, hochthürmiges Pfeifchen schmauchte und uns schmunzelnd nachblickte, bis wir in dem waldschattigen Hohlweg ihm verschwunden waren. Dann lag nur noch die stille, freundliche Morgensonne auf den Schirmtannen.

Viele Männer des Hochzeitszuges hatten sogar Schießgewehre bei sich, aber nicht nach den Thieren zielten sie heute; in die freie Luft schossen sie hinein, und sie hielten es für eine große Feierlichkeit und Pracht, wenn es recht knallte und hallte.

Gesungen und gejauchzt wurde, daß der Sommertag zitterte. Herzensfreudige Lieder habe ich da gehört; Schalkheiten wurden gethan, althergebrachte Spiele wurden unterwegs gehalten, und es war schon Mittag, als wir zur Pfarrkirche von Holdenschlag gelangten. Fünf Männer kamen uns entgegen mit Trompeten, Clarinetten und einer gewaltig großen Trommel. Mit einer wahren Festfreudenwuth haute der Trommelschläger drein; und das war ein Gehetz und mächtiges Gelächter, als der Schlägel plötzlich das so sehr gemarterte Fell durchbrach und in den Bauch hineinschoß, um seinem Tacte auf dem andern Felle noch rechtzeitig nachzukommen. Ein Bursche schlich lauernd um den Zug und wollte uns nach alter Sitte die Braut entführen, allein der Brauthüter wachte. Er wachte eigentlich mehr über seinen Geldbeutel als über die Braut; denn wäre ihm letztere abhanden gekommen, der Entführer hätte sie in ein entlegenes Gasthaus geschleppt und der Brauthüter hätte müssen die Zeche zahlen.

Der Bräutigam ging neben der ersten Kranzjungfrau; erst nach der Trauung gesellte er sich als Ehemann zu seiner Gattin, und nun ging der frühere Brauthüter mit der Kranzjungfrau, auf daß gleich der Keim zu einer neuen Hochzeit gelegt war.

In der Kirche wurde Wein getrunken und der Herr Pfarrer hielt eine sehr erbauliche Rede von dem Ehesacrament und den Absichten Gottes. Der gute, alte Herr hatte sehr schön gesprochen, aber die Leute aus dem Walde verstanden sein Hochdeutsch nicht recht. Erst im Wirthshause, als wir schon Alle gegessen, getrunken und Schabernack getrieben hatten, war für die Leutchen die rechte Predigt. Da erhob ein alter, weißbärtiger Jäger sein Weinglas und hub an zu reden:

„Ich bin kein gelehrter Mann, hab' keinen Doctornzipf auf und keine Kutten an. Thät ich mein Weinglas nit haben zur Hand, bei meiner Treu', Leut', ich brächt' kein gescheit Wörtl zu Stand. Daß die Zung' mir wird gelöst, wie es bei Moses ist gewest, desweg' trink ich den Wein; fällt mir auch leichter ein schicksam Wörtl ein.

„Ich bin als der alte Bibelreiter bekannt; wär' ich ein Rittersmann, ich ritt' auf einem Schimmel durchs Land. Und in der Bibel, da hab' ich einmal ein Sprüchel erfragt, der Herrgott, das Kreuzköpfel, hat's selber gesagt: Ist der Mensch allein, sagt er, so thut er kein Gut; aber sind ihrer viel, so thun sie auch kein Gut; so probir' ich's halt justament zu zwein und zwein, und sperr' sie paarweis' in die Hütten ein. Aber schaut's, da wird gleich die Hütten zu klein. Sie brauchen ein großmächtiges Haus; zuletzt ist's heilig Paradeis zu eng, sie müssen in die weit' Welt hinaus. Müssen hinaus in den wilden Wald und auf stockfremde Heiden, müssen leiden und meiden und zuletzt wieder scheiden. Da hat der lieb' Herrgott seinen Sohn geschickt, daß er sollt' die Schäflein weiden. Ich hör' auf das Kreuz wohl drei Hammerschläg' klingen, zur Rechten, zur Linken, zu Füßen — da möcht' Einem das Herz zerspringen. Darauf ist geronnen das rosenfarbne Blut, das thut uns den Himmel erwerben. Dir bring' ich das Glas, o Gotteslamm, für dein heiliges Leiden und Sterben!"

Da ist es still gewesen in der ganzen, weiten Stube, und der alte Mann hat das Glas getrunken.

Bald aber füllte er es zum zweiten

Mal und sprach: „Ihm sei die Ehr', aber es soll der Herr nun in Freuden auch bei uns sein, und darum laden wir zu diesem Ehrentag auch den Herrn Jesus ein, wie auf der Hochzeit zu Galilä, auf daß er uns mache das Wasser zu Wein, den ganzen Winkelbach, heut' und alle Tag'. Und der Wein ist hell und rein, weiß und roth zusammengossen, wie die zwei jungen Herzen sein zusammengeschlossen in Lieb' und Ehr', und sonst keiner mehr. Der Wein wird gewachsen sein bei Sonn- und Mondenschein zwischen Himmel und Erden, so wie unsere Seel' von oben ist, und der Leib von der Erden. Und der süße, guldene Wein soll Braut und Bräutigam zur Gesundheit sein!"

Das war jetzt eine Lust und ein Geschrei, und die Pfeifen und Geigen klangen drein, und der Braut gossen sie Wein auf ihren grünen Kranz.

Jeder hob nun sein Glas und brachte seinen Hochzeilsspruch, sein Brautlied aus dem Stegreif dar. Zuletzt torkelte die alte Nußkathl empor und mit unglaublich heller Stimme sang sie:

„Schneid Birnbam,
Schneid Burbam,
Schneid birn-burbam'ni Lad'n,
Mei Schatz will a burbam'as Bettstadl hab'n!"

Das war ihr Trinklied und Hochzeitsspruch. Wie's jetzt anging, da hab' ich gemeint, der Hall und Schall drücke alle vier Wände hinaus in den ruhsamen Abend.

Die ganze Nacht hin hat in dem Wirthshause zu Holdenschlag die Musik geklungen, haben die Hochzeiter getanzt und gesungen. Am andern Morgen, nachdem wir das junge Ehepaar aus seiner Kammer hervorgeholt, sind wir Alle wieder zurückgegangen in unsere Wälder.

Literarisches.

Deutschland, eine periodische Schrift zur Beleuchtung deutschen Lebens in Staat, Gesellschaft, Kirche, Kunst und Wissenschaft, Weltstellung und Zukunft. Herausgegeben von W. Hoffmann. Jahrgang 1871. Wiesbaden, Niedner.

Eine Zeitschrift, welche die gegenwärtige Lage unserer Nation aus der Vergangenheit zu deuten und fortzugestalten unternimmt, liegt in einem stattlichen Bande vor uns. Wir gestehen, einige Aufsätze derselben mit sehr wenig Vergnügen gelesen zu haben. Vor allem scheint uns die Abhandlung von Herrn Fürer über Naturwissenschaft und heilige Schrift höchst unerfreulich. Was soll ein Gerede bedeuten wie: „Wer ist Feuerbach? Ein Märchen aus alten Zeiten", weiter dann die Prophezeiung, daß, nach Kerner, „die Kirche den Dr. Strauß auch vertragen würde", oder die Mittheilung, daß die Hypothese von Laplace „eine Dunstblase" sei. Wie irrthümlich ist doch der Gedanke, daß ein inexactes und übertriebenes Gerede solcher Art, das vor einem Laienpublicum mit dem ganzen Erwerb der jahrhundertelangen Tag- und Nachtforschung spielt, dem religiösen Geist unserer Nation zur Freude und zum Frommen gereiche. Dagegen haben wir andere Aufsätze mit vielem Vergnügen gelesen, vor allem die schönen Mittheilungen von Roscher, dem jetzigen Haupte der nationalökonomischen Schule, über zwei ältere deutsche Volkswirthe, und die Abhandlung des Herausgebers, „die Erdkunde als deutsche Wissenschaft", in welcher derselbe, Näherstehenden nicht zur Ueberraschung, als ein gründlich gebildeter Geograph von weitestem Blick sich darstellt.

Ueber die Reichsverfassung. Von Justus B. Westerkamp. Hannover, Karl Rümpler. 1873.

Diese Schrift entwickelt den Ursprung der Reichsverfassung, das Wesen der durch sie begründeten Regierung, den Umfang der Reichsgewalt, die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt des Reiches. Und zwar hat dies Werk nicht nur die Absicht, den gegenwärtigen Bestand unserer Verfassung nach seinen Beweggründen darzustellen, sondern zugleich auch die andere, die Nothwendigkeit einer Reihe von Fortbildungen zu zeigen. Ob der Gang, welchen diese Fortbildungen inskünftige nehmen werden, übereinstimmen werde mit den Wünschen des Verf., ist uns vielfach fraglich. In Einem werden Alle mit ihm übereinstimmen: „Ich wünsche, daß die Regierung, sowohl des Reiches als der Staaten, nicht auf die Tüchtigkeit von Einzelnen gegründet wird."

Geschichte der französischen Nationalliteratur. Von Kreyßig. Vierte Auflage. 1873.

Eine zweckmäßige Uebersicht der wichtigsten Thatsachen aus diesem Gebiet, von den ältesten Zeiten ab, entworfen für den Standpunkt allgemeiner Bildung und reiferer Jugend.



Von Lissabon nach der Küste Marokko's und den Canaren.

Von

F. C. Noll.

(Fortsetzung.)

Mogador.

Von Tanger, wo wir zuerst afrikanisches Leben kennen lernten, ging unsere Reise längs der marokkanischen Küste hin bis Mogador. Man bleibt dem Ufer so nahe, daß man bei klarem Himmel die niedrigen Berge, welche in abwechselnder, meist sanft abgerundeter Form überall an das Meer treten, nicht aus dem Auge verliert. Die Höhen dieser Hügel sind meistens mit Buschwerk oder höherem Wald bedeckt und gewähren somit selbst jetzt in der heißen Zeit einen angenehmen Anblick.

Die Fahrt längs der Küste scheint nicht ganz ungefährlich. Unser Kapitän wenigstens, der schon sieben Jahre lang auf dieser Strecke fährt, erlaubte sich während der ganzen Reise längs der afrikanischen Küste nicht, sich zu Bett zu begeben. Er mochte anderen Händen hier nicht das Schiff anvertrauen und blieb Tag und Nacht fast ununterbrochen auf seinem Posten.

Der kurze Wellenschlag, d. h. die sich rasch auf einander folgenden Wogen, die dem Ufer perpendiculär zugingen, brachten das Schiff in stetes Schaukeln und Schwanken, was natürlich nicht ohne Rückwirkung auf die bunt zusammengesetzte Reisegesellschaft blieb. Wir schlossen uns näher an einen englischen Geistlichen an, der, aus Algier kommend, mit seiner Frau auf vierzehn Tage Mogador besuchen wollte, dessen Klima er als ein sehr gesundes rühmte. Er hatte in früheren Jahren eine Reise in Begleitung eines einzigen Dieners durch Marokko gemacht, sprach fertig arabisch, französisch und deutsch und konnte uns seiner Kenntniß der marokkanischen Verhältnisse wegen die interessantesten Aufschlüsse geben.

Schon von Tanger aus füllte sich das Schiff mit marokkanischen Kaufleuten, Juden, die nur vorübergehend oder mit Hab und Gut nach einer anderen Stadt zogen, kräftigen braunen Männern im weißen Heik, dem mantelartig umgeschlagenen Wolltuche, oder im langen, mit Knöpfen und Schnüren verzierten Kaftan. Schwarzäugige Frauen von feinem Teint und oft nicht geringer Schönheit, die nur manchmal durch allzu große Wohlbeleibtheit gestört wurde, trugen ein reich mit Gold gesticktes Mieder und über dem ebenfalls mit Goldstreifen besetzten Kopftuch, aus dem die schwarzen Locken hervorquollen, einen leichten Capuzenmantel.

Die meisten dieser Reisenden waren Deckpassagiere, sie blieben die Nacht auf dem

Verdeck und suchten durch die mitgebrachten Matratzen und Decken sich gegen die Nachtluft zu schützen. Ein Segeltuch war auf dem Vordertheil des Schiffes als Zelt ausgespannt und darunter lagen und saßen vorzugsweise die Seekranken, ächzende Frauen und stöhnende Männer, um alte Waschschüsseln, die zu diesem Zwecke von Hause mitgebracht waren, gruppirt. Dazwischen ausgeschlagene Tücher mit Kleidungsstücken, mit gebratenem Geflügel, Brot, Trauben, Feigen und Melonen, letztere, wie uns schien, ein prächtiges Mittel zur Beförderung des Seeübels.

Daß die Umgebung von Tanger eine reiche sein müsse, bewies die Fahrt um das Cap Spartel, einen vorspringenden Felsen, auf dem ein hübscher Leuchtthurm errichtet ist. Ringsum sind die Anhöhen mit Pflanzungen und Wäldern bedeckt, zwischen denen hübsche Landhäuser, manche in europäischem Stil erbaut, herausleuchten. So nahe sind wir dem Ufer, daß dem einen der Mitreisenden die von liebender Hand aus einer der Villen zugewinkten Grüße deutlich erkennbar sind.

Nach eintägiger Fahrt liegt das Schiff am nächsten Morgen auf der Rhede von Casa Blanca, einer kleinen Festung auf sandigem Ufer. Vor dem massiven Thore, das nach dem Strande führt, kauern und liegen in der Morgensonne Gruppen von Einwohnern; der südliche Stadttheil scheint, den Schilfdächern nach, die über die Festungsmauer herübersehen, von ärmeren Leuten bewohnt, während der nördliche Theil weiße Steinhäuser und Moscheen enthält. Zwischen den Häusern ragen einzelne Palmen empor, draußen aber auf der bebauten Ebene sind dieselben zwischen anderem Baumwerk sehr zahlreich. Auf dem ruhigen Meere sind in hohen, halbmondförmig an beiden Enden aufgebogenen Kähnen Fischer beschäftigt, und eben ziehen sie an starken Seilen zwei Haifische in die Höhe, die hier überall häufig sind. Mehrmals sahen wir auf dieser Fahrt große Exemplare dieser Raubfische nahe der Oberfläche sich um das Schiff herumtreiben.

Zahlreich ist auch der Delphin an der afrikanischen Küste, und jeden Tag konnten wir mehrere Herden dieser munteren Thiere beobachten. Hier auch zeigte sich Abends das Meerleuchten in wunderbarer Pracht. Nicht nur, daß einzelne Funken um das Schiff aufsprühten, nein, die ganze Fläche phosphorescirte und große Funken zogen in langen leuchtenden Bändern dahin.

Vor Casa Blanca, sowie den zwei folgenden Stationen war der Aufenthalt unseres Dampfers so kurz, daß wir nicht an das Land gehen konnten.

Mazagan, eine wieder etwas größere Festung, erreichten wir noch am Nachmittag desselben Tages um 4 Uhr. Sie liegt auf einem flachen Vorsprunge des Landes, an den Seiten von dem Wasser umspült.

Ein anderes, höchst romantisches Bild gewährt Saffi, das wir am nächsten Morgen, den 22. August, erreichten. Links ein weit vorspringendes Cap, das durch wagrecht über einander gethürmte Felsschichten gebildet ist, rechts, so weit das Auge reicht, eine schroff in das Meer abstürzende Wand. An den zerrissenen braunen Felsen bricht sich die Brandung, einen Schaumstreifen an dem Ufer hinziehend, und bald klettert da, bald dort eine Woge in einer Auswaschung hoch empor, um als Wasserstaub in der Luft sich zu zerstreuen oder als kleiner Wasserfall von den Felsplatten zurückzufließen.

Vor uns liegt, von ziemlich hohen Bergen abgeschlossen, die Festung. Die weiße Mauer zieht sich am Ufer hin, mit den Felsen auf und ab kletternd. In der Mitte derselben steigt eine mächtige Felsbank mit weitem Vorsprunge über die Umgebung empor. Die Mauer zieht sich ebenfalls hinauf und bildet gerade an der höchsten Stelle ein weites offenes Thor, durch das man auf die innere, an dem Berge aufsteigende Stadt sehen kann, ein Bild, in der That des Pinsels eines Malers würdig.

Saffi, dessen Lage wegen der umschließenden Berge als weniger gesund bezeichnet wird, scheint ein wichtigerer Handelsplatz zu sein. Das zeigt die Anwesenheit vieler europäischer Consuln; denn neben den Flaggen der größeren Handelsstaaten weht auch die italienische, die österreichische, selbst die belgische, und nur die deutsche vermissen wir hier noch, wie an allen Punkten der marokkanischen Küste.

Hier werden viele der von England mitgebrachten Waaren ausgeladen und dagegen eine Anzahl Fässer mit Olivenöl eingenommen, das für die Canarischen Inseln bestimmt ist. Droben auf der ver-

brannten Fläche der Berge aber zieht eine kleine Karawane von etwa einem Dutzend Kamelen. Hastigen Schrittes kommt sie die Höhe herab und verschwindet hinter der Mauer der Stadt.

Einen Blick aber müssen wir noch auf die Leute werfen, die mit den hohen, schmalen Kähnen herbeigerudert sind und nun an dem Schiffe halten, bis ihr Fahrzeug mit Kisten und Fässern gefüllt ist. Es ist nicht der kräftige, schöne Menschenschlag, der uns in Tanger begegnete. Lange, magere Leute, im ganzen schlecht genährt und mit Lumpen bekleidet. Ein Leibrock, mitunter wirklich ein Sack, in den zum Durchstecken für Kopf und Arme drei Löcher geschnitten sind, ist außer dem turbanartig umgebundenen Lappen das einzige Kleidungsstück. Die Neger gehen meist im bloßen Kopf, oder haben sonderbarerweise nur einen Bindfaden einige Mal um denselben geschlungen, der wohl eine religiöse Bedeutung haben muß, da man irgend einen anderen Zweck nicht einzusehen vermag. Die größeren Knaben kommen alle im bloßen Kopf und haben das Haar kurz geschoren; nur auf der höchsten Stelle ist ein struppiger Haarbüschel stehen geblieben, der, zu einer Art Locke gedreht, seitlich herabhängt und dem Propheten, der seinen Jünger zu sich ins Paradies ziehen will, einst als Handhabe dienen wird.

Die in den Kähnen unbeschäftigten Leute suchen die Zeit auf verschiedene Weise auszunutzen. Einige fischen. Sie hängen Angelschnüre über den Rand des Bootes, an denen ein Bröckchen Fischfleisch als verlockender Köder befestigt ist. Nicht selten ziehen sie buntgestreifte breite Fische herauf, und bei der Abnahme derselben von der Angel zeigt sich die Rohheit dieser Leute. Ohne das Thier erst zu tödten, wird ihm der Bauch geöffnet und es für die Pfanne zurechtgeschnitten. Die meisten Bootsleute aber beten.

Das Herplappern von Koransprüchen und Gebeten, ohne daß der Geist nur im geringsten thätig wäre, gilt bei den Mohamedanern, besonders aber in Marokko, für eine sehr verdienstliche Handlung, und zum Beten braucht man nicht in sein Kämmerlein zu gehen, man zeigt es sogar gern vor den Leuten. So kommt es oft vor, wie Rohlfs erzählt, daß, wenn einem Marokkaner Besuch angekündigt wird, er diesen bitten läßt, noch einen Augenblick zu verziehen, denn er habe noch eine Anzahl Gebete nachzuholen. Und nicht nur in den Moscheen und Häusern, auch auf den Straßen werden die vorgeschriebenen oder überzähligen Sprüche abgeleiert. Und wie sonderbar lautet das Beten unserer Schiffer. Der Betende sitzt in dem Kahne, starren Auges sieht er hinaus in die Ferne, sein halboffener Mund stößt in rhythmischer Wiederholung einen gurgelnden und näselnden Gesang aus, der eine melancholische Weise hat, die langen Arme hängen über den Kahn, die Hände schlagen abwechselnd den Tact zum traurigen Liede. Da ein Commandoruf, das Boot anders zu richten. Rasch fliegt der Betende empor, leistet das Verlangte und sinkt dann wieder in seine Träumereien zurück, als ob nichts vorgefallen wäre. Wie sonderbar sieht der Neger aus, der im Stehen sein Gebet verrichtet; während er singt, tanzt er auf seinem Platze den Tact dazu und klatscht abwechselnd noch in die Hände, ohne daß ihn die Anwesenheit der Fremden im geringsten störte.

Unser Freund, der englische Geistliche, erzählt uns, diese Leute gehörten der Secte der Aissaua an, denn auch der Islam wird nach verschiedenen Richtungen ausgeübt. Die Aissaua (Rohlfs schreibt Aissauin) nennen sich nach einem marokkanischen Heiligen, Jesus-Aissa, der vor etwa zweihundert Jahren in Mekinäs lebte und die Gabe der Wunderthätigkeit besessen haben soll. Sie beten nicht in der Moschee, sondern in dem Hofraume eines Hauses, wo sie die Worte des Vorbeters im Chor wiederholen. Ruhig und gemessen beginnt die Uebung, aber mit der langen Dauer des Gebets steigern sich die Stimme und die Bewegungen des Körpers, bis sich die Andächtigen in einen Zustand der Ekstase hineingearbeitet haben, in dem sie allerlei Ausschreitungen der rohesten Art verüben. Sie quälen und martern sich, bringen sich und Andern Wunden bei, kauen Glas, verzehren Skorpione und Schlangen und glauben selbst im Stande zu sein, Wunder zu verrichten, eine Kraft, von der selbst Mohamed sagte, daß er sie nicht besitze. Die Aissaua erkennen kein geistliches Oberhaupt an, sie haben auch keine Klöster und Ordensregeln, wie man sie bei anderen

mohamedanischen Secten findet. Der Haupttheil des Festes kommt zuletzt, nämlich der Kuskussuh, eine Art Kuchen aus Reis, Mehl und Fleisch, der in unglaublich kurzer Zeit von den Andächtigen vertilgt werden soll.

Auch hier hören wir die armen Schelme sich der englischen Sprache bedienen, die durch den Verkehr mit englischen Schiffen und Kaufleuten bekannt geworden ist. Außer ihr ist es die benachbarte spanische Sprache, die vielfach verstanden und gesprochen wird. Aus den Elementen des Arabischen, Spanischen und Englischen hat sich an der marokkanischen Küste sogar ein eigenes Sprachgemisch gebildet, das als Makasch saber, in Algier als Lingua franca, bezeichnet wird.

* * *

Am 22. August, Abends gegen 7 Uhr, kamen wir nach Mogador. Auch hier erhebt sich von sandiger Küste ein felsiges Vorland, auf dem man die Stadt, die sich zum bedeutendsten Handelsplatze an der marokkanischen Küste emporgeschwungen, angelegt hat. Tritt die Fluth ein, dann wird sie auf drei Seiten vom Wasser umspült. Hohe Kalkfelsen, zerrissen und zerklüftet, schützen sie vor dem Drange der Wogen. Nach Süden grenzt an die Stadt eine große Bucht, auf der der Kormoran neben Möven sein Spiel treibt. Ein wildes Felseneiland liegt vor der Bai, die für größere Schiffe nur durch die schmale Straße zwischen der Insel und der Stadt zugänglich ist. An den Felsen donnert die Brandung, zumal an den Wänden der Insel, die die Spuren des nagenden Wassers durch ihre Einstürze und Felsenthore deutlich zeigt; über 20 Fuß hoch steigt die Woge mit gewaltigem Donner in den Winkeln der Inselwand hinan, um dann als Wolke zu zerstäuben; in die Höhlungen strömt sie ein, um mit Geräusch zurückgeworfen zu werden. Es ist in der That ein erhabenes Schauspiel, das Anlaufen der Wogen am felsigen Strande; ununterbrochen und doch ewig neu zeigt es die Gewalt des Meeres, der ärmlich der Mensch gegenübersteht.

Mogador ist sehr dem Winde ausgesetzt, das fühlt man auch an ruhigen Tagen; die frische Seeluft mäßigt die Hitze und verschafft der Stadt ihren guten Namen in Bezug auf ihre Gesundheitsverhältnisse. Da aber ein eigentlicher Hafen nicht existirt, müssen die Schiffe bei stürmischem Wetter die Bai verlassen und das hohe Meer suchen, bis die nöthige Ruhe wieder zurückgekehrt ist.

Die Umgebung der Stadt ist in der nächsten Nähe keine erfreuliche. Der Horizont wird in einiger Entfernung von einer Hügelkette begrenzt, aber diese Hügel selbst, wie der Boden umher, sind aus feinem Dünensande gebildet. Auf der gelben Sandfläche sieht man nach der Bai zu ein Mauerwerk mit niederer Kuppel, die Grabkapelle (Kubba) des heiligen Mogdut, nach dem die Stadt jetzt genannt wird, weiterhin in etwa zweistündiger Entfernung ein kaiserliches Schloß und, von Mauern umgeben, ein Dorf. Dort mündet ein Fluß, der aus dem Atlas kommt und uns wegen seines Reichthums an Thieren und Pflanzen gerühmt wurde.

Am Ufer von Mogador empfing uns ein ganzer Schwarm maurischen Gesindels, das beutegierig über das Gepäck der Reisenden herfiel, um es nach der Douane zu schleppen. Durch verschiedene Thore, durch einen langen bedeckten Gang begleiteten wir Mr. G . . . zum inneren Stadtthor, wo die feisten Douanebeamten im weißen Heik unserer warteten. Als sämmtliche Dinge vor sie hingelegt waren, verlangten sie 5 Duros (= 5 Dollars) als Eingangszoll. Mr. G . . ., der den Geschäftsgang bei solchen Beamten wohl kannte, bot nicht mehr als $^1/_2$ Duro und drohte, wenn man ihn überfordern wolle, zum englischen Consul zu gehen. Darauf wurde er gefragt, was er denn geben wolle, und als er auf dem halben Duro bestand, erhielt er dafür seine Sachen ausgeliefert. Wir sehen, die marokkanischen Zöllner verstehen es, ein Privatgeschäftchen mit den Fremden zu machen.

Wer aber sind jene zwei europäisch gekleideten Gestalten, die mit über einander geschlagenen Armen an der Wand stehen und unverwandten Blicks, aber stillschweigend dem Handel zusehen? Es sind spanische Zollbeamte, und wir lernen auf einmal eine neue Seite marokkanischer Zustände kennen. Bekanntlich führte Spanien mit Marokko im Jahre 1860 wegen der Riffpiraten, die die spanische Schifffahrt und

Fischerei fortwährend schädigten, Krieg. Marokko wurde, wie vorauszusehen war, gedemüthigt und sollte die Kriegskosten bezahlen. Woher aber das Geld in dem ausgesogenen Lande nehmen, oder wie ein Anlehen decken? Es blieb nichts übrig, um Spanien zu befriedigen, als ihm die Hälfte des Octrois abzutreten, bis die Kriegskosten gedeckt wären. Spanische Wächter sind darum überall an den Haupt-Handelsplätzen, um die Zolleinnahmen zu überwachen, denn nie würde es sonst zu seinem Gelde kommen. Aber die übrigbleibende Hälfte gehört keineswegs vollständig dem marokkanischen Kaiser, auch sie ist noch einmal halbirt und muß älterer Schulden wegen in einem Theil an England abgetreten werden, so daß der Landesherr schließlich nur ein Viertel der ganzen Einnahme erhält. Gewiß Verwaltungszustände ganz eigener Art.

Ueber einen kleinen Platz, auf dem rechts eine Moschee, links eine der erbärmlichen Schulen war, gelangten wir durch eine ungepflasterte Straße zwischen hohen Häusern hindurch, die, weil es die Mellah, die Judenstadt ist, hie und da ein Fenster nach außen haben, zu unserem Wirthe. Gasthäuser besitzt Mogador nicht, doch hat Cohen, ein Privatmann, in seiner Wohnung im zweiten Stock ein Zimmer bereit, in dem er Fremde gegen billige Vergütung aufnimmt. Dies bekamen Rev. G . . . und seine Frau, die ja 14 Tage hier bleiben wollten; für uns beide, die nur zwei Tage zur Verfügung hatten, wurde für ein Lager im Speisezimmer gesorgt.

Wie mag es in einer solchen Haushaltung aussehen? denken unsere Leserinnen. Ich werde versuchen, es in kurzem zu schildern. Wie in allen maurischen Häusern ist auch hier ein viereckiger, nicht sehr großer Hofraum, um den im Viereck das Haus gebaut ist. Eine Galerie, in den oberen Stöcken von hölzernen Säulen getragen, läuft um den Hof, und von ihr aus gelangt man in die herumliegenden Zimmer, deren Thür, ohne Schloß, meistens Tag und Nacht offen steht. Von hier aus fällt ein spärliches Licht in die Gemächer, wenn nicht, wie hier bei Cohen, noch kleine Fenster nach der Straße oder dem Meere führen. Hier empfing uns mit vornehmer Herablassung Mad. Cohen, ein stattliches Weib. Sie muß als große Schönheit gelten, denn sie ist sehr wohlbeleibt, und das feine Profil, der frische Teint verrathen, daß sie wirklich ein hübsches Mädchen gewesen sein muß. Ueber dem glänzenden Haar trägt sie das bunte, mit Goldstreifen verzierte Kopftuch; das knappe, schwarze Mieder, das die Hemdärmel frei herabfallen läßt, umschließt das goldgestickte Busentuch, die linke Hand steckt in der schwarzen seidenen Schürze, die rechte rasselt mit dem Schlüsselbunde, die Füße, mit feinen weißen Strümpfen bekleidet, stecken nachlässig in gestickten Lederpantoffeln ohne Kappen. Sie führt uns zunächst in das gute Zimmer. Der kühlende Steinboden darin ist mit zierlichen Matten von Esparto belegt, ringsum stehen Glasschränke voll Tassen, Gläser und Porcellan, ganz wie wir es bei wohlhabenden Landleuten bei uns sehen; auf dem Sims des Kamins, der nie gebraucht wird, stehen in Porcellan Garibaldi im rothen Wams und Shakespeare. Die weißen Wände sind mit Bildern behängt, und wie wir sie betrachten, werden wir plötzlich zu unserer Freude an die ferne Vaterstadt erinnert, denn zwei Bilder, Jehova auf dem Throne, von den Propheten umgeben, darstellend, tragen das Fabrikzeichen: Ed. Gust. May in Frankfurt a. M.

Ueberall im Hause herrscht die größte Reinlichkeit, und auf einige Zeit hätte man sich sicher hier behaglich fühlen können. Das aufgetragene Essen war reichlich und vorzüglich. Das gebratene Fleisch fiel mir durch besondere Zartheit und Wohlgeschmack auf, und als ich nach der Art und Weise fragte, wie es zubereitet sei, hörte ich, es sei in Arganöl gebacken, welches das Olivenöl an Güte noch übertreffe. Später auf den Canarischen Inseln wie auch in Spanien lernte ich das Olivenöl, das in wärmeren Ländern die Stelle unserer Butter vertritt, hinreichend kennen, und ich kann die Ansicht, daß das Arganöl besser sei, also aus Erfahrung bestätigen. Natürlich interessirte ich mich lebhaft für den Arganbaum (Sideroxylon aculeatum), der in seiner pflaumenförmigen Frucht das Oel enthält; da er aber in der Nähe von Mogador nicht gepflanzt ward, war es mir nicht möglich, ihn aus eigener Anschauung kennen zu lernen und seine Früchte zu sammeln. Der Baum, der im nördlichen Afrika seine Heimath hat, soll jetzt in der Gegend

von Mogador häufig gepflanzt werden, und bereits wird sein Oel nach England ausgeführt.

Von dem einzigen Fenster unseres Zimmers hatten wir einen Blick hinaus auf das weite blaue Meer, das am Horizont mit den Wolken zusammenzufließen schien, und vor uns auf die interessante Festungsmauer. Auf der Zinne derselben befanden sich außer zwei ziemlich gut erhaltenen Mörsern viele Kanonen, alle aber in erbärmlichem Zustande. Die meisten Läufe lagen ohne Lafetten am Boden, die wenigen vorhandenen Lafetten aber waren längst zusammengebrochen und ihre Stücke sowie die rohen Scheibenräder lagen noch unberührt neben dem Laufe. Die eisernen Kanonen waren vom Rost so zerfressen, daß sicher keine einzige mehr brauchbar war. Die schlechten Begriffe, die wir von Tanger her noch von einer marokkanischen Festung hatten, wurden hier wahrlich nicht geändert.

Als wir aus dem Hause traten, um uns die Stadt zu besehen, wurden wir gleich von einer Anzahl der jüdischen Bewohner umringt, die sich uns alle zu Führern anboten. Wir wählten uns Moses Zag, einen intelligent aussehenden Burschen mit zugleich biederem Gesichtsausdruck, und hatten eine gute Wahl getroffen. Unter seiner Führung bekamen wir Einblick in die Stadt und viele jüdische Häuser.

Die jüdische Bevölkerung ist durch ganz Marokko eine zahlreiche. Wie körperlich, so zeichnet sie sich in Tanger und in Mogador auch in Bezug auf Intelligenz äußerst vortheilhaft vor den mohamedanischen Einwohnern aus. Wirklich schöne Gestalten sahen wir bei dem jüngeren Geschlecht der Juden nicht wenige, bei den älteren Männern aber wahrhaft patriarchalische Figuren. Der Handel scheint, wie die Wohlhabenheit, auch hier vorzugsweise in ihren Händen zu sein. Hierdurch sowohl, wie durch religiöse Verschiedenheit ist der mohamedanische Theil der Einwohner eifersüchtig und mißgünstig auf die Juden, und bei dem aufbrausenden Charakter der Mauren, die zum Fanatismus ohnehin neigen, ereignen sich oft sehr unangenehme Auftritte. Es war nöthig, die Mellah durch eine hohe Mauer von der Maurenstadt zu trennen und die Zugänge zu derselben durch starke Thore zu schützen. In der Judenstadt wohnen aber auch die meisten der Europäer, die sich hier angesiedelt haben, deren Zahl aber noch nicht 200 Seelen betragen soll, sowie viele der wohlhabenderen Mohamedaner selbst.

Zwischen der Juden- und Maurenstadt läuft ein gemeinschaftlicher Handelsplatz hin, auf dem das bunteste Treiben herrscht. Einige viereckige größere Räume dienen als Viehmärkte, auch werden Rohmaterialien, wie Kohlen, Gras u. s. w., dort verkauft. Daran reiht sich ein Bazar, eine Straße mit Verkaufsläden.

Mogador, das ebene Straßen hat und viel regelmäßiger gebaut ist als Tanger, macht im ganzen einen besseren Eindruck als dieses, auch scheint in seinem Verkehre größere Ordnung als dort zu herrschen, immer aber treffen wir auch hier noch durchgehends, soweit von außen zu urtheilen ist, kleinliche Verhältnisse. Auch hier sind die Läden armselige Bretterbuden, die nach der Straße offen sind und in denen die Verkäufer gekauert am Boden sitzen, fast verborgen zwischen ihren Waaren. Auch hier vorzugsweise Lebensmittel, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Bataten, frisches und getrocknetes Obst, auch hier Alles wenig einladend am Boden oder auf Brettern ausgeboten. Auf einem anderen Markte, auf dem mehr arabische Verkäufer feilhielten, sahen wir wieder, um wie geringe Dinge sich der Handel hier oft dreht. Auch zubereitete Lebensmittel werden hier verkauft, selbst gebratenes Fleisch. In einer solchen Garküche ist der Herd ein vierseitiges steinernes Kohlenbecken; das Kalbfleisch wird in kleine Bröckchen zerschnitten, diese an einem durchgesteckten Strohhalme aufgereiht über der Gluth der Asche etwas angebraten und so zum Verkaufe ausgeboten.

Wir sahen die nach der Straße offenen Werkstätten der Silber- und Waffenschmiede, der Messingarbeiter und Schuhmacher. Die Werkstätten selber sind kleine Räume, in denen sich kaum zwei Männer umdrehen können. Am bloßen Boden hocken die Arbeiter, die Maschinen nicht zu kennen scheinen; wenigstens sehen wir überall die primitivsten Einrichtungen, die rohesten Werkzeuge, und doch waren wir über die Leistungen in einzelnen Branchen erstaunt. Schwere Armbänder aus verschlungenen Gold- und Silberschnüren wurden da aus

freier Hand gefertigt, lange Flinten mit eingelegtem Schaft, scharfe fußlange Dolche in reichverzierter Scheide wurden uns zum Kaufe angeboten, feine Stickereien in Gold und Seide wurden von Männerhand auf Lederpantoffeln ausgeführt, und eine eigene Industrie war die der Messingschmiede, die aus Messingblech blinkende, mit eingeschlagenen Arabesken verzierte Vorlegeteller u. a. D. fertigten. Die Metallgießer hockten vor ihren Steinformen am Boden und fachten das Feuer in dem Kohlenbecken mit einem kleinen feststehenden Blasebalg an, der die Form einer runden Ziehharmonika hatte und wie diese mit einer Hand bewegt wurde.

Wir wenden uns dem Stadttheil zu, der nur von Juden bewohnt ist, und durch das hohe Thor, um das schon viele Kämpfe stattgefunden haben mögen, treten wir in äußerst enge und schmutzige Straßen. Nur wo der Kehricht und die Abfälle aus den Werkstätten sich so hoch aufgethürmt haben, daß dem Verkehr daraus Gefahren erwachsen, da schöpft man den Schmutz einem Esel in die überhängenden Säcke, der ihn dann kurz vor dem Stadtthore abwirft. An engen Läden, finsteren Werkstätten vorüber werden wir in eine Seitenstraße vor die niedere Thür eines Hauses geführt. Drinnen ist Hochzeit, und die sollen wir sehen. In einem Zimmer gleicher Erde ist ein großer Tisch gedeckt, auf dem reinen Tischtuche eine wahre Ueberfülle von Backwerk aufgethürmt, unter dem feiner Biscuitkuchen in der That sehr einladend aussieht; ein feines Tuch von durchsichtigem Zeuge ist darüber ausgebreitet, um die überaus lästigen Fliegen abzuhalten, in klaren Flaschen ist ein bläulich gefärbter Liqueur, aus Datteln bereitet, aufgestellt. Drüben in der Mitte hinter dem Tische, sitzt die Neuvermählte, the blue-eyed, „die Blauäugige,“ wie sie in der Stadt genannt wird. Von dem glänzend schwarzen Haare, das wenig unter dem Goldrande des reichen Kopftuches hervorsieht und über die Schläfe in abgestutzten Löckchen herabhängt, stechen die sanften hellblauen Augen aber auch in merkwürdigem Contraste ab. Festlich sind die Unterlippe braun, die Augenbrauen und Wimpern schwarz bemalt, während die etwas bleichen Wangen des ovalen Gesichts ungefärbt geblieben sind. Die innere Handfläche ist bräunlich, die Fingernägel sind alle roth belegt. Auch sie trägt das reiche goldgestickte Busentuch, schwere Armringe und lange Ohrgehänge. Um sie her sind die nächsten Verwandten, neun Frauen, alle in derselben Kleidung wie die junge Frau selbst, alle ebenso bemalt. Es sind auch jüngere Frauen, zum Theil Schwestern der Blauäugigen, und bis auf eine, die zu lebhaften Temperamentes zu sein scheint, alle recht schön fett. Während wir ohne diesen Zusatz wenigstens zwei davon mit zarter Gesichtsbildung, gesundem Teint und großen schwimmenden Augen wirklich hübsch hätten nennen können, bemißt man hier zu Lande, bei den Juden wie bei den Mohamedanern, die Schönheit nach dem Grade der Wohlbeleibtheit. Je fetter, desto schöner, sagt man, und demgemäß sucht man der Magerkeit der Mädchen gegen die Zeit der Vermählung hin so weit als möglich abzuhelfen. Die Braut, so wurde uns versichert und so ist es auch von anderen Orten bekannt, wird einige Wochen vor der Hochzeit im Hause gehalten, sie darf sich nur so wenig als möglich bewegen und nichts Anderes genießen, als was zur Fettbildung beiträgt. Fleisch wird vermieden, Datteln und ein Gemenge aus verschiedenen Mehlsorten bilden fast die einzige Speise während dieser Zeit der Vorbereitung. War es Uebermüdung nach der schon mehrere Tage andauernden Hochzeitsfeier, war es Phlegma oder wußten die geputzten Damen nichts zu sagen, daß sie so ruhig um den gedeckten Tisch saßen und sich gegenseitig kaum ansahen? Kaum daß sich die gefärbten Lippen bewegten, als wir eintraten und zum Sitzen der Braut gegenüber eingeladen wurden.

Nachdem wir genöthigt waren, Kuchen und Liqueur zu versuchen, traten drei Musikanten ein; der eine, den Kopf mit einem Tuche umhüllt, schlug die mit sechs Saiten bespannte Quitra, die arabische Guitarre, und zeigte, während er mit lauter Stimme dazu sang, seine blinkenden weißen Zähne, der zweite hatte die Rhebab, eine Art Violine, die er wie ein Cello vor sich stellte. Mit stark gekrümmtem Bogen strich er auf den zwei Saiten des Instruments, das mit sanftem, fast melancholischem Tone verklang; der dritte schlug den Tact mit einem Tamtam, dem Tamburin, das er sich aus einem mit bun-

tem Papier verklebten und mit Messingstückchen behängten Schachteldeckel hergestellt hatte.

Daß diese Frauen, die wir hier so lammfromm vor uns sitzen sahen, keineswegs immer so sanft sind, zeigte uns ein Auftritt auf der anderen Seite des Hofes, wo wir unter der offenen Thür saßen. Eine junge Frau war mit ihrem Manne in Streit gerathen und wußte ihn durch ihre keifende Stimme und durch ihr drohendes Vorgehen in die Flucht zu schlagen, die durch die sich einmischenden Verwandten gedeckt wurde.

Von hier wurden wir in ein anderes Haus geführt, um die Vorbereitungen zu einer Hochzeit kennen zu lernen, die zwei Tage später stattfinden sollte. Im Hof, in den Gängen und Stuben war man überall mit Putzen, Waschen, Teigmachen und dergleichen Arbeiten beschäftigt. Freundlich trat uns die Hausfrau von ihrer Näherei entgegen, hieß uns willkommen und stellte uns zunächst die elfjährige Braut vor, zu unserem Erstaunen ein hochgewachsenes kräftiges Mädchen von angenehmem Aeußeren. Man bewirthete uns mit Trauben und zeigte uns die Zubereitung der Henna, jenes Farbstoffes, mit dem die Lippen gelbbraun, die Nägel roth gefärbt werden. Die verschiedene Art der Farbe erreicht man durch verschiedene Behandlungsweise der gemahlenen Blätter der Henna- oder Alkannapflanze;* durch Kneten mit Limonensaft und Kalk verwandelt man den ursprünglich gelbbraunen Farbstoff in Roth, das man im Osten Afrika's, in Aegypten sowohl wie auch hier an der Westküste Marokko's zum Färben der Fingernägel benutzt.

War es in dem Judenviertel von Mogador äußerst belebt, so machte die Maurenstadt dagegen den Eindruck des Stillen, fast Todten. Die niederen einstöckigen Häuser lagen etwas weiter aus einander, so daß öfters ein Gang, auch wohl ein Garten, aus dem eine Palme hervorragte, dazwischen war. Nach der Straße zu aber nur weiße Mauern, von denen die Sonnenstrahlen unangenehm reflectirt werden, und von Bewohnern nur hie und da ein Maure mit dem wollenen Burnus oder ein Kameltreiber. Arabische Frauen, die auch hier züchtig das rechte Auge verhüllten, sahen wir nur wenige in den mehr belebten Straßen.

Bei einem Rundgange um die Stadt kamen wir zunächst an dem Begräbnißplatze der Juden, wo die Grabsteine auf freiem, nicht umzäuntem Raume lagen, zu den Gärten. Eine Wasserleitung, die dicht dabei vorüberführt und deren Bedeckungsmauer an vielen Orten abgebrochen ist, liefert die nöthige Feuchtigkeit, so daß dem Sandboden doch guter Ertrag abgerungen werden kann. Die Umzäunungen der Gärten sind aus Reisig zusammengebunden, der Eingang wird durch eine kleine Holzthür geschlossen. Meistens sind die Beete, die wenig gedüngt werden, mit Bataten bepflanzt, einer Windenart* mit vergänglichen röthlichen Blüthen, wie bei unserer kletternden Gartenwinde, und pfeilförmigen Blättern an dem auf der Erde hinrankenden Stengel. Die Pflanze wird der großen rübenförmigen Wurzel wegen gepflanzt, die wie die Kartoffel benutzt wird und nur etwas süßer als diese schmeckt. In allen Ländern der wärmeren Zonen, auch auf den Canarischen Inseln, wird sie vielfach angebaut. Die blauen Feigen, die wir von einem der Gartenbesitzer zum Versuch erhielten, waren schlechter als die uns von Lissabon und anderen Orten bekannten. Von Blumen, deren Zeit jetzt vorüber war, wurde uns ein Sträußchen von einer besonderen Levkojenart neben dem rothen Pelargonium und den duftenden Blättern unserer Pfeffermünze überreicht.

Nach den Gärten kamen wir zu dem Kirchhofe der mohamedanischen Bewohner. Eine zwei Fuß hohe Mauer umschloß den Platz, auf dem die Grabsteine zwischen üppig wucherndem Unkraut fast verschwanden; von irgend einer Pflege nicht die geringste Spur.

Wir gelangten nun auf einen großen Platz vor dem Hauptthore nach dem Lande zu. Hier herrscht reger Verkehr, denn hier halten die Karawanen, die von der Hauptstadt Marokko her fast täglich eintreffen oder von hier abgehen. Hunderte von Kamelen lagern da am Boden und warten, bis ihnen die Last vom Rücken genommen wird. Landleute mit Eseln oder Pferden kommen einzeln an, sie führen alle

* Lawsonia alba.

* Convolvulus Batatas.

die lange Flinte mit Feuersteinschloß mit sich. Die Straße, die eine Strecke neben der vorhin erwähnten Wasserleitung hinläuft und oben zwischen den Sandhügeln verschwindet, ist äußerst belebt, Reihen von Kamelen, einzelne Thiere und Gruppen von Menschen wandern hin und her, kurz man sieht, Mogador unterhält lebhafte Verbindungen mit dem Innern des Landes. Außer den Rohproducten, die in der Stadt selbst verarbeitet werden, und den Lebensmitteln für dieselbe treffen hier viele Ausfuhrartikel ein, die vorzugsweise nach England, theilweise auch nach Frankreich oder Portugal gehen. Ganze Karawanen sind mit Thierhäuten (von Rindern, Kälbern, Ziegen) beladen, die fast alle für England bestimmt sind. Dorthin kommt auch das Olivenöl, das in Schläuchen herbeigeführt wird, sowie theilweise auch schon das feinere Arganöl. Ein viel auf den Markt gebrachter Artikel ist das Espartogras, mit welchem man eine Menge Kamele beladen sieht. Der Esparto,* „Halfa", wächst auf den weiten Sandebenen Spaniens und des nördlichen Afrika's, wo er in zerstreuten, mehrere Fuß hohen Büscheln den Boden beherrscht. In beiden Ländern, die so viel des Gemeinsamen in ihren Gebräuchen haben, werden die binsenähnlichen Blätter des Grases zu den verschiedensten Geräthschaften gebraucht und eine weitverzweigte Industrie knüpft sich deshalb an dieselben. Teppiche für Zimmer, dauerhafte Seile und Bindfäden, Flechtwerk und Körbe aller Art, Pinsel, ja selbst Papier wird in neuester Zeit daraus gefertigt, und auf der Rhede von Mogador sahen wir mehrere portugiesische Segelschiffe, die nur mit dem Esparto befrachtet waren. Die erwähnte Henna, arabisches Gummi, Sandarakharz und Wachs, das den Beweis liefert, daß auch die Bienenzucht in Marokko einträglich ist, sind weitere Artikel, die in Mogador auf den Markt gebracht und von hier exportirt werden.

Man sieht, Mogador hat jetzt schon als Handelsplatz nicht geringe Wichtigkeit, und wie viel mehr könnte es diese haben, wenn die Verbindungen mit dem Innern bessere wären und wenn die Bewohner des Landes die Landwirthschaft nicht auf gar zu primitive Art betrieben. Eine Hauptschuld, daß das Land nicht mehr sich heben kann, trägt übrigens die absolute Regierungsweise. Die Gouverneure, die über die einzelnen Provinzen gesetzt sind, müssen dem auch in geistlichen Dingen unumschränkten Kaiser ihren Tribut schicken, sie selbst suchen sich auf Kosten der Bevölkerung zu bereichern, die darum zu vermehrtem Erwerb keine Neigung verspürt und sich nur mit dem Nöthigsten begnügt. Auch der Umstand, daß der Kaiser von Marokko der erste Handelsmann seines Landes ist und durch seine Agenten alle Vortheile, die sich ihm durch seine Stellung bieten, ausbeuten läßt, trägt viel dazu bei, die freie Entfaltung des Handels niederzuhalten.

Mogador ist ferner ein wichtiger Ort für die Erforschung des wenig bekannten Marokko. Der Reisende, der im Innern des Landes von allen Seiten mit Mißtrauen angesehen wird und höchst vorsichtig zu Werke gehen muß, hat hier Gelegenheit, marokkanisches Wesen zunächst kennen zu lernen und sich durch die Kaufleute Empfehlungen für andere Plätze zu verschaffen.

Excursionen in die nächste Umgebung sind ohne allzu große Schwierigkeiten zu bewerkstelligen; zur Reise nach der Hauptstadt Marokko, die man unter dem Schutze eines oder einiger von dem Gouverneur abgemietheten Soldaten unternehmen kann, gebraucht man vier Tage, und so freuten wir uns, nach einigen Wochen hierher zurückkehren zu können, um der Erforschung der Umgegend Mogadors einige Zeit zu widmen. Umsomehr hielten wir diesen Platz für unsere Zwecke geeignet, als der Strand bei Mogador auf ein reiches Leben des Meeres schließen ließ. Nahe bei der Stadt bilden zerrissene Felsen, ein Conglomerat aus Sand mit Kalk, das Ufer. Wo die Woge über die Felsen klettert und bei dem Zurücklaufen im Wirbel in die Vertiefungen desselben stürzt, höhlt sie große Trichter in dem Steine aus. Geröll, das sich an solchen Stellen ansammelt, wird im Kreise gedreht und schleift, indem es sich selbst rundet, kleine und dann größere Kessel und Trichter aus, in denen bei der Ebbe Wasser zurückbleibt, das unter der Einwirkung der Sonne oft nach einigen Stunden völlig verdampft ist. Und wo das geschieht, da findet man dann als weiße Kruste das Seesalz

* Stipa tenacissima.

auf dem heißen Steine. In den zahlreichen Tümpeln, die während der Ebbe mit Wasser gefüllt blieben, wimmelte es von Thieren aller Art. Seeigel bedeckten an manchen Stellen vollständig den Boden, Aktinien saßen in allen Ecken und auf allen Steinen zwischen dem Tange, Schwämme, Muscheln und Schnecken, Krebse und manches Andere versprach hier reichliche Ausbeute.

Zunächst aber wollten wir dem uns entferntesten der vorgesteckten Reiseziele, den Canarischen Inseln, zueilen, um dann auf der Rückkehr von dort hier noch längere Zeit zu verweilen. Darum konnten wir den zweitägigen Aufenthalt in Mogador nur gewissermaßen als eine Recognoscirung ansehen, und es ist dies der Grund, warum wir in Mogador jetzt noch keine Einkäufe und keine Sammlungen machten. Die Rückkehr stand uns ja in sicherer Aussicht. Wir sollten aber die Erfahrung machen, daß man bei Seereisen nach weniger besuchten Orten nicht immer auf rechtzeitige Beförderung rechnen kann, oder daß man mehr Zeit zur Verfügung haben muß, als es bei uns der Fall war. Wir sollten Mogador zu unserem großen Bedauern nicht wiedersehen, da der Quarantaine wegen, die wenige Wochen darauf auf den Canarischen Inseln strenge gehandhabt wurde, durch das Zurückweisen der englischen Schiffe eine große Störung in den ganzen Verkehr mit jenen Gegenden kam. Mogador und die marokkanische Küste aber können wir für künftige Expeditionen als Ausgangspunkt sehr empfehlen.

(Schluß folgt.)

Vom Magdalenenstrom nach Bogota.

I.

„Bismarck" auf dem Rio Magdalena.

Vergeblich war das Streben der Compania unida, durch größere Ausdehnung ihres Betriebes die Dampfschifffahrt auf dem Magdalenenstrome überhaupt, und besonders von dessen Hauptplatze, Barranquilla aus, zu monopolisiren. Wie früher, stehen jener Gesellschaft auch jetzt Concurrenz-Unternehmungen gegenüber, die freilich nicht eine so große Zahl von Schiffen besitzen, aber durch energische Handhabung des Geschäftes beachtungswerthe Nebenbuhler geworden sind.

Eine dieser Dampferlinien ist ganz in deutschen Händen; nachdem das erste ihrer Schiffe vor zwei Jahren verloren ging, und sie deshalb zeitweilig aufhören mußte, die columbische Post zu führen, besitzt sie bis zur Ankunft der in Amerika (New Orleans) und Deutschland (Bremen) neubestellten Schiffe nur einen einzigen Dampfer, aber ein ganz vorzügliches Schiff, den „Bismarck".

Während des durch allerlei Geschäfte ziemlich lange ausgedehnten Aufenthalts in Barranquilla hatte ich viel von der Tüchtigkeit dieses hundertachtzig Fuß langen, mit einer Maschine von hundertvierzig Pferdekräften ausgestatteten Fahrzeugs gehört; es sei in amerikanischem Stile für die Personenfahrt erbaut; das große, am Hintertheil befindliche Schaufelrad thue auch an den seichtesten Flußstellen seine Wirkung; seine Ausrüstung sei eine vortreffliche; luftige kleine Schlafzimmer zögen sich neben dem großen Salon an beiden Seiten hin und gewährten kühle Nachtruhe; die Verpflegung entspreche vernünftigen Anforderungen vollständig und die Führung des Schiffes liege in der besten Hand bei dem altgedienten Dampferkapitän Duncan, der bereits nicht weniger als achtzehn Jahre auf dem Magdalenenstrome auf- und niederfahre.

Ich fand alle diese Erklärungen bestätigt, als ich im April vorigen Jahres unter den Augen des Fürsten Reichskanzlers, dessen großes Bild den Salon des Schiffes ziert, von Barranquilla aus die Stromfahrt antrat, mich dem Kapitän Duncan anvertrauend.

Wohl keiner jener großen südamerikanischen Ströme, auf denen Dampfschiffe sich bewegen, bietet für so lange Strecken, wie der Magdalenenstrom, eine für den Handelsverkehr gleich wichtige Fahrt. Freilich ist der Rio Magdalena noch keineswegs so weit der Dampfschifffahrt erschlossen, wie seine Schiffbarkeit reicht; allein der jetzige Endpunkt der Stromfahrten, Honda, dessen Hafen Carracoli heißt, hat seit Alters als Knotenpunkt des Verkehrs eine sehr große Wichtigkeit gehabt, und behauptet seine

Bedeutung noch jetzt. Ehedem vereinigte sich dort mit der von Bogota kommenden Hauptstraße des Königreichs Neu-Granada der große Karawanenweg von Quito, dem Mittelpunkte Ecuador's; diese letztere Verbindung hat längst aufgehört; in Honda sammelt sich indeß doch noch nicht bloß der Verkehr von Bogota, sondern auch der des oberen Magdalenenstromes, besonders der von Ambalema und Umgebung.

Zwölf Tage sollte ich zu der Fahrt von Barranquilla bis Honda-Carracoli gebrauchen und in dieser Zeit eine Entfernung von 192 Leguas oder 144 deutschen Meilen zurücklegen. Der Strom bildet auf dieser ganzen Strecke für die meisten jener Staaten, welche sich zu der Columbianischen Republik vereinigt haben, die natürliche Grenze. Ihn berühren allerdings nicht die beiden Pacific-Länder: Panama und Cauca, ebensowenig reicht bis an sein Wasser das Hochland von Boyaca, das in der Hauptsache nach Venezuela hin gravitirt; alle anderen Staaten Columbia's haben jedoch an jenem Strome Antheil, auf den sich besonders die vorjährige Gesetzgebung über die columbianische Flußpolizei bezieht, eine Leistung der Legislative von Bogota, über die man am besten mit Schweigen hinweggeht, wie auch unser Kapitän Duncan thut.

Der Magdalenenfluß trennt sechs der columbianischen Unionsglieder: zuerst Bolivar von Magdalena, die beiden flachen Gebiete des Mündungsdeltas, dann Antioquia von Santander, die schon vorwiegend gebirgig sind, endlich Tolima von Cundinamarca, die beiden Länder, deren Kern die hohen vulcanreichen Cordilleren bilden. Hiernach ändert sich auch der Anblick der Ufer; die erste Wegstrecke läßt kaum hie und da Gebirge hervortreten — dann zeigen sich diese fast immer in einiger Entfernung, während die Ufer selbst meist niedrig sind, hier trägt die Landschaft einen solchen Charakter, wie auf unserem Bilde, das kurz vor der Mündung des Naresflusses aufgenommen ist — endlich treten die Berge ganz dicht an das Wasser hinan.

Die Fahrt hat mit vielen Hindernissen zu kämpfen und zwar besonders mit der Seichtheit des Stromes, der seine Fluthen in zahllose Nebenarme und unübersehbare seitliche Lagunen vertheilt; er gestattet nur Schiffen von höchstens 5 Fuß Tiefgang das Fortkommen und führt stets große Mengen erdiger Theile mit sich, die seinem Wasser eine unreinliche braune Farbe geben und dazu beitragen, das fahrbare Bett stets zu verändern; so daß es nur bei sehr genauer Kenntniß der Stromverhältnisse möglich ist, ein Schiff auf diesem Strome mit einiger Sicherheit zu führen.

Bisher sind alle Verbesserungsvorschläge ohne Erfolg gewesen; man hat z. B. an Kettenfahrt gedacht. Nach dem, was mir Sachverständige kopfschüttelnd erklärt haben, wird nur die Riesenarbeit einer Correction diese so wichtige Schifffahrtstraße wirklich praktikabel machen können.

Nur zweimal auf der ganzen Tour verläßt das Dampfschiff das Bett des Rio Magdalena, um auf der linken Seite in Nebenflüsse einzulaufen, in den Cauca- und in den Nare-Strom.

In den ersteren biegen wir etwas vor Mogangese ein, dem großen Meßplatz des unteren Magdalenen-Deltas, in dem sich dreimal im Jahre, im Februar, Juli und September, fast der gesammte Handelsstand dieses Gebietes ein Rendezvous giebt. Alsdann ist der Ort, der in gewöhnlichen Zeiten nur sehr wenig Verkehr besitzt, geradezu übervölkert; die Wände seiner jetzt fast leeren Häuser sind noch bemalt mit den Firmen von Barranquilla, Honda und Bogota; an seiner längs des Flusses laufenden Hauptstraße zeigen sich heute die öden Läden und Comptoire, in denen alsdann die größte Geschäftigkeit herrscht. In Kautschuk, Baumwolle und Kaffee wird während der Messen lebhaft gehandelt; die Tabakspflanzer erhalten ihre Baarvorschüsse oder ihre Bestellungen zu festen Preisen; die Indigobauer liefern ihre Proben; das Gold von Antioquia wird gegen europäische Waaren vertauscht; allein es macht von Jahr zu Jahr seine Erscheinung seltener, da es neuerdings schnellere Abflußkanäle findet.

Unsere Fahrt mußte eben vor Magangue den Hauptfluß und damit die Grenze des Staates Magdalena verlassen, weil in der trockenen Jahreszeit der untere Theil des Caucaflusses und der Wasserlauf, der nach oben hin zwischen diesem und dem Hauptstrome sich hinzieht, ein besseres Fahrwasser darboten. Die Wegstrecke im Cauca und im Brago de Loba bietet außerordentlich schöne Landschaftsbilder, denn an beiden Seiten dehnen weite Prärien sich aus, deren Vegetation vielfach, den Wald durchbrechend,

bis an das Gewässer reicht, dessen Breite an einigen Stellen eine außerordentlich imponirende ist, besonders da, wo der Rio San Jorge mit dem Caucaflusse sich vereinigt und dort, wo von diesem der eigenthümlich finstere „Arm der Wölfin" sich abzweigt.

Der Caucastrom, der dem einen großen Pacificlande dieser Union seinen Namen gegeben hat, ist zweifelsohne der bedeutendste Nebenfluß des Rio Magdalena; er hat eine Länge von etwa 250 Leguas oder 187 deutschen Meilen und ist für Dampfer von 3 bis 5 Fuß Tiefgang auf seinem oberen Theile (etwa 60 Leguas) schiffbar, nämlich von Yamundi bis Caramanta; sowie auch auf seinem untern Theile, von Caceres bis nach Tacaloa, dem Punkte, wo er den Magdalenenstrom trifft (ebenfalls etwa 60 Leguas); allein sein mittlerer Lauf, die Strecke zwischen Caramanta und Caceres, wird durch die himmelhohen Gebirge so stark zusammengedrängt, daß er bis jetzt nur von Flößen und Canoes befahren werden konnte. „Wenn es gelänge," heißt es in einem über diesen Gegenstand abgestatteten Officialbericht, „diesen Theil des Stromes der Schifffahrt zu eröffnen, so würde dies nicht bloß dem Staate Cauca zum Segen gereichen; auch Antioquia könnte die Wassermenge als treibende Kraft für seine Mühlen und Fabriken, zum Besten seines Landbaues und seiner Industrie benutzen." In demselben Bericht wird ein Schleusensystem für ein solches Unternehmen empfohlen; bis jetzt befährt jedoch noch kein Steamer in ständiger Fahrt den Cauca-Strom und seine großen Nebenflüsse, abgesehen von jener kleinen Strecke dicht vor seinem Ausgange.

In Folge der Benutzung des Cauca und des Brazo de Loba gelangten wir nicht zu der einzigen zwischen Barranquilla und Honda belegenen Stadt, die einige Bedeutung besitzt. Es ist dies Mompos, woran übrigens bei hohem Wasserstande die Fahrt vorbeizugehen pflegt, ein alter schon 1540 angelegter Ort, ehedem ein sehr wichtiger Stapelplatz für die Waaren des Innern. Jetzt hat die Dampfschifffahrt die dortige Vermittelung des Geschäftes unnöthig gemacht und Mompos wird mehr und mehr sinken, falls es nicht durch die ihm eigenen Industrien der Weberei und Goldarbeiten einen neuen Aufschwung zu nehmen versteht; die Vertiefung des Momposarmes ist vielfach projectirt, aber noch immer nicht versucht; was leistete dies Land nicht an Projecten!

Für die tiefer gehenden Dampfschiffe endet die Fahrt mehrere Tagreisen weiter oben in dem kleinen Ort Hare, der Hauptstation für den Staat Antioquia; hier laden jene Schiffe ihre Frachten in kleinere Steamer über, die mit besonders starken Maschinen ausgerüstet sind; früher hörte hier überhaupt der Dampferverkehr des Flusses auf.

Die eigentliche Station für das reiche Medellin, für Rionegro und die anderen Plätze Antioquiens, die Bodega de San Cristobal, liegt nicht an dem Einflusse des gleichnamigen Flusses in den Rio Magdalena, wo die Reste mehrerer Dampfschiffe von den jetzt erst recht ernstlich beginnenden Schwierigkeiten der Fahrt zeugen; sie liegt etwas stromaufwärts, von herrlichen, an Bauholz reichen Waldungen umgeben, unfern den malerischen Marmorfelsen, durch die die Wasser sich ihre Bahn gebrochen haben. Die letzten Strecken auf dieser Fahrt sind von besonderem Interesse; denn auf ihnen tritt der große Reichthum dieses Landes so recht hervor. Dicht am Ufer zeigen sich die Büschel der Tagua; daneben wölben die Diridibäume ihre dichten Wipfel; wohin man blickt, werthvolle Culturpflanzen, im großen, wie im kleinen.

Der Narestrom, der zweite Nebenfluß des Rio Magdalena, den die Dampfschiffe in ihrer regelmäßigen Fahrt berühren, bietet einen eigenen Reiz; denn hier zeigen sich zuerst vor den prachtvollen Wäldern der Ufer größere Bambusgruppen und ausgedehnte Indigopflanzungen; diese erfreuen durch ihr frisches zartes Blätterwerk, jene durch ihr graziöses stets leicht sich wiegendes Grün.

Der „Bismarck" hatte in jener Bodega de San Cristobal einen bedeutenden Theil seiner Fracht zu entlöschen, besonders fielen schwere große Maschinenstücke und starke Wagentheile in die Augen. Ohne solche theilweise Erleichterung wäre es wohl unmöglich gewesen, mit jenem Dampfer die Fahrt fortzusetzen; wir freuten uns deßhalb des unfreiwilligen Aufenthalts und feierten in jener hübsch gelegenen Bodega inmitten des Lärmens und Schreiens der Arbeiter ganz zufrieden die erste Wiederkehr des

Tages, an dem wir Barranquilla verlassen hatten.

Diese acht Tage waren im ganzen doch sehr einförmig vergangen, trotz der großartigen Tropennatur, die an den meist nahen Ufern sich entfaltete, aber doch für Studium und Genuß der Einzelheiten zu fern blieb; trotz der prachtvollen Schmetterlinge, Libellen, Käfer ꝛc., die von Zeit zu Zeit über das Verdeck flogen; trotz der zahlreichen Kaimans auf den Sandbänken, gegen die von Deck aus ein regelrechter Krieg eröffnet wurde.

Abwechslung kann man auf einer Fahrt kaum verlangen, die durch so spärlich angebaute Gebiete führt; schwerlich haben diese eine wesentlich andere Physiognomie gehabt, als sie zuerst von Europäern betreten wurden, 1536 von Gonzalo Ximenez de Quesada und seinen spanischen Truppen; noch heute herrscht hier das gleiche Einerlei der heißen Zone. Wenn die Dampfpfeife durch ihre schrillen Töne anzeigt, daß gelandet werden soll, so ist meist nur eine einsame Holzstation in Sicht; am Ufer liegen große Stapel aufgethürmt; nicht weit davon zeigen sich unter hohen Bäumen wenige dürftige Hütten, deren braune Bewohner alsbald in ihrer primitiven Tracht herankommen; die Männer helfen dann etwas beim Festmachen des Schiffes, Frauen und Kinder freuen sich, ihre Langeweile für einige Minuten vertreiben zu können, und die Schiffsleute, die das Brennholz an Bord bringen, pflücken am Lande einige frische Maiskolben, grüne Bananen Guayabas, als Leckerbissen zu ihrer einförmigen Schiffskost; diesen Vorgängen zuzuschauen, ist die Hauptunterhaltung während der Fahrt.

Nur wenige Plätze trifft man bis Nare, die irgend sonstiges Interesse einflößen. Unterhalb Magangue wäre vielleicht noch Calamar zu erwähnen gewesen, wo der Canal del Dique abzweigt, der Cartagena mit dem Magdalenenstrom verbindet; leider ein sehr wenig brauchbarer Wasserweg, dessen Austiefung und Befahrung trotz der vielfach gemachten Versuche schwerlich gelingen wird, allein Manchen interessirt es, den Schauplatz der Privilegien zu sehen, über die in der Unionshauptstadt so viel geredet ist und noch geredet werden wird.

Weiter nach Osten wüßte ich nur zwei ländliche Orte zu nennen; Morales, ein malerisch gelegenes großes Dorf inmitten prangender Anpflanzungen von Cacao und Zuckerrohr, Platanen und Mais; sowie zweitens San Pablo, ehedem ein für das Land nicht geringer Geschäftsort, jetzt aber zum größten Theile von den Fluthen des Stromes fortgerissen, die gerade dort von ungeheurer Mächtigkeit sind — nicht weit davon ist unser Bild aufgenommen, auf dem der Fluß wieder in seiner ganzen schläfrigen Ruhe erscheint.

Schon allein die Namen der übrigen Orte, an denen wir auf jener Fahrt übernachteten, zeigen durch ihren indianischen Klang, daß sie wenig oder gar nichts zu bieten vermögen. Außer zu San Pablo blieben wir, bis wir nach Nare kamen, während der Nacht zu Nerviti, Tacamocho, Cuaso, Tamalameque, Chucurri und Garrapotas; ich habe diese Orte durchwandert, im Hellen und im Dunkeln, allein und mit eingeborenen Führern; ich kann aber nichts über dieselben sagen, als daß sie die ärmlichsten Ansiedlungen sind, die ich, abgesehen von den wirklichen Wildnissen, jemals erblickt habe.

Einen anderen Charakter als diese traurigen Indianerbehausungen tragen die Bodegas, die von Zeit zu Zeit sich finden. Gegen die Mündung hin giebt es mehrere; mit der von Nare wetteifern am rechtsseitigen Ufer besonders zwei Lagerorte, die für den Handel des Staates Santander von Wichtigkeit sind. Der eine ist Puerto nacional, der Stapelplatz für die Waaren, welche die Umgebung von Ocana zum Strome herabschickt, ein ziemlich belebter Punkt, auch das Ziel der Dampferfahrten, die eine anonyme Gesellschaft in Barranquilla unterhält. Der andere Platz ist die Bodega Sagamoso, neben dem weiter am Sagamoso-Strom aufwärts liegenden Pedrales, ein Stapelplatz für Bucaramanga, Zironl, Pir de Cuesta ꝛc.; hier wurde mir der erfreulichste Anblick der ganzen Fahrt zu Theil, nämlich ein sorgfältig gepflanzter Garten, der ein einsam stehendes Haus umgab: in demselben wehte die schwarz-weiß-rothe Flagge! Seltsames Schauspiel, hier in der Wildniß, die weit und breit von noch ungebändigten Indianern unsicher gemacht wird, die nationalen Farben zu sehen. Das Haus gehörte einer deutschen Kaufmannsfirma in Bucaramanga.

Von Nare aus mußten wir noch volle

vier Tage an Bord unseres Dampfers verbringen und legten im Durchschnitt täglich kaum acht Meilen zurück, trotz starker Anstrengung der Maschine. Die erste ihm gegenüber fällt der Rio Negro in den Magdalenenstrom, an dessen Ufer uns später noch die Landreise führen sollte, und flößte uns der Ort durch diese geographische



Dampfer „Bismarck" auf dem Rio Magdalena.

Nacht ward unser Dampfer in Buenavista angebunden, dem ersten Ort, welcher zu dem jüngsten unter den neuen Gliedern der Columbischen Union, zu Tolima gehörte; Vorahnung einiges Interesse ein. Die zweite Nacht schliefen wir zuerst im Bereiche des Staates Cundinamarca, dessen Grenze dem Zusammenfluß des Nare- und

Magdalenenstromes gegenüber liegt; der Ort — Guarumo — ist in hiesigen Broschüren jüngst mehrfach genannt worden; denn es giebt manche Projecte, nach welchen an dieser Stelle die große Eisenbahn, durch die man das Plateau von Bogota eröffnen will, den Strom treffen soll: eine Gebirgsbahn von großartigstem Maßstabe in diesem Lande der Wildniß! Mit welchem Rechte unsere dritte Nachtstation hinter Nare ihren Namen „Conejo" erhalten hat, weiß ich nicht zu sagen; jedenfalls vermochte ich in dem traurigen Orte keine Spur von Kaninchen zu entdecken. Von hier aus glaubten wir in einer Tagereise bis Carracoli-Honda gelangen zu können;



Von Honda nach Bogota.

allein vergebens hofften wir auf ein rascheres Fortkommen, — mehr als einmal mußten die Trossen ans Ufer gebracht werden, an denen die Dampfmaschine unser Fahrzeug über die Stromschnellen hinwegzog; — vergebens suchten wir hinter jeder Wendung des Stromes den ersehnten Endpunkt der Stromfahrt, — immer neue, immer höhere Berge schoben sich zusammen, immer steilere Felsen ragten in den Fluß hinein, immer enger wurde dessen Bett, immer wilder sein Wasser. Wir waren in Mesuno, als unser trefflicher Kapitän erklärte, heute nicht weiter vordringen zu können; bis zum Ziele habe er noch eine halbe Tagereise unter schweren Hindernissen; besonders drohten ihm noch die Klippen des Perico.

Mir währte die Expedition nachgerade zu lange; so suchte ich denn ein Canoe zu erlangen und fuhr bald mit demselben am Ufer hin in die dämmernde Nacht hinaus.

Diese Tour war ein herrlicher Abschluß der Stromfahrt; beim funkelnden Lichte der Sterne ging es unter lautem Cicadengezirp im Dunkel der hochbewachsenen Ufer dahin; über die Schnellen zogen die ins Wasser springenden Zambos das leichte Fahrzeug, dasselbe an Steinen und Stämmen geschickt vorbeistoßend. Bald zeigten sich helle Lichter, die ihres reinen Glanzes wegen von keiner Indianerhütte herrühren und nur Schiffslaternen sein konnten; in der That arbeiteten wir uns bald darauf an den stattlichen Dampfern der Compania unida vorüber, die in Carracoli vor Anker lagen. Ein kurzer Ritt und wir waren in Honda. Am andern Mittag konnten wir von dem Dampfer „Bismarck“ Abschied nehmen, um in einer stinkenden Champana den Weg von Honda bis Ambalema fortzusetzen; fürwahr, der Wechsel war nicht leicht!

II.

Von Honda nach Bogota.

Das war ein gar erfreuliches Ereigniß, welches wir zu Bodegidas erlebten, einer einsamen Herberge an dem Abhange der Cordillera von Honda, die an jener wichtigen Stelle erbaut ist, wo die zur Hochebene von Cundinamarca führende Straße aufhört, das Magdalenenthal zu verfolgen und sich rechts ab in die Berge zieht. Das Ereigniß bestand in der Entdeckung wirklichen deutschen Bieres vortrefflicher Qualität, die Wichtigkeit eines solchen Factums vermag aber wohl nur nachzufühlen, wer, wie wir, so lange den Genuß solchen Getränks entbehrt hat und, durchglüht von der Tropenhitze, gerade sein Maulthier rasten lassen will, das ihn auf schrecklichem Saumpfade bereits einige Stunden hinauf- und hinabgetragen hat.

Bis zu jenem Platze begleiteten mich einige gute Bekannte aus Honda und Ambalema; sie waren mit mir im schwankenden Canoe über die Stromschnellen zum rechten Ufer des Magdalenenstromes gefahren, wo meine Maulthiere auf den Weiden von Pesuderias grasten, und hatten sich einiger Reservethiere bemächtigt, um den Ritt mitzumachen, der außerordentlich schöne Blicke in das zu unseren Füßen liegende, von steilen Gebirgen umrahmte Flußthal gestattete: Landschaften, die wir freilich noch ganz anders hätten genießen können, wenn nicht der Zustand des steinigen, bald steigenden, bald fallenden Weges zu viel Aufmerksamkeit und Vorsicht in Anspruch genommen hätte. Kahle, abschüssige Granitfelsen sind hier zu passiren; aber die Maulthiere klettern an ihnen mit großer Geschicklichkeit hinauf und hinab.

Gerade bei Bodegidas ist die Aussicht zauberisch schön. Das Thal hat sich etwas geweitet, so daß man die stolzen gegenseitigen Gebirge voll zu übersehen vermag. Eine Biegung des Stromes gestattet den Einblick in das großartige Bergtheater; die reich mit Zuckerrohr und Bananen bepflanzte Mulde, die zu unseren Füßen sich langsam hinabsenkt, verschafft einen malerischen Vordergrund.

In dieser Mulde führte unser sogenannter Weg weiter. So bestiegen wir denn, nachdem der Biervorrath der Herberge beseitigt war, aufs neue unsere Thiere, Abschied nehmend von dem gen Honda heimkehrenden Geleite. Es ging bergeinwärts; bald war ich von der ganzen zauberischen Herrlichkeit des dichten Tropenwaldes umgeben, zwischen dem nur dann und wann kleine Stücke von Anbau sich zeigten, darunter einige Kaffee- und Cacaopflanzungen. Riesige Bäume beschatteten den engen Reitpfad, den rechts und links der Wirrwarr des dichtesten Gebüsches umschloß; hoch er-

heben sich an den Seiten farbenreiche Bergabhänge, nur selten mit vereinzelten Hütten besetzt. In dem romantischen Thale des Rio Seco ging es so eine Strecke lang weiter; dann zog der Weg sich steiler und steiler bergan, bis wir aufs neue eine einsame Wirthschaft erreichten, Las Cruses genannt, ein Punkt, der mir unvergeßlich bleiben wird, da er mir den letzten vollen Genuß der Schönheiten des Magdalenenstromes gewährte. Im Hofe dieser armseligen Arriero-Herberge bildete die Passionsblume die schönsten Hecken, prangten stattliche Orangen- und Granatbäume voller Früchte, öffnete sich eine Fernsicht auf die himmelanstrebenden Cordilleren, wie sie großartiger und schöner kaum gedacht werden kann. Dies Bild, das übrigens bei der Höhe, auf der wir uns befanden, des Zeichners spottete, würde uns wohl noch lange beim mühsamen Ritt auf der felsigen, die Cordillera von Sarjento steil im Zickzack hinanklimmenden Straße begleitet haben, wenn wir nicht den Wolken des Himmels zu nahe gekommen wären; sie hüllten uns in ihren Schleier und gestatteten nur, die nächste Umgebung zu genießen, die jedoch durch ihre gewaltigen Farnkräuter und phantastischen Schlingpflanzen, durch ihre Blätterpracht und Blüthenherrlichkeit für jenen Verlust uns zu entschädigen suchte. „El Porton" nennt das Volk hier die merkwürdige Felsschlucht, die auf dem Gipfel des Gebirges den Durchgang einengt. Zu beiden Seiten des Reiters, der Knie und Füße vorsichtig schützen muß, bauen kahle Steinwände sich auf; es herrscht in dieser, nie von einem Sonnenstrahl erreichten Enge eine seltsam feuchte Luft, die großblättrige Sumpfpflanzen aus den Fugen des Gesteins hervorlockt.

Bald nach diesem Paß ebnet sich der Weg und läuft in einer Höhe von circa 1600 Metern über dem Meere auf der Höhe der Cordillera weiter. Rechts und links versperren bei dem raschen Ritt, der hier der guten Straße und des frischen Klimas wegen möglich ist, hohe Gebüsche die Aussicht; plötzlich zeigt sich aber eine neue prachtvolle Gebirgslandschaft zu unseren Füßen: ein außerordentlich schönes Bild. Es ist dies das malerische Gebiet des Buenavista gegenüber in den Magdalenenstrom fallenden Rio Negro, dessen Sohle in der Mitte etwa 1000 Meter über dem Meere liegt; an der einen Seite ist es eingerahmt von der Cordillera, auf der wir stehen; drüben eingeschlossen von den hohen Bergen, welche hier die Grenze zwischen Cundinamarca und Boyaca bilden, von der Kette zwischen dem Alto Curanejo und dem Alto Chaquira mit ihren weit ausgedehnten Paramos; ist es nach Süden hin von den stolzen Gebirgsmassen begrenzt, hinter denen das Hochplateau von Bogota sich ausdehnt. Zwischen diesen himmelanstrebenden Marken erhebt sich nun ein Durcheinander etwas niedrigerer Gebirgszüge, welches, von oben gesehen, gar nicht zu entwirren ist; dies verbirgt uns auch die meisten der Ortschaften, die in diesem interessanten, vielverzweigten Flußgebiete sich finden. Von der Höhe sehen wir nur einen größeren Platz mit weithin leuchtenden weißen Kirchthürmen: das von Zuckerrohrpflanzungen umgebene Guaduas.

Es giebt wohl keine Beschreibung der Reise von Honda nach Bogota, in welcher nicht dieser kleinen Ortschaft, die wir nach sehr anstrengendem, zweistündigem Niederritt in den Mittagsstunden eines Sonntags erreichten, ein überschwängliches Loblied gespendet wäre. Nach der Dürftigkeit des Magdalenenthales hat man die Straßen und die Häuser reinlich, die Menschen, und besonders die Mädchen, schön gefunden; ich habe vom Balcon des am Marktplatz belegenen Gasthauses Gleiches nicht entdeckt, wohl aber bei meinem ersten Besuche im Tagebuch angezeichnet: „Hier traf ich seit Europa zum ersten Mal wieder rothe Backen und Fensterscheiben, sowie europäische Gemüse und europäische Gasthofpreise!" Das Hotel hat einen hübschen Namen: „de la Pola", so benannt nach der Freiheitsheldin dieses Landes, Policarpea; es bietet eine hübsche Aussicht auf Ort und Thal, ja es besitzt sogar ein Fremdenbuch; aber traurig ist es, daß man sich dort so gar hohe Rechnungen für Menschen und Thiere angewöhnt hat.

Nächst Guaduas ist Villeta eine im Stromgebiet des Rio Negro belegene Station für unsere Reise; hier wie dort befindet sich ein Telegraphenbureau. Die beiden Orte liegen nicht gar weit von einander. Der Ritt von Guaduas nach Villeta nimmt aber viel Kraft und Zeit in Anspruch; denn er führt über zwei nicht

geringe Bergrücken: über den Alto de Reizal und den Alto del Trigo. Die erste Bergkette fällt nach Guaduas, wie nach der entgegengesetzten Seite steil ab und ist mit den Waldungen ihres Gipfels leidlich rasch und angenehm zu passiren; vor der anderen aber, deren Höhe ziemlich leicht erklommen wird, lagert sich, nach Villeta zu, eine große Reihe von Vorbergen, die recht mühsam zu überschreiten sind; bald zieht sich hier der Weg am Gehänge des Gebirges hin, bald senkt er sich jäh hinab, um ebenso jäh alsbald sich wieder zu erheben; jetzt glaubt man, Gebirgswasser durchwatend, der Thalsohle nahe zu sein, dann schaut man wieder von der Spitze einer Bergkuppe über die grünen Höhen; hier geht's an Erbsen-, Bohnen- und Kartoffelfeldern vorüber, dort an Bananen- und Zuckerpflanzungen.

Man gebraucht meist vier Tage, um die ganze Tour zu machen, die ich hier beschreibe. Den ersten Tag geht man bis Guaduas, den zweiten bis Villeta, dann am dritten bis Facatativa und am vierten bis zur Hauptstadt selbst. So erscheint das kleine Villeta gewissermaßen als Mittelpunkt einer solchen Expedition; es ist auch nicht ohne Interesse; denn mit Recht sagt der schwedische Lieutenant Gosselmann in seiner Reisebeschreibung: „Die Einwohner von Villeta sind berühmt wegen ihrer schönen Gestalt; ich sah manche Mädchen, welche sich in ihren Gesichtszügen durch eine Reinheit auszeichneten, die sie, verbunden mit den großen treuen Augen, wirklich zu Schönheiten machte, zumal ihre Hautfarbe ungewöhnlich hell war. Ein allgemeiner Wohlstand schien in dem Orte zu herrschen und das frohe, vergnügte Aussehen der Bewohner stand damit in vollkommenster Harmonie." So der schwedische Reisende vor fast fünfzig Jahren, dessen Bemerkungen noch heute zutreffen.

Auf unserem Bilde zeigt sich Villeta tief unten im Thale. Der Standpunkt des Beschauers ist schon recht weit von ihm entfernt in der Richtung nach Bogota hin; die Reise geht von dort zuerst auf gutem Wege an dem malerischen Rio Negro hin, den man auf einer hochgelegenen bedeckten Brücke passirt, und alsdann den Berg hinauf, der im Mittelgrunde unsrer Landschaft sich vorschiebt. Ebenso langsam und gedehnt steigt er an der gegenüberliegenden Seite in die Höhe, wie er auf der Seite unseres Bildes schroff und steil abfällt; dort hat man stundenlang auf unaufhörlichen Schlängelwegen bergan zu arbeiten, um dann nach einem kurzen Ritt auf dem schmalen Gipfel sich hier wieder hinabzustürzen, bis zu dem kleinen Orte Chimbe, dessen Häuser im Mittelgrunde unseres Bildes sichtbar werden. Es giebt auf dem ganzen Wege vom Magdalenenstrom zum Bogotaplateau kaum eine Strecke, welche so deutlich, wie die Tour über diesen isolirten Kegel, den Beweis erbringt, daß die hiesige sogenannte Straße nichts ist als der alte, ehedem einmal von den ersten Eindringlingen betretene, von Ort zu Ort führende Weg, den man die Jahrhunderte hindurch gedankenlos beibehalten hat, hie und da ihn ausstückelnd, aber fast nirgends seinen Lauf rationell verbessernd. Genaues darüber, wie diese Straße entstanden ist, habe ich nicht erfahren können; ihre letzte durchgreifende Verbesserung — abgesehen von den bisweilen ganz rühmlichen Arbeiten der letzten Jahrzehnte, fällt in die Zeit des Unabhängigkeitskriegs; die Spanier ließen ihn durch Sträflinge der republikanischen Partei ausbauen und erreichten innerhalb weniger Monate des Krieges mehr als die Vicekönige vormals innerhalb fast dreihundertjährigen friedlichen Besitzes.

Jene Arbeit, an der Schweiß und Blut manches Patrioten klebt, ist jetzt verfallen und ruinirt; ein neueren Ansprüchen genügender Wegbau fängt erst auf dem Gebirge an, an dem man von Chimbe aus hinansteigt, auf jenem gewaltigen, hohen Rücken, der die Hochebene von Bogota trägt. Der Weg hierher gewährt, wie unser auf ihm gezeichnetes Bild in schwachen Zügen erkennen läßt, noch einmal einen prächtigen Blick auf die hohen Cordilleren, die uns so lange umgeben haben. Links sehen wir einen Theil der Berge, die uns vom Magdalenenstrom trennen; wenn der Blick dem Laufe des Rio Negro folgt, trifft er auf die fernen, von Santander herüberscheinenden Berghöhen, endlich erheben sich zur Rechten jene stolzen Gebirgsmassen, deren Kamm die Grenze gegen den Staat Boyaca bildet; überall treten vulcanische Formen hervor; einzelne kleine Hügel zeigen geradezu ehemalige Krater oder doch Bergfälle.

Bald hinter dem Standpunkte, von dem aus unser Bild gezeichnet ist, erreicht man, immer steiler die Höhe hinaufkletternd, vereinzelte Gehöfte. Die Schafzucht, die sie treiben, scheint einige Ausdehnung erlangt zu haben. Felder sieht man in dieser hohen Region nur selten; große Stücke des Waldes sind abgebrannt, damit der Boden zur Weide diene; malerisch steigen einzelne hohe Bäume empor, weit die Landschaft überragend; aus dem Gebüsch, das den Weg einrahmt, tönt das Brausen von Gießbächen. Diese Gewässer mögen dazu beigetragen haben, daß jene Gehöfte den Namen Agualarga tragen. Beim letzten derselben, einer großen Herberge, die recht gutes Unterkommen gewährt, zeigen sich die ersten Spuren jenes neuen künstlichen Weges, die Anfänge einer wirklichen Gebirgsstraße, die in jeder Hinsicht sehr erfreulich sind. Die Führung des Tractes, der am Rande der hohen Gebirge sich emporschlängelt, ist eine umsichtige; der Weg selbst wird gut und fest gebaut; der Ableitung der Gebirgsbäche und der Abwehr der Bergrutsche ist verständige Aufmerksamkeit gewidmet; Wasserdurchlässe und Ueberbrückungen sind aus Sandstein hergestellt; so zeigt hier Alles die Hand der Cultur und Intelligenz.

Seit dem Jahre 1865 hat sich der Staat von Cundinamarca zu der wichtigen Arbeit eines solchen Baues entschlossen, der leider nur zu enge Grenzen gesteckt sind; die Absicht geht dahin, diese große Fahrstraße, die eine wirklich brauchbare Verbindung zwischen dem Plateau von Bogota und dem Magdalenenstrom herstellen würde, über die Cordillere weiter zu führen, die wir bei Agualarga zum größeren Theile erklommen haben; sie zieht sich nach jenem Flusse hin, ohne das Gebiet des Rio Negro zu berühren, und bezeichnen die zu umgehenden Gipfel jenes Gebirgszuges (der Alto de la Cruz, der Alto de Chumbanui, der Alto de las Tablas und der Alto de la Chaguani) ihren projectirten Lauf. Allein die Geldmittel für dies segensreiche Unternehmen sind nur knapp bemessen; auch fürchte ich, daß auf dasselbe jene Projecte ungünstig wirken, die seit Jahren für eine Bahn von Bogota nach dem Rio Magdalena immer aufs neue aufgestellt werden; obwohl keiner dieser bis jetzt noch sehr luftigen Baupläne auf den fraglichen Theil des Gebirges sich bezieht, der mit seinen tiefen Schluchten und hochragenden Gipfeln eine Eisenbahn so gut wie unmöglich macht, so schwächt doch die Idee, daß bald eine Bahnlinie der Fahrstraße Concurrenz machen werde, die Energie ab, die zur Durchführung der letzteren noch so nothwendig ist.

So wird denn die Fahrstraße noch wohl für lange Zeit in Agualarga enden. Von dort aus erreicht man nach einigen Stunden die Höhe des Gebirges, den Alto del Roble (2745 Meter hoch), wo die Tropenvegetation ganz verschwindet und nur noch die hiesige Eiche mit geringem Untergebüsch gedeiht. Der letzte Theil des Weges gewährt den angenehmsten Ritt; denn es weht hier oben von den fernen Paramos her ein kühler Wind, ein Bote, daß es in diesem Lande nicht bloß glühende Hitze, sondern auch eisigen Frost giebt. Man ist nicht mehr verdammt, stundenlang mit den Maulthier- und Ochsen-Karawanen vorzurücken, die den Straßenverkehr bilden; raschen Ritts kommt man vorwärts und überholt bald die Arrieros mit ihren Lastthieren; man braucht auch nicht mehr die bauschigen Zamarro's, welche die Beine, und die metallenen Schuhbügel, welche die Füße schützen sollen; denn die Straße ist gut und eben. Von der Höhe senkt sie sich langsam in das Bogotaplateau hinab; in nicht zu langer Frist ist das Lagerhaus für die Hauptstadt, las Manzanas, erreicht, und bald darauf der erste Ort der gepriesenen Hochebene, la Facatativa, von wo aus man mit Wagen ganz bequem, auf ebener Chaussee, in vier Stunden nach Bogota gelangt.

Der Ritt von Honda bis zum Bogotaplateau gewährt eine große Fülle der schönsten Landschaftsbilder, von denen ich heute nur eins darzubieten vermag, er gewährt aber noch viel sonstiges Interessantes, wovon ich nur noch eine Einzelnheit hervorheben will. Zuletzt machte ich jene Tour im Anfang Mai 1872, also gerade zu Beginn der Regenzeit. Auf dem ganzen Wege fiel es mir auf, daß nicht bloß bei den einsamen Hütten, sondern überall, wo irgend Cultur sich zeigte, sei es auch nur eine Viehhürde oder ein Stück Anbau, hohe Kreuze sich erhoben, die, aus Palmblättern hergestellt, ganz frischen Ursprungs waren, bei ihrem leichten Gefüge nur auf

kurze Dauer berechnet sein konnten. „Maikreuze“ nannte man mir diese Symbole, von denen eines auf unserem Bilde im Vordergrunde erscheint. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Kreuze nichts mit dem Christenthum zu schaffen haben.

Wie daheim in Deutschland zur beginnenden fruchtbaren Jahreszeit vielfach altheidnische Gebräuche in der Erinnerung unseres Volkes wieder aufleben, so auch hier unter den Tropen. Das Maikreuz dieses Landes ist gewiß nicht der Hinweis auf einen segenbringenden Opfertod, sondern das uralte Zeichen des Regengottes, das altheidnische Symbol der Befruchtung.

Schon beim ersten Betreten der Länder, die den Golf von Mexico umgeben, fand man Kreuze vor, die dem Tlaloc, dem Regenbringer, geweiht waren. Bei den Bewohnern von Chiribichi in Cumana trafen Cristobal Guerra und Per Alonso Neno 1499 die Verehrung jenes Zeichens; ein liegendes Kreuz, so erfuhren sie, sei ein gegen beängstigende Erscheinungen schützender Talisman. Die Expedition, die Hermandez de Cordoba 1517 durch seinen trefflichen Steuermann Antonis de Alaminos nach Yucatan führen ließ, sah bekanntlich zuerst von allen solchen Unternehmungen große Städte mit Thürmen und Steinhäusern, Bienengärten und Götzenfiguren; an diesen letzteren sahen sie deutlich zu ihrem großen Befremden das Zeichen des Kreuzes. Als Cortes bei den Tlaxcalteken sich einquartierte und Kreuze vor seiner Wohnung aufpflanzen ließ, waren jene Eingebornen höchst betroffen, denn sie wähnten, daß die Fremdlinge zu demselben Gott beteten, den sie Tonacaquauhiutl oder „den Baum der Ernährung“ nannten. Die aztekischen Völker hatten verschiedene Namen für die regenspendende Gottheit, unter denen der angegebene der verständlichste ist. So machte ich denn meine letzte Tour in den Cordilleren zwischen Bogota und Honda von der heißen Zone in die mittlere und von der mittleren in die kalte unter dem Schutze des alten Heidengottes. Daheim stand das Pfingstfest vor der Thür!

Die Anthropomorphen,

Gorilla, Schimpanse u. Orangutang.

Von

F. Lichterfeld.

Wenn die Affen, vorab die sogenannten anthropomorphen, seit Veröffentlichung des Darwin'schen Werkes über die Entstehung der Arten mit erhöhtem Interesse und besonders prüfendem Auge betrachtet werden, so ist das bei der Tragweite jener Theorie natürlich, denn sie führt im Fortschritt ihrer Entwicklung von dem Zerrbilde des Menschen, dem Affen, zu dem „nach Gottes Ebenbilde“ geschaffenen Menschen selbst, und macht beide zu Abkömmlingen eines und desselben Urstammes.

Bestimmt und unumwunden proclamirt Darwin dieses Verwandtschaftsverhältniß in seinem Werke über die Abstammung des Menschen (The Descent of Man and selection in relation to sex; London 1871). Hiernach soll die ganze Affenfamilie von einem Vorassen, der Mensch selbst von einem mehr als Gorilla, Orangutang und Schimpanse entwickelten Uebergangsorganismus, dem sogenannten Affenmenschen entstanden sein.

Darwin ist keineswegs der Erste, welcher — im Gegensatz zu dem Glauben an erschaffene und feststehende Arten — sich für allmälige Entwickelung ausspricht, aber er ist der Erste, welcher den Gedanken so plausibel und bestrickend durchführt, die Hypothese durch so viel angesammelte Thatsachen stützt: daher die Sensation, welche die beiden Werke machten.

Nachdem er in dem ersten die Evolutionstheorie mehr in allgemeinen Zügen zu begründen gesucht, spitzt er sie in dem zweiten bis zur Abstammung des Menschen von einer Ascidie zu.

Die Ascidien gehören den untersten Organismen der Mollusken an; es sind Weichthiere ohne Kopf, ohne Schale und ohne Fuß. Statt der Schale umschließt den rundlichen oder walzigen Körper eine lederartige oder knorpelig-gallertartige Hülle, Mantel genannt. Dieser ist bis auf eine oder zwei Oeffnungen, welche dem Munde und After entsprechen, sackartig verwachsen

und besteht chemisch größtentheils aus Cellulose oder Pflanzenfasersubstanz. Die theils festgewachsenen, theils frei auf hoher See oder an den Küsten lebenden Thiere sind entweder einfach, wenn jedes Einzelwesen in sich abgeschlossen ist, oder gesellig, wenn mehrere Einzelwesen durch eine Röhre mit einander verbunden sind, oder zusammengesetzt, wenn viele derselben organisch vereinigt, zu einer gemeinschaftlichen Masse verwachsen sind. Die Fortpflanzung geschieht durch Eier oder, wie bei den zusammengesetzten Seescheiden, durch Knospenbildung.

Noch einige Stufen tiefer — und Darwin war an der Grenze angelangt, wo Thier- und Pflanzenreich sich so nah berühren, daß sie in einander überzugehen scheinen.

Unger sah 1843 an einer Lappen-Alge eine Zelle platzen und sich ihrer Keimkörner (Sporen) entleeren, welche sofort durch die bis dahin nur als Eigenthum der Thiere beobachteten Flimmerbewegungen das Wasser in den verschiedensten Richtungen durchschwammen, sich festsetzten und dann zu einer neuen Pflanze ausbildeten. Ebenso hat Grant beobachtet, daß Seeschwämme zu gewissen Zeiten aus ihren Oeffnungen mit dem ausfließenden Wasser kleine rundliche Keimkörner ausstoßen, die sich mittelst ihres Wimperüberzuges lebhaft im Wasser bewegen, umherschwimmen, sich dann festsetzen und wieder zu Schwämmen auswachsen. Die Bacillarien oder Stabthierchen, welche Ehrenberg für Protozoen oder Urthierchen hält, werden jetzt fast einstimmig den Algen zugeordnet, während die früher den Algen zugerechneten Schwämme nunmehr als Thiere erkannt sind.

Da nach der Evolutionstheorie das gesammte Thierleben sich aus dessen untersten Organismen entwickelte, so hätte Darwin seinen Stammbaum auch mit einem solchen beginnen müssen — mit einer Flechtenkoralle oder einem Urschwamm etwa — er beschränkt sich aber darauf, bis zu den Ascidien hinabzusteigen und geht von diesen, ohne sich mit der Genealogie der übrigen Mollusken und der Arthrozoen oder Gliederthiere aufzuhalten, sofort zu den Wirbelthieren über. Eine gewisse Aehnlichkeit in der embryonischen Entwicklung der Ascidien und Vertebraten, welche Kowalevsky beobachtete und 1866 in den „Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg" veröffentlichte, baute ihm die Brücke dazu und veranlaßt ihn zu der Hypothese, „daß in äußerst ferner Zeit eine Gruppe von Thieren existirte, welche in mancher Hinsicht den Larven unserer jetzigen Ascidien glichen und sich in zwei große Zweige theilten, von denen einer in der Entwicklung zurückging und die gegenwärtige Klasse von Ascidien hervorbrachte, der andere dagegen bis zur Krone und dem Gipfel des Thierreichs emporstieg, indem er Wirbelthiere ins Leben rief." (The descent of Man, Cap. VI. p. 206.)

Der eigenthümliche Organismus des Lanzettfisches (Amphioxus) erleichtert Darwin den Riesensprung aus dem Bereiche der Mollusken in den der Vertebraten; denn nicht nur von den Fischen, sondern auch von allen Wirbelthieren unterscheidet sich der circa zwei Zoll lange Bewohner der Nordseeküsten und des Mittelmeeres, einmal durch den Mangel des Herzens, dessen Stelle mehr wurm- oder röhrenförmig pulsirende Gefäße vertreten, dann durch den Mangel des Schädels, indem Gehirn und Rückenmark nicht getrennt sind, und drittens durch ungefärbtes, durchsichtiges Blut. Er ist der unvollkommenste aller Fische und so sehr von allen abweichend, daß man ihn nicht nur zur besonderen Familie, sondern auch zur besonderen Ordnung (Leptocardii, Zart- oder Röhrenherzen) erhoben hat. Pallas, der ihn zuerst entdeckte, hat ihn als lanzettliche Nacktschnecke (Limax lanceolatus) beschrieben, der englische Ichthyologe Yarrel aber 1831 als Fisch erkannt und an das Ende aller Fische gestellt.

Der Amphioxus verwandelte sich nach Darwin im Verlauf von Jahrtausenden in den knorpeligen Stör und dieser nach abermals Jahrtausenden in den mit Kiemen und Lungen versehenen ichthyomorphen Schuppenmolch, Lepidosiren, der statt der Wirbelsäule eine Rückensaite, das heißt einen Knorpelstreif wie die Neunaugen und statt der Beine vier flossenartige Knochenstiele hat.

Aus den Reptilien läßt Darwin durch Einschaltung eines angenommenen Zwischen-Organismus sich das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus) entwickeln. Dieses ist wie geschaffen dazu, die Hypothesen der Evolutionstheorie plausibel zu

machen, denn es gleicht in seiner Lebensweise den Amphibien, in der einfachen Mündung seiner Cloake und dem breiten Entenschnabel den Vögeln, und ist trotzdem ein Säugethier. Von ihm gelangt Darwin zu den Beutelthieren und von dem Känguru durch abermalige Einschaltung von Uebergangs-Organismen, worunter der sogenannte Voraffe mit beweglichen Ohren, Greiffuß und Hundezähnen 2c. zu den Lemuren oder Halbaffen. Aus den Lemuren mit Fuchskopf und Krallnagel am Zeigefinger der Hinterhände läßt er die eigentlichen Affen bis hinauf zu den schwanzlosen Anthropomorphen hervorgehen und aus diesen durch Einschiebung des sogenannten Affenmenschen den Menschen selbst.

Factor dieser ungeheuerlichen Umgestaltungen und Verwandlungen ist nach Darwin in vorderster Linie natürliche Zuchtwahl (natural selection), im Gegensatz zu der künstlichen. Was der Mensch durch diese erreicht, nämlich Abänderungen der ursprünglichen Formen, das mußte die Natur in dem Zeitraum von Jahrtausenden in unendlich größerer Mannigfaltigkeit und Differenz hervorbringen und auf diese Weise den Urtypus neuen Verhältnissen und Lebensbedingungen anpassen können. Wenn der Mensch beispielsweise die gewöhnliche Feldtaube allmälig in eine Pfauentaube abzuwandeln vermochte, warum sollte die Natur bei der unendlich reicheren Auswahl, die ihr zur Verfügung steht, im Laufe von Jahrtausenden die Taube nicht zum Pfau entwickeln können? Wir haben Zuchttauben, die fast die doppelte Größe der gewöhnlichen erreichen, und andererseits in der großen molukkischen Kronentaube eine Specialität, die den Uebergang von den Tauben zu den Hühnern vermittelt.

Wenn Darwin sich darauf beschränkt hätte, die zu einer Sippe oder Familie gehörigen Arten von einer Ur-Art abstammen zu lassen, wie die Varietäten einer Species von dieser, so könnte man seinem System ohne Bedenken beipflichten, aber seine philosophirende Speculation ging weiter und gelangte von Hypothese zu Hypothese endlich zu dem Resultat, daß der Mensch von einer Ascidie abstamme.

Da die Natur keinen Sprung macht, vielmehr zahllose Zwischenformen oder vermittelnde Varietäten dazu gehören, um durch fortwährende Zuchtwahl neue Arten zu erzeugen, so denke man sich die Zahl der Generationen, welche nöthig war, um eine zusammenhängende Kette zwischen der Ascidie und den höchsten Wirbelthieren herzustellen — oder auch nur zwischen Ascidie und Schmetterling; wie viele Variationen der Schuppenmolch (Lepidosiren paradoxa) durchzumachen hatte, um es zur Flugechse (Pterodactylus) und von dieser schließlich zum Vogel zu bringen, wie viele das Schnabelthier bestehen mußte, um sich zum Elephanten oder Walfisch 2c. zu entwickeln; —. es mußte ein Gewirre von Formen entstehen, von dem sich die kühnste Phantasie keine Vorstellung machen kann.

Keineswegs! erklärt Darwin in dem 6. Kapitel seiner Theorie: „Da natürliche Züchtung nur durch Erhaltung nützlicher Abänderungen wirkt, so wird jede neue Form in einer schon vollständig bevölkerten Gegend streben, ihre eignen, minder vervollkommneten Eltern, so wie alle anderen minder vervollkommneten Formen, mit welchen sie in Bewerbung kommt, zu ersetzen und endlich zu vertilgen. Natürliche Züchtung geht mit dieser Verrichtung Hand in Hand. Wenn wir daher jede Species als Abkömmling von irgend einer andern unbekannten Form betrachten, so werden Urstamm und Uebergangsformen gewöhnlich schon durch den Bildungs- und Vervollkommnungsproceß der neuen Form vertilgt sein."

Dieser Erklärung gegenüber drängt sich sofort die Frage auf: Warum finden wir diese Uebergangsformen aber dann nicht in unendlicher Menge eingebettet in den Schichten der Erdrinde?

Der Beantwortung dieser Frage widmet Darwin, weil sie die Achillesferse seiner Theorie, in den Kapiteln VI, IX und X seines Werkes über die Entstehung der Arten eine eben so ausführliche als geistreiche Abhandlung, in welcher er darzuthun sucht, daß es hauptsächlich an der Armuth und Lückenhaftigkeit unserer paläontologischen Sammlungen läge, wenn sie keine fossilen Zwischenformen enthielten, und daß andrerseits, wenn die Verbindungskette vollständig wäre, sich manche Form als Varietät darstellen würde, welche gegenwärtig als Art figurire.

Wer sich mit dieser und der Erklärung des Mangels lebender Zwischenformen zu-

frieden geben kann, der wird Darwin auch auf das Wort glauben, was er von dem sogenannten Affenmenschen sagt, denn bewiesen ist dessen Existenz aus dem steinernen Buche der Natur so wenig, wie die des Uraffen und anderer Phantasie-Wesen, die in den Stammbaum des Menschen eingeschoben sind.

So lange die Affen sich auf den Bäumen aufhielten, war Vierhändigkeit, wie Darwin in dem vierten Kapitel seiner „Abstammung des Menschen“ ausführt, der zweckmäßigste Organismus ihres Wohlseins und Bestandes im Kampfe um das Dasein. Kamen aber einige von ihnen in die Lage, sich ihren Unterhalt anders als bisher verschaffen zu müssen, hatten sie durch veränderte Beschaffenheit ihrer Heimath mehr auf dem Boden als auf Bäumen zu leben, so änderte sich auch die Art ihrer Fortbewegung und sie wurden entweder Quadrupeden oder Bipeden. Die Paviane leben vorzugsweise auf hügeligen und felsigen Plätzen und klettern nur zur Noth auf Bäume; sie haben sich infolge dessen fast den Gang des Hundes angeeignet. Der Mensch allein wurde zum Zweifüßler und es läßt sich zum Theil nachweisen, wie er zu der aufrechten Stellung gekommen ist, die ihn so auffällig von seinen nächsten Verwandten unterscheidet. Der Mensch konnte den hervorragenden Rang, den er in der Welt einnimmt, nicht erreichen, ohne den Gebrauch der Hand, die ein so gefügiges Werkzeug seines Willens ist. Hände und Arme konnten aber nicht das feine Gefühl und die volle Geschicklichkeit erlangen, so lange sie zum Klettern dienen mußten. Für mancherlei Hantierung war es nöthig, beide Arme und den ganzen Oberleib frei zu haben; der Körper mußte zu diesem Zwecke fest auf den Füßen stehen und der Greiffuß sich in einen Schreitfuß verwandeln.

Als die Vorfahren des Menschen, fährt Darwin fort, mehr und mehr zur aufrechten Stellung übergingen, mußte auch deren Knochen- und Muskelsystem sich mehrfach modificiren und das Gehirn nach Maßgabe der geistigen Fortschritte größer werden. Natürliche Zuchtwahl that auch hier wieder das Ihrige, die nützlichen Modificationen der ursprünglichen Form zu verbreiten und zu festigen. Erscheinungen, die der natürlichen Zuchtwahl zuwiderlaufen, wie allmälige Enthaarung, werden von Darwin auf Conto der geschlechtlichen Zuchtwahl gesetzt. (Descent of Man, Cap. XX.) Daß ein theilweiser Verlust des Haares des affenähnlichen Vorfahren des Menschen als Schmuck erschien, kann um so weniger überraschen, als analoge Erscheinungen sich durch das ganze Thierreich hinziehen. — In ähnlicher Weise mögen Weibchen von hellerer oder dunklerer Hautfarbe von den Männchen bevorzugt worden sein, und so fort von Generation zu Generation immer die Hellsten oder Dunkelsten, die am wenigsten Behaarten. Die bevorzugten Eigenschaften gingen auf die Nachkommenschaft über und wurden, wie wir das ja auch bei der künstlichen Züchtung sehen, immer allgemeiner und schließlich stabil.

Durch diese und andere Hypothesen gelangt Darwin zu dem sogenannten Affenmenschen oder Halbmenschen, dessen Existenz nur darum noch nicht erwiesen sei, weil just die Gegenden, in denen fossile Ueberreste jener Vermittlungsformen zu erwarten ständen, von den Geologen noch nicht untersucht seien. (Descent of Man, Cap. VI.)

Daß der geistige Unterschied zwischen einem Affen der höchsten Stufe und einem Wilden der untersten, der nicht über vier zählen kann, immerhin immens ist, räumt Darwin ein (Descent of Man, Chap. II), behauptet aber, daß dieser Unterschied kein fundamentaler sei, sondern nur ein Unterschied des Grades; die geistige Kluft zwischen den untersten Fischen und den höheren Affen sei noch viel weiter als die zwischen Affe und Mensch und doch könne der immense Zwischenraum durch zahllose Abstufungen ausgefüllt werden.

Wie Darwin sich die Scala des geistigen Entwicklungsprocesses vorstellt, mögen einige Beispiele zeigen.

Sprache, heißt es in dem zweiten Kapitel der „Abstammung des Menschen“, wird mit Recht als einer der Hauptunterschiede zwischen jenem und den Thieren betrachtet. Aber nach dem competenten Ausspruch des Erzbischofs Whately (Anthropological Review 1864) ist der Mensch „nicht das einzige Thier, welches durch Sprache auszudrücken vermag, was in seiner Seele vorgeht, und mehr oder weniger versteht, was ein Anderer mittelst der-

selben ausdrückt." In Paraguay stößt ein Rollschwanzaffe (Cebus Azarae) in der Erregung mindestens sechs verschiedene Laute aus, welche in den anderen Affen ähnliche Empfindungen erwecken. Wir verstehen die Gesichtsbewegungen und Geberden der Affen, und sie verstehen, wie Rengger und Andere erklären, zum Theil die unsern. Es ist eine noch merkwürdigere Thatsache, daß der Hund, seit seiner Zähmung, in mindestens vier bis fünf verschiedenen Lauten bellen gelernt hat. Articulirte Sprache ist jedoch nur dem Menschen eigen. Sie verdankt ihre Entstehung der durch Zeichen und Geberden unterstützten Imitation und Modification von Naturlauten, der Nachahmung anderer Thierstimmen und der instinctiven Aufschreie der Menschen selbst. — Da nun Affen verstehen, was ihnen gesagt wird, und im Naturzustande Signalschreie der Gefahr für ihre Gefährten ausstoßen, so erscheint es, wie Darwin erklärt, durchaus nicht unglaublich, daß ungewöhnlich weise Affen auf den Gedanken gekommen seien, das Geknurre eines Raubthieres nachzuahmen, um dadurch den Gefährten die Art der zu befürchtenden Gefahr anzudeuten. Und das wäre die erste Stufe zur Bildung einer Sprache.

„Ich bemerkte einmal," erzählt Darwin, „wie mein Hund, ein ausgewachsenes und sehr empfindliches Thier (a full-grown and very sensible animal), an einem heißen, ruhigen Tage auf dem Rasen lag; aber in einiger Entfernung bewegte ein leises Lüftchen gelegentlich einen offenen Sonnenschirm, welchen der Hund gänzlich unbeachtet gelassen haben würde, wenn Jemand in der Nähe gewesen wäre. So aber knurrte der Hund, so bald der Schirm sich nur leicht bewegte, immer heftig und bellte. In rascher und unbewußter Weise (in a rapid and unconscious manner) muß er hierdurch geschlossen haben, daß Bewegung ohne sichtbare Ursache die Anwesenheit irgend eines fremdartigen Wesens anzeige und daß ein solches kein Recht habe, auf seinem Gebiete zu weilen."

In diesem Gebahren des Hundes erblickt Darwin den Glauben an etwas Uebernatürliches und damit die ersten Spuren von Religion. Durch ähnliche Deductionen sucht er die sonstigen geistigen und moralischen Eigenschaften des Menschen als Resultate eines allmäligen Entwicklungsprocesses analoger thierischer Anlagen darzustellen. Er erzählt uns von der Anhänglichkeit und Folgsamkeit des Hundes, von der Affenliebe, von dem Mitgefühl für die Leiden Anderer, welches namentlich gesellige Thiere an den Tag legen ꝛc. — Aber müssen Menschen und Thiere, weil sie gewisse Eigenschaften mit einander gemein haben, deshalb von einander abstammen?

„Die embryologische Aehnlichkeit zwischen verschiedenen Thierformen", entgegnet C. R. Bree in dem 29. Kapitel seiner „Trugschlüsse des Darwinismus" (London 1872) „ist keine wirkliche Gleichheit, — es sind nur dieselben Mittel gewählt, um ähnliche Ziele oder Functionen in der Organisation lebender Wesen zu erreichen. Das Herz der Säugethiere ist sich durchgängig ähnlich in der Structur. Wäre es nun gründlich oder richtig zu sagen, daß Hund und Mensch, weil ihre Herzen ähnlich sind, deshalb genealogisch verwandt sind?

„Wenn ein Thier dieselben Mittel hat, zu gehen, zu athmen oder zu essen, wie ein andres, so zeigt das eben, daß in der Natur Methode und Plan gleichförmig sind."

Um die Natur auch in geistiger Hinsicht keinen Sprung machen zu lassen, reiht Darwin natürlich die intelligentesten thierischen Organismen an die niedrigsten menschlichen. — „Niemand wird voraussetzen," sagt er im zweiten Kapitel seiner Abstammung des Menschen, „daß eines der unteren Thiere darüber nachdenkt, woher es kommt und wohin es geht, — was Tod oder was Leben ist ꝛc. Aber können wir sicher sein, daß ein Hund mit ausgezeichnetem Gedächtniß und einiger Einbildungskraft, wie seine Träume zeigen, nie nachdenken sollte über seine früheren Jagdfreuden? — und das wäre eine Art von Selbstbewußtsein. Wie wenig kann andrerseits nach Büchner's Bemerkung, das überbürdete Weib eines stumpfen australischen Wilden, der sich kaum einiger abstracten Wörter bedient und nicht über Vier zu zählen vermag, Selbstbewußtsein äußern oder nachdenken über die Natur des Daseins."

Zwischen dem Menschen der untersten und dem Thiere der höchsten Stufe ist der geistige Unterschied, wie Darwin einräumt,

doch immerhin immens. Welch eine Kluft thut sich nun aber erst auf, wenn man die Entwicklungsfähigkeit der geistigen Anlagen auf der einen und der andern Seite mit einander vergleicht! Aus dem menschenfressenden Barbaren ist ein Sokrates und Shakespeare &c. geworden, aus Hund und Affe — erweislich — nur wieder Hund und Affe.

Kein Thier, und sei es auch noch so befähigt, hat Verständniß für den einfachsten arithmetischen Proceß. Das sogenannte Zählen dressirter Hunde, Pferde oder Affen ist ein angelerntes mechanisches Kunststück, von dessen Bedeutung die Thiere keinen Begriff haben. Wenn der Kunstreiter z. B. seine Peitsche senkt, so fängt das auf dieses Zeichen dressirte Pferd an zu scharren und scharrt, bis die Peitsche sich wieder hebt. Wie oft es unterdessen gescharrt hat, was das Scharren bedeutete, davon hat das Pferd keine Idee.

Nun giebt es allerdings Wilde, die nicht über Vier zählen können; aber während das Thier seit Jahrtausenden in arithmetischer Dunkelheit dahinlebt, ist der Mensch bis zur Analyse des Unendlichen vorgeschritten.

Bei keiner Thierspecies ist ein geistiger Fortschritt nachweisbar. Was die ältesten Schriftsteller über die Intelligenz des Elephanten berichtet haben, das leistet er noch heutzutage, aber nicht mehr. Nur der Mensch allein ist zu unbegrenzter Vervollkommnung veranlagt und dadurch jedem andern Thierorganismus heterogen. Er ist, wie Oken in seiner drastischen Weise sich ausdrückt, „das grimmigste Raubthier und der unterwürfigste Wiederkäuer, die artigste Meerkatze und der scheußlichste Babian, das stolzeste Roß und das geduldigste Faulthier, der treueste Hund und die falscheste Katze, der großmüthigste Elephant und die hungerigste Hyäne, das frommste Reh und die ausgelassenste Ratte. Theilweis ist der Mensch allem Theil gleich, ganz nur sich, der Natur und Gott."

„Die Affen", äußert Oken dagegen, „sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig; sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiel, indem sie dazwischen einen Streich machen, wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es giebt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen, thun sie bloß so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher wie in sittlicher Hinsicht."

So zutreffend diese Charakteristik im ganzen ist, so geht sie doch in der Behauptung, daß die Affen nicht eine gute Eigenschaft hätten, zu weit. Ihre Kindesliebe, ihr Mitleiden gegen Schwache und Unmündige nicht allein ihrer Art und Familie, sondern selbst anderer Ordnungen, ist bekannt, und die Orangaffen machen auch sonst noch rühmliche Ausnahmen von Oken's Beschreibung.

Wie Dr. C. F. Heusinger in seiner Monographie über den Orangutang nachweist, war der Affe in Indien und Aegypten von jeher Gegenstand religiöser Verehrung. Der Gedanke an eine Fortdauer nach dem Tode war auch dem rohesten Menschen Bedürfniß; er konnte sich diese aber nicht anders als materiell denken, und so entstand die Lehre von der Seelenwanderung; sie wurde ohne Zweifel die Hauptquelle der Thierverehrung, und wo ein Volk an Seelenwanderung glaubte und zugleich den Affen zum Mitbewohner seines Landes hatte, da beherbergten die Affen gewiß auch Menschenseelen, und sollten es auch nur die von Verworfenen sein. — Bei einem reflectirenden Volke kann dem Thierdienste selbst eine ganz naturphilosophische Ansicht zum Grunde liegen: so sind nach der Sage die Affen in Tibet von einem Heiligen zum Landbau angeleitet worden, und sowie sie sich mehr cultivirten, wurden ihre Schwänze kürzer und fielen endlich ab; sie fingen dann an zu reden, sich mit Baumblättern zu bekleiden und mehr und mehr in Menschen umzubilden. Die Tibetaner rühmen sich ihrer Abstammung von dem großen Affen Sarr-Metschin und der Aeffin Rackscha und halten sich deshalb für älter als andere Menschengeschlechter.

Nach einer alten indischen Sage verwandelten sich einst der Gott Hora und seine Gattin Paramerseri nach dem Wunsche der letzteren, welche die Zärtlichkeiten der Affen beobachtet hatte, in Affen. Die

Göttin schämte sich indessen des so empfangenen Kindes, und bat den Gott der Winde, Pavan, dasselbe in den Schooß einer Andern zu versetzen, was Pavan auch that. Dieses Kind war der in der Folge durch Stärke, Kühnheit und Klugheit ausgezeichnete Hanuman, der den Rama auf seinem Zuge durch Indien mit einem Heere von Affen begleitete und nach dem indischen Epos „Ramajana“ wunderbare Thaten vollbrachte.

Nach Jones' Ansicht (Asiat. Researches Vol. I) war dieser Hanuman (d. h. der mit hohen — mongolischen — Wangenbeinen Versehene) vielleicht der Fürst irgend eines Bergvolks, der den Rama auf seinem Zuge begleitete, und ist wahrscheinlich identisch mit dem Affen Chachomanssu in der Mongolenmythe.

Bei den alten Aegyptern war der nach Horapollo's Erklärung in einer gewissen Sympathie zu dem Monde stehende Silberpavian (Cynocephalus Hamadryas) Attribut und hieroglyphischer Stellvertreter des Thoth oder Thout, der als Erfinder aller menschlichen Wissenschaften und Künste das Sonnenjahr regulirte.

Daß die Affen auch bei andern Völkern Afrika's verehrt wurden, lehrt eine Stelle bei Diodor (Buch XX), wonach Eunaphus, der während des Krieges gegen die Karthager von Agathokles in das innere Afrika geschickt wurde, in ein Land kam, „das ganz mit Affen angefüllt war. — Die Affen, die in diesem Lande, wie in Aegypten die Hunde, Götter sind, wohnen mit den Menschen zusammen in den Häusern und man läßt sie in den Küchen und an den Tischen nach Belieben essen. Tödtet Jemand ein solches Thier, so kann er als Hauptverbrecher dem Tode nicht entgehen. Zu Leuten, die man der ärgsten Verbrechen fähig hält, sagt man dort sprüchwörtlich: Ihr habt Affenblut getrunken.“

Der Mohamedanismus und das Christenthum haben den Affen mehr und mehr von den Altären vertrieben. Der Araber erblickt in ihm ein Mittelding zwischen Mensch und Teufel: Verdammte, die von Allah zur Strafe ihres verbrecherischen Lebens in Thiere verwandelt wurden. Den Hindus dagegen ist der langschwänzige Hulman (Semnopithecus entellus) wegen seiner Aehnlichkeit mit der Figur des Hanuman noch immer Gegenstand der Verehrung; auch die Neger halten die Affen nicht für Thiere, sondern für unvollkommene Menschen, zum Theil für ihre Stammväter, lassen sich aber in der Regel dadurch nicht abhalten, sie zu tödten und zu verspeisen.

Die Sumatraner schonen die bei ihnen einheimischen großen Affen, weil sie glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren in denselben wohnen.

Auf Borneo herrscht die Sage, daß die Orangutangs ursprünglich Menschen gewesen, aber wegen Gotteslästerung der Sprache beraubt worden seien, wogegen die Javaner den sogenannten Waldmenschen nachsagen, daß sie wohl reden könnten, wenn sie nur wollten; allein sie thäten es nicht, weil sie fürchteten, arbeiten zu müssen.

Ein Seitenstück zu dieser naiven Anschauung der javanischen Eingeborenen findet sich auf Seite 59 des Darwin'schen „Descent of Man“. Dort heißt es wörtlich: „Die Thatsache, daß höhere Affen sich ihrer Sprachwerkzeuge nicht bedienen, hängt ohne Zweifel von deren Einsicht ab, daß sie damit noch nicht genugsam vorgeschritten sind. Der Besitz von Werkzeugen, welche bei lange fortgesetzter Uebung ganz wohl zum Sprechen hätten benutzt werden können, obschon sie nicht dazu benutzt wurden, entspricht derselben Erscheinung bei Vögeln, die zum Sang geeignete Organe besitzen, aber dennoch nicht singen. So haben Nachtigall und Krähe ähnlich gestaltete Organe, und doch werden dieselben von jener zu gegliedertem Gesange und von dieser nur zum Krähen benutzt.“

Bontius, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts als Arzt auf Java lebte, erzählt außer obiger Sprachverleugnungsgeschichte, daß er den Orangutang einige Male gesehen habe, und zwar sowohl Männchen als Weibchen. Sie gingen öfters aufrecht und geberdeten sich ganz wie Menschen. Bewunderungswürdig wäre ein Weibchen gewesen; es habe sich geschämt, wenn es unbekannte Menschen betrachtet hätten und nicht nur das Gesicht, sondern auch seine Blöße mit den Händen bedeckt, es habe geseufzt, Thränen vergossen und alle menschlichen Handlungen so ausgeübt, daß ihm nur die Sprache gefehlt habe, um wie ein Mensch zu sein.

Da wäre mit einem Male eine jener

Uebergangsformen gefunden, an deren Mangel die Evolutionstheorie krankt.

Daß Darwin trotzdem jenes schamhafte Orangutangweibchen ganz unbeachtet läßt, stellt der Glaubwürdigkeit der Bontius'schen Erzählung ein schlimmes Zeugniß aus.

Je überraschender eine Erscheinung ist, desto leichter wird sie durch die Vergrößerungsbrille der Phantasie betrachtet. Der erste Anblick eines anthropomorphen Affen hat aber wirklich etwas Ueberraschendes. Es ist nicht allein die Figur, die ihn vor den übrigen Mitgliedern seines Stammes auszeichnet, sondern mehr noch der ruhige Ernst seines Wesens. Die gewöhnlichen Affen erscheinen durch die carikirte Beweglichkeit ihrer Gesichtszüge wie Verrückte, die anthropomorphen dagegen in der That als Orangutangs oder Waldmenschen.

Das Wort Orang-utang wird mitunter auch Oran-utan geschrieben; jenes entspricht der Aussprache der Malayen nach Annahme des arabischen Alphabets, dieses der Transcription des Sanskrit. Das Wort Oran ist im Malayischen häufig; es heißt Mensch, Leute. Utan bedeutet im Sanskrit nördlich, im Malayischen wild oder waldig; Orangutang entspricht somit dem deutschen „Waldmensch".

Früher bezeichnete man auch andere anthropomorphe Affen mit diesem Namen, selbst den afrikanischen Schimpanse.

Nachdem Blumenbach und Camper den Orangutang und Schimpanse von einander geschieden, entstand natürlich die Frage nach dem Rangverhältniß der beiden Gattungen. Camper und Cuvier erklärten den Orangutang für menschenähnlicher, wogegen Owen in den dreißiger Jahren den Schimpanse den Sieg erfocht; in der Folge aber dem um das Jahr 1847 von dem Missionär Savage am Gabunflusse entdeckten Gorilla das Primat zuerkannte.

Die Eingeborenen nennen den gewaltigen Affen Enge-ena; aber Savage gab ihm, mit Bezug auf die wilden Menschen, von denen Hanno in seinem „Periplus" spricht, den Namen Gorilla.

Der karthagische Feldherr, der zwischen dem sechsten und fünften Jahrhundert v. Chr. lebte, machte von Staatswegen eine Seereise nach der Westküste von Afrika, um daselbst Colonien zu gründen, und drang, wie es scheint, bis über die Mündung des Gambia vor. Wir besitzen einen griechischen Auszug seiner Reisebeschreibung unter dem Titel „Periplus" (Küstenbeschreibung), worin sich folgende Stelle findet: „Nachdem wir die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einer Bai, das Südhorn genannt. In der Ferne war eine Insel mit einem See und in diesem wieder ein Eiland, auf welchem sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper, welche die Dolmetscher „Gorylai" nannten. Bei der Verfolgung konnten wir der Männchen nicht habhaft werden; sie entkamen alle, indem sie Abhänge erkletterten und sich mit Felsstücken vertheidigten. Aber drei Weibchen vermochten wir nicht fortzubringen, weil sie bissen und kratzten. Wir tödteten sie deshalb, balgten sie ab und brachten ihre Felle nach Karthago; denn wir segelten nicht weiter, da uns die Lebensmittel ausgingen."

Ob Hanno's und Savage's Gorillas identisch, ist allerdings problematisch. Es können die wilden Menschen, von denen Jener spricht, auch Schimpanses gewesen sein, zumal es ziemlich unwahrscheinlich klingt, daß die karthagischen Matrosen drei Weibchen des unbändigen und mit furchtbarer Stärke ausgerüsteten Gorilla in ihre Gewalt bekommen haben sollten.

Dem sei nun wie ihm wolle, — Savage gab seinem Troglodyten den Artnamen Gorilla, und dabei blieb es.

Der Gorilla erreicht eine Größe von $5^1/_2$ Fuß und mißt von Schulter zu Schulter 3 Fuß. Die Länge seiner Vorderglieder beträgt 3 Fuß 6 Zoll, die der Hinterglieder 2 Fuß 7 Zoll. Ein Schlag mit der Hand und dem Jäger ist nach der Versicherung du Chaillu's (Explorations and Adventures in Equatorial Africa 1861) der Bauch aufgeschlitzt, daß die Eingeweide heraushängen, ein Biß mit den furchtbaren Zähnen und ein Menschenglied ist zermalmt. Der Gorilla soll einen Flintenlauf platt beißen und mit den Armen einen Baum von 4 bis 6 Zoll Durchmesser umbrechen können.

Der Anblick dieses Affen, der sich, wie der Bär, zum Kampfe aufrichtet, die Kopfhaare sträubt und mit wuthglühenden Blicken und Donnergebrüll seinem Feinde

entgegenwankt, soll wirklich entsetzenerregend sein.

Der bestialische Gesichtsausdruck, die vorspringenden Kinnbacken mit den großen Eckzähnen und die Schädelbildung mit der abgeflachten kurzen Stirne haben auch mehrfach zu Controversen hinsichtlich der Rangstellung des Gorillas veranlaßt.

Die Naturforscher Geoffroy St. Hilaire und Duvernoy halten die Verschiedenheiten in der Osteologie, der Zahnbildung und der äußerlichen Merkmale des Gorillas von generischer Bedeutung und nennen ihn — nach seinem Gaboon'schen Namen „Djina“ — Gorilla Gina. Wyman und Owen bestreiten den generischen Unterschied zwischen Schimpanse und Gorilla und erkennen nur eine specifische Verschiedenheit an. Andrerseits stellen die französischen und der amerikanische Naturforscher den Gorilla unter den Schimpanse, wogegen Owen ihm das Primat unter den Orangaffen zuspricht, und in einem durch dreizehn Platten illustrirten Memoire (London 1865) seine Ansicht vertheidigt.

Nach Owen's osteologischen und anatomischen Vermessungen und Untersuchungen soll der Gorilla trotz des thierischen Aussehens dem Menschen dennoch in Bezug auf Körperbau und Größe des Gehirns am nächsten stehen; die Gehirnkammer sei durch die starke Knochenmasse des Hinterhauptes und andere Schädelerhöhungen nur mehr maskirt. Das Aussehen könne überhaupt nicht maßgebend sein, denn manche von den kleinen amerikanischen Affen machten durch den gerundeten Schädel, die weit weniger vorspringenden Kiefern und gleichförmigere Zähne einen menschenähnlicheren Eindruck als selbst Orangutang und Schimpanse, indem auch diese nach dem ersten Zahnwechsel sich mehr und mehr dem Thiere nähern. Nach dem Kopf allein zu schließen stände der langarmige Hylobates dem Menschen am nächsten, während die zwar kleinen, aber deutlichen Gesäßschwielen und die bis zum Boden hängenden Arme denselben entschieden tiefer stellen.

Daß Gorilla und Schimpanse dreizehn Rippenpaare haben, der Orangutang dagegen gleich dem Menschen nur zwölf, erklärt Owen für ziemlich bedeutungslos, da auch bei dem Menschen mitunter einmal ein dreizehntes Rippenpaar vorkomme und die Anlage dazu bei allen Menschen vorhanden sei, wie die Wirbelanhängsel zeigten. Die Zahl der Wirbel im ganzen sei bei dem Menschen und den Orangaffen ganz gleich. Wenn nun Gorilla und Schimpanse durch die Entwicklung des zwanzigsten Wirbels, vom Hinterhaupte ab, einen Brustwirbel mehr zu haben scheinen, so haben sie dafür einen Lendenwirbel weniger. — Unter allen Umständen geht aus der angeführten Differenz nicht mehr hervor, als daß der Orangutang dem Menschen hinsichtlich der Rippenzahl näher steht als Gorilla und Schimpanse.

Das Gehirn des Gorillas hat nach Wyman's und Owen's Untersuchungen mehrerer ausgewachsener Männchen und Weibchen einen körperlichen Inhalt von 25 bis 34 Kubikzoll und das des Schimpanse einen solchen von 22 bis 27 Kubikzoll; bei einem männlichen Orangutang betrug die Gehirnmasse 26, bei einem weiblichen 24 Kubikzoll.

Nach Morton's Vermessungen des menschlichen Gehirns betrug dasselbe bei 155 Peruanerschädeln 58 bis 101, bei 3 Hottentottenschädeln 68 bis 83 und bei 8 Australierschädeln 63 bis 83 Kubikzoll; der mittlere Inhalt war 75 Kubikzoll.

Das größte Gorillagehirn ist hiernach um mehr als die Hälfte kleiner als die mittlere Gehirnmasse der untersten Menschenracen. Dieser Contrast wird noch verstärkt durch den Unterschied des beiderseitigen Körpergewichts, da ein ausgewachsener männlicher Gorilla mindestens ein Drittel mehr wiegt als ein mittlerer Mensch.

In der Figur kommt der Gorilla dem Menschen zwar etwas näher als Schimpanse und Orangutang; — er hat kürzere Arme als dieser, kürzere Finger und eine breitere Hand, und ist überhaupt regelmäßiger und kräftiger gebaut; er tritt mehr auf die Sohle und setzt den Fuß weniger einwärts als Schimpanse und besonders Orangutang, — aber er geht eben wie diese mit eingeschlagenen Fingern auf allen Vieren, und nur ausnahmsweise, wenn er angreift, auf Zweien. Er schwankt dabei, nach du Chaillu's Beschreibung, von einer Seite zur andern, da seine kurzen Hinterbeine augenscheinlich zur Stütze einer so bedeutenden Oberlast nicht geeignet sind. Um sich im Gleichgewicht zu halten, schwingt

er die Arme nach Art der Matrosen an Bord, oder er schlägt sie hinter dem Kopfe zusammen.

Die Heimath des Gorillas beschränkt sich auf den dichtbewaldeten District Westafrika's, der von dem Gaboon und seinen Nebenflüssen durchströmt wird, und erstreckt sich vom Aequator nicht weiter als zehn bis fünfzehn Grad nordwärts und südwärts. Er zieht die düstere Waldeinsamkeit des Thales dem Aufenthalt auf der Höhe vor, wofern diese ihm nicht irgend eine Lieblingsspeise bietet. Seine Nahrung besteht aus den Früchten und dem jungen Blattwerk der Oelpalme, der Papayen, Bananen und des Affenbrotbaums ꝛc., ferner aus Beeren, den saftreichen Ananasblättern und dem Zuckerrohr um die verlassenen Hütten und Dörfer der Eingeborenen. Auch Eier und kahle Nestlinge werden nicht von ihm verschmäht.

Der Gorilla ist ein ungeheurer Fresser; sein vorspringender Wanst und seine enorme Muskelkraft lassen schon darauf schließen; — er kann sich deshalb auch nicht lange an einem Orte aufhalten; er muß wandern von einem Futterplatz zum andern, und dürfte kaum zwei Tage hinter einander in derselben Gegend getroffen werden.

Die Jungen schlafen auf Bäumen, oft auch die Weibchen, die schweren und stämmigeren Männchen meist auf dem Boden, indem sie sich mit dem Rücken an einen Baumstamm lehnen.

Die Stimme des männlichen Gorillas ist ein sehr lautes Brüllgebell; es beginnt, wie bei einem zornigen Hunde, mit scharfem Bellen, geht dann in tiefen Baß über und rollt dahin gleich fernem Donner, so tief, daß es nicht aus dem Rachen und der Brust, sondern aus dem ungeheuren Wanste zu kommen scheint.

Weibchen und Junge schreien, wenn sie beunruhigt werden, laut auf, auch stößt die Mutter tiefe Locktöne aus, um ihr Junges zu warnen.

Der Gorilla ist monogam und lebt nur mit einem Weibchen zusammen oder allein; Junge traf du Chaillu öfters in Gesellschaft bis zu fünf Stück. Sie liefen stets auf allen Vieren davon, schreiend vor Furcht. Es ist schwer, ihnen beizukommen, weil sie ein sehr scharfes Gehör haben. Auch das erwachsene Thier ist scheu. Wenn eine Mutter vor dem Jäger flieht, so klammert sich das Junge um ihren Nacken und schmiegt sich mit den kleinen Beinen um die Brust.

Der Lauf des Gorilla ist ein Vorwärtshumpeln wie auf Krücken; die gekrümmten Finger stemmen sich nämlich auf den Boden, und die Beine setzen sich im Schwung zwischen den Armen auf; diese greifen sofort wieder aus und der Hintertheil folgt mit mehr oder weniger Eile.

Seines Fleisches und Felles halber wird der Gorilla von den Negern im Innern gejagt. Die Stämme an der See verschmähen sein und anderer Affen Fleisch, weil sie sich einer gewissen Aehnlichkeit mit diesen Thieren bewußt sind. Die Neger greifen den Gorilla nach du Chaillu's Angabe nur mit Flinten an, niemals mit anderen Waffen; wo sie kein Feuergewehr besitzen, durchzieht der gewaltige Affe unbelästigt den Wald; selbst der Löwe soll dem Aufenthalte desselben fern bleiben.

Einen erwachsenen Gorilla lebendig zu fangen und zu bändigen, hält du Chaillu, nach dem Gebahren gefangener Jungen zu schließen, für geradezu unmöglich. Diese haben nach dem ersten Zahnwechsel, in einem Alter von zwei bis drei Jahren, bereits eine solche Kraft, daß vier bis fünf Mann dazu gehören, um sie zu bewältigen.

Die Neger, welche in du Chaillu's Auftrage jagten, brachten demselben nach langem vergeblichen Bemühen endlich doch einen jungen Gorilla ein. Obgleich derselbe erst $2^1/_2$ Fuß groß war, zeigte er sich doch bereits so wüthend und halsstarrig, wie nur einer seiner erwachsenen Genossen hätte sein können.

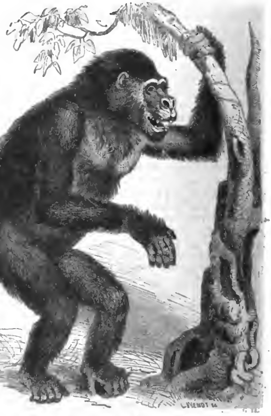
„Niemals in meinem Leben“, erklärt du Chaillu, „sah ich eine so wüthende Bestie wie diesen Affen. Er fuhr auf Jeden los, der sich ihm nahte, biß in die Bambusstäbe seines Käfigs, schaute uns mit giftigen tollen Augen an und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er einen durch und durch bösartigen und boshaften Charakter hatte.“

Nachdem er zweimal ausgebrochen und mit Noth und Mühe wieder eingefangen worden war, legte man ihn schließlich, trotz allen Widerstrebens, an eine Kette, aber zehn Tage darauf war er todt.

Später erhielt du Chaillu noch ein Junges, welches mit rührender Zärtlichkeit an der Leiche seiner erlegten Mutter hing.

das Thier war aber noch so klein, daß es mit Milch hätte ernährt werden müssen, und starb schon am dritten Tage nach seinem Fang. Noch andere junge Gorillas wurden gefangen, doch haben dieselben die Beraubung ihrer Freiheit nie lange überdauert.

Das erste Exemplar des Troglodytes Gorilla, welches jemals lebendig einen nach obiger Beschreibung den Gorilla für menschenähnlicher erklären konnte; aber Owen hatte eben als „systematischer Zoologe" bei Aufstellung seiner Scala ausschließlich die osteologischen und anatomischen Verhältnisse der drei Anthropomorphen im Auge, und kümmerte sich dabei nicht einmal um das Verhältniß der Gehirnmasse zum Körper. Auf den Unterschied



Alter männlicher Gorilla.

europäischen Hafen erreichte, erhielt, nach Owen's Memoire (Seite 38) der Decan des wissenschaftlichen Museums zu Caen, Eudes-Deslongchamps, welcher in dem „Bulletin der Linnéischen Gesellschaft der Normandie" (Bd. VI, 1861) eine anatomisch vergleichende Beschreibung des Gehirnes desselben giebt.

Wer je den anderen Troglodyten kennen gelernt hat, der begreift nicht, wie Owen der Gemüthsart und geistigen Begabung nahm er natürlich noch weniger Rücksicht, weil auf diesem Fundamente sich überhaupt kein zoologisches System errichten läßt.

Wenn aber dennoch neben der Figur auch die geistige Begabung und das Benehmen in Betracht gezogen wird, wie bei Beurtheilung des Menschen selbst, so nimmt der Schimpanse einen entschieden höheren Rang ein als der Gorilla, denn



Schimpanse und Orangutang.

er kommt diesem in Bezug auf Körperbau fast gleich — der Kopf ist sogar menschenähnlicher — und ist dabei leicht zähmbar, verständig und anhänglich.

Daß der Schimpanse (Troglodytes niger) früher häufig mit anderen großen Affen verwechselt wurde, ergiebt sich schon aus den vielerlei Namen, die er führte, nämlich Smitten, Boggo, Mandril, Drill, Champinez, Chimpanse, Barris, Quoja-Morrau, Pongo, Jocko ꝛc. Aus Champinez, oder dem Brosse'schen Quimpeze, ist wahrscheinlich der von Scotin zuerst gebrauchte Name Schimpanse entstanden, der jetzt allgemein ist.

Unter solchen Umständen mußte die Naturgeschichte des Schimpanse — zumal auch mancherlei Fabeln mit unterlaufen — sich natürlich nicht wenig verwirren und erst Blumenbach machte (1777) zwischen Schimpanse und Orangutang einen specifischen Unterschied. Von da ab kam auch jener öfter nach Europa und mehr und mehr lichtete sich durch anatomische Untersuchungen das frühere Dunkel.

Ueber das Freileben des Schimpanse giebt der bereits erwähnte Missionär Savage, der am Cap Palmas in Oberguinea stationirt war, ziemlich genaue Kunde.

Die Heimath desselben beschränkt sich hiernach auf Guinea; er ist zwar kleiner und schmächtiger als der Gorilla, aber immerhin ein großer Affe und soll mitunter eine Länge von fünf Fuß erreichen. Die Gangart ist dieselbe wie beim Gorilla; in der Ruhe nehmen die Thiere gewöhnlich eine sitzende Stellung an; mitunter trifft man sie auch stehend, wenn sie aber entdeckt werden, werfen sie sich gleich auf alle Viere und entfliehen. Sie sind vortreffliche Kletterer, schwingen sich von Ast zu Ast auf eine große Entfernung und springen mit erstaunlicher Geschicklichkeit.

Ihre Nahrung besteht im Freien aus Früchten, doch werden sie in der Gefangenschaft leicht an Fleisch gewöhnt. Sie erbauen sich ihre Wohnstätten auf Bäumen; dieselben gleichen jedoch mehr Nestern als Hütten, wie sie irrigerweise von Naturforschern genannt wurden. Gewöhnlich bauen sie nicht hoch über dem Boden und legen ihr Nest aus Aesten und Zweigen an, die niedergebogen oder auch zum Theil abgebrochen und angeflochten werden. Selten werden mehr als ein oder zwei Nester auf einem Baume, oder in der Nachbarschaft gesehen; ein einziges Mal wurden fünf gefunden. Ihr Aufenthalt ist kein ständiger, sondern wird zur Aufsuchung der Nahrung und der Ruhe nach Umständen gewechselt; — also wie beim Gorilla. Sie leben nicht in Dörfern, wie die älteren Erzählungen fabelten, und werden mehr paarweise als in Horden gesehen, doch sollen sie sich bisweilen in größerer Anzahl zum Spielen versammeln; — wahrscheinlich Junge.

Die Schimpanses scheinen niemals der angreifende Theil zu sein und ihre Vertheidigung beschränkt sich auf Beißen. Sie sind unreinlich und verzehren in der Gefangenschaft ihre eigenen Excremente. Nach der allgemeinen Sage der Eingeborenen sollen diese Affen einst Mitglieder ihres eigenen Menschenstammes gewesen, aber wegen ihrer schlechten Aufführung von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen worden sein, wo sie dann durch Verharren in ihren schlimmen Gewohnheiten endlich in ihren gegenwärtigen Zustand versanken. Trotz dieser Verwandtschaft werden sie gleichwohl von den Negern gegessen. Die Schimpanses zeigen einen merkwürdigen Grad von Intelligenz und die Mütter eine große Liebe zu ihren Jungen. — So Savage.

Daß der Schimpanse sehr gelehrig ist, mit Löffel und Gabel essen, aus Gläsern trinken, Wein und Thee ꝛc. einschenken lernt und zu allerlei häuslichen Hantirungen abgerichtet werden kann, ist bekannt.

Der menschenähnliche Eindruck, den der Affe bei diesen Verrichtungen macht, ist allerdings frappant; aber man denke sich einen Mops oder Pudel mit Händen, statt der Pfoten, und er wird einen ähnlichen Eindruck machen.

Nichtsdestoweniger war das Horaz'sche „Nil admirari!“ alsbald vergessen, wenn der Schimpanse des Berliner Aquariums oder des zoologischen Gartens bei dem Schmausen einer Apfelsine sich mit dem Fingernagel die Zähne säuberte, oder wenn er in der Nase popelte. Die stumme Verwunderung ging dabei öfters in ein lautes „Ganz wie wir!“ über, und als hätte der Affe das dem Zaun der Zähne entschlüpfte naive Geständniß verstanden, nahm er sofort den Finger aus der Nase, besah sich schalkhaft, was daran haftete, und — ver-

peiste es. — Daß auch Kinder mitunter diese üble Gewohnheit haben, ist bekannt. Daß die Affen ihren Urin belecken, wurde wiederholt beobachtet; es scheint diesem Thun aber mehr Neugierde als angeborene Neigung für Unsäuberlichkeit zum Grunde zu liegen.

Ihre Clownskünste, ihre Gutmüthigkeit und Drolligkeit machten „Molly", Schimpanse des Aquariums, und „Jean", Schimpanse des zoologischen Gartens, zu Lieblingen von Jung und Alt.

Jean müßte kein Affe gewesen sein, wenn er dem Putzen seiner Glasfenster zugeschaut und die Manipulation nicht sofort nachgeahmt hätte; er bediente sich dazu, in Ermangelung eines Scheuerlappens, des Teppichs, auf dem er schlief und mit dem er sich zudeckte. Man brauchte ihm darauf nur ein Zeitungsblatt oder dergleichen zu geben und die entsprechende Pantomime zu machen, so wischte er damit sofort über die Scheiben hin und her und geberdete sich dabei so komisch, daß die Zuschauer nicht aus dem Lachen kamen. Eines Tages sollte er sein Fensterputzen vor mehreren Damen produciren, allein er war nicht in der Scheuerlaune. Er nahm das ihm dargereichte Zeitungsblatt ruhig an sich, ließ sich aber weder durch die erwartungsvollen Blicke seiner Zuschauerinnen, noch durch das Zureden ihres Begleiters dazu bestimmen, die gewünschte Manipulation vorzunehmen. Der Wärter wurde herbeigerufen, aber auch dessen Bemühen half diesmal nichts. Der Affe rührte sich nicht von der Stelle und blickte mit demselben schalkhaften Gleichmuth auf seine Umgebung wie vorher. Da versuchten endlich die Damen ihre Ueberredungskunst und siehe da! — der Eigensinn ist gebrochen. Der Affe faßt das Papier mit der Hand zurecht und streckt den Arm aus, aber — zu nicht geringem Schreck seiner Zuschauerinnen — nicht vorwärts gegen die Scheibe, sondern nach hinten, — hinab bis zum untersten Ausläufer der Wirbelsäule. Das menschenähnliche Gebahren, welches der Affe auch bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, war so komisch, daß selbst die Damen sich des Lachens schließlich nicht erwehren konnten.

Als Dr. Schweinfurth im Laufe des vergangenen Sommers mit seinem Negerjungen einmal den zoologischen Garten besuchte, da war der Schimpanse vor Freude wie außer sich. Er umarmte und küßte den Schwarzen und wurde nicht müde, sein Gesicht zu betasten und in dem krausen Wollhaar zu hantiren. — Ob er den Landsmann in dem Negerjungen erkannte, oder etwa gar einen Verwandten vor sich zu haben meinte, ist leider ungewiß.

Die Beobachtungsgabe dieses Affen war ebenso überraschend als das Verständniß desselben für die Sprache seines Wärters. Unter andern Scherzspenden erhielt er auch manchmal eine Cigarre. Daß er selbst keinen Gebrauch davon machen konnte, hatte er sofort nach der Untersuchung erkannt, nahm aber trotzdem die Gabe gern an und bewahrte sie. Seinen Wärter hatte er öfter rauchen sehen, und wenn dieser sich bei ihm einstellte, so steckte ihm „Jean" die empfangene Cigarre in den Mund. Sagte der Wärter dagegen: „Ich kann jetzt nicht rauchen, Jean, stecke sie mir in die Tasche!" so steckte ihm der Affe die Cigarre in die Tasche. Ohne Zweifel hatte der Wärter seine Aufforderung anfänglich mit pantomimischen Andeutungen begleitet, ohne Zweifel öfters in „Jeans" Gegenwart eine ihm offerirte Cigarre in die Tasche gesteckt, immerhin ist es viel von einem Thiere, so richtig zu beobachten und zu combiniren.

Der Futtermeister des Aquariums führte mit seiner „Molly" förmliche Zwiegespräche, und wenn der Schimpanse auch keine andern Laute zur Verfügung hat, als „Uh, Uh, Uh!" so wurden diese doch so charakteristisch nüancirt und physiognomisch illustrirt, daß sie sich mindestens als Bejahungen oder Verneinungen der futtermeisterlichen Phrasen kennzeichneten. So ausdrucksvoll erklang mitunter dies unarticulirte „Uh, Uh, Uh!" daß man jeden Augenblick glaubte, es müsse in das erlösende Wort übergehen, wie das bekannte Recitatio der Bässe in Beethoven's neunter Symphonie.

Die förmlich kindliche Anhänglichkeit der beiden Anthropoiden an ihre Pfleger hatte etwas Rührendes. Als der Schimpanse des zoologischen Gartens bereits in den letzten Zügen lag, gab er noch einen Beweis dieser Anhänglichkeit. Sein Wärter war zu ihm an das offene Glasfenster getreten und beobachtete mit mitleidigem Blicke die letzten Momente seines Pfleglings. Sofort wälzte sich dieser, da er

nicht mehr gehen und stehen konnte, herbei, umarmte und küßte seinen Wärter, wie er so oft in besseren Tagen gethan, und wälzte sich dann wieder zurück auf seinen Teppich; dort athmete er noch einmal keuchend auf und war eine Leiche.

Der Orangutang des zoologischen Gartens trug leider schon den Todeskeim in sich, als er im Sommer 1872 an seinem Bestimmungsplatze ankam. Er lag meist bis über den Kopf in seine Decke gehüllt und kam nur selten einmal zum Vorschein. Auch er überraschte oft durch sein menschenähnliches Gebahren, durch das Geschick, mit dem er aß und trank u. s. w., hatte aber gleichfalls die unsaubere Gewohnheit, seinen Urin zu belecken. Wenn ihn sein Wärter oder dessen Frau unter der Kehle krabbelte, so sperrte er das Maul auf und lachte, nach der zutreffenden Bezeichnung des Ersten, „wie ein alter Mann"; gleichwohl war der Affe kaum drei Jahre alt. Nach etwa viermonatlichem Siechthum stieg der junge Waldmensch hinab in den Hades.

Der Orangutang (Pithecus Satyrus), auch Pongo, Jocko, Barris, Golock u. s. w. genannt, gleicht in seiner Lebensweise dem Schimpanse und Gorilla, ist aber noch melancholischeren Temperaments. Aeußerlich unterscheidet er sich von den afrikanischen Anthropoiden durch ungleich längere Arme, kegelförmig gewölbten Schädel und kleine, flach anliegende Ohren u. s. w. Außerdem hat er ein rostbraunes Fell mit bleifarbigem, nacktem Gesicht, während Schimpanse und Gorilla nahezu schwarz sind. Die Kopfhaare sind beim Orangutang vorwärts gerichtet, beim Gorilla nach hinten und beim Schimpanse gescheitelt.

Nach Salomon Müller's autoptischen Beobachtungen und sicheren Erkundigungen auf Borneo, ist der Orangutang träge und wenig behende, dabei furchtsam und die Einsamkeit liebend. Man trifft ihn entweder nur einzeln, oder in kleinen Gesellschaften an; im letzteren Falle sind es gewöhnlich jüngere Thiere und Weibchen. Bei Tage klettert er, Nahrung suchend, bedächtig in den Kronen der Bäume umher; sobald er aber Gefahr ahnt, oder gar durch Verfolgung sich bedroht sieht, sucht er in den höchsten Gipfeln Schutz, wo er sich entweder hinter einem dicken Ast oder zwischen dem dichten Laubwerk versteckt, oder in der Höhe von Baum zu Baum weiter flüchtet. Aber selbst bei dieser Gelegenheit sind seine Bewegungen keineswegs ungestüm, rasch und eilig, sondern sie werden durch eine gewisse zögernde Ueberlegung und Umsicht geleitet. Von der Kugel oder dem Pfeil getroffen, fängt der Orangutang sogleich an, alle Zweige in seiner Nähe abzureißen und von der Höhe herabzuschleudern, vermuthlich in der Absicht, dadurch seinem Gegner Furcht einzujagen und ihn von weiterer Verfolgung abzuhalten. Unter diesem, Zorn und Wuth verrathenden Treiben stößt er auch von Zeit zu Zeit ein tief brummendes, beinahe pantherähnliches Gebrüll aus. Da manche Stämme der halbwilden Eingebornen von Borneo, unter Andern jener der Bejadju's, welcher das ausgedehnte Stromgebiet des sogenannten großen Dajak-Flusses mit seinen Nebenarmen bewohnt, große Liebhaber vom Fleische des Orangutangs sind, wird ihm häufig nachgestellt. Das Thier ist meist sehr fett, und alte Männchen sollen bisweilen so schwer sein, daß mehrere Menschen an solch einem Dickwanst zu tragen haben. Die Nacht hindurch verweilt der Orangutang am liebsten in den weniger dem Wind und Regen ausgesetzten Niederungen des Urwaldes, in einer Höhe von 12 bis 30 Fuß über dem Boden. Hier wählt er sich irgend einen großen Farnkraut- oder Orchideenbusch, der als Parasit auf einem dicken Stamme wuchert, als Ruhestelle, oder er schlägt sein Nachtlager auf dem Gipfel eines einzeln stehenden kleinen Baumes auf. Zu diesem Zwecke biegt er die dünnen Zweige kreuzweise zusammen, und legt alsdann, um sein Lager weicher zu machen, noch eine Anzahl loser Blätter von Orchideen und Farrnkräutern &c. darüber hin. Schon hierdurch also, daß sich der Orangutang eine Art Bett bereitet, unterscheidet er sich von allen seinen Familiengenossen, mit Ausnahme des Schimpanses, und dadurch, daß er nicht sitzend schläft, wie jene, sondern sich meist auf den Rücken oder die Seite legt, kennzeichnet er sich noch weiter. Bei unfreundlichem, kühlem Wetter bedeckt er des Nachts auch gewöhnlich seinen Körper mit Blättern oder Zweigen, und zumal legt er sich solche gern auf den Kopf.

Die Nahrung des Orangutangs besteht in allerlei wilden Früchten, Fruchtknospen,

Blüthen und jungen Blättern. Am meisten liebt er Feigen. Ein altes Männchen hatte mehrere 1 bis 2 Fuß lange Streifen Baumrinde im Magen.

Bis jetzt ist der Orangutang nur auf Borneo und Sumatra beobachtet worden; auf Borneo bewohnt er ausschließlich die großen sumpfigen Wälder der Niederungen; in den Gebirgen sieht man ihn nie. An der Süd- und Westseite dieser großen Insel ist er im ganzen gar nicht selten, obgleich er sich nirgends zahlreich findet; in sehr bevölkerten Strichen, wie unter andern in der Umgegend von Banjermassing, und von da landeinwärts, ist er ganz verschwunden. Auf Sumatra scheinen hauptsächlich die ebenen Waldstriche im nordöstlichen Theil dieser Insel seine eigentliche Heimath zu bilden. Die Eingebornen jener Gegend kennen ihn ziemlich allgemein unter dem Namen Mawej. Bei den Dajaken von dem Bejadju-Stamme auf Borneo, heißt er Kahieo, und am oberen Duson-Flusse Ke-n. Den Namen Orangutang führt er allein bei der malaischen und überhaupt mohamedanischen Bevölkerung.

Der Orangutang erreicht eine Höhe von 3 bis 4 Fuß; alte Männchen werden mitunter noch etwas höher. Sie unterscheiden sich von den Weibchen durch ansehnlichere Größe, längere Behaarung und einen starken Bart am Kinn, vorzüglich aber durch einen halbmondförmigen, schwieligen Auswuchs an den Wangen und die großen Eckzähne.

Unter den Eingebornen cursiren viele Orangutang-Fabeln, die in der Folge durch Vermengung auch auf den Schimpanse übertragen wurden, sogar der gewaltsamen Entführung junger Negersklavinnen und malaischer Jungfräulein beschuldigt man den Waldmenschen.

Er wurde von seiner Heimath aus häufig nach Java gebracht und kam von da bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach Europa. Im Jahre 1778 veröffentlichte A. Vosmaer zu Amsterdam die erste getreue „Beschrijving van de zoo zeldzame als sonderlinge aapsort, genoemd Orang utang van Borneo“ nach einem jungen Exemplare im Haag. Wie die Vosmaer'sche, so bezieht sich auch Camper's Beschreibung des Orangutangs vom Jahre 1781 auf ein junges Thier, und als endlich 1783 das Skelett eines $4^1/_2$ Fuß hohen alten Pongos in Holland anlangte, da erregte dessen auffallend verschiedene Schädelbildung nicht geringes Aufsehen. Der Gesichtswinkel war bedeutend kleiner als bei dem jungen Orangutang, und die Kiefern traten vor wie beim Mandrill. Man hielt diese Unterschiede geraume Zeit hindurch für specifisch, überzeugte sich aber in der Folge um so gründlicher, daß sie lediglich von der Verschiedenheit des Alters herrühren.

Je jünger der Orangutang ist, desto mehr gleicht nämlich sein Schädel dem eines Kindes, desto größer ist sein Gesichtswinkel. Mit dem zunehmenden Alter tritt indeß die Schnauze immer mehr hervor und der Gesichtswinkel wird immer kleiner. Das Gehirn entwickelt sich nämlich früher als alle andern Organe und hat seine völlige Größe schon erreicht, während der übrige Körper noch lange nicht ganz ausgebildet ist. Bei sämmtlichen Quadrumanen wächst das Gehirn nach dem Zahnwechsel, also ungefähr nach dem dritten Jahre, nicht mehr, aber die Kiefern wachsen noch und erreichen namentlich bei dem Orangutang, der, gleich dem Schimpanse, mindestens neun bis zehn Jahre zu seiner völligen Ausbildung nöthig haben soll, eine so bedeutende Größe, daß der Schädel dem eines Pavians ähnlich wird. Mit zunehmendem Alter erleidet auch der Charakter des Thieres eine der Gesichtsbildung analoge Metamorphose.

Junge Pongos sind jedoch äußerst gutmüthig, etwas langweiligen Temperaments und schwerfällig in ihren Bewegungen, aber voll Anhänglichkeit an ihren Wärter; sie umschlingen gern seinen Hals und danken ihm, wenn er sie umherträgt, durch küssendes Ausdrücken der Lippen, wie ihr afrikanischer College im Anthropomorphismus.

Nach allen bis jetzt gemachten Erfahrungen scheint der Orangutang einen Wechsel des Klimas und Aufenthalts noch weniger zu ertragen als der Schimpanse. Daß die durchschnittliche Ausdauer der beiden Anthropoiden in Europa die Summe von zwölf Monden nicht erreicht, ist durch eine Reihe concreter Sterblichkeitsverhältnisse dargethan.

Da diese starre Beschränkung der Anthropoiden auf ein ganz bestimmtes geographisches Klima dem kosmopolitischen Charakter des Menschen geradezu wider-

spricht, so stellt Owen am Schlusse seines Memoires über den Gorilla die einfache, aber bedeutungsvolle Frage: „Durch welche Metamorphosen die humanisirten Schimpanses und Orangutangs dahin gebracht wurden, in allen Klimaten auszudauern?"

In Darwin'schem Sinne könnte darauf nur immer wieder geantwortet werden: „Durch natürliche und sexuelle Zuchtwahl." Aber das wäre eben nichts weiter als eine Diallele oder ein Zirkel; denn wie käme der Affenmensch, der nach der eigenen Behauptung seines Erfinders (Descent of Man. Chap. IV), als Fortschrittsvetter von Gorilla und Schimpanse, gleich diesen, im heißen Afrika gelebt haben muß, mit einem Male zu einer kosmopolitischen, also ganz heterogenen Nachkommenschaft?

Nach dieser Theorie könnte durch natürliche und sexuelle Zuchtwahl am Aequator auch ebenso gut ein Eisbär entstehen.

Sommerausflüge in England.

Von

W. Heine.

Lincolnshire.

Im Sommer des Jahres 1871, als der blutige Krieg auf dem europäischen Festlande beendet war, die Todten begraben waren, und die Commune in Paris sich unter die Erde verkrochen hatte, führte mich meine Reiseroute von Liverpool über Grimsby nach Hamburg, somit durch Lincolnshire, die Marschländer an der Nordküste Englands, und ich beschloß, einen Tag in Lincoln, der Hauptstadt von Lincolnshire, zuzubringen.

Statt den Extrazug zu benutzen, der jeden Mittwoch und Sonnabend Liverpool um ein Uhr nach Mittag verläßt, reiste ich schon am Dienstag früh um acht Uhr ab, denn ich wünschte nicht zu eilen und unterwegs etwas von Land und Leuten zu sehen.

Der Aufbruch zu einer Reise hatte mir nie in meinem Leben das Herz sehr beunruhigt. Als ich vor zweiundzwanzig Jahren Europa verließ, um jenseits des Weltmeeres ein neues Vaterland zu suchen, rief ich den letzten Freunden, die in Havre mich ans Schiff begleitet hatten, eben nur zu: „Lebt wohl, auf einstiges frohes Wiedersehen!" und später, sei es beim Antreten einer oder der anderen Reise um die Erde, sei es für eine kürzere Tour nach irgend einem Theil der östlichen oder westlichen Hemisphäre konnte ich nur dieselben Worte wiederholen. Selbst beim letzten Abschied aus dem Vaterhause, im Frühjahr 1863, als ich eben nur wieder freundlichst von der medicinischen Facultät ausgebessert, dem alternden Vater zum letzten Mal die Hand drückte, die liebevolle Mutter zum letzten Mal in meine Arme schloß und in den damals noch unentschiedenen Krieg zurückkehrte, wohin mich Pflicht und Diensteid riefen, rief ich auch eben nur „Lebt wohl, auf einstiges frohes Wiedersehen!"

Diesmal war's anders. Das einstige frohe Wiedersehen war gekommen. Nach mancherlei Gefahr und Mühseligkeit, nicht selten dem Tode sehr nahe, kehrte ich jetzt noch mit beinahe allen Knochen heim in das Land meiner Geburt, jetzt das neuerstandene deutsche Reich, zu der guten alten Mutter, um dort mancherlei Verwandte und Bekannte, vielleicht einige alte Freunde und viele neue Menschen zu finden. Deshalb fühlte ich anders als bei irgend einer früheren Abreise.

Endlich rollte der Wagen vor die Thür, eine letzte Tasse guten Thees und eine Pfeife (ich rauche jetzt nur bei außerordentlichen Gelegenheiten) verscheuchten die Grillen und wenige Stunden später dampfte der Zug durch die grünenden Marschländer von Lincolnshire.

Lincoln* liegt auf und an den Seiten eines Hügels am Witham-Fluß, der mittels eines Canals „Foß dyke" mit dem Trent verbunden ist, und bildet ein Städtchen von wahrscheinlich nicht über 10000 Einwohnern mit einem anscheinend regen Handel, hauptsächlich in Mehl, welches verschiedene ausgedehnte Dampfmühlen bereiten. Das Material der großentheils alten Häuser, entweder grauer Sandstein, Kalkstein oder brennend rothe Ziegeln mit gleich lebhaft gefärbten Ziegeldächern, giebt dem Ort ein

* Der Name besteht aus der ersten Silbe von Lin-dun (der vom Fluß genährte Hügel) und „coln" eine Abkürzung des römischen Wortes Colonia.

freundliches, aufgewecktes Aussehen und die erhöhte Lage, inmitten einer ausgedehnten Ebene, bietet eine weite Umsicht. Könnte der Wetterhahn der Kathedrale, auf der Spitze des Hügels so gelegen, daß ihre steingetäfelte Flur die Spitzen vieler Kirchthürme weit überragt, sehen, so würde er, weit über das Marschland hinschauend, über sechs umliegende Grafschaften blicken. Zu seinen Füßen liegt das feuchte amphibische englische Holland, das Paradies der Wildenten und der Wasserhühner, jene Strecken, die durch Menschenhände, geleitet von denkenden Köpfen, mittels einer Arbeit, die Jahrhunderte gedauert, dem Meer abgewonnen sind.

Vor langer, langer Zeit waren diese Flächen zwischen dem Humber und Wash von einem salzigen Sumpf bedeckt, dessen Bewohner hauptsächlich aus Möven und Reihern bestanden. Später, als Homer die Iliade sang, die Schlacht von Marathon geschlagen ward, Sokrates den Giftbecher trank und Alexander den Darius bekämpfte, häufte sich der aus den westlich gelegenen Höhen herabgespülte Sand und fette Schlamm über dem stehenden Wasser. Gras und Moos wuchs, aus den Wurzeln herangeschwemmter Bäume entstanden Wälder, die ihrerseits wieder vermorschten und neuen Boden bildeten.

Nun stellten sich die wilden Gänse und die ganze zahlreiche Familie der Wasservögel ein, die den Fischen jener Gewässer nachstellten, und ihnen folgte der Mensch mit Bogen und feuersteingespitzten Pfeilen; Fischer und Jäger, dem Fieber Trotz bietend, bauten ihre Hütten auf Pfahlwerk im Marschland. Dann erschienen die Römer und eben so thätig mit der Schaufel als mit dem Schwert, schlossen sie die Fluthen der See durch weitläufige Deiche aus, gruben Kanäle und legten etwa ein Drittheil der Ebene trocken, die „Coritani“, wie die Bewohner von Lincolnshire genannt wurden, vor Ueberschwemmungen schützend.

Um jene Zeit war wahrscheinlicherweise ein beträchtlicher Theil von Lincolnshire mit Eichen-, Birken-, Tannen- und Eschenwaldungen bedeckt, und der zur Zeit Charles II. lebende Historiker Dugdale erwähnt, daß auf der Insel Axholm überall dicht unter der Erdoberfläche Eichenstämme, oft fünf Fuß im Umfang messend gefunden würden, und Haselnüsse scheffelweise zu finden seien, während in der Nähe von Thurden in einem Jahr über zweitausend Wagenladungen von Holz ausgegraben wurden. Jahr nach Jahr consolidirte sich das Marschland und 1200 (König John's Zeit) war die Ebene ein Meer von grünem Gras mit zahlreichen Obst- und Weingärten.

Und dennoch rollte von Zeit zu Zeit die See, von heftigen Stürmen aufgewühlt, allverheerend zurück über ihr altes Gebiet. Die große Ueberschwemmung, welche im October 1571 (Königin Elisabeth) stattfand, warf zwischen Boston und Grimsby gegen sechzig Schiffe ans Ufer und brachte drei Bogen der Wansford-Brücke zum Einsturz. „Master Pellam“ von Mumby Chappell verlor tausendeinhundert Schafe, vom Ort selbst blieben nur drei Häuser und der Kirchthurm stehen. Die Geschichte der Entwässerung dieser Ländereien ist voll von romantischem Interesse.

Heute beläuft sich das in Lincolnshire gewonnene Land auf 680,000 Acker, welcher durchschnittlich 4 Pfd. Sterl. (27 Thlr. 6 Sgr.) oder im ganzen gegen zwanzig Millionen werth ist.

Wenige hundert Schritte vom Hotel überschreitet man den Fluß Wytham auf einer gewölbten steinernen Brücke, auf deren östlicher Seite sich eine Denksäule erhebt, während links ein großes steinernes Gebäude das Haus der Juden' benamt wird, nach Beleset de Wallingsford, einer sehr reichen jüdischen Wittwe, welche hier unter König Edward I. wegen Beschneidung von Münzen gehangen ward. Der Fluß ist hier zu beiden Seiten durch Mauern, auf denen getafelte Wege laufen, eingeengt; zahlreiche Kanalboote passiren auf dem Wasser unter Brücke und Häusern, und von Osten gesehen bietet sich ein besonders interessanter Anblick.

Etwas weiter hinauf schreiten wir durch das gewölbte Thor, „Stone Bow“ oder Steinbogen genannt, durch welches eben die von Norden kommende Postkutsche daherrasselt, und nun stehen wir im Weichbild des alten Lincoln.

Die Geschichte der Stadt ist nicht weniger reich und interessant als die der Grafschaft. Die alten Chroniken melden, daß Vortiner, König der Briten, 475 hier begraben ward.

König John ließ sich hier im November 1200, im Januar 1201 und im October 1205 vom König Alexander von Schottland Huldigung darbringen, bei welcher Gelegenheit er durch seine Leibwache eine Deputation von Cisterciensern niederreiten ließ, die gekommen, um sich gegen seine Grausamkeit zu beschweren. Sein letzter Besuch fand im September 1216 statt.

Am 19. Mai 1217 finden wir die Franzosen vor Lincoln, wo sie von William Mareshal, Statthalter für den jugendlichen König Henry, geschlagen wurden. Als der Earl von Perche, der General des Dauphins, den englischen Heerführer, den kleingewachsenen Earl von Chester, sah, rief er aus: „Haben wir hier so lange gewartet, bloß um diesen Zwerg kommen zu sehen?“ worauf Earl Ralph erwiederte: „Ich schwöre bei unserer lieben Frau, deren Kirche hier steht, daß morgen Abend ich dir stärker, höher und größer erscheinen werde als jener Kirchthurm.“ Und so kam es. Prinz Louis, der der Sicherheit halber in die Kirche gesendet worden, ward, nachdem sein Heer geschlagen, genöthigt, vor dem Hochaltar feierlich der Krone zu entsagen und England zu verlassen, und der tapfere Earl Ralph leistete seinem jungen König auf den Altarstufen Huldigung. So reiche Beute war gemacht worden, daß der Tag geschichtlich als Louis oder Lincoln Fair (Messe) benannt ward.

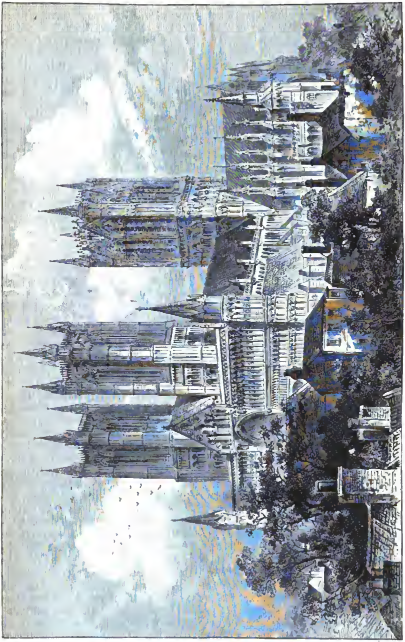
Von der römischen Stadt bestehen noch verschiedene Ueberreste, mehrere Mauern stehen noch zwischen dem bischöflichen Palast und dem Collegium, in James Street der „Mint wall“, 40 Fuß lang und 30 Fuß hoch, in dem sich Lagen römischer Ziegelsteine befinden; im Garten hinter der Kirche von St. Paul, das Thor von Newport. Die Straße nach Barton und Hall läuft jetzt noch während 15 Meilen auf der Linie der römischen Ermine-Straße, und die Vorstadt, durch welche dieselbe führt, war von römischen Mauern umgeben, mit runden Thürmen zum Schutz der Ecken, von denen man noch jetzt Spuren entdeckt.

Auf den Ruinen der Römerstadt ward eine neue Stadt in rechteckiger Grundform angelegt, welche östlich und westlich 3900 Fuß und nach Norden und Süden 36000 Fuß maß. Und als William I. im Jahre 1067 den Bau des Schlosses begann, wurden an der Stelle, die es jetzt einnimmt, 166 Häuser zerstört. Infolge davon, sowie der Errichtung des Münsters, legte man den noch heute südlich von Witham gelegenen Stadttheil an.

Halten wir uns jedoch nicht bei den verschiedenen, oft sehr schönen alten Kirchen, Palästen, Gebäuden oder Monumenten auf, sondern begeben wir uns durch die aufsteigenden Straßen nach der Spitze des Hügels, wo der wundervolle Münster, fast unbenagt vom Zahn der Zeit, stolz hinausblickt über das Marschland.

Ueber die sogenannten „Grecian Stairs“ (die griechische Treppe, eine Verstümmelung des altenglischen Wortes Greesen, d. h. die Stufen) gelangen wir nach den Palastgärten, und hier steht plötzlich in seiner wundervollen Größe das erhabene Bauwerk vor uns, welches, aus hartem grauen Kalkstein von der Haide von Lincoln und von Haydor bei Grantham erbaut, den Stürmen der Zeit trotzend mit seinen drei gewaltigen Thürmen und fast dem ganzen Körper die Stadt überragt, so daß diese gewaltigen, still gen Himmel deutenden Finger bei klarem Wetter noch von den fernen Hügeln von Derbyshire aus gesehen werden können.

Viele Umstände vereinigen sich hier, um die Richtung der kirchlichen gothischen Baukunst greifbarer zu versinnlichen. Aegypten strebte nach großartigen Massen, Griechenland nach Schönheit, Rom nach Stärke, und erreichten in diesen klar abgegrenzten Idealen Vollendungen; der christliche Baumeister folgte einem höheren, mehr begeisterten Gedankengang, sein Ideal strebte himmelwärts, ohne seine Vollendung diesseits der goldenen Pforten des Paradieses, der höchsten Vollkommenheiten finden zu können. Die Fenster, den durchsichtigen Wänden des Firmaments gleichend, die anscheinend unbegrenzten Gewölbe, die schattigen Eingänge, die Bogengänge, die großen Steinbäume der Pfeiler, die versteinerten Blumen der Kapitäle, die Unendlichkeit, das Mysterium dieses Stiles wird von keinem Anderen erreicht. Sein zeitweiliger Stillstand, seine Unterbrechungen und sein dennoch stetes Wachsen deuten seine göttliche Wesenheit an. Lincoln, einst der Thron eines gewaltigen Bischofssitzes, der Ely, Oxford und Peterborough umfaßte, bildet in sich selbst eine Geschichte



Kathedrale zu Lincoln.

englischer Gothik, vom frühesten sächsischen bis zum Spitzbogenstil.

Im Jahre 1075 begann Bischof Remigius nach dem Plan der Kathedrale von Rouen das Bauwerk, wobei er die Stadtmauern, welche die Baustelle durchkreuzten,

niederriß. Er sollte selbst nicht die Einweihung erleben, denn vier Tage vor derselben, am 6. Mai 1092, starb er. Alle Bischöfe Englands waren eingeladen worden, nur einer hatte sich geweigert zu kommen, Herbert Lozinga von Herford, welcher erklärte, den vorzeitigen Tod des Remigius in den Sternen gelesen zu haben und deshalb die fruchtlose Reise nicht antreten wollte.

Der Plan des Bauwerks war derselbe, als der Kathedrale von Rouen, Remigius sah jedoch nur die westliche Front, das Schiff, das Chor, das Kreuzschiff und die östlichen Kapellen vollendet, eine Feuersbrunst zerstörte im Jahre 1123 einen Theil davon, und Bischof Alexander setzte bis zu seinem Tode 1147 den Bau fort. Bischof St. Hugh von Avalon, 1186 bis 1200, arbeitete mit eigenen Händen als Maurer, und während seiner Periode entstand das östliche Kreuzschiff und die Kapellen, das Chor ward vollendet und das Kapitelhaus begonnen, und Bischof Hugh von Wells (1209 bis 1235) vollendete dasselbe und die westlichen Kapellen, wölbte die Schiffe ein und führte den Bau des Mittelthurms weit vorwärts.

Kriege hemmten den Bau, und 1217 litt derselbe bedeutenden Schaden durch die in der Stadt einquartierten Truppen; allein schlimmer als dies: ein unerquicklicher Streit erhob sich zwischen dem Kapitel von Lincoln und dem Bischof. Ein Kanonikus predigte über denselben und wählte für seine Predigt den passenden Text: „Wären wir still, so würden die Steine schreien," als während der Predigt plötzlich der Mittelthurm einstürzte, den Bau bis auf seine Grundfesten erschütternd. Viele dachten, das Ende der Welt sei gekommen, allein der beherzte Canonicus setzte ungestört seinen Donner gegen die Feinde der Friedensstifter fort, obschon drei Männer unter den Mauern begraben lagen.

Bischof Grostête, der den Mittelthurm theilweise wieder erbaute, war beinahe ein eben so bedeutender Mann als Roger Bacon, dessen Zeitgenosse (Henry III.) er war. Obschon er sich nicht ganz zu der Höhe des Letzteren erhob, der mehr als eine dunkle Ahnung von der Dampfkraft und der Gewalt des Schießpulvers gehabt zu haben scheint, hatte er ähnliche Kenntnisse der Metallurgie wie Bacon und arbeitete gleich Jenem hart an der Entwicklung des Maschinenbaues. Die Sage meldet, daß gleich dem „Doctor Mirabilis", dem großen Franciscanermönch von Oxford, Grostête aus Metall einen Kopf construirte, der Fragen beantwortete. Richard de Bardney behauptet, daß die Fragmente dieses bronzenen Kopfes noch jetzt in den Gewölben von Lincoln versteckt liegen.

Gegen ein Uhr hatte ich, langsam zwischen den alterthümlichen Gebäuden wandelnd, den Platz vor dem westlichen Thore erreicht, und trat, den südlichen der drei Eingänge der Westfront benutzend, durch eine Eingangshalle und eine Vorhalle mit zwei Flügeln, deren jeder in zwei Kapellen getheilt ist, in das Hauptschiff, von sieben gewaltigen Bogengewölben überragt. Die gewaltigen Dimensionen machen einen mächtigen Eindruck, denn während die Gesammtausdehnung des Innern 468 Fuß Länge, die westliche Front 173 Fuß Breite hat, beträgt die Höhe bis zu der Spitze der Bogen 80 Fuß. Das Schiff ist 252 Fuß lang und wird vom Hauptkreuzschiff, 220 Fuß lang und 63 Fuß breit, durchschnitten, dessen östliche Seite mehrere Kapellen enthält. Nach diesem folgt das Chor, 158 Fuß lang, von vier Bogen im Chorkreuzschiff, 166 Fuß lang, 44 Fuß breit, dessen östlicher Flügel Absidenkapellen enthält, während im Westen des Nordflügels die Sacristei liegt. Die Madonnenkapelle, auch das Engel-Chor, 70 Fuß lang incl. Seitenhalle, 82 Fuß breit, benannt, schließt das Ganze, und zwischen ihr und dem Chor liegt das Presbyterium, architektonisch ein Ganzes von sieben Bogen, mit diesem letzten Abschluß bildend. Nördlich vom Chor zwischen den beiden Kreuzschiffen liegt der Kreuzgang, 118 Fuß mal 90 Fuß messend, und aus der östlichen Galerie desselben tritt man in das 60 Fuß im Durchmesser haltende achteckige Kapitelhaus.

Aus dem Chor hallte Orgelton und Chorgesang, es war die Zeit des „Eveningsong" oder der Vesper, wie es auf dem Festland genannt wird. Die schöne Musik zog mich nach dem Eingang unter der Orgel, verschiedene Geistliche und eine Anzahl Chorsänger in ihren kirchlichen weißen Gewändern saßen auf den ihnen zugehörigen Bänken auf beiden Seiten, und verschiedene Personen nahmen die höher gelegenen

Chorstühle ein. Der Sacristan, zur Linken (nördlich vom Eingang) sitzend, lud mich ein, auf einem der Chorstühle Platz zu nehmen, und so gab ich mich während der Dauer der Gebete ungestört dem schönen erhebenden Eindruck hin, den derartige religiöse Bauwerke stets hervorbringen und der hier sowohl durch die wundervollen architektonischen Formen, als auch die lebende Umgebung und die gottesdienstliche Form, an der wir uns alle betheiligten, in einem hohen Grade gesteigert ward.

Der Gesammtstil ist besonders merkwürdig wegen seiner Mannigfaltigkeit und seines eigenthümlichen Charakters, der reichen Zahl seiner verwickelten, schönen, reich zusammengesetzten Liniengewölbe und Verzierungen, die besonders den westlichen Theil der Kirche unendlich anziehend machen. Die allgemeine Ordnung gehört dem ältesten englischen Stil an, der hier in einem merkwürdig reichen schönen Charakter ausgeprägt ist. Am Westende des Hauptschiffes findet eine bemerkenswerthe Unregelmäßigkeit des Grundplanes statt, indem die westliche Seitenlinie gegen zwei Fuß sich verjüngt, während die östliche gerade läuft. Wir finden eine ähnliche oblique Richtung gegen das Chor im Dom von Regensburg, St. Etienne in Paris, Norwich, Peterborough und York; ob derselben die Absicht zu Grunde liegt, bloß eine malerische Abwechselung der Linien zu erzeugen oder eine andere Ursache, ist schwer zu bestimmen.

Hier, nahe dem Eingang in der südwestlichen Ecke, befindet sich St. Hugh's Kapelle, allein 1280 (Edward I.) ward sein Grab nach dem Presbyterium verlegt, wobei der König, die Königin, der Erzbischof, sieben Prälaten und sechs Aebte die Procession begleiteten. Dieser St. Hugh ist jedoch nicht mit einem anderen traditionellen Lincoln-Heiligen zu verwechseln, Sir Hugh, ein kleiner Knabe, der, wie man damals fest glaubte, von seinen kindlichen Spielen durch einige Juden entführt und heimlich gekreuzigt ward, um das große Mysterium des christlichen Glaubens zu verhöhnen. Ob dieser Legende eine Wahrheit zu Grunde liegt, ist kaum zu bestimmen, allein in den Zeiten jener blutigen Verfolgungen, die Walter Scott in Ivanhoe so treffend skizzirt, wurden die endlosesten Ruchlosigkeiten auf die Schultern der Hebräer geschoben und fanden überall leicht Glauben. Ob das asiatische Blut derselben durch die ewigen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die sie zu erdulden hatten, manchmal zu einer solchen Weißglühhitze entzündet ward, daß einige Fanatiker bittere Rache mit Verhöhnung des großen Steins des Anstoßes des jüdischen Glaubens verbunden hätten oder nicht, die Verleumdung war jedenfalls eine gute Waffe für die Front de Boeufs und de Bois Gilberts jener Tage, denen es nach den Goldstücken und Edelsteinen gelüstete, die sich in den Kisten der Juden befanden. Infolge des Geständnisses eines der Mörder, Namens Copin, wurden alle Mitschuldigen, zweiunddreißig an der Zahl, an die Schwänze wilder Pferde gebunden, zu Tode geschleift und dann auf dem Canwickhügel an den Galgen gehangen, während das elf Jahre alte Kind im Münster begraben ward.

Ein altes byzantinisches großes Taufbecken aus Basalt, in einer der nördlich gelegenen Kapellen stehend, ist ein seltenes Stück der Kunst des Ostens; wie es hierhergekommen, wußte der Sacristan nicht zu sagen.

Die Fenster des Münsters sind von seltener Schönheit, und die Rose (24 Fuß im Durchmesser) über dem Nordende des Hauptkreuzschiffes wird als die vollkommenste, bedeutendste Schöpfung ihrer Art in England betrachtet. Ob sie schöner als die von Rouen, wage ich nicht zu entscheiden.

Das eigenthümlichste Meisterstück des Steinschnittes befindet sich zwischen den beiden Thürmen, der sogenannte steinerne Balken, ein Beispiel von fast übernatürlicher Kenntniß und verwegener Originalität gothischer Architekten. Derselbe ist gegen 30 Fuß lang, 21 Zoll breit, mißt an jedem Ende 21 Zoll im Durchmesser, in der Mitte aber nur 12 Zoll und besteht aus 23 Blöcken von ungleicher Größe, deren Form so genau bestimmt ist, daß sie nur durch den Seitendruck zusammengehalten, einen vibrirenden elastischen Stichbogen der flachsten Art bilden, der die etwa mögliche Senkung der Thürme so genau angeben würde, daß er wie das Werk eines Magiers erscheint.

Der Thurm über dem Kreuzungspunkt der Schiffe (223 Fuß bis ans Dach mes-

fend), auf vier Bogen ruhend, ist ein kühnes Meisterstück des begeistertsten Genies, und seine von zahlreichen Galerien und Passagen durchbrochenen Wände gleichen fast zwei übereinandergesetzten Schalen. Die vier Unterstützungspfeiler der Laterne zeigen die schönsten Verhältnisse und halten eine angenehme Mitte zwischen überschwerer Massigkeit und gefährlicher Schlankheit. Sie bestehen aus 24 Schäften, abwechselnd aus Lincolnstein und Pierbeckmarmor geformt, und erheben sich zur Höhe von 48 Fuß.

Das Chor ist ein wahres Labyrinth der kostbarsten Schnitzereien von der freiesten und delicatesten Schönheit, die gleich den zarten, in Kalkstein gehauenen Ornamenten, Figuren, Köpfen 2c. fast gänzlich unversehrt geblieben, obschon zu Zeiten Cromwell's zahlreiche Truppen, im Schiff der Kirche in Garnison liegend, während die Seitenschiffe als Pferdeställe dienten, ein eben so wildes Wesen trieben, wie in der Neuzeit die Commune in Paris, und nicht ermangelten, dem Fußgetäfel der Leichensteine alle Verzierungen aus Bronze oder andern edleren Metallen zu entreißen. Die Stühle, zweiundsechzig an der Zahl, haben wundervolle Abdrehungen und geschnitzte Misericordien aus dem vierzehnten Jahrhundert, und jeder Sitz giebt in seiner Sculptur seine eigene Erzählung, wie sie eben Anweisung des Meisters oder Laune des Arbeiters angeordnet. Die Sitze des Decans und Unterdecans befinden sich rechts, die des Präcentors und Erzdecans links vom Eingang. Des Kanzlers Sitz ist nächst dem Thron. Die Antiphonen über den Stühlen bezeichnen die Psalmen, welche jeder Inhaber täglich zum besten der Stifter zu beten hat, so daß der ganze Psalter unter dem Kapitel vertheilt ist. Der Adler trägt das Datum 1667 und den Namen des Gebers J. Soche. Der Thron steht an der Südseite und das Litaneipult in der Mitte des Chores auf einer Tafel, auf der zu lesen Cantate hic.

Den Glanzpunkt an Reichthum erlangt die Architektur in der Engelkapelle, dem Madonnenchor, wo die Figuren von dreißig Engeln alle möglichen Instrumente spielen. Die Schäfte der Pfeiler von den graciösesten Proportionen sind abwechselnd aus grauem Kalkstein und buntem Marmor gebildet, und die nie endenden, sich verwickelnden und wieder sich entwickelnden Bogen, Gewölbe, Rosetten und Ornamente aller Art bilden den berauschendsten Wirrwarr der reichsten, edelsten englischen Gothik, in der verschiedene reichverzierte Grabmonumente, oft von großen Dimensionen, gewisse Ruhepunkte bilden, auf denen dem Auge eine wohlthuende Rast zu Theil wird.

Aus dem nördlichen Flügel vom Kreuzschiff des Chors gelangt man in den Kreuzgang, dessen reichgeformte Fensterbogen und Pfeiler etwas mehr verwittert sind, als der Rest des Münsters, besonders die innere Front des östlichen Theils, die dem nassen Weststurme sehr ausgesetzt ist. Aus ihm gelangt man an das Kapitelhaus, dessen Eintrittshalle von außen durch drei gespitzte Giebel bezeichnet, im Innern aber etwa vierzig Fuß hoch ist. Der Eingang ist ein doppelter Thorweg, von einem reichverzierten Mittelpfeiler getheilt.

Die Ruinen des Palastes von Bischof Chesney, im Jahre 1147 begonnen, hängen pittoresk an der Seite des Hügels. Obschon von den Rebellen niedergebrannt, fesseln dennoch viele großartige Fragmente die Aufmerksamkeit des Wanderers, wie z. B. die große Halle, 84 Fuß mal 58 Fuß, die Vorhalle, die Küche mit ihren fünf gewaltigen Kaminen und dem gewölbten Keller unter derselben, der Alnwickthurm, St. Mary's Kapelle, die kleinere Halle 2c.

Durch den wundervoll reichen Seiteneingang, der an der Südseite nach dem Engelchor führt, die Kirche verlassend, gelangte unsere kleine Gesellschaft ins Freie, als eben die Abendglocken in vollen reichen Tönen ihre liebliche Weise hinaus in den stillen, schönen Sommerhimmel schwellten. Great Tom, die drittgrößte Glocke Englands, mischte wahrscheinlich ihren Klang nicht in die Harmonie, man sagte uns, sie sei gesprungen. Es war zu spät, hinauf nach dem Sitz des Geläutes zu steigen, sonst hätte ich dieses gewaltige Metallwerk noch besichtigt, dessen Mündung $7\frac{1}{2}$ Fuß (englisch) mißt, 94 Centner wiegt, gegen 1700 Quart halten könnte und unter dem ein großer Mann aufrecht stehen kann.

Sommerabende sind aber am Ende Juni in dieser Gegend lang, und so wanderte ich in Gesellschaft eines jungen Mannes, den ich im Münster zeichnend angetroffen, zwischen Ruinen und alten Häusern umher,

um mich noch der in dem milden Abendlicht besonders anziehend erscheinenden Ansichten zu erfreuen.

Wir waren nach dem westlichen Theil des Hügels gewandert und langten vor dem östlichen Thor des Schlosses an, von welchem heute nur noch die Umfassungsmauern und einige Thürme stehen, während in dem sehr geräumigen Inneren ein Gerichtshof und das Gefängniß erbaut sind. Der Zutritt zu diesem Gebäude kann jedoch nur auf Erlaubniß eines der Richter gestattet werden; diese erholten wir uns noch am selben Abend, und am nächsten Morgen um zehn Uhr, wo das Thor geöffnet ward, traten wir in dasselbe.

Dieses Thor, von zwei Thürmen flankirt, hatte früher zwei Etagen, deren untere in normännischem Stil aus großen Steinblöcken erbaut ist; der obere Theil ist jetzt eine Ruine, das Thor selbst aber, von einem Spitzbogen überspannt, noch in gutem Stand. Man tritt durch einen kleinen Vorhof, an dessen linker Seite die Wohnung des Thürhüters liegt, während rechts ein schöner Erker aus der Zeit Edward's II. angebracht ist, der früher einem anderen Gebäude angehörte und vor einigen Jahren der besseren Conservation halber hierher verpflanzt ward, durch ein zweites inneres Thor in den großen Hof, oder besser Garten, denn er ist mit schönen üppigen Grasplätzen überdeckt und von Anlagen umgeben.

An der nordöstlichen Seite steht ein wohlerhaltener Thurm von zwei Stockwerken, außen rund, innen viereckig, Cobb Hall genannt, und gleich der Front des östlichen Thores, von John von Gent erbaut. Das obere Stockwerk hat verschiedene kleine Zellen mit massiven eisernen Ringen. Hier waren früher Gefangene angefesselt und brachten in Einsamkeit, Schmutz, Kälte, vielleicht auch dem Hunger ausgesetzt, ihre traurigen Tage zu. Auf dem Dach fand vor sieben Jahren die letzte öffentliche Hinrichtung statt, von zwei jungen Burschen, die einen Greis unter den empörendsten Umständen ermordet; jetzt finden Hinrichtungen im Hofe des Gerichtshauses nur in Gegenwart der Jury und der befugten Beamten statt.

Der Keep Tower, die letzte Zufluchtsstätte der Garnison, ein irreguläres Polygon (90 Fuß und 80 Fuß) auf der Südseite des Schlosses und etwa zwanzig Fuß höher als der Hof gelegen, enthält den Kirchhof, wo etwa zwanzig Gräber sind. Da Hinrichtungen so selten sind und Todesfälle unter den Gefangenen auch nicht häufig vorkommen, so wird derselbe noch lange zu demselben Zweck dienen können.

Am südöstlichen Ende erhebt sich noch eine massive Gruppe, von einem kleinen Thurm bekrönt, das Observatorium benannt. Von hier hat man einen überaus schönen Anblick des Münsters mit einer weiten Umsicht über die Stadt und die ausgedehnten Marschländer. Damit nahm ich Abschied von Lincoln und meinem jungen aufgeweckten Begleiter durch diese Reste des Alterthums, kehrte in das Hotel zurück und befand mich eine halbe Stunde später auf dem Schnellzuge nach Grimsby, von wo am Abend der Dampfer nach Hamburg segeln sollte.

Literarisches.

Die semitischen Völker. Versuch einer Charakteristik von Dr. Chwolson, ord. Prof. an der kais. St. Petersburger Universität. Berlin, Franz Duncker. 1872.

Die Charakteristik, welche der berühmte französische Orientalist Ernst Renan von den semitischen Stämmen entworfen hat, konnte nicht verfehlen, mannigfachen Widerspruch hervorzurufen. Die semitische Race, sagt er, ist eine race inférieure, die weit unter der arischen Race steht. Die Semiten seien unfähig, die Verschiedenheit, die Vielheit zu erfassen, daher, meint er, wären sie instinctiv zum Monotheismus gelangt. Sie hätten auch keine Mythologie, keine Philosophie und keine Wissenschaft. Polytheismus und Philosophie, meint er, sind der Ausfluß jener Fähigkeit, die Vielheit zu erfassen; in der Kindheit der Menschheit erzeugte diese Fähigkeit den Polytheismus, in der Zeit der Reife die Philosophie. Chwolson, der hervorragende russische Orientalist, erklärt sich darin mit Renan übereinstimmend, daß der Charakter der semitischen Stämme nur aus angeborenen Anlagen ableitbar erscheine. Aber er entwirft von dieser Mitgift der Semiten ein anderes Bild als Renan. Zwischen Behauptungen, welche beiderseits keinerlei wissenschaftlichen Beweis zulassen, entscheiden nur Geschmack und Neigung.



Wilhelm Heinse's Grabstätte in Aschaffenburg.

Von

Ludwig Herrmann.

Bevor wir den Leser an des Dichters Grabstätte führen, wollen wir einige Andeutungen über dessen Leben und Schriften geben.*

Heinse's Geburtsort ist Langenwiesen bei Ilmenau im Thüringerwalde, wo sein Vater als Stadtschreiber und Organist in sehr beschränkten Umständen lebte. Schwankend sind die Angaben über die Zeit seiner Geburt: die Einen setzen sie in das Jahr 1746, die Andern in das Jahr 1749, Heinse selbst bezeichnet in einem Brief an Gleim den 16. Februar 1746 als seinen Geburtstag, in einem andern Briefe an denselben sagt er dagegen: „Ich bin am Ende Februarii geboren worden."

Nachdem Wilhelm Heinse das Gymnasium in Schleusingen besucht hatte, bezog er die Universität Jena zum Studium der Rechtswissenschaft, beschäftigte sich jedoch weit mehr mit den alten Klassikern und der modernen schönen Literatur des In- und Auslandes als mit seinen Fachstudien. Von Jena ging er nach Erfurt, um Wieland, der dort Professor der Philosophie und Aesthetik war, zu hören. Bald wurde er mit Wieland näher bekannt, und diese Bekanntschaft wirkte bestimmend auf seine poetische Richtung ein. Wieland empfahl den armen, oft die bitterste Noth leidenden Studenten der Mildthätigkeit des Poetenvaters Gleim. Dieser gewann den geistreichen, feurigen jungen Mann lieb und ließ ihm von Zeit zu Zeit auf die zarteste Weise Unterstützungen zukommen.

In Erfurt lernte Heinse einen ehemaligen preußischen Hauptmann kennen, der im Auftrage des Grafen Schmettau zur Gründung eines Lottospieles Deutschland bereiste. Der Hauptmann machte Heinse den Vorschlag, dieser Speculation und geldbringenden literarischen Unternehmungen seine Feder zu leihen. Die Lust, in die Welt zu kommen, bewog Letzteren, darauf einzugehen.

Er bereiste mit dem Hauptmann mehrere Städte, löste jedoch bereits nach einem Jahre (1772) dieses seiner unwürdige Verhältniß. Durch Gleim's Vermittlung erhielt er eine Hauslehrerstelle bei einem Edelmann in Halberstadt, wo er bis 1774 blieb, und von wo aus er dann einem Ruf G. Jacobi's nach Düsseldorf folgte, um

* Unsere Leser verweisen wir bei dieser Gelegenheit auf den Aufsatz über Heinse von Herman Hettner. Monatshefte Band 21 Seite 248, wobei sich auch ein lebenvolles Porträt des Ardinghello-Dichters befindet.

für dessen Zeitschrift „Iris" zu arbeiten. Daselbst verweilte er sechs Jahre. Der häufige Besuch der Bildergalerie erweckte seinen Kunstsinn, verfeinerte seinen Geschmack und erregte in ihm die Sehnsucht, zu seiner weiteren ästhetischen Ausbildung nach Italien zu gehen. Im Juli 1780 trat er, von Jacobi und Gleim mit einigen Geldmitteln versehen, die Reise dorthin an und kehrte im Januar 1784 wieder nach Düsseldorf zurück.

Während seines zweiten Aufenthalts in dieser Stadt gewann er durch Uebersetzungen und andere literarische Arbeiten für Buchhändler mühsam und nothdürftig seinen Lebensunterhalt. Lange suchte er vergeblich nach einer Anstellung, „nach einer Ruhestätte, wo er ohne drückende Nahrungssorgen sein Leben frei den Musen widmen könne." Endlich im October 1786 wurde er durch die Empfehlung des Geschichtschreibers J. Müller Vorleser des Kurfürsten von Mainz und im Mai 1788 Hofbibliothekar mit dem Titel eines Hofrathes. Als 1792 das französische Heer gegen Mainz heranrückte, flüchtete der Kurfürst nach Aschaffenburg, wohin die Residenz in der Folge definitiv verlegt wurde. Da nur ein kleiner Theil der reichhaltigen kurfürstlichen Bibliothek noch rechtzeitig nach Aschaffenburg in Sicherheit gebracht worden war, harrte Heinse während des Kriegsgetümmels in Mainz auf seinem Posten aus. Auf des Kurfürsten Befehl kam später die ganze Bibliothek nach Aschaffenburg und wurde im Schlosse aufgestellt, worauf auch Heinse im December 1794 dahin übersiedelte und bis an sein Lebensende als Bibliothekar verblieb.

Ueber die letzte Lebensperiode des Dichters, seinen Aufenthalt in Aschaffenburg, wissen die Biographen sehr wenig zu berichten. Ich füge einige Mittheilungen hierüber bei, die mir vor Jahren von Männern aus Heinse's persönlicher Bekanntschaft gemacht wurden. Heinse war Junggeselle. Er lebte in Aschaffenburg sehr zurückgezogen, hielt sich den ganzen Tag in der Bibliothek auf, mit Lesen der alten Klassiker und mit Niederschreiben seiner Werke beschäftigt.* Gewöhnlich ernst und verschlossen, erwies er sich doch gegen Gebildete, welche auf die Bibliothek kamen, zuvorkommend und dienstbereit. Seine einzige Erholung war das Schachspiel, in welchem er sich als Meister bewährte. Während der Partie streute er hie und da geistreiche Bemerkungen ein über die Aehnlichkeit dieses Spiels mit einer Feldschlacht, wobei sich plötzlich seine erschlafften Gesichtszüge belebten, und seine großen Augen in einem eigenthümlichen Glanze leuchteten.

Er erfreute sich der besondern Gunst Dalberg's, des Coadjutors zu Mainz und seit 1802 Kurfürst-Reichserzkanzlers. Dieser besuchte während seiner Anwesenheit in Aschaffenburg ihn häufig auf der Bibliothek und unterhielt sich mit ihm über Gegenstände der Kunst und Literatur. Die drei letzten Jahre litt Heinse fortwährend an Kopfschmerz, Symptom eines Gehirnleidens, dem er am 22. Juni 1803 erlag. Die Aerzte bezeichneten Ueberreizung des Gehirns durch geistige Arbeiten als die Ursache seines Leidens. Die Geistlichkeit hatte anfangs die Beerdigung „des Protestanten und heidnischen Schriftstellers" auf dem Pfarrkirchhof der Agathenkirche verweigert; der freisinnige Dalberg befahl ihr jedoch, ihn dort begraben zu lassen — ein Befehl, welchem sie um so weniger Widerstand leisten konnte, als Dalberg doch selbst Erzbischof war.

Heinse hatte seinem Freunde, dem berühmten Anatomen Sömmerring, seinen durch eine merkwürdige Schädelbildung ausgezeichneten Kopf vermacht.

In Folge der zu spät erhaltenen Nachricht von des Dichters Tod kam Sömmerring von Frankfurt a. M., wo er damals als praktischer Arzt lebte, nach Aschaffenburg erst, nachdem Heinse bereits beerdigt war. Auf Vorzeigung eines von Heinse's Hand geschriebenen Documentes erhielt er

* In Mainz scheint er gerade so gelebt zu haben. Der Weltumsegler G. Forster war, als er Heinse dort persönlich kennen lernte, sehr erstaunt darüber, in ihm statt eines heitern Lebemannes einen ernsten, von der Außenwelt sich abscheidenden Stubengelehrten, ja sogar einen Weiberfeind zu finden.

Ueber des vielverlästerten Heinse Beziehungen zu den Frauen in ferueller Hinsicht während seiner Jugendperiode giebt ein Brief von ihm (Heinse) an Wieland Aufschluß. Dieser hatte sich nämlich über eine sehr schlüpfrige Stelle in dessen erstem Roman „Laidion" mißbilligend ausgesprochen, worauf ihm Heinse in jenem Briefe bemerkte, daß sich diese Scene in einem Taumel von Phantasie eingeschlichen, daß er sie aber in Wirklichkeit noch nie, obgleich er schon vierundzwanzig Jahre alt sei, genossen habe.

von Dalberg die Erlaubniß zur Ausgrabung der Leiche und Abnahme des Kopfes. Um Aufsehen zu vermeiden, wurde die Ausgrabung Nachts vorgenommen. Nach Sömmering's Tod ging Heinse's Schädel in den Besitz von dessen Sohn, des Hofraths Dr. W. Sömmerring über, und dieser schenkte ihn später der Senkenbergischen Stiftung in Frankfurt a. M., wo er noch heute in der anatomischen Sammlung zu sehen ist.

Heinse war der begabteste der aus der Wielandischen Schule hervorgegangenen Schriftsteller. Durchdrungen vom Geiste des hellenischen Alterthums, athmen seine Schriften heitern, durch die Gesetze der Schönheit gezügelten Lebensgenuß. Er ahmte hierin auch Wieland's Ueppigkeit nach, übertraf diesen sogar noch an rücksichtsloser Bloßgebung der Sinnlichkeit. Seine Romane, besonders „Ardinghello“, zeichnen sich durch mächtig hinreißenden Ausdruck, plastische Kraft und Farbenpracht der Darstellung und reizende Landschaftsbilder aus; aber es fehlt ihnen an künstlerischer Einheit und Abrundung, nur ganz lose sind in sie an und für sich treffliche Kunsturtheile, Alterthumskunde, Abhandlungen über griechische Philosophie ꝛc. verwebt.

König Ludwig I. ließ Heinse's Büste in der Walhalla „unter den rühmlich ausgezeichneten Teutschen“ aufstellen. In den „Walhalla's Genossen“ schreibt er über Heinse:

„Genialen Geistes war er, aber in keiner Brodwissenschaft gelehrt, in der Vorwelt daheim und in der Kunst, vorzüglich in der Tonkunst. Nach Italien sehnte es ihn, beide waren für einander; schade, daß er nur vom Irdischen durchdrungen, das Himmlische ihm verschlossen blieb. — — Heinse schreibt nicht, er malt, wie Correggio (sein Lob, sein Tadel); in des Südens Glut taucht sich sein Pinsel, Flamme jeder Zug, jedes Wort Bild. Es staunt, seine Werke lesend, der Teutsche über seine Sprache, wird (und wie anders noch als in Bürger's) überrascht; welche neue Welt derselben öffnet sich ihm! Leider, daß ein unreiner Geist in jedem seiner Werke herrscht. Mißvergnügen empfindet die nach dem Hehren verlangende Seele ob solch herrlicher Gaben Anwendung.“

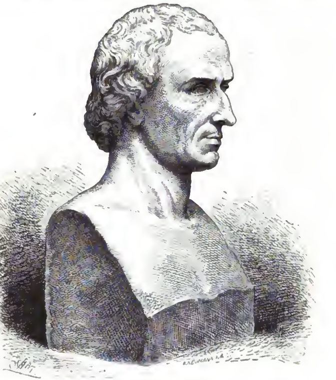
Der König hat hier in seiner barocken Schreibweise Heinse ziemlich richtig charakterisirt.

Heinse wurde, wie bereits gesagt, in Aschaffenburg auf dem Kirchhof der Pfarrkirche zur heiligen Agatha begraben. Dieser Kirchhof lag in der Umgebung der Kirche innerhalb der Stadt und erstreckte sich bis zur städtischen Ringmauer. Nachdem 1809 der allgemeine Friedhof vor der Stadt eröffnet worden war, gestattete die Regierung die Beerdigung auf den Pfarrkirchhöfen nicht mehr. Einige Jahre später wurde jener Theil des Agathenkirchhofs, auf dem sich Heinse's Grab befand, mit Häusern bebaut. Um des Dichters Grab der Nachwelt zu erhalten, beschloß König Ludwig I. 1826, dessen irdische Ueberreste nach einer freien Stelle an der Ringmauer, der Kirche gegenüber, übertragen und hier einen Denkstein setzen zu lassen. Der Todtengräber, vom König befragt, ob er Heinse's Grab mit Gewißheit angeben könne, bejahte dies und bezeichnete in dem Hofe eines der neugebauten Häuser eine Stelle dicht vor dem Eingang in einen Stall als diejenige, wo Heinse begraben worden sei. Bei der Ausgrabung fand man den Sarg fast ganz vermodert und das Skelett theilweise zerfallen, aber ohne Kopf, der sicherste Beweis, daß dieses wirklich Heinse's Reste waren, wofür der König den Todtengräber reichlich belohnte. Die aufgesammelten Gebeine wurden in eine Kiste gelegt, an der bezeichneten freien Stelle der Ringmauer wieder dem Schooße der Erde übergeben und hier ein großes, aus rothem Sandstein bestehendes Epitaphium aufgestellt. Auf ihm ist oben ein Lorbeerkranz ausgehauen, darunter steht: „Hier ruhen die Gebeine Wilhelm Heinse's, Verfassers des Ardinghello. Geboren zu Langenwiesen im Thüringischen 1749. Gestorben zu Aschaffenburg 1803.“ Zu beiden Seiten des Grabes ließ der König Akazien (Robin. Pseudo-Acac.) pflanzen und das Ganze einfrieden. Die beiden Akazien sind unterdessen zu stattlichen Bäumen herangewachsen und spenden heute noch dem Dichter zur Zeit seines Sterbemonats (die Robinien blühen im Juni) liebliche Düfte. Ludwig besuchte, so oft er nach Aschaffenburg kam, Heinse's Ruhestätte. Ich sah den greisen König noch bei seinem letzten Aufenthalt in Aschaffenburg, kurz vor seiner durch den Anmarsch der Division

Göben im Juli 1866 veranlaßten Abreise, an Heinse's Grab längere Zeit sinnend verweilen.

Im März 1871 wurde bei der Stadterweiterung die Ringmauer der Agathenkirche gegenüber niedergerissen und mit ihr das an sie angelehnte Denkmal Heinse's. Die städtische Behörde wollte dasselbe an der äußeren Kirchenwand wieder aufstellen, was aber die Geistlichkeit nicht zugab, weil den Seiten des Grabes gepflanzten Akazienbäume wurden bei der Planirung des Platzes vor der Kirche verschont.

Nach der Niederreißung der Ringmauer berührt jetzt Heinse's Grabstätte unmittelbar jenen Theil der herrlichen englischen Anlage „Schönthal", durch den sich die Straße aus der Stadt nach dem Bahnhofe hinzieht. Den vom Bahnhof nach der Stadt sich begebenden Touristen führt der



Heinse's Büste in der Walhalla.

Heinse ein frivoler, unmoralischer Schriftsteller gewesen sei. Es erhoben sich nun von Zeit zu Zeit in der Local- und in der auswärtigen Presse Stimmen für die Erhaltung der Grabstätte Heinse's. Endlich im Herbst 1871 wurde das Grab mit einem eisernen Gitter eingefaßt, das bisher zwischen den Mauertrümmern befindliche Denkmal daraufgelegt und um das letztere herum Rosenstöcke eingesetzt. Auch die alten 1826 von König Ludwig I. zu bei- Weg unter dunkelgrünen, schattigen Laubgewölben mannigfaltiger Bäume hart am Grabe des Dichters vorüber. O. v. Redwitz schrieb in seiner Wohnung dem „Schönthal" gegenüber das „Lied vom neuen deutschen Reich". Im Schlußwort: „Vom schönen Thale" besingt er die Reize desselben.

Aus alten Spuren.*

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

(Schluß.)

Die Thür ging auf, ohne daß vorher angeklopft wäre, — es war wirklich der Landrath.

„Ah, in der That — ist das der berühmte Familienkaffee, ohne Frau von Augustin, und nicht in der Nebelhöhle?" sagte er in herb spottendem Tone, und indem er mit einem Blick, der den Arzt ersichtlich übersah, das Gemach überflog. Er nickte den schüchtern sich nähernden Kindern zu, er drückte seiner Schwester die Hand, und nun erst fiel sein Auge auf Rohde, mit einem kaum merklichen Neigen des Hauptes. „So, der Herr Schwager? Ein Feierstündchen nebst Cigarre? Charmant! Solch ein würdiger Eheherr hat's außerordentlich bequem, schlägt überall sein Lager auf und spricht als richtiger Pascha: ob's euch gefällt, mir eins! Wenn's nur mir gefällt!"

Rohde lächelte gleichfalls nicht ohne Spott: der Angriff war allzu plump und dennoch allzu geschraubt, als daß er ihn, zumal nach dem Frieden der vorausgegangenen Stunde, hätte reizen können. Er versetzte daher auch ganz behaglich: „Das wäre uns armen Paschas wohl zu gönnen, aber unser Oberpascha duldet's leider nicht. Sie jagt er am Sonntage aus Ihrem Lager, und mich läßt er auch nicht auf demselben —"

„Ein Vergleich —" sagte der Landrath hochmüthig.

„Ja, Gott weiß, auf uns nimmt euer Staat keine Rücksicht!" fiel Anna mit leicht gerötheten Wangen rasch ein. „Die Kinder und ich kennen Rohde kaum noch, so wenig Ruhe findet er. Und wir dürfen daher die heutige Ausnahme wohl wie ein Fest begehen."

* Um die geehrten Abonnenten mit dem Schluß des laufenden Bandes auch in Besitz der ganzen Erzählung von Hoefer zu bringen, sieht sich die Verlagshandlung zu dem Opfer veranlaßt, das vorliegende Heft um einen Bogen zu verstärken, damit der vollständige Abdruck der Erzählung ermöglicht werde.

Der Landrath sah die Schwester, er sah den Schwager an. „Verdienen Sie diese Liebenswürdigkeit?" fragte er. Der Ton war allzu herb, als daß der Scherz zu seinem Recht gekommen wäre.

„Rede keinen Unsinn!" sprach Anna von neuem rasch dazwischen. „Ich denke, auch für Helene würde es eine Freude gewesen sein, hätte sie dich heut daheim behalten dürfen! Ich weiß ja, wie lieb euch ein stiller Sonntag ist. Was hat dich denn heut herübergejagt?"

Herr von Halthin hatte sich aufs Sopha gesetzt. Er langte sein Etui hervor und nahm eine Cigarre heraus, obgleich die des Arztes auf dem Tische standen. Er zündete sie an und, sich zurücklehnend, sagte er verstimmt: „Eine Unverschämtheit, was sonst? Es hat sich vorgestern Abend ein frecher Bursch an mir vergriffen, den ich dann ins Loch werfen ließ. Heut meldet man mir, daß das Criminalgericht ihn für sich in Anspruch nimmt, und da ich hereinkomme, hat man die Unverschämtheit, mir den Zugang zu dem Burschen zu verweigern, und euer liebenswürdiger Herr Rath — wie heißt er? — den ich zu sprechen verlange, läßt mich — ist es nicht unglaublich? — zu heut Abend wiederbestellen! — Aber ich will mich nicht ärgern," brach er ab. „Diese Menschen sind einmal tactlos." Und sich gegen Anna wendend, setzte er hinzu: „Da ich dich am Fenster sah, wolltest du in die Kirche — natürlich allein. Der Herr Schwager hält Gottesdienst und Erbauung ja wohl für kindischen Aberglauben?"

Auch jetzt noch bewahrte Rohde seine Ruhe. „Dem Herrgott dient ein Jeder, wie der Herrgott es ihm aufträgt," sagte er indessen ernster als vorhin. „Mir ist die Krankenstube eine Kirche, und meinen armen Kranken und Leidenden nach meinen Kräften Heilung zu bringen, ist in meinen Augen auch ein Gottesdienst."

„Kranke und Leidende, die es fast immer durch eigene Schuld und Unvernunft, oder zur gerechten Strafe ihrer Sünden sind!" sprach Herr von Halthin in hohnvollem und so lautem Tone, als wolle er jede Einwendung von vornherein abschneiden.

„Da gehen wir denn freilich weit auseinander," versetzte Rohde noch ernster. „Vergangene Schuld und Sünde sind mir

bei meinen Patienten gleichgültig. Ich sehe nur den leidenden Menschen und erbarme mich seiner. Und mein schlichter Glaube ist und bleibt, daß auch der Herrgott —"

„Es ist seltsam," fiel der Landrath von neuem hohnvoll und in dem lauten Tone ein, „daß die Herren Demokraten und Naturphilosophen, die von dem Herrn nichts wissen wollen, dennoch von ihm nicht loskommen, seinen heiligen Namen im Munde führen und sich ein Urtheil über ihn, seine Langmuth und seinen heiligen Willen anmaßen —"

„Das die Herren — Orthodoxen für sich allein ebenso gut in Anspruch nehmen, wie überhaupt Alles, was zur Erkenntniß und zum Verständniß des göttlichen Wesens gereicht," sagte Rohde endlich bemerkbar kalt dazwischen.

„Mit besserem Recht, hoffe ich!" rief der Landrath gereizt.

„Darüber streiten eben die Parteien und werden es immer thun, so lange es noch Parteien giebt."

„Streiten? Gewiß nicht!" rief der Landrath mit verächtlicher Betonung. „Das kann nur zwischen ebenbürtigen Gegnern stattfinden, nicht aber zwischen uns und dem Gesindel —"

„Da wären wir denn auf der rechten Höhe," sagte der Arzt kalt.

„Aber Bruder Fritz — ich bitte dich!" sprach Anna zugleich leichenblaß und mit schier entsetzter Miene dazwischen.

„Bitte nicht — bitte nicht!" rief der Bruder aber und sprang auf und warf heftig den Arm hinaus. „Es ist ganz gut für diesen Herrn da, wenn er einmal gründlich erfährt, wie wir über ihn und Seinesgleichen denken —"

Rohde erhob sich gleichfalls. „Kommt, Kinder," sprach er zu den Kleinen, die ganz eingeschüchtert in der Fensternische standen und mit erschrockenen Blicken zum Tisch hinübersahen. „Für euch ist hier kein Platz mehr —"

„Bleiben sollen sie — bleiben!" rief der Landrath in immer sich steigernder Heftigkeit. „Auch sie sollen es erfahren, wie ihr Vater, der Gottesleugner und Königs—"

„Still!" unterbrach ihn Rohde mit einem Tone, der, obgleich nicht laut, selbst den — wir dürfen wohl sagen — sinnlosen Grimm für einen Augenblick beherrschte. „Kommt!" Und nachdem er die zitternden Kleinen an die Thür geführt und diese hinter ihnen geschlossen hatte, kehrte er zurück und sagte, an seinen Stuhl tretend, mit erneuter Kälte: „Dir, liebe Frau, stelle ich frei —"

„Sie haben dieser Dame nichts freizustellen!" schrie der Landrath, wie außer sich. „Sie ist und bleibt meine Schwester, die Ihnen nur allzu lange die Ehre angethan hat, den Namen Ihrer Gattin zu tragen —"

„Sie sind nicht bei Sinnen," sagte der Arzt eiskalt und mit einem flüchtigen Blick auf Anna, welche, das Taschentuch auf die Augen pressend, wie ohnmächtig in der Sophaecke lag.

„Nicht bei Sinnen? Ich werd' es Ihnen schon zeigen —"

„Auf das Gebiet des Schreiens kann ich Ihnen allerdings nicht folgen, meine Lungen reichen dazu nicht aus," sagte Rohde fest und hart, und da sein Gegner, wenn auch mit einem Blick, als wolle er ihn verschlingen, wirklich momentan innehielt: fuhr er ebenso fort: „noch einmal, Sie sind nicht bei Sinnen, denn sonst müßten Sie die Ungeheuerlichkeit dieses ganzen unglaublichen Streites —"

„Streit? Mit Ihnen?" brach der Landrath heftiger als je aus. „Mit Ihnen, dem Gottesleugner, dem rothen Republikaner, dem Königsmörder, dem Menschen, der mir, seinem Gast, hier in seinem Hause so rücksichtslos begegnet? Erkennst du ihn, Anna? Komm, komm! Schüttle den Staub von deinen Schuhen und überlaß ihn dem Gericht —"

Er brach mitten in der wahnsinnigen Rede jäh ab, und sein Auge richtete sich mit einem Ausdruck, als ob er ein Gespenst vor sich sehe, auf die große Gestalt und die wie in Eiseskälte erstarrten Gesichtszüge des alten Herrn, der eben in der Thür des Nebenzimmers erschien.

Und nun kam, unter dem, man durfte schon glauben, erschrockenen Verstummen Aller, der Alte durch das Gemach, unbewegt das Gesicht, unbewegt die Gestalt, die Hände auf den Rücken gelegt, und nur die Augen mit dem eiskalten Blick von Einem zum Anderen wendend —

„Es thut mir wahrhaft leid, Vater, daß Ihre Ruhe bei uns so rücksichtslos gestört werden mußte," sprach der Arzt, „aber —"

Eine ablehnende Bewegung des Herrn

unterbrach ihn. „Lassen Sie sich das nicht leid thun, Rohde," sagte er; „contrair, solche Einblicke sind stets lehrreich, und ich erhalte überdies die Gelegenheit zu einigen, längst nothwendigen Fragen schneller, als ich erwartet. Und nun," redete er gegen den Arzt gewendet weiter, „lassen Sie sich denn solche freche Eingriffe in Ihre Rechte als Bürger, Vater — die Kinder erzählten mir davon! — und Gatte gefallen, ohne Ihr Hausrecht zu gebrauchen —"

„Mein Herr Vater —!" brauste der Landrath auf.

„Still! Jetzt rede ich. Warte, die Reihe kommt auch an dich!" schnitt Halthin den Ausruf kalt ab. Und da der Sohn mit einem knirschenden Laut nach seinem Hut langte, wurde sein Blick womöglich noch kälter, und er sprach ohne die geringste lebhaftere Betonung: „Ich denke denn doch, daß meine Kinder meinen Befehl achten werden. Falls dein Schwager keine Einwendung macht, bleibst du, bis ich dir zu gehen erlaube. Da du aber zu pressiren scheinst, kannst du meine Frage gleich haben. Diejenige an diese — Dame hier, die solche Einmischungen eines Sinnlosen duldet und von ihm ihren Gatten, ihre Kinder und sich selbst verunehren und beschmutzen läßt — die hat schon noch Zeit. Also du sagtest von einem Gericht, da ich eintrat, dem man deinen Schwager überlassen sollte — sage einmal du, der du dich Fritz Halthin heißest —" und er trat hart in seiner festen Haltung und die Hände auf dem Rücken vor den Sohn hin, und sein großes Auge haftete starr auf den zuckenden Gesichtszügen desselben — „weißt du, was für ein Wissen dein Schwager hier und ich seit zehn Jahren mit uns herumtragen; was für ein Wissen uns seit zehn Jahren dir — aus Schonung! — fern hält? — Denke an das Gericht, das dir selber bevorstehen könnte, Mörder!" — Und zurücktretend, schloß er mit einer, man muß wohl sagen, unerbittlichen Härte: „Geh' uns aus den Augen, und wenn du noch so viel Kraft hast, auch aus deinen eigenen."

Fritz von Halthin stürzte aus dem Gemach. Eine wirkliche Ohnmacht hielt die Sinne Anna's umfangen. Rohde war zum Fenster getreten und hatte die Stirn gegen die kalten Scheiben gelegt. Er regte sich nicht.

„Es kommt Alles einmal, wie es kommen muß," sagte der alte Herr mit seiner bewegungslosen Stimme.

XII.

Weihnachtsfest.

Das hätte der Rath Malsberg auch nicht gedacht, daß ihm gerade jetzt, wo seine kühnsten Hoffnungen so wunderbar erfüllt waren und die schönste Zeit seines Lebens begann, so viele Störungen und Beeinträchtigungen seines jungen Glücks von allen Seiten entgegentreten würden; und ebensowenig hatten diejenigen darauf gerechnet, die er nunmehr die Seinen nennen durfte. Wie hübsch hatte man sich das kommende Fest ausgemalt, die Bescherungsfreude nicht nur, sondern auch und mehr noch das endliche, herzliche und heimische, tief gemüthvolle Beieinandersein in der Familie, in dem guten, warmen alten Hause, das zu Roldin von jeher so frohe Menschen beherbergt hatte und in welchem es jetzt noch froher werden sollte als je zuvor! Zu Roldin fanden sich doch zum mindesten die Kinder ein, welche nicht gar zu fern weilten; zu Roldin nahmen die Alten auf das willigste und munterste Theil an der Lust der Jugend und ließen sich noch heut nicht das Recht nehmen, daß sie den Kindern die Festfreude bereiteten. Zu Roldin gab's keine Kälte und Entfremdung, und das helle Licht, das sich überall ausbreitete, war kein trügerischer Glanz, hinter dem sich nur um so dichtere und drohendere Schatten bargen.

Und Malsberg hatte dies wunderbar gute und liebe Leben noch gar nicht kennen gelernt: bisher hatte er nur immer kurze Stunden hier draußen bleiben können, und die in der Ferne weilenden Familienglieder, von denen man daheim mit so viel Liebe sprach, die ihm durch ihre Briefe nun in so guter Weise bekannt wurden, sollte er persönlich erst jetzt treffen! Und nun schien das alles, was so trefflich, so erfreulich ausgerechnet war, von neuem und auf das ernstlichste in Frage gestellt zu werden, so daß selbst die herzlichste Sehnsucht und der beste Wille darin vielleicht nichts zu ändern vermochten!

Die plötzliche Entdeckung und Verhaftung jenes viel gesuchten, verdächtigen Gott-

lieb Mühl hatte den Rath gezwungen, noch am gleichen Abend, und nachdem er die Brant zu Noldin eben nur begrüßt, in die Stadt zurückzukehren: er konnte es nicht darauf ankommen lassen, daß durch irgend einen Zufall, irgend eine, so nahe liegende Unvorsichtigkeit eine Verbindung zwischen dem Gefangenen und Grüning hergestellt wurde; und er durfte es, gerade nach den letzten, drohenden Worten Mühl's, noch weniger zugeben, daß derselbe, wenn auch nur einstweilen, in den Händen des Landrathsamts blieb.

Er mußte die Erfahrung machen, daß er in gewissem Sinne schon jetzt beinahe zu spät kam: die Ausfolgung des Gefangenen fand von Seiten des Landrathsamts den hartnäckigsten Widerstand und eine Verzögerung über die andere, ja ließ sich zuletzt nur durch eine Art von Gewaltact erzwingen, und Malsberg hatte die weitere Erfahrung zu machen, daß die inzwischen verflossenen vierundzwanzig Stunden entweder von Andern oder vom Gefangenen selber in einer Weise benutzt worden waren, welche die Untersuchung von neuem beeinträchtigen und verzögern zu wollen schien. Trotzdem hatten schon die rasch folgenden ersten Verhöre und die Confrontation mit dem Pogwitzer Knecht derartige Ergebnisse, daß die Hoffnung auf einen rascheren Gang wieder wuchs — der Anblick und die Angaben des Knechtes bestürzten Mühl in einem Grade, wie man es in Ansehung dieser eisenfesten, gewaltigen Gestalt und seiner anscheinend nicht geringeren innern Kraft kaum hätte voraussetzen mögen.

Es traten Züge hervor und noch andere erschienen, bisher kaum recht erkennbar, im Hintergrund, die Malsberg, obgleich sie den in ihm schon seither sich regenden Verdacht immer ernster zu bestätigen schienen, dennoch auf das peinlichste überraschten und trotz aller Gewissenhaftigkeit und Pflichtreue in die qualvollste Verlegenheit versetzten. Und keinen von den geringsten dieser Züge bildete das Auftreten des Landraths, von dem wir schon durch ihn selber erfuhren, das aber in Wirklichkeit so hochmüthig, so rechthaberisch und gewaltsam, so rücksichtslos gewesen war, daß es selbst die untern Beamten halb bestürzte, halb zu den derbsten Erwiederungen reizte. Der Gefängnißaufseher, der Malsberg von dem ungestümen Verlangen des Herrn nach einem Gespräch mit ihm unterrichtete, meinte achselzuckend: er müsse entweder ernstlich krank und „in seinem Kopf nicht richtig" sein, oder man könne beinahe glauben, daß er — zu viel getrunken habe, — ein Verdacht, der freilich gerade an diesem strengen und nüchternen Manne am wenigsten haften zu können schien.

Der Rath sah sich gegen Abend mit gewissermaßen schwerem Herzen von Geschäften frei und machte sich nach dem Landrathsamt auf den Weg, um Fritzens Begehren zu genügen: was bei dieser Unterredung zu Platz kommen, und zu welchen Resultaten sie führen konnte, ließ sich gar nicht voraus berechnen. Und mit einer Art von Erleichterung vernahm er, daß der Herr schon vor einer Stunde nach Leuenhof zurückgefahren sei und in Betreff seines früheren Wunsches nichts mehr geäußert habe.

Trotzdem erschien diese plötzliche und für uns sehr begreifliche Abreise Malsberg nach allem, was vorausgegangen, nicht wenig überraschend, und da sich dies in seinem Aeußern verrathen mochte, meinte der Diener, der ihm die Nachricht mitgetheilt hatte, gleichfalls, er wisse nicht, was mit dem Herrn Landrath sei; er sei wie seiner Sinne nicht mächtig gewesen. So sei er von einem Ausgange heimgekommen, habe den Wagen befohlen, sei aufgesprungen und — er pflegte das leichte Fuhrwerk selber zu lenken — davongejagt. „Es konnte Einen schier erschrecken, Herr Rath," fügte der Mann kopfschüttelnd hinzu.

Eine Bestätigung, ja eine Art von Erklärung dieser Angaben erhielt Malsberg überraschend genug schon auf dem Wege in seine Wohnung. Als er über den Markt ging, kam er an einer tief verhüllten Frauengestalt vorüber und hörte sich unmittelbar darauf angerufen.

„Herr von Malsberg?" sagte die schmachtende Stimme der Frau von Augustin mit sanftem Zögern. — Und als er sich ihr mit einem: „Ah, Sie so spät und allein, gnädige Frau?" zuwandte, war sie neben ihm und redete in gleich zartem Tone weiter: „Oh wie gut sich dies trifft, mein bester Herr Rath! Ich soll zu Linkers kommen und ängstige mich so bei diesem Gange durch Nacht und Dunkel — man ist so einsam, und die Menschen sind so brutal,

und meine Jungfer ist verhindert! Nicht wahr, Sie gehen die paar Schritte mit mir?"

Malsberg war gern bereit, und nachdem er ihren Arm in den seinen gezogen und unter einigen gleichgültigen Worten weitergeschritten war, fragte er nach Rohde und den Seinen. „Ich sehe gar nichts mehr von ihnen," fügte er hinzu, „die Geschäfte lassen mir keinen freien Augenblick. Weiß ich doch noch nicht einmal, ob ich morgen rechtzeitig nach Noldin kommen kann."

„Ja die Geschäfte, Sie armer Rath!" sagte sie theilnahmsvoll. „Ich höre ja, daß Sie den Mörder der unglücklichen Lebrecht haben — hat er schon bekannt? Und ist es wahr, daß man den Gefangenwärter hat bestechen wollen, ihn entwischen zu lassen?" Und ohne auf seine Antwort zu warten, fuhr sie bereits im gleich sanften Tone fort, der allmälig sogar etwas weinerlich wurde: „Ja unser guter, lieber Doctor und unsere herrliche Anna! Ach mein bester Herr von Malsberg, wie soll das werden? Denken Sie, ich komme heut Nachmittag hin — ich darf ja zuweilen diese Stunden dort weilen — Gott, sie waren so poetisch, so reizend! Und nun? Man könnte weinen! Denken Sie, und da ich hinkomme, höre ich von der Jungfer, daß seit gestern der alte Herr von Pogwitz da ist, und nun sei auch der Landrath gekommen und drinnen. Und denken Sie, mein lieber Herr von Malsberg, das brauchte sie mir gar nicht erst zu sagen — ich hörte es selbst: so klang und schallte seine Stimme über den ganzen Flur hin — ganz wie außer sich, sage ich Ihnen! O mein lieber Herr von Malsberg, wie kann nur ein so chevaleresker Mann, wie unser ritterlicher Landrath, in solcher Weise alle Dehors aus den Augen setzen?"

„Und Rohde war daheim?" fragte der Rath nach einer Pause ernstlich bestürzt.

„Ach das ist es ja eben, mein bester Herr von Malsberg!" sprach sie tief seufzend. „Unser lieber sanfter Doctor und nun der zornige Schwager! Und dazu noch unsere Anna mit ihrer Schwärmerei für den Bruder, und auch der alte Herr mit seiner Nordpolskälte! Ach, mein liebster Herr von Malsberg — wer mir das bei meiner Rückkehr gesagt hätte — man möchte weinen!"

Der Rath konnte sich am nächsten Tage auch erst wieder gegen Mittag frei machen und den bereitstehenden Wagen besteigen. Diesmal begleitete ihn der alte Herr nicht — am Weihnachtsabend geht man nicht ohne Noth von Hause fort! — Dafür aber hatte das Schicksal, wenn man so will, eine gewisse Vergütung bei der Hand. Denn es hatte in diesen letzten Tagen scharf gefroren und die Straßen waren bei den vielen Fuhren, die auch wieder in diesen Tagen gerade zur Stadt gingen und von ihr zurückkehrten, praktikabel geworden. Es ginge heut rasch vorwärts, tröstete der Noldiner Kutscher seinen Fahrgast; heut würden sie doch noch vor dem Kaffee ankommen, wenn sie auch nichts abschnitten, sondern auf der rechten Straße blieben.

Als sie am Hause des Doctors vorüberfuhren, hielt dort ein ähnliches Gefährt wie das Noldiner — auch der offene leichte Wagen und zwei mächtige Braune davor, der Kutscher auf dem Vordersitz gleichfalls in der gelblichen Livree mit blanken Knöpfen. „Na, was ist das?" sagte der Kutscher Malsberg's — diese alten Bursche pflegen gegen ihre Herrschaft vertraulich zu sein und sind es auch gegen die Gäste und neuen Familienglieder derselben in nicht geringerem Grade — „da ist ja der Pogwitzer alte Herr selber noch beim Doctor, oder die gnädige Frau — sonst spannt Wilm die beiden Braunen nicht ein!"

Und zur Bestätigung der, wie wir freilich schon wissen, richtigen Angabe, trat Halthin eben in die Thür, begleitet von Anna und den Kindern. Die Dame zeigte, wie Malsberg bemerkte, verweinte Augen und trat, da sie den Vorüberfahrenden erkannte, einen Schritt zurück. Der Alte aber schaute mit seinem ruhigsten Blick herüber. „Schöne Grüße zu Noldin und viel Vergnügen, Herr Rath!" rief er dazu.

„Vergnügen!" — Unserm Freunde war wenig danach zu Muth, so lastete es auf ihm mit mehr als einem ernsten und schweren Gedanken; konnte er doch kaum den Zweifel überwinden, ob seine Pflicht ihm auch nur diese zwei Feiertage gestatte, die er ihr abzugewinnen suchte — es drängte ernst und, wie es schien, unaufhaltsam gegen das Ende der Untersuchung zu! Die Fest-, die Bräutigamsfreude kam nicht zur Herrschaft, und als er durch Leuenhof fuhr und seitwärts das Herrenhaus erblickte, das selbst jetzt, in der schmucklosen Jahres-

zeit und obgleich Alles an demselben und umher todtenstill war, den Eindruck einer ganz ungewöhnlichen Vornehmheit und Exclusivität machte, — da wandte er sich ab und suchte mit den Augen in der heut helleren Ferne die großen Gartenbäume von Noldin, ein besseres und freundlicheres Ziel seiner Gedanken. Und es kam ihm jene Fahrt in den Sinn, die er im Herbst mit Rohde nach Pogwitz gemacht hatte, und er gedachte aller dieser Menschen und Verhältnisse. Hatte der Pogwitzer alte Herr in der Stadt zum Rechten gesehen und wurde es noch einmal hell und friedlich in der stillen Familie? Oder stand Allen das Schwerste noch erst bevor?

Aber fort mit all' den Gedanken! Da rückte Noldin näher und näher! Da erhob sich über seinen sauberen Häuschen das große Herrenhaus im Kranz der hohen Bäume, die von ganzen Schaaren ab- und zufliegender Krähen belebt wurden. Da öffnete sich der weite Hof, und hinten sah man schon die Hausthür, in der jetzt Gestalten erschienen — auch eine weibliche! — Heute war es noch nicht dämmerig, der Himmel war frostklar, ja in den Wipfeln der Bäume und zwischen den Vogelschwärmen spielte noch ein Sonnenstrahl: der alte Kutscher und seine braven Gäule wußten wohl, daß es der „heilige Abend" war, und wen sie und wohin sie ihn führten!

Und nun — „Na, Menschenkinder, ich dachte schon, ihr kämet gar nicht mehr!" ruft Meden ihnen entgegen. Und nun eine leichte, schlanke Gestalt neben Malsberg, zwei kleine Hände, welche seine Rechte umfassen, ein tiefsinniger, zärtlicher Blick, der sich in sein Auge senkt, eine bewegte Stimme, die ihm zuflüsterte: „Armer Otto, lieber Otto — kommst du endlich? Will die Arbeit denn gar nicht enden? O, wie habe ich mich nach dir gesehnt und für dich gesorgt! Es ist ja so kalt! Und die Pferde sind so unruhig!"

„Du, Jungfer Braut, verleumde meine Pferde nicht!" sagt Meden lustig. „Herein, herein mit euch! Es sind noch Andere da, die den Jungen kennen lernen wollen!"

Und es waren freilich noch Manche da, Söhne, Töchter, Schwiegertöchter und Schwiegersöhne und Enkel, das Haus war voll, und es flogen dem Ankömmling neugierige, aber freundliche Augen entgegen, und warme Hände boten sich ihm dar, und die Kinder schauten groß zu dem neuen Onkel auf.

„Wie schade, wie schade, Otto, daß du nicht seit dem Freitag hier bist!" sprach die Braut, sich an ihn lehnend und seine Hand in der ihren. „Als alle so nach und nach kamen — wie hübsch war das, und wie heiter sie waren — ich nicht, ich dachte immer an dich," fügte sie leise hinzu.

„Holla, Adele, das Flüstern gilt nicht!" rief Robert, der älteste Sohn des Hauses. Und der eben wieder hereintretende Meden setzte schalkhaft hinzu: „Ja, werthes Brautpaar, heut bleibt ihr bis nach der Bescherung aus einander —"

„Aber Papa! —"

„'s hilft nicht, Kleine! Ich kenn' euch Bräute schon! Reinen Mund halten könnt ihr nicht, und ich will mir meinen Spaß nicht verderben lassen! Also Ordre parirt! Entweder aus einander, oder stets unter unseren Augen und kein leises Wort!"

„Papa, du bist grausam!"

„Bin ich's, Kleine?"

Und sie flog auf ihn zu und schlang die Arme um seinen Hals.

„O mein einziger, guter, lieber Papa! Ich freue mich so ganz unmenschlich auf —"

„Willst du still sein, Plaudertasche?" —

Es wurde dunkel, die Lichter wurden angezündet. Die Mutter verschwand unter dem jubelvollen Aufjauchzen der ungeduldigen Kinder, um auch jetzt, wie vor dreißig Jahren, den Baum anzuzünden. Zwischen den Zurückbleibenden wurde es ganz still, damit nur ja nicht die Klingelzeichen überhört würden. Und nun kamen dieselben, eines nach dem andern, nach erwartungsvollen Pausen, und die Thüren des großen Saals gingen auf, Alles war voll Glanz und Licht und Gewimmel.

Eine Bescherung freilich, wie man sie tiefer in Deutschland hinein kennt, fand hier nicht statt. Unter dem Baum — oder vielmehr unter den Bäumen, denn es waren, entsprechend der großen Gesellschaft, mehrere — zeigten sich nur einzelne, besonders große Gaben, und auch die kleinsten Kinder fanden hier ihre Geschenke bereits vor, da für ihre Ungeduld und ihr zartes Alter die, für die Uebrigen eingeführte Weise nicht geeignet erschien. Diese aber, welche in unserem Ländchen und anderen norddeutschen Küstenstrichen in den alteinheimischen Familien noch immer jeder an-

dern vorgezogen wird, ist diejenige der sogenannten „Julklappen", das heißt, die Geschenke kommen den Empfängern nicht anders als unter allerhand, bald einfacheren, bald kunstvolleren, schlichten oder scherzhaften Verhüllungen zur Hand, ja bleiben zuweilen nicht einmal bei dem Ersten, sondern wenden sich neckend durch eine weitere Adresse dem Zweiten oder gar Dritten und Vierten zu.

So saß die Gesellschaft denn, als die Lichter der Bäume erloschen waren, um die lange Tafel gereiht und schaute erwartungsvoll dem Beginn des „Julklappens" entgegen und jubelte, Alt und Jung, fröhlich auf, da endlich die Nebenthür sich öffnete und mit dem Rufe „Julklapp!" das erste Päckchen hereinflog. Die Kinder ließen das Amt, es herbeizuholen und nach der Adresse auszutheilen, glückselig unter sich umgehen. Und nun begann unter der heitern Aufmerksamkeit Aller das Auspacken, bis die Gabe frei war, bewundert, belacht, wie es kam, und Lust und Jubel wurde immer größer.

Jetzt wurde die Thür weit geöffnet und mit dem üblichen Rufe eine von jenen großen Scheiben hereingeschoben, die man auf Privatschießständen seltener findet als auf denen des Militärs: ein Soldat war mit möglichster Farbenverschwendung in stattlicher Lebensgröße darauf gemalt, mit einem bordirten Tschako, wie er vor dreißig Jahren Mode war, ein gewaltiges Gewehr bei Fuß. Ein allgemeines Gelächter begrüßte die wunderliche Erscheinung und dasselbe steigerte sich noch, da als Empfänger Malsberg genannt wurde, der heut zum ersten Male einer solchen Bescherung beiwohnte.

„Ja, mein Junge, der Bursche kommt nicht zu dir, den mußt du schon selber näher heranholen!" rief Meden lustig über den Tisch hin dem verwunderten Malsberg zu.

„Erschrick' nicht!" flüsterte Adele dem sich Erhebenden nach.

Der Rath trat auf die Scheibe zu, die plötzlich von einer eigenthümlichen Erschütterung angegriffen wurde. Er blickte hinter dieselbe und fuhr zurück und sprang wieder heran — „Vater! Ist's möglich? Lieber Vater!" rief er, und im nächsten Augenblick stand neben ihm, von seinen Armen umfaßt, eine breite, massive Gestalt mit einem breiten und rothen, jovialen Gesicht und lustigen Augen, und eine tiefe Stimme rief unter herzlichem Lachen: „Ja, gelt, mein Junge, das haben wir wohl gemacht, mein alter Fuchs und ich? — Heda, Bräutchen, hast du auch nicht geplaudert —?"

Sie war schon neben ihm und die Dritte in der freundlichen Gruppe.

Da man am nächsten Morgen etwas später als gewöhnlich zusammenkam, war es rechtes Weihnachtswetter: es schneite stark, Alles war weiß und jede Aussicht abgeschnitten. In Meden's Familienkreise nahm man das indessen nicht allzu schwer. Alle diese Menschen hatten die Fähigkeit, ihr Beieinandersein nicht nur zu einem lustigen, sondern auch zu einem behaglichen zu machen, und an Stoff für die Unterhaltung fehlte es nirgends. Selbst die Untersuchung, welche nun schon seit so langer Zeit Malsberg's Zeit und Arbeitskraft in Anspruch nahm, kam aufs Tapet, da der an der Wittwe Lebrecht verübte Mord in der Ferne fast einen tiefern Eindruck gemacht und durch die schauerlichen Nebenumstände mehr Theilnahme erweckt hatte als hier in der nächsten Umgebung. Und dazu war, gerade in diesen letzten Tagen eines von jenen Gerüchten aufgetaucht, wie sie in solchen Fällen zuweilen plötzlich, ohne eine erkennbare Veranlassung dazusein pflegen: es hieß, der bisher für den Thäter gehaltene Grüning sei völlig unschuldig, dafür aber der wirkliche in einem bisher durchaus unverdächtigen Mann entdeckt, der obendarein nun auch als der Mörder des Landraths von der Leuen erkannt worden sei.

Das war denn ein Thema, wie man es sich für die Stunde nach dem Frühstück, wo die ganze Gesellschaft noch zusammenblieb — ans Kirchengehen war bei dem bösen Wetter nicht wohl zu denken, und die Jugend trieb sich draußen zur Abkühlung im Schnee umher und störte die Neugierigen nicht —, gar nicht besser wünschen konnte. Und es machte im Grunde den Meisten wenig aus, daß das Gerücht von Malsberg keine Bestätigung erhielt, vielmehr als ein durch nichts begründetes bezeichnet wurde. War es dafür doch für die Fremden von einem neuen und besonderen Interesse, daß man den mit der Untersuchung des schweren Falls Beauftragten persönlich zwischen sich hatte und von ihm eine, trotz aller sehr erklärlichen Zurückhal-

tung dennoch um vieles genauere Darlegung der ganzen Sache und diesen und jenen prägnanten Zug erfahren konnte, die selbstverständlich dem großen Publicum bisher verloren geblieben waren.

Man kam auf andere ähnliche, hier und da geschehene Fälle zu reden, der „Fluch von Pogwitz“ kam auch an die Reihe, und da sagte endlich der alte Hausherr mit einem ernsteren Kopfschütteln, als man gewöhnlich von ihm zu sehen bekam: „Wenn's weiter nichts wäre — das wäre denn schon zu ertragen. So oder so ist's nichts Anderes als dummes Zeug. Aber — wir sind ja hier ganz unter uns und kennen die Menschen und Verhältnisse, so darf ich's wohl aussprechen: der andere Fluch, der auf Pogwitz zu ruhen scheint, ist in meinen Augen ein viel traurigerer. Denn — daß es Zufall ist, versteht sich von selbst, aber curios ist's dennoch, und — noch einmal! — traurig auch: was in dem Hause lebt und von ihm ausgeht, scheint nicht glücklich und zufrieden bleiben zu sollen. So ist's vor den Halthin gewesen, so blieb es zu ihrer Zeit — das stirbt oder verdirbt. Exempel will ich nicht anführen und — wir wollen uns durch ein solches Thema die Stimmung nicht verderben. Es kam mir nur so in den Sinn: die alten Freunde thun mir bitter leid, obgleich sie ja nicht zum kleinsten Theil selber daran schuld sind!“ Und indem er den Tabak in seiner Pfeife zusammendrückte und ihr darauf eine lange Rauchwolke entlockte, fügte er, auf Malsberg blickend, hinzu: „Sage einmal, Otto, ist das Notizbuch, das am Sonnabend wieder im Kreisblatt stand, noch immer das deine?“

Der Rath nickte, die Erwähnung war ihm nicht angenehm. Er hatte, da Meden einmal in seiner Wohnung gewesen war, diesem das Büchlein gezeigt, ohne natürlich etwas von seinem besonderen Inhalt oder gar der Einlage zu verrathen, und nur um den Versuch zu machen, ob der im Lande sehr bekannte alte Herr vielleicht den Besitzer errathen möchte.

„Es ist curios genug!“ sagte Meden wieder. „Der Junge findet da beim Nachhausegehen von unserem großen Balle ein Taschenbüchelchen, das den Notizen nach einem chargirten Militär gehört haben muß. Er läßt es einrücken ins Blatt, aber es findet sich kein Besitzer, hört ihr eben.“ Und mit einem neuen Blick auf den Rath, fügte er wieder hinzu: „Schade, daß du's uns nicht zeigen kannst! Wir sind hier aus allen Theilen des Landes bei einander. Es müßte mit dem Kukuk zugehn, wenn nicht Einer von uns es kennen oder aus den Notizen den Besitzer — vermuthen sollte!“

„Ich kann es wirklich zeigen — da ist es,“ sprach der Rath nach einem Augenblick der Ueberlegung und langte das Büchlein aus der Tasche und reichte es Meden hin: bei dem Verdacht, der ihn von Anfang an erfüllt hatte, neuerdings aber stets weiter und weiter gewachsen war, hatte er allerdings im Sinne gehabt, den Fund in diesen Tagen einmal einem von den neuen Schwägern vorzulegen, von dem er aus nicht näher zu erörternden Gründen noch am ersten Auskunft zu erhalten hoffen konnte.

Indessen, der Betreffende kannte das Stück nicht und auch sonst schüttelte Jeder, der es in die Hand nahm, oder anschaute und jene militärischen Notizen überflog, den Kopf, bis plötzlich eine ältere Tochter des Hauses, die nach kurzer Abwesenheit ins Zimmer zurückkehrte und, ohne von dem vorausgegangenen Gespräch etwas gehört zu haben, das Büchlein in ihres Vaters Hand sah, nach einem überraschten Blick lebhaft sagte: „Mein Gott, wie kommt Fritz Halthin's Heiligthum hierher?“

„Was, dem Fritz, dem Landrathe gehörte es?“ rief der alte Herr ungläubig aus. „Wie wäre das möglich? Er muß die Anzeigen gelesen haben und hätte sich nicht gemeldet? Du täuschest dich gewiß, Louise!“

„Ich glaube nicht! Gieb es mir einmal, Papa!“ sagte sie. „Sind nicht Handschriftsversuche darin?“ Und als sie kaum hineingeschaut hatte, fügte sie bestimmt hinzu: „Ja, es ist das seine! Und daß er's verloren hat und doch nicht zurückfordert, begreife ich nicht! — Als ich einmal zu Leuenhof war, zeigte Helene mir's, sie hatt' es in seinem Schreibtisch entdeckt. Wir durchblätterten es und neckten Fritz damit. Aber da wurde er ganz furchtbar heftig und riß es Helenen mit einem Ungestüm aus der Hand, der uns ernstlich bestürzte. Neuerdings,“ schloß sie kopfschüttelnd, „soll er ja öfters so aufbrausen. Aber damals war er, besonders gegen Helene und mich,

wenn ich da war, die Freundlichkeit und Güte selber."

„Also dennoch!" war es Malsberg entfahren, da er den Namen vernommen hatte, absichtslos gewissermaßen und so leise, daß sein Wort, zumal bei der von ihm abgewandten Aufmerksamkeit aller Uebrigen, kaum Jemand hätte vernehmbar werden sollen. Trotzdem war es für Meden, dessen Blick, sowie der Name genannt wurde, zu dem Rath hinüberstreifte, nicht verloren gegangen. Indessen ließ er nichts merken, bis der Kreis sich nach einer Weile auflöste. Erst da trat er zu dem Schwiegersohne und indem er, den Arm desselben vertraulich unter den seinen ziehend, mit ihm durch das Gemach in das nächste schritt — die Zimmer waren, wie es sich bei einer so großen Gesellschaft von selber verstand, alle durcheinander geöffnet —, sagte er leise: „Du siehst verzweifelt ernsthaft darein, mein Freund! Hast du wirklich bei deinem Funde an den Fritz gedacht? Ist die Entdeckung von Gewicht für dich?"

Nach einem kurzen Zögern entgegnete der Rath ebenso gedämpft: „Von einem solchen, Vater, daß ich mich bereits frage, wie wir es am besten einrichten, mich heut Nachmittag ohne Aufsehen in die Stadt zurückkehren zu lassen. Ja, unter uns, ich wäre am liebsten schon jetzt dort."

Meden's Arm zuckte in dem seinen. „Höre, Junge," sprach er nach einer Pause, „wenn ich an andere Aeußerungen von dir denke und dies damit zusammenhalte, komme ich auf einen Verdacht — du kannst es doch nicht für möglich halten, daß —"

„Frage mich nicht, Vater, frage mich nicht!" unterbrach ihn der Rath mit einem Ausdruck der finstersten Sorge. „Ich müßte dir die Antwort schuldig bleiben. Denke lieber daran, wie wir meine Heimkehr möglich machen. Es muß wirklich sein!" Und da er in diesem Augenblick Adele bemerkte, die mit einem halb fragenden, halb vorwurfsvollen Blick auf ihn, in der Thür eines Nebenzimmers erschien, zog er seinen Arm aus dem des alten Herrn und fügte, sich zusammennehmend, hinzu: „Adele winkt mir, Vater — bitte, zu Niemand ein Wort und — denke daran!" — —

„Geh' du nur, ich bin dir gar nicht gut!" sagte das schöne Mädchen, da er zu ihr trat und herzlich ihre Hand nahm, im nur halb scherzhaften Tone. „Du hast dich den ganzen Morgen kaum um mich bekümmert und — ich sehe das wohl! — gar keinen Gedanken für mich! Dein Vater hat's auch schon gefunden — nach dem siehst du gleichfalls nicht."

Er zog ihre Hand an die Lippen. „Zanke selbst nicht im Scherz mit mir, liebes Herz!" versetzte er innig. „Du weißt ja, was alles auf mir liegt und wie spät ich mich gestern frei gemacht habe. Glaube mir, es ist furchtbar ernst und schwer, über Leben und Tod eines Menschen zu entscheiden."

Sie erwiederte nichts. Sie zog ihn mit sich fort, und erst da sie in der nächsten Fensternische standen und auf den noch immer von Schneewirbeln überflogenen Hof hinausblickten, sagte sie mit bemerkbarer Befangenheit und ohne die Augen zu erheben: „Ich habe eine Bitte an dich, Otto."

„Und eine so feierliche?" fragte er, leicht den Arm um sie legend, in leise scherzendem Ton.

„O, es ist auch eine feierliche und sehr — sehr ernste," sprach sie gepreßt und mit noch immer gesenktem Blick. „Und ich verspreche dir, Otto, ich will nie wieder so etwas bitten — du darfst nicht darauf hören, weiß ich! — Aber diesmal — dies eine, einzige Mal muß ich, und du darfst es mir nicht abschlagen!" Und nach einem flüchtigen, man hätte sagen können: flehenden Aufblick, fuhr sie zögernd und leise fort: „Sieh, ich habe es gemerkt, du hast auch etwas gegen Fritz Halthin —"

„Aber Adele, was träumst du da?" unterbrach er sie, auf das peinlichste überrascht.

„Leugne es nicht!" sprach sie mit einer gewissen Hast, ihre Wangen rötheten sich und ihre Augen trafen mit unstätem Blick in die seinen. „Ich weiß es — ich weiß es ganz bestimmt! — Ich habe vorhin, als Louise das Notizbuch erkannte, dein ‚Also dennoch!' wohl gehört! — Und siehst du — ich kann es mir gut denken! Sie sagte ja von Handschriftsversuchen. Fritz hat also sicher jenes dumme Billet an den Bürgermeister geschrieben, und das hast du nun entdeckt, und wenn das der Major erfährt, so muß es ja eine ganz furchtbar unangenehme Geschichte geben! — Um Fritz ist es mir wahrhaftig nicht zu thun," fügte sie in einem fast wegwerfenden Tone hinzu. „Im Gegentheil, ich gönne ihm die derbste

Lection. Aber für meine arme Helene — sie war stets so froh und glücklich, und nun verdirbt er ihr jeden Tag! — lieber, einziger Otto," klang ihre Bitte noch inniger, „du darfst mir nicht zuwider sein! Du mußt ihn schonen! Gieb mir das Notizbuch, daß ich's ihm durch Helene zustellen lasse und — oder, Otto, du siehst so furchtbar ernst und finster aus!" unterbrach sie sich erschrocken. „Ist es noch etwas Anderes — Schlimmeres? Um Gotteswillen, Otto — schone die arme Helene! Sieh, du darfst mir das nicht abschlagen! Du darfst nicht, wenn du mich lieb hast —!"

Seine Miene hatte sich während ihrer letzten Worte wirklich immer mehr verdüstert; ihre Worte trafen ihn mitten ins Herz. Jene liebenswürdige, anmuthige Frau stand ihm vor Augen: er sah sie plötzlich vor sich, wie sie an jenem Sommermorgen dahergefahren kam auf ihrem leichten Wagen, mit den lustigen Pferdchen, durch den sonnüberglänzten Park. Wie war sie so liebenswürdig gewesen, so heiter, so glücklich, voll solcher Sehnsucht nach dem Entfernten, voll solcher Dankbarkeit für seine Rettung aus aller Gefahr, für den großen Sieg und Ruhm! Und nun —!

Aber die letzten Worte der Braut schreckten ihn herbe aus diesem Traume auf und zogen ihn mitten in die — peinliche Gegenwart. Die Pein und die Düsterheit machten einem ernsten Unmuth Platz, und er sagte ernst: „Das war ein unfreundlich Wort, Adele! Ich kann nicht sagen: du kennst mich gut genug, — denn das ist noch nicht der Fall. Aber ich hoffe, du vertraust mir genug, um zu glauben, daß ich, was auch jetzt oder ein ander Mal geschehen muß, nur meiner Ehre als Mann und meiner Pflicht als Richter Gehör gebe. Die Theilnahme des Menschen kann erst —"

„Und so schlägst du meine Bitte ab? Du bist — recht — grausam!" — sprach sie leise und stockend und zog ihre Hand aus der seinen.

„Sieh da — ich glaube, ihr zankt da ein bischen mit einander!" sagte der alte Präsident Malsberg, der plötzlich vor der Fensternische stand und das Paar mit launigem Blick musterte. „Na, das gehört zum richtigen Brautstand — das Versöhnungsfest ist hinterdrein wunderschön."

„Ja, denken Sie nur, lieber Vater, wie grausam Otto ist!" entgegnete Adele in klagendem Tone. „Ich bitte ihn um ein wenig Schonung gegen unsern Nachbar, den Landrath, mit dem er etwas vorhat, und ich thu' es nicht um Fritzens willen, sondern nur seiner Frau wegen, die wir alle so lieb haben! Aber er sagt nein und weiß nur von Pflicht und Ehre —"

„Ja, siehst du," unterbrach der Alte sie achselzuckend, aber ohne den launigen Ausdruck zu verlieren, „das hat seine Mutter vor fünfunddreißig Jahren mir auch schon einmal zum Vorwurf gemacht und ist gar böse gewesen. Aber was kann's helfen? Für Unsereinen ist das auch kein Pläsir. Sie hat es endlich wohl eingesehen, und dahin wirst du denn auch schon kommen."

„O wenn es nur gar keinen Richter und Juristen in der Welt gäbe!" sagte sie, noch schmollend, aber sie schob doch leise wieder ihre Hand in die des Verlobten.

„Da hast du freilich recht," meinte der alte Herr schmunzelnd. „Der und ich, kannst du glauben, hätten nichts dawider. Aber ich muß noch einmal sagen: was kann's helfen? Da es nun einmal unter unseres Herrgotts Menschen so viele Nichtsnutze und Bestien giebt, müssen ihnen schon Andere entgegengestellt werden, welche ihnen den Daumen aufs Auge drücken und ihnen ihr Recht angedeihen lassen."

Als man Mittags bei Tische saß, traf ein Bote aus der Stadt ein, der dem Rath die Nachricht brachte, daß am Vormittage von dem Gefangenen Gottlieb Mühl ein Entweichungsversuch gemacht und nur im letzten Augenblick durch ein glückliches Ungefähr verhindert worden sei. Der Staatsanwalt, der dem Rath die Nachricht schriftlich gab, fügte hinzu, es seien überraschenderweise Anzeichen da, daß der Gefangene mit einem Unterbeamten des Landrathsamts in Verbindung gewesen.

Malsberg ließ sich durch die Bitten und Vorstellungen des Kreises nicht aufhalten. „Alles drängt, wie es scheint, rasch einer Entscheidung zu," sagte er zu Meden und seinem Vater. „Ich kann es nicht darauf ankommen lassen, daß dieselbe durch mein Fehlen von neuem verzögert wird. Lasset mich fahren."

Als der Schlitten, der ihn davonführte, eben im Schneetreiben verschwunden war, langte ein zweiter Bote von Leuenhof an. „Mein theurer Nachbar," schrieb Frau von Halthin in zitternden Schriftzügen an

Reden, „Fritz ist seit vorgestern so seltsam, er ängstigt mich, er macht mir Furcht. Ich flehe Sie an, kommen sie zu mir — Sie haben ja noch am meisten Einfluß auf ihn!"

Aber der alte Herr fand, da er nach Leuenhof kam, den Landrath nicht mehr dort. Derselbe war, ohne einen Grund für diesen Entschluß anzugeben, ohne auf die Bitten der Gattin zu hören, aufs Pferd gestiegen und davongeritten — der Stadt zu.

XIII.

Der Landrath.

„Und nun, meine Herren," sagte er, und das scharfe und sonst so hochmüthige Auge ging mit einem unstäten, bald aufleuchtenden, bald — man möchte sagen — zusammensinkenden Blick von einem der Beiden zum anderen, und seine Finger langten, unter der Einwirkung der gleichen Erregtheit, nach der Cigarre, die er auf den Tischrand gelegt hatte, und zogen sich wieder zurück, ohne sie mitzunehmen; „und nun, meine Herren," sagte er noch einmal, „da ich Sie zusammen finde und wohl annehmen muß, daß Sie über mich schon gesprochen haben oder demnächst sprechen werden, so will ich Ihnen schon jetzt eine vollständige Mittheilung über den alten traurigen Fall machen, damit die Sache so rasch, so einfach und so still wie möglich in Ordnung und zu Ende gebracht wird."

Es war etwas Ueberraschendes, ja Unnatürliches in diesen, so zu sagen musterhaft stilisirten Sätzen des aufgeregten Herrn, und als Malsberg mit einem leisen Kopfschütteln zu dem Staatsanwalt hinüberblickte, begegnete er bei diesem der gleichen Bemerkung: man konnte, ja mußte fast auf den Verdacht kommen, daß der Sprecher sich die von ihm verheißene Mittheilung zuvor auf das genauste berechnet und zusammengestellt hätte zu einer Darstellung, wie sie selbstverständlich für ihn am günstigsten sein mußte. Trotz des anscheinenden Entgegenkommens prägte sich obendarein auch hier noch das Selbstgefühl oder vielmehr der Hochmuth aus, die Herr von Halthin von jeher aller Welt entgegengehalten hatte: was ich euch sage, schien er zu denken, muß euch genügen und als das einzig Richtige erscheinen; jede andere Aussage und Angabe tritt davor zurück.

„Die Sache ist nicht blos für mich, sondern auch für Andere so außerordentlich peinlich," fing er wieder an, „daß ich mich, um die Entdeckung zu verhindern, zu einem neuen strafbaren Vergehen habe fortreißen lassen — ich will es gestehen, daß ich mich bemüht habe, jenen Menschen, den Gottlieb Mühl, den einzigen Mitwisser des traurigen Falls, aus der Haft entweichen zu lassen. Wäre dies gelungen, so würde ich, wie ich weiter zugestehe, geschwiegen haben. Da es mißlang, spreche ich selber zuerst; mein Name, meine Ehre und mein Ruf bürgen Ihnen dafür, daß ich ohne Rückhalt die Wahrheit sage."

Der Staatsanwalt machte eine leichte Verbeugung. Malsberg hielt sich still beobachtend.

„Vor achtzehn Jahren, in jener verruchten Zeit, stand ich noch in G., meiner ersten Garnison. Mein Compagniechef war der Ihnen jedenfalls dem Namen nach bekannte Herr von Augustin — er wurde in jenem Jahre pensionirt und zog hieher —, und im Nothfalle —" der Sprecher zuckte die Achseln — „würde selbst die Majorin mir bezeugen können, daß ich im Dienst und in der Gesellschaft eines tadellosen Rufs genoß. Daß ich trotzdem meine Jugend nicht verlor, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, meine Herren. Doch darf ich sagen, daß es nicht übertrieben wurde und daß in der Gesellschaft mir daraus kein Vorwurf erwuchs. Ich hatte allen Grund zur Vorsicht — einer meiner älteren Brüder litt damals in der für uns peinlichsten Weise unter den Folgen seiner Schrankenlosigkeit, und obendarein war mein Bataillonscommandeur ein sehr streng denkender Mann. Genug, ich übte sie auch, und ich ließ sie mir in noch höherem Maße bei einem Verhältniß angelegen sein, in welchem ich damals zu einer Dame der Umgegend stand. Diese Verbindung ist, obgleich sie eine sehr genaue war, in ihrem wirklichen Umfange niemals entdeckt worden. Der Ruf der Dame hat niemals gelitten, ihr Gemahl hat, wenn er überhaupt jemals vor seiner letzten Stunde ein Mißtrauen gehegt hat, dasselbe nicht durch das leiseste Zeichen gegen sie oder mich oder Andere kund werden lassen. Und so lebt sie noch heute in allgemeiner Achtung und unverletzter Ehre; meine Erinnerung an sie ist nicht nur eine tief dankbare, sondern auch eine unbeschränkt

verehrende. Und ich sage es Ihnen schon jetzt und ein für alle Mal, meine Herren," fügte er in einer, von der früheren Aufregung sehr verschiedenen Bewegung hinzu, die daher auch auf die Zuhörer einen bei weitem günstigeren Eindruck machte, „lieber, als daß ich ihren Namen entdeckt und sie, wenn auch ohne meine Schuld, durch mich und mit mir leiden sehen sollte — lieber will ich die schwerste Strafe auf mich nehmen, lieber will ich sterben. Ihrer Ehre und Discretion muß ich mich anvertrauen — den Namen verschweige ich auch Ihnen. Würde er dennoch genannt, — eine Bestätigung erhalten Sie nicht von mir."

Er fuhr mit der Hand über die schon gefurchte Stirn, von der das ergrauende Haar bereits zurücktrat. Und erst nach einer Pause fuhr er fort:

„Die Verbindung war, wie ich schon sagte, trotz des sie umgebenden Geheimnisses, zu einer Intimität gediehen, die uns einander ganz zu eigen gab. Ich hatte mehr als einmal eine Nacht in ihrem Hause zugebracht, und einmal, es war im Spätherbst jenes Jahrs, geschah dies wieder; der Mann war auf einer großen Jagd bei ziemlich entfernt lebenden Bekannten und blieb voraussichtlich mehrere Tage dort. Vor dem Anbruch der Dämmerung schied ich wie gewöhnlich von ihr. Ich ging dann, weil es der versteckteste Weg war, durch ihres Gemahls Zimmer und den anstoßenden Gartensaal, von dem aus ich unbemerkt ins Freie und zu meinem im Parke angebundenen Pferde gelangen konnte. Es war mir, wie ich wiederholen muß, niemals etwas Unangenehmes begegnet. Heute, da ich in den Gartensaal trat, stand der Mann vor mir, ein Licht in der Hand. Ob er mich erkannt hat, weiß ich nicht, ich war in Civil. Er sprang aber mit einer Verwünschung auf mich zu und holte zum Schlage aus, den ich — vergessen Sie das nicht! — als Offizier nicht dulden konnte noch durfte. Ich trug immer einen Dolch bei mir auf diesen Ausflügen. Ich kam dem Schlage zuvor und stieß den Unglücklichen nieder, — nur zu gut treffend: er brach ohne einen Laut zusammen.

„Als ich wieder zur Besinnung kam, war es mein erstes Empfinden, daß der Ruf der armen Frau unter allen Umständen geschützt werden müsse. Ich kehrte in sein Zimmer zurück und raffte ein paar Werthgegenstände zusammen, die auf dem Schreibtische standen. Ich öffnete im Gartensaale außer der Thür, die ich offen ließ, ein Fenster, und dann machte ich mich davon und erreichte noch vor Tage mein Quartier. Die Kleider verbrannte ich noch in der gleichen Nacht; die Schmucksachen hatte ich schon unterwegs in den sumpfigen kleinen Fluß geworfen, wo sie sicher genug ruhten. Und mein Verfahren, meine Vorsicht rechtfertigte sich. Nicht der leiseste Verdacht hat die Dame oder mich getroffen — Alles deutete auf einen gewöhnlichen Einbruch hin. Einzig Gottlieb Mühl, mein damaliger Bursche, scheint etwas gewittert zu haben — wie, das verstehe ich noch heute nicht. Ja, meine Herren, ich muß noch mehr sagen: er hat niemals sich seines Wissens gerühmt, er hat niemals die leiseste Andeutung gemacht, durch die er mir verdächtig geworden wäre. Und im Grunde ist es erst seine Drohung bei der Verhaftung am Freitagabend, die mir die Ueberzeugung gab, daß ich ihn dennoch zum Mitwisser habe und daß der unselige Fall jetzt, nach achtzehn Jahren, verhängnißvoll für mich werden kann."

„Das, meine Herren, ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe," schloß er, und es machte sich von neuem in Blick und Ton, und in den Bewegungen der Hände jene nervöse Unruhe bemerklich, welche zu Anfang die Zuhörer überrascht hatte. „Lassen Sie mich nur noch hinzufügen, daß ich durch die sich plötzlich vor mir erhebende, ungeahnte Gefahr für die Dame und mich, im ersten Augenblicke dermaßen betäubt wurde, daß ich den Menschen abführen ließ, ohne mit ihm gesprochen zu haben. Hernach waren meine Bemühungen zu spät, wie Sie wissen. Und so bleibt mir nur übrig, mich selber Ihnen anzuvertrauen, in der Hoffnung, daß Sie die unglückselige Sache, wie ich schon sagte, so schnell und still, wie Ihre Pflicht es Ihnen erlaubt, zu Ende führen. Auf mich," fügte er mit aufleuchtendem Blick hinzu, „kommt es nur insofern an, als durch mich jene Dame nicht compromittirt werden darf. Daß meinem Wunsche nach Stille kein persönliches Motiv zu Grunde liegt, dafür bürgt Ihnen, hoffe ich, mein Name, mein Stand und mein Charakter."

Wir haben nicht zu verfolgen, was während dieser Mittheilung in den beiden

Zuhörern vorging, noch die Blicke zu erklären, die den Sprecher beobachteten oder zwischen ihnen ausgetauscht wurden. Sagen wir nur, es machte sich an dem Einen nach der ersten Ueberraschung eine gewisse Befriedigung bemerkbar, während der Andere seine Kälte und seinen Ernst in unverändertem Maße bewahrte. Und nun, da Halthin schon seit einigen Augenblicken geschwiegen hatte, sagte der Letztere — es war Malsberg: „Wir, mein Freund und ich, können Ihnen für diese Mittheilung nur dankbar sein, die uns über mehr als einen bedenklichen Punkt Aufklärung gewährt. Zweierlei trifft in Ihrer Voraussetzung jedoch nicht zu. Einerseits hat nicht dieser unglückliche Fall mich in die Stadt zurück und mit dem Staatsanwalt zusammengeführt, und andererseits hat Mühl in seinen bisherigen Angaben dieser Sache mit keiner Silbe gedacht."

Durch das finstere Gesicht des Landraths zuckte wieder einmal etwas von jenem hochmüthigen Verdruß, dem wir schon öfters in demselben begegneten. „Nun, darauf kommt es nicht weiter an," sprach er. „Die Gründe meiner Mittheilung sind nach wie vor gültig. Daß der Mensch, der Mühl, sich diese Möglichkeit eines Angriffs auf mich nicht entgehen lassen wird, ist sicher genug. Und ich will, wie ich die Sache jetzt ansehe, nicht in der Hand eines solchen Subjectes sein. Aber da es ist, wie Sie sagen," fügte er hinzu und stand auf, „so will ich Sie nicht länger stören. Ich bin selbstverständlich bereit, mich zu jeder Zeit auf Ihre Citation zu stellen."

„Bitte, Herr Landrath, gewähren Sie uns noch ein paar Augenblicke," bemerkte hier der Staatsanwalt, aus dessen Zügen sich die frühere Befriedigung verloren hatte, im geschäftlichen Ton. „Es war vorhin zwischen dem Rath und mir allerdings von Ihnen die Rede, wenn auch in einer Angelegenheit, die uns direct nichts angeht und nur eventuell von Gewicht für uns werden kann." Und ohne sich durch den hochmüthig ablehnenden Ausdruck in Halthin's Zügen stören zu lassen, fuhr er gleich geschäftsmäßig fort: „Sie werden im Kreisblatt vielleicht von einem aufgefundenen Notizbuch gelesen haben, dessen Besitzer sich bisher nicht gemeldet hat. Der Herr Rath sagte mir eben, daß es jetzt als das Ihre erkannt sei."

Der Landrath schaute gewissermaßen wegwerfend auf die beiden Beamten. „Als das meine? Von wem?" fragte er in einem ähnlichen Tone.

„Von meiner Schwägerin, der Frau Louise von Briesdorf, die es vordem in Ihren Händen gesehen haben will," sagte Malsberg ruhig.

„Herrn von Meden's Tochter? Haben Sie es bei der Hand?"

„Hier ist es." Und der Staatsanwalt nahm das Büchlein aus Malsberg's Hand und hielt es zuerst geschlossen, dann geöffnet dem Landrathe entgegen.

Diese Vorsicht entging dem Herrn nicht. In dem Gesicht zeigte sich eine flüchtige Röthe, und seine Züge zuckten. Aber er nahm sich zusammen. „In der That, es scheint das meine zu sein," sprach er. „Ich besaß ein ähnliches, das ich auf dem Rückmarsch aus dem Felde irgendwo verloren haben muß. Wie konnte ich ahnen, daß es hier wiedergefunden wurde! Darf ich bitten? Es enthält ein paar Notizen, die für mich von Werth sind, für jeden Andern aber völlig gleichgültig."

„Sie haben es bei der Heimkehr verloren?" fragte der Staatsanwalt, ohne das Buch aus seiner Hand zu lassen.

Das Auge Halthin's blitzte auf. „Wie ich sage. Ich dächte, ich hätte es schon in Berlin vermißt."

„Und dennoch muß es in Ihrer Nähe geblieben sein, denn — Sie wußten dies also nicht! — es enthielt ja auch das Originalbillet des Majors von Linker an unsern Bürgermeister vom Einzugsmorgen."

Bis hierher hatte Halthin geschwiegen, seine Züge waren gespannt, seine Augen unheimlich groß und starr. Jetzt brach er aus. „Das ist völlig unmöglich!" rief er.

Der Staatsanwalt zuckte die Achseln und während sein Auge zu Malsberg mit einer Art von mißtrauischer Frage hinüberstreifte, als wisse er nicht, wie der Freund über diese Angabe denke, die unleugbar den Eindruck der Wahrheit machte, sagte er ruhig: „Und dennoch liegt uns das Blatt, obendarein mit den Schriftverfuchen des Copisten, vor, Herr Landrath."

„Und ich erkläre dies für eine Unmöglichkeit oder Schändlichkeit!" brauste der Herr mit einem Grimm auf, der auch nach den bisherigen Zeichen seiner nur mühsam beherrschten Aufregung die Zuhörer fast

bestürzte. „Es ist nicht möglich! — Es ist eine Infamie! — Gisow —" und mit einer heftigen Bewegung abbrechend, fügte er mit einer plötzlichen, in diesem Moment kaum weniger überraschenden Mäßigung hinzu: „Aber sei dem wie ihm wolle, für die Herren vom Gericht kann dies sicher von keiner Bedeutung sein. Es ist und bleibt eine reine Privatsache und muß auf dem Privatwege erledigt werden. Jedenfalls muß ich um Auslieferung des Notizbuchs bitten — ich bekenne mich unter allen Umständen als seinen Eigenthümer, und dasselbe hat nebst seinem mir bekannten und von mir herrührenden Inhalt für keinen Fremden einen Werth."

„Das mag Alles sein," sprach der Staatsanwalt wieder in seiner früheren, ruhig geschäftsmäßigen Weise, indem er das kleine Buch aber zugleich an Malsberg zurückgab. „Die Auslieferung wird, so viel ich voraussehe, keinen Anstand haben; ich sagte schon vorhin, daß die Sache nur eventuell eine Bedeutung für uns haben könnte. Für jetzt möchte ich Sie noch um die Beantwortung einiger Fragen bitten, die sich uns aufgedrängt haben —"

„Also ein Verhör, mein Herr Staatsanwalt?" unterbrach Halthin ihn in einem halb gereizten, halb hochmüthigen Tone.

„Ein Verhör? Gewiß nicht, Herr Landrath. Weder der Herr Rath noch ich sind, wie Sie selber gut genug wissen, zur Vornahme eines solchen für jetzt berechtigt. Im Gegentheil, unsere Fragen und die von Ihnen gewünschten Antworten betreffen eine Anglegenheit, welche für Sie selbst von fast noch größerem Interesse sein muß als für uns. Ich kann diese Fragen sogar nur im tiefsten Vertrauen stellen. Es haben sich nämlich im Laufe einer anderen Untersuchung und merkwürdigerweise auch sonst kürzlich Spuren gefunden, welche auf die noch immer unaufgeklärte Ermordung Ihres Herrn Schwiegervaters —"

Der Landrath fuhr in einer Weise zusammen, welche selbst für die beiden Beamten etwas Erschreckendes hatte. Die ganze Gestalt bebte, das Gesicht verzerrte sich, in den Augen regte sich etwas wie ein überwältigendes Entsetzen. „Ich bitte — ich bitte — ich bitte," rang es sich aus ihm hervor, und erst, da er's zum dritten Mal sagte, gewann seine Stimme eine gewisse Verständlichkeit, und er fuhr noch immer bebend, aber doch freier fort: „Halten Sie mir diese Erschütterung zu gut! Durch Alles, was diesem unglückseligen Fall vorausging, ihn begleitete, ihm folgte, ist er für mich persönlich, für mein Gefühl und meine Erinnerung so furchtbar, daß ich noch heut nicht daran denken, noch heut nicht darüber reden kann, ohne daß mir fast das Herz bricht. Meiner armen Frau geht es ebenso," fuhr er immer freier, wenn auch mit dem finstersten Ausdruck fort. „Wir haben niemals wieder über jene Zeit und jene Schrecken reden können. Was uns angeht, so bitte ich Sie — ich bitte Sie, meine Herren! — lassen Sie die Sache ruhen. Unser Zeugniß kann dabei von keiner Bedeutung sein — ich war abwesend, wie Sie wohl wissen, meine arme Frau weiß nichts als das allgemein Bekannte. Mögen die von Ihnen erwähnten Spuren sein, welche sie wollen — wir können sie nicht bestätigen, nicht leugnen."

Es war eine lange Pause im Zimmer. Die beiden Beamten tauschten von neuem einen forschenden Blick aus, dem aber, zum mindesten im Auge des Staatsanwalts etwas wie die Antwort folgte: es muß sein! —

Demgemäß sprach er denn auch: „Trotzdem werden wir zu unserem Bedauern Ihnen einige Fragen nicht ersparen können, mein Herr von Halthin, die für die Inangriffnahme der Sache unumgänglich nothwendig sind. Wir haben nämlich gerade über die letzten Lebenstage des Barons und über den Todesmorgen selber Nachrichten erhalten," fuhr er mit festem Blick auf den finsteren und bleichen Landrath fort, „die von schwerer, ja um so schwererer Bedeutung sind, als sie nicht nur dem bisher Bekannten zum Theil geradezu widersprechen, sondern auch den Baron persönlich in einem räthselhaften Widerspruch mit sich selber darstellen. Als sie," und der Beamte sprach im ernstesten Tone und mit auffälliger Langsamkeit weiter, „plötzlich eine Gestalt auftauchen lassen, von der die frühere Untersuchung nichts bemerkt hat; einen Unbekannten, der von dem Baron selber und auch von Anderen erblickt wird —"

„Ein Gespenst etwa — eine Erscheinung aus dem Nachtgebiet der Natur?" fiel Halthin plötzlich mit bitterem Spott ein. „Ich höre Frau von Augustin erzählen!"

„Es liegt uns wirklich eine Privatmittheilung der Frau Majorin vor," versetzte der Beamte kalt. „Verwerfen Sie dieselbe aber lieber nicht so entschieden, mein Herr Landrath. Denn dieselbe muß für Sie gerade von besonderem Interesse sein, da sie neben dem Uebrigen sich auch über die Stellung Ihres Herrn Schwiegervaters zu Ihnen selber und —"

„Ich muß mich auf das entschiedenste gegen ein Urtheil oder auch einen Bericht jener Dame über mich, über meinen Schwiegervater und über unsere Stellung zu einander verwahren," fiel Halthin von neuem mit dem Ausdruck des vollsten Hochmuthes ein. „Die Dame ist — die Herren von auswärts wissen das vielleicht noch nicht so genau! — zu Allem eher als zur Zeugin, zumal in diesem Fall, berufen."

Der Blick des Beamten begegnete kalt dem seinen. „Und dennoch, Herr Landrath," sagte er, „trifft die Erzählung der Frau Majorin in höchst auffälliger Weise mit dem zusammen, was wir von anderer Seite vernahmen, ohne daß dies ihr bekannt geworden sein könnte. Und dennoch sagt uns diese Mittheilung ausdrücklich von der Absicht des Barons, sich mit Ihnen zu verständigen, während er sich am Morgen seines Todestages, wie Ihnen wohl bekannt sein wird, gegen einen Nachbar ganz anders darüber äußerte —"

„Und dennoch seine Absicht schon ausgeführt hatte," sprach Halthin dazwischen, in dessen Zügen sich statt des früheren jähen Hochmuths wieder die alte Finsterkeit und zugleich, wie auch in der ganzen Gestalt, jene erste nervöse Unruhe bemerklich machte. „Er schrieb an mich mehrere Tage vor seinem Tode. Wenn Meden, wie demselben zuweilen passirt, sich nicht getäuscht und verhört hat, so würde sich das ziemlich einfach, einerseits durch den Wunsch meines Schwiegervaters erklären, die Sache erst nach einer Weile bekannt werden zu lassen; andererseits —" und mit einem Ausdruck, als sei ihm die Sache mehr als peinlich, fügte er nach einem kurzen Zögern hinzu: „Aber Sie sagen, daß Sie kein Verhör mit mir vorzunehmen haben, und was ich bisher erfuhr, ist von solcher geringen Bedeutung — noch einmal, meine Herren, dispensiren Sie mich!"

„Nur ein paar Augenblicke noch, mein Herr Landrath," sagte der Staatsanwalt. „Meine Fragen werden kurz sein — ich bitte um eben solche Antworten. Also, jener Brief Ihres Herrn Schwiegervaters ist vom 27. April?"

„So glaube ich," lautete die, von einem gewissen, verdrossenen Trotz zeugende Antwort. „Sicher weiß ich das nach dreizehn Jahren nicht mehr."

„Dieser Brief existirt noch?"

„Es ist möglich, daß meine Frau ihn aufbewahrt hat."

„Als er in Heidelberg anlangte, waren Sie auf einer Reise abwesend?"

„Ja, in die Pfalz. Ich kehrte in den ersten Maitagen krank zurück." Es war etwas Wegwerfendes in diesen Worten, die Finger seiner Rechten spielten auf dem Tisch mit der Cigarre.

„In die Pfalz! Mit Bekannten, auch einem Herrn von Brüdersbach, glaub' ich?"

Herr von Halthin zuckte jäh auf, das Gesicht plötzlich geröthet, die Augen mit zornigem Blick auf Malsberg gerichtet. „Fängt dieser Unsinn noch einmal an?" knirschte er. „Der Herr hier vernahm neulich doch, daß mein Begleiter Brüdersberg hieß!"

„In der That, merkwürdig ähnliche Namen," sagte der Staatsanwalt kopfschüttelnd, „wie ich sie, zumal bei einem so seltenen Anfang, nie vernahm. Also Brüdersberg. Aber dies bis später. Ist es Ihnen bekannt, Herr von Halthin, daß Sie im Rufe stehen, ein sogenannter Doppelgänger —"

Er warf mit einem kurzen, rauhen Lachen den Kopf auf. „Ah — sind auch der Herr Staatsanwalt ein Glied der gläubigen Gemeinde?"

Und das Auge mit sozusagen bannender Gewalt auf das in Röthe und Blässe wechselnde Gesicht Halthin's richtend, sagte der Beamte mit Kälte: „Ich glaube, Herr Landrath, Sie würden zufriedener mit meinem Glauben als mit meinem Unglauben sein. Denn da ich mich zum letzteren bekenne, muß ich Sie freilich fragen, weßhalb Sie in Mannheim, statt in die Pfalz zu fahren, in ein Coupé des Frankfurter Nachtzuges stiegen? Weßhalb Sie sich hier in Ihrer Heimath vor den Ihren und vor aller Welt verbargen? Weßhalb Sie am Todestage Ihres —"

Malsberg hatte seit dem überraschenden Auflachen des Herrn und seit den neuen

schwerwiegenden Fragen des Staatsanwalts den Ersteren mit noch ernsterer Aufmerksamkeit ins Auge gefaßt. Den Eindruck, den er von diesem Angriff erwartet hatte, sah er jetzt in einem Grade übertroffen, daß er sich von Secunde zu Secunde bestürzter werden fühlte: dem ersten, wie durch einen elektrischen Schlag hervorgerufenen, jähen Zusammen- und Aufzucken folgte eine fast ebenso plötzliche, todtenhafte Erstarrung; nach einem ersten, wiederum nur als todtenhaft zu bezeichnenden Erbleichen stürzte, wie man es heißen mußte, das Blut in den Kopf zurück. Es durchdrang die Wangen, die Stirn in dunkler Fluth, ja es erfüllte sogar die Augen — das alles das Werk und der Wechsel eines Augenblicks und ein so furchtbarer Anblick, daß Malsberg sich rasch erhob, daß der Staatsanwalt mitten in seiner Frage abbrach.

Allein es war schon zu spät. Halthin stieß einen Schrei aus wie das Brüllen eines wilden Thiers und warf sich mit einem einzigen Satz auf den Rath, die Hände in die Schultern und den Hals desselben krallend. „Bist du der/Hund, den sie auf mich hetzen?" brüllte er von neuem.

Der Anfall war so jäh und gewaltig, daß ihm Malsberg für einen Moment, trotz seiner weit überlegenen Kraft und obgleich der Freund augenblicklich an seiner Seite war, ihm beinahe unterlag. Es war ein Glück, daß der Rasende, — denn ein solcher war es! — keine Waffe bei der Hand hatte, und es war ein noch größeres Glück, daß gerade im Moment des heftigsten Ringens die Thür sich öffnete und der Doctor Rohde hereintrat. Einen Blick warf er auf den Vorgang und wich zurück, um im nächsten Augenblick mit dem, aus dem drüben gelegenen Zimmer herbeigerufenen Hauswirth, einem derben Handwerker, zurückzukehren.

Und selbst diese Hülfe war nicht zu viel. Es bedurfte der vollen Kraft Aller, den Wahnsinnigen endlich zu überwältigen und ihn durch feste Bande unschädlich zu machen, bis man ihn mit weiterer Hülfe in einen Wagen und in ein anderes, sicheres Local zu bringen vermochte.

XIV.

Von der That und dem Thäter.

Jetzt, wo das Unglück da war und am nächsten Tage schon durch das ganze kleine Land bekannt wurde; da man über diese furchtbare Plötzlichkeit erschrak und nach einer Veranlassung eines solchen Elendes forschte, sich seines Wesens und Treibens während der letzten Zeit entsann und auch hier wieder nach Spuren suchte, die zu dem traurigen Ende hätten führen können: jetzt fand man sogar in weiteren Kreisen, vor allem aber in der eigenen Familie und der nächsten Umgebung des Unglücklichen Anzeichen genug auf, daß es schon seit Wochen, ja vielleicht länger in seinem Kopfe, wie das Volk es heißt, gespukt hatte. Frau von Halthin so gut wie der Arzt der Familie — daß Rohde diese Stelle bei diesen Verwandten nicht einnahm, bedarf keiner Erklärung — wußten sich zu entsinnen, daß der Landrath schon bei seiner Rückkehr aus dem Feldzuge ihnen mehr als einmal Sorge eingeflößt und den Letzteren — den Arzt nämlich — zur aufmerksamsten Beobachtung veranlaßt hatte. Gesorgt hatte man freilich, aber gefürchtet nicht: Fritzens Nerven schienen durch die Strapazen des Feldzuges, durch die sehr begreifliche Aufregung und stete Anspannung in hohem Grade gereizt zu sein. Das ist ein sehr natürliches Ergebniß solcher Zeit und läßt sich nach dem Friedensschlusse besser als je beobachten. Es waren dann auch wirklich unangenehme Geschäfte in großer Zahl dazu gekommen und hatten Fritz nicht zur Ruhe gelangen lassen, und bei seinem hochmüthigen, verdrießlichen und reizbaren Charakter, der obendarein Alles nur gar zu leicht persönlich nahm, war es erklärlich genug, daß es für ihn und die Seinen wenige behagliche Stunden geben konnte und daß man mehr als je von seiner Heftigkeit und Unduldsamkeit zu erfahren und in der Welt zu reden hatte.

Es war aber nicht dabei geblieben. Die angeführten Zeichen waren, hauptsächlich freilich für die Seinen, allmälig immer schärfer und entschiedener hervorgetreten. Gegen seinen Schwager Rohde hatte sich eine Erbitterung offenbart, welche seine Gemahlin immer ernstlicher erschreckt hatte; seine Schwester könne und dürfe nicht in diesen Banden bleiben, hatte er häufig geschworen, und Helenens Beschwichtigungen

und Mahnungen, wie, abgesehen von allem Uebrigen, selbst die Eltern schon diesen Schritt nach Kräften verhindern und niemals verzeihen würden, hatten nur die grimmige Versicherung hervorgerufen, daß er ihn trotzdem durchsetzen und schon für die Schwester sorgen werde. — Darauf folgte die Verlobung Adele Meden's mit Malsberg, und wie Fritz sich schon bei dem ersten Gerücht benommen, und wie er nun, da die Sache sicher — man muß sagen: in die Luft fuhr; das ließ zum ersten Mal in der Gattin die furchtbare Frage aufklingen, ob dies noch immer nur ein bloßes Nervenleiden oder ein viel tieferes und schrecklicheres sei, daß es zu solchen, fast schon als sinnlos zu bezeichnenden Ausbrüchen zu führen vermöge. Selbst Meden hatte von einer Begegnung mit dem Landrath den Eindruck empfangen, daß es mit demselben nicht richtig sei — an das Schlimmste hatte er darum allerdings nicht gedacht.

Die Begegnung mit Gottlieb Mühl, welche zu des Burschen Verhaftung und Abführung in die Stadt und endlich zur letzten Katastrophe führte, hatte zunächst, als der Landrath ins Haus zurückgekehrt war und von dem Geschehenen erzählt hatte, bei dieser Erzählung einen Ausbruch des Jähzorns zur Folge gehabt, der alles bisher Erlebte übertraf und Helene um so mehr erschreckte, als der Gatte trotz aller Gereiztheit und Heftigkeit bisher noch immer und auch in den schlimmsten Stunden gewisse Rücksichten und ein gewisses Maß zu beobachten pflegte, wie sie eben den Mann von Charakter und gesellschaftlicher Bildung kennzeichnen. Jetzt vernahm sie Ausdrücke und sah Geberden von ihm, die sie bisher, an ihm mehr als an jedem Anderen, für völlig unmöglich gehalten hatte. Der folgende Tag war unter dem Druck eines finsteren, kaum gebändigten Grimms verstrichen; gegen Abend rief eine Nachricht aus der Stadt einen neuen Wuthausbruch hervor. Am nächsten Morgen versäumte er, was neuerdings ganz unerhört war, die Kirche und fuhr statt dessen in die Stadt — was hier passirte, erfuhren wir bereits.

Als er Abends zurückkehrte, fand seine Frau ihn finster, aber ruhiger, ja auffällig einsilbig. Er zog sich sogleich in sein Zimmer zurück und blieb daselbst, ohne am Nachtessen Theil zu nehmen. Helene hörte ihn, wenn sie lauschte, rastlos auf- und abgehen. Eine Erklärung verweigerte er ihr kurz, aber nicht barsch. Der Montag zeigte von dieser Art von Haltung nichts mehr, zum wenigsten wurde sie von mehr als einem Ausbruch einer wilden Gereiztheit, der grimmigsten Ungeduld durchbrochen, und zu anderen Stunden zeigte sich eine Zerstreutheit, ja Abwesenheit, welche kaum weniger erschreckten. Sein Aussehen beunruhigte die Gattin gleichfalls: er war ungewöhnlich geröthet, die Augen hatten einen fieberhaften Glanz und unstäte Blicke, der Körper fand keine Ruhe; selbst wenn Fritz einmal ein paar Secunden lang stand oder saß, blieben die Hände, die Finger in rastloser Bewegung. Sogar am Abend, bei der Bescheerung, hielt er nicht aus und war theilnahmslos. Dies alles setzte sich am Dienstag fort — in die Kirche fuhr er wieder nicht —, und als Helenens Bitte, daß sie nach dem Arzt schicken dürfe, die grimmige Antwort erhielt: „Warum nicht gar zu dem werthen Schwager?" — da schickte sie jenen Boten nach Noldin ab.

Es war aber bereits zu spät. Gleich darauf war der Landrath hinter ihrem Rücken hinaus und in den Stall gegangen, hatte selber sein Pferd gesattelt und hinausgeführt und war in der Richtung gegen die Stadt zu fortgejagt. Hier hatte er nach den allmälig sich zusammenordnenden Angaben Anderer, eine lange Conferenz mit seinem Secretär über den verunglückten Fluchtversuch gehabt — auch der Beamte war über seine Erscheinung und sein Wesen erschrocken gewesen. Dann war er in die Wohnung des Staatsanwalts gekommen, hatte aber das Anerbieten, den bei Verwandten weilenden Herrn zu ihm rufen zu lassen, abgelehnt. Ebenso zeigte er sich auch bei Malsberg's Hausleuten und verschwand wieder, um nach einiger Zeit von neuem zu erscheinen. Da traf er denn die beiden Gesuchten bei einander und legte die Bekenntnisse ab, die wir vorhin vernahmen. Es konnte kaum ein Zweifel sein, daß dies gesammte Thun und Treiben des Unglücklichen schon von dem näher und näher rückenden Wahnsinn beherrscht worden war.

Nun, da derselbe ihn wirklich übermannt hatte, war Alles zu Ende. Es stellte sich kein lichter Moment mehr ein.

Was in diesen letzten Tagen in ihm

vorgegangen war, wurde nicht ergründet. Niemals wurde festgestellt, ob der furchtbare Vorwurf, den der Vater ihm entgegenschleuderte, von ihm richtig gedeutet worden, ob er sich in Ansehung des Leuenhöfer Verbrechens für so völlig sicher gehalten hatte, daß er dasselbe gar nicht in Rechnung zog, daß er eine Kenntniß desselben bei Niemand voraussetzte. Und ebenso ungewiß blieb es, ob seine Mittheilung über die andere, frühere That von ihm ernst gemeint worden, oder ob sie nur vorgebracht wurde, um das Gericht von der zweiten, furchtbareren fern zu halten.

Ganz so leicht zu entscheiden, wie Mancher nach allem Bisherigen glauben möchte, waren diese Fragen keineswegs. Jetzt, wo die Papiere des Landraths in den Händen des Gerichts waren, fanden sich zum mindesten einzelne Stücke zwischen ihnen, aus denen sich ergab, daß die Verbindung mit jener, vordem so leidenschaftlich geliebten Frau, niemals ganz abgebrochen worden war — an ein Unrecht dürfen die Leser in diesem Falle aber nicht denken. Mochte Fritz von Halthin gewesen sein, wie er wollte: in diesem ganzen Fall hatte er sich seit jenem unseligen, blutigen Nachtbegegniß ganz unleugbar mit aller denkbaren Discretion, voll Vorsicht, Ehre und Anstand benommen. Es war möglich, daß sein Herz jener Dame stets ein sehr inniges Fühlen bewahrt hatte; im gewöhnlichen, weltlichen Sinn aber war für seine Gattin kein Nachtheil und für ihn selber kein Vorwurf daraus erwachsen: er hatte ihr eine tadellose Treue bewahrt. Das Verhältniß war, wie man aus Allem und Jedem zu schließen berechtigt war, stets ein gewissermaßen ideales gewesen und geblieben. Seine Verehrung, oder wenn man so will, Zärtlichkeit für die jetzt schon bejahrte und stets leidende Frau hatte niemals nachgelassen, seine Sorge für ihr Wohlergehen und ihren Ruf war die zarteste und treueste geblieben — die Leser werden demnächst noch einen Zug finden, der gerade in diesem Punkte den unglücklichen Mann und seinen Charakter im hellsten Lichte erscheinen läßt. Und man muß es sich nur klar machen, daß in diesem seinen Verfahren von selbstsüchtigen Motiven und persönlichen Rücksichten kaum die Rede sein konnte. Hatte jene Begegnung mit dem Gatten wirklich in der vom Landrath angegebenen Weise stattgefunden und ein Ende gefunden — und es gab nicht einen Grund, seine Darstellung zu bezweifeln —, so mußte er einerseits wissen, daß das Urtheil über die That und seine Strafe kaum besonders hart sein konnten und ihn obendrein in den Augen der Gesellschaft gar nicht einmal heruntersetzen würden. Andrerseits aber erschwerte er durch den nachfolgenden Raub sein Vergehen auf das ernstlichste, nicht nur, um den Verdacht von sich selber abzulenken, sondern auch um die Dame von neuem gegen jede Beschuldigung zu sichern.

Mit einem Wort, für das Geheimniß, das diesen Fall umgab, war er von jeher besorgt und thätig geblieben, ja es war sehr fraglich, ob er nicht den einzigen Mitwisser, seinen Burschen, in anderer, heiße man es ernsterer oder reellerer Weise zum Schweigen zu bringen wußte, als jetzt er selber und Gottlieb Mühl zugestehen wollten.

Mit dem an dem Baron von der Leuen begangenen Verbrechen stand es bei weitem anders. War seine Vorsicht und Sorge in Ansehung des früheren Falles auffällig und in Rücksicht auf die dabei obwaltenden Motive durchaus achtungswerth, so erschien seine Sicherheit, um nicht zu sagen Gleichgültigkeit, völlig räthselhaft, die er dem zweiten, um vieles schrecklicheren Geheimniß gegenüber von jeher bewahrt hatte. Er hatte in dieser ganzen Angelegenheit stets, zu Anfang so gut wie später, die unstörbarste Ruhe bewahrt. Eine Gefahr für sich schien er niemals auch nur geahnt zu haben.

Es war in der That merkwürdig genug, daß sich niemals bisher eine solche Gefahr für ihn gezeigt, daß sich im Publicum niemals etwas wie ein Verdacht gegen ihn geregt hatte. Jetzt, wo man einen Faden nach dem anderen auffand und den ganzen Sachverhalt, bis auf wenige, ziemlich gleichgültige Einzelheiten, klar zu überblicken vermochte, mußte man wohl zugestehen, daß nur ein Zusammentreffen von ganz ungewöhnlich günstigen, völlig unberechenbaren Umständen den Thäter bisher beschützt hatte. Es ließ sich gar nicht annehmen, daß ein so begabter und gebildeter Mann, wie Fritz Halthin jedenfalls war, sich dies niemals klar gemacht und sich niemals gesagt haben sollte, wie man nur das äußerste Ende eines der vielen Fäden

aufzufinden brauchte, um sie demnächst alle in der Hand zu haben — so war es ja jetzt wirklich geschehen. Wenn man dies überlegte und sein Verhalten dagegenhielt, lag der Verdacht nahe, daß sein Geist und Verstand schon damals nicht mehr klar gewesen und es niemals wieder geworden seien.

Wie nahe der Verdacht und somit auch die Entdeckung lag, läßt sich durch wenige Sätze darthun. Es mußte irgend Jemand davon wissen, daß der Ausflug in die Pfalz nicht stattfand, Fritz Halthin vielmehr in anderer Richtung abreiste — wir erfuhren, daß es einen solchen Wissenden wirklich gab. Es mußte Jemand existiren, der Fritzens Anwesenheit in der Heimath bemerkte und ihn — wenigstens nach menschlicher Voraussicht — auch erkannte, Jemand, der von dem Doppelgängergerücht nichts wußte oder an dasselbe nicht glaubte. Fritz hatte sich, wie wir von Herrn von der Leuen erfuhren, sogar in der Stadt gezeigt, wo ihn sozusagen jedes Kind kannte. Wer aber seine Anwesenheit wußte und — wie sich in so engen Verhältnissen eigentlich von selbst verstand — die Stellung des jungen Mannes zu dem Baron kannte, mußte, wenn er gleich darauf von dem Verbrechen hörte und Fritz wieder verschwinden sah, fast unvermeidlich auf einen gewissen Zusammenhang rathen, ja sich zu einer Art von Verdacht gezwungen sehen. Ja es war, um schließlich auch dessen zu gedenken, fast unglaublich, daß in Wirklichkeit keine Menschenseele Fritzens Eintritt in den Forst oder sein Verlassen desselben beobachtet haben und wiederum daraus später seine Schlüsse gezogen haben sollte. Mit der gefährlichen Kunstfertigkeit, fremde Schriftzüge zum Verwechseln nachzuahmen, dem ersten oder — je nachdem — letzten Ring in der Kette, stand es allerdings anders. Von ihr brauchte freilich Niemand etwas zu erfahren, würde vielleicht niemals Jemand etwas geargwöhnt haben, ohne jene unbegreifliche, nur durch Verdruß und Weinlaune zu entschuldigende Nachahmung von Linker's Billet und den ebenso unbegreiflichen Verlust des Taschenbuchs.

Aber weiter. Was wir bisher nur vorausgesetzt haben, war in Wirklichkeit Alles zugetroffen. Herr von Brüdersbach hatte Fritz nicht in die Pfalz, sondern nach Frankfurt abreisen sehen. Er hatte keinen Werth darauf gelegt, zumal er schwerlich etwas von Fritzens Verbindung mit Leuen und dem Verbrechen erfuhr. Jetzt, da Malsberg, nach der Mittheilung der Majorin und des Landraths seltsamer Verleugnung des Bekannten, sich mit einer bestimmten Frage an ihn wandte, wurde er sogleich ein gefährlicher Zeuge. — Herr von der Leuen hatte Fritz Nachts in der Stadt, der Major von Augustin denselben im Leuenhöfer Forst gesehen: Beide hielten es für eine Sinnentäuschung, da sie von den Eltern wußten, daß der junge Mann nicht in die Heimath kommen wollte.

Gottlieb Mühl hatte das Zusammentreffen des Barons und Fritzens wirklich belauscht. Er bekannte jetzt unumwunden, daß der Fremdling neben Leuen ihn zuerst nur an seinen alten Herrn erinnert habe, gleich darauf aber von dem Baron bei seinem Namen laut genug genannt worden sei. Was er von der Unterhaltung vernahm, ließ ihn dem Paare nachschleichen, und ein paar Hundert Schritte weiter erlauschte er, wie Leuen von jener früheren That redete und dabei andeutete, daß er seinen Begleiter für den Thäter halte. Die Wirkung auf Fritz war eine gewaltige. „Bei solchem Glauben ist freilich Alles zwischen uns zu Ende," knirschte er und wandte sich mit einem Grimm ab, der den Horcher schleunig zurückweichen und sich davonmachen ließ. „Da passirt etwas," dachte Mühl, „und ich werde kein Narr sein, womöglich ein Zeuge zu werden!" Als er hernach den Schuß vernahm und demnächst, wie alle Welt, von dem Verschwinden des Landraths hörte, war er seiner Sache ziemlich gewiß. Daß er sich nicht zur Zeugenschaft drängte und dieselbe auch gegen Fritz Halthin nicht ausnutzte, lag nicht nur in der allgemeinen Abneigung des Volks gegen Gerichtshändel, sondern auch in der rauhen Bewunderung, die er vordem seinem glänzenden Herrn gewidmet, und in der Anhänglichkeit, die er demselben bewahrt hatte. Herr von der Leuen war, wie wir wissen, obendrein der Mann nicht, um dessentwillen ein Mensch wie Mühl einen Anderen opfert.

Soweit sich dies erkennen ließ, hatte Fritz niemals in Mühl einen Zeugen seiner That geahnt, und noch weniger schien er eine solche Mitwissenschaft bei seinem Schwager und Vater gefürchtet zu haben.

War Rohde doch auch nur durch einen reinen Zufall dazu gelangt, und in einer Weise, die sein Schweigen selbst vor dem Gesetz erklärte und entschuldigte.

In einem Häuschen, welches nominell zum Dorfe Solden gerechnet, eine halbe Stunde von demselben entfernt, einsam auf der Grenze der königlichen und Leuenhöfer Forsten lag, hauste ein Waldaufseher, ein Wittwer und kinderlos, ganz allein. Etwa zwei Jahre nach Fritzens Verheirathung wurde der Mann lebensgefährlich krank, und die Nachbarn beriefen, als sie dies entdeckten, den Doctor Rohde zu ihm. Helfen konnte der Arzt nicht mehr, der Mensch lag schon im Sterben. Bevor er aber starb, entdeckte er Rohde, daß er im Frühling 1853 Fritz Halthin heimlich bei sich beherbergt habe. Er wisse es so gut wie gewiß, daß sein Gast den Baron von der Leuen erschossen habe. Zu einer Erklärung, wie Fritz das Schweigen des Mannes damals und später erlangte, reichte die Kraft des Sterbenden nicht mehr. Und dennoch wäre dieselbe für eine weitere Verfolgung der Sache unentbehrlich gewesen. Der Mensch war ein rauher Geselle, von dem Niemand einen Zug besonderer Theilnahme oder Anhänglichkeit für irgend Jemand kennen gelernt hatte. Von einer Verbindung zwischen ihm und Fritz Halthin wußte gleichfalls Niemand etwas, weder im Guten, noch im Bösen.

Rohde war in der qualvollsten Lage. Glauben konnte er an eine solche That nicht, und die Mittheilung für eine reine Lüge zu halten, vermochte er noch weniger. Er hielt es für seine Pflicht, das Erfahrene seinem Schwiegervater mitzutheilen, und fand bei diesem zu seinem tödtlichen Schrecken augenblicklich die vollste Ueberzeugung, daß Fritz die That auf dem Gewissen habe. Daß die Aussage des Waldaufsehers, mochte sie auch noch so gravirend sein, dennoch an und für sich zur Ueberführung des Verbrechers nicht ausreichte, begriff der alte Herr so gut wie Rohde. Sie kamen überein, zu schweigen — sei es auch hauptsächlich nur um der armen Frau und der beiden kleinen Kinder willen. Wer will und wer kann in solchem Falle allen Gründen nachforschen und die richtigen ausscheiden? Das vermag meistens nicht einmal der Betreffende selber.

Beide zogen sich, wie wir wissen, vom Sohne und Schwager seitdem völlig zurück; sie fanden kein Vergessen und keine frohe Stunde, und Rohde verlor, trotz seines Zweifels, niemals die qualvolle Angst, daß bei irgend einer Gelegenheit dennoch einmal eine Spur auftauchen möge, welche zur wirklichen und vollen Entdeckung führen könne. Er war trotz aller inneren Weichheit ein Mensch, der nicht nur feste Nerven, sondern auch einen festen Willen hatte. Allein er hatte, wie er jetzt Malsberg gestand, seit jener schlimmen Offenbarung niemals ein innerliches Erbeben zu überwinden vermocht, sobald jenes Falles in seiner Gegenwart auch nur oberflächlich gedacht wurde.

„Nun sagen Sie selber, Freund,“ redete er zu Malsberg mit einem beinahe finsteren Ausdruck, „wie mir zu Muthe sein mußte, als ich spürte, daß mit Ihrem Erscheinen bei uns eine neue und gefährlichere Phase begann, als ich bisher jemals kennen gelernt hatte: die Sache war trotz alledem zu einer gewissen Ruhe gekommen und die Entdeckung oder Constatirung, wie Sie es heißen wollen, immer weniger wahrscheinlich geworden. Da kommen Sie, der Fremdling, der den Personen, den Verhältnissen, dem ganzen Falle so fern wie irgend denkbar stand, und gleich bei Ihrem ersten Auftreten taucht die alte Geschichte von neuem auf, erfahren Sie mehr und ausführlicher von derselben, als, außer uns Eingeweihten, irgend einem anderen Menschen im Lande bekannt ist, und zwar wiederum von demjenigen, welcher den Personen und Dingen verhältnißmäßig am nächsten steht. Ich sag' es Ihnen ehrlich: damals zu Noldin verstand ich das alles noch nicht. Ich empfand nur das alte qualvolle Unbehagen. Aber später, da ich Sie immer weiter schreiten und greifen sah, kam mir dieser erste Besuch und Meden's Erzählung wieder in den Sinn und erschien mir wie ein Omen, packte mich wie ein unüberwindlicher Aberglaube. Lachen Sie mich aus — es giebt Menschen, die sind zu etwas bestimmt, von dem sie selber vorher am wenigsten etwas wissen. Sie finden sich und wir sehen sie plötzlich vor eine Aufgabe gestellt, welche ihnen und uns vielleicht völlig aussichtslos erscheint, von der weder sie noch wir verstehen, wie gerade sie dieselbe erhalten und übernehmen. Und dennoch lösen sie dieselbe und führen

sie hinaus — wer erklärt das, frage ich? — Sie nehmen das Ende des Fadens auf und folgen ihm durch alle Winkel und Windungen des Labyrinths. Und gestehen Sie's, mein Freund," schloß er, „dieser Fall, der Sie im Grunde nichts anging, drängte sich Ihnen als Ihre eigentliche Aufgabe zu, und Alles, was Ihnen sonst in Wirklichkeit oblag, trat davor zurück. Das ist es, was ich meine!"

Malsberg nickte. Er konnte dem Freunde nicht Unrecht geben. Hatte er doch selber im Laufe der vergangenen Monate an sich gespürt, wie die alte Geschichte ihn sozusagen niemals aus ihrem Banne ließ, ihn immer von neuem heran und immer weiter zog, ihm bei einem anscheinenden augenblicklichen Zögern und Nachlassen stets wieder einen neuen Zug darbot oder, um im Bilde zu bleiben, eine weitere Seite lesbar werden ließ, fast als wollte sie ihm sagen: komm' du nur und verzage nicht, du kommst bis ans Ende! — Rohde hatte Recht: es lag auch hier wieder einmal eines von jenen Räthseln vor, denen wir in uns wie um uns her begegnen, die wir, wenn wir ehrlich sein wollen, nicht abzuleugnen vermögen und noch weniger zu erklären im Stande sind.

Ganz bis zum Ende führte der Faden, der von ihm zufällig aufgenommen, ihm fernerhin wie von einer unsichtbaren Macht weiter und weiter in die Hand gedrückt wurde, allerdings nicht. Die volle und letzte Erklärung schnitt der Wahnsinn des Landraths ab. Was damals den unglücklichen Mann zu jener geheimnißvollen Reise und dem verborgenen Aufenthalt veranlaßt hatte; ob es nur der Wunsch war, die Geliebte zu sehen und sich mit ihr vielleicht, trotz der Abneigung des Vaters, zu verständigen; ob er noch einen Angriff auf das Herz des Vaters machen wollte; ob er — sagen wir: irgend einen Plan in sich trug, der unter Umständen dem Baron verderblich werden mußte; ob er die Begegnung mit dem Letzteren gesucht, oder ob es eine zufällige gewesen; ob endlich die That wirklich von ihm begangen, ob sie ein Werk des Jähzorns oder der Verzweiflung, oder eine — wiederholentlich gesagt! — bis zu einem gewissen Grade überlegte oder vorbereitete gewesen —: das alles blieb für immer verborgen. In der Nähe des Lenenhöfer Schlosses war Fritz nirgends gesehen worden und Helene hatte von seiner Anwesenheit keine Ahnung gehabt, — hätte Fritz eine Begegnung mit der Geliebten ernstlich gewollt, so wäre dieselbe, bei der Umgebung des Schlosses und der häufigen Abwesenheit des Barons, am Ende ohne große Schwierigkeit zu erreichen gewesen. — Die blutige That selber hatte, wie wir wissen, keinen Zeugen, und ebenso fehlten auch über des Thäters Rückreise und sein Leben und Treiben während der nächsten Wochen alle Angaben. In der Wohnung, die er damals zu Heidelberg inne gehabt hatte, hausten gegenwärtig andere Leute, die nichts von ihm wußten. Die früheren Bewohner waren gestorben.

Der verhängnißvolle Zwischenfall mit dem Notizbuch wurde dagegen aufgeklärt. Der Landrath hatte sich bei Curt Gisow durch den Verdruß über des Commandeurs Pedanterie und in der noch nicht verflogenen Weinlaune, da der Wirth ihm das Originalbillet zeigte, zu der gefährlichen Mystification fortreißen lassen. Er vergaß das Notizbuch wieder einzustecken und Gisow fand dasselbe und das Originalbillet erst, als seine Gäste abmarschirt waren. Dem wilden Gesellen war die Sache sehr gleichgültig, höchstens erschien sie ihm wie ein „Spaß" von der Art, wie er alle Tage einen anderen zu machen pflegte. Doch nahm er das Büchelchen zum Ball mit in die Stadt, um es seinem Besitzer zurückzustellen, verlor es jedoch, wie wir wissen, und schwieg, als er dies bemerkte und die Sache immer unbehaglicher wurde, um so eher, als Fritz Halthin des Verlustes gleichfalls nicht gedachte. Daß auf die spätere öffentliche Anzeige Keiner von Beiden sich zu dem Funde bekennen mochte, ist leicht begreiflich. Der Eine dachte dabei gar nicht an seinen Verlust. Der Andere hatte trotz seiner Gleichgültigkeit, dennoch allen Grund zu schweigen.

Hatte Rohde aber in dem einen Punkte für Malsberg's Empfindung Recht gehabt, so zeigte sich's nun, daß er es auch in einem zweiten hatte. Malsberg hatte allerdings nirgends seine Obliegenheiten versäumt, vielmehr die ihm zugewiesenen Untersuchungen mit der vollsten Gewissenhaftigkeit und all dem ernsten Eifer weitergeführt, welche zumal der Lebrecht'sche Fall verlangte. Allein wenn er sich ernstlich

prüfte und genau auf das Acht gab, was ihn am meisten erfüllte und am tiefsten bewegte, mußte er wohl zugeben, daß es trotz alledem vor allem und immer von neuem jene alte geheimnißvolle Leuenhöfer That gewesen war, die seine Gedanken und seine Ueberlegung, seine lebhafteste Theilnahme in Anspruch genommen hatte, ja daß die anderen Fälle ihn im Grunde nur da und dann recht zu interessiren vermochten, wo ihm aus ihnen in so überraschender und unheimlicher Weise die erstere plötzlich wieder entgegentrat. Ist es doch, wie wir annehmen möchten, auch unseren Lesern kaum anders ergangen.

Das wurde ihm, wenn er es bisher noch nicht voll erkannt und verstanden, jetzt klar, da auch der Lebrecht'sche Fall sich nun plötzlich zum Ende neigte.

Die ans Wunderbare grenzende Aufdeckung des alten Verbrechens und die Feststellung des anscheinend völlig gesicherten Thäters, und zwar durch lauter einzelne kleine Züge, die bisher entweder ganz übersehen waren oder durchaus werthlos erschienen — das machte auf den Gefangenen Gottlieb Mühl einen ergreifenden Eindruck. Wir erfuhren, daß schon die Confrontation mit dem Knechte Rist und dessen Aussage ihn ersichtlich aufs äußerste bestürzt und erschüttert hatten. Er hatte sich schon damals zu Aeußerungen und, sei es einstweilen auch nur schweigenden Zugeständnissen herbeigelassen, welche, wie wir's gleichfalls vernahmen, für Malsberg von der größten Bedeutung waren und die bisher fast aussichtslose Untersuchung rasch zu fördern verhießen. Jetzt da er von dem erfuhr, was mit seinem früheren Herrn sich begeben hatte, legte er nicht nur ohne ferneres Zögern und Weigern das uns bekannte, vollständige Bekenntniß über die Begegnung des Barons und Fritz Halthin's im Forste ab, sondern fuhr auch, als diese Angaben zu Protocoll genommen waren, nach einer kleinen Pause und indem er mit ernstem, man hätte sagen mögen, entschlossenem Blick zu Malsberg aufschaute, plötzlich fort: „Na, Herr Rath, das wäre denn nun das Eine und geht mich eigentlich nichts weiter an. Aber ich sehe daraus, daß das Lügen und Verstecken und Vertuschen nichts nützt — 's kommt Alles einmal heraus, die Sonne bringt es an den Tag. Und so will ich denn auch nur gleich bekennen, daß Johann Rist mich auch das zweite Mal richtig erkannt hat. Ich bin wirklich mit dem Grüning zusammengewesen, und wir haben vorher das alte Weib da draußen ums Leben gebracht und beraubt. Wer hernach in Grüning's Hause das Geld verlangt hat, weiß ich nicht, so dumm bin ich nicht. Aber Grüning war's, daß er auf mich rieth. Und es war Gottes Finger. Und nun ist's auch besser so, daß die Historie mit einem Male aus und zu Ende ist. Das Lügen hilft nichts, sag' ich."

Malsberg's Genugthuung über diesen Ausgang der traurigen Sache war eine große und ernste. Denn der Mensch durfte wohl dankbar sein, daß auch diese That ihren Lohn fand, und der Beamte konnte sich gestehen, daß seine Arbeit und Thätigkeit zur Erzielung dieses Resultats nicht wenig beigetragen hatte. Allein die erste Stelle in seiner Theilnahme und seinem Interesse behielten trotz alledem Fritz Halthin und seine That. Das war einer von jenen Fällen gewesen, durch die wir uns, je seltener wir von ihnen erfahren, desto tiefer ergriffen fühlen; einer von jenen Fällen, wo wir von einer Macht getrieben und unterstützt werden, die wir nicht zu nennen wissen, vor der wir uns aber beugen müssen.

XV.

Familienkaffee.

„Doctorin, es bleibt wie es gewesen; Sie haben nicht einen, sondern ein halb Dutzend Feen oder Kobolde, oder wie heißen die Creaturen, in Ihrem Solde, welche Sie immer jung und schön bleiben lassen und Alles umher so schmuck und sauber und behaglich machen! Es ist ein Staat, sag' ich, ein wahrer Staat! Guckt euch nur einmal um!" sprach der joviale alte Herr von Meden, da er heut Nachmittag in das Wohnzimmer Anna's trat und die Dame sich heiter und anmuthig entgegeneilen sah, während Rohde ihm ein munteres „das heiß' ich einen guten Einfall!" zurief und die Kinder mit den hellen Augen und rosigen Wangen zu ihm und seinen Begleitern heransprangen.

„Immer spaßhaft und immer galant, Herr von Meden!" versetzte sie scherzend, während er wirklich eben mit altväterischer

Zierlichkeit ihre volle weiße Hand an die Lippen zog. „Sind die Complimente auch nicht recht wahr, so thun sie doch wohl! Können Sie's nicht die Jungen lehren, wie man das lernt und — behält?"

„Was Annchen, — wollen die Jungen nicht gut thun? Da soll sie ja ein heiliges Kreuz — aber sachte! Nicht fluchen! Hab's meiner Alten ernstlich versprochen, mich zu bessern, was, wie ihr zugestehen werdet, in meinem Alter keine Kleinigkeit ist! — Also, da sind wir!" brach er, noch einmal sich umschauend und befriedigt nickend, ab. „Habe so viel von eurem Familienkaffee gehört und mußte mir das Ding doch einmal ansehen. Nur, hab' ich gedacht, würden wir euch in des Doctors Stube finden. Aber hier, im Palmenhain, ist es freilich poetischer, und — nie ohne dieses!"

„Ja, lieber Meden," meinte sie lachend, „da sind denn nun freilich Geister im Spiel, wie Sie argwöhnen. Denn selbst Rohde hatte heut ganz gegen seine Gewohnheit so etwas wie eine Ahnung, daß das gute alte Zimmer da hinten nicht ausreichen möchte. Und so siedelten wir uns hier an. Freilich, die Lieben hier lassen uns nicht leicht im Stich und machen es den Geistern nicht schwer," fügte sie im gleichen Tone hinzu und drückte von neuem Adelens Hand und lächelte Malsberg freundlich zu. „Sie sind bereits Stammgäste. Aber daß auch Sie hier und daß —"

Die hell heraufschallende Hausthürglocke ließ sie inne halten und lauschen. „Das ist wirklich noch die Majorin!" sagte sie dann. „Es ist über ihre Zeit, aber sie ist's! Gretchen, rücke noch einen Stuhl heran!"

„Na, auf daß unser Haus voll werde!" rief Meden lustig und trat, da Frau von Augustin wirklich eben in der Thür erschien, mit einer tiefen Verbeugung ihr entgegen. „Meine gnädige Frau und alte Freundin, ich bin unendlich entzückt, hochdero liebenswürdige Erscheinung einmal wieder begrüßen zu dürfen!"

„Ja, Sie lachen wohl, theure Hausfrau!" sprach Dame Amelie mit einem sanften Lächeln, aber in zart schmollendem Tone zu der sie begrüßenden Anna. „Aber eigentlich ist's doch zum Zanken. ‚Alte Freundin' sagt er! Wer redet denn so unartig vom Alter einer Dame?"

„Was, auch nicht, wenn man schon vor vierzig Jahren mit ihr getanzt und ihr sein Herz zu Füßen gelegt hat —"

„Aber wie unartig! Es ist ja nicht halb so lange her —!"—

„Wir glauben ihm auch nicht, liebe Majorin!"

„Ja, Sie haben Recht, Frau Majorin! Das ist zum Zanken! Er verwechselt Sie ja entschieden mit einer Anderen, der Treulose!"

„'s hilft Alles nichts!" machte Meden's Stimme zwischen den anderen sich wieder lustig vernehmbar. „Die Ecossaisen und Françaisen tanzte sie wie — wie — heißt die heidnische Dame nicht Hebe? — selber! Die Walzer waren Ihnen zu wild! — Und denken Sie nur an unsere Pas und unsere Entrechats! Sapperment noch einmal! War's eine Pracht! So was können die Jungen jetzt längst nicht mehr, Donna Amalia, und solche Füßchen haben sie auch nicht mehr! Wissen Sie noch, als ich Ihnen einmal einen Schuh stahl?"

„Ist er nicht schrecklich? Ist er nicht zu komisch? Jetzt so unartig und dann so — thöricht! Wer kann mit ihm zanken? — Ach, liebe Frau Räthin, wie gut und lieb Sie aussehen! Und der Herr Rath so glücklich! Was macht das kleine Engelchen daheim? — Ach, wie reizend, wie poetisch es hier bei Ihnen doch ist, theure Hausfrau! Wie ein Palmenhain Indiens —"

„Holla, alte Freundin! — Na, Kinder, da seht ihr, wie es mit uns steht! Selbst unsere Gedanken sind einander treu geblieben! Ja ja, Donna Amalia, den Palmenhain habe ich vorhin auch schon gerühmt! Sie fügen nur noch Indien hinzu!"

„Ist er nicht zu komisch? — O Liebe — bitte, nicht so viel Kaffee! Er ist immer so sehr stark bei Ihnen! Mein seliger Major sagte schon immer: Heiß wie die Hölle, und schwarz wie — wie —"

„Wie die Liebe! Wenn's Herz nur schwarz ist!" fiel Meden unter dem Lachen der Anderen der Redseligen ins Wort. „Kurz, es ist bei Doctors das pure Paradies, sagen Sie, und ich sag's auch!"

Und es war auch in Wahrheit sehr hübsch hier und sehr freundlich und, was das Beste von Allem, sehr anheimelnd. Wir sind ja schon öfters in diesen Räumen gewesen und durften den Schönheitssinn

und Geschmack ihrer Gebieterin rühmen. Allein so wie heute fanden wir es bisher doch nicht, ob auch die Möbeln die gleichen waren, ebenso bequem, ebenso zierlich, ob auch die Fenster sich so hell, die Vorhänge sich so frisch, so lustig und duftig zeigten, ob auch die Gruppen von Blattpflanzen und anderen zahlreichen Gewächsen von Gesundheit glänzten und von der liebevollen Pflege und der „glücklichen Hand" ihrer Herrin zeugten. Das war hier, wie allerwärts: nicht die Möbeln und Vorhänge, nicht die Spiegel und Bilder, nicht die Pflanzen und Blumen, nicht aller Schmuck und aller Geschmack machen solch ein Gemach freundlich und heimlich; sondern das thun im Grunde nur die Menschen, die wir darin finden. Und auch die Menschen als solche thun es nicht immer! Nein, die heiteren Augen thun's und die frohen Mienen, der muntere Scherz und das trauliche Plaudern! Dann erst wird es Allen wohl, die hineintreten, und dann ist ein solches Zimmer wirklich etwas wie ein Paradies, voll Frieden, voll Zufriedenheit und Einigkeit, voll Glück und Freude.

Wie war das vordem häufig leider so ganz, ganz anders gewesen, gerade in diesen Räumen! Erinnern wir uns nur an jenen herbstlichen Einzugsmorgen, wo auch eine zahlreiche Gesellschaft sich hier zusammengefunden hatte, wo Alles voll Erwartung war und auch voll Freude, wo dieser und der sich sogar ganz behaglich fühlte — weil er das Behagen eben mit sich brachte und es sich nicht nehmen ließ! — und wo dennoch der innere Friede und die innere Harmonie fern waren und die Verstimmung bald hier, bald da durchbrach! — Oder erinnern wir uns an den Wintertag, als Anna, bewegt von Gott weiß welchen Gefühlen, mit Malsberg zusammen jene ihr so spaßhafte oder kindische Erzählung der Majorin von Augustin vernahm, welche dennoch für ihren Bruder und sie selbst, ja für Alle zu so ernsten Folgen führte; — oder gleich des nächsten Nachmittags, wo ihre Verstimmung und ihr innerer Zwiespalt sie aller Rücksichten vergessen und der letzten ehrlichen Treue entsagen ließ, die sich ihr noch widmete; wo ein neues Wort der alten Hausfreundin die drohende Katastrophe von neuem beschleunigte —

Anna und Malsberg hatten oft gerade an diesen Nachmittag zurückgedacht. Wir vernehmen ein Wort, wir hören einen Namen, einen Laut. Der Sprecher sagte es so hin, ohne Werth darauf zu legen, ohne von einer besonderen Bedeutung seiner Aeußerung etwas zu ahnen; für uns selbst ist es auch wieder das Gleichgültigste des Gleichgültigen. Und für den Dritten, der Seite an Seite, Hand in Hand mit uns weilt, ist es vielleicht ein Todesurtheil oder der Ruf zum schönsten Glück, wirft es ein helles, blendendes Licht in das Dunkel der Vergangenheit, oder zerreißt es die Schleier der Zukunft, — ein einziges Wort! —

Oder denken wir an jene andere Stunde, wo der schwererrungene häusliche Friede von neuem so entsetzlich, so gewaltsam erschüttert wurde und der Wahnsinn alle Schranken durchbrach und endlich das vernichtende Vaterwort erklang, das uns fast wie jener alte Spruch gemahnt, welcher trotz aller Härte und Grausamkeit dennoch so häufig in weltlichen und menschlichen Dingen, für Einen und für Viele mit eiserner Nothwendigkeit entscheiden muß: „Fiat justitia et pereat mundus!" —

Es war eine furchtbare Stunde gewesen, und die Theilnehmer fühlten selbst jetzt noch, wenn sie daran zurückdachten, ein schier unheimliches Frösteln, und leise, leise regte sich das alte, erste, trostlos traurige Gefühl, als sei nun Alles vorbei, und könne man nie wieder froh werden! — Was der alte Herr in den späteren Stunden jenes Tages und am folgenden Morgen mit Rohde besprochen und zu Anna geredet, davon erfuhr niemals ein Dritter etwas. Es war nur für sie gesagt worden und sie behielten es für sich allein. Aber mochte es hart sein, wie es wollte, heilsam war es doch gewesen.

Schnell freilich zeigte sich das nicht. Anna war von dem Furchtbaren, das sie erlebt hatte, anfangs wie betäubt und gelähmt gewesen, so daß sie den Ihren die ernsteste Sorge einflößte und diese es endlich fast wie einen Trost und ein Glück empfanden, als sie einige Tage nach des Bruders Ausgang sich zu einer schweren Krankheit niederlegte, welche sie wochenlang am Rande des Grabes hinschwanken ließ. Es war nicht zu viel gesagt, und die Ihren wußten es und sie selbst verstand es, daß nur die reiche Erfahrung und die nicht Tag und Nacht fehlende Sorge und Auf-

merksamkeit des Gatten, im Verein mit der unermüdlichen Pflege der alten wunderlichen Hausfreundin sie dem Leben erhalten hatte. Das wußte, das begriff sie und dankte es Beiden, als sie erst wieder im Stande war, den Werth des erhaltenen Lebens zu erkennen und zu verstehen, daß es noch Glück für sie und Freuden enthalte, wo sie in den ersten schrecklichen Momenten nichts als Trauer und Schmerz und Verzweiflung zu finden gemeint hatte.

Rohde erleichterte ihr diese Umkehr und Einkehr und war ihr fortan mehr als jemals früher nicht nur eine sichere Stütze, sondern auch ein ernster und treuer Führer auf den neuen Wegen. Die Wirkung der Katastrophe auf den verschlossenen, kalten Mann war eine außerordentliche gewesen, und die Veränderung, welche sie zur Folge hatte, erschien täglich deutlicher und bedeutsamer. Da der furchtbare Druck von ihm genommen war, der ihn so viele Jahre hindurch niedergehalten und ihn niemals zur vollen Freude am Dasein und zum dankbaren Genuß desselben hatte gelangen lassen, richtete er sich allmälig zu einer zwar ernsten, aber auch frischen Männlichkeit und Kraft auf, welche ihn alsbald als einen ganz anderen Menschen erscheinen ließen und ihn den Seinen näher stellten, als er es bis jetzt trotz aller Beliebtheit und Achtung jemals gewesen war. Die Kälte wich von ihm und die Verschlossenheit, jenes scheue Zurückziehen und Ausweichen, das den Einen nicht selten als Theilnahmslosigkeit erschienen war und in welchem Andere zuweilen etwas wie kaum ertragbare Ansprüche zu finden meinten, — nicht mit Unrecht. Denn wer der eigenen Neigung allein folgend, seine Wege geht und es den Uebrigen, den Seinen überläßt, ihm zu folgen oder zurückzubleiben, ist, ohne es selber vielleicht zu wissen, kaum weniger Egoist, tritt uns im Grunde mit kaum geringeren Ansprüchen entgegen als derjenige, welcher uns hart und bewußt seinen Willen auflegt und uns zum Folgen zwingt.

Jetzt war er es, der Anna mit ernster Herzlichkeit aus ihrer scheuen und finsteren Vereinsamung wieder ins Leben und zu den Ihren zog, der ihr zeigte, wie viel des Guten und Schönen ihnen Beiden geblieben, und wie das Leben, wenn wir es nur richtig und willig an- und auffassen, uns noch immer einen guten Ersatz bietet für alle Schmerzen und Verluste. Und sein Amt oder sein Vorsatz, wie man es heißen will, wurde ihm nicht allzu schwer. Seit Anna erkannt hatte, was den Gatten so tief niederdrückte und immer wieder in die Stille zurückscheuchte; seit sie begriffen hatte, daß er, statt ein Feind des geliebten unglücklichen Bruders zu sein, denselben mehr geschont und unter dieser Schonung mehr gelitten hatte als irgend ein anderer Mensch; seit sie endlich zur Einsicht gelangt war, mit welcher Parteilichkeit sie selbst zwischen Beiden gestanden, und wie verderblich der Einfluß gewesen, dem sie nachgegeben, mit welchen Ansprüchen und welcher Rücksichtslosigkeit sie nur das eigene Recht gesehen und verfochten hatte: seitdem fühlte sie sich nicht nur in ihrer hülfsbedürftigen Schwäche, sondern sie wußte und suchte auch die Hülfe vor allen Anderen bei dem Gatten und neigte sich ihm in einem Vertrauen und einer Liebe zu, die sie ihm bisher niemals in solchem Maße zu widmen vermocht hatte.

Nur in einem Punkte hatte Rohde lange mit ihr zu kämpfen, und das war die Wiederannahme desjenigen, den sie nach kurzer — Freundschaft? — rasch, hart und entschieden von sich gewiesen hatte. Malsberg, der von dem Gatten und noch mehr von ihr mit solchem Wohlwollen aufgenommen wurde, Malsberg, der Fremdling, mußte es sein, der sich sozusagen eigenmächtig, aus reiner Willkür und Liebhaberei auf jene böse alte, fast vergessene Geschichte warf und sie wieder in die Gegenwart zurückführte, der mit — Anna hieß es: dämonischer Unermüdlichkeit und Klugheit den alten Spuren von neuem nachging und immer neue und neue herausfand, bis er wirklich vor dem Gesuchten, dem Unglücklichen stand und ihn — sie ließ sich das nicht ausreden! — in Verderben und Tod stürzte! — Die Schuld des Bruders beschönigte sie nicht, noch leugnete sie das Recht und den Anspruch des Gesetzes an den Verbrecher. Aber der dies zur Geltung gebracht, ohne dazu berufen, ohne dazu gezwungen zu sein — der, meinte sie, müsse ihr ewig fern bleiben! —

Malsberg hatte überhaupt in der ersten Zeit nach der schrecklichen Katastrophe Erfahrungen zu machen gehabt, die nicht minder eigenthümlich, als für ihn schmerzlich waren und ihm Gefahren für sein junges Glück erscheinen ließen, wie und wo

er dieselben am wenigsten gefürchtet hatte. Er war, wie wir wissen, in Stadt und Land mit allem Wohlwollen und in der Meden'schen Familie vor allem mit einer Herzlichkeit aufgenommen worden, die ihn gerade hier von Anfang an eine Heimath finden ließ, wie er sich dieselbe nicht freundlicher wünschen konnte. Ihm gegenüber hatte es hier niemals ein sprödes Abschließen, ein zögerndes Besinnen gegeben, und die überall sonst mehr oder minder herrschenden Vorurtheile hatten in Ansehung seiner keine Kraft behalten. Die Eltern wandten sich ihm mit vollem Vertrauen zu, das Mädchen gab sich ihm in zärtlicher, froher und frischer Liebe zu eigen. Und es war keine selbstüberschätzende Eitelkeit, wenn er annahm, daß er solchen Vorzug und Erfolg nicht bloß der alten Freundschaft der Väter, sondern auch dem gewinnenden Eindruck seiner eigenen, tüchtigen und ehrenhaften, sicheren und klaren Persönlichkeit verdanken durfte. Mit einem Wort, Alles ließ ihn hoffen und glauben, daß er mit diesen Menschen, wie man das heißt, ein Herz und eine Seele sei, und die Entschiedenheit, mit der sie den, durch diese Verbindung hervorgerufenen fremden Bedenken nnd Einwendungen entgegengetreten waren, überzeugte ihn, daß auch sie jenes seines guten Hoffens und Glaubens seien.

Trotz alledem mußte er, wie gesagt, die Erfahrung machen, daß dies Hoffen noch nicht freudig nnd dies Glauben noch nicht fest genug waren, um ihn und die Seinen gegen alle Gefahren zu schützen und ihn nicht, zum wenigsten für eine kurze Zeit, unter einem, gleichviel wie leise sich regenden Vorurtheil leiden zu lassen.

Wir hörten die Appellation der Braut an seine Liebe und waren Zeuge, wie die vielleicht übertriebene, aber sehr natürliche und begreifliche Empfindlichkeit des jungen Mädchens durch seine Berufung auf die Ehre des Mannes und die Pflicht des Beamten erregt wurde. Die scherzhafte und freundliche Einmischung von dem Vater Malsberg's hatte diese Mißempfindung wohl für den Augenblick beschwichtigt, aber sie hatte die Kleine doch nicht überzeugt, und daß der Geliebte sie am Nachmittag verlassen konnte, ohne ihre Sorgen und Befürchtungen gehoben zu haben, machte seine Sache in ihren Augen nicht besser. Dann folgte Helenens angstvoller Hülferuf und darauf alsbald die traurigen Nachrichten aus der Stadt — nicht einmal sicher und klar, sondern gerüchtartig und übertrieben, und riefen nicht in Adelen allein, sondern auch im ganzen Kreise der Ihren eine Bewegung hervor, die, wenn sie Malsberg überhaupt in Betracht zog, nichts weniger als freundlich für ihn war. Fritz Halthin war, wie wir wissen, in diesem Kreise geradezu unbeliebt. Aber er war ein langjähriger Nachbar und mit Allen in vielfältigen, unvermeidlichen Beziehungen; er nahm in der Gesellschaft eine Stellung ein, die ihn, wo nicht zu lieben, doch zu respectiren nnd zu achten zwang; und was ihm an der Liebe fehlte, wurde reichlich durch die Neigung und Theilnahme ersetzt, die man seiner Familie, zumal seiner Gattin in hohem Maße widmete.

Da kam nun der Fremdling, hieß es auch hier, und gefährdete dies alles und griff mit rauher Hand in alle diese Verhältnisse und Empfindungen wie zufällig und willkürlich, ohne Rücksicht und ohne Schonung! — Wir glauben nicht, daß wir dies den Lesern weiter zu erklären und auszuführen haben. —

Genug, wenn wir sagen, daß die Gerüchte und Uebertreibungen Gottlob nicht Zeit fanden, sich auszubreiten und festzusetzen, sondern alsbald von der Wahrheit und Wirklichkeit verscheucht wurden, die denn, wie wir wissen, Malsberg in keiner Weise ungünstig gedeutet werden konnten: Fritz von Halthin hatte sich ja selber ausgeliefert und zu seinen Thaten bekannt. Es war weiter ein Glück, daß unser Freund in diesen Tagen durch sein Amt fester als je an die Stadt gefesselt und von jedem Ausflug nach Noldin zurückgehalten wurde, wo denn Unmuth und Verstimmung ihm fern blieben und die Menschen Zeit gewannen, in die rechten Bahnen zurückzulenken. Und das Allerbeste war's, daß ihm in seinem Vater ein treuer, ein munterer, ein kluger und vorsichtiger Helfer und Vertreter zu Noldin hauste. Der alte Herr machte seiner Stellung und Pflicht im vollsten Sinne des Worts Ehre. Er beschwichtigte, er verständigte, er hatte auch einmal ein derbes und festes Wort bei der Hand, sei es gegen die schmollende, ganz unglückliche Braut, sei es gegen seinen alten

„verdrehten Fuchs", und er wurde dabei auf das nachhaltigste von der Seite unterstützt, wo er es am wenigsten erwartet hatte. Frau von Meden hatte sich, wie wir wissen, von den Ihren vielleicht am schwersten für die Verbindung ihrer Tochter mit Malsberg entschieden und alle ernsten Bedenken — Vorurtheile waren es bei der edlen Frau nicht! — aufgegeben. Da das aber einmal geschehen war, fand sich in ihr auch alle herzliche Neigung und Würdigung, alles Vertrauen, welches der junge Mann verdiente, auf das wohlthuendste vereint, auf das festeste gegründet und hielt nun, wo es so plötzlich und so seltsam, und dennoch so gefährlich auf die Probe gestellt wurde, auf das tapferste Stand.

Und trotz alledem mußte zuletzt eine kleine Scene kommen, wo Malsberg der Alte, dem des vielen Redens, der bedauernden Bemerkungen, der schwermüthigen Blicke und Töne, des Kopfschüttelns zu viel wurde, endlich zu seinem Freunde sagte: „Nimm's mir nicht übel, ihr seid thörichte Menschen, und du alter grauer Bursche bist der schlimmste von Allen. Ihr wißt nicht, was ihr wollt. Aus Theilnahme für die arme Frau — es bedauert sie Niemand herzlicher als ich! —, aus Standesrespect vor dem Nachbar und der Kukuk weiß, aus was noch für anderen Gefühlen seid ihr drauf und dran, den Mörder und den Mord zu entschuldigen und die Verfolgung und Entdeckung für ein Verbrechen zu erklären. Ja selbst den Ausbruch des Wahnsinns schöbet ihr am liebsten einem Anderen in die Schuhe! Meine Kehle ist wund geredet, mag der Otto versuchen, ob er besser mit euch zurecht kommt. Und so bist du denn wohl so gut, mein Lieber, mir morgen einen Wagen zur Stadt zu spendiren, ich muß nach Hause."

„Na," versetzte Meden einmal wieder in seiner launigen Weise, „was die Thorheit angeht, scheinst du mir auch gerade nicht an überflüssigem Mangel zu leiden, Alter."

„Möglich," meinte Malsberg lächelnd, „dann wäre ich aber von euch angesteckt."

„Nun, Alter, da wollen wir uns zu bessern suchen!" schloß Meden das kleine Intermezzo. „Stoß' an, auf allseitige Genesung!"

Ganz war freilich die Verstimmung — oder vielmehr Mißempfindung, denn nur eine solche war's! — noch nicht überwunden, wie Malsberg, als er am Sylvestertage wieder bei den Seinen erscheinen konnte, wohl herausfühlen mußte, und es bedurfte noch mancher Wochen, bis in Adelen die Verlegenheit und Scheu — die Betrübniß, wie sie es hieß, — wieder völlig der alten heiteren, frischen und fröhlichen Hingebung und dem sonnigen Glücksgefühl Platz machte. Zu Hülfe kam ihr's, daß der böse alte Fall gewissermaßen nur noch einmal aufgetaucht war, um bei dem rettungslosen Zustande des Landraths nun für immer zu verschwinden. So konnte das Schlimmste der armen Helene, hoffentlich für alle Zukunft, verborgen bleiben, und die frühere That des Gatten, die man ihr als die Hauptveranlassung der letzten Katastrophe bezeichnen konnte, war für sie, wenn auch noch so ergreifend, dennoch nicht in so hohem Grade verletzend, daß dadurch jede Erinnerung an den unglücklichen Mann und jedes freundliche Gefühl für ihn zur Qual, ja zur Unmöglichkeit geworden wäre. Als er bald darauf schon in der Anstalt von seinen Leiden erlöst wurde, durfte sie über ihn wie über einen unglücklichen Menschen trauern. Die alten Spuren waren verweht.

Sie hatte, wie wir schon vordem erfuhren, niemals die herbe, vorurtheilsvolle Unduldsamkeit des Gatten gegen Adelens Verbindung, und noch weniger seine — fast instinctartige — Abneigung gegen Malsberg getheilt. Im Gegentheil, nicht bloß um der Ersteren, sondern auch um seiner selbst willen nahm sie den Letzteren mit aller ihr innewohnenden Güte und Herzlichkeit auf. Hatte sie doch alle Veranlassung, bei den gerichtlichen Vornahmen, die zu Lenenhof stattfinden mußten, Malsberg's rücksichtsvolle, theilnehmende und tactvolle Weise und seine wackere Männlichkeit auf das dankbarste anzuerkennen. Und als das junge Paar im schönsten Frühling seine Häuslichkeit in der Stadt gegründet hatte, war ihm draußen nirgends ein so freundlicher Empfang gewiß als zu Lenenhof.

In der Stadt selber fehlte es an der guten Aufnahme auch nicht. Man wandte dem neuen Hause viel Aufmerksamkeit zu und fand immer mehr Geschmack an den beiden Leuten, welche „wie die Engel im

Himmel" lebten, an der jungen Frau, die sich auf das heiterste und liebenswürdigste, als die richtige Tochter ihres jovialen Vaters, alle Welt zu verbinden und sich mit bestem Tact in ihrem neuen Kreise zurechtzufinden verstand; und an dem Rath, der sich allerwärts der Achtung und des Vertrauens würdig erwies, die man ihm bereitwillig entgegentrug. Selbst Anna fügte sich endlich, wie wir erfuhren, und nahm, nachdem die erste Scheu überwunden war, die beiden liebenswürdigen Menschen immer herzlicher als rechte Freunde in ihr Herz auf. Kurz, der Ruhm dieser neuen Familie war groß, und Niemand trug mehr dazu bei, ihn täglich noch zu vergrößern, als die Majorin von Augustin, welche sich mit ihrer unwiderstehlichsten Liebenswürdigkeit auch hier als Hausfreundin etablirt hatte und mit ihren schmachtendsten Blicken und ihren sanftesten Tönen schwärmerisch versicherte, daß es auf der ganzen Welt kein zweites so „poetisches" Nestchen und so — hier „elfenhafte", dort „ritterliche" Insassen gebe als bei den „theuren" Malsbergs. Als sich nach der gehörigen Zeit zu den Beiden ein kleiner Dritter gesellte, war es mit ihrer Fassung vollends zu Ende. Auf der Taufe stieß sie mit dem Großvater unzählige Male auf das Wohl des „Elfenkindes" an, brachte einen gereimten Toast aus und ließ es fortan ihr liebstes Geschäft sein, neue passende Beinamen für das „süße" Engelchen und seine „feenhafte" Mutter zu erfinden.

„Ja ja," sagte Anna heiter, als auch heute, beim Familienkaffee, in dem schönen Gemach und zwischen all den fröhlichen Leuten die Majorin, welche ihren Platz neben Adelen gesucht hatte, gar nicht aus dem Flüstern mit der Nachbarin herauskam — wie entzückend der Inhalt desselben war, ließ sich aus dem glückseligen Lächeln der jungen Mutter und aus den schwärmerischen Blicken der alten Freundin schließen! —: „Ja ja, Frau Majorin, ich kann es Ihnen wirklich nicht länger verhehlen — bisher war ich nur eifersüchtig, und zwar mit allem Recht, denn sich so aufgegeben zu sehen, wo man so verehrt und geliebt hat —"

„Aber Liebste, Beste, Grausamste!" stammelte Frau von Augustin ganz entsetzt.

„Ja, das thut bitter weh! — Nicht wahr, Rohde? du sagtest es ja neulich auch schon einmal: wir sind doch ganz aufgegeben!"

„Aber nein —!"

„Aber nimm dich nur in Acht, Adele, und Sie, lieber Rath! Die gnädige Frau haben ein recht treuloses Herz, und wenn wir ein neues Paar —"

„Aber nein — wie abscheulich! Wie grausam!" brach die Majorin aus und probirte einen ganz sanften kleinen Schlag auf die Schulter Anna's. „Aber kann man ihr denn zürnen, dieser grazienhaften Quälerin? — O, ich habe hier Gottlob gute Zeugen, Sie, mein lieber Herr von Meden, und Sie, lieber guter Doctor! Sie wissen es wohl, daß die Treue der Grund und Kern meiner Natur ist! Sagte doch selbst mein lieber Seliger: ‚Ja, Amelie,' sagte er —"

„Na na, den Seligen und mich lassen Sie aus, alte Freundin!" rief Meden neckend dazwischen. „Sie haben vorhin unsere Tanzschwärmereien verleugnet, treulose alte Seele —"

„Hören Sie nicht auf ihn, er ist ein landkundiger Spötter und Necker!" redete Rohde aus seiner behaglichen und — man sah es ihm an! — unendlich zufriedenen und frohen Ruhe dazwischen. „Auch Anna, wissen Sie schon, meint es nicht so bös," fuhr er fort, indem er die kleine Hand der Alten nahm. „Necken und eifersüchtig sein, auch ein wenig plagen — das müssen die Damen nun einmal zuweilen. Sie verstehen's und es steht ihnen! Aber gerade Anna und ich wissen am besten, wie viel Treue und Geduld dies kleine Herz für seine alten Freunde hat! Gelt, Malsberg, was wäre aus unseren müden Abenden geworden, hätte die gnädige Frau nicht für Sie Scenen aus dem Geisterreich, für Anna Gesellschaftsgeschichtchen und für mich — Dank Ihnen, Collegin! — die hülfreichsten Hausmittelrecepte in Bereitschaft gehalten — Alles aus Treue!"

„So ist er, ein echter Doctor!" sprach die Majorin mit einem ganz sanften kleinen Seufzer. „Ein bischen Bitteres muß doch immer dabei sein, daß Einem das Süße nicht allzugut schmeckt!"

Sie lächelten rings, und Anna's Hand legte sich in die Rechte Malsberg's und ihr Auge streifte mit einem feuchten Blick zu der, innig ihn erwiedernden Adele hinüber. Rohde's Worte hatten Alle erinnert

an die alte Zeit mit ihren herben Schmerzen, mit den tiefen Wunden und all den trostlosen Verhältnissen. Aber sie durften es schon. Denn die Zeit war überwunden, und ihrer Schwere und ihrer Dunkelheit gegenüber stand eine schöne, freundliche, helle Gegenwart, in welche keine bösen alten Spuren mehr herüberführten und keine ungesühnte Schuld. So schauten die Menschen denn wohl ernst zurück, aber auch voll tiefer Dankbarkeit. Es war ja Alles gut geworden.

Die Singgesellschaft „Zum Antlitz" in St. Gallen.

Eine Skizze von

Bernhard Scholz.

Soweit die deutsche Zunge klingt, wird Gott im Himmel zu Ehr und Preis, daneben auch zur Erhöhung weltlicher Freuden, wie zur Sänftigung der Trauer gut und schlecht, jedenfalls aber sehr viel gesungen. Die Liedeslust ist ein altes, wohlgepflegtes Erbe des deutschen Volks, an dem nur wenige Stämme — als solche nennt man die Friesen und Angeln — nicht Theil haben. Der reiche Schatz unserer Volkslieder giebt dafür Zeugniß. Auch die uns verwandten Völker, vor allen die Nordmänner, haben schöne, herrliche Lieder, in denen sie, was ihr Herz bewegt, ausklingen lassen.

Wohl sind die Romanen und Slaven ebenfalls sangesfroh und sangeskundig; in ihren Weisen spiegelt sich recht und treu ihr Charakter ab. Ein unterscheidendes Merkmal kennzeichnet aber die Singart der Deutschen. Während der Italiener seine Melodie einfach singt, (wenn mehrere zusammen sind unisono) — so liebt der Deutsche mehrstimmigen Gesang. Wo immer nur zwei Mädchen zusammen ein Lied anstimmen, wird das eine dem andern zu secundiren versuchen; diese Lust an der Harmonie ist es, welche in unserm Vaterlande die Bildung von Vereinen zur Pflege kunstmäßigen, mehrstimmigen Gesanges so sehr gefördert hat, daß kaum ein Städtchen, kaum ein Dörfchen sein wird, welches nicht seinen „Cäcilien-Verein", seinen „Liederkranz" oder seine „Harmonie" aufzuweisen hat.

Unter den vielen Vereinen dieser Art sind wohl wenige zu finden, die sich an Ehrwürdigkeit des Alters mit der Singgesellschaft „zum Antlitz" in der Stadt St. Gallen, die nicht zum Reiche gehörig dennoch eine deutsche Stadt ist, vergleichen dürfen. Hat doch diese Gesellschaft vor drei Jahren ihr 250jähriges Jubiläum gefeiert! Es ist unterhaltend, ihren Erlebnissen während dieser langen Lebenszeit eine kurze Betrachtung zu widmen.

Gegründet wurde dieselbe im Jahre 1620, als die furchtbaren Stürme des dreißigjährigen Krieges über unser armes Vaterland hereinbrachen und in demselben den herrlich aufgeblühten Wohlstand des Bürgerthums und damit für lange jede Kunstblüthe, die aus dem Wohlstand entspringt, vernichteten — im Jahre 1620, da das Haus Habsburg durch die Schlacht am weißen Berge bei Prag die Kraft gewann, dem Protestantismus den Kampf auf Leben und Tod anzubieten. Damals also traten in St. Gallen Jünglinge aus wohlhabenden Familien zusammen und stifteten ein Collegium Musicum, wie deren bereits in den Nachbarstädten Zürich und Winterthur entstanden waren. Diese Jünglinge hießen: Zacharias Büngier, Heinrich Schobinger, Christoph Müller, Hans Joachim Guldi, Hans Heinrich Giller, Tobias Gmünder, Leonhard Schopfer. Sie hatten eine hohe Meinung von der Musik, denn sie fanden, daß sie „dem Menschen, was Standes und Condition er immer ist, in seinem gantzen Leben nicht nur nuzlich, sondern auch notwendig sey". Dies werde unter anderm daraus offenbar, „weilen dieselben gleichsam das innerste des Herzens durchtringt, die Gemüthsbewegungen erhebt, die Schwermuth und Traurigkeit vertreibt, die matten Glieder erlabet, die ausgemergleten Geister wiederumb erquickt, und also den gantzen Menschen gleichsam lebendig macht: danahen er zur Lobpreisung Gottes und Verrichtung seiner Berufsgeschäften angemuntert und angetrieben wird. Dieses hat alle fromme ehr- und tugendliebende Personen in allerley Ständen von je welten her

verursachet, daß sie diese liebliche und lobliche Kunst hochgehalten; mahlen dieselbe nicht nur bei dem Gottesdienst offenlich in den Kirchen eingeführt worden, sondern auch vast aller Orthen sich sonderbare Liebhaber derselben befunden, welche ihr Freud und Ergötzlichkeit darinnen gesucht haben.“*

Diese ernste Anschauung von der Würdigkeit der Musik führte auch zu ernsthaften Vorschriften für die Betreibung der Musikübung. Alle Tage, Sonnabend ausgenommen, wollten die Genossen zusammenkommen, und zwar Abends um halb vier Uhr. Es wurde festgesetzt, daß „Welcher in währendem exercitio, sonderlich im anstimmen, singen oder pfeiffen etwas Possenwerk treibt mit lachen oder anderem und andere verhindert, solle zur Buß geben vier Heller“, eine Bestimmung, welche in manchem modernen Gesangverein der Strafkasse bald ein erkleckliches Sümmchen zuführen und dabei der guten Ordnung recht nützlich werden dürfte. Die Direction der Uebungen sollte Reih' um gehen, ein Beweis, daß die Gründer alle eine genügende musikalische Bildung besaßen.

Für den Dirigenten wurde festgesetzt, daß „Welcher den Tact schlagen solle oder muß und ihm kein Ernst sein laßt, sol bezahlen zwei Heller.“ Der Singstoff des jungen Vereins bestand vorwiegend aus geistlichen Liedern; vor allen wurde der Lobwasser'sche Psalter eingeübt. Das Collegium verherrlichte auch manchmal Schul- und Kirchenfeierlichkeiten durch seinen Gesang. Aber einen religiösen Verein dachten die Jünglinge dennoch nicht zu stiften; sie sangen neben den geistlichen Liedern von Schütz und Hammerschmidt auch Melodien von Valentin Hausmann „mit weltlichen Texten“. Das erste Inventar (1650) weist unter 22 Nummern das Würzgärtlein von Adam Gumpelshaimer, Werke von Orlando di Lasso, von Michael Praetorius auf, — ja selbst „Padoanen und Dännz“ von Paul Peurle, Organisten von Steyr auss dem Landt ob der Emss — also Weltliches mit Geistlichem bunt untermischt. Es wurde auch mit Begleitung von Instrumenten gesungen, ebenso reine Instrumentalmusik gepflegt, denn besagtes Inventar führt an als im Besitz des Vereins befindlich:

1 Bass Geigen oder Violen,
2 Tenor dito.
2 Allt dito.
2 Discant dito.
1 Schechteli Seihten, Grob und Klein.
1 Schechteli Colovonia oder Geigenharz.
4 Pfeiffen zum anstimmen, wie sie einem orgelwerkh sein, gefiert, von Holltz.

Anfangs wurde wacker und gewissenhaft musicirt; nach und nach scheint aber in diesem Collegium, wie in manchem andern, die „Gemüthlichkeit“ sich auf Kosten der Musikübung breit gemacht zu haben; denn die täglichen Uebungen werden allmälig auf zwei in der Woche reducirt, später auf eine in vierzehn Tagen. Anfangs verstand auch jedes Mitglied ein Saiteninstrument zu tractiren; die Jahresrechnungen weisen einen beträchtlichen Consum an Saiten auf. Eine Zeit lang wurde an einem Abend gesungen, am andern gespielt. Bald aber gab es Mitglieder, die kein Instrument konnten, es wurde die Instrumentalmusik auf eine halbe Stunde der Uebungszeit beschränkt, und die Redseligkeit der blos singenden Collegen mußte noch durch Androhungen besonderer Strafe im Zaume gehalten werden. Erst sollte Jeder die Uebungen leiten können; bald berief man Musiker von Fach, um das Collegium zu dirigiren.

Manchmal, so berichtet die Chronik, sei selbst bei öffentlicher Production in Kirchen und Schulen recht schlecht gesungen worden. So halfen auf die Dauer weder die ausgesprochene Ehrfurcht vor der lieblichen und loblichen Kunst, noch die festgesetzten Bußen. Das Collegium war auch schon bald nach seiner Entstehung einmal in Gefahr zu zerfallen; es zogen nämlich mehrere seiner Mitglieder in die Fremde. Doch kehrten sie zurück, und unter dem Zutritt neuer Musikfreunde wurde die Gesellschaft 1636 wiederbegründet; von da ab versammelte man sich wöchentlich zweimal, Dienstags um vier Uhr, am Donnerstag aber gleich nach zwölf, um sich darauf vorzubereiten, die Nachmittags stattfindende Katechismuspredigt mit einer schönen Musica zu zieren.

Es mochten nun die Leistungen des Collegiums bald besser, bald schlechter sein, — es wuchs und stieg in Ansehen bei der Stadt. Die Würdenträger der Republik sowohl, als auch auswärtige Herren, unter denen sogar ein Franzose aus La Rochelle ist, werden Mitglieder der Gesellschaft. Der Rath giebt zu dem jährlichen „Musikmahl“ re-

* Diese Notiz und andere Daten sind der Festrede des Herrn Dr. Götzinger in St. Gallen (1870) entnommen.

gelmäßig seine achtundvierzig Maß Wein. Allmälig setzt man auch bei den gewöhnlichen Uebungen jedem Collegen ein Weißbrötli und eine halbe Maß Wein vor. Eine sehr bemerkenswerthe Einrichtung, die sich auch in mancher unserer heutigen Liedertafeln als praktisch erweisen dürfte, um den Besuch der Proben zu befördern! — Endlich werden zu den Musik- oder „Liebesmählern", wie ein freundlicher Protocollführer sie nennt, auch die Frauen geladen, ein wichtiger Schritt im Leben des Vereins. Alsbald erhob sich natürlich Streit, und zwar zunächst darüber, ob der Mann blos die eigne Frau Liebste oder auch eine andre Frau oder gar eine Jungfrau mitbringen dürfe. Es ist sehr zu vermuthen, daß die Ehegattinnen gegen die Zulassung der letzteren eifrig bei ihren Eheherren protestirt haben.

Zuerst waren die Uebungen in den Behausungen der Mitglieder abwechselnd gehalten worden. Jedoch der Verein wuchs; Musikalien und Instrumente sollten aufbewahrt und doch zu jeder Zeit zu haben sein. So kam man bei dem Rath um Ueberlassung eines Locals ein. Der Rath gewährte zunächst ein unheizbares Zimmer im Zeughause; darin aber konnte man es auf die Dauer nicht aushalten.

Bald sollte neben dem ersten Collegium Musicum ein zweites entstehen. Die Mitglieder des ersten waren lauter vornehme, meist gelahrte Leute, Rectoren, Theologen, Mediciner. Sind doch in dem Bußbuche der Gesellschaft die Entschuldigungsgründe für das Nichterscheinen einzelner Mitglieden in lateinischer Sprache angegeben.

ob dolores dentium,
ob dolores capitis,
ob sumptum medicinae,
ob minus firmam filii valetudinem,
ob catarrhum,
ob tussim etc. etc.

In solcher Umgebung konnte sich der Mittelstand, der Handwerker und Krämer nicht behaglich fühlen; und doch war auch in diesen Kreisen die Lust am mehrstimmigen Gesang lebhaft erwacht. So wurde denn im Jahre 1659 ein zweites Collegium Musicum gegründet, und zwar durch Johannes Spengler, Reichsvogt; David Weniger, des loblichen Stadtgerichts Beisitzer; Joachim Hiller, Wachtzahler; Othmar Müller, Kauf- und Handelsmann; Joachim Bouwiller, Feiltrager.

Die Organisation der neuen Gesellschaft war jener der alten im wesentlichen nachgebildet; der Ausschuß bestand aus vier Mitgliedern: der Vorsitzende hieß beim alten Collegium „Principal", beim neuen „Obmann"; die drei andern bei der einen wie bei der andern Gesellschaft waren der „Statthalter, Seckelmeister, Bußner". Es sollte Vocal- und Instrumentalmusik getrieben werden; um aufgenommen zu werden, mußte man sich verpflichten, den Gesetzen zu folgen, vor allem aber ein „ehrlicher Bürger und eines guten Geruchs" sein. Die ehrsamen Leute konnten sich natürlich nicht wie das vornehmere alte Collegium Musicum am Werktage zur Arbeitszeit versammeln; sie hielten also ihre Uebungen am Sonntag von zwölf Uhr ab bis zum ersten Zeichen der Kinderpredigt. Es ist noch zu bemerken, daß beide Collegien ihren Mitgliedern feierlich untersagten, von Auflösung derselben zu sprechen.

Einige Jahre nach Gründung des zweiten Singvereins kaufte der ältere ein eigenes Häuschen „am Bohl". Der Rath erwies sich hülfreich und gab jährlich 50 fl., bis die Kaufschuld (1200 fl.) abbezahlt sein würde. Daraufhin hielt sich die jüngere Gesellschaft ebenfalls für berechtigt, von hohem Rath subvenirt zu werden. Sie petitionirte um Ueberlassung eines öffentlichen Locals, und erhielt auch wirklich das sogenannte Gewölbe bei St. Magni angewiesen. Danach nannte sich über hundert Jahre lang der eine Verein „Collegium Musicum auf dem Singerhäuschen am Bohl", der andere „Collegium Musicum im St.-Magni-Gewölb".

So trieben denn die St. Galler Patricier und der Handwerker- und Bürgerstand neben einander in ihren beiden Collegien Musik und auch sonstige Kurzweil; es scheint bei der Bürgerschaft indessen der ernste Sinn etwas länger vorgehalten zu haben als bei dem Collegium am Bohl, wo Vergnüglichkeit und Wohlleben zu sehr Oberwasser gewannen. Merkwürdig ist, daß das musikalische Treiben in St. Gallen so gar nicht berührt und erfrischt wurde durch das Ausblühen der protestantischen Kirchenmusik in Deutschland. Die größten Meister waren und blieben den dortigen Männern unbekannt; von Bach und Händel war bis zum Beginn unseres Jahrhunderts noch gar nichts gesungen worden. Und da das be-

deutendste musikalische Ereigniß in St. Gallen zu Anfang und zur Mitte des 18. Jahrhunderts war, daß der Lobwasser'sche Psalter durch das Gesangbuch von Steiner, später durch des Zürcher Cantors Bachofen „Musikalisches Halleluja“ und des Pfarrers Johannes Schmidlin „Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht in Gott“ verdrängt wurde, so ist es wohl begreiflich, daß das lebendige Interesse an der edlen Musica mehr und mehr zurück und die Pflege der Geselligkeit in den Vordergrund trat. So erzählen denn auch die Protocolle aus jener Zeit mehr von andern Dingen und Sorgen als von musikalischen. Da beschwert sich das ältere Collegium, daß die Bauherren des Raths ein Schilderhäuslein vor das Singerhäuschen am Bohl gestellt hatten. Da erhebt sich eine Discussion, ob das Rauchen in der Musikstube erlaubt oder als unanständig abzuschaffen sei; ob der Wein bei den Exercitiis in Bouteillen statt der Schoppengläser aufzustellen sei. Drehen sich die Verhandlungen einmal um musikalische Dinge, so sind sie auch ziemlich curioser Art: Das jüngere Collegium Musicum z. B. wehrt sich gegen die Einführung eines neuen Gesangbuchs: denn sie fängen viel schwierigere Melodien als in dem neuen Buche ständen; außerdem hätten sie Gesangbücher genug; sollten sie noch mehr anschaffen, so werde ein neuer Bücherschrank nöthig, was doch nicht zu verlangen sei.

Mit der Instrumentalmusik wollte es gar nicht mehr gehen; schließlich diente sie nur noch zur Tafelmusik bei den Gastmählern. Das jüngere Collegium lieh bereits 1754 seine Baßgeige einem Liebhaber auf ein Jahr, weil sie doch müßig gestanden. Das ältere Colleg hielt etwas conservativer an der alten Tradition, brachte aber schließlich 1801 den Restbestand seiner Instrumente unter den Hammer.

Nach fast hundertjähriger Uebung in St.-Magni-Gewölb mußten die bürgerlichen Sänger dies Local wegen Umbaus desselben wieder räumen; die Gesellschaft im Singerhäuschen, die ihren exclusiven Charakter bereits etwas abgestreift hatte, — waren doch jetzt manche Mitglieder derselben zugleich auch Mitglieder des andern Vereins — erlaubte ihnen ihr Local zu benutzen, aber ohne Bewilligung eines besondern Hausschlüssels. Dies ist aber doch von dem ganzen Colleg als zu niederträchtig angesehen worden; es suchte und fand Aufnahme in der Schneiderzunft (1782).

Nicht lange dauerte es, so entäußerte sich auch die ältere Gesellschaft ihres eigenen Besitzes. Auf die Nachricht vom Heranrücken der Franzosen — damals wie immer Vorkämpfer der Freiheit und Civilisation — beschlossen die Herren am Bohl, ihr Häuschen zu verkaufen, da es möglicherweise zu einer Caserne gebraucht werden könnte. Der Verkauf wurde sofort bewerkstelligt, und jeder der Collegen erhielt 70 fl. vom Erlös. Der vornehme Verein mußte sich herablassen, mit dem jüngeren in der Benutzung des Schneiderzunfthauses abzuwechseln und mit ihm eine und dieselbe Orgel zu benutzen.

Nach vier Jahren sollten beide Gesellschaften das Schneiderhaus verlassen. Das ehemalige St.-Magni-Colleg bezog das Weberhaus; das Colleg vom Bohl durfte schließlich noch auf der Schneiderzunft bleiben.

Nach weiteren vier Jahren, nachdem beide Gesellschaften den Bernhard Huber zu ihrem Kapellmeister gewählt hatten, beschlossen sie, sich ganz zu vereinigen. Die Verschmelzung geschah im Jahre 1806. Damit war ein wichtiger Schritt zur Erneuerung des Musiklebens in St. Gallen gethan. Patricier und schlichtes Bürgerthum erkannten an, daß sie nicht mehr gesondert, sondern in freier herzlicher Vereinigung die schöne Kunst der Musik pflegen sollten; sofort wurde das Leben und Streben freier, rühriger.

Neben den alten Gesangbuchliedern wendete man sich den Vaterlandsliedern zu und den schönen Blüthen, welche die deutsche Lyrik zu treiben begann. Man beschloß, aus der begrenzten Sphäre des Männergesanges herauszutreten, und vier Quartalmusiken abzuhalten, bei denen Frauen und Jungfrauen mitwirken sollten. Professor Peter Scheitlin und Ferdinand Huber sind die Hebel der Reformation, welche sich nun rasch vollzieht, und durch welche der Verein neue Kraft gewinnt. Er heißt von nun ab „Musikgesellschaft auf der Altschneiderzunft“, und feiert 1820 unter großer Begeisterung sein zweihundertjähriges Jubiläum.

An diesem Fest erscheinen zum ersten

Male Haydn's und Mozart's Namen, ein Zeugniß dafür, wie langsam die Werke auch der größten Meister allgemeine Verbreitung finden. Die Bekanntschaft aber mit eben diesen Werken mußte das Interesse für Musik, das so lange ohne genügende Nahrung geblieben war, neu beleben. Andere Momente traten dazu, wie Sängerfahrten und Wettstreite mit den benachbarten Appenzellern, wie die Feier der schweizerischen Musikgesellschaft, die im Jahre 1825 in St. Gallen stattfand. Kurz gesagt — der Verein erreichte in jener Zeit eine hohe Blüthe. Zu erwähnen ist, daß damals die erste Fahne angeschafft wurde, während man sich bis dahin bei öffentlichen Aufzügen mit geborgten Fahnen beholfen hatte. In den Liedertafeln pflegt man doch sonst die Fahne vor den Musikalien als unentbehrliches Requisit eines Vereins anzuschaffen!

Der Leser wird erstaunt sein, noch immer keinen Aufschluß über den sonderbaren Namen der Singgesellschaft erhalten zu haben. Damit verhält es sich so: der Besitzer der Altschneiderzunft, Herr Dürler, ließ an sein Haus, welches früher Eigenthum der Notveststeiner gewesen war, das Schweißtuch Christi, welches in der Geschichte dieses Geschlechts von Bedeutung ist, wiederum anmalen. Danach nahm die Musikgesellschaft den Namen „zum Antlitz" an, den sie noch heute führt.

Die neuere Geschichte der Antlitz-Gesellschaft verläuft wie die aller Gesangvereine. Nach einer Zeit des Aufschwungs folgt eine Zeit der Ermattung. Dann führt junges Blut wieder neues Leben zu. Man zankt sich, man versöhnt sich. Der Musikdirector geräth in Verzweiflung über lässigen Probenbesuch. Man sondert die Mitglieder in singende und zuhörende. Einmal ist die Auflösung drohend, aber die Frauen sind das bindende, das rettende und versöhnende Element. Da erwies es sich, wie wohl man daran gethan hatte, das zarte Geschlecht in den Bund aufzunehmen. Ein eigener Sängerinnenchor, der sich mit besonderem Statut neben den Männerchor stellt, bildete sich aber erst 1847. Bis dahin waren die Frauen nur Gäste des Collegii gewesen.

Seitdem hat „das Antlitz" der Welt freundliche Miene gezeigt; unter Leitung tüchtiger Musikdirectoren eignete sich der Verein nach und nach die Meisterwerke der großen deutschen Tondichter an; der kleinlich abweisende Geist, der keine Notiz von dem nahm, was außer den Stadtmauern und den Landesgrenzen vorging, ist gewichen: die Compositionen der neueren, selbst der neuesten Componisten werden in den Kreis der Studien gezogen; neben dem Samson von Händel und den Psalmen von Mendelssohn wird Schumann, Niels W. Gade, Max Bruch geübt.

So durfte der Verein in voller Freudigkeit an der Gegenwart vor drei Jahren sein zweihundertundfünfzigjähriges Jubiläum begehen. Ein viertel Jahrtausend hat er überdauert und darf sich rühmen, unter der Leitung seines jetzigen Dirigenten Bernhard Vogler in voller Kraft zu stehen. Möge er ferner gedeihen und blühen! Wir haben ein lebhaftes Interesse daran, daß deutsche Kunst bei unsern schweizerischen Stammesgenossen gepflegt werde. Sie knüpft das Band einträchtiger Gesinnung zwischen uns und ihnen immer stärker und fester.

Wohl haben die Schweizer alle Ursache, auf die Pflege der Musik in ihren Schulen stolz zu sein. Weist doch z. B. das Programm der St. Gallischen Cantonsschule für das Schuljahr 1872 bis 1873 außer dem obligatorischen Chorgesang auch facultativen Unterricht im Sologesang, ja sogar im Clavierspiel und in der Behandlung der Orchesterinstrumente auf! Wir knüpfen an dieses Beispiel keine verwegenen Wünsche für die deutschen höheren Schulen. Wohl aber sollte der Chorgesang in vielen derselben etwas ernsthafter betrieben, und der Unterricht in diesem Fache nur tüchtigen Musikern übertragen werden. Geschieht dies nicht, so sind die darauf verwandten Stunden verlorne Zeit, in der die liebe Schuljugend nur allerlei Allotria zu treiben pflegt.

Zum Schluß denn freundlichen Handschlag den Brüdern jenseits der Reichsgrenze! Der Kampf der finstern Mächte gegen den deutschen Geist der Selbständigkeit ist neu entbrannt. In diesem Kampfe sollen wir Alle zusammenstehen, soweit Deutsch gesprochen wird!

Literarisches.

Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Von L. Geiger. Zweiter Band. (Aus dem Nachlaß des Verfassers). Stuttgart, Cotta. 1872.

Als wir in diesen Blättern den ersten Band dieses höchst hervorragenden Werkes (1868) besprachen, hoben wir die Richtung hervor, in welcher der Verfasser den Horizont unserer bisherigen historischen Kenntniß zu bereichern versprach. Er unternahm, noch über die Grenzen ältester Culturreste in Pfahlbauten und Gräbern hinaus, durch das hervorragende Hülfsmittel der Sprache Einblick in allerälteste Zustände zu eröffnen. Die Theorie Darwin's leitete ihn bei dem Entwurf eines so ungeheuren Unternehmens, und andererseits glaubte er in der Erforschung der Sprache ein Hülfsmittel gefunden zu haben, diese Theorie von ganz neuen Gesichtspunkten zu stützen. „Die Vernunft" — so sprach er seinen Grundgedanken aus — „ist nicht von ewig her; denn das organische Leben und die Erde selbst sind nicht von ewig. Die Vernunft hat, wie Alles auf Erden, einen Ursprung, einen Anfang in der Zeit. Sie ist aber, wie die Gattungen des Lebendigen, nicht plötzlich, nicht in aller ihrer Vollkommenheit sofort fertig, gleichsam durch eine Katastrophe entstanden, sondern sie hat eine Entwicklung. Dies einzusehen, haben wir in der Sprache ein unschätzbares, aber auch ein unentbehrliches Mittel."

Leider ist der geniale Forscher, bevor ein so umfassendes Unternehmen zu Ende gedieh, uns entrissen worden, nur der zweite Band seines Werkes konnte nur als ein unvollendetes Bruchstück aus seinem Nachlaß mitgetheilt werden. Auch so ist derselbe geeignet, einen mächtigen Anstoß zu geben, damit der von Geiger eingeschlagene Weg verfolgt werde. Freilich wird so umfassende Sprachkenntniß mit so tiefem philosophischen Geist selten wieder verknüpft gefunden werden, und manches Jahrzehnt kann vergehen, bevor diese Arbeiten einen würdigen Fortsetzer finden.

Die Herausgabe des vorliegenden Bandes hat Alfred Geiger besorgt. Er that Recht daran, sich streng an das Manuscript zu halten und auch Lücken nur so weit zu ergänzen, als dies aus anderweitigen Notizen des Verfassers sich thun ließ.

Dieser Band untersucht durch das Hülfsmittel der Sprache zunächst die ältesten Handhaben aller Cultur: Gefäße, Bekleidung, Webkunst, Wohnung; alsdann die Gefühlsentwicklung der Urzeit, ihre sittlichen Vorstellungen, ihre Orientirung in der durch unsere Organisation gegebenen Welt von Empfindungen.

Hier ruft ganz besonderes Interesse des größeren Publikums die Untersuchung über den Farbensinn älterer Zeiten hervor. Der Gedanke der Himmelsbläue gehört, nach den Untersuchungen ältester Stellen, zu der Zahl der Anschauungen, die einer naiven Vernunft fremd und nicht möglich sind, und auf die ungebildete Völker niemals verfallen. Diese aber ist nur ein einzelner Fall für die im höchsten Grade merkwürdige Thatsache, daß in den Liedern der Rigveda, im Avesta, den biblischen Schriften, den Homerischen Gedichten, dem Koran nicht nur der Himmel nicht, sondern überhaupt nichts Blaues genannt wird. Ein Wort für diesen Begriff kommt in diesen Schriften überhaupt noch nicht vor, ja er kann noch gar nicht vorhanden gewesen sein, da jeder in der Folge dafür gebrauchte damals noch mit einem andern Begriffe verbunden war. Hiermit stimmt überein, daß die Bezeichnungen für den Begriff Schwarz nicht die glänzende schwarze Farbe, sondern das Dunkel der Nacht, des Sturmes, der Wolken bezeichnen, übergehend in das Blaue oder Blaugraue. Dunkel oder schwärzlich wird in den Homerischen Gedichten die Wolke und der Sand am Meeresboden unter der Sevlla genannt. Das allmälige Auftreten des Begriffs Blau an Worten, die von der allgemeineren Wahrnehmung des Dunkeln oder Schwärzlichen vorher zu der Nüancirung des Grauen übergegangen waren, läßt keine andere Erklärung zu, als daß die Farbenanschauung des Blauen sich stufenweise aus der des Dunkel selbst entwickelte. Der Verf. bringt diese Thatsache damit in Verbindung, daß die blaue Farbe die äußerste unter den prismatischen ist, welche noch eine eigene Benennung hat. Aelter zurückreichend ist Bezeichnung der grünen Farbe; und dennoch haben die Vedalieder und der Avesta noch keine Bezeichnung für dieselbe. Die Untersuchungen des Verf. verfolgen die allmälige Unterscheidung unseres gegenwärtigen Systems von Farben in der Sprachentwicklung und nahmen eine entsprechende Untersuchung der Geschichte unserer Tonempfindungen in Aussicht, welche leider sein Tod unterbrach.

Von nicht geringerem Interesse werden die Nachforschungen des Verf. über die Entwicklung moralischer Vorstellungen im Menschengeschlecht sein. Aelteste Sprache verhüllt und beschönigt nichts Natürliches, und das sittliche Urtheil bildet sich erst durch Uebertragung von praktischen Gebieten aus. Meistens ist es entweder Tüchtigkeit und physische Kraft, oder Nützlichkeit und Annehmlichkeit, und ihre Gegentheile, die den späterhin sittlich angewandten Bezeichnungen zum Grunde liegen. Ja die Festsetzung solcher Bezeichnungen pflegt oft erst in der geschichtlichen Zeit stattzufinden, und ein Schwanken zwischen dem Guten im praktischen und moralischen Sinne sogar in philosophisch gebildeten Literaturperioden verräth die Jugend streng ethi-

scher Allgemeinbegriffe und verweist ihre Geschichte in ein anderes als das urgeschichtliche Gebiet.

Neue Mittheilungen über Friedrich Rückert und kritische Gänge und Studien. Von Dr. C. Beyer. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Paul Frohberg.

In dem vorliegenden Buche erhalten wir den Abschluß einer Reihe von Veröffentlichungen Beyer's, deren Mittelpunkt Rückert ist. Die am meisten wohlthuenden Dichtergestalten des letzten halben Jahrhunderts sind ohne Frage Uhland und Rückert. Und zwar ist dies wesentlich dadurch mitbedingt, daß ihre dichterische Wirksamkeit auf dem gesunden und festen Boden eines Lebensberufs ruhte, welcher sie unabhängig gemacht hat und in den Epochen nachlassender dichterischer Production ihnen einen Wechsel der Lebensaufgaben gestattete. Beide waren Sprachgelehrte im höchsten Sinne des Wortes, Rückert von einer seltenen Genialität für das Studium von Sprachen. Und dies ward für Beide auch Ausgangspunkt ihrer höchsten dichterischen Leistungen. Diese lagen für Uhland, entsprechend seinen Beschäftigungen mit den Gedichten des Mittelalters und dem Volkslied, in einer Lyrik, welche den einfachsten, dem ganzen Volke gemeinsamen Empfindungen Worte von zutreffender Schlichtheit und reinem volksmäßigen Klange lieh; für Rückert, entsprechend einem die ganze Weltliteratur umspannenden sprachlichen Studium, lag der Schwerpunkt der Dichtung in betrachtender Weisheit und ihrem kunstvollendeten Ausdruck. Er hatte mit den klassischen Studien begonnen; in den Zeiten des patriotischen Aufschwungs von 1814 und 1815, als er seine deutschen Gedichte schrieb, hatte er sich in germanistische Studien versenkt; dann wendet er sich 1817 nach Italien, schwelgt in der Schönheit italienischer Sprachen und dichtet Sicilianen; ein Jahr darauf findet man ihn im Verkehr mit Hammer-Purgstall und Friedrich Schlegel ganz von orientalischen Studien absorbirt, und nun beginnt jene Reihe von Umdichtungen orientalischer Poesien, durch welche er in der Weltliteratur einen Platz einnimmt. Und, als hätte er nun erst die Formen gefunden, in welchen auch sein eigenes Wesen sich selbst aussprach, erscheint 1821 sein „Liebesfrühling“. Immer wird inmitten der mannigfachen Veröffentlichungen, welche indische, persische, hebräische Studien in ihm anregten, als seine eigenthümlichste Leistung seine „Weisheit der Brahmanen“ erscheinen, an welcher er seit 1836 arbeitete. Der wissenschaftliche Ertrag so vieljähriger Beschäftigung lag nur zum Theil in der Fülle seiner Uebersetzungen; ein anderer Theil seiner sprachwissenschaftlichen Forschungen gedieh nicht zur Reife. Wie viel glücklicher ist darin Uhland gewesen als er! Die Schicksale eines so reichen Lebens wird man mit Vergnügen aus den mannigfachen Mittheilungen Beyer's ersehen. Manches, worüber unaufgeklärte Gerüchte umherliefen, insbesondere sein Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. betreffend, sieht man in der hier gegebenen Erzählung mit heiterem Behagen an sich vorübergehen. Als nach dem Regierungswechsel Schelling, die beiden Grimm und Rückert berufen wurden, war ganz Berlin voll Erwartung ihrer. „Nach einigen Tagen,“ so erzählt der Verf., „schenkte mir Rückert seinen Besuch in meinem Hause und meiner Familie. Mit erschrockenem Gesichte trat das Hausmädchen in das Familienzimmer, ein großer Mann von ungewöhnlichem Aussehen wolle zu mir. Ich stürzte ihm natürlich mit offenen Armen entgegen.“ Er schildert die Erscheinung des berühmten Dichters. „Der markige und massive Bau seiner Glieder, welche ihn in der Jugend riesengroß erscheinen ließ, war geschwunden, wie ich mir im stillen dachte, von der gelehrten Arbeit verzehrt, und es blieb nur die hohe nunmehr schlanke Gestalt, die er aber durch Haltung und Gang, auch wohl durch Kleidung, nicht ihrer Höhe gemäß geltend machte, worüber auch die Berliner ihre Bemerkungen nachmals nicht versäumten. Auffallend aber war die nun schon eingetretene Bildung seines Kopfes, die, soviel ich mich entsinne, auch öffentlich besprochen worden ist, und bei welcher ich mich erinnerte, daß auch an Schiller die Umbildung seines Profils, welches in der Jugend so schwungbaft nicht war, aus Geistesarbeit erklärt worden war. Ein volles, herabfallendes schwarzes Haupthaar gab endlich seinem Antlitz mit tiefdunklem Auge immerhin einen nicht nur imposanten, sondern auch anziehenden Ausdruck.“ Man kann denken, wie wenig geeignet der Dichter war, seinen Platz in dem Herzen des Königs zu behaupten. Der Grund der Mißstimmung des Königs gegen ihn kommt in diesen Veröffentlichungen nun zur Kenntniß des Publicums. Gedichte, in welchen Rückert nach alter Gewohnheit seinen intimsten Stimmungen Ausdruck gab, wurden von ihm unvorsichtig aus der Hand gegeben und der König hat ihm die Veröffentlichung derselben niemals verziehen.

Zu solchen schätzbaren Mittheilungen kommen in diesen beiden Bänden eine Chronologie von Rückert's Leben und Wirken, eine Sammlung bisher zerstreut gebliebener Gedichte desselben, ein sehr schätzbarer kritischer Nachweis der Abweichungen der älteren Texte von der letzten Ausgabe, Briefe mannigfacher Art und eine Charakteristik des Dichters und des Menschen.



Neuestes aus der Ferne.

Gesellschaft zur Erforschung Centralafrika's.

Auf Anregung des von den geographischen Vereinen in Deutschland, unter dem Namen „Deutsches Comitee zur Erforschung Centralafrika's", constituirten Comitee hat sich jetzt, um der methodischen Verfolgung der Sache eine sichere Grundlage zu geben, der Vorstand der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin entschlossen, einen gleichnamigen Verein, „Gesellschaft zur Erforschung Centralafrika's" zu bilden."

Der Zweck der Gesellschaft geht zunächst dahin, die noch völlig unbekannten Theile Afrika's in das geographische Wissen einzuführen und die dafür erforderlichen Entdeckungsreisen zu einem baldigst vorläufigen Abschluß zu bringen. Außerdem wird sie gleichzeitig bestrebt sein, die in der gegenwärtigen Kenntniß von Afrika überhaupt noch bestehenden Mängel allmälig auszufüllen.

Zur Erreichung dieser Zwecke beabsichtigt die Gesellschaft, soweit die jedesmal vorhandenen Mittel reichen, theils selbständige Expeditionen auszurüsten, theils in Afrika bereits befindliche zu unterstützen.

Durch methodische Regulirung umsichtig geleiteter Expeditionen wird dahin gestrebt werden müssen, die äußersten der von Barth, Duchaillu, Schweinfurth und Livingstone erreichten Punkte durch ein Routennetz zu verbinden, und in diesem wird dann der afrikanische Continent in dem bisher mysteriös verschleierten Aequatorialtheil einer deutlichen Anschauung gewonnen sein und sich so vom Centrum aus seiner geographischen Gestaltung nach enthüllen.

Afrika war von jeher das eigentliche Feld wissenschaftlicher Reisen, und die dortigen Entdeckungen, die weniger wie in andern Erdtheilen mit Colonialfragen und commerciellen Zwecken verknüpft waren, sind jener reinen Liebe zur Wissenschaft zu verdanken, wie sie besonders im germanischen Volksstamm gepflegt wird.

So scheint es auch vor allem eine deutsche Aufgabe, jetzt, wo die lange Reihe der Entdeckungen in Afrika sich ihrem Endziele zu nähern beginnt, zur baldigen Erreichung desselben thätig mitzuwirken.

Drei große Ströme bleiben zu erforschen: der Uelle, der Lualaba, der Congo; Ströme, bei denen weder ihr etwaiger Zusammenhang, noch von dem einen die Quelle, noch von dem andern die Mündung bekannt ist. Ihren Richtungen folgend, werden wir auf alte Handelsstraßen zurückgeführt werden, die vielleicht einst den Indern und Arabern, wenn nicht den Aegyptern, bekannt waren, und von denen uns noch die frühesten der portugiesischen Entdecker unbestimmte Kunde hinterlassen, die dann in Folge der aufgestachelten Sklavenjagden unzugänglich wurden und die gegenwärtig in gänzliche Vergessenheit und Unkenntniß gerathen sind.

Ferdinand von Richthofen's Reisen in China.

Der aus China zurückgekehrte Reisende, Baron von Richthofen, bereitet die Herausgabe der Beschreibung seiner Erlebnisse

vor. Derselbe begleitete als Geolog die preußische Expedition nach Ostasien, blieb nach deren Ablauf zurück, um Reisen in Vorder- und Hinterindien und Nordamerika auszuführen, und begab sich sodann 1868 nach China, welches er nun ziemlich vier Jahre lang in den verschiedensten Richtungen durchstreifte. Die damalige Absendung der Burlingameschen Gesandtschaft schien die Aussicht zu eröffnen, daß die chinesische Regierung zu einer großen geologischen Aufnahme des Landes die Hand bieten werde, aber diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Die beste Stütze des Reisenden wurde nun die Handelskammer zu Shanghai. Unsere Karten von China gehen sämmtlich auf die Aufnahmen der Jesuitenpatres am Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zurück. Zwar besitzen auch die Chinesen selbst Karten ihres Landes schon seit sehr alter Zeit, da die Vorsteher eines Liën oder Kreises gehalten waren, solche von ihrem Kreise anzufertigen oder zu bewahren, aber die Vereinigung von vielen Einzelkärtchen gelang den Chinesen nur in ungenügender Weise, und hierbei eben kamen ihnen die Jesuiten zu Hülfe. Die Orographie der Jesuitenkarten leidet jedoch an vielen Mängeln, denn, da die Chinesen keine Gebirge, sondern nur Berge kennen, so haben die Patres manche Gebirgssysteme willkürlich eingetragen, wo die Wasserscheiden dergleichen zu erfordern schienen. Demnach faßte der Reisende die Orographie und Geologie vor allem ins Auge, daneben auch Erforschung der Verbreitungsgrenzen wichtiger Landesproducte, wie Thee, Seide rc. Das eigentliche China, oder „das Land der achtzehn Provinzen", ist vorwaltend Gebirgsland; seine einzige Tiefebene zwischen dem blauen und dem gelben Flusse ist aber, wenn auch nicht die größte, so doch die bevölkertste der Welt, ein Gebiet, ausgezeichnet ebenso durch die intensivste Bodenbenutzung, wie durch die zahlreichsten Verbindungsstraßen, theils natürlicher, theils künstlicher Art. Außerdem besitzt es nur noch kleinere Hochebenen im Gebirge. Da die Landformationen China's nicht über die Lias herunterreichen, so ist hier die Erosion der Gewässer seit undenklichen Zeiten thätig gewesen, die Betten derselben sind tief eingeschnitten, alle Unebenheiten in ihrer Sohle ausgeglichen, so daß die Flüsse oft schon 1 oder $1^1/_2$ Meile von ihrer Quelle schiffbar sind, schiffbar allerdings nach chinesischem Begriff. Die von Baron Richthofen ausgeführten Einzelreisen erstreckten sich bis an die Grenzen von Korea und bis Mukden im Norden, Canton im Süden, und Ssetschuën im Westen. Hierbei entdeckte er in der Provinz Schansi ein Kohlenlager, welches bei der jetzigen Consumtion noch Tausende von Jahren ausreichen würde. Der Preis der besten Stückkohle beträgt dort für die englische Tonne (2000 Pfd.) nur 5 Sgr! In der Nähe liegt Eisen von vorzüglicher, das englische übertreffender Qualität. Das Gemetzel von Tientsin (Juni 1870) veranlaßte den Reisenden, China zeitweilig zu verlassen, um einige Monate in Japan zu reisen. Er kehrte darauf nach Peking zurück und trat seine letzte große Umfahrt durch den Westen an, streifte hierbei die südliche Mongolei, durchzog Schansi, besuchte Si-ngan-fu, die Hauptstadt desselben, lange Zeit die Residenz der älteren Dynastien und im Brennpunkt chinesischer Culturentwicklung, noch jetzt wohl eine Million Einwohner zählend, und ging sodann nach Ssetschuën hinüber, die ihm als die schönste und fruchtbarste Provinz China's, ihre Einwohner als die gebildetsten des Reiches erschienen. Von hier war jedes weitere Vordringen nach Tibet, durch das Gebiet unabhängiger Gebirgsvölker, oder nach Yünnan, in das Land rebellischer Mohamedaner, unmöglich.

Das Jubiläum der Stadt Porto Alegre.

In diesem Jahre feiert die Stadt Porto Alegre ihr hundertjähriges Geburtsfest und es ist von Interesse, einen kurzen Rückblick auf ihre Entwicklung zu werfen.

Als der Castilianer Ceballos die Portugiesen aus Rio Grande vertrieb, wurde der Sitz der Regierung, der damaligen Capitania, nach Viamao verlegt. Der Guahyba hieß dazumal Porto de Sao Francisco, weil eine Kriegsschaluppe dieses Namens häufig in ihm ankerte.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ließen sich einige Ehepaare von den Azoren dort nieder, wovon der Hafen den Namen Porto dos Casaes erhielt.

Im Jahre 1772 gehörte das Land, auf

dem heute die Stadt ruht, zu der „Fasenda do Morro de Sta. Anna“, deren Besitzer einer jener Azorianer, Namens Ignacio Francisco, war.

Da wo heute der obere Theil der Stadt liegt, standen damals die Wohn- und Wirthschaftsgebäude der Fasenda, und als der weiland Provedor Ignacio Osorio Vieira die Expropriirung des zur Anlage der jetzigen Stadt nöthigen Landes befahl, wurden die Liegenschaften des Ignacio Francisco in folgender Weise abgeschätzt:

127 Orangenbäume	325 120	Rs.
13 Limeiras	4 160	„
5 Citronenbäume	1 600	„
9 Quittensträucher	2 880	„
200 Pfirsichbäume, 100 Feigenbäume und 4 Cidrabäume	25 600	„
ein mit Ziegeln gedecktes Haus mit Farinhamühle, Thüren, Fenster &c.	50 600	„
eine mit Stroh gedeckte Hütte mit 2 Thüren und einem Fenster	6 400	„
eine Sensala mit 2 Thüren	12 000	„
eine mit Ziegeln gedeckte Hütte mit Thür und Fenster	13 600	„
eine Hütte für Reisende mit 2 Thüren	8 000	„
ein Wohnhaus mit 5 Thüren, gedieltem Salon &c.	19 200	„
ein Curral nebst Schweinestall	12 800	„
Gartenarbeit	6 400	„
ein eingezäunter Rincao (die heutige Varsea)	12 800	„
eine umzäunte Roça	19 200	„
drei Roças für 9 Alqueiros Waizenaussaat	12 000	„
eine Hütte mit Curral	40 000	„
Summa summarum	579 360	Rs.

Das war vor hundert Jahren der Schätzungswerth der bemfeitorias des Ortes, den heute die blühende Stadt Porto Alegre bedeckt.

Am 6. Juli 1773 wurde die Expropriation vollzogen und im selben Jahre der Bau der Hauptkirche, unter Invocation des St. Franciscus, begonnen; doch ließ der damalige Gouverneur J. M. de Figueiredo die Invocation zur jetzigen — Madre de Deos — umändern und legte der neugegründeten Ortschaft den Namen „Porto Alegre“ bei.

Am 24. Juli 1773 wurde der Sitz der Municipalkammer von Viamao nach Porto Alegre verlegt, wo die erste Sitzung der Kammer am 6. Sept. 1773 stattfand.

Zur Villa wurde Porto Alegre 1808, zur Stadt 1823 erhoben.

Im Vergleich zu dieser noch so naheliegenden Vergangenheit ist der jetzige Fortschritt der Stadt wirklich überraschend.

Nach der letzten Volkszählung hat dieselbe 27 751 Einwohner, die sich in folgender Weise auf die drei bestehenden Kirchspiele vertheilen:

Madre de Deos	9 023	Seelen,
Rosario	14 096	„
Dores	4 632	„
	27 751	Seelen,

worunter 8784 Sklaven sind.

In Porto Alegre giebt es gegenwärtig folgende öffentliche Bureaux: Cabinet der Präsidentur, die Secretariate der Regierung, des Bisthums, der Municipalkammer, des Generalcommandos, der Assemblea Provincial und der Polizei-Chefetur, eine Thesauraria, eine Generaldirection der Finanzen der Provinz, eine Alfandega, ein Rentamt, ein Arsenal, ein Generalpostamt, ein Hafenamt, zwei Telegraphendirectionen, eine Ingenieurstation, ein Landamt, eine Centralverwaltung der Colonien und ein Militärhospital.

In diesen Bureaux sind 381 öffentliche Beamte angestellt.

Es giebt hier 8 religiöse Orden und Brüderschaften, von denen ein großer Theil schon im vorigen Jahrhundert gegründet wurde.

Außer 13 öffentlichen Elementarschulen befinden sich hier noch ein Athenäum, ein Lehrerseminar, ein Seminar für katholische Geistliche und 4 Waisenhäuser, verbunden mit Schulen.

Es giebt ferner hier 5 Elementar-Privatschulen und 12 private höhere Bildungsinstitute.

Ferner besitzt Porto Alegre 5 Hülfsvereine, nämlich zwei brasilianische, einen deutschen, einen portugiesischen und einen französischen.

Außerdem giebt es hier ein großes Hospital — Santa Casa.

Von industriellen Unternehmungen, die in Porto Alegre ihren Sitz haben, erwähnen wir: die Bank der Provinz, die Bank Maua, die Wasserleitungsgesellschaft, die Marmorgesellschaft, die Leopoldenser Eisenbahngesellschaft und die Gasleitungsgesellschaft.

In Handel und Gewerben hat das deutsche Element sich bereits einen bedeutenden Platz erworben, obgleich unter den 28000 Einwohnern sich höchstens 1500 bis 2000 Deutsche befinden.

Die katholische Mission am oberen Nil.

Von 1846 an, wo Pater Ryllo die Missionsschule in Khartum errichtete, bis in den Anfang der sechziger Jahre, wo die Station Gondokoro und später Heiligenkreuz, die Provicar Knoblecher 1849 am oberen weißen Nil gegründet hatte, wieder aufgegeben wurden, hing die Erweiterung unserer Kenntniß vom oberen Nilland zum nicht geringen Theil mit der unter dem Namen „Marienverein" bestehenden österreichischen Mission zusammen. Die Namen jener Missionäre, die durch Entdeckungsreisen, Positionsbestimmungen, meteorologische Beobachtungen, ethnographische, namentlich sprachliche Forschungen, so wesentlich zur besseren Kenntniß des Nilgebietes beigetragen haben, werden in der afrikanischen Entdeckungsgeschichte eine bleibende Stelle einnehmen, und nachdem wir seit zehn Jahren einen Rückgang dieser Mission erlebt, wird nun die Nachricht von einem neuen Aufschwunge von Interesse sein.

Seit 1861 hatte der Franciscanerorden die Mission am Nil in der Hand; auf Anregung von Daniel Comboni hatte der Bischof von Verona bereits 1867 ein Collegium für die afrikanischen Missionen und ein Institut der weiblichen Missionsmitglieder für Afrika gegründet. Nachdem nun der Franciscanerorden auf die fernere Besetzung des apostolischen Vicariats verzichtet hat, übertrug die Propaganda in Rom in der Generalsitzung vom 21. Mai 1872 dieses ganze Vicariat an die Priester des Instituts für das Negerland in Verona und ernannte Comboni zum apostolischen Provicar für Centralafrika.

Vor seiner Rückkehr nach Afrika besuchte der neue Provicar auch Wien, wodurch das Comitee in die Lage kam, die Priester namhaft machen zu können, welche seiner Leitung unterstehen, und die theils in Afrika schon wirken, theils demnächst dahin abgehen.

Außer der Station in Khartum hat die Mission in Kairo Knaben- und Mädchen-Institute mit fünf Priestern und sieben Schwestern, denen noch vierundzwanzig in Verona gebildete Negerinnen beistehen, und in der neugegründeten Station zu El Obeid in Kordofan zwei Priester.

In diesem Jahre sollen sieben Priester aus Verona nach Afrika abgehen und Comboni beabsichtigt, die Mission wiederum auf weitere Gebietstheile Innerafrika's auszudehnen.

Ende des dreiunddreißigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.